

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Siebzigster Band.

Mit den Portraits von:

Rudolf von Bennigsen, Ida Boy-Ed, Lord Rosebery.



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 70. Bandes.

Julii. — August. — September.

1894.

	Seite
Friedrich Althaus in London.	
Lord Rosebery. Ein Charakterbild	293
Friedrich Boettcher in Berlin.	
Rudolf von Bennigsen	36
Jda Boy-Ed in Lübeck.	
Die Lehten. Novelle	139
Georg Brandes in Kopenhagen.	
Das Buch Hiob. Autorisirte Uebersetzung von A. Neustädter ..	306
Moriz Brasch in Leipzig.	
Der Begründer der Völkerpsychologie. Eine Studie zu Moriz Lazarus' 70. Geburtstage	339
Alfred Freiherr von Eberstein in Wiesbaden.	
Feld-Telegraphie	52
Ludwig Fuld in Mainz.	
Zur Abänderung des deutschen Strafverfahrens	108
Bruno Gebhardt in Berlin.	
Kurd von Schläger als Geschichtsschreiber	383
Rudolf von Gottschall in Leipzig.	
Adolf Friedrich Graf von Schack	90
Alfred Holzbock in Berlin.	
In der dänischen Hauptstadt	118
Alfr. Chr. Kalischer in Berlin.	
Philosophen und Astronomen des XVII. Jahrhunderts und die ethische Seite der Musik	352
Richard Koehlich in Breslau.	
Der Trappist. Eine Skizze	112

M48427

— Inhalt des 70. Bandes. —

	Seite
L. Eindemann in München.	
Ein fest. Skizze.....	402
U. Rogalla von Bieberstein in Breslau.	
England gegenüber der veränderten Lage im Mittelmeer.....	217
fr. Rubinstein in Berlin.	
Von Zeit und Ewigkeit. Ein Beitrag zur Psychologie des täglichen Lebens.....	193
Caesar Schoeps in Breslau.	
Das Gutachten des Vorstandes der Berliner Anwaltskammer zur Frage der freien Advocatur.....	222
Franz Servaes in Berlin.	
Die Herkunft der modernen Malerei.....	202
Henryk Sienkiewicz in Warschau.	
Sei gelobt. Eine indische Sage. Uebersetzung aus dem Polnischen von Bronislawa Nienfeld.....	399
August Silberstein in Wien.	
Der blaue Nagel. Eine heitere Dorf- und Maler-Geschichte.....	279
Alexander Swientochowski in Warschau.	
Italienische Skizzen. Aus dem Polnischen von Malwine Posner-Garfein.....	66. 162
Heinrich Teweles in Prag.	
Ida Boy-Ed.....	154
E. Vely in Berlin.	
Wohlthätigkeit. Novelle.....	1. 228
Bibliographie.....	128 264. 404
Bibliographische Notizen.....	134. 273. 412

Mit den Portraits von:

Rudolf von Bennigsen, radirt von Wilhelm Rohr in München; Ida Boy-Ed, Lord Rosebery, radirt von Johann Lindner in München.



Band 70. — Heft 208.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Juli 1894.

18.
Jahrgang.

Greslau.
Schleßische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXX. Band. — Juli 1894. — Heft 208.

(Mit einem Portrait in Radirung: Rudolf von Bennigsen.)



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Juli 1894.

Inhalt.

E. Dely in Berlin.	Seite
Wohlthätigkeit. Novelle.....	1
Friedrich Boettcher in Berlin.	
Rudolf von Bennigsen	36
Alfred Freiherr von Eberstein in Wiesbaden.	
feld-Telegraphie	52
Alexander Swientochowski in Warschau.	
Italienische Skizzen. Aus dem Polnischen von Malwine Posner-Garfein	66
Rudolf von Gottschall in Leipzig.	
Adolf Friedrich Graf von Schack	90
Eudwig Fuld in Mainz.	
Zur Abänderung des deutschen Strafverfahrens	108
Richard Koehlich in Breslau.	
Der Trappist. Eine Skizze	112
Alfred Holzbock in Berlin.	
In der dänischen Hauptstadt	118
Bibliographie.	128
Besuch bei den Kannibalen Sumatras. (Mit Illustrationen.) — Culturbestrebungen der deutschen Juden im Mittelalter.	
Bibliographische Notizen.....	134

Hierzu ein Portrait: Rudolf von Bennigsen.
Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenbüfenerstr. 2/3.





Wohlthätigkeit.

Novelle

von

E. Delg.

— Berlin. —



ris!"

„Frau Commerzienrätthin!"

Die Frauenstimme erklingt aus dem Nebenraum, der Antwortende sitzt am Kamin und hat dem Glimmen der Kohlen im Dämmerlicht zugesehen. Er ist eine breitschultrige, mächtige Gestalt, die sich behaglich zurückgelehnt hat in den tiefen Sessel, ein Kopf mit ergrauenden Haaren und klugen, blauen Augen, große Hände, die, wenn sie jetzt auch weich und gepflegt sind, doch nicht verleugnen, daß sie einst praktisch zugegriffen bei körperlicher Arbeit — das ist der Commerzienrath und vielfache Millionär Fris Derffner.

Den Titel hat er erst kürzlich erhalten, und es macht ihm große Freude, ihn so oft als möglich angewendet zu hören oder ihn selber auszusprechen. Ein leichter Schritt kommt über den Teppich zu ihm heran.

„Noch im Dunkeln, Fris?"

„Ja — mit mir und meinen Gewissensbissen!" giebt er zurück und wendet den Kopf nicht einmal zu ihr hin.

Sie lacht, es ist ein wohlthuender Laut. „Ach, Du, der Beste und Weichherzigste der Menschen!"

„Das ist es eben, daß Du mich für so gut hältst," protestirt er, und das kommt fast polternd heraus. „Aber — daß ich heuchle, kannst Du wenigstens nicht behaupten, ich sage es Dir immer, jeden Tag, Du überschätze mich, Olga!"

Sie streicht ganz leise mit der schmalen Hand über sein Haar.

„Nun denn, mein Sündler, mein Tyrann und was Du sonst noch sein willst, laß mich bei meinem Glauben! So lange ich Dich für das halte, was ich in Dir zu sehen glaube, bist Du es mir ja —“

Er fängt ihre Finger mit einer raschen Bewegung und läßt sie dann ebenso hastig wieder los, als brennten dieselben bei der Berührung.

„Du hast für Alles Deine klugen Auslegungen, Olga —“ sagt er zwischen den Zähnen hin, und dann ist es nur ein undeutliches Gemurmel, das nachkommt. Sie stützt sich auf die Lehne seines Sessels; sie ist eine ungewöhnlich große und sehr schlanke Frau, ihr graublaßes Antlitz hat nicht den mindesten Reiz, ihre grauen Augen sind von mildem und klugem Ausdrucke, aber doch solche, die weder gefallen noch abstoßen, das einzig Süßliche können nur Kenner feinerer Art schätzen, es ist das reiche, aschblonde Haar, das sich in seltener Fülle um ihren Kopf legt, der so schwer daran zu tragen hat, daß sie ihn immer ein wenig nach vorn geneigt hält.

Sie mag dem Ende der dreißiger Jahre nahe sein und gehört zu den weiblichen Wesen, die niemals jung und frisch ausgesehen haben; der Commerzienrath zählt zwanzig mehr, und doch passen sie zu einander, ist der Unterschied nicht einmal bemerklich.

„Fritz,“ flüstert sie, „dies wird Dir nun bald zur fixen Idee. Und ich meine, es ist nicht gut, wenn ich so weit fort gehe und Du die Räume leer findest. Soll ich Licht anzünden lassen?“

„Nein — es ist behaglicher so,“ sagt er, den kispelnden Laut seiner weisfällischen Heimat nicht verleugnend.

„Setz Dich auch her. Du bist eben erst nach Hause gekommen?“ fragt er dann, als sie den Stuhl ihm gegenüber gerückt. Die aufsuchenden Lichtflammen beleuchten sie Beide.

„Und habe nur oben mein Kleid gewechselt,“ erzählt sie. „Der Aufenthalt in der Volkstüche ist nicht gerade der behaglichste, und ich bringe immer ein Rochparfüm in den Kleidern mit — aber Du solltest sehen, wie ich bereits gelernt, die Fleischrationen sicher abzutheilen, es ist Alles im Leben Uebung und guter Wille —“

„Und Deine Fabrikshule?“

„Oh, vortrefflich, namentlich ruft es eine lustige Stimmung hervor, wenn ich, wie kürzlich zu Deinem Geburtstage, ihnen ein Fest gebe.“

„Machst mich wohl gar zu einem nationalen Helden?“ sagt er, zwischen Lust und Unlust kämpfend.

„Zu einem populären Namen hast Du den Deinigen gewiß gemacht,“ entgegnet sie, „und es hat mir gar nicht schlecht gefallen, als der Lehrer Dich den Kindern als „Kind aus dem Volke“ rühmte und an Deinem Beispiel zeigte, zu welcher Hochachtung und Wohlhabenheit man durch Fleiß und Energie gelange. Und wie dann die jungen Kehlen in ein schmetterndes Hoch auf Dich ausbrachen — ach, Fritz“ — ihre Stimme zittert vor Be-

wegung, und sie greift mit der Hand über die Lehne des Sessels und umfaßt mit ihren schlanken Fingern seine breiten.

„Weißt Du, Fritz, daß ich an alles Andere eher gedacht hätte, als daß ich eine „wohlthätige Frau“ werden würde. — Aber Du hast es so haben wollen, vor zwei Jahren meintest Du, es sei nun an der Zeit, auch in irgend eins der Comités zu treten — Wir sind ja unter der Hand in Deinen Arbeiterfamilien wohlthätig genug gewesen, so daß ich die Nöthigung nach außen nicht recht einsah. Aber — Dein Wunsch — Du kennst mich ja und mußt nun auch zugeben, daß ich mich auf dem neuen Posten recht gut mache.“

„Wo thätest Du das nicht, Olga!“ sagt er halblaut.

Sie überhört das und biegt sich noch ein wenig mehr herüber: „Gesteh' mir nun aber auch Eins, die Eitelkeit sprach bei Dir mit — Du wolltest mich in dem Comitè sehen, wie jene anderen Frauen unseres Kreises auch, und ganz in der Ferne schwebt Dir die „herkömmliche Auszeichnung“ vor, die allerhöchsten Orts einmal diesen unermüdblich für das Wohl Anderer wirkenden Damen wird. Ja, Du bist eitel für und auf mich! Obwohl ich in unseren vier Wänden bekenne, daß es heute noch nichts Herrlicheres für mich giebt, als allein Dir zu leben, für „Dein Wohl“ zu sorgen.“

„Du — bist ein Engel, Olga!“

Sie lacht, und das klingt erfrischend und humorvoll.

„Keine Ueberschwänglichkeiten, Fritz. Als ich damals meine Hand in Deine legte, gelobte ich mir vielerlei — ich habe einsehen lernen, das war noch längst nicht genug!“

„Damals!“ sagt er, wie in Träumerei an Vergangenes verloren, und dann schweigen sie Beide, in ihrem harmonischen Einverständnis wissend, daß ihre Gedanken sich mit dem gleichen Stoff beschäftigen.

Damals!

Ein Arbeiterkind, aus sehr unerfreulichen häuslichen Verhältnissen stammend, hat er von der Pike auf gedient, als Schlosserlehrling an den Effen und Schraubstühlen gearbeitet, mit unsäglich herben Entbehrungen sich die Mittel zu einer Fachschule errungen, mit der Technik am Tage gekämpft und sich den Schlaf gestohlen, um theoretische Bildung einzubringen. — Und dann kam „ein Anfang“ mit kleinen Mitteln und sehr wenig Aussicht, aber mit eisernem Fleiß und gleichem Willen.

Und so hat er's zum wohlhabenden Fabrikherrn, dann zu Reichthum und Ansehen gebracht, wie ein König geehrt in der Fabrikstadt, wie ein Vater geliebt von seinen Arbeitern.

Lange ist er einsam durch's Leben gegangen. Freunde und Fremde haben gespottet:

„Für das Umschauen nach einer Frau nimmt er sich keine Zeit.“

Da hat er in einer Abendgesellschaft, zu welcher er nur ganz gezwungen ging, Olga Wantrup getroffen. Sie war aus dem Süden gekommen, eine

Cousine der Hausfrau, von Beruf eine „angehende, nützliche Tante“, wie sie ihm nach den ersten fünf Minuten mit dem lebenswürdigen Humor erzählte, der an ihr so erfrischend wirkte.

„Ohne Talent zu irgend einem Talent“, ziemlich weltlich erzogen als Tochter eines Bildhauers, besaß sie Mittel genug, unabhängig zu sein, und die Laune, nützen zu wollen, wo es nicht als „Muß“ von ihr verlangt wurde. Im elterlichen Heim, das sie früh durch den Tod von Vater und Mutter verlor, hatte sie das „Können“ in jeder Beziehung schätzen lernen, durch den Umgang mit Menschen von jeder Berufs- und Lebensklasse hatte sie große und freie Anschauungen gewonnen.

So, ein „Ich“, das nicht nach außen reflectirte, sondern „für sich“ — „in sich“ sich ausleben wollte, trat sie dem Mann der Arbeit gegenüber. Und er, der manchmal noch befangen war, fühlte sich frei und leicht beim Plaudern mit ihr. Sie wußten aber gegenseitig nicht, wie viel sie sich schon geworden, bis die Stunde des Scheidens kam.

Als ihre Hände in einander lagen und ihre Blicke sich trafen, da kam die Erkenntniß über sie. Sie war die Tapfere, sie lachte und wollte über den Augenblick hinscherzen, aber ihn übermannte er.

„Gehen Sie nicht, Olga, ich kann Sie nicht entbehren — bleiben Sie bei mir, seien Sie mein Weib!“

Das war seine schlichte, aus dem Herzen kommende Werbung gewesen. Erstaunt sahen die Mütter hübscher, jüngster Mädchen, die immer noch auf eine Befehung des Millionärs gehofft hatten, ihn die zweiunddreißigjährige blasse Olga Wantrup vorziehen.

Die Thatfache, daß ein gasliches Haus sich aufthat, in dem sie die Honneurs so machte, daß selbst Frig Derffner nach kurzer Zeit die ihm noch anklebende Schüchternheit an ihrer Seite überwand, ließ alle kritischen Zungen, die ihr sonst wohl den Anfang und die Stellung ershwert hätten, zu ihrer Lobpreisung übergehen — sie wurde für eine „musterhafte Frau“ erklärt.

„Olga!“

„Frig!“

Etwas Hohles ist in seiner Stimme, „Du sagst, man ist das, wofür der Andere uns hält — wenn Dir nun einmal die Augen aufgingen und Du erkennen müßtest, daß Du in einer Selbsttäuschung befangen warst —“ er hüstelt, als werde es ihm schwer — „in Bezug auf mich!“

„Närrischer Mensch, Du sprichst ja doch nicht im Ernst!“

Ein Ruck, der Sessel kracht unter dem Gewicht seines Körpers.

„Wenn — wenn ich Dir ein Geständniß zu machen hätte —“

„Du?“

Ein rother Flammenschein zuckt über ihr Gesicht, es sieht jünger und beinahe schön so aus. „Mußt Du etwa, um Dein Gewissen zu erleichtern, bekennen, daß Du mir ein wenig gegrollt hast, weil ich nicht ganz so selig wie Du über „den Commerzienrath“ war?“

Sie legt den Arm um seinen breiten Nacken. „Als ob es Etwas in der Welt gäbe, das Dich größer in meinen Augen machen könnte, zu höheren Ehren zu erheben vermöchte, als Du sie für mich besitzt.“

„Und wenn es nun gar etwas gäbe, daß mich kleiner, — sogar wie erbärmlich erscheinen ließe?“

Er wartet in dem Dämmerlicht auf ihre Frage, seine Finger haben sich tief in die Atlaspolster des Sessels gegraben, ein leichtes Keuchen ist in seiner Stimme, eine Unruhe in seinen Füßen, die auf dem persischen Teppich scharren.

„Fritz!“ — was sie sagen will, bleibt ungesprochen. Der Diener tritt ein und entzündet die Gaslampen, erst am Kamin, dann den blühenden Venetianischen Kronleuchter — nun taucht sich auch das Nebenzimmer in die Lichtfluth, dann der dritte Raum.

Der Commerzienrath Derffner beschattet die Augen mit der Hand, als thue ihm die Helle weh, aber was soll er dagegen sagen, es ist sein eigener Befehl, stets Licht um sich verbreitet zu sehen, und der Diener hat sich schon um drei Minuten über die bestimmte Zeit verspätet.

„Es ist ein unangenehmes Schneegestöber,“ sagt Frau Olga, mit einem Blick nach den Fenstern, vor denen jetzt die Vorhänge niedergelassen werden. Alles ist wohligh in diesen Räumen und wohnlich, nichts überladen, nichts von zu großem Reichthum redend. Gute Bilder, hübsche Marmorgruppen geben etwas künstlerisch Ausschmückendes, charakterisiren die Bewohner.

In dem hellen Licht ist der Commerzienrath ein Anderer geworden, das Unsichere, Erregte weicht plötzlich aus seinem Wesen.

„Ich muß noch einen Gang durch die Fabrik machen,“ sagt er.

„Ohne Deinen Thee, nein, das dulde ich nicht!“

Sie giebt dem Diener einen Wink und schiebt dann ihren Arm durch den des Gatten. So gehen sie ein paar Mal in dem großen Zimmer mit einander auf und nieder, tactgemäß ist's — sie hat sich ja in allen Dingen ihm angepaßt. Die Commerzienrätthin ist schmucklos und einfach gekleidet, sie weiß, äußere Zuthat macht weder ihre Person hübscher, noch gilt sie etwas in den Augen ihres Mannes — aber auf den „Rahmen“ für sich und ihn, auf das Heim hält sie. Nun lassen sie sich wieder auf dem alten Plätzchen nieder.

Der Diener rückt den kleinen Porzellantisch an ihre Seite, die Flamme flackert schon unter dem silbernen Kessel. Sie hat feingeformte Hände und es sieht gut aus, wenn sie sich in häuslicher Beschäftigung bewegen.

Dann bleibt der Diener stehen, während sich ihr Gatte mit Ergebenheit fügt, zuvor den Nachmittagsstrank zu nehmen.

„Gnädige Frau, es ist auch Jemand draußen, der Sie zu sprechen wünscht — eine Frau.“

„Wer?“

„Jemand von meinen Armen?“

„Ich kenne sie nicht, Frau Commerzienrath,“ erwidert der Diener, welcher erst seit Kurzem im Haus ist. „Sie meint, ich solle nur sagen: Die Mutter von der Toni — Toni Baumann — hieß es, glaub’ ich.“

„Ach!“ der Laut kommt aus Frits Derffners Munde, und er scheint selber davon überrascht, denn er schweigt eben so schnell wieder.

„Toni — freilich, meine Näherin — sie soll krank sein,“ sagt die Hausfrau, ohne den Kopf zu heben und die Einmischung des Gatten zu bemerken. „Ich möchte Deinen Thee nicht vernachlässigen, Frits, hast Du etwas dagegen, wenn ich hier ein paar Worte mit der Frau spreche? ich habe das Mädchen immer gern gehabt.“

„Ich, wie sollte ich!“ erwidert der Commerzienrath, aber es ist mit so erstarrter Sprache, daß Olga nach ihm hinüber sieht.

„Doch nicht Dein Herzklopfen, Frits?“

„Nein — nein!“

Nach wenigen Secunden schiebt sich mehr, als sie geht, eine kleine Gestalt durch die Thüre, welche der Diener hinter ihr schließt. Sie sieht in dem braunen Mantel mit dem großen Kragen kugelrund aus, rund und gebunfen ist auch das Gesicht, das aus einer schwarzen Kapuze blickt.

„Gu’n Abend!“ sagt die Frau kurz und schweigt dann wieder. Vielleicht macht sie der Raum mit der ungewohnten Helle befangen; ihre kleinen, listigen Augen gleiten über die Spiegel, die Bilder, die Möbel mit einem tagirenden Ausdruck und suchen dann die beiden Menschen an dem silberblitzenden Theetisch.

Wie sie keinen Muth zur Anrede findet, — so deutet nämlich Frau Olga ihr Schweigen, — fragt diese: „Sie sind die Mutter der Toni — also —.“

„Ja!“

Der Commerzienrath sitzt, sein Gesicht mit der Hand beschattend, regungslos auf seinem Platz.

„Und Sie kommen?“ — hilft die Dame nach.

„Ich komm’ — ja —“, — wieder stockt die Zunge, und die Blicke wandern durch den Raum, prüfend, schäzend, und um den breiten Mund zuckt es, und dann schieben sich die Hände hervor unter dem Mantel. Sie stecken in wollenen Handschuhen und falten sich über der Magengegend. Es ist etwas Drolliges und Widerwärtiges zugleich in der Erscheinung des Weibes. „Ich habe nämlich immer schon kommen wollen,“ fährt sie fort, „aber die Toni hat es nich’ gelitten. Und daß ich hier bin, weiß sie auch nicht.“ Ein krächzendes Lachen. „Na ja, die Toni is ein hübsches und zierliches Ding, un ich habe oft schon Noth mit den Leuten gehabt, daß sie nicht glauben wollten, daß es meine Tochter wäre. Na, ich habe es ja im Tauffchein, Toni, Tochter der Wittwe Mimma Baumann. Was ihr Vater war, der konnte sich sehen lassen, Fassbinder is er gewesen, von dem hat

sie's mit dem Aussehn. Na, er war ein schlechter Kerl und is nach Amerika, und ich habe das Wurm aufzubringen gehabt."

"So!" etwas gedehnt klingt dies eine Wort, und die Commerzienrätthin sendet dabei einen prüfenden Blick über die seltsame Gestalt hin.

"Wie die Männer sind," fährt die Frau fort, "erst beschwären, dann in's Unglück stürzen, und dann gehen sie ihrer Wege! — Es is 'ne Sorte, hat schon meine Mutter gesagt."

"Ich meine," fällt Frau Olga ein, um den Nebenstrom zu unterbrechen, "die Toni muß Ihnen Freude machen — sie ist fleißig, bescheiden —"

"Na ja — na ja," glucksend kommt das über die breiten Lippen, "das hat sich auch man so!"

Der Löffel klirrt in der Tasse des Commerzienraths, während Frau Olga sagt: "Ich habe mehrmals nach Ihrer Tochter geschickt, und sie hat stets jagen lassen, sie sei krank —"

"Na, ja —"

"Was fehlt ihr denn, kann man etwas thun?"

Die Wittwe Baumann kommt mit trippelnden Schritten bis in die Mitte des Zimmers.

"Na — die schwache Gesundheit hat sie von ihrem Vater — was mein Sohn is, der is aus besserem Holze, denn wenn mein Mann nich vom Zimmergerüst so unglücklich gestürzt wäre, lebte er heute noch, und es sähe anders für mich auf der Welt aus."

"Das sind ja recht traurige Erlebnisse," erwidert die Commerzienrätthin und kommt zu dem Motiv zurück, das die Frau hergeführt.

"Haben Sie den Arzt gefragt?"

"Ach, was halte ich darauf," fällt die rundliche Frau ein. "Wenn sie sich gut pflegen könnte, das wäre die Hauptsache — aber bei Unserm sieht es sich so aus, wie hier, und was wir über die Lippen zu bringen haben, das is auch darnach — Hunger und Kummer, wie es immer bei armen Leuten is."

"Ihre Toni ist stets ordentlich und fleißig gewesen," lobt die Dame noch einmal.

"Na ob! Ich habe ihr auch immer gesagt: die Männer sind 'ne Sorte!"

"Nun, ich will sehen, was sich für sie thun läßt!"

"D," fährt die Mutter fort, "thun läßt sich schon was, und die Frau Commerzienrätthin is ja für wohlthätig bekannt. Und in diesem Falle — na, ich habe immer schon hergewollt, aber Toni hat es sich gelitten. Sie kann ja nu auch nich ganz besonderen Staat mit mir machen," setzt sie cynisch lächelnd hinzu, denn ihre Augen sind ihrem Spiegelbilde begegnet. "Aber ich bin nu doch mal die Mutter!"

Olga Derffner sieht ein, daß sie neben der eigenen Geduld die ihres Vaters noch mehr auf die Probe setzt — sie bittet ihn mit einem freund-

lichen Blick um Verzeihung. Wie hat sie wissen können, daß die hübsche Näherin eine solch unangenehme Mutter hat.

„Vielleicht seh' ich selber einmal nach!“

„Ne, um die Welt nicht,“ protestirt die Wittwe, „dann schämt sich Toni die Augen aus dem Kopfe — bei uns sieht es nicht so aus — ne, aber wenn ich wirklich um 'ne kleine Unterstützung —“

Die Geduld des Commerzienraths ist erschöpft, er springt auf und drückt der Frau eine Münze in die Hand.

„Gehen Sie, nun ist es genug!“ ruft er und faßt sie an der Schulter und schiebt sie der Thür zu. Und erschreckt oder beherrscht von seinem Blick und seiner entschlossenen Art gehorcht sie — ihre Lippen bewegen sich wohl noch, als wolle sie etwas sagen, dann aber zieht sie vor, so schnell als möglich das Zimmer zu verlassen.

Aufathmend steht Fritz Derffner da, aber sein Gesicht ist sehr blaß.

Olga schüttelt den Kopf. „Du warst vielleicht ein wenig zu schroff in Deiner Art, ‚wohlthätig‘ zu sein,“ meint sie.

„Aber — das Weib war ja betrunken,“ ruft er, „hast Du denn das nicht bemerkt?“

Und er eilt zum Fenster und reißt es auf, als habe der Athem der sonderbaren Besucherin den Raum verpestet. Die Schneeluft bringt ein, die Vorhänge blähen sich auf, das Licht flackert — er scheint das Alles eine Weile gar nicht zu spüren und steht und starrt in die Nacht hinaus.

Endlich kommt Olga in ihrer geräuschlosen Weise heran, schließt die Flügel und tritt neben ihn.

„Sieh, Fritz, selbst in Deinen Erregungen muß ich Dich bewundern — und jetzt habe ich wieder den Beweis, wie Alles in Dir edel und rein ist — das Weib widerte Dich an, Du kannst nur in geistig reiner Luft athmen!“

* * *

Das letzte Haus in der Vorstadtstraße, die in's freie Feld führt und wunderbarer Weise den Dichter Wieland als Taufpathen erhalten hat, obwohl die Fabrikarbeiter, welche es bewohnen, schwerlich je die Bekanntschaft des Mannes gemacht haben, wird ganz besonders heftig von dem Schneesturm umbraust.

Das rüttelt, raffelt, ächzt und kracht um Dachstuhl, Bodenseite, an Haus- und Hofthür und an den Fenstern — es ist, als wolle der Wind an dem letzten „Object“ sich noch einmal recht austoben.

Das Haus ist nur zweistöckig, aber mit einem unverhältnißmäßig großen Schornstein versehen, es steht frei, rechts stößt ein kleiner Garten daran, aus dem drei kahle Obstbäume ihre Aeste in die Luft strecken, die, bei jedem Windstoß leise knarren. Links liegt ein niedriges Stallgebäude aus dem ab und an das klägliche Meckern einer Ziege erschallt.

Eine dünne Schneeschicht hat sich gegen die Vorderwand geworfen, sonst würde man sehen, wie überall der Kalk abgefallen ist und große Lehmflecke hervorschauen zwischen dem Holzfachwerk — auch die eingeschnittene Inschrift des einen Längsbalkens: „Gah in, gah ut in Gottes Hut,“ ist schwer noch lesbar — dem Aeußeren des bescheidenen Bauwerkes muß lange nicht nachgeholfen sein.

Hinter den buntgeblühten Rattunvorhängen der rechts von der Hausthür liegenden beiden Fenster schimmert Licht. Den Schnee abschüttelnd und fest mit den Füßen aufstampfend, kommt ein breitshulteriger Mann quer über die Straße auf das Haus zu, zögert dann ein paar Secunden, versucht durch die Fenster zu schauen, wer in dem Raum, wo das Licht brennt, anwesend ist, und als ihm das nicht gelingt, drückt er rasch auf die Klinke der Thür.

Ein einziger, schriller Glockenlaut schallt durch den dunklen Eingang, wieder wartet der Mann, als solle Jemand kommen, der nach dem Eintretenden frage oder ihn willkommen heiße, und wie auch das vergeblich ist, geht er auf die Zimmerthür zu, durch deren Schlüsselloch ein Lichtstrahl fällt, und pocht bescheiden an.

Vorgebeugt lauscht er, ganz leise sagt eine Frauenstimme: „Herein.“

Nun öffnet er, er bleibt jedoch auf der Schwelle stehen, indem er spricht: „Ich komme aber aus dem Unwetter!“

„Bitte, das macht ja nichts!“ wird ihm geantwortet.

Der junge Mensch, augenscheinlich dem Arbeiterstande angehörend, hat erst seinen Anzug gewechselt, ehe er hierher kam; es ist Alles nett und sauber an ihm.

Neben dem Eingang steht ein Stuhl, auf den legt er seine nasse Mütze, den dicken Ueberrock, in welchem noch Schneeflocken hängen, und ein Packet, das mit Bindfaden umschnürt ist. Dann reibt er seine Hände, die ein wenig erstarrt sind, und macht ein paar Schritte weiter in das Zimmer, in dem es noch immer still geblieben.

„Einen Schirm kann man nicht offen halten, und durch muß man doch,“ meint er, nach der Richtung sprechend, wo sich in dem Lampenschein ein blondhaariger Kopf über eine Näharbeit beugt. „Und nun guten Abend auch endlich!“

„Guten Abend!“

„Sie scheinen ja allein zu sein, Toni! Wo sind denn die Andern — bei dem Sturm?“

Indem er fragt, kommt er näher und streckt der Sitzenden seine Hand hin, in die sie ganz flüchtig, als dürfe sie keinen Augenblick bei ihrer Arbeit säumen, die Fingerspitzen legt.

„Wohin die Mutter gegangen ist, hat sie nicht gesagt, und Hans — nun, der kommt ja nie direct von der Arbeit nach Hause.“

„Hm!“

Der Besucher muß wissen, daß er hier willkommen ist, denn er nimmt sich unaufgefordert einen Stuhl und setzt sich unweit der Nähenden. Auf seinem kräftigen Körper bewegt sich ein gut geformter Kopf mit blonden Haaren und braunen Augen, seine Gesichtsfarbe ist frisch, und selten schöne Zähne blitzen unter seinem Schnurrbart hervor, wenn er lächelt, wie jetzt.

Ueber den blonden Scheitel des Mädchens spielt der Lampenschein, er ist dicht, und das Haar fällt wellig von ihm nach den Seiten ab. Wie sie vorhin aufschaute, sah der Gast in ein blaßes Gesicht mit braunen, schwärmerischen Augen, einem kirchrothen Mündchen und einer feingebogenen Nase.

„Wie geht es denn, Toni?“ fragt er.

Sie macht eine fröstelnde Bewegung unter dem großen Tuch, das sie kreuzweise um die Schultern geschlungen hat.

„Mich friert immer!“

„Und es ist hier doch so warm,“ meint er mit einer Bewegung nach dem Ofen, dessen eine eiserne Wand glühend roth herüber leuchtet.

„Es mag wohl sein!“ erwidert sie leise. Etwas wunderbarlich Apathisches ist über dem jungen Geschöpf, das kaum achtzehn Jahre zählen mag.

„Ich meine, Toni, Sie sitzen zu viel im Hause und haben keine Bewegung, und das immerwährende Nähen —“ leicht grollend stößt er das hervor und stockt dann.

„Man muß doch verdienen,“ flüstert das Mädchen. „Und seit ich nicht mehr in die fremden Häuser geh’ — die Leute sehn nur gern ganz Gesunde um sich — muß ich hier arbeiten — das Leben ist theuer — Herr Konrad!“

„Ja doch —“ giebt er zu.

„Und das ist auch nicht so schlimm mit dem Ueberarbeiten, die Leute fangen schon an, mich zu vergessen, seit ich zu Hause bleibe, und nicht immer habe ich zu thun.“

„Hm!“ er geht nach dem Stuhl an der Thür zurück und bringt ihr das Packet.

„Da, wenn ich nicht zu dumm eingekauft habe, davon sollte die Mutter Schürzen haben, so hübsch, wie Sie sie machen können.“

Sie prüft den Stoff. „Gut und billig — und sehn Sie, nun sorgen Sie ja selber für Arbeit“ — etwas Nührung klingt doch aus ihrer Stimme — „und, Konrad, was für ein braver Sohn Sie sind!“ Er wird roth bei ihrem Lobspruch und geht nicht darauf ein.

„Wenn Ihr Bruder seinen Lebenswandel änderte, Toni, — der hat einen großen Wochenlohn!“

Sie seufzt nur.

„Und die Mutter hält auch wohl nicht Alles so zusammen, wie sie könnte!“

Toni giebt keine Antwort, der Faden gleitet nur noch schneller durch die weißen, kleinen Finger.

„Sie müssen nicht böse sein — aber wenn ich daran denke, wie es bei uns zu Hause ist, am Rhein — man macht so unwillkürlich seine Vergleiche. Seien Sie mir nicht böse, Toni,“ wiederholt er gutmüthig.

„Ach nein!“

Der überheiße und dumpfe Raum, in dem es ihm so warm wird, daß er mit seinem Tuch über die Stirn fahren muß, ist nun zwar in Ordnung gehalten, und Konrad Sierke mag wissen, daß das Tonis Hände thun — aber behaglich und anheimelnd ist es trotzdem nicht darin.

Ein Ledersopha schaut von der Wand herüber, es weist Risse an dem Fußende auf, die von schweren, nagelbeschlagenen Männerstiefeln herrühren mögen, und das weiße gehäkelte Deckchen, das auf der Lehne liegt, täuscht über jenen Defect nicht hinweg. Auf einer Commode daneben, an der sämtliche Schlösser fehlen, stehen ein paar Blumenvasen, die am Rande zerbrochen sind, das Prachtstück im Zimmer ist ein Glaschrant, aber was hinter seinen Scheiben geborgen ist, hat eine unruhige Hand durcheinander gewürfelt, Porzellan, Frauenhauben, Schürzen. Beim Ofen ist ein gepolsterter Großvaterstuhl, Toni sitzt an einem kleinen Tisch, neben ihr steht die Nähmaschine. Ueber dem Wolltuch, das Schultern und Taille verbirgt, kommt ein weißer Leinentragen zum Vorschein, den eine kleine Korallenbrofche zusammenfaßt; sie hat ein braunes Kleid und eine saubere bunte Schürze an.

„Wir, die Mutter und Schwestern sind ja auch auf die Arbeit angewiesen, aber es ist doch anders,“ fährt Konrad fort und reibt seine breiten Hände an den Knieen, „und wir sind lustig mit einander — wenn ich in den Feiertagen hinüber geh, da sollten Sie einmal dabei sein, Toni — das ist eine Freude!“

Der blonde Kopf senkt sich noch tiefer auf das weiße Kissen.

„Das glaube ich wohl,“ murmeln die rothen Lippen.

Die Finger des jungen Arbeiters machen ungeschickte Bewegungen.

„Sehen Sie, Toni, hier muß ich immer denken, Sie pasten gar nicht zu den Andern!“

„Es sind doch meine Angehörigen,“ wirft sie hin.

„Ja, aber — zum Kuckuck — Goldblat und Disteln stehen auch auf einem Beet, wenn ich so sagen soll, und wachsen dicht nebeneinander aus derselben Erde heraus.“

Die Röthe steigt Konrad bis an die Haarmurzeln, und nun räuspert er sich.

„Sehen Sie mal, Toni, es ist oft ganz wunderbar im Leben! Dazu, um das einzusehen, braucht man kein Professor zu sein, das kann ein schlichter Arbeiter auch. Und darum sage ich: Sie gehören hier gar nicht her — und, Toni, möchten Sie nicht auch fort?“

„Nein!“ Es ist ein Geräusch dabei, als schlugen ihre Zähne aufeinander, als schüttle sie ein kalter Frost.

„Toni —“ er springt auf, macht ein paar Schritte nach dem Ofen hin und kommt dann, denn da wirb's ihm ja noch heißer, rasch wieder zurück, „das kann ich nicht glauben, das kann nicht Ihr Ernst sein! Sie haben es in sich, das Verlangen nach dem Besseren, und dann — die“, seine Miene ist dabei verächtlich, „die — sind ja noch nicht mal gut mit Ihnen, so daß man's begreifen könnte, daß Sie hier nicht fort möchten!“

Wie aus wunder Brust kommt die Bitte empor: „Ach, Herr Konrad, hören Sie damit auf — es thut mir weh, so weh!“

Nun ballt sich die eine der rothen Fäuste, und es ist, als wolle sie mit donnerndem Geräusch auf die blanke Tischplatte niederfallen, dann besinnt sich aber der junge Riese und schluckt den ausbrechenden Zorn hinab.

„Toni — Sie haben sich doch mal fortgesehnt, Sie fühlen den Unterschied, sagen Sie mir das nur —.“

Sie hebt den Kopf, und die schönen braunen Augen sehen ihn eine Secunde lang mit einem so flehenden und doch zugleich lieben Ausdruck an, daß er noch tiefer bewegt wird.

„Ach, Konrad, warum soll ich nicht die Wahrheit sagen, Sie sind ja so theilnahmavoll gegen mich!“ bringt sie langsam und tonlos hervor. „Es ist mal so mit mir gewesen, daß ich mich fortgesehnt habe — aber das ist vorbei, und nun ist ja doch Alles zu spät — Alles! und was hilft es d'rum, d'rüber nachzudenken, wie es anders sein könnte!“

Ganz nah kommt sein Kopf dem ihrigen.

„Toni, Sie meinen Ihre Krankheit.“

„Ja!“ den Laut glaubt er zu vernehmen, ihre Lippen schließen sich aber so fest, als hätten sie nichts geäußert, und alles Blut weicht plötzlich aus ihnen.

„Ach, an die Krankheit glaube ich nicht recht — die vornehmen Fräulein sehen ja so blaß aus, wie Sie. Und da haben die Aerzte denn den Namen Blutarmuth erfunden — meine Mutter lacht immer darüber. „Blutarme“ Leute wie unsereins, sagt sie, die haben zu so etwas keine Zeit. Den Andern verschreibt dann der Doctor Luftveränderung und Bewegung.“ Er lacht mit frohem Laut. „Ich will mal Ihr Arzt sein, Toni! Hier können Sie nicht froh werden, das sehe ich ganz gut ein — ich —“ er blickt nach den Balken der Zimmerdecke, an denen sich Wolken vom Qualm der Lampen gebildet haben — „ich käme gewiß nicht hierher, wenn — na, erst bin ich ein ganz guter Kamerade für Euren Hans gewesen, aber auf die Länge gefiel es mir doch nicht —“ er schnippt mit dem Daumen durch die Luft und überläßt der jungen Zuhörerin die Ergänzung und Auslegung seiner Worte.

„Toni, meine Mutter ist eine brave Frau, die viel durchgemacht hat auf der Welt, die wird Sie gern aufnehmen, das behaupte ich, und da leben Sie auf und dann — dann —.“

Er macht eine Bewegung mit den Armen in die Luft hinein, die zierliche Gestalt da vor ihm würde ja doch jeder Berührung ausweichen, das weiß er.

„Nein, o nein,“ schaudert sie, „niemals. Ich passe nicht zu denen, ich will nicht!“

„Sie sind verschüchtert,“ besänftigt er, „Ganz seine Roheit und dann das mit der Mutter, Sie wissen ja, was ich meine, das bedrückt Ihren redlichen Sinn — meine Mutter wird das verstehen und es Ihnen ausreden. Und nun gar die Mädchen, die Schwestern — kerngesund sind sie und lustig und waschen und bügeln und singen dabei, und wenn am Sonnabend das Geschäft vorbei ist, fängt's am Montag wieder an, gleich unverdrossen.“ Er kann es gar nicht genug ausmalen, das Leben daheim und sieht die verschüchterte Sinnpflanze schon dazwischen. Und wenn nun die leere Luft umarmt ist und er doch ihren blonden Scheitel so faßbar nahe hat und die Lödchen am Halse über dem Kragen und dem häßlich verhüllenden Tuch und die weiche Rundung der Schultern, da kommt ein heißes Verlangen über ihn, und er nähert seinen Mund der rosigen Ohrmuschel und flüstert hinein, was er lange noch hat verschweigen wollen, bis sie genesen und erstarrt wäre am heimischen Strom unter gesund denkenden Menschen:

„O Toni, Toni, sag' mir auch nur, daß Du mir gut bist, ein wenig gut nur, Mädchen — denn guck, ich bin Dir's von ganzem Herzen.“

„Oh — oh —“ ein langgedehnter Schmerzensschrei, und dann gleitet das Nähzeug zu Boden, und sie schüttelt sich und hebt abwehrend die Hände.

„O Konrad, Konrad, sieh, warum hast Du mir das gesagt, warum? ach!“ kommt es von ihren Lippen.

„Toni! Mädchen!“ Er kann ihr Gebahren nicht fassen.

Bis in die Nähe des Ofens gleitet sie, und dort vor dem Stuhle sinkt sie zusammen und birgt das blasser Gesichtchen in den Händen und ächzt und schluchzt.

Das ist ein seltsames Resultat seines ehrlichen Geständnisses. Er steht rathlos, verlegen und magt nicht, ihr zu folgen, und hat auch nicht den Muth, zu gehen.

„Ja — warum habe ich es gesagt —“ spricht er in die dumpfige, bedrückende Luft hinein.

Sie hebt sich ein wenig auf den Knien. „Konrad, das — das kann niemals sein, das schlag Dir aus dem Sinn,“ fleht sie, „Du bist ein guter und ehrlicher Mensch, das paßt nicht hierher, nein, nicht hierher — und Du —“ sie streckt wieder abwehrend die Hände aus, „Du kannst ein ganz anderes Mädchen bekommen — und sollst es auch!“

„O je!“ macht er und schüttelt den Kopf, „das lasse ich mir nun nicht so vorschreiben!“

Vergerlich ist er jetzt freilich, mit sich und mit ihr. Wenn sie schwach und krank ist, er sieht es ja nun eben, wie sie sich nur zitternd wieder erheben kann, dann war es gewiß nicht die rechte Stunde, da konnte er seine Wünsche und Pläne noch für sich behalten. Aber — so kurz braucht sie auch nicht zu thun — er ist ein Mensch, dem schon mehr als ein Mädchen gezeigt hat, daß es ihn möchte, daß es ihm gut sein wollte.

Er tritt auf den Stuhl zu, wo sein Rock liegt, und beginnt ihn anzu- ziehen, sehr umständlich verfährt er freilich damit, aber endlich muß er doch fertig werden.

An den Armstuhl mit dem großblumigen Rattanbezug gelehnt, blickt sie starr zu ihm hinüber, sie weiß ja, daß er nun gehen wird, muß —

Ja, wenn sie nur ein Wort sagte, aber sie bleibt so stumm, wie drüben die Holzbank, auf welche sie ihre Füße beim Nähen setzt!

Nun greift er nach seiner Mütze mit dem Lederschirm und biegt sie ein paar mal hin und her, als könnte er nicht unterscheiden, wie sie auf- gesetzt wird.

„Hm!“

Sie legt beide Hände gegen die Brust, wie das da drin klopft, er muß es hören können — weiß er denn nicht weshalb? weil sie ihm gut ist — und es doch nicht sein darf!

„Ja — und nun guten Abend auch, Toni!“

Er ist in der Thür, da stößt sie einen Schrei aus und stürzt ihm nach.

„Konrad, Konrad, geh so nicht, sag' mir um Gottes Barmherzigkeit willen, daß Du mir nicht böse bist — sag's doch — o sag's doch!“

Darum läuft sie ihm nach mit diejem geisterbleichen Gesicht, den er- hobenen Armen.

„Das ist Alles?“ fragt er spöttisch, verlegt, „das kann Dir hernach ja auch gleich sein, Toni Baumann!“ und dann schlägt er die Thüre zu.

Sie lehnt sich an den Pfosten derselben, seine tappenden Schritte ver- klingen auf der Hausflur, nun kommt der schrille Klang der Glocke — o, wie der in ihren armen Kopf einschneidet — jetzt tritt er über die beiden Steine draußen, und nun ist nichts mehr hörbar, gar nichts — Tobten- stille —!

Die schönen, braunen Augen sehen angstvoll durch den Raum — lebt sie denn noch, kann sie denn noch leben? warum hat der liebe Gott kein Erbarmen und sendet ihr den Tod, den sie täglich ruft. —

Wie lieb hat sie Konrad, wie lieb, nun weiß sie es erst recht! Sie wandt, im Gellen unsicher und tappend, wie er vorhin draußen im Dunklen, ihrem Plaze zu und nimmt die Arbeit zur Hand.

„Ein anderes Mädchen,“ murmelt sie, „ein anderes, das besser ist als ich —“ und dann sinkt sie ohnmächtig zurück.

*

*

*

Die Sonntagsglocken erklingen von allen Thürmen gleichzeitig durch die klare Frostluft über die schneebedeckten Dächer hin —, die Kirchengänger treten aus den Häusern, die Schöte rauchen nicht, die Hände und Füße, welche in der Woche arbeitsmüde geworden, ruhen aus — Sonntagsfeier für fromme Seelen, Arbeitsruhe für angestrenzte Körper, Eitelkeitsfest für puzsüchtige Geschöpfe — die Glocken schwingen und klingen.

In dem Hause der Wittwe Baumann ist's auch „sonntäglich“ nach gewohnter Art. Toni hatte gepuzt und gefegt und weißen Sand auf Flur- und Stubenboden gestreut und tritt jetzt an's Fenster und sieht durch die Scheiben hinüber auf's Nachbarhaus, ob sich die Anna dort wohl schon zeigt, mit der sie sonst gemeinsam zur Kirche gegangen. Ja, da ist sie — aber sie schaut nicht einmal mehr herüber nach dem letzten Hause, wie in alter Gewohnheit wartend, ob man sich ihr anschließt — sie sind nun schon lange nicht mehr miteinander gegangen.

Die Mutter sitzt am Tisch und trinkt zum zweiten Male Kaffee, und Hans Baumann liegt auf dem Sopha, des Sonntags halber in Pantoffeln, gähnt, blickt die Decke an und meint, daß er noch viel zu früh aufgestanden sei.

„Na,“ sagt die Frau, in deren Schoße eine schwarzweiße Kaze schnurrt, und führt die Untertasse an die breiten Lippen: „den lieben, langen Tag kann man doch nicht schlafen!“

„Wenn man die liebe, lange Nacht wacht — doch!“ ruft der Sohn.

Er gleicht ebenfalls nicht der Mutter, er ist ein hübscher, braunhaariger Mensch, nur ein roher Zug liegt auf seinem Gesicht.

„Ja, das is Dein Fall,“ brummt die Wittwe, beide Ellenbogen auf den Tisch setzend, „ich mag gar nicht wissen, wann Du diese Nacht wieder gekommen bist!“

„Ist auch gar nicht von Nöthen, Du alter Drache!“ ruft Hans, seinen Filzpantoffel in die Luft schleudernd und ihn dann wieder mit der Fußspitze auffangend.

„Und was Du verzecht und verjubelt vom Wochenlohn —“ spricht sie wieder hinüber und schüttelt den ergrauten Kopf, um den die noch ungekämmten Haare hängen.

„Ist auch am Ende die Sache von dem, der es verdient!“ ruft der Sohn und macht das Experiment des Schleuderns und Auffangens mit dem andern Fuße und Pantoffel.

„Dho — Du bist von Rechts wegen der Ernährer der Familie und kannst dazu angehalten werden,“ meint die Frau gelassen, den fetten Hals über der blau und weiß gestreiften Nachtjacke hin- und herdrehend.

„Ja, doch! Angehalten —“ lacht der Bursche, „sie soll'n mal den anhalten, der auf und davon geht. Und das könnte ich doch an jedem Tage.“

„Freilich, das könntest Du,“ giebt die Mutter zu und schließt die blinzelnden Augen secundenlang, „aber Du bist ein viel zu guter Junge,

als daß Du das thätest.“ Und nun streichelt sie zärtlich das Thier auf ihrem Schoße.

„Kommt darauf an!“ Er pfeift den Anfang eines Gassenhauers, giebt sich eine andere Lage und sagt dann: „Und zwei Frauenzimmer wie Ihr, die sollten sich doch durch die Welt bringen können, ganz behaglich.“

Toni setzt sich an ihre Maschine, welche sie sofort rasseln und surren läßt.

„Die Toni müßte es ganz anders verstanden haben — und Du auch!“ ruft der Bursche.

„Ach, das halbstarrige Geschöpf, das will ja von seinem eigenen Vortheil nichts wissen!“ Zorngeröthet sagt die Wittwe das und macht eine Faust hinüber nach der Richtung, wo das schwächliche Mädchen sitzt.

„Nichts mehr zu fischen von der Seite?“ fragt Hans bedeutungsvoll nickend.

„Wenn sie wollte, das müßte eine Goldquelle sein — aber, die dumme Hans!“ Und wie nun der letzte Tropfen aus der Untertasse geschlürft ist, schüttelt die Frau die Kage ab und tritt neben den Sohn.

„So dumm ist noch Keine gewesen, wie die da!“ ruft sie hämisch.

„Ja —“ er wirft den lockigen Kopf herum, „wozu bist Du denn da, Alte?“

„Ich sage Dir ja, todtschlagen kann man sie eher, als daß sie ihren Vortheil wahrnimmt. Und das wäre doch so leicht,“ flüstert die Wittwe.

Der Liegende giebt sich eine andere Lage.

„Hm! — dem von dort oben ist das Spiel halb leid geworden — na ja — aber nun müßte es ausgenützt werden mit der Heimlichkeit — laß uns mal drüber nachdenken, Mutter, ob Du oder ich, siehst Du, ich, das ist so 'ne Sache, die Collegen könnten dahinter kommen —“

Ein Richern und Lachen der Frau, ein Schwanken und Ueberlegen, dann siegt doch die Eitelkeit; sie schiebt die Hand in die Tasche, und als sie sie wieder hervorbringt, läßt sie ein Goldstück vor seinen Augen blitzen.

„So klug, wie Du, mein Junge, bin ich auch noch —“

„Donnerwetter!“ zischelt er und stützt sich auf den Ellenbogen, „alte Hexe!“

Sie freut sich der kindlichen Anerkennung und verbirgt ihre Münze wieder.

„So, so,“ nickt er, „dann kannst Du es ja wohl diese Woche allein bestreiten. —“

„Ne, so ist es nicht gemeint — rück nur raus — wenn's nur dazu is. daß wir uns einen guten Punsch heute Abend machen,“ grinst die Alte.

Der Sohn greift schnell in die Tasche und schnellst kunstfertig ein Silberstück auf den Tisch. „Mehr setzt es diesmal nicht!“ ruft er. Und verständnißvoll die Mutter anblinzeln, fügt er hinzu:

„Das Fräulein da muß ja ein Heidengeld mit ihrer Näherei verdienen, stoß die nur auch an.“

„Ach, die!“ brummt die Alte und schlürft nach dem Tische, um die Münze zu betrachten. „Drei Mark — ne, das is doch 'ne Sünde. Toni, von drei Mark trennt er sich!“

Das Mädchen giebt keine Antwort, die Maschine raffelt weiter.

Toni trägt dasselbe braune Wollkleid und das große Tuch, für sie ist kein Sonntag mehr — und sie hat sich doch so gern einmal gepuht, genau wie die Andern auch.

Ihre Stirn senkt sich, sie hat ein Bild vor Augen, sich selber in dem dunkelblauen Kleid, das ihr wirklich so gut stand. Es ist dasselbe, in dem sie Konrad zuerst gesehen hat. Ein stöhnender Laut will sich auf ihre Lippen drängen, aber sie unterdrückt ihn gewaltsam und beschäftigt sich um so eifriger mit ihrer Arbeit.

Mit einem Ruck springt der Liegende empor und kommt an die Seite der Schwester. Sein schlanker, nerviger Körper steckt in einem abgehackten schwarzen Sammetjacket; ein buntes Halstuch hängt mit langen Enden auf die Brust herab. Er scheint es zu lieben, sich einen etwas flotten Anstrich im Äußeren zu geben.

„Laß doch das Ding mal in Ruhe,“ sagt er, „das nimmt Einem ja den Kopf ein; mir thut meiner ohnehin schon weh!“ Und dann stützt er sich gegen die Fensterwand und fragt: „Hast Du „den Rheingrafen“ lange nicht gesehen?“ und wie sie verständnislos dieser Bezeichnung gegenüber thut, fügt er hinzu, „den Sierke, den Konrad mein' ich!“

Toni preßt die Lippen zusammen und fragt dann statt einer Antwort: „Warum willst Du das wissen?“

„Ich, man hat doch für die was übrig, die hinter unseren Schwestern her sind —“ lacht er roh, und dann schnippt er die Daumen zusammen. „Na, oder is es damit vorbei?“

„Vorbei!“ wiederholt sie tonlos, zu sich selber.

Hans Baumann fährt durch seine lockigen Haare.

„Verstell Dich nur nicht, Mädchen, — der „lange Peter“ will ihn gestern Abend hier auf's Haus haben zugehen sehen.“

Keine Antwort, sie beugt den Kopf tiefer, vergißt aber, die Maschine zu bewegen.

Die Wittve hat sich in den Armstuhl am Ofen niedergelassen und streckt die in ausgetretenen Schuhen steckenden Füße weit von sich. Sie gähnt und hat kein Interesse an dem, was dort am Fenster die Halbgeschwister mit einander reden.

„Und der „hinkende Teufel“, Christlieb, behauptet, Konrad hätte mal in 'ner mittheilsamen Stunde gesagt, Du hättest es ihm angethan, und wenn Du nicht wärst, hätte er schon längst eine Kauferei mit mir gehabt und mir ein paar Dinge ausgezahlt. Ich gelte nun zwar als der Stärkste von all den Jüngern, aber das weiß der Henker, der Konrad is mir über, und wenn ich unter dem seine Häufte unverlangt käme — da kennte ich schon was

Angenehmeres. Und das ist auch wahr, daß ich ihn gehänselt habe, weil er deutlich zeigte, daß er mit mir nichts mehr zu thun haben wollte —“ Er lacht roh auf und legt seine Hand auf die Schulter der Sitzenden. „Da muß ich mich wohl gar noch bei dem Fräulein bedanken, he!“

Sie zuckt unter seiner Berührung zusammen und macht dann eine schüttelnde Bewegung.

Der Bursch versteht sie wohl, aber er zieht seine Hand nun erst recht nicht zurück.

„Oho — Fräulein Zimperlich,“ höhnt er, „seit wann thust Du denn so vornehm? hast früher manche Ohrfeige hinnehmen müssen, und so lange ich hier Herr im Hause bin, steh' ich nicht dafür, daß das sich nicht noch mal ereignet. Und wenn ich nicht will, daß Du mit dem Rheinländer schön thust und mit ihm herumstehst, — dann will ich es eben nicht — hast Du mich verstanden?“

Die Alte macht ihm von ferne ein Zeichen, diese lauten Worte hat sie vernommen, und so ist's recht, dem Mädchen einmal wieder zeigen, daß es keinen eigenen Willen hat.

Nun wendet Jene aber dem Bruder das Antlitz zu, und die braunen Augen, die sonst solch sanften Ausdruck haben, flammen, und jähe Röthe schießt auf Wangen und Hals.

„Ich steh' nicht mit ihm herum — ich thu' nicht schön mit ihm!“ sagt sie, aber es ist in einem Ton herzbrechenden Jammers.

„So ein Lump, solch ein Mädchenjäger, der sich was auf sein glattes Gesicht einbildet,“ poltert Hans.

Nun wird Toni's Stimme fester: „Ich leide aber auch nicht, daß Du ihn schmähst — Dir kommt's nicht zu, Dir gewiß nicht!“

„Hohoho — seh' mal Einer, das ist ja ganz aus dem Häuschen!“ ruft der Bursche . . .“ Sieht ja wahrhaftig aus, als hätte die stille Ramsell selber einen Narren an ihm gefressen! Aber das leide ich nicht, das paßt mir nicht!“ Wild und roh kommt das heraus, und er stampft mit dem Fuße auf. „Nein, das paßt mir gar nicht! Der Rheinbruder, der sich in der Fabrik überall gut anzuschwätzen weiß und sich für einen Tugendbold aufspielt — der, der soll nicht sein Getändel mit meiner Schwester haben — und mich dann auslachen!“

Auf und nieder rennt er im Zimmer, Drohungen und Anschuldigungen hervorstoßend, während seine Wuth immer noch mehr zunimmt. Es ist, als hat die Alte ihre Freude daran, sie nicht zustimmend mit dem grauen Kopfe. Toni's zierliche Gestalt steht unbeweglich da, soviel er auch mit den Fäusten in der Luft herumfuchtelte mag.

„Er will nicht mit mir tändeln —“ sagt sie gelassen.

„So — und kommt bei Nacht und Nebel, wenn ich und die Alte nicht da sind! — Warum kommt er denn? — Was wollte er denn? was wollte er gestern, he?“

Er faßt nach ihrem Handgelenk, als wollte er seinem Gebot Nachdruck geben, aber sie entweicht ihm mit einer schnellen Bewegung.

„Rühr' mich nicht an,“ sagt sie leise, aber es klingt wie eine Drohung aus dem Ton, und dann setzt sie hinzu:

„Was er wollte? er kam nicht, um mich zu erniedrigen und in den Staub zu ziehen, wie die Mutter und Du es mir wollt — und es thatet —“ sie schlägt eine Secunde lang die zitternden Hände vor das Gesicht, und dann hebt sich ihre Brust unter einem freien Athemzug, und ein ihr Leidensgesicht fast verklärender Ausdruck kommt in dasselbe. Ein seltsames Verlangen wird in ihr wach, — sie hat das Glück, das wunderbare, das ihr so nah' war, nicht erfassen dürfen — aber einmal möchte sie diesen Menschen, die sie quälen und martern, doch sagen, daß es ihr erschien, einmal vor ihnen in dem Glanze dastehen, den es, obgleich entschwindend, über ihr Leben geworfen.

„Was er wollte?“ ihre schönen Augen sind in einen feuchten Schimmer getaucht.

„Er war da, um mich zu fragen, ob ich ihm gut sein könnte, so gut — ihn zu heirathen!“

Nun das gesagt ist, fällt sie auf den Stuhl zurück, auf welchem sie vorhin gesessen und der derselbe ist, auf dem sie gestern gelehnt, als sie die Worte gehört: „Ich bin Dir gut aus ganzem Herzen!“

Unwillkürlich weicht der neben ihr Stehende ein paar Schritte von ihr zurück — es ist so etwas Sonderbares in ihrem Wesen, das ihn zu einer Art von Respect zwingt.

„Seine Frau — Du?“ ruft er.

„Ich!“ kommt es nochmals, aber tonlos empor aus ihrer wogenden Brust — „ich!“ und ein Zittern geht durch ihre Glieder.

Der Glanz, in dem sie sich eine Secunde sonnen wollte, ist nun plötzlich verschwunden und Nacht, dunkle, einsame, um sie her. Sie legt den Kopf gegen die Stuhllehne, o, wie es ihr in den Schläfen pocht, wie es ihr den Athem nimmt!

„Alte, hörst Du?“ ruft Hans jetzt, als muß er noch immer an der Wahrheit der Worte zweifeln, „der Rheinländer, das Musterbild, von dem sie Alle sagen, daß er es noch mal zu was bringt, der will sich Deine Tochter langen —“

„Ja, doch, was is denn dabei?“ fragt die zurück und schlägt die Arme übereinander. „Daß das Mannsvolk albern is über ihr Milchgesicht, das wissen wir ja wohl —“

„Na —“ er guckt in den Spiegel über der Commode, welcher als Schmuck eine kleine bunte Fahne trägt und sagt: „Daß er mit Dir und mir als Verwandtschaft besonders prahlen würde, das glaube ich nich —“

Die Frau stößt einen grunzenden Laut aus, sie und ihr Erstgeborner verstehen sich immer.

„Un wann is denn die Hochzeit?“ fragt Hans nun und schwenkt sich mit einer Tanzbewegung herum.

„Alte, da soll's hoch hergehn, was meinst Du — unsre Jüngste, Einzige. Na, so red doch; Frau Sierke in spe.“

„Hans!“ nur das sagt Toni, aber ein unendliches Weh liegt in dem Wort, und der Ausdruck verfehlt diesmal seine Wirkung nicht.

„Na — guck nur, Mutter, — die is im Stande gewesen und hat Nein gesagt!“

Die Wittve Baumann löst ihre Arme und kommt zu der Gruppe.

„Wenn Du das gethan hättest, Mädchen, die ordentliche Verforgung, und daß man Dich auf einmal los würde, denn Deinen Vorthail hast Du doch nicht verstanden! Mir sollte das mal geboten gewesen sein, als ich jung war! — So red' doch nur! — „Nein“ hast Du doch nicht gesagt?“ sie blickt förmlich angstvoll in das blasser Gesichtchen.

„Ich habe gethan, was ich mußte, einem ehrlichen, redlichen Menschen gegenüber —“

Eine Pause; Hans Baumann lacht, spitzt den Mund, pfeift einige Töne, wie er aber sieht, daß die Mutter die Faust ballt, zieht er sich zurück.

„Daß doch, an der ist Hopfen und Malz verloren.“

„Hast wohl gar —“ roth ist die Frau im Gesicht, und Wuth verzerrt ihre Züge, „gesagt —“

„Nein!“

„Und warum willst Du nich — glaub nur, der da oben hätte sich gefreut und Dir noch 'ne Ausstattung gegeben —“

„Mutter,“ sagt das Mädchen plötzlich und faltet die Hände wie zum Gebet, „den Konrad hatt' ich nicht betrogen, gewiß nicht, aber ich hätte die Stunde auch nicht überlebt — die mir wie in einem Spiegel vorgehalten hat, wie glücklich ich 'mal hätte werden können. In den Fabrikreich wäre ich noch gestern Abend gelaufen —“

„Hu!“ macht Hans und schüttelt sich mit einer Grimasse, als spüre er das eiskalte Wasser auf seinem lebenswarmen Körper.

„Mein Leben ist werthlos, und für Alle wäre es eine Erlösung gewesen,“ spricht die sanfte Mädchenstimme weiter, „wenn ich ihm ein Ende hätte machen dürfen!“

„Na!“ die erboste Alte macht eine schleudernde Handbewegung, „warum hast Du es nicht gethan?“ schreit sie in gellendem Tone.

Ein ächzender Laut. „Ich konnte es nicht, durfte — keine Mörderin werden!“ Die Wittve reißt die Augen weit auf.

„Papperlapapp — schöne Redensarten!“ stößt sie hervor. „Das ist, weil Du so viel Bücher gelesen hast und so gern in vornehmen Häusern warst, wo's übertrieben zugeht, da lernt sich das, daß man spricht, was kein Mensch verstehen kann.“

Hans kommt vom Fenster zurück, ein sonderbares Lächeln spielt um seinen Mund, und er faßt nach dem Arm der Mutter.

„Na, Alte, gib Dich nur. Ich habe die Mamsell Zimperlich schon verstanden, und das kann Dir am Ende noch lieber sein, wie so'n Schwiegersohn von Rheinländer! Hahaha! Angelhaken kennst Du ja, und was so'n Fisch für lustige Sprünge macht, dem der Haken in's Fleisch gegangen ist, weißt Du auch. Brt! Der kommt nicht wieder los! Nein — gewiß nicht. Ruck, und nochmal Ruck, — Mutter, wir haben einen Hecht gefangen, dem die Jagd im Karpfenteich schlecht bekommen ist —“

„Dummer Junge!“ sagt die Wittve und stößt dem Sprößling mit den Knöcheln ihrer Hand leicht in die Rippen. „Bist Du denn auch närrisch geworden? Wer kann denn nun wieder daraus klug werden?“

Da legt er seine beiden Arme um ihre Schultern und wirbelt sie in der Stube herum, daß der weiße Sand aufsteigt, und dann raunt er ihr ein paar Worte zu. Das Gesicht der Frau wird einen Augenblick wie starr, und Toni wankt hinaus.

* * *

Sie haben eines der kleinen Mittagsmahle gehabt, die so vornehm sind im Hause Derffner bei aller Anspruchslosigkeit nach außen, die ihnen Frau Olga zu geben weiß. Jetzt hat sie die Gäste, von denen der dritte, ein junger Arzt, der Sohn des anwesenden Sanitätsraths, eben abgerufen worden ist, in das Arbeitszimmer ihres Vatten treten lassen, wo sie den Kaffee nehmen.

Die verwitwete Regierungspräsidentin von Börner, eine ehemalige Hofdame, bleibt in der Mitte des Gemaches stehn und sagt, lebenswürdig wie immer: „Wissen Sie, theure Freundin, daß dieses der anziehendste Raum in Ihrem Hause ist? ich lasse mir das nicht abstreiten.“

„Und ich opponire auch nicht,“ erwidert Frau Olga mit ihrem weichen Lächeln.

„Es sollte so sein, ich habe es gewünscht!“

Sie hat zusammengetragen und gefällig aufgestellt zwischen den eichenen Stühlen mit den schweinsledernen Bezügen, was erfreulich und beziehungsvoll mit Beruf und Arbeit des Vatten zusammenhängt. Da sind die Bilder der ersten kleinen Maschinenhäuser, die er baute, und jener, die zu einem Stadtcomplex anwuchsen, Ehrengeschenke und Diplome, Arbeiterpenden und fürstliche Gaben, hier ein Maschinenmodell, dort ein Plan von der Hand des Vatten: es ist ein Museum seines Fleißes und seiner Kunstfertigkeit, ohne Absicht, zu prahlen, mit der Absicht, dem Besitzer dieses Raumes zu sagen: Du hast keine Stunde Deines Lebens verloren. —

Wie sie den breitschultrigen Mann jetzt an der Seite seines besten Freundes, des weit älteren Sanitätsraths, stehen sieht, kommt ein leiser Seufzer von ihren Lippen. Der ist, eine eiserne Natur von Haus aus,

ein rechter Lebenskünstler gewesen, mit Egoismus und Rücksichtslosigkeit hat er sich ausgelebt, und zufrieden lächelnd blickt sein kluges Gesicht mit dem sarkastischen Zug auf seine Mitmenschen: Wühlt, grabt, rast in Vergnügen oder müht Euch ab in qualvoller Arbeit und mit der Sucht nach Erwerb — ob Ihr mit siebzig wohl so zufrieden zurückblickt auf die Spanne Dasein, wie ich.“

Wird Fritz Derffner einmal beschaulich die Früchte seines arbeitsreichen Lebens genießen? Und für wen schafft er und speichert er auf? Bringt plötzlich das Bewußtsein, daß sein Haus ohne Kinder blieb, den verdrossenen Zug in sein ehrliches Gesicht, den sie seit Kurzem darin forschend wahrgenommen? Und warum weicht sein Blick, den sie sonst nur liebevoll auf sich ruhend wußte, ihr jetzt öfter aus?

Sie weiß, er hat an ihrer Seite vollauf das häusliche Glück gefunden, das er erwartete, als er um sie warb — nur die hellen Kinderstimmen fehlen, die das Haus beleben sollten, nur der Sohn, dem er die Hand auf das Haupt legen könnte: Bau weiter, erwirb, was Du ererbt — und die Tochter, die ihm einst wieder Enkel zuführen würde.

Wunderbar, wie oft hat er ihr mit wärmstem, überzeugendstem Tone die Versicherung gegeben, daß an seinem Glücke nichts fehlt, daß sie ihm Alles sei!

Sie vergißt fast die Aufmerksamkeit für ihre Gäste über dem Grübeln nach dem, was ihren Gatten bedrückt.

Der Sanitätsrath zieht ihre Hand an seine Lippen.

„Bona dea, das war heute wieder eine reizende Tischstunde — und da diese jetzt das „bewegendste Element“ in meinem Leben geworden, werden Sie einmal das Bewußtsein haben, daß der alte Zeltling Ihnen seine „leßen Freuden“ dankt. Ich hoffe, das ist doch auch etwas werth, vom Standpunkt wohlthätiger Menschenliebe, in der Sie jetzt excelliren, aus!“

„Welch eine Frau Sie aber auch haben!“ sagt in der gleichen Secunde die Präsidentin dem Hausherrn, „ein Engel!“

„Ja!“ stößt er hervor, und sein Blick sucht den Boden.

„Sie geht völlig nur in Ihnen auf — doch, das wissen Sie ja besser, als ich's Ihnen vorsingen kann.“

„Ja — ich weiß, meine Gnädigste!“ sein Auge trifft das lebensgroße Bild Olga's, das über seinem Schreibtisch hängt, und irrt dann wieder in die entfernteste Ecke.

„Neben dem großen Glück von Erfolgen und Reichthum — auch noch dies ideale häusliche Leben,“ meint die Dame und blickt an ihrem grau-seidenen Kleide hinab, das schon seit fünf Jahren bei „großen und kleinen Gelegenheiten“ hat mitthun müssen — je nachdem, kurz oder lang, mit echter Spitze und dem Familienschmuck des gräflichen Hauses Beßberg, dem sie entstammt.

Frau Olga Derffner ist in Wolle, dunkelblau und unscheinbar, aber Frau von Börner ist Kennerin genug, um zu wissen, daß die anspruchslosen

Toiletten der Fabrikantenfrau bei den ersten Firmen ein kleines Vermögen kosten. Sie ist nicht neidisch — aber bitter. Sie war nicht glücklich in ihrer Ehe und wurde „schlecht versorgt“ als Wittwe mit drei hübschen Töchtern und einem talentvollen Knaben hinterlassen. Für sich erwünscht sie nichts mehr, all ihr Denken und Empfinden bezieht sich auf ihre Kinder. Aber mögen ihre Mädchen, wohlerzogen und gescheit, auch unter hundert Anderen hervorragten, sie haben schlechte Aussicht, irgend eine gute Heirath zu machen.

Sie hat sie jetzt nach drei verschiedenen Orten zu Verwandten reisen lassen, vielleicht bietet sich doch eine Chance. — Und nun ihr Knabe, so ähnlich dem Mann, den sie aus Liebe erwählt, so talentvoll und geweckt — und sie so machtlos, sein Lebensschicksal äußerlich günstig zu gestalten, und zu stolz, fremde Hilfe für sich in Anspruch zu nehmen. Je mehr sich ihre spärlichen Mittel erschöpfen, um so banger blickt sie in die Zukunft, und um so klagloser lächelt sie ihre Kinder an.

Der Commerzienrath steht auf, geht an's Fenster, sieht hinaus, als wolle er das Wetter prüfen, und dann nach der Uhr, die neben der Skizze, welche sein ärmliches Geburtshaus darstellt, steht und das Geschenk eines Herzogs ist, der seine Fabrik besuchte.

„Oho,“ fällt der Sanitätsrath ein, „lieber Freund, um diese Stunde des Plauderns beim Lieblingsstrank der Orientalen lassen wir uns nicht bringen.“

„Das ist auch ein Symptom, diese stete Unruhe,“ sagt Frau Olga und bittet ihren Gatten mit einem Blick an ihre Seite.

Er gehorcht, und die ehemalige Hofdame fragt, erstaunt zu ihr tretend: „Symptom“ — um des Himmels willen, das soll doch nicht etwa gar eine Consultation bedeuten? In dieser Heimstätte der Gesundheit und des Glückes!“

„So etwas!“ entgegnet Frau Olga, nach der Hand des Commerzienraths fassend, „wir sind ja unter den intimsten Freunden des Hauses. Derffner klagt nicht, aber er fühlt sich nicht wohl!“

„Doch, doch!“ protestirt der Genannte, „Zelting, bestätige das!“ fast heftig kommt das heraus.

Ehe jedoch der Sanitätsrath, seinen klugen Kopf neigend, eine Aeußerung machen kann, fällt Olga schon wieder ein: „Dann ist es seelisch, dann drückt Dich etwas! Aber, Fritz, komm nun nicht mit der Entschuldigung: Geschäft, Entwürfe, Pläne. Die sind Dein Lebenselement — seit ich an Deiner Seite bin, bist Du rastlos thätig gewesen, und sie können nicht plötzlich die Herrschaft über Dich gewinnen — es wäre gegen Deine Natur!“

„Ja — Frauenaugen!“ sagt der Arzt, der ein Kenner, wie ein Bewunderer des weiblichen Geschlechts gewesen ist und es bleiben will.

„Wenn ich versichere —“ Derffner stockt, es ist, als will er den Kampf aufgeben, dann wischt er über sein Gesicht, das sich geröthet hat. „Du hast mich niemals bisher gequält, Olga.“

In ihren Mienen zuckt es. „Es ist das Letzte, was ich möchte! Aber — da ich vielleicht Dein Vertrauen nicht ganz mehr besitze oder verdiene — oder Du mich endlich schonen willst — hier sind die Freunde des Hauses!“ und wie nun seine Antwort kommt, beugt sie sich vor. „Ich will Dir sagen, was Dir fehlt — Du denkst an Dein, an unser kinderloses Alter —.“

„Mein Gott, nein!“ — es ist aber ein seltsamer Ton, und sein Blick weicht wieder dem ihren aus.

„Das ist nun mal eine fixe Idee, bei sonst ganz gescheitden, glücklichen Ehefrauen,“ fällt Zeltling ein. „Ich sage, es ist ein schattenreiches Glück, Kinder zu besitzen, gar keine Bedingung zur Daseinsfreude — und Fritz und ich haben oft über diesen Punkt gesprochen.“

Er, der eiserne Mensch, der den ältesten Sohn eines geringen Vergehens halber ganz vertrieb und nie darnach gefragt hat, ob er in der Fremde verdarb oder starb — der freilich ist in Frau Olga's Augen in dieser Beziehung nicht competent.

„Ich habe allen Ernstes daran gedacht, mit meinem Mann die Frage zu erörtern, ob wir nicht ein Kind adoptiren sollen!“ sagt jetzt ihre klare Stimme.

„Olga!“ ruft der Commerzienrath.

„Ha!“ macht der Arzt und wiegt nach seiner Gewohnheit das weiße Haupt. Die Präsidentin schnellst in eine kerzengrade Haltung — „ah,“ sagt sie langgedehnt.

„So, so, so! Knabe oder Mädchen, obscurer oder nachweisbarer Herkunft? mit ererbten Anlagen zum Verbrechenthum oder aus einem höheren Lustkreise mit denen zu behaglichem Lebensgenuß und Nichtsthueri. — Dazwischen ist ja allerdings noch eine Auswahl — ich male nur die beiden äußeren Grenzen!“ spricht der alte Doctor, nachdem die Pause des Erstaunens für sie Alle vorüber ist.

Der Herr des Hauses sitzt da und starrt auf das Teppichmuster, und Olga macht dem Sanitätsrath ein Zeichen, eine wehmüthige Freudigkeit liegt auf ihren Zügen — sie bedeutet, daß sie das Richtige getroffen zu haben glaubt.

„Das Wie und Was,“ sagt sie, den Sarkasmus völlig ignorirend, „tritt erst dann auf die Tagesordnung, wenn man sich mit dem Gedanken vertraut gemacht hat. Sie, lieber Freund, haben den Sohn, der die ärztliche Kunst, wie Sie, zu seinem Beruf gemacht hat. Sie finden das ganz natürlich! Wenn nun Derffner all seine Schöpfungen auch gerne in den Händen eines Wesens sähe, das ihm attachirt ist, dem er seine Pläne vertrauen kann?“

Der Sanitätsrath giebt sich eine noch bequemere Lage in dem breiten Sessel. „Tatata! Wenn Sie wüßten, verehrte Frau, wie Ralph und ich uns über den „Geist der Medicin“ streiten, wie alte und neue Methoden mit einander kämpfen — und wir Beide sehr schwer das Wahre einsehen wollen, daß wir nichts wissen können.“

Sie hebt die schlanke Hand. „Fris ist aus anderem Stoff, als Sie! Worüber Sie sich ärgern, darüber freut er sich vielleicht.“

Der Fabrikant hat die Hand gegen die Stirn gelegt, sein Gesicht ist dadurch halb verborgen.

Die Präsidentin bekommt eine plötzliche Unruhe in die Finger, sie machen zuckende Bewegungen. Sie war am Hof ihrer tadellosen Haltung halber ein Vorbild, das verleugnet sich auch jetzt noch nicht. Der feine Mund athmet nur leise, die blauen Augen behalten ihren sanften Ausdruck, nur die zierlichen Nasenflügel vibriren etwas.

„Also — doch auf einen Knaben reflectirt!“ murrte der Sanitätsrath. „Soll’n wir mal ausschreiben oder nachlesen: Ein schöner Knabe zu ver-schenken?“

„Schlimm genug,“ sagt die energische Hausfrau, „daß das grausame Leben Mütter zwingt, sich solch kostbaren Gutes, wie es ein Kind ist, auf die Weise zu entäußern!“

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, aber heute finde ich Sie zum ersten Male, seit all der langen Zeit, in welcher ich die Ehre habe, Sie zu kennen, romantisch,“ ruft der alte Arzt.

„Mag sein — man kann nie für sich einstehen, wie man noch wird,“ giebt sie zurück. „Ich habe mich schon in die Lage gedacht, daß ich ein ganz kleines Kind persönlich ziehen könnte!“

„Aus reinem Behagen an schlaflosen Nächten?“ forscht Zetting.

Und nun lacht auch der Hausherr, wenngleich sein Ton etwas un-natürlich lustig klingt.

„Meine beste Olga, das ist in der That ein wenig romantisch auf-gefaßt — verzeih mir!“

Nur die Präsidentin bleibt ernst — sie hat plötzlich ganz sonderbare Ideen bekommen. Sanft ihre Finger auf die Hand der Hausfrau legend, sagt sie:

„Sie müssen ein verwaistes Kind aus gutem Hause finden — das wäre die erste Bedingung!“

Und ihr ist, als schöbe man ihr ein Spiel Karten zum Mischen zu — warum soll nicht eine höhere Fügung walten — und ihrem Knaben „das Glück“ zu Theil werden. „Oder“ — fährt sie überlegend fort — „ein solches, das Ihnen von selbstlos denkenden Eltern anvertraut würde — derartige Beispiele kenne ich aus Erfahrung!“

Es ist nur hingeworfen, absichtslos, ein Samen Korn auf aufgewühlten Acker — wer weiß aber, ob es nicht keimt und Wurzel schlägt! Die Kunst der „Anregung“ hat sie auch bei Hofe geübt, wo sie den Namen die „kluge Bezberg“ trug.

Eine Erwiderung von irgend welcher Seite wird abge schnitten, denn der Diener meldet den Schlitten.

Wie erlöst springt der Commerzienrath auf und faßt den Arm des Arztes.

„Eine herrliche Luft, sie wird uns gut thun!“

„Hm!“ Der Freund hat selber die hier drinnen in den letzten Augenblicken bedrückend gefunden.

Während sich Frau von Börner in einen Pelzmantel der Hausfrau hüllen läßt, die vorsorglich diesen Befehl gegeben, flüstert sie: „Fast scheint es mir, als hätten Sie Recht, wie in allen Dingen, meine Liebe! Es mag ja solch eine Sehnsucht über diesen rastlos thätigen Mann gekommen sein — und wenn das das Mittel wäre, mein Himmel, das ist nicht schwer zu erhalten.“

„Glauben Sie, glauben Sie wirklich?“ fragt Olga — „o, wenn er würde, wie früher. Er ist wirklich sehr verändert!“

„Nur consequent, nur immer wieder auf die Sache zurückkommen,“ mahnt die wohlklingende Stimme neben ihr, während den feingeformten Füßen Pelzstiefel übergezogen werden. Sie hat es gern, in dem Hause hier verwöhnt zu werden, es behaglich zu haben, wie einst bei Hofe.

„Mein Runo wartet sicher schon auf den Augenblick, in welchem der Schlitten an unserem Hause vorüber sausen wird,“ sagt sie, als man sich zu dem Gefährt begeben. „Ach, der gute Junge, das Prachtkind —“ und dann kommt ein wehmüthiger Seufzer über ihre Lippen. „All der Freude, welche mir der kleine Durche bereitet, wird sein armer Vater nicht theilhaftig! Wie sehr ich das oft beklage!“

„Hm! hm!“ die Lippen des Arztes pressen sich zusammen, er macht seine Wahrnehmungen.

Der Schlitten gleitet durch die belebten Straßen — überall fliegen den Insassen höfliche Grüße zu — die bekannteste und beliebteste Persönlichkeit der Stadt ist der Commerzienrath, die wohlthätigste Frau seine Gattin.

Die Bahn ist spiegelglatt, die großen und kleinen Gebäude tragen malerischen Schmuck, krySTALLNE Zapfen hängen von den Dächern in den wunderlichsten Formationen, eine weiße Kappe hat der eine Kirchturm, Schneemänner in den verschiedensten Gestalten machen die Honneurs, und jubelnde Kindergruppen umgeben sie und wirbeln die Schneebälle durch die Luft. —

„Mein Runo!“ sagt die Präsidentin und drückt Frau Olga die Hand, als sie an einem freundlichen Hause der Vorstadt vorüber gleiten. Hinter den Scheiben eines Fensters wird ein blonder Kopf sichtbar. „Sehen Sie, nicht draußen beim Spiel, wie die anderen Knaben, obwohl er nichts Schöneres kennt, als sich im Freien herum zu tummeln — aber er weiß auch seine Pflichten, der kleine tapfere Mann, und nimmt auch die Bücher vor.“ — —

Die Frau an ihrer Seite nicht zerstreut zu diesem Ausdruck mütterlicher Freude, sie blickt auf den Gatten, dem sonst nichts entgeht, was groß oder klein ist in der Natur, in der Staffage — er sitzt still, in sich versunken da.

Nun kommt das Arbeiterviertel, nette, saubere Häuschen, hinter manchem Fenster blühende Blumen — Olga Derffner weiß, wie Einzelne sich aufrasteten, die das Schicksal und die Verhältnisse gebeugt gehabt, auf den Zuspruch ihres Mannes, auf seine eingreifende Hülfe materieller und moralischer Art. Zwei Frauen stehen schweigend und lebhaft gesticulirend neben einander, den braunen Mantel mit dem großen Kragen der einen hat sie schon gesehen, wo doch? Nun wendet sich der Kopf mit der verhüllenden Kapuze — ein rundes, grinzendes Gesicht sieht nach den Ansassen des Schlittens herüber.

Die Mutter der kleinen Näherin! — wie einer Unterlassungssünde schuldig erscheint sie sich. Sie vergaß, sich nach Toni Baumanns Ergehen zu erkundigen. Freilich griff an jenem Abend ihr Gatte selber helfend ein — aber mit Geld ist doch nicht Alles gethan, vielleicht hätte ein Trostwort von ihr das arme Mädchen aufgerichtet.

„Laß den Schlitten halten, Friß!“ bittet sie und winkt dann die Frau heran. Breitpurig kommt die Wittwe über den Schnee.

„Wie geht es Ihrer Toni?“

„O die!“ sagt das Weib und kneift die Augen zu und reißt sie dann plötzlich wieder weit auf. „Die kann sich ja nicht beklagen. Wenn Einer das kann, so bin ich es, die sie allein im Hause hat sitzen lassen!“

„So ist sie fort — wohin?“ forschet Olga, „es muß ihr also besser gehen?“ —

„Zur Erholung, bei Verwandten — da unten wo, in Bayern liegt es ja wohl!“ Die Frau bringt das in Pausen vor und blickt die Damen und Herren im Schlitten der Reihe nach unverschämt an.

„Nun, das ist doch eigentlich erfreulich für Sie,“ meint die Commerzienrätthin. Das Weib zuckt die Achseln.

„Wie man's will. Unsereins bringt die Kinder auf, und dann hat man nichts von ihnen, als Aerger. Na, ja doch! Sie können sich das nicht vorstellen, Herr Commerzienrath,“ fügt sie unverschämt hinzu. „Was aber mein Hans is, der hat sich über den Inspector beklagt, der immer so grob mit ihm is — dem könnten Sie das auch mal sagen! Mein Junge is ordentlich, das kann ich behaupten, gerade weil ich seine Mutter bin! Und Sie wissen das ja auch wohl, Herr Commerzienrath!“

Sie bekommt keine Antwort, der Kutscher hat den Wink erhalten, weiter zu fahren, und Frau Minna Baumann schleudert von dem Plage, auf dem sie so unbeachtet stehen gelassen ist, dem dahinsausenden Gefährt eine Verwünschung nach.

* * *

Der „launige April“ hat diesmal Beständigkeit gezeigt, er hat so beharrlichen Sonnenschein gebracht, daß man den hohen Winterschnee zeitig vergessen hat, und die Pflanzen sprießen hervor und künden den Frühling

an; Vögelschaaren sind früh aus dem Süden gekommen und erfüllen die Luft mit zwitschernden Stimmen — und Hoffnungen werden in den Menschenherzen wach, so bunt und verschieden, wie die aufblühenden Blumen.

Um die Villa Derffner grünt es überhaupt zeitiger als irgendwo sonst — Frau Olga kennt die Vorliebe ihres Gatten für Strauch, Baum und Blüthe, und darnach ist mit dem Gärtner die Vereinbarung getroffen, das Fröhste und Dankbarste in die Nähe des Hauses zu bringen. Und diesmal hat sie ganz besonders das Kommen der besseren Jahreszeit herangesehnt, ihm wird's ja auch gehen, wie anderen Menschen, er wird aus dem Winterschlaf der Grübeleien zur Daseinsfreude wieder erwachen.

Ihre anderen Pläne, die Gedanken an Reisen und an Hausbesuch sind von ihm nicht gebilligt, und auf jenes Thema, das sie an dem Tage der Schlittenfahrt angeregt, hat sie noch nicht zurückkommen mögen, trotz des Rathes der Frau von Börner. Derffner hat zu wenig Neigung für die Erörterung desselben gezeigt, und der ganz offen kundgegebene Widerstand des Sanitätsrathes muß vor Allem besiegt werden.

Inzwischen hat die Präsidentin so oft als möglich ihren Blondkopf Runo in die Villa gesandt — seine frischen blauen Augen sollen fröhliche Umschau halten und ihr Ausdruck dem Ehepaar sagen: seht, wenn man sich kindlich-harmlos freut, das ist denn doch noch eine ganz andere Sache!

Aber trotz allen Sonnenscheins und aller lauten Anerkennungen zu Ehren des Aprilmonds, fällt's ihm doch in einer Nacht ein, zu zeigen, daß er wandelbar zu sein vermag. Da heult plötzlich der Sturmwind an den Mauern entlang, fährt in die Schlote, rüttelt an den Scheiben, und endlose Regengüsse prasseln herab, schlagen auf die Steine, waschen den Kies fort, reißen und wühlen, wo sich ein Widerstand bietet. Es ist, als ob eine neue Sintfluth kommen wollte — und wenig Menschen werden in dieser Nacht sich eines ungestörten Schlafes erfreut haben.

Auch Olga Derffner nicht; sie hat den plötzlichen Ausbruch des Unwetters, das sie aus einem beängstigenden Traum erwachen ließ, zuerst fast dankbar begrüßt, dann aber ist ihr zum Bewußtsein gekommen, wie zerstörend der Regenguß um Haus und Garten gewüthet haben muß — und mit einem Blick auf ihren ruhig schlafenden Gatten hat sie seiner anerkennenden Worte gegen den Gärtner gedacht. Wenn er heute aufsteht, wird von der reizenden Anlage vor dem Fenster seines Arbeitszimmers wenig mehr existiren, und die neue Grotte dort unten, wo der Garten in Parkanlagen übergeht, wird ebenfalls sehr gelitten haben.

Und sie stellt sich das Gesicht des „alten Johann“ vor, wie er jetzt staunt, horcht, dann wohl, die Gefahr für seine Schöpfungen ermessend, auch flucht.

Und immer weiter heult's und braust's und strömt's und prasselt's — sie denkt an die Fabriken und die Feuergefähr, an die Einwohner der Stadt, die eine Unvorsichtigkeit in solcher Sturmnacht in Mische legen kann.

Ihr Gatte schläft — regelmäßige, ruhige Athemzüge sind's. Keine quälenden Träume — wie sollten ihm die auch nahen? Ein besserer Mensch hat noch nicht sein ergrautes Haupt auf die Kissen gebettet.

Und endlich dämmert der Morgen, und um ein Veringes läßt der Sturm nach, sie erhebt sich und schlüpft in das Ankleidezimmer und rollt die Jalousie auf und zieht die Vorhänge auseinander — genau, wie sie's erwartet, die Sträucher geknickt, die Blumenbeete vernichtet, das Erdbreich aufgewühlt, fortgeschwemmt. — Eine tüchtige Arbeit, bis Alles wieder hergerichtet sein wird!

Sie kleidet sich an — im ganzen Hause ist's noch still, aber drüben im Pavillon, wo der alte Johann mit seiner rundlichen, betagten Gattin haust, sind auch die Läden aufgeflogen. Den Gärtner werden Zorn und Ungeduld ebenfalls nicht länger auf dem Lager gelassen haben — und kopfschüttelnd wird seine Sanna bei ihm gestanden und mit ihm geklagt haben.

„Wir haben kein Kind, aber viele, viele schöne Kinder,“ sagt sie oft mit ihrem weltfremden Lächeln, „all' die herrlichen Blumen, welche mein Johann pflegt und die stolzen Bäume, die er gepflanzt hat und die nach dem Himmel weisen, in den wir einmal miteinander kommen wollen!“

Und Olga Derffner freut sich an der Idylle im Gärtnerhause, und Johann und Susanne haben ihr Philemon und Baucis in's Moderne übersezt.

Nun steht sie in ihrem dunklen Morgenkleide und überlegt, ob sie sich nicht, ein Tuch um das Haupt geschlungen, hinaus wagen soll nach dem Pavillon, gleich mit dem Alten Rücksprache zu nehmen. Im Park, am Wasserfall, da wird der Sturm noch ärger gehaust haben. Vielleicht sind bald tüchtige Hände nöthig und kann sie sich dann an ihren Mann wenden.

Die Villa empfängt im Innern das Licht durch eine große Glaskuppel, im Erdgeschoß ist so eine Blumenhalle gebildet mit plätscherndem Springbrunnen, ein kühler, reizender Aufenthalt auf kostbarer Steinmosaik für den Sommer, im ersten Stock ist eine rundlaufende Gallerie, auf welche sämtliche Thüren münden. Statuen stehen dajelbst in Nischen, und Fresken in pompejanischem Stil schmücken die Wände.

Olga öffnet leise die Thür des Toilettenzimmers. Bang! es ist noch so still im Hause, daß der Laut schrill und scharf wiedertönt — ihr Blick sucht das gläserne Kuppeldach, nein, da ist nicht das mindeste Unheil angerichtet — aber, indem sie weiterstreiten will, bietet sich ihrem Fuß dicht an der Schwelle ein Hinderniß. Ein Korb hier? sie bückt sich erstaunt, da gleitet durch den verursachten Stoß der Deckel von dem länglichen Weidengeflecht und —

„Nein,“ sagt sie laut in den ergrauten Morgen hinein, und ihre tappende Hand sucht eine Stütze an der Wand, „nein!“ und dann stockt ihre Stimme, und ihr Blick irrt von der Höhe, wo er sich dem einfallenden Licht zuwendet, wieder auf den Gegenstand am Boden, und ihre zitternde

Rechte wischt über das Antlitz, als wolle sie augentäuschende Dinge aus dessen Gesichtskreis scheuchen.

Aber es ist doch Wirklichkeit!

Langsam gleitet sie auf den Boden nieder und beugt sich dicht, dicht über das weiße Kissen mit den rosa Schleifen, das der herabfallende Deckel hat sichtbar werden lassen — erst ist sie blaß, nun kommt eine heiße Röthe in ihre Züge.

„Mein Gott,“ stammelt sie und faltet unwillkürlich die Hände, dann, sie lösend, fährt sie mit sanftem Finger über die kleine Wange — weich und warm, und dicht ihr Ohr an den geschlossenen Mund haltend, fühlt sie einen winzigen Athemzug —

„Es lebt, es ist Wahrheit,“ murmelt sie und staunt und staunt auf's Neue.

Weich, fein die Umhüllung des Kindchens, mit einer Zierlichkeit sind Spitzen und Bänder um die kleine Gestalt gehäuft, einer Weihnachtspuppe gleich, wie sie in wohlhabenden Häusern unter den Christbaum jauchzender Kinder gelegt wird.

„Und nun hier, auch wie ein Christgeschenk an meiner Schwelle,“ sagt Frau Olga, ebenfalls bewundernd.

Lichtbraune Härchen umkränzen den kleinen Kopf, die Häufchen sind geballt an die Wangen gezogen.

„Wenn ich nur wüßte, welche Farbe die Augen haben,“ sagt die Frau, immer noch auf den Knien liegend, vor sich hin und hat alles Andere vergessen, den Sturm, den schlafenden Gatten, das Seltsame dieses Fundes — nur fern dämmert ihr eine Kindheits Erinnerung auf, ein Bild, vor dem sie lange entzückt gestanden: hohes Schilf, ein grünschimmernder Strom, ein gleitendes Körblein mit schneeigen Tüchern darauf und ein rosiges Kind in denselben, und dann von der andern Seite, in schillernde Stoffe gehüllt, mit goldenen, klirrenden Ketten behängt, die stolz einhererschreitende FINDERIN des Knäbleins. Und durch ihre Kinderträume ist der Wunsch gezogen, auch einmal eine solch lebendige Puppe finden zu dürfen!

Und in derselben Secunde kommt ein Laut über die Kindeslippen, und die Augen öffnen sich, groß und blau, und suchen den Lichtschein.

„Oh — oh!“ ruft Olga und nimmt den Korb empor, als ergreift sie Besitz von ihm und seinem Inhalt — und dann gleitet eine glänzende Thräne auf das flatternde Band.

Es raschelt leise bei der Bewegung, ein Papier ist's.

Nun kommt sie mit ihren Gedanken zurück in die Gegenwart: nicht der Wunsch ihrer Kindheit hat sich erfüllt, den sie vor dem Mosesbilde gehabt — es ist eine jener „Wirklichkeiten“, wie sie das moderne Leben täglich hervorruft — man hat in das reiche, kinderlose Haus ein verlassenes, junges Wesen getragen, dessen Dasein Niemandem zur Freude gereicht — um ihm die Möglichkeit einer besseren Existenz zu verschaffen. Eine Kindereraussetzung, wie man häufig von solchen liest — und nun, wo eine kühlere Empfindung

bei Frau Olga aufzukommen sucht, faßt sie auch nach dem Blatt, das irgend eine Aufklärung bringen wird.

Es ist dickes Papier, auf das eine beinah zierliche Hand, der es wenig gelungen ist, sich zu verstellen, geschrieben:

„Der wohlthätigsten Frau!“

Das Blatt zittert in Olga Derffners Hand, dann entziffert sie eine halb von Thränen vermischte Nachschrift:

„Wenn der Knabe „Konrad“ heißen dürfte.“

„Eine gewöhnliche, ganz klug berechnete Kindesaussetzung,“ wieder will sich die Frau das in dem grauen Licht des Regentages sagen — und wiederum durchzieht ein seltsam weiches Gefühl ihr Herz — die Nachschrift rührt sie, nicht der Appell an ihre Adresse — „Konrad“, sagt sie flüsternd, auf das kleine, verlassene Geschöpf niederblickend, das sie mit den großen Augen anzuschauen scheint.

Ob der Name der Mutter, die sich dieses „kostbaren Gutes“ — ja, sie erinnert sich, diesen Ausdruck neulich in der Polemik mit dem Sanitätsrath gebraucht zu haben — entäußern mußte, besonders theuer war?

Ob so der Mann heißt, an den der Knabe die Kindesrechte besitzt?

Ein Geräusch! in der Halle wird eine Thür geöffnet — sie zuckt zusammen, sieht sich wie furchtsam um, hebt dann den Korb wieder empor, trägt ihn in das Gemach, auf dessen Schwelle er stand.

Zwischen den mächtigen Spiegeln, den mit rosigen Spitzenwolken überhängten Tischen, setzt sie ihn nieder — es war ihr eben, als käme die raue Wirklichkeit und wollte ihr ihren Fund entreißen. Wie sie nun aber da steht, nur ein Vorhang trennt das Schlafzimmer von diesem Raum, wird es doch wieder ein wenig nüchtern in ihr.

Was wird Friß sagen, und wie kommt es, daß man es verstanden hat, gerade auf jener Stelle den Fund geschehen zu lassen? Muß es nicht Jemand gewesen sein, der genaue Kenntniß von den Einrichtungen und Gewohnheiten ihres Hauses hat? Und dann gleitet ihr Blick nach der verhängten Thür — ganz andere Fragen werden noch über die Lippen des Mannes dort drinnen drängen — sie macht förmlich eine schützende Bewegung über den Weidenkorb hin: armer, kleiner Findling!

Dann überlegt sie, ob sie mit der Nachricht von dem seltsamen Ereigniß an das Lager ihres Gatten treten soll — noch hat Niemand im Hause Kenntniß davon, aber irgend ein Zufall kann jeden Augenblick die Entdeckung herbeiführen — hat er nicht das erste Anrecht?

Sie lauscht — kein Schritt! er ist also schon aufgestanden — jenseits des Schlafzimmers rauscht das Wasser im Badebassin, dann wird er hierher kommen. —

Sie sinkt auf einen Stuhl, ihr Kopf brennt, — an ihre Schwelle gelegt, wie der erfüllte Wunsch ihrer Kindheit, ist's nicht zugleich wie ein Fingerzeig, daß ihr Plan von neulich sich ebenfalls erfüllen soll?

Secunden, Minuten vergehen, sie kommt sich wie eine Schuldbeladene vor! Ob sie nicht das corpus delicti an der Stelle hätte lassen sollen, wo sie es fand — Andre zu Zeugen herbeirufend? Vage Ideen von allerhand abenteuerlichen Ereignissen ziehen durch ihr Hirn — da — fängt plötzlich die zarte Kinderstimme an hörbar zu werden — ein leises Wimmern ist's, ein Klagen scheint's ihr. —

Sie beugt sich wieder über das kleine Wesen, dessen Köpfchen sich röthet — still, ach nur still! — beinah hätte sie den Namen geflüstert, um welchen das Papier bittet — still, still! —

Aber schon ist die dünne Stimme beharrlich durch die Vorhänge gedrungen. — Während sie, den Korb schüttelnd, halb ungeschickte Bewegungen macht, den Rücken dem Eingang des Nebengemaches zugewendet, erscheint dort plötzlich Fritz Derffner.

„Olga! — Olga?“ klingt es erschreckt, fragend zu ihr hinüber.

Sie wendet sich wie bei einem Unrecht ertappt — aber wie sie in sein Gesicht sieht, gewahrt sie, daß er ebenfalls sehr blaß, fast verstört ist.

„Olga — was ist, was soll denn das?“ fragt er, während das Gewimmer fort klingt durch den Raum, in welchem noch nie eine Kinderstimme laut geworden ist. Sie huscht zu ihm hin, faßt nach seiner Schulter und dreht sich dann sein Antlitz zu.

„Fritz — wie ein Wunder ist's — und doch ein häufig vorkommendes Ereigniß — dies Kind ist bei uns ausgesetzt — ich fand es vorhin auf der Gallerie, dicht vor dieser Thür. —“

„Ah —“ lang gedehnt, mit einem sehr schweren Athemzuge kommt das heraus.

„Nicht wahr, das ist sehr sonderbar? — ich habe mich auch noch gar nicht erholen können!“ fährt sie fort. Und wie er nun nichts sagt, keine Bewegung macht, schlingt sie die Arme um die in der Sammetmorgenjackette stehende Gestalt und sagt: „Um Gotteswillen, Fritz, Du denkst doch nicht etwa, weil ich vor ein paar Monaten davon sprach? — o Fritz, nur das nicht — nur nicht!“

Er legt die Hand auf ihr Haupt, und es ist fast etwas darin von einer segnenden Geberde: „Nein, mein liebes, ehrliches Weib — solche Gedanken kommen nicht in meine Seele!“

Sie lacht fast convulsivisch: „Oh Du kamst, sieh, da fiel der Gedanke plötzlich mit solcher Schwere auf mich nieder — nun ist's gut, o, nun ist Alles gut.“ Und sie zieht ihn mit sich, bis dicht an den auf dem Tisch stehenden Korb heran. „Sieh nur, wie reizend er ist, der kleine Konrad — aber, wenn er nur nicht schreien mollte — es klingt, als fühle er sich nicht behaglich hier —“ und sie streichelt das Gesicht und die kleinen, geballten Hände.

Ob sich der Commerzienrath den Inhalt des Korbes ansieht und wie seine Mienen dabei sind, das zu beobachten nimmt sie sich keine Zeit. Sie

nestelt an den Schleifen, glättet die Spitzen, zupft an den Rissen. „Du kleiner Schelm, sei doch nur wieder gut.“

Das Papier, das ihm Olga darreicht, lange betrachtend, sagt endlich Fritz Derffner: „Das giebt keinen Anhalt, gar keinen — und nun muß etwas geschehen! Hast Du im Hause suchen lassen? Sind Spuren gefunden?“

„Aber Fritz! — erstens weiß es Niemand, dann — in dieser Nacht —“ Er wendet sich nach dem Fenster. „Freilich, die ist ganz besonders geschickt benützt. Aber — wie kam man in's Haus — hier, bei uns? Nun, das wird die Polizei schon ausfindig machen.“

„Die Polizei?“ sie fragt es erstaunt, ängstlich, „ja, warum denn die?“ —

Er richtet sich steif empor.

„Nöthige Formalitäten! Man muß doch nach der gewissenlosen Mutter forschen — auf derartige Vergehn steht Strafe, natürlich — und —“ Es klingt schroff.

Sie legt eine Hand auf den Findling und faßt mit der andern nach seiner Rechten.

„Fritz, weil eine unglückliche Mutter — sag' mir, nur eine Unglückliche oder Betrogene trennt sich auf diese Weise von ihrem Kinde, nicht wahr? — Gieb mir das zu — Du mußt es thun!“

„Ja, ja,“ murmelt er, als sei er auch von dem Gedanken ergriffen.

„Also dafür, daß die uns das Vertrauen schenkt und unserer Fürsorge ihr Kind übergiebt, sollen wir polizeilich nach ihr forschen, sie wohl gar verfolgen — bestrafen lassen — sie in Schande stürzen und dies unschuldige Kind dazu? Nein, nie, nie!“

„Eine Unglückliche, Betrogene,“ wiederholt der eisenfeste Mann, und es zuckt in seinem wetterharten Gesicht, und er fährt mit der Hand durch sein Haar.

„Ja —“ und sie streichelt eins der kleinen Händchen, „wer könnte sich denn sonst von solch einem kleinen Wunder trennen!“

Daß er gar nichts zu bewundern findet, erzürnt sie fast.

„Sieh doch nur, Fritz, das sollen Finger sein, das will eine große Hand werden, und der Mund da vielleicht einmal befehlen — kann man's nur denken?“

Er geht auf und nieder, hörlos auf dem dicken Teppich; plötzlich ist sie neben ihm.

„O Fritz, wenn uns, uns solch ein Geschöpfchen geschenkt wäre, damals, als wir jung waren und uns wohl Beide darnach sehnten! Wie wir's angestaunt hätten! Und das Ding da fragt mit kläglichem Stimm: Warum hab ich nicht Vater und Mutter, die mich an ihr Herz nehmen?“

Er antwortet mit einem dumpfen Laut, sie meint, er will Einwürfe machen und küßt ihn rasch, seine Lippen schließend. „Nein, ich will Dir

nicht in der Uebereilung ein Versprechen abringen — nur die „Arme“ nicht verfolgen, nur von den Formalitäten möglichst abstehn!“

„Dein gutes Herz!“ sagt er, in den grauen Morgen sehend.

„Und Deine humanitären Gefinnungen!“ wirft sie ein.

„Ich weiß aber kaum, was zu thun ist!“ meint er.

„Für das Kind zu sorgen, das Natürlichste!“ sagt Frau Olga bestimmt. „Er hat sich schon ganz in mein Herz hinein geweint, der kleine Konrad,“ dabei macht sie wieder allerhand Versuche, das Knäblein zum Schweigen zu bringen, und wie sie außs Neue nichts fruchten, wendet sie sich lächelnd an den Gatten.

„Nun schilt mich nur die unpraktische Person, ich denke nicht an das Nächste, daß der kleine Bursche hungrig sein wird!“ Und dann drückt sie auf die Klingel. „Der Sanitätsrath muß, und mag er mich noch so sehr verwünschen, seine Kaffeestunde unterbrechen und hierher kommen — ich will mich sofort unterrichten lassen.“

Und wenige Minuten später weiß Jeder in der Villa Derffner, welch ein Gast über Nacht eingekehrt ist, und Herr Johann Müller findet zum ersten Male kein Gehör für seine Klagen über die Verwüstung, welche der Sturm angerichtet, die Commerzienrätthin hat Wichtigeres zu thun — den Findling zu besorgen.

Kurze Zeit, nachdem zu ihm gesandt, ist der Sanitätsrath die wenigen Schritte herübergekommen, er hat mit kundiger Hand das Kind ohne Rücksicht auf Spitzen und Bänder, in denen es, einer Alttrape gleich, emporgehoben, gewogen und geschätzt und es für kerngesund und etwa zwei Wochen alt erklärt. Dann hat er augenblinzeln gemeint:

„Gut ausgewählt, der bringt seine Anwartschaft auf die Lebensdauer ‚Achtzig‘ mit auf die Welt.“

„Ausgewählt?“ fragt Frau Olga.

„Meine Allergnädigste, Sie trugen ja doch ein merkwürdiges Verlangen nach schlaflosen Nächten, frühenden Stimmchen und dergleichen zur Schau, und ein alter Skeptiker, wie ich bin, glaubt gar zu leicht an Correcturen des Zufalls!“

„Herr Sanitätsrath!“ ruft sie, zurückweichend.

Fritz Derffner aber faßt den Arm des Freundes und sagt fast heftig: „Keinen solchen Scherz mehr! — Ich werde Alles thun, das Dunkel zu lichten! Olga weiß, daß ihr jeder Wunsch erfüllbar ist — hier waltet der Zufall, wie im Märchen —“

„Om! Und warum nicht auch mal ‚Märchenleben‘,“ sagt der alte Herr. „Jedenfalls ist Alles von der Hauptperson, sei sie nun Mutter oder Helfershelfer, gut construirt. Und vor der Hand behalten Sie wohl das Kind, Frau Commerzienrätthin!“

„Fritz — das ist doch natürlich?“ fragt sie.

„Vor der Hand!“ wiederholt der Fabrikant.

Und der Arzt fügt hinzu:

„Halten ihn eine Amme, sind entzückt von seinem Gedeihen — und die ‚hinter den Couliſſen‘ lachen ſich in's Häuſtchen!“

Er ſieht über die Sachen hin, in denen man das Kind fand. „Geſchmack ſogar — und der kommt mir in dieſem Falle beinahe zum erſten Mal vor, na, die Variationen entzücken ja!“

Dann ſchüttelt der alte Herr Derffner die Hand.

„Als Kinder-Arzt ſchlag' ich aber meinen Sohn vor, dem wird das Aufſtehn zur Nacht leichter.“

Und wie er die Marmortreppen hinuntergeht, murmelt er: „Wer iſt denn nun hier der Däpirt? — Er, ſie oder ich? — ob mir die Erkenntniß wohl noch wird?“

(Schluß folgt).





Rudolf von Bennigsen.

Von

Friedrich Boettcher.

— Berlin. —

Immmer lichter werden die Reihen der Männer, welche, nachdem sie als parlamentarische Mitarbeiter an der großen Umwälzung der deutschen Dinge im dritten Viertel unseres Jahrhunderts theilgenommen, noch heute im öffentlichen Leben ausharren. Viele hat der Tod dahingerafft, Andere genießen in stiller Zurückgezogenheit die wohlverdiente Ruhe, Einzelne haben der Politik in Unmuth den Rücken gekehrt. Aber ungebrochen, trotz der 70 Jahre, die er an diesem 10. Juli vollendet, steht auf dem alten Posten im Reichstage Derjenige von ihnen, welchem wie keinem Anderen das Verdienst gebührt, die parlamentarischen Institutionen für die nationalen Zwecke fruchtbar gemacht zu haben, Derjenige, welchem die Geschichte bezeugen wird, daß er des gewaltigen Kanzlers werthvollster Helfer beim politischen Aufbau und Ausbau des Reiches gewesen ist: Rudolf von Bennigsen.

Er hat im Dienste seines hannoverschen Heimatlandes hochwichtige Aemter bekleidet, die Arbeit und der Ruhm seines Lebens aber liegt auf dem parlamentarischen Felde. Frei von selbstsüchtigem Streben, den Blick immer nur auf das Wohl des Ganzen gerichtet, klar in den Zielen, ohne sich auf den geradesten Weg zu denselben eigensinnig zu versteifen, fest und unabhängig gegenüber der Regierung, aber stets bereit, sich mit ihr zum Besten des Vaterlandes zu verständigen, ist er das Muster eines erprießlich wirkenden Volksvertreters geworden.

Als er in den Verhandlungen mit dem Fürsten Bismarck seine erfolgreiche Compromißfähigkeit entfaltete, haben ihm seine Gegner, die Einen aus Neid, die Anderen aus Beschränktheit, oft nachgesagt, daß ihm der

Staatsgewalt gegenüber das Rückgrat fehle. Wenn nicht schon sein Charakter überhaupt, so hätte ihn seine Vergangenheit gegen jeden derartigen Verdacht schützen sollen. Es ist wahr, Bennigsen's innerstes Wesen ist auf Vermittelung, auf positives Schaffen gerichtet; aber die Anfänge seines politischen Wirkens vollzogen sich im Rahmen der schärfsten Opposition, und er hat, wenn es Noth that, diesen Ton auch in späteren Jahren angeschlagen, selbst noch in einer Stellung, welche Anderen als eine unüberwindliche Fessel der freien Meinungsäußerung erschienen wäre. So sehr hat dieser Mann sein parlamentarisches Verhalten allzeit nicht nach persönlichen oder Parteirücksichten, sondern lediglich nach den Erfordernissen der Sache eingerichtet.

Bennigsen's erstes politisches Auftreten fällt in das Jahr 1855. Die 48er Bewegung kam für ihn zu früh. Andere seines Alters hat sie fortgerissen, für ihn war sie ein Gegenstand aufmerksamer Beobachtung. Von altem niedersächsischen Adel, war er, der Sohn eines hannoverschen Offiziers, zwar ausgewachsen in den Anschauungen seines Standes, aber sein umfassender Geist hob ihn bereits in jungen Jahren über die Vorurtheile hinaus, welche in der Aristokratie seines Heimatlandes vielleicht fester wurzeln, als in irgend einer anderen. Neben dem Studium der Jurisprudenz hatten ihn schon von der Universität her philosophische Probleme lebhaft beschäftigt, und so hat er wohl auch die politischen Dinge mit kühler Reflexion von der Höhe des philosophischen Standpunkts betrachtet. Zum nicht geringen Theile das Verdienst des als Jurist wie als Mensch gleich vortrefflichen Bland, späteren Reichstagsabgeordneten und jetzigen Mitgliedes der Commission für das bürgerliche Gesetzbuch, ist es gewesen, ihn zu praktischer Theilnahme an der Politik herangezogen zu haben. Mit Bland, welcher das jedem liberalen Geiste drohende Mißfallen der hannoverschen Regierung bereits am eigenen Leibe erfahren hatte, wurde Bennigsen Anfang der fünfziger Jahre befreundet, später, als er 1854 nach Göttingen versetzt wurde, mit Miquel. Im Verkehr mit diesen Männern reifte 1855 sein Entschluß, ein Mandat zur hannoverschen Zweiten Kammer anzunehmen.

Es war die Zeit, da unter dem eben an's Ruder gelangten Minister von Borries die Reaction in Hannover mit dem Bruche der Verfassung von 1848 ihren Triumph feierte. Bennigsen rüstete sich, dieser zum Verderben führenden Politik Widerstand zu leisten. Aber die Regierung verweigerte ihm den Urlaub zum Eintritt in die Kammer. Er beantwortete die Maßregel mit dem Austritt aus dem Staatsdienste und widmete sich der Landwirthschaft. Die muthige That genügte, um ihn weithin als den rechten Mann für die Lage erkennen zu lassen. Bei den Neuwahlen von 1857 wurde er doppelt gewählt; die liberale Opposition hatte ihren Führer, Herr von Borries seinen Meister gefunden.

Der erbitterte Kampf, welcher nun auf Jahre hinaus zwischen den beiden Männern entbrannte, hat Bennigsen's Namen alsbald über ganz Deutschland getragen. In der trostlos düsteren Atmosphäre der fünfziger

Jahre erschien dieser Name Tausenden wie der erste Hoffungsstrahl. Mit Bewunderung blickten die liberalen Männer von Nord und Süd auf den jungen Streiter, der es mit einem der fanatischsten und gefährlichsten Machthaber der Reaction aufzunehmen wagte. Herr von Borries war kein staatsmännisches Genie, jedoch von nicht geringer Begabung und überaus energischem Willen. Seine Gegner bekämpfte er nicht nur mit den Waffen des Geistes, sondern auch mit den ihm in seiner amtlichen Stellung zustehenden Machtmitteln, in deren Anwendung er selbst vor der brutalsten Rücksichtslosigkeit nicht zurückscheute. Die polizeiliche Ueberwachung durch seinen würdigen Helfershelfer, den Polizeidirector Vermuth, haben sich nicht nur Bennigsen und seine Freunde, sondern auch Andere, selbst der damalige Minister a. D. Windthorst, gefallen lassen müssen. Nicht einen gewöhnlichen Muth also erforderte es, diesem Gewaltmenschen gegenüber sich als Führer der liberalen Opposition zu bekennen und zu behaupten.

Und noch weit ernster ward der Kampf, als er über den Rahmen eines hannoverschen Verfassungsstreites hinauswuchs, sich auf das große Problem der nationalen Neugestaltung Deutschlands ausdehnte, in dessen Hintergrunde für das hannoversche Staatswesen die Frage von Sein und Nichtsein stand. Das Jahr 1859 hatte die ganze Jämmerlichkeit der Lage Deutschlands von Neuem zum Bewußtsein gebracht. Das Gothaer Programm, welches mit der Reactivirung des Bundestages begraben zu sein schien, stand plötzlich durch die Ereignisse glänzend gerechtfertigt da. Angesichts der Gefahr, in einen ungeheuren Krieg verwickelt zu werden, der noch dazu die Interessen der deutschen Nation unmittelbar gar nicht berührte, begriff man die Nothwendigkeit einerseits einer Trennung zwischen dem eigentlichen Deutschland und dem österreichischen Völkerconglomerate, andererseits der festen Zusammenfassung der deutschen Kräfte unter einer starken Centralgewalt, welche nur in Preußens Hand gelegt werden konnte. Schon während des Krieges waren an den verschiedensten Punkten Deutschlands Rundgebungen in diesem Sinne laut geworden, jetzt, unmittelbar nach dem Präliminarfrieden von Villafranca, erließ Bennigsen mit 34 gleichdenkenden Freunden eine Erklärung, in welcher diese Forderungen nebst derjenigen eines deutschen Parlaments in programmatischer Form zusammengefaßt waren. Es war der Ausgangspunkt zur Bildung des Nationalvereins, welcher Mitte September in einer großen Versammlung zu Frankfurt mit Bennigsen als Präsidenten in's Leben trat.

Nur das thatkräftige Zusammenwirken einer Anzahl bedeutender Männer vermochte in wenigen Wochen diesen Erfolg zu erzielen; vor Allem Miquels Feuereifer gebührt ein hervorragender Theil des Verdienstes. Sein eigentliches Gepräge und seine werbende Kraft aber erhielt der junge Verein durch den Namen Rudolf von Bennigsen. In ihm erblickte der vorgeschrittene wie der gemäßigte Liberale eine Bürgschaft. Dieser Mann, der seit Jahren die allgemeine bürgerliche Freiheit gegen einen adeligen

Standesgenossen in hartem Kampfe vertheidigte, war sicherlich ein unabhängiger, wahrhaft freisinniger Charakter. Andererseits hatte dieser Mann keineswegs in irgend einer Katastrophe mit dem durch Geburt und Tradition ihm überkommenen Wesen gebrochen; vielmehr hatte in seinem Auftreten stets eine besonnene Ruhe gelegen, die ihn selbst im heftigsten Kampfe nicht verließ, und so durfte man sich zu ihm auch in der Leitung der nationalen Bewegung eines verständigen Maßhaltens versehen. Wo immer er auftrat, erschien er als der geborene Führer. Seine ruhige und doch fesselnde, nicht selten packende und gewaltige Beredsamkeit, die Klarheit und Entschiedenheit der Anschauungen, die Höhe und Weite der Gesichtspunkte, der tief sittliche Ernst und daneben eine an Unzugänglichkeit streifende Vornehmheit — das Alles übte einen Zauber aus, der nicht am wenigsten die rasche Ausbreitung des Nationalvereines über so weite Schichten des deutschen Volkes bewirkte, ihm die Besten des deutschen Bürgerthums, namentlich die gebildeten Kreise desselben, zuführte.

Raum je hat ein politischer Verein eine so bedeutsame Wirkung ausgeübt. Ohne seine vorbereitende Arbeit würde die nationale Umgestaltung unter Preußens Führung im deutschen Volke nicht entfernt jenes entgegenkommende Verständniß gefunden haben, welches die Wunden einer weltgeschichtlichen Wandlung so wunderbar rasch vernarben ließ und dem neuen nationalen Staatsgebilde alsbald den Boden erprießlichen Gedeihens schuf. Leicht ist diese Arbeit wahrlich nicht gewesen. Schon bei der Gründung des Vereins war es nicht gelungen, in das Programm ein ausdrückliches Bekenntniß zu der preussischen Spitze aufzunehmen, und das Verhalten des Ministeriums Bismarck während der Conflictsjahre war so wenig geeignet, eine volksthümliche Strömung für Preußen zu gewinnen, daß dieselbe vielmehr in die Gefahr gerieth, von den Sirenenklängen, wie sie Herr von Beust ab und zu ertönen ließ, bethört zu werden. In erster Linie Bennigsen's fester Leitung und durchschlagender Ueberzeugungskraft ist es zu danken, daß diese Gefahr vermieden wurde und die Thätigkeit des Nationalvereins trotz Allem den preussisch-deutschen Bestrebungen zu gute kam.

Der Verein ist dafür von den preußenfeindlichen Staaten des Deutschen Bundes aufs Erbittertste bekämpft worden, nirgends aber so wie in Hannover, wo Herr von Borries die ganze Kustammer seiner polizeilichen Schreckmittel zur Anwendung brachte, von der Auflösung der Versammlungen bis zu der Anlegung von schwarzen Listen und dem an alle Landesbehörden gerichteten Rescript, welches die Uebertragung irgendwelcher öffentlichen Arbeiten oder Lieferungen an Mitglieder des Nationalvereins verbot. Dieser Verfolgungsfanatismus lag in dem Wesen der verhängnißvollen Verblendung, an welcher das Königreich Hannover zu Grunde ging.

Selten hat die Geschichte ein so tragisches Schicksal gesehen wie dasjenige des unglücklichen Georg V. Es schien, als ob der König, welcher sehend aufgewachsen war und eine gute Bildung besaß, mit dem Augenlicht

auch jedes Maß für das politisch Mögliche verloren hätte. Wenn es einen Staat in Deutschland gab, der auf die Verständigung mit Preußen angewiesen war, so war es Hannover, welches das Gebiet seines großen Nachbarlandes in zwei Hälften zerschnitt. Nur in einem Bundesstaate, wie ihn Bennigsen erstrebte, nur bei einer Einrichtung, welche die Machtmittel der deutschen Nation in die Hand Preußens legte, konnte Hannover hoffen, ein politisches Sonderdasein auf die Dauer zu behaupten. Statt dessen setzte König Georg jedem Gedanken an eine Schmälerung seiner Hoheitsrechte im allgemeinen nationalen Interesse eine an Blasphemie grenzende Vergötterung der Welfendynastie entgegen, erhob er Herrn von Borries, als derselbe den Bestrebungen des Nationalvereins gegenüber mit Rheinbundsideen gedroht hatte, in den Grafenstand. Und damit nicht genug, reizte man Preußen, welches die Verbindung über hannoversches Gebiet nicht entbehren konnte, durch allerlei kleinliche Chicanen bis zum Äußersten.

Bennigsen hat nicht nur als deutscher, sondern auch als hannoverscher Patriot gehandelt, indem er, all den niederträchtigen Anfeindungen — selbst den Vorwurf des Hochverraths hat man ihm nicht erspart — die Stirn bietend, diese unselige Politik bis zum Ende bekämpft hat. Noch an dem entscheidenden 15. Juni 1866 beantragte er in der Zweiten Kammer, an den König das dringende Ersuchen zu stellen, diejenigen Räte der Krone, welche die Abstimmung Hannovers für den vom Bundestage angenommenen österreichischen Mobilmachungsantrag befürworteten, unverzüglich zu entlassen, den Bundesbeschluß nicht auszuführen und jedes Heraustreten aus einer völligen Neutralität ohne die dringendste Nothwendigkeit zu vermeiden. Wäre im Sinne dieses Ersuchens gehandelt worden, so hätte die Selbstständigkeit Hannovers gerettet werden können. Statt dessen erblickten die Parteigänger des unversöhnlichen Welfenthums in der aufrichtig gemeinten Bitte den Gipfel des Verraths.

Das Schicksal hat seinen Lauf genommen. Bennigsen aber hat hervorragend dazu beigetragen, daß seinem Heimatlande eine weitgehende provinzielle Selbstständigkeit erhalten blieb, und er hat dann dieser Provinz zuerst 20 Jahre als Landesdirector, darauf als Oberpräsident bis auf den heutigen Tag alle Kraft gewidmet, welche ihm seine Stellung im Dienste des Gesamtwaterlandes übrig ließ.

Das Jahr 1866 brachte nicht die volle Verwirklichung dessen, was seinerzeit die Gründer des Nationalvereins erstrebt hatten, aber für die Lande nördlich des Mains war die bundesstaatliche Einigung unter Preußens Führung sowie eine einheitliche Volksvertretung erreicht, und zu den süddeutschen Staaten war nach Ausschluß Oesterreichs ein Verhältniß vereinbart, welches den künftigen vollen Anschluß derselben an den Norddeutschen Bund erhoffen ließ. Alles kam jetzt darauf an, den Preis eines schmerzlichen Bruderkrieges so zu sichern, daß nicht, wie so oft zuvor, die staatliche Zusammenfassung unseres Volkes nach einem verheißungsvollen Anlaufe wieder

vereitelt würde. Es galt, ohne Zögern dem nationalen Staatswesen eine Verfassung zu geben, welche die Machtstellung desselben gegenüber den von außen drohenden Gefahren fest begründete und im Innern die berechtigten Ansprüche an eine freiheitliche Entwicklung befriedigte.

Eine dornenvolle Aufgabe! Der erbitterte Kampf, welcher in Preußen zwischen Regierung und Abgeordnetenhaus ein halbes Jahrzehnt lang gewüthet hatte, war zwar durch die nach dem Kriege ertheilte Indemnität zu einem vorläufigen Abschluß gekommen; aber die Fragen, um welche hauptsächlich er sich gedreht hatte, mußten bei der Berathung der Verfassung für den Norddeutschen Bund mehr oder weniger deutlich wieder auftauchen, und da die Hauptpersonen der Kämpfer von ehedem sich auch auf dem neuen Boden gegenüberstanden, so lag die Gefahr nahe, daß die eben erst zurückgebrängte Leidenschaft alsbald bei diesem oder jenem Anlaß von Neuem auflobern könnte. Da ist es denn von nicht hoch genug zu schätzender Bedeutung gewesen, daß aus den annectirten Provinzen und aus den übrigen Bundesstaaten in den constituirenden Reichstag eine große Anzahl gemäßigt liberaler und nationalgesinnter Männer eintrat, welche an dem preußischen Conflict nicht theilhaftig gewesen waren. An ihrer Spitze stand Bennigsen. Dem Ansehen, welches ihm aus der Vergangenheit bereits beizubringen, der staatsmännischen Begabung, die er hier, auf dem größeren Wirkungsfelde, nun zum ersten Male positiv schaffend entfalten konnte, gelang es, in der sofort nach dem Zusammentritt des Reichstags gegründeten nationalliberalen Fraction der zu einer Verständigung mit der Regierung entschlossenen Richtung das Uebergewicht zu verschaffen. Er ist, unterstützt und ergänzt durch Miquel, von Anfang an für die Haltung der nationalliberalen Partei der entscheidende Factor gewesen; in erster Linie seiner Art, die Dinge zu behandeln, verdankt man die werthvollsten Erfolge, welche, solange diese Partei dem Reichstage den Stempel aufgebracht hat, für die Befestigung und den Ausbau des nationalen Staates erreicht sind.

Das eigenste Verdienst der nationalliberalen Partei sind die von ihren Gegnern so arg geschmähten Compromisse gewesen, Verständigungen, die bald mit der Regierung, bald mit den conservativen Parteien zu treffen waren. Nach beiden Richtungen hin hat Bennigsen eine überaus glückliche Thätigkeit entfaltet; besonders aber dem Fürsten Bismarck gegenüber hat kein anderer Parlamentarier auch nur entfernt den Grad von Einfluß be sessen, wie er. Der gewaltige Staatsmann hat, solange er im Amte war, das Parlament doch immer halb wie einen Feind betrachtet; namentlich sein altes Mißtrauen gegen die Liberalen hat ihn nie ganz verlassen. Die Verhandlungen mit ihm hatten demgemäß ihre Schwierigkeiten. Zu Bennigsen indeß hatte er Vertrauen; er schätzte ihn als den ebenbürtigen Politiker, und so ist es möglich gewesen, daß er sich mit ihm oft noch verständigte, wenn bereits jede Aussicht abgeschnitten zu sein schien.

Noch mühevoller aber war für den nationalliberalen Führer nicht selten

die Vermittelung unter den eigenen Freunden. Der Gegensatz zwischen den Altpreußen und den Uebrigen war nicht der einzige; deutlich unterschieden sich eine mehr doctrinäre und eine vorzugsweise auf die praktische Berücksichtigung der concreten Verhältnisse ausgehende Richtung. Dazu gesellte sich, namentlich als nach der Gründung des Reichs die Süddeutschen hinzugetreten waren, die Divergenz in den wirthschaftspolitischen Anschauungen. Und zwischen den verschiedenen Standpunkten einen befriedigenden Ausgleich zu finden, wurde noch erschwert durch den Umstand, daß es größtentheils geistig hervorragende Männer waren, welche sich gegenüberstanden. Gewiß, die Nationalliberalen haben viele Compromisse abgeschlossen; die meisten derselben aber hat man in der Oeffentlichkeit gar nicht gesehen, sie vollzogen sich im Schoße der Partei. Daß sie lange Jahre hindurch glücklich zu Stande kamen, hat in erster Linie die Meisterhand Bismarcks bewirkt.

Von dem Gelingen der Compromißthätigkeit aber hing damals nicht weniger, als der Aufbau des nationalen Staates auf dem Boden constitutioneller Einrichtungen ab. Wäre die Verfassung des Norddeutschen Bundes, so wie sie schließlich vereinbart wurde, nicht zu Stande gekommen, so wäre deshalb der Bund der Fürsten freilich nicht gescheitert, aber das Verlangen des Volkes nach einem deutschen Parlament wäre unerfüllt geblieben, und für die innere Consolidirung der staatlichen Neubildung hätte die wirksamste Klammer gefehlt. Fürst Bismarck hat in den achtziger Jahren einmal geklagt, daß die Hoffnungen, welche er auf den Reichstag gesetzt, getäuscht seien, daß die bessere Bürgerschaft für den dauernden Bestand des Reiches in den Regierungen liege. Leider hat die spätere Entwicklung diesen Klagen nicht ganz Unrecht gegeben. Nichtsdestoweniger bleibt wahr, daß es im Norddeutschen Bunde und in den Anfängen des Reichs wesentlich die Arbeit des Reichstages gewesen ist, welche dem neuen Staatswesen einen festen Halt in den Anschauungen des Volks geschaffen hat. Die Verwirrung, die Enttäuschung, die Unzufriedenheit, welche das Scheitern des Verfassungswerks hätte hervorrufen müssen, wurde den Umrissen der inneren und äußeren Feinde Preußens mächtigen Vorschub geleistet haben, und zweifellos wäre die Lage Deutschlands in dem unvermeidlichen Augenblicke, als der französische Ueberfall über es hereinbrach, eine sehr viel ungünstigere gewesen, als diejenige, welche das glorreiche Jahr 1870 vorfand.

War von so entscheidender Bedeutung die Compromißarbeit bei der Verathung der Verfassung im Jahre 1867, so war sie es, abgesehen von ihrem Eingreifen bei den zahlreichen in der Zwischenzeit erlassenen grundlegenden Gesetzen, zum zweiten Male im Frühjahr 1874, als es sich um die endgiltige gesetzliche Regelung des Militärwesens handelte. Einer gründlichen Entscheidung der Frage, welche den Hauptgegenstand des preußischen Conflicts gebildet hatte, war man bisher durch Provisorien aus dem Wege gegangen. Die Dauer der Dienstzeit freilich war in der Verfassung ausgesprochen, das Recht des Reichstages in Bezug auf die Bemessung der

Militärausgaben aber harrte noch der genaueren Gestaltung. Lange schien ein Bruch zwischen der Regierung und dem Parlamente über diese Angelegenheit nicht ausgeschlossen, was inmitten einer Lage, in welcher die Feinde Deutschlands bereits in dem fanatischen ultramontan-particularistischen Ansturm des „Culturkampfes“ einen Stützpunkt besaßen, eine Gefahr geradezu für den Bestand des Reiches bedeutete. Das von den Nationalliberalen in der Form des Septennats herbeigeführte Compromiß hat nicht nur damals die Gefahr beschworen, es ist auch die dauernde Grundlage für eine befriedigende Regelung der großen verfassungsrechtlichen Streitfrage geblieben.

Noch ehe ein Jahrzehnt seit der Ummwälzung von 1866 verfloßen war, stand der junge Nationalstaat nach außen wie nach innen vollkommen gesestigt. Eine Wehrverfassung war geschaffen, welche Deutschland in den Stand setzte, die in beispiellosen Siegen errungene Machtstellung sicher zu behaupten. Niedergerissen waren die Schranken, welche den Deutschen in der zweckmäßigsten Bethätigung seiner Arbeitskraft beengten, ein einheitliches Wirtschaftsgebiet gewährte mittels der Freizügigkeit und Gewerbe-freiheit jedem tüchtigen Streben offene Bahn, die Rechtseinheit war in der Gerichtsverfassung, im Verfahren, im Strafrecht erreicht, im Civilrecht in sichere Aussicht genommen. Wieviel auch von dem Neugeschaffenen sich später verbesserungsbedürftig erweisen mochte, mit dieser umfassenden Gesetzgebungsarbeit war es gelungen, das neue Reich über die kritischste Epoche seines Daseins, wo ihm die Erbsünde der Deutschen, die Neigung zu innerem Hader, hätte am gefährlichsten werden können, glücklich hinüberzuführen. Es wird der dauernde Ruhmestitel der nationalliberalen Partei sein, in patriotischem Zusammenwirken mit dem leitenden Staatsmann diesen weltgeschichtlichen Erfolg ermöglicht zu haben. Zahlreich genug sind dabei die Klippen gewesen, welche sie im eigenen Inneren zu überwinden hatte. Bennigsen's sicherer Blick für das Erreichbare hat schließlich fast immer auch die Widerstrebendsten vermocht, diesem Erreichbaren das Wünschenswerthe unterzuordnen.

Ein schwacher Punkt indeß war in der festen Fundamentirung des nationalen Staates geblieben: die finanzielle Abhängigkeit des Reiches von den Einzelstaaten. Von Anfang an war die nationalliberale Partei mit dem Fürsten Bismarck darüber einverstanden gewesen, daß die Matricularbeiträge als vorübergehender Nothbehelf zu betrachten seien. Jetzt galt es, durch eine groß angelegte Finanzreform das Reich auch nach dieser Seite auf die eigenen Füße zu stellen. Neue Steuern durchzusetzen, ist in allen Ländern mit parlamentarischen Einrichtungen stets die schwierigste Aufgabe gewesen. Selbst gegenüber einem Reichstage, in welchem die Nationalliberalen den vorwiegenden Einfluß besaßen und mit den conservativen Elementen jederzeit eine Mehrheit zu bilden vermochten, war der Mühsal genug vorherzusehen. Ganz naturgemäß reifte diese Lage in dem Reichskanzler den Plan, den Führer der Nationalliberalen an der Regierung zu betheiligen und da-

durch die Mitwirkung der ausschlaggebenden Partei für das große Werk zu sichern. Daß die langen Verhandlungen, welche während der an das Entlassungsgeſuch vom April 1877 ſich anknüpfenden zehnmonatigen Urlaubszeit Bismarcks über dieſe Angelegenheit gepflogen wurden, ſchließlich im Februar 1878 geſcheitert ſind, iſt für die weitere Entwicklung der politiſchen Dinge in Deutschland von verhängnißvoller Bedeutung geworden. Von da ab begann die Entfremdung zwiſchen dem Fürſten Bismarck und den Nationalliberalen, es begann die Erſchütterung jener feſten und zuverläſſigen Mehrheit, welche ein Jahrzehnt hindurch die Unterlage großer geſetzgeberiſcher Erfolge geweſen war. Wäre das Scheitern nicht zu vermeiden geweſen?

Bennigſen für ſich allein würde ſich mit dem Reichſkanzler über ein Programm verſtändigt haben; aber er forderte den gleichzeitigen Eintritt zweier Parteigenoſſen, von Fördtenbeck und von Stauffenbergs, zum Mindesten denjenigen des Erſteren, in die Regierung. An ſich war dieſe Forderung unbeſtreitbar gerechtfertigt. Daß eine große Partei viele Jahre lang als Regierungspartei handelt, ohne im Geringſten an der Macht theilhaftig zu ſein, iſt ohne Beiſpiel in conſtitutionellen Ländern. Mit vollendeter Selbſtloſigkeit hatte die nationalliberale Partei biſher ſo gehandelt. Wenn ſie jezt, Angeſichts der neuen großen Verantwortung, welche ihr die Finanzreform auferlegen würde, eine ſtärkere Garantie für die Führung der Verwaltung in ihrem Sinne verlangte, ſo war das im Grunde ſelbſtverſtändlich. Aber andererseits war unter den eigenartigen Verhältniſſen, wie ſie zur Zeit Kaiſer Wilhelms I. und ſeines großen Kanzlers beſtanden, nicht minder klar, daß das Verlangen nach einer ſo weitgehenden Verückſichtigung des parlamentariſchen Einflusses bei der Beſetzung der oberſten Aemter den ganzen Plan gefährden müßte. Dazu kam, daß Fördtenbeck ſeine Mitwirkung von der Bewilligung beſtimmter Cautelen abhängig machte, und dieſe Forderungen ſcheinen es hauptſächlich geweſen zu ſein, welche, da Bennigſen ſie zu den ſeinigen machte, die Verhandlungen zum Scheitern brachten. Zwei Jahre ſpäter hat Fördtenbeck in einer Sitzung der nationalliberalen Fraction rund heraus erklärt, er habe ſie abſichtlich ſo formulirt, daß der ganze Plan zu Falle kommen müßte. Nicht Bennigſen alſo, ſondern Fördtenbeck trifft in erſter Linie die Verantwortung, daß eine Combination vereitelt wurde, welche die innere Entwicklung des Reiches möglicherweiſe in ganz andere Bahnen geleitet hätte.

Nur bleibt die Frage, ob Bennigſen richtig handelte, indem er ſich mit Fördtenbeck vollſtändig ſolidariſch machte. Bennigſen bedurfte die Unterſtützung der geſamnten nationalliberalen Fraction, wenn die im Reiche bevorſtehenden Aufgaben gelöſt werden ſollten; denn neben den 127 Nationalliberalen ſtellten im damaligen Reichstage die beiden conſervativen Fractionen nur 74 Stimmen, alle drei Fractionen zuſammen beſaßen alſo nur zwei Stimmen über die absolute Majorität. Ohne die Verſtändigung mit Fördtenbeck aber, der, ohnehin umgeben von dem Nimbus des Reichstagspräſidenten, Laſker,

Bamberger, Stauffenberg hinter sich hatte, war an die Unterstützung der gesammten nationalliberalen Fraction nicht zu denken. Hätte Bennigsen es darauf ankommen lassen sollen, daß die Fraction sich spaltete, um nachher etwa durch eine Auflösung des Reichstags den Versuch zu machen, die Wähler auf seine Seite zu ziehen? Bismarck würde gegen ein solches Unternehmen kaum etwas eingewendet haben. Bennigsen hat es unterlassen, ohne Zweifel hauptsächlich deshalb, weil er jene Spaltung, die ihm als ein Unglück für das Vaterland erschien, verhüten wollte. Da die Spaltung später doch eingetreten ist, so mag Mancher vom Standpunkte der historischen Beurtheilung den damaligen Entschluß Bennigsens bedauern. Jedenfalls aber liegt in demselben die treffendste Widerlegung jener nichtswürdigen Verleumder, nach deren Darstellung Bennigsen in seinem ganzen politischen Handeln immer von dem Streben, an die Macht zu kommen, geleitet gewesen wäre. Hätte ihn wirklich der egoistische Ehrgeiz beseelt, welchen jene niedrigen Seelen ihm nachsagen, er hätte die verlockende Gelegenheit, die sich ihm Anfang 1878 bot, wahrhaftig nicht ausgelassen!

Da es ihm stets lediglich um die Sache zu thun war, so ist Bennigsens Eifer für eine zweckmäßige Ordnung des Finanzwesens auch nach dem Scheitern des an seinen Namen sich knüpfenden Ministerprojectes nicht erkaltet. Vorwiegend seinem Einflusse gelang es, daß dem neuen preussischen Finanzminister, Hobrecht, welchem die große Aufgabe nunmehr zufiel, seitens der nationalliberalen Fraction eine freundliche Gesinnung entgegengebracht wurde. Mit ihm hatte man Aussicht, im nächsten Jahre zu einer Verständigung gelangen zu können. Da kam durch die am 11. Juni erfolgte Auflösung des Reichstages eine folgenschwere Verschiebung der Lage. Fürst Bismarck, unter dem Eindrucke der mißglückten Verhandlungen des Winters, ergriff den Anlaß des Nobiling'schen Attentats, um das Uebergewicht der Nationalliberalen zu brechen. Es gelang nicht ganz; noch blieben sie die stärkste Fraction des Reichstages, aber an dreißig Sitze gingen ihnen verloren, und zum ersten Male seit dem Bestehen des Reiches wurden sie von der Gesammtzahl der beiden conservativen Fractionen übertroffen.

Sollte dem gemäßigten Liberalismus der bisher behauptete Einfluß gewahrt werden, so bedurfte es mehr als je eines geschlossenen, aber verjöhnlichen, zur Verständigung über das Nothwendige bereiten Auftretens der Fraction. Dem stand indeß innerhalb derselben eine starke Erbitterung über das Verhalten der Regierung wie der Conservativen während des Wahlkampfes gegenüber, und es fehlte nicht an Versuchen, diese Stimmung für eine oppositionelle Stellungnahme zu dem Socialistengesetz zu verwerthen. Niemals hat sich Bennigsens Vermittelungskunst in glänzenderem Lichte gezeigt, als in jener Lage, in welcher die gewaltige Erregung der vorangegangenen Monate noch heftig nachzitterte. Ueber den wirklichen Werth des Socialistengesetzes mögen heute die Ansichten auseinandergehen, darüber jedoch kann eine objective Betrachtung keinen Zweifel lassen, daß im Herbst

1878 der Erlaß dieses Gesetzes eine Nothwendigkeit war. Sein Scheitern würde unter den damaligen Verhältnissen schwere Erschütterungen der Gesundheit unserer politischen Entwicklung zur Folge gehabt haben, Erschütterungen, die zum Mindesten nicht den liberalen Bestrebungen zu gute gekommen wären. Darum war es ein Glück, daß es Bennigsens sicherer Führung gelang, die Partei, auf deren Haltung Alles ankam, mit ihrer ganzen Kraft für den positiven Erfolg einzusetzen.

Anders in dem verhängnißvollen Jahre 1879! Der neue Reichstag besaß, wie eine am 19. October 1878 von 204 Abgeordneten unterzeichnete Erklärung erkennen ließ, eine schutzöllnerische Mehrheit. Darauf fußend, entschloß sich Fürst Bismarck, die Finanzreform mit einer Umgestaltung des Zolltarifs in protectionistischer Richtung zu verbinden. Durch diese Verquickung zweier so viel umstrittener Probleme mußte ein einheitliches Vorgehen der nationalliberalen Fraction auf das Aeußerste erschwert werden. Bezüglich der Finanzreform konnte man in ihr auch jetzt noch eine gemeinsame Verhaltenslinie zu finden hoffen; über die Schutzollfrage aber bestanden, der Verschiedenheit der wirtschaftlichen Interessen entsprechend, in der Partei diametral auseinandergehende Ansichten. Für eine Ausgleichung derselben in dem Maße, daß ein geschlossenes Eintreten der Fraction für eine die Regierung befriedigende Erfüllung des combinirten Planes ermöglicht würde, war von vornherein wenig Aussicht. Gelang aber die Verständigung zwischen den Nationalliberalen und der Regierung nicht, so war damit keineswegs, wie in früheren Fällen, die Sache entschieden, sondern in dem neuen Reichstag war zum ersten Mal die Möglichkeit gegeben, daß sich aus den beiden conservativen Fractionen und dem klerikalen Centrum eine Majorität bildete. Bisher hatte das Centrum sich freilich nur einer feindseligen Opposition befleißigt; für eine schutzöllnerische Action indeß war es, wie seine Betheiligung an der Erklärung der 204 gezeigt hatte, zu haben, und damit konnte leicht die Brücke zu einer Verständigung auch über die andere Aufgabe geschlagen werden. Kam aber das große Werk der Finanzreform mit Hilfe des Centrums gegen die Nationalliberalen zu Stande, so war nicht nur die nationalliberale Partei aus der maßgebenden Stellung, welche sie seit 1867 eingenommen hatte, verdrängt, sondern es erwuchs die Gefahr, daß die von den Hochconservativen und dem Centrum gemeinsam gepflegten reactionären Bestrebungen einen sich allmählich steigern den Einfluß auf die Regierung gewinnen könnten, zum Mindesten, daß die Reichspolitik für die Folgezeit auf eine sehr schwankende und unzuverlässige parlamentarische Basis gestellt werden würde.

Bennigsen erkannte mit seinem klaren Blick diese Gefahr sofort in ihrer ganzen Tragweite und nahm demgemäß seine Stellung. Es ist das Verhängniß nicht allein der nationalliberalen Partei, sondern Deutschlands gewesen, daß ihm die Fraction nicht gefolgt ist. Hätte dieselbe sich von Anfang an, unter Vorbehalt von Verbesserungen im Einzelnen, grundsätzlich und ent-

schlossen auf den Boden der Regierungsvorlage gestellt, so wäre neben der Erhebung der ultramontanen Partei zu einem entscheidenden Factor in der deutschen Politik auch die Entfesselung jenes rücksichtslosen Interessenegoismus verhütet worden, welcher seitdem immer weiter gewachsen ist und jetzt nicht viel weniger, als die revolutionäre Socialdemokratie, bald von dieser, bald von jener Seite die Grundfesten der Staats- und Gesellschaftsordnung unterwühlt. Heute, beim Rückblicke auf diese Entwicklung, werden nicht wenige der damaligen Gegner des Bennigsen'schen Standpunktes zugeben, wie weise es gewesen wäre, wenn man nach seinem Rathe gehandelt hätte. Bennigsen selbst hat es an keiner Bemühung mangeln lassen, die Fraction vor dem schweren Fehler zu bewahren; aber hier scheiterte seine Kraft. Der wirtschaftliche Gegensatz in der Fraction war, durch die politisch-oppositionellen Elemente geschickt ausgebeutet, je länger, je mehr zu einer Kluft geworden, deren Ueberbrückung sich als unmöglich erwies. Fürst Bismarck verständigte sich mit dem Centrum um den Preis der Frankenstein'schen Clausel, d. h. der Verewigung der Matricularbeiträge, der finanziellen Abhängigkeit des Reiches von den Einzelstaaten.

Wie traurig immer ein solcher Ausgang war, so bot doch diese Clausel, welche den von den Nationalliberalen in Gemeinschaft mit dem Reichskanzler verfolgten Plan auf den Kopf stellte, die Handhabe, die Einigkeit der national-liberalen Fraction, wenn auch in einem negativen Votum, noch im letzten Augenblicke wieder herzustellen. Rasch entschlossen ergriff Bennigsen diese Handhabe. Angesichts der trüben Perspective, welche die Zukunft bot, schien es ihm doppelt nothwendig, den nationalgesinnten Liberalismus fest zusammenzuhalten. 15 Mitglieder freilich, die Gruppe Völk-Schauß, erklärten in diesem Augenblicke ihren Austritt aus der Fraction; auf sie aber durfte man sich gegenüber den reactionären Anschlägen der klerikal-conservativen Mehrheit auch nach der Trennung verlassen.

Fürst Bismarck hatte, als er des Centrums sicher war, es sich nicht versagen können, seiner Freude darüber, nun endlich von der Rücksicht auf die Nationalliberalen entbunden zu sein, einen mit elementarer Gewalt hervorbrechenden Ausdruck zu geben. Schon das nächste Jahr sollte ihm zeigen, wie wenig er die Partei entbehren konnte, welche ihn allezeit selbstlos, nur um seiner nationalen Ziele und Verdienste willen unterstützt hatte. Sowohl bei der Erneuerung des Militärseptennats, wie bei der ersten Verlängerung des Socialistengesetzes versagte das Centrum; für die letztere stellte es nur 13, für die erstere keine einzige Stimme. Lediglich dem Umstande, daß die nationalliberale Partei ihrer alten Politik treu blieb, war das Zustandekommen beider Gesetze zu danken. Fürst Bismarck machte keinen Hehl daraus, daß seine im vorigen Jahre auf das Centrum gesetzten Hoffnungen getäuscht seien.

Es hätte scheinen können, als wäre die Parteigruppierung von 1879 nur eine Episode gewesen, als wäre die alterprobte Stütze der Reichspolitik,

die conservativ-nationalliberale Majorität, wiederhergestellt. In Wirklichkeit lagen die Dinge anders. Seit Fordenbeck während der Zolltarifverhandlungen das Präsidium des Reichstages niedergelegt hatte und in die Fraction zurückgekehrt war, trat seine Absicht, die nationalliberale Partei zu spalten, immer klarer zu Tage. Im schärfsten Gegensatz dazu war Bennigsen bemüht, die Einigkeit der Partei zu erhalten. Daraus ergab sich ein heftiger Kampf Fordenbecks gegen Bennigsen, dessen Ende im Sommer 1880 die von Fordenbeck, Stauffenberg, Bamberger und Rickert geführte Secession war, nachdem Lascker sich schon im März von der Fraction getrennt hatte.

Man hat die Secession vielfach als einen Schritt ab irato aufgefaßt und die Theilnehmer an demselben als „geärgerte Freihändler“ bezeichnet. Für Manche unter ihnen, namentlich für Bamberger, mag das zutreffen, nicht aber für den eigentlichen Urheber. Andererseits hieße es zu klein von Fordenbeck denken, wenn man ihm lediglich persönliche Motive unterlegen wollte, ausgehend von der Erwägung, daß zwei erste Führer, wie Bennigsen und er, in demselben Parteiverbände nebeneinander nicht möglich seien. Wie aber wäre es dann zu verstehen, daß ein Politiker von dem Ansehen Fordenbecks sich über die ungeheuere Schädigung des liberalen Einflusses, welche die Secession nothwendig zur Folge haben mußte, hätte täuschen können? Er mochte Manches an der Politik des mächtigen Staatsmannes auszusagen haben, aber dieselben Gründe, welche ihn im Interesse des Vaterlandes und der Partei ehemals bestimmt hatten, seine Wünsche unterzuordnen, bestanden fort und nicht mit vermindertem, sondern mit verstärktem Gewicht.

Es giebt nur eine Erklärung für Fordenbecks Handlungsweise: die Hoffnung auf den Kronprinzen. Man hielt sich überzeugt, daß derselbe, zur Regierung gelangt, mit dem Bismarckschen System brechen, ein liberales Regiment einführen werde, und man wollte ihm eine nicht mit Bismarck verknüpfte regierungsfähige liberale Partei bereit halten. Darum hatte Fordenbeck 1878 die nationalliberale Ministercombination vereitelt, darum trieb er, als Bennigsen die alte Bahn nicht verlassen wollte, zum Bruche. Daß er dabei geglaubt haben sollte, Alles mit sich fortreißen und den ruhmvollsten Parteiführer, den verdientesten Parlamentarier vollständig isoliren zu können, ist ebenso wenig anzunehmen, wie daß er über die nachtheiligen Folgen einer Spaltung im Unklaren gewesen wäre. Aber er mochte den möglichen Schaden gering anschlagen, da bei dem hohen Alter des Kaisers jeder Tag den Umschwung bringen konnte, und dann durfte er ja sicher sein, daß Bennigsen eine von dem neuen Herrscher eingesetzte liberale Regierung nicht im Stich lassen würde.

Ein tragisches Geschick hat alle diese Pläne vernichtet. Daß die Urheber der Secession diesen Factor nicht in ihre Rechnung gestellt hatten, ist verzeihlich; kein Mensch konnte damals, angesichts der kraftvollen Heldengestalt des Kronprinzen, diesen furchtbaren Ausgang ahnen. Aber der Politiker

soll niemals der Hoffnung die Wirklichkeit opfern. Dies gethan zu haben, ist Jordanbeds und seiner Genossen Schuld. Das Jahr 1879 hatte den Einfluß des gemäßigten Liberalismus geschwächt, erst durch die Secession aber hat derselbe die Position wirklich verloren, in welcher er ein wirklicher Damm gegen alle Extreme, eine Bürgschaft für eine stetige Entwicklung des Staatswesens zu sein vermochte. Was das bedeutete, hat die Folgezeit gelehrt.

Nichts vermochte die selbstlose patriotische Realpolitik Bennigsens heller zu beleuchten, als der Gegensatz zu dem Verfahren der Secession. Gerade diese Realpolitik aber war es, welche durch den Verlust der alten Position am schwersten getroffen wurde. Trotzdem gab Bennigsen die Hoffnung nicht auf, noch nützlich wirken zu können, selbst als er nach den Reichstagswahlen von 1881 die Zahl seiner Freunde weiter vermindert und das Verhältniß zur Regierung immer unerträglicher werden sah. Besonders denkwürdig bleibt die gewaltige Rede, mit welcher er am 15. Juni 1882 Bismarcks verzweiflungsvoller Klage über die parlamentarischen Zustände im Reiche eine ruhige Zuversicht auf das Gelingen des nationalen Werkes auch in der Zukunft entgegensetzte.

In schreiendem Widerspruche dazu schien es zu stehen, daß er ein Jahr später plötzlich aus dem parlamentarischen Leben vollständig zurücktrat. Die Secession, damals noch in der Blüthe ihrer Hoffnungen, brach in unbändigen Jubel aus. Sie faßte den Schritt des nationalliberalen Führers als eine Rechtfertigung ihrer eigenen Handlungsweise, als das Bekenntniß, daß seine Politik der Verständigung, des Zusammengehens mit dem Fürsten Bismarck zu Ende sei; und da Niemand von dem Manne, der die Verkörperung der Besonnenheit und der Selbstbeherrschung war, annehmen konnte, daß er sich von einer augenblicklichen Verstimmung habe hinreißen lassen, so schien ja diese Auslegung nicht ohne Anhalt zu sein. In der That zog sich Bennigsen zurück, weil er zunächst keine Möglichkeit zu fruchtbarem Wirken mehr sah. Der Verständigung mit anderen Parteien des Reichstages bereitete das Ueberwuchern des Fraktionsgeistes immer größere Hindernisse; auch auf den Fürsten Bismarck vermochte er nicht mehr, wie früher, im Sinne der Nachgiebigkeit einzuwirken. Dazu kam, daß nicht minder unbefriedigend für ihn die Lage im Abgeordnetenhaufe wurde, wo er sich der Nothwendigkeit einer Einschränkung der in den siebziger Jahren unter seinem Präsidium geschaffenen Falk'schen Gesetzgebung nicht verschließen konnte, darüber aber zu der großen Mehrheit der eigenen Freunde in einen gewissen Gegensatz gerieth.

Bennigsen war jedoch niemals der Mann, die Flinte in's Korn zu werfen. Alles persönliche Ungemach, welches die veränderten Verhältnisse besonders für ihn mit sich gebracht hatten, würde ihn sicherlich um so weniger zur Niederlegung seiner parlamentarischen Mandate bestimmt haben, als durch dieselbe das Ansehen der von ihm so lange geführten Partei

zweifellos beeinträchtigt wurde. Aber er mußte sich sagen, daß, wie die Dinge lagen, er nicht nur seine Kraft, sondern auch seine Autorität nutzlos verbrauchte, während der Tag kommen würde, an welchem durch Beides dem Vaterlande noch werthvolle Dienste geleistet werden könnten. In dieser Erwägung haben sich damals seine Freunde in den schweren Schlag gefunden, der ihnen durch das ungeahnte Ausscheiden des Führers bereitet ward.

Und der Tag, da man Vermögens bedurfte, ist gekommen. Der im October 1884 gewählte Reichstag, in welchem die Stärke der ultramontanen Partei noch mehr, als in dem vorangegangenen, gestiegen war, sollte nicht sein Ende erreichen, ohne daß die unheilvollen Folgen der parlamentarischen Vorherrschaft des Centrums in wahrhaft verblüffender Weise zur Erscheinung gekommen wären. Die vollendetste Kennzeichnung dieses Reichstages wird immer jene Polen-debatte im Januar 1886 bleiben, in welcher der Führer der Socialdemokratie, Herr Liebknecht, seine Schmähungen der nationalen Reichspolitik mit dem stolzen Ausrufe begleiten durfte: „Wir sind die Majorität!“ Am 14. Januar 1887, bei der Abstimmung über die Erneuerung des Militärseptennats, kam die Katastrophe. Ueberwältigend brach sich unter dem Eindrucke der Reichstagsauflösung die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Rückkehr zu der alten nationalliberal-conservativen Mehrheit Bahn. Vermögens war der Berufenste, ihre Wiederherstellung zu bewirken. An seiner Seite erschien Miquel, der zehn Jahre lang dem Reichstage fern geblieben war. Den alten Freunden gelang es rasch, mit den beiden conservativen Parteien jenes Wahlcartell zu vereinbaren, welches eine geschlossene Phalanx von 217 Abgeordneten aus der Urne hervorgehen ließ und die alterprobte parlamentarische Grundlage der Reichspolitik fester als je erneuert zu haben schien.

Während des Cartellreichstags trat in der Leitung des Reiches der Umschwung ein, der früher oder später eintreten mußte. Aber es kam anders, als man viele Jahre lang erwartet hatte. Statt des Systems, auf welches, man kann fast sagen: eine Generation sich eingerichtet, erschien, unvorbereitet und unvermittelt, das Unbekannte. Die nächste Folge ist eine betäubende Unsicherheit in dem Gange der öffentlichen Dinge gewesen, eine Unsicherheit, die bis auf den heutigen Tag nicht gehoben ist. Der Heros der Reichsgründung muß unthätig abseits stehen, ein Geschlecht von Epigonen steuert das Schiff durch gefährvolle Brandung, ohne daß ein festes Ziel erkennbar wäre. Allwärts erheben selbstsüchtige Bestrebungen das Haupt und rütteln mit fanatischer Blindheit oder mit satanischer Frivolität an dem, was zwei Jahrzehnte in unsäglichem Mühen geschaffen. Unser öffentliches Leben wird mehr und mehr der Tummelplatz einer wüsten materialistischen Hezerei, und entsprechend sinken Geist und Ton in den Verhandlungen der Volksvertretung zu einer erschreckenden Tiefe hinab.

Unter solchen Umständen im Reichstage auf dem Posten zu bleiben, kann einem Manne von dem hohen Sinne und der ruhmvollen Vergangenheit

Bennigsen's sicherlich keine Freude sein. Den näheren Freunden hat er schon vor Jahren von dem Entschlusse gesprochen, sich mit dem vollendeten siebenzigsten Jahre aus der Oeffentlichkeit zurückzuziehen und den Rest des Lebens seiner liebsten Erholung, der Beschäftigung mit den Wissenschaften, zu widmen. Sein patriotisches Pflichtgefühl hat ihn den Entschluß umstoßen heißen. Wie schlecht verstehen ihn doch die, welche ihm selbst jetzt noch ehrgeiziges Streben nachsagen möchten! Sein einziger Ehrgeiz ist, mit zu helfen, daß das Vaterland die bösen Krisen der Gegenwart glücklich überdauere. Mehr als irgend ein Anderer ist er heute im Reichstage Träger der Ueberlieferungen einer großen Zeit. Sein Ansehen, seine Erfahrung, seine staatsmännische Begabung ermöglichen ihm, einen weit über die numerische Stärke der heutigen nationalliberalen Fraction hinausreichenden Einfluß durch Rath und That auszuüben; sein unerschütterlicher Glaube an die Zukunft des Vaterlandes befähigt ihn, den in weiten Kreisen des deutschen Bürgerthums eingerissenen Kleinmuth zu bekämpfen, sowie durch Warnung und Ermahnung der Rückkehr zu einer idealeren Staatsauffassung die Wege zu ebenen. Bennigsen hat dem Vaterlande ein Menschenalter hindurch Großes geleistet; in den Wirren der Gegenwart aber ist er ihm eine wahrhaft unschätzbare Kraft.

Daß der edle Mann heute schon auch bei den Gegnern die gerechte Würdigung finde, wird der Parteilich verhin- dern, von dem unsere Zeit so bedauerlich durchtränkt ist. Möge ihm der verehrungsvolle Dank der Freunde ein schwacher Lohn für das Opfer eines reichen Lebens sein!





Feld-Telegraphie.

Von

Alfred Freiherr von Eberstein.

— Wiesbaden. —



Das Generalstabswerk 1870/71 sagt auf V, 1436:
„Die kriegerischen Leistungen der fechtenden Theile eines Heeres sind in hohem Grade abhängig von der Art und Weise, wie die Verkehrsverhältnisse desselben geregelt, die verschiedenen Bedürfnisse an Verpflegung und Munition ihnen zugeführt, für Kranke und Verwundete gesorgt, der Ersatz an Mannschaften, Pferden und Material bewirkt wird. Nur eine umsichtige Leitung dieser wichtigen Dienstzweige und die vollste Hingebung aller dabei theilhabenden Personen vermag den Truppen trotz der Wechselfälle des Krieges die erforderliche Schlagfertigkeit zu bewahren.“

Von Seite 1437—1449 wird die Feld-Telegraphie abgehandelt.

Ehe jedoch darauf eingegangen wird, erscheint es rathsam, die geschichtliche Entwicklung der Kriegs-Telegraphen zu beleuchten. Der Zweck und die Bedeutung der Telegraphie ruht wesentlich auf der sicheren und schnellen Durchführung der Gedanken des Feldherrn. Durch eine zweckentsprechende Anwendung der Telegraphie werden aufreibende Hin- und Hermärsche der Truppen vermieden, sowie auch blutige Berührungen mit dem Feinde, durch sie können die Entbehrungen der Mannschaften durch große Räume umfassende Maßregeln der Verpflegung gelindert werden.

Somit wird die Kriegs- oder Feld-Telegraphie ein wichtiges Hilfsmittel und ein nothwendiges Werkzeug zur Erlangung des Sieges sein und werden.

Die Geschichte der Kriegstelegraphen verschiedener Länder ist in einer weit ausgebreiteten Literatur behandelt. Gerade die Feldzüge Nord-Amerikas und der Brasilianisch-Paraguayen Krieg haben wichtige Daten und Enthüllungen gebracht.

Die ersten Mittheilungen über Signal-Telegraphen reichen bis in das früheste Alterthum. Der Prophet Jeremias ermahnt die Kinder Benjamins, Signalf Feuer anzuzünden. 500 vor Christi communicirt Agamemnon mit seiner Königin über Berg und Thal mittelst Signalf Feuer. Aeschylus giebt in seiner Tragödie Agamemnon eine Beschreibung, durch Fackelsignale über den Iba und Athos zu telegraphiren. Im peloponnesischen Kriege werden die Signalf Feuer öfters angewendet. Ein Einwohner von Sidon empfiehlt Alexander II. vor seiner Expedition nach Indien optische Signallinien zu errichten, um mittelst derselben in 4—5 Tagen mit den entferntesten Theilen seines Reiches Verbindung zu halten. Der Grieche Aeneas zur Zeit des Aristoteles empfiehlt einen Fackel-Telegraphen, der zugleich mit einem Apparat zum Messen der Zeit-Intervalle der Signale verbunden war und damit die erste Andeutung chronoscenischer Signale gab, die erst in dem Signal-Corps der nordamerikanischen Armee zur Anwendung kamen. Polybius empfiehlt den Gebrauch von Fackeltelegraphen zu Kriegszwecken. In den punischen Kriegen wurden Distanzsignale zur Uebertragung von Nachrichten angewendet, und Cäsar hat in den gallischen Feldzügen sich optischer Signale bedient. Vercingetorix erfuhr am Abend den Sieg der Carenter bei Orleans. Auf der chinesischen Mauer sind noch heut Signalthürme vorhanden. In Constantinopel blieben leuchtende Nachtsignale zum Schutze gegen Einbrüche der Türken im Gebrauch.

Erst im 16. Jahrhundert brachten die Fortschritte in der Physik das Verlangen, die Mittel einer schnellen Signalcommunication zu vervollkommen.

1684 sagte der englische Physiker Hooke, daß Depeschen über weite Entfernungen durch verschieden geformte Objecte, im Rahmen aufgehängt, wobei ein jedes Object einen bestimmten Buchstaben bezeichnete, befördert werden könnten.

Diese Vorschläge wurden nicht zur Ausführung gebracht, bis die französische Revolution 1793 den optischen Signal-Apparat von Chappe einführte.

Diese Telegraphen wurden zwischen Paris und Lille mit 22 Stationen eingerichtet.

Am 30. November 1794 wurde dem Senat die den Oesterreichern abgewonnene Wiedereinnahme von Condé auf dieser Linie telegraphirt. Der Divisionschef im Kriegministerium Miot erfand den Namen Telegraph (Fernschreiber). 1801 wurde von Napoleon eine Linie Paris-Mailand errichtet. In Preußen functionirten optische Telegraphen noch bis 1850 auf der Linie Berlin-Trier. Am Tage der Einnahme von Sebastopol, am 9. September 1855, wurde ein optischer Telegraph auf dem Malakoff errichtet. Die Befehle, welche während der Schlachten von Sebastopol telegraphirt wurden, sind das würdige Ende der Chappe'schen Erfindung in Europa. Bis auf den heutigen Tag haben optische Telegraphen ihren Platz als Zusatz zu dem elektrischen Signalwesen in den Armeen behalten.

Während Nacht und Nebel sind die optischen Telegraphen nicht anwendbar. 1833 erfanden Gauß und Weber den elektrischen Telegraphen, die Engländer Wheatstone und Cooke verbesserten diesen 1839. Der Telegraph fand in England allgemeine Verbreitung und wurde später durch Einschaltung eines durch eine Feder bewegten Räderwerks verbessert.

Von ganz besonderem Einfluß in der Entwicklung der Telegraphie war die von Werner Siemens 1846 gemachte Erfindung, den Leitungsdraht mittelst einer Umhüllung von Guttapercha zu isoliren. Schon 1847 wurden von Preußen isolirte Drähte unter der Erde gelegt. Doch war die Isolation der Drähte nicht ausreichend, die Drähte verлагten. 30 Jahre später war es Werner Siemens und der Rührigkeit Stephans geglückt, ein unterirdisches politisch-militärisches Telegraphennetz in Deutschland zur Ausführung zu bringen, das heut als Muster eines telegraphischen Systems betrachtet wird.

In England entstanden bereits 1839 elektrisch-telegraphische Verbindungen London-Birmingham. Bei der Belagerung von Sebastopol fand bei den Engländern der elektrische Telegraph die erste Anwendung im Kriege als bequemes Communicationsmittel zwischen den Hauptquartieren und Divisionen. Zwischen Varna und der Krim functionirte ein durch Guttapercha isolirter Kupferdraht.

Im indischen Kriege 1857—1858 wurden von den Engländern den avancirenden Colonnen elektrische Feld-Telegraphen nachgebaut. Die eigenartige Trockenheit der Luft ermöglichte, daß nicht isolirter Eisendraht, auf dem Boden abgewickelt, auf 100 englische Meilen functionirte.

1854—1856 war bereits in der preußischen Armee Feld-Telegraphen-Material den Pionier-Abtheilungen zugetheilt und trat bei Manövern in Function. Somit hat Preußen auch in dieser Beziehung die Spitze in der Feldtelegraphie genommen. Diese im Frieden ausgebildeten Feldtelegraphen-Abtheilungen begleiteten 1864 die Armee nach Düppel.

Die Franzosen hatten 1857 in Algier elektrische Telegraphen, in Chatham in England wurde eine Militär-Telegraphen-Schule gegründet.

1859 verwandten auch die Spanier in Marokko die elektrische Telegraphie. Der General D'Donell gebrauchte einen Vorposten-Telegraphen, der, aus leichten Kabeln, auf Trommeln gewickelt, auf Mauleseln transportirt und von Handfarren abgewickelt wurde. Der größte Theil dieser Leitungen wurden eingegraben.

Bis 1860 hatte fast überall der Militär-Telegraph die Verbindung des Hauptquartiers bis zum Staats Telegraphen zu bewirken. Noch 1859 wurde bei den Franzosen der Kriegstelegraph nur durch Staats-Telegraphen-Beamte versehen. 1861 erhielten sich zwei zu gleicher Zeit gegen Ancona marschirende italienische Corps telegraphisch in Verbindung; es kam für Feld-Telegraphen construirtes Material mit ausschließlich militärischem Personal zur Verwendung.

1862 brachte Kapitän Bolton ein Militär-Telegraphen-System für die englische Armee in Vorschlag, das, wie das von Forville und Trouvé, keine Anwendung fand. Erst in neuester Zeit hat Siemens' Vorposten-Telegraph, auf Ideen fußend, welche Hauptmann Buchholz vom preussischen Eisenbahn-Regiment 1873 bekannt gab, Vorschläge gebracht, welche allgemeine Anerkennung gefunden haben. Die Siemens-Halske'sche Fabrik in Berlin hat nach andauernden Versuchen diesen Telegraphen zu seiner jetzigen Form gebracht.

Im amerikanischen Seceßionskriege 1861—65 und in dem Brasilianisch-Paraguayen Kriege 1865—69 wurde der Militär-Telegraph zur Verbindung operirender Truppentheile bereits als Nothwendigkeit betrachtet. Alle Telegraphenlinien der Privat-Compagnien des Nordens wurden nach Ausbruch des Krieges unter militärische Controle gestellt. Der Süden nahm Besitz von der Privatlinie und erlaubte nur ausnahmsweise die Benutzung zu Privat Zwecken. Außerdem wurden etwa 4000 Meilen bis zum October 1862 ausschließlich für militärische Zwecke errichtet, für die Militär-Telegraphie 3219400 Dollars verausgabt.

Während der Schlacht bei Fredericksburg am 13. December 1862 haben die Feldtelegraphenlinien zum ersten Male unter Feuer gearbeitet. Vom Hauptquartier des kommandirenden Generals waren Leitungen nach dem rechten und linken Flügel gelegt, und auch die avancirende Colonne war mit dem Hauptquartier verbunden. In ähnlicher Weise wurde auch in dem weiteren Verlaufe des Feldzuges verfahren. Telegraphische Schlachtbefehle bildeten die Regel, und die marschirenden Colonnen wurden durch Telegraphenlinien verbunden. Noch über die Vorposten fast wurden Telegraphisten in Feindes Land als Spione entsendet, welche sich in die feindlichen Telegraphenleitungen einschalteten, was um so leichter zur Ausführung kommen konnte, da die Südstaaten selten Ziffer-Depeschen benutzten.

Ohne den Kriegstelegraphendienst wäre der Norden nicht dazu gekommen, die Revolution der Südstaaten zu unterdrücken.

Man bediente sich ausschließlich des sogenannten amerikanischen Ruhestromes, d. h. die Linien waren auch in der Ruhe von dem elektrischen Strom anhaltend durchflossen, so daß etwaige Unterbrechungen in der Linie sich automatisch sofort kund gaben. Auch Vorposten-Telegraphenstationen in stationären Luftballons kamen zur Anwendung.

Daneben wurden auch optische Signal-Telegraphen verwendet, so daß man auch nach der Seite mit Bewunderung über den Eifer und die patriotische Hingabe berichten muß.

Auch während des 5 jährigen Paraguayan Krieges kamen auf beiden Seiten Kriegstelegraphen zur Verwendung. Vorerst war es Paraguay, das unter der Herrschaft von Lopez mit despotischer Energie alle militärischen Maßregeln traf; eine Telegraphenschule in Muncion beförderte die

theoretische Ausbildung, und die eigenartige Isolirung des Landes, da es während fünf Jahren von jeder Zufuhr, auch brieflichen Correspondenz von der Außenwelt geschieden war, entwickelte die militärischen Maßnahmen zu allseitiger concentrirter Kraftäußerung. Der Paranafluß mit 2 Kilometer Flußbreite wurde durch ein selbstgefertigtes Kabel überschritten. Alle Materialien, selbst das Papier mußte von Seiten der Regierung geschafft werden, und man muß die vielseitige Energie anerkennen, die die Republik Paraguay zur militärischen Abwehr des Feindes in Bewegung setzte.

Der Morje-Schreiber fand in Paraguay allgemeine Verwendung, und empfiehlt von Fischer-Treuenfeld diesen entgegen den Klopff аппаратаn für Kriegszwecke, auch ist im Gefecht bei Curupanty der Beweis geliefert, daß trotz des bedeutenden Kugelregens der Telegraph nicht unterbrochen wurde.

Auf Brasilianer Seite kam der Telegraph hauptsächlich für Operationen zur Verwendung. Der brasilianische General-Telegraphen-Director de Capanema schuf erst nach Beginn des Krieges 1865 die Kriegstelegraphie. Dadurch, daß man glaubte, der Krieg würde bald siegreich vollendet werden, waren die Organisationen nur provisorische. Bei der Belagerung der Festung Humaita spielte der Telegraph die allerwichtigste Rolle, wie während des Marsches und der Operationen im Chaco in Front der Festung Angostura. Wenn Capanema berichtet, daß dem Telegraphen die brasilianische Armee in Paraguay mehr als einmal ihre Rettung verdankte, so muß diesem Urtheil zugestimmt werden. —

Es ist eine eigenartige Erscheinung, daß diesen amerikanischen Vorgängen gegenüber der Kriegstelegraph in den europäischen Armeen nicht die Bedeutung gewinnen konnte. Je größer die Armeen sind, desto mehr muß die Armee-Organisation conservativ gerichtet sein. Es muß Alles beobachtet, Alles versucht werden, aber zur Einführung darf erst dann geschritten werden, wenn das Neue sich unzweifelhaft bewährt hat. Die mit allen Neuerungen verbundene Unruhe wirkt schädlich, und was doch zu jeder Zeit von Wichtigkeit ist, die Kosten sind sehr beträchtlich. Die Neueinführung eines Gewehres kostet z. B. etwa 300 Millionen. Da die deutsche Armee jetzt etwa 2500000 Mann stark ist und man erfahrungsmäßig für die Feldarmee eine doppelte Garnitur Gewehre für nöthig erachtet, jedes Gewehr über 50 Mark kostet, so wird die Rechnung mit Hinzunahme der Munition etwa stimmen. Es erschien gerechtfertigt, diesen Grundsatz mit der Bestimmtheit hier zum Ausdruck zu bringen, da dies oftmals nicht genug anerkannt wird.

In Preußen wurde 1863 die Anwendung des Militär-Telegraphen auf Grund einer A. C. D. dahin beschränkt: „Ein Hauptquartier mit den Divisionsquartieren, oder mehrere Hauptquartiere unter sich in telegraphische Communication zu bringen oder irgend einen momentan wichtigen Punkt, z. B. im Haupt- oder Divisionsquartier, einen bedrohten Küsten- oder Grenzpunkt in möglichst kurzer Zeit mit einer bereits bestehenden Staats-Telegraphen-

leitung so zu verbinden, daß von diesem Punkte aus mit jeder Telegraphen-Station des Landes direct correspondirt werden kann.“ 1864 im Januar wurde eine preußische Feld-Telegraphen-Abtheilung mobil gemacht, um an dem dänischen Kriege Theil zu nehmen, im März 1864 folgte eine zweite Telegraphen-Abtheilung, die der alliirten Armee zur Disposition gestellt wurde.

Trotz der anerkannten Erfolge dieser Kriegstelegraphen-Abtheilungen wurde die Friedens-Organisation erst 1869 definitiv abgeschlossen.

Die denselben gestellte Aufgabe bestand:

- 1) In der Herstellung und betriebsfähigen Einrichtung der telegraphischen Verbindung zwischen dem Hauptquartier des Armeecommandos und dem Staats-Telegraphen-Netz. Die Verbindung muß nach Maßgabe des Vorschreitens der Armee täglich hergestellt sein.
- 2) In der Ergänzung des Materials der der operirenden Armee beigegebenen Feld-Telegraphen-Abtheilungen, welche in erster Linie für die Herstellung der Verbindungen zwischen dem Hauptquartiere der Armee und den einzelnen Armee-Corps, also für taktische Zwecke bestimmt sind.

Die Etappen-Abtheilungen sind demgemäß anhaltend hinter der Armee stationirt, während die Feld-Abtheilungen ausschließlich für militärische Operationen zu verwenden sind.

Bald gesellte sich das weitere Ziel dazu, den Feld-Telegraphen auch taktischen Zwecken zur Verbindung einzelner Stabsquartiere mit den Truppenverbänden dienstbar zu machen. Eine kriegsministerielle Verfügung vom 13. Mai 1868 sprach dieses Ziel klar aus, daß die Feld-Telegraphen-Abtheilungen lediglich taktischen Zwecken für Sicherheitsdienst, Recognoscirung, Verpflegung zc. dienstbar gemacht werden sollten. Das für Vorpostenzwecke zu schwerfällige Material neben ungeschulter Mannschaft ließ dieses Ziel vorläufig nicht erreichen.

So kam es, daß Preußen 1870 nur 7 Feld-Telegraphen- und 5 Etappen-Telegraphen-Abtheilungen mobil machen konnte. Die Leistungen dieser Formationen überstiegen die Erwartungen, so daß der Telegraphie ein bedeutender Antheil an den schnellen und sicheren Erfolgen des Krieges zufiel. Der Kronprinz Albert von Sachsen, Manteuffel, Goeben, haben der Feld-Telegraphie besonders Lob gespendet.

Bei der Belagerung von Metz und Paris wurde zur Uebermittlung der Befehle und Meldungen innerhalb der Einschließungslinie durch Briefrelais, durch neu angelegte Telegraphenlinien, durch ständig mit Offizieren besetzte Kirchthürme mit guten Fernröhren Alles geleistet, was eine gut organisirte Verbindung von Vorposten, von sämtlichen Stabsquartieren erforderte.

Der schon oben angeführte Abschnitt V. über Feld-Telegraphie in dem Generalstabswerke über den Feldzug 1870/71 ergiebt alle Details, auf die zu verweisen ist.

Während der Belagerung von Paris wurden die Kriegs-Telegraphen-Directionen in Nancy, Epernay (Rheims) und Lagny errichtet, um den Dienst zwischen der operirenden Feld-Armee und der Heimat zu vermitteln. Die Feld-Telegraphen-Abtheilungen arbeiteten in vorderster Linie, indem ihr Material später durch dasjenige der Etappen-Telegraphen-Abtheilungen ersetzt wurde, und diese bauten wieder ab, sobald an deren Stelle die festeren Leitungen der Staats-Telegraphie traten.

Von Paris wurde Versailles der Mittelpunkt des Telegraphennetzes. Um Paris wurden zwei nebeneinanderlaufende Linien eingebaut, Longjumeau Billeneuve, St. Georges, Lagny, Gonesse, Margency, St. Germain en Laye waren die Hauptorte.

Den Verkehr nach Deutschland vermittelten von Lagny zwei Linien über Bar le Duc, Nancy auf Landau und über Rheims, Metz auf Saarbrücken.

In gleicher Weise wurden auch die Verbindungen nach Amiens und Rouen, nach Orleans und Chartres und bis Le Mans, Tours, Blois eingebaut, sowie nach Epinal-Besoul, Dijon-Gray, die Elsass-Stellung wurde unter sich und mit dem Hauptquartier verbunden.

Die Leitungen der Feld-Telegraphie erreichten bis zum Ende des Krieges eine Länge von 10300 km mit 407 Stationen, während die Staats-Telegraphie 12500 km Drahtleitung mit 118 Stationen in Betrieb hielt. —

1872 wurde der russischen Militär-Telegraphie von Gayé de Jorville ein für Vorpостendienst geeigneter, leicht transportabler Telegraphen-Apparat vorgeschlagen, jedoch nicht acceptirt. Ein ähnlicher Vorschlag wurde 1873 von Trouvé der französischen Armee gemacht. Mit hohem Interesse wurde dieser Vorschlag in allen militär-technischen Kreisen aller Länder verfolgt. Hauptmann Buchholz und Siemens (Frischen) haben diesen Trouvé'schen Vorschlag brauchbar gemacht, wodurch das in Amerika 12 Jahre früher angewandte Verfahren, die wichtigsten Dispositionen und Befehle bis zu den Vorpостen telegraphisch zu befördern, festen Fuß faßte.

Die englischen Versuche beim Herbstmanöver 1872 bei Wiltshire beschreibt Major Weber; sie schlugen wohl deshalb fehl, weil Kabel an Stelle von Stangenleitungen angewendet wurden. So war die Benutzung des englischen Militär-Telegraphen im Ashantee-Kriege 1873 ungenügend, nennleich im weiteren Verlaufe des Krieges trotz des übereilt gefertigten Materials Erfolge erzielt wurden.

In Spanien war bereits 1859 im Kriege mit Marokko ein leichter Gebirgstelegraph nützlich angewandt worden. 1874 leistete der Telegraph bei Bilbao gute Dienste. Doch giebt es bis heut in Spanien keine Organisation für Etappen- und Feld-Telegraphen.

Im türkisch-russischen Kriege waren bei den Türken keine Telegraphen-Truppen eingegliedert, wenn auch der Telegraph Anwendung

land. Die Russen waren ihren Gegnern in Verwendung der Militär-Telegraphie weit überlegen. Von hervorragender Bedeutung wurde die Kriegs-Telegraphie des General Lajareff gegen Mukhtar Pascha in den Bergen von Kurukdere im October 1877. Den glücklichen Ausgang des Feldzuges in Armenien hat Rußland wesentlich dem Telegraphen zu danken.

Die Engländer haben in dem Zulu-Kriege 1879 wiederum die Grundsätze moderner Kriegführung außer Acht gelassen, indem sie im Caplande den Krieg ohne nöthige Vorbereitungen begannen. Thatsächlich eröffneten sie im Januar 1879 die Operationen in Feindesland, 100 Meilen von der nächsten Telegraphen-Station, was Major Weber in London am 26. März 1879 scharf und rücksichtslos kritisirte. Erst im April 1879 wurde von Aldershot ein Feld-Telegraphen-Train nach Natal entsandt. Optische Signal-Communicationen brachten im weiteren Verlaufe des Feldzuges gute Resultate. —

Dieser historische Rückblick wird Jedermann klar gemacht haben, daß die Feld-Telegraphie auch schon im Frieden organisirt sein muß, damit für den Fall des Krieges Alles an Material und Mannschaft so vorbereitet ist, daß mit der Thätigkeit der Feld-Telegraphie begonnen werden kann.

Je leistungsfähiger, beweglicher, bis in die vordersten Linien arbeitender die Militär-Telegraphie sein wird, je rascher und sicherer sie die Verbindung der marschirenden Colonnen unter sich herstellt, je reichhaltiger hierzu die Mittel an Material und Personal, je vielseitiger das Material ist, desto wirksamer und erfolgreicher wird die Militär-Telegraphie als eine wichtige Hilfswaffe des Krieges hervortreten.

Der Krieg ist eine complicirte Erscheinung, alle Kräfte müssen in ihm angepannt werden, damit das große Ziel jedes Krieges, die Niederwerfung des Gegners, so erreicht wird, daß der Wille des Gegners gebrochen und er gezwungen ist, sich dem Sieger unterzuordnen.

Der Werth telegraphischer Verbindungen nimmt im Allgemeinen mit der geringeren Entfernung der Stationen von einander ab. Bis 7—10 km werden Offiziere oder Ordnonanzen auf leistungsfähigen Pferden der telegraphischen Verbindung vorzuziehen sein. Wie oft aber kommt es im Kriege, ja auch in der Schlacht, häufiger noch bei einer Belagerung vor, daß die zu verbindenden Entfernungen viel größer sind. Da wird stets der Militär-Telegraph eine sichere Hilfe bringen, die je länger, desto mehr von allen Truppenverbänden mit Dank angenommen wird.

Auf Marschen von Parallel-Colonnen wird es zu erstreben und zu erreichen sein, daß wenige Stunden nach Eintreffen in den Quartieren das Hauptquartier mit den Generalcommandos telegraphisch verbunden ist. Diese Leitungen müssen wieder abgebaut werden, um am nächsten Tage die Verbindungen zwischen den durch den Marsch gewonnenen Quartieren auf's Neue herzustellen. Es ist demnach nothwendig, an Personal reichlich versehen zu sein, um diesen anstrengenden Dienst verrichten zu können.

Im Falle der Ruhe wird allerdings die Arbeit erleichtert sein, aber die Telegraphie wird sich bis auf Brigaden, Abschnittscommandanten, Vorposten, Cavallerie- und Artilleriereserven, Beobachtungsposten, Parks ausdehnen können. Wie viel Ordonnanzen-Pferde können durch ein richtig funktionirendes Telegraphennetz geschont werden!

Oben ist schon der Unterschied von Feld-Telegraphie und Etappen-Telegraphie skizzirt worden. Die Feld-Telegraphie ist für den Dienst in vorderster Linie bestimmt, während die Etappenlinien die Verbindung mit den Staats-Telegraphen herzurichten haben, erstere werden leichteres, letztere werden schwereres Material verwenden.

Die Oberleitung der Kriegs-Telegraphie geht vom Chef der Militärtelegraphie im großen Hauptquartier aus und steht direct unter dem General-Quartiermeister, der das Zueinandergreifen von Feld-, Etappen- und Staats-Telegraphen nach allen Richtungen hin zu überwachen hat.

Für den Feld-Telegraphendienst waren in der deutschen Armee 8 Feld- und 6 Reserve-Feld-Telegraphen-Abtheilungen in Aussicht genommen. Da aber jedes General-Commando neuerdings eine Feld-Telegraphen-Abtheilung erhalten soll, so ist diese Formation in neuester Zeit noch vermehrt. Neben gutem Material kommt es auf eine wohl disciplinirte, gut geschulte Telegraphentruppe an. Die Ingenieur-Offiziere müssen im Telegraphendienst wohl unterrichtet, die Pioniere mit allen Arbeiten vertraut sein.

Das Material besteht aus blankem ca. 2 mm starkem Kupferdraht, welcher auf etwa 4 m hohen, mit je einem Isolator versehenen hölzernen Stangen befestigt wird, oder aus 6 mm starkem isolirten Draht mit einer Kautschukhülle und Hanfumsponnung. Dieser ist den Umständen nach auf die Erde zu legen.

Dieser letztere Draht kann auch eingegraben werden, um ihn vor Zufallstreffern zu schützen. Jede Abtheilung hat ein leichtes Flußkabel von ca. 300 m Länge. Die Herstellung von 1 Meile Feldleitung kann in 2 1/2 Stunden geschehen. Ist es angängig, zwei Colonnen gleichzeitig anzustellen, so kann sich die Zeit fast um die Hälfte verringern. Mehr als 4 Meilen Leitungsbau vorwärts wird eine Telegraphen-Abtheilung nicht leisten können.

Es ist demnach möglich, daß eine Feld-Telegraphen-Abtheilung jeden Tag 1 1/2—2 Meilen Leitung legen und ebenso viel abbauen kann. Will man daher bei einem Marsch die Corpscommandos jeden Tag mit dem Hauptquartier und unter sich telegraphisch verbunden haben, so muß jedes General-Commando eine Feld-Telegraphen-Abtheilung haben.

Das Obercommando oder große Hauptquartier wird die Verbindung nach rückwärts zu halten haben, während die General-Commandos die Verbindung unter sich herzustellen haben werden.

Bei Velfort functionirte an der Esaine während der Schlacht der Telegraph. Da Störungen auch unter den günstigsten Umständen nicht zu

vermeiden sein werden, so wird jede Telegraphen-Station einige brauchbare Ordonnanzen zugetheilt erhalten müssen.

Vorhandene permanente Leitungen sind zu benutzen und dergleichen zerstörte wieder herzurichten. Der Rückzug einer Armee wird es selten ermöglichen, die Telegraphenlinien so fundamental zu zerstören, daß eine Herstellung mehr Arbeit und Material kostet, als die Streckung einer neuen Linie.

Die Etappen-Telegraphen-Abtheilung baut die Feldleitungen in dauerhafterer Weise, welche für die Verbindung mit der Operationsbasis beizubehalten sind, um das Anfangs dazu benutzte Feldmaterial wieder zur Disposition zu stellen. Der Etappen-Telegraphie ist kein Stangenmaterial zugetheilt; sie muß es von zerstörten Leitungen nehmen oder requiriren. Von diesen dem Zufall unterworfenen Arbeiten ist es kaum möglich, die Tagesleistung der Etappen-Telegraphie festzustellen. Das dauerhafte Material (etwa 2,5 mm starker verzinnter Rostdraht mit kräftigeren Isolatoren) ermöglicht, den Bau dauerhafter herzustellen und den Anschluß an das heimatlliche Telegraphen-System zu bewirken.

Von unterirdischen Neglegungen wird im Feldkriege kaum die Rede sein können. In unserer Feldtelegraphie ist allgemein der Morse-Farbschreiber eingeführt. Mit einem solchen Apparat können etwa 500 Worte in einer Stunde befördert werden. Genügt diese Leistung für die Correspondenz nicht, so müssen mehrere Leitungen in Thätigkeit gesetzt werden.

Wird der Feldkrieg zum Positionskrieg, so wächst damit die Bedeutung der Telegraphie, erweitert sich bis zur Verbindung mit kleineren Truppenverbänden.

Bei einer Belagerung wird, wie bei Mex und Paris, die ganze Linie der Einschließung, die höheren Commandos und taktisch besonders wichtige Punkte verbunden werden. Die Reserve-Feld-Telegraphen-Abtheilung werden mit ihrem reichlichen Material Verwendung finden, oder es wird durch Neuformationen der Bedarf zu decken sein. Bei Durchführung des förmlichen Angriffs wird durch Anwendung von telegraphischen Verbindungen in den Parallelen die Arbeit wesentlich erleichtert; es werden Kräfte für den Ordonnanzdienst gespart, welche sonst feindlichen Geschossen ausgesetzt wären. Die Haupt- und Zwischendepots werden mit der 1. und 2. Artillerie-Aufstellung und der 1. Parallele zu verbinden sein, und wird dieses Netz bis zur 3. Parallele ausgedehnt werden können und müssen. Außerdem werden mit Netzen Transversalleitungen anzubringen sein. Das Kabel wird am Besten schußsicher eingebaut, 1,25 m Tiefe genügt. Das Durchsetzen der Brustwehre mit den Kabeln ist zu vermeiden, und wird im Allgemeinen das Kabel auf den Revers der Approchen und Parallelen Platz finden.

Für die Correctur des Geschüßfeuers von den vor die Batterie vorgeschobenen Beobachtungsposten sind die tragbaren Telegraphen und Telephone zu benutzen. Diese wurden von den Russen vor Plevna an-

gewendet. Diese tragbaren Apparate enthalten in Tornistern 4 mm Kabel, das sich direct aus denselben abwickelt. Das Kabel ist mit Hin- und Rückleitung versehen, während sonst bei allen sonstigen Telegraphen-Anlagen die Rückleitung durch die Erde erzielt wird, was bei jeder Stationirung die Eingrabung einer Metallplatte oder eines Drahtseils in den Boden möglichst bis auf den Grundwasserspiegel voraussetzt.

Dieser Siemens'sche Apparat wird sich als Vorpostentelegraph in künftigen Kriegen allgemeine Anerkennung verdienen. Vier Mann, von denen zwei als Telephonisten ausgebildet sind, genügen zur Bedienung dieses tragbaren Apparates.

Die Spiegel-Sextanten sind seit langer Zeit zur trigonometrischen Reklung verwandt worden. Zum Telegraphiren können diese, mit Morsezeichen in Verbindung gebracht, durch längere oder kürzere Lichtzeichen Nutzen schaffen. Möglichst wasserfreie Luft und Sonnenschein lassen die Möglichkeit zu, bis auf 80 km mit Sicherheit zu telegraphiren. Die Engländer haben in Indien, in Abyssinien und in allen tropischen Gegenden, wo bei viel Sonnenschein die Luft wasserfrei ist, diesen Apparat zur Anwendung gebracht. Im Festungskriege ist derselbe bei uns auch während der Nacht mit Hilfe des elektrischen Lichtes verwendet worden und wird auch später durch nichts Besseres ersetzt werden können. Da die Schlachten bekanntermaßen nicht nur bei Sonnenschein geschlagen werden, so wird im Feldkriege kaum erfolgreich und sicher der Heliograph oder Spiegel-Sextant gebraucht werden können, und erscheint es als eine gewagte Behauptung, wenn Tageszeitungen selbst besserer wissenschaftlicher Färbung Artikel brachten, daß bei den bevorstehenden Manövern in Preußen größere Versuche mit dem Heliographen in Aussicht ständen.

Daß bei dem Bau unserer Festungen, namentlich in Straßburg und Metz, die Erfahrungen der Telegraphie im ausgedehntesten Maßstabe in permanent gesicherten Bauausführungen angewandt wurden, erscheint unnötig besonders hervorzuheben, zumal auf die Details dieser Bauten nicht näher eingegangen werden darf. Auch im Frieden functioniren in großen Festungen und großen Garnisonen diese Telegraphenanlagen, die auch mit Telephoneinrichtungen versehen sind. Der Dienst wird dadurch wesentlich erleichtert, doch trifft auch hier zu, daß die Ruhe und Selbstständigkeit der Truppenbefehlshaber dadurch eingeschränkt wird. Die Parole ist ausgegeben, zum morgigen Tage eine langgeplante Uebung mit Betheiligung von Cavallerie und Artillerie angeordnet, als eine Stunde, nachdem die Befehle den Betreffenden zugegangen, vom Gouvernement oder der Division ein Kriegsgericht zu morgen befohlen wird, wozu die meisten Offiziere commandirt sind. Wo bleibt da die Erleichterung des Dienstes durch die Telegraphie? So geht es jedoch bei allen Einrichtungen dieser Erde und erscheint es am Orte, auf einen Uebelstand aufmerksam zu machen, den Gustav Freytag in dem viel bemängelten Buch: „Der Kronprinz und die

deutsche Kaiserkrone“ in seiner tactlosen Offenheit auf's Neue der Welt erzählte. Wozu nahm auch der Kronprinz diesen Schriftsteller 1870 in sein Hauptquartier auf? Die Kronprinzliche tägliche Correspondenz nach Homburg brachte durch den bekannten Morier in Darmstadt diese Herzensergüsse nach England und dadurch zu den Franzosen, der spätere Großherzog von Hessen schrieb an seine Gemahlin Alice: „Wie konnten die Schreibenden jemals beurtheilen, ob das Geheimhalten irgend einer Neuigkeit von militärischer Wichtigkeit war?“ Die neue Feldpostdienstordnung wird dieses Uebel einschränken, aber was nützen Verordnungen, wenn sie nicht von Männern zur Ausführung kommen?

Die neuerdings in ungeahnter Ausdehnung zur Verwendung gekommenen Telephone haben selbstverständlich auch in der Militär-Telegraphie Bürgerrecht erlangt. Einfachheit und Billigkeit gegenüber dem Morse-Schreibapparat hat dem Telephon die weite Verbreitung verschafft. Ein mit gutem Gehör begabter Mensch kann das Telephon ohne vorherige Unterweisung gebrauchen. Ferner ist dasselbe in der Dunkelheit verwendbar. Jedoch wird das Telephon zu Kriegszwecken nur auf kurze Distanzen verwendet werden können. Auf mehr als 60 km Entfernung ist die Anwendung des Telephons im Kriege unsicher. Bei anhaltendem Geräusch, Wagenverkehr, heftigem Wind, plätscherndem Regen, wie Kleingewehrfeuer ist das Telephon nicht anwendbar. Auch ist der Belag einer geschriebenen Depesche nicht vorhanden, und wenn auch angeordnet würde, daß das durch das Telephon Gehörte sofort zu Papier zu bringen wäre, so bleibt das Gehör ein trügerischer Sinn. Das durch den Morse-Apparat gegebene schriftliche Document ist der mündlichen Ueberlieferung durch das Telephon vorzuziehen. Das Correspondenzsystem für den Kriegsgebrauch allein auf das Telephon zu basiren, erscheint ausgeschlossen.

Als Apparate für das leichte Feldtelegraphen-Material dienen die sogenannten Klopfer (parleurs), bei welchen die mit gewöhnlichen Morsezeichen übermittelte Depesche nur nach dem Gehör aufgenommen wird. Doch trifft die Aufnahme durch das Gehör, was von einem geübten Telegraphisten leicht zu erlernen ist, auf ähnliche Unsicherheiten wie beim Telephon.

Telephone wie Klopfer eignen sich auch zum Abfangen von Depeschen auf feindlichen Telegraphenlinien, indem diese Apparate mittelst kurzer Drahtstücke leicht unbemerkt in die betreffenden Leitungen eingeschaltet werden können. Ist diese Gefahr vorhanden, so kann davor nur die Chiffriirschrift bewahren. —

Die Selbstständigkeit, Ruhe und der Friede ist der jetzigen Welt durch die Telephonie und Telegraphie geraubt. Die Zeit spielt bei der Telegraphie keine Rolle. Es giebt wenige Nerven, die sich an das Telegraphiren gewöhnen können. Unsere schnelllebige Zeit verlangt die Telegraphie, ohne sie ist unsere Zeit nicht zu verstehen. Denkt man sich aber in einen Alexander, einen Hannibal hinein, die größten Feldherren des Alterthums, wie aller

Zeiten, so würde der großartigen Entschlußkraft in hochfliegendsten Plänen, z. B. dem Uebergang Hannibals über den großen St. Bernhard, über die den Römern fremden Schneegebirge der Alpen, durch die Telegraphie ein Ziel gesetzt sein. —

Wenngleich der Luftballon nicht direct zur Feldtelegraphie gehört, so muß doch seiner Erwähnung gethan werden. Wir haben eine Luftschiffer-Abtheilung, und Viele versprechen sich von der Ballonthätigkeit in künftigen Kriegen ungewöhnliche Dinge. Daß diese Hoffnungen oftmals phantasiereich sind, entspricht den die Welt beherrschenden Bestrebungen des neuen Cursets. Die Taschen unternehmungslustiger Besitzer von Vergnügungslocalen mögen dadurch gefüllt werden. Alles Neue hat für die gaffende Menge das allgemeinste Interesse.

Kann der Luftballon, der *ballon captif*, als Höhenobservatorium in der Schlacht, während einer Belagerung Verwendung finden?

Guyton de Morveau trat 1794, also vor 100 Jahren, mit dieser Idee hervor, der alles Kriegerische als Genie ausbeutende Napoleon Bonaparte erfaßte die Idee des Ballons, der am 26. Juni 1794 in der Schlacht von Fleurus gute Dienste geleistet hatte, richtete Luftschiffer-Compagnien ein, doch bald trat er davon zurück, bis 1870/71 ein Gambetta und Andere aus Paris in einem Luftballon entwichen.

Erst in neuester Zeit ist es dem Professor Dr. Asmann gelungen, die Schwierigkeiten zu überwinden, welche sich der präzisen Ermittlung von Temperatur und Feuchtigkeit entgegenstellten, so daß der Luftballon für die meteorologische Wissenschaft an Bedeutung gewann. Selbst der Stand des Thermometers hängt nicht nur von der Temperatur der umgebenden Luft ab, sondern auch von den Luftmassen, die durch Ein- und Ausstrahlung beeinflusst werden.

Der Asmann'sche Aspirations-Psychrometer beruht auf dem Principe, daß den äußerst feinfühligen, in einer spiegelnden Metallhülle eingeschlossenen Thermometern durch einen von einem Uhrwerk getriebenen Exhaustor dauernd große Mengen von frischer Luft zugeführt werden, so daß die einzelnen Lufttheile nicht Zeit behalten, sich an der höher temperirten Umhüllung zu erwärmen.

Es erscheint auf Grund dieses Beispiels die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß in künftigen Kriegen der Ballon, vor Allen auch der *ballon captif*, in Belagerungen und bei stationären Schlachten erfolgreiche Anwendung finden kann.

Die Kriege sind Nationalkriege geworden. Die Größe der Armee verlangt eine stets wachsende Energie der Kriegsführung, daher muß die Kriegstelegraphie mit allen Mitteln der Technik der Kriegsführung dienstbar gemacht werden.

Dies ist auch bei allen Armeen anerkannt und zum Ausdruck gebracht.

Die Vervollkommenung der Kriegs-Telegraphie hängt nicht so sehr von dem Bestreben des Personals ab, alles Denkbare zur Vervollkommenung zu erfinden, sondern von dem Organismus der Regierung, die Friedensformationen für den Krieg auskömmlich zu machen.

Hauptmann Buchholz faßt die Resultate der Erfahrungen der letzten Kriege in Folgendem zusammen:

1. Enge Verbindung der Feld-Telegraphen mit den bestehenden großen Linien unter einheitlicher Leitung, sowie Gliederung des Ganzen in strategischer Hinsicht nach der Hauptzone des Kriegstheaters und in taktischer nach der durch die Arbeiten bedingten Stärke der einzelnen Abtheilungen.

2. Errichtung von Friedensstämmen für die Feld-Telegraphen-Truppen und Ersatz der Beamten bei denselben durch hierzu besonders ausgebildete Unteroffiziere und Gefreite.

3. Ausreichende Uebung dieser Truppen im feldmäßigen Bau mit gespanntem Fahrzeug, unausgesetzte Prüfung und Verbesserung des Materials und regelmäßige Betheiligung der Telegraphen-Truppen bei den größeren Manövern, um dadurch diese Einrichtung den Generalstabsoffizieren und den Truppen selbst vertrauter zu machen.

Damit ist Alles gesagt.

Es faßt auch Alles ein, was über Brieffauben-Post, über optische Signale, über Sonnen-Telegraphen, Heliostat und Heliograph, über Luftballon-Stationen zu sagen wäre. Si vis pacem, para bellum.





Italienische Skizzen*).

Don

Alexander Swientochowski**).

— Warschau. —

I.

Die Landschaft.

Eines Tages, — es war ein grausamer Tag, — mußte ich auf Befehl des ehrenwerthesten Doctor Cha . . . meine Bücher schließen, die Feder weglegen und reisen — nach Italien. Der Arzt rieth es mir, einigen Personen ist mein Leben theuer, ein guter Freund versprach, mich bei meiner Arbeit zu vertreten, und die braven Herrschaften S . . . mich, den Kranken, zu bewachen — und so reiste ich. Ich sollte in die Berge, an's Meer, um durch den Anblick der wunderbaren Natur, durch die beseligende Macht ihrer Reize den Schmerz, der unaufhörlich in meinem Herzen wachte, in den Schlaf zu wiegen; und so durchlief ich, um seinen Krallen zu entgehen, beinah ganz Italien, ich besichtigte alle seine bedeutenden Denkmäler, erforschte seine werthvollsten Kunstschätze, und nun sitze ich an meinem schriftstellerischen Stüdtrahmen und gedenke, aus meinen Eindrücken für meine Leser einige Reisebilder zu entwerfen. Doch ihr könnt ruhig sein — die Trauertöne werde ich weglassen. „Wenn ein Berg brennt“, — sagen die Creolen, — „so weiß es die ganze Welt; brennt aber ein Herz, wer weiß es dann?“ Diese Wahrheit will ich mir merken.

Wer nach Italien reist, muß vor Allem auf Grund der allgemeinen Meinung der äußeren Schönheit des Landes Ehrerbietung geschworen haben. Es ist dies die Pflicht eines jeden Geistes, der sich das Verständniß für die

*) Diese Skizzen verfaßte der Autor in Italien, nach dem Tode seines hochbegabten Sohnes.

**) Aus dem Polnischen von Malwine Posner-Garfein.

Poesie in der Natur nicht absprechen lassen will. Mancher Tourist hat sich wohl, wenn er seine Heimat wieder sah, in Trauerklagen über italienisches Del und Kalbshirnpasteten ergangen, jedoch den kleinsten Zweifel über die wunderbare Schönheit der italienischen Landschaft verbirgt er tief im Grunde seines Herzens. Unbegrenztes Entzücken ist hierin eine so unwiderstehliche Pflicht geworden, daß die Reisenden sogar diejenigen Aussichten lobpreisend besingen, an denen sie im Coupé schlafend vorbeigeeilt. Der selige Kremer blähte sich schon bald hinter den Thoren Krafau's feierlich auf und ließ nicht von der Stimmung, bis er aus Italien wieder heimkehrte. Die lange, nur für amerikanisches Pöfelfleisch Bewunderung athmende „Niß“ empfindet schon an der italienischen Grenze das Bedürfniß, ihr Album aufzuschlagen und darin die Skizze des ersten besten Berges, den ein kleines, belastetes Maulthier besteigt, zu entwerfen. Alles ist ihr hier (so lange sie ihre Börse nicht zu öffnen braucht) „splendid“. Seitdem wir unser Karpathengebirge verloren, gehört viel Muth und eine sehr angenehme Umgebung dazu, seine Abneigung gegen Berge zu äußern. Der Redaction der „Gazeta Warszawska“ gegenüber würde ich dieses feste Bekenntniß nie wagen. Zum Glück waren meine Reisegefährten nicht nur verständige, sondern auch nachsichtige Leute. Als ich also in Italien bekannte, daß ich für Berge keineswegs schwärme, fiel ein Blick voll gütiger Nachsicht von den Augen des Herrn S . . . auf meine Füße, Madame S . . . ließ hingegen ihre sanften, mitleidsvollen Blicke auf meinem Haupte ruhen. Sie glaubten, mein wunderlicher Geschmack entspringe dem Unvermögen, Anhöhen zu besteigen, und meiner Aufregung, welche mir die Empfindung erhabener Ruhe unzugänglich mache. Indessen steht diese meine Eigenheit mit den genannten Zuständen keineswegs in Beziehung. Ich habe nie verstanden, warum ein Haufen Sand oder Steine schon darum schön sein soll, weil er groß ist. Er verstellt und versperrt nur den Raum, bedrückt den Menschen, schlägt ihn nieder. Ein Jeder möchte gerne den Gipfel dieses Berges besteigen, mit dem Auge die weiteste Aussicht umfassen. An seinem Fuße kann man sich unmöglich glücklich, zufrieden fühlen: der Berg zertritt die Seele, roh, grausam, wie ein Tyrann seine Sklaven, und wie ein Tyrann erfreut und belebt er sie nur dann, wenn sie seinen Rücken erklimmen. Ich habe nie gesehen, daß ein Mensch, zwischen einem Berge und dem Meere stehend, sich in den Anblick des Berges vertieft hätte. Eine weite Aussicht beflügelt den Gedanken und läßt ihn im Fluge größere Kreise ziehen; zwischen Bergen schlägt er sich herum wie im Käfig. Würden die Wege hoch über den Gipfeln der Alpen und Apenninen dahinlaufen, könnten wir von den Waggonfenstern aus unbegrenzte Strecken umfassen, wir würden dann thatächlich Tiefes empfinden; wenn aber der Zug, wie eine Schlange zwischen himmelhohen Felsen hingleiten muß, wenn ihn riesenhafte, todte, kahle Gestalten mit Glazen oder grauen Häuption umringen, die den Blick hemmen und mit einem einzigen sich abreißenen Buckel den kleinen Haufen Menschen,

der sich da unten bewegt, zerschmettern könnten, — dann fühlen wir förmlich, wie sich ihr Druck auf unsere Brust legt. Ich glaube unumstößlich daran, daß die Ebenen weit mehr zur Entwicklung und Vereblung der Menschheit beigetragen haben, als die Berge. Die ersteren stellten den Menschen nach allen Seiten frei hin und zwingen ihn so zur Selbstbeherrschung: die letzteren beschirmen ihn und reizen ihn, seinen Leidenschaften nachzugehen. Wenn Cain Abel getödtet hat, so war es wahrscheinlich in den Bergen geschehen; wenn er Gewissensbisse empfunden, so war es entschieden auf flachem Lande. Ich wenigstens würde auf diese Weise sein Leben illustriren. Würde ich eine That verbergen wollen, ich wünschte, dieselbe in einer Schlucht zu vollziehen . . . Und daher rathe ich Banditen, verfolgten Aposteln und unglücklichen Liebhabern, die ihr Leben zu sichern wünschen, in die Alpen oder Apenninen zu fliehen, jedoch nicht auf ihre Gipfel.

Damit ein Berg schön sei, muß er auf oder in sich irgend welches Leben haben: Bäume, Thiere, Vögel, oder — einen Vulcan. Ein großer Theil der Alpen und Apenninen ist an Bäumen und Thieren sehr arm. Oft gleitet das Auge meilenweite Strecken entlang einzig an kahlen, grauen Felsen vorüber, die selten hie und da an den Seiten von Fichten oder Olivenbäumchen bewachsen sind, zwischen denen man nicht einmal eine Krähe krähen hört. Tritt aber die Pflanzenwelt dichter und üppiger auf, dann ist sie so zwergartig, so ärmlich, daß sie kaum einige Abwechslung in die Landschaft zu bringen vermag. Die schlanken Cyressen stehen von einander weit entfernt; die niedrigen, kugelförmig belaubten Olivenbäume sind so grau, daß sie beinahe gar nicht von ihrem Hintergrunde abstechen und vielmehr in seinen Farben aufgehen. Nur selten, wenn die Sonne ihren Glanz auf sie ergießt, tauchen sie in einer wunderbaren bläulichen Klarheit auf. Dieser Effect ist jedoch nur das Verdienst des Lichtes. H. Taine sagt, daß seiner Meinung nach nur diejenige Landschaft für schön gelten kann, welche Wald und Wasser besitzt. Italien besitzt zahlreiche Flüsse und Bäche, und dieser Umstand rettet bisweilen die todten Züge seiner Landschaft. Was Wald anbetrifft, so ist Italien dieser Schmuß von der Natur ganz und gar nicht geschenkt worden. Ich weiß nicht, ob in ganz Italien ein Joch unseres Walbes — in einem Stücke — zu finden ist. Seine kunstvoll geschnittenen Gärten sind nur aufgepumpte Armuth im Vergleiche mit den nordischen und mitteleuropäischen Parks. Die dieses Schmuckes beraubten Berge verdanken ihre Anziehungskraft einem Weingarten, einem mittelalterlichen Schlosse, einer Hütte, hängend wie ein Lerchennest, oder schließlich ihren sonderbaren Formen.

Nachdem die ersten, durch ihre Mannigfaltigkeit betäubenden Eindrücke vorüber sind, merkt der Reisende, der sich den Alpen und Apenninen entlang dahinbewegt, einen gewissen beständigen Rhythmus, ein gewisses einförmiges Sichwiederholen der Landschaft, welches das Panorama in einige Haupt-

typen faßt. In den Alpen: riesenhafte Anhöhen, an der Spitze oft mit Schnee, an den Abhängen mit Laubgehölz bedeckt, hie und da von einem schäumenden Bach durchschnitten oder von einem einfachen Kirchlein gekrönt; weiter unten hängen an den wilden Felsen unter Weingärten zerstreute Hütten, manchmal liegt im Thal eine Stadt. In den Apenninen: kahle, graufalte, mit Oliven-, Tannenbäumen oder Cyressen ärmlich bewachsene Hügel, mit mittelalterlichen Burgen oder Ruinen. Wenn so ein Halbkreis von Bergen mit Ruinen, phantastischen Krümmungen und Falten, aus denen Villen, Gärten und Weinberge hervorblicken, den Rand des weiten Meeres umgürtet, so bildet das mit dem Meere ein wunderbares Bild, die schönste Form der italienischen Landschaft. Dann findet das Auge alle Bedingungen zum Entzücken: einerseits die stolze, kühne, bis an den Himmel steigende Anhöhe, — andererseits die endlose, blaue, ernste Fläche. So ist an der Ostseite Italiens der Weg von Rimini nach Termoli, und noch mehr der Weg von Spezia nach Genua an der Westseite. Es ist dies der schönste Eindruck der italienischen Landschaft. Die Tunnels, beinahe hundert an der Zahl, die im Wege von Spezia nach Genua fortwährend die Aussicht zersplittern, ermüden und reizen das Auge; aber durch das abwechselnde Enthüllen und Verbergen der wundervollen Mannigfaltigkeit der Landschaft, wird der Eindruck nur noch mächtiger. Das Meer rückt mit seinen sanft heranbrausenden Fluthen bis an den Bahnstreif, und dem Meeresstrande entlang ragen die felsigen Höhen entweder in borstenartigen, schmalen Felsen, oft stramm gezogen, einem scharfen Winkel zulaufend, oder von riesigen, nägelförmigen Bruchstücken eines dunklen Felsens bedeckt oder auch mit grünem Laub geschmückt.

Das Leblose vieler italienischen Berge wird durch das mächtige Leben des Vesuvus ersetzt. Da steht er da am Rande einer schmal eingebogenen Bucht, der Stadt Neapel, die am entgegengesetzten Ufer daliegt, gegenüber, ihr beständig sein rauchendes Haupt zuwendend. Nach der letzten Eruption (1876) ist er ziemlich ruhig, obgleich er von Zeit zu Zeit einen neuen Sturm verkündet. Bei klarer Nacht erkennt man die Gefahr an der feurigen Lavawolke, die sich im Dampfe abspiegelt. Von der Ferne erscheint er als eine kahle, schwarze, ziemlich rund gewölbte Pyramide, deren Spitze ein weißer Rauchstreifen entsteigt; von der Nähe sieht er ganz anders aus. Der untere Theil des Berges, bis an die Stelle, wo sich das Observatorium befindet, ist zerfetzt, von tiefen Schluchten bedeckt, durch geronnene Lavaklumpen gekrümmt, worunter sich Weingärten dem geschlängelten Wege entlang erstrecken. Um diesen Weg zu Pferd oder im Wagen zurückzulegen, braucht man einige Stunden Zeit. Er schwingt sich langsam zwischen Felsen empor, deren Formen ihren vulcanischen Ursprung verrathen. Es ist sichtbar, daß diese in Knäule und Flechten gerollten, schwarzen, grauen oder gelblichen Massen als Flüssigkeit aus dem Krater herausgeströmt sind und hernach in Gestalt riesenhafter, dichter Fluthen gerannen. Der obere

Theil des Vesuvius bildet ein großes Becken mit lockeren, fessigen Wänden. Da fährt die Eisenbahn, welche mittelst einer Locomobilmaschine kleine, zwölfsitzige, in Drahtlinien laufende Waggons von unten herauf und wieder hinunter geleitet. Die Senkung der Schienen ist so groß, daß der Zug beinahe lothrecht sich zu bewegen scheint. Diese lothrechte Fahrt, in Waggons ohne Wände, in einer Höhe von über 3000 Fuß, macht einen so starken Eindruck, daß schwächere Nerven eine gewaltige Unruhe empfinden. Nur Menschen, die auch einer Ballonfahrt fähig sind, erfahren keinen Schauer. Wir Alle wurden sichtbar blaß, obschon wir gegenseitig unsere Furcht in's Lächerliche zogen. Die Fahrt dauert an 10 Minuten. Von der sogenannten „statione superiore“ bleibt jedoch noch eine halbe Stunde Fußweg, bis man die Spitze des Berges erlangt. Die Stärkeren bewegen sich leicht hin auf den Stegen vorwärts, die Schwächeren müssen die Hilfe der Führer in Anspruch nehmen, indem sie sich mit den Händen an den Gürtel und mit dem Rücken auf die Hände dieser Führer stützen. Man wird jedoch von solcher Energie durchdrungen, daß Madame S., welche vor einem zweiten Stodwerk zittert und die man in einer Sänfte herauftragen wollte, ohne große Müdigkeit zu empfinden, den Berg bestieg. Das Endziel dieser Reise belohnt all ihre Mühsal. Der Anblick der Bergdecke, welche die Form eines abgestumpften Spitzwinkels hat, wirkt betäubend. Seine höckerige, rissige Oberfläche ist mit gelben Salschichten bedeckt, aus den erwärmten Spalten steigt Schwefeldampf empor, und in der Mitte, aus der Hauptöffnung, brechen gewaltige Rauchwolken hervor, mit denen der Vulcan alle fünf Minuten einen Haufen Steine herauspeit, die wieder in seinen geheimnißvollen Schlund zurücksinken. Wie die eigentliche Form dieses Trichters ist, bleibt unergründlich, da man trotz der Annäherung an seinen Rand durch die Dampfwolke nichts zu unterscheiden vermag. Lava strömt hier nicht aus. Um diese zu sehen, muß man viele Meter hinuntersteigen, zum „neuen Krater“, der sich an der Bergeswand, auf der Seite nach Pompeji zu, gebildet hat. Dieser Ausflug ist schwierig und sogar lebensgefährlich, da auf dieser Strecke die Erde unter den Füßen weicht. Er lohnt jedoch, gewagt zu werden. Aus den Oeffnungen an der weiten Krümmung des Berges schlägt die Gluth, wie aus den Gluthbecken einer ungeheuer großen Küche; darin, gleich unter der Felsenschale, bewegt sich langsam die weißglühende Lava. Die Gluth, die Einen kaum stehen läßt, muß wohl groß sein, da ein riesengroßer Stein, hineingeworfen in diese Feuerfluth, augenblicklich schmilzt. Wie schauerlich der Anblick dieses Abgrundes ist, kann man daraus schließen, daß es bis jetzt kein Selbstmörder gewagt, sich hineinzustürzen. Durch einen langen unterirdischen Canal fließt die Lava niedriger nach außen hervor, strömt hernach in einem schmalen Canal der Stadt Pompeji zu, kühlt ab und gerinnt. Ganz verwirrt durch den Anblick dieser Hölle, kehrte ich auf die Spitze des Berges zurück, wo der Schwefeldampf die übrige Gesellschaft zu ersticken drohte. Ich sah mich

um — unter unseren Füßen badete der weite, endlose Horizont im Sonnenglanze. Das Meer leuchtete, mit seiner ruhigen, blauen Fläche, — die Städte waren in kleine, verwirrte Haufen weißer Schachteln zusammengelaufen, die Nachbarberge an der Erde zusammengekauert. Von der Pracht dieses Anblickes beseelt, vergaß ich Alles, Alles . . . Nur das vergaß ich nicht, daß mein Sohn gelebt hat, ich fühlte nichts, als daß ich ihn verloren hatte, ich sah nichts, als das Grab, morein er gebettet worden . . . Er und ewig — er! Sogar hier, wie allüberall, wich sein Schatten nicht von meiner Seite.

II.

Das Meer.

Indem wir den Vesuv herabfuhren, betrachteten wir das Meer, soweit uns daran der unserem Wagen nachlaufende Haufen bettelnder Kinder, Krüppel und Krämer nicht hinderte. Welches prächtige Licht- und Farbenpiel! Als ob sie wüßte, daß so viele Augen auf sie geheftet waren, lockte die Bucht mit allen Farben, in welchen überhaupt die Wogen zu schillern vermögen. Grau, grün, blau, erglänzte sie weiterhin gleichsam in milchweißem Lichte, mit welchem der über den Gipfeln sich ergießende Schimmer der untergehenden Sonne zusammenfloß. Die Schiffe im Hafen, wie eine Herde grasender Schwäne, wiegten sich ruhig hin und her, von Zeit zu Zeit einen, nur ihnen verständlichen, Warnungsruf pfeifend. Die auf dem Meere verstreuten Barken ließen die weißen Flügel ihrer Segel gleich Fischadlern, welche, in der Luft hängend, ihre Beute belauern, erglänzen. Zwischen den Riesenschiffen bewegten sich kleine Hafenboote und Barken mit Touristen. Fern am Horizont waren Fahrzeuge sichtbar, welche sich undeutlich hin und her zu bewegen schienen.

Scheinbar immer dasselbe — und doch findet das Auge immer neue Aussichten. In der That, trotz seiner Einförmigkeit besitzt das Meer eine sonderbare Mannigfaltigkeit. Es scheint, als gäbe es nichts Monotoneres, als das rhythmische Anschlagen der Wogen an die Ufer, und doch kann man stundenlang dies mächtige Brausen hören und schauen. In den regelmäßigen Athemzügen des Riesen fühlt man eine unbeschreibliche Macht — die Macht des Lebens. Der Felsen und das Wasser — sie sind Beide leblos, doch nur in der Chemie, nicht in einer italienischen Landschaft. Ein Berg, der kahl ist, erscheint als ein tochter Körper, der in seinem Innern keine Seele birgt. Das Meer hat eine Seele. Es ist schwer zu fassen, daß diese ewige Bewegung der Wogen nur ein Sichüberstürzen des Wassers, durch mechanische Kraft erzeugt, sein solle. Es scheint, als wäre es ein Abglanz innerer Empfindungen irgend welcher Riesenerven. Der Gedankenflug der Mythologie bewegte sich selten in der Region der Berge, im Meere barg sie hingegen immer ihre großen Götter. Man wird wirklich von der Lust angeheimelt, zu glauben, daß Neptun, von Nymphen und Tritonen umgeben,

im Meere herrsche. Und wenn uns dann die Ueberlegung aus den Nebeln der Phantasie auf den festen Boden der Wissenschaft bringt, so belebt auch diese den Meeresabgrund mit so vielen verschiedenartigen Geschöpfen, daß wir mit aller Kraft unsere Phantasie im Zaume halten müssen, damit sie nicht denselben die Wandlungen an diesem unermesslichen und so beweglichen Antlitz zuschreibe. Ich benutzte jede Gelegenheit, auf einem Boote in's volle Meer zu gehen und gab mich dort der Betrachtung des Fischfanges hin. Dann schwand vor meinen Augen alle Mühsal dieser sonnengebräunten Arbeiter, die, um die Erde zu ernähren, das Meer seiner Schätze berauben. Jedes Versenken der Angel, jedes Auswerfen der Netze brachte eine neue Beute: hier eine buntfarbige Muschel, da einen bärtigen Fisch, hier wieder einen mächtigen Krebs. In Neapel wurde ein berühmtes Aquarium gegründet, welches mit den bedeutendsten Laboratorien in Verbindung steht und auf Kosten einiger Nationen erhalten wird; wir sehen dort in Miniatur eine Welt, die für uns Einwohner des festen Landes märchenhaft ist. Man findet hier nicht Hai- und Walfische, wie in New-York, aber eine wunderschöne Sammlung von seltenen Arten niederer Gattungen, angefangen von Hummern und Kröten bis zu Zoophyten und gallertartigen Hydern. Es ist ein zauberhafter Anblick, der den Eindruck eines Spazierganges auf dem Meeresgrunde macht. Die riesenhaften Krebse und Fische schwimmen ernst an den Scheiben vorüber, klammern sich an die Felsen und schauen auf die neugierigen Gesichter der Menschen mit demselben Befremden wie wir, indem wir ihre Gestalten bewundern. Eine sonderbare Begegnung! Beide Seiten fühlen nicht, welches Glied sie in der allgemeinen Kette der Kreaturen von einander trennt. Ein Pater, ein Jesuit, sagt ernst, indem er seinem Knaben eine Familie von Krustenthieren zeigt: „Diese Ungeheuer hat Gott am dritten Tage erschaffen.“ Als in demselben Augenblick ein bärtiger Krebs seinen Kopf erhob, glaubte ich in seinen Augen ein Lächeln und die Frage zu lesen: Will etwa dieses große Ungeheuer das kleine auffressen? Die schwache Kenntniß der Sprache vieler, mit denen ich verkehrte, machte mir schon oft Kummer: wie empfand ich jetzt den Wunsch, mich mit diesem Krebse zu verständigen, mit diesem Krebse und den anderen sympathischen Geschöpfen, die, Gleiches mit Gleichem vergeltend, uns von hinter der Scheibe anguckten. Wie viele curiose Geheimnisse würden sie mir erzählen, und wie gut hätte ich sie unterhalten können. Sicher würden sie herzlich lichern, wenn ich ihnen z. B. erklären würde, daß jener Jesuit nur darum das Kind begleitet, damit der Knabe nicht auf die Idee einer Verwandtschaft zwischen Fisch und Krebs ver falle; daß es hinter diesem Aquarium Kirchen giebt, wo man eigens um Ablass für solche sündhafte Einfälle beten muß; daß wir Menschen weder uns frei bewegen, noch uns zu sehr in die Höhe heben, noch zu tief nach unten steigen dürfen; daß es in den Beziehungen zwischen Menschen Fälle giebt, wo Karpfen — Hechte genannt werden müssen u. Zum Unglück konnte ich all dieses den Gefangenen im Aquarium

nicht erzählen, und so begnügte ich mich mit einem stummen Austausch der Blicke. Ich verließ sie jedoch mit einem Gefühle der Dankbarkeit für den annähernden Begriff, den sie mir von den Bewohnern der Meeres Tiefe gegeben, und mit einem Seufzer, daß er, mein Geliebter, Unvergesslicher, all das mit mir zusammen nicht sehen konnte. Beim Ausgange erblickte ich in der letzten Abtheilung noch einige Glaszylinder, worin weiße, häutige Körper herumschwammen: das waren die niedrigsten Organismen, in denen nur der Zoologe organische Keime annimmt. Mit schmerzlichem Vorwurfe sah ich sie an: sie, die ihre Existenz nicht empfinden und deren Tod Niemand beweinen würde, sie leben und werden noch lange leben, und mein Sohn — durfte nicht leben. O, verflucht seist Du, Du beste aller Welten, sammt Deinem Verstande und Deinem höheren Zwecksystem! Was soll Dir die lebenslange Qual einiger Herzen, die Du durch diesen furchtbaren Schlag zerschmettert hast! —

Es giebt in Europa kein Aquarium, das dem neapolitanischen an Reichthum der vielen seltenen Arten, an sachverständiger Einrichtung, an der Wahrheit, mit welcher hier die wirklichen Bedingungen des Lebens auf dem Meeresgrunde wiedergegeben sind, gleichkäme. Von dem Augenblicke, als ich mit diesen Sammlungen näher bekannt wurde, empfand ich eine noch größere Freude an den Meerfahrten. Oft suchte ich durch die kristallene Fluth auf den Meeresboden zu schauen, in der Hoffnung, daß ich einen meiner neuen Bekannten wiederfinden würde. Ich sah nichts: — nicht einmal die kleinen, schelmischen, aus Unerfahrenheit Muth schöpfenden Fischehen kommen auf die Fläche heraufgesprungen. Der jedesmalige Zweifel wird jedoch augenblicklich durch die hier herumfahrenden Fischer zerstreut, welche mit Netz oder Angel ihre verzweifelt um Freiheit ringende Beute heraufziehen. Es giebt also da unten, unter unserer Barkte eine Welt voll Leben und Mannigfaltigkeit, eine Welt, in die das Raubthier „Mensch“ seine Hand oder eine verrätherische Lockspeise taucht, um die Beute zu stehlen. Indem ich diesen Fang betrachtete, dachte ich unaufhörlich an die „unererschütterlichen, allgemeinen Grundsätze der Moral.“ Wenn also ein Mensch dem anderen gegenüber sich zu steif benimmt, wenn er den Anderen nicht durch einen ganz tiefen Bückling ehrt, so kann er zuweilen hinter Kiegel kommen, — die Thiere dürfen jedoch straflos geraubt und gemordet werden. Von zwei Verbrechen würde das muthwillige Vergiften sämmtlichen Gethiers in der neapolitanischen Bucht für geringer gelten, als der einem, an ihrem Ufer spazierenden Geistlichen versetzte Stoß. . . Ach, es geht mir ja nicht darum, zu beweisen, daß die Menschen keine Hasen erschießen und keine Krebse fangen sollen: ich möchte nur darthun, daß unsere Moral, die uns mit solchem Stolze erfüllt, mehr Gewaltthätigkeit als rücksichtslose „Gerechtigkeit“ umfaßt. Wozu sie also vom Himmel herzuleiten?

Die kunstvoll geschnitzten und phantastisch gekrümmten Ränder dieser, riesenhaften Gefäße, in welchen die italienischen Meere eingeschlossen sind

verleihen denselben einen malerischen Anblick. Von dieser Einfassung abgesehen, blendet die See durch ganz besondere Reize. Wenn sie bei schönem Wetter ihre Wellen blau überzieht, wenn sie ihnen ein aus Sonnenschimmer gewebtes Goldgewand überwirft, wenn sie sich dahinstreckt in feierlicher Ruhe, dann kann sie fest in den über sie gebeugten Himmel schauen. Ihre Wogen locken zur Umarmung: da ich mich nicht hineinstürzen durfte, trank ich wenigstens aus ihnen . . . Salzig, bitter — haben sie den Geschmack des Lebens . . .

Nur ein Mal während unseres Aufenthaltes erzürnte es sich, das Meer. Drei Tage lang schlug es mit solcher Wuth an die Ufer der neapolitanischen Bucht, als ob es dieselben zu zerschmettern gedächte. Welch' furchtbare Kraft und welcher Starrsinn! Trotz der tausendfachen Erfahrungen, die ihm die Unmöglichkeit, dieses Hemmnis zu zerstören, bewiesen hatten, donnerte es mit immer größerer Kraft. Die zurückgeschleuderten Wellen bäumten sich bei Begegnung ankommender Fluthen zornig auf und warfen auf den Boulevard so viel Wasser heraus, daß es unmöglich war, sich dem Ufer zu nähern. Auf dem schlafenden Löwen laufen die Mäuse herum, wenn er aber seine Mähne schüttelt und aufbrüllt, werden sie voller Schrecken still. Kein Fischer würde sich jetzt auf's Meer wagen, wenn er auch die Gewißheit hätte, daß die Lachse von selbst in sein Netz springen würden. Der Anblick dieser düsteren, bewegten Wellen, die heftigen Schläge der Wogen an die Ufer, betäuben dermaßen die Sinne, daß ich, in die Betrachtung dieses Meeressturmes vertieft, kaum von Zeit zu Zeit die gewöhnliche Strophe des Schmerzes zu wiederholen vermochte: warum sieht er es nicht, der Theuerste, der aus meinem Leben Gerissene!

III.

Die Städte. — Neapel.

Das Sprichwort: „Neapel sehen und dann sterben“ findet bis heute noch Anhänger, obschon nur insofern, als sich diese auf die erste Hälfte des Spruches beziehen. Neapel wiederzusehen wünschen Viele; dann zu sterben, fühlt Niemand das Bedürfnis, wer sonst keine Gründe hiefür hat. Neapel ist auch nichts weniger, als ein irdisches Paradies! Schmutzig, eng, lärmend, an Architektur arm, könnte es ebensogut eine ganz entsprechende slavisch-jüdische Stadt abgeben, wenn diese Merkmale nicht auch italienisch wären, und wenn es nicht die wunderschöne, rein italienische Einrahmung zu eigen hätte. Es ist gewöhnliches Glas in brillanterer Einfassung. In der Form eines Hufeisens um die Bucht gebogen, mit beiden Enden unmittelbar an andere Städte grenzend, liegt Neapel weit ausgestreckt da, hoch am Abhange, herabschauend auf das weite Meer, die seinen Wogen entsteigende Caprera, den ernst drohenden Vesuv und eine Kette von Anhöhen, mit Willen überstreut.

Die Hauptader von Neapel bildet neben dem Strande die breite, schräge, lange Straße, Toledo genannt, beinahe die längste Straße in Italien, die eine ununterbrochene Fluth von inländischen Faulenzern und ausländischen Gassern durchströmt. 450000 Einwohner dienen dazu, dieses große Bett zu füllen; sie thun es um so lieber, da es so schön gepflastert ist. In dieser Beziehung theilt Neapel den Ruhm der größeren Städte Italiens. Besonders für den Warschauer, welcher in der Erzählung seines Lebens, die er seinen Kindern zum Besten giebt, zu den glücklichsten Schicksalswendungen den Umstand zählt, auf dem Warschauer Pflaster die Beine nicht gebrochen zu haben, für den Warschauer sind die steinernen Tafeln der italienischen Straßen der Gegenstand einer ungewöhnlichen Bewunderung, die bereits in Rattowitz und Oswiecim beginnt, ihren Höhepunkt jedoch in Turin oder in Neapel erreicht. Jedes Mal, wenn ich über diese glatten, dicht aneinander gepaßten Tafeln schritt, dachte ich bei mir: so oft einer unserer Unternehmer hierher kommt, sagt er mit Widerwillen: „Das verfluchte Land, — von Steinlieferung wird hier nicht einmal einem Hunde ein Knochen abfallen; bei uns . . . ja bei uns . . . da wird immer was gebraucht.“

Ja, es ist ein verflucht schlimmes Land! Zwar hat es reiche Felsen, wenn es sie jedoch nicht hätte, dann würde es für das Gold, das bereits im Warschauer Pflaster begraben worden ist, seine Straßen mit Porphyrr ausgelegt haben.

Diese Estriche sind die Hauptrettung gegen die Unflätzigkeit der Italiener. Letztere verrichten Alles — überall. Denken wir uns, daß Solches auf Kieselboden, oder auf unseren, weit auseinander gerückten Pflastersteinen geschieht. Die breiten und gut angepaßten Platten ziehen den Schmutz nicht ein und wahren auf diese Weise die Reinlichkeit, — gegen die Natur des Volkes. Ein leichter Regen wäscht Alles weg. Natürlich sorgen auch die Stadtbehörden für Reinlichkeit, obschon sich ihre Aufsicht gewöhnlich nur auf die mehr sichtbaren Punkte erstreckt. Daher erinnert Neapel, gleich vielen anderen Städten Europas, an die Wohnung einer unflätigen Familie, wo die Gasthale ordentlich, sogar luxuriös erhalten werden, hingegen die für die Familienmitglieder bestimmten Zimmer alle menschlichen Sinne verhöhnen. Die Toledostraße ist eben so ein Saal: Die schmalen Passagen links und rechts warnen unsere Nase, daß dort das Auge der Municipalität selten Nachschau hält. Das ist auch eine der wenigen Straßen, wo an den Fenstern keine Wäsche zum Trocknen dahängt.

Diese Decoration ist nicht einmal der wunderbaren Strandgegend erspart worden, so daß die der Landes sitten unkundigen Reisenden bei der Einfahrt von See zu glauben geneigt sind, die Stadt hätte sich ihnen zu Ehren mit Flaggen geschmückt. Indessen sind es Jacken, Hemden und . . . den Rest möge sich der Leser denken. Erst der weiter am Strande ausgebreitete Garten befreit uns von dieser Garnirung. Es ist ein gewöhnlicher italienischer Garten, ohne Schatten, er hat jedoch das Meer an der Seite.

Wenn wir den ungewöhnlichen Ruhm Neapels von irgend welchem Schmuck herleiten wollten, so müßten wir als solchen diese großartige Nachbarschaft bezeichnen. Dicht am Meere und auf ähnliche Art, haben sich einige größere Städte Italiens niedergelassen: keine jedoch schmiegt sich so nah an seinen Busen, umschlingt ihn so fest mit ihren Armen. Der Hafen ist zur Seite getreten, keine Niederlagen (wie in Genua) versperren hier den Anblick dieses wunderbaren Spiegels, worin sich der klare Himmel, wie verzaubert, bewundert. In der That, ferne von allem Getümmel und unangenehmen Gerüchen, läßt es sich hier am besten, am faulsten träumen. So deutlich ist die Empfindung dieses Ermattens der Sinne, daß ich an den Gesichtern der Vorübergehenden unwillkürlich eine wollüstige Ohnmacht wahrzunehmen glaubte. Alle Augenblicke kommt ein verliebtes Paar vorüber. Eins schreitet dicht vor mir: er, der augenscheinlich zum Liebesgittern nicht geschaffen ist, wirft ihr dessenungeachtet irgend welche Flammenworte in's Ohr; sie, behend und lieblich wie ein Käzchen, wechselt die Farben, faßt ihn bei der Hand, schmiegt ihr Gesichtchen an seinen Arm, will sich abkühlen . . . am Feuer. Man merkt förmlich, wie ihre Herzen um die Wette in schnellerem Rhythmus schlagen, ihre Nerven zittern so leidenschaftlich, als ob sie ohne Zeugen wären. Endlich bleibt er stehen und beugt sich nieder, um sie zu küssen; sie entzieht sich der Liebkosung, wirft den Kopf zurück, doch ohne Beleidigung, gewiß nur, um ihn zu warnen: es kann sie doch irgend Jemand sehen! Ich ging ihnen weiter nicht nach, denn die einfache Neugierde war ja befriedigt, und ich hatte nicht die Pflicht, die Tauben zu verscheuchen.

In irgend einer Beschreibung Indiens las ich, daß das Klima der Insel Ceylon auf die Europäer einen sonderbar verweichlichenden Einfluß übt. Unter den Beweisen führt der Autor einen sehr schlagenden an. Ein eingetrockneter deutscher Philologe begab sich dorthin, den Sanskrit zu studiren. Im Anfange berichtete er über den Fortschritt seiner Studien, später verstummte er. Nach einigen Jahren suchte ihn ein Landsmann, der gerade in Indien weilte, auf und fand ihn in der Gesellschaft von vier oder fünf schönen Bajaderen, die ihrem verzärtelten Liebhaber den Rest der wissenschaftlichen Grillen aus dem Kopfe zu verjagen trachteten. Griechen, Osken, Römer, Gothen, Normannen, Germanen, Spanier: — sie gingen Alle unter den verrätherischen Liebkosungen dieses Klimas zu Grunde. Die zauberhafte Parthenope wiegte hier in Sirenenumarmungen die Energie aller Krieger in den Schlummer. Jeder Samson sank schmachkend am Busen seiner Delila nieder. Nicht umsonst hatte Lucullus hier am Paujolipo und dem Pirofalcone seine Gärten angelegt, und der letzte römische Kaiser konnte sich kaum eine prächtigere Stätte wählen, die letzten Tage zu verleben. Seine Vorgänger hielten sich hier sehr gerne auf, so oft sie für ihre Orgien eine anregende Umgebung wünschten. Tiberius, Claudius, Nero — viele römische Ungeheuer krochen aus ihren Höhlen, um sich in der

neapolitanischen Sonne zu baden und ihre schwarzen Gewissen durch den sonnigen Strahlenglanz zu erhellern.

Beinahe alle Städte Italiens sind zum Photographiren wie geschaffen. Unverstand hat die Photographie als treueste Wiedergabe der Wirklichkeit bezeichnet, obschon man ihr eher den Vorwurf der scheußlichsten Lüge machen könnte. Sie giebt Alles wieder, doch wie! In ihren Bildern schwindet alle Häßlichkeit der Objecte. Sehet sie an, die alten, abgekrachten, schmutzigen Bauten und vergleichen sie mit ihren Photographieen: wieviel Unwahrheit in den letzteren, wieviel vertuschte Schmutzflecke und gekünstelte Anmuth! Daher kommt eben die Enttäuschung, die wir an jedem Orte Italiens empfinden. Der schönen Bilder in unseren Albums eingedenk, hoffen wir, hier unbefleckte Wunder zu erblicken, indessen deckt die Wirklichkeit die unter dem lügenhaften Schleier der Photographie verborgene Häßlichkeit auf. Neapel bildet hiervon keine Ausnahme, umsomehr da seine Architektur im Vergleiche mit anderen Städten Italiens arm ist. Es giebt hier keine Alterthümlichkeiten, wie in Rom, keine riesenhaften Paläste und mittelalterlichen Häuser, wie in Florenz. An den Seiten einiger größeren Straßen schlängelt sich ein Gewirr schmaler, dunkler, übelriechender, für den Fremdling nicht zu entwirrender Gassen, die von oben in sonderbarsten Windungen herablaufen. Der einzige Kunstschatz ist das National-Museum, wohin ich meine Leser später führen werde.

In Ermangelung wirklicher Denkmäler schuf die Speculation auf menschliche Neugierde — erdichtete. In der Umgegend von Neapel befinden sich verschiedene Grotten und Stätten, durch den Aufenthalt großer Geister, welche dieselben vielleicht nie erblickt haben, berühmt. Für einen Franc kann man sogar Vergil's Grab besichtigen und noch andere Sehenswürdigkeiten — laut dem Handbuch von Baedeker.

Doch diese Armuth an Kunstproducten, begünstigt sie nicht das träge Verfallen der Geisteskräfte in Träumerei und in das „far niente?“ Hier wird ein Jeder leicht zum „lazzarone“, obgleich er nicht zerlumpt auf dem Boulevard inmitten der Musterkramladen daliegt, sondern aufgepuzt auf dem Toledo herumspaziert. —

IV.

Pompeji.

Eine zweistündige Wagenfahrt genügte, um 1800 Jahre in der Geschichte zurückzugehen, um von Neapel nach Pompeji zu gelangen. Andere haben bereits vor mir der Vorsehung gedankt dafür, daß sie den Vesuv zwei römische Städte zu verschütten bestimmte und uns dieselben als Muster alterthümlicher Nester bewahrte. So bin ich der Pflicht, über die Weisheit der „unergündlichen Gesetze“ zu schwärmen, enthoben. Wir ahnen nicht das Dasein dieses großen Grabes, bevor wir nicht an seinen Pforten stehen.

Der Weg läuft dem Meere entlang, unter schmutzigen Steinen und Spalieren mit Maccaroni, welche auf Stangen trocknen. Oft hebt ein schmieriger Junge die heruntergefallenen Knöllchen vom Boden und hängt sie wieder auf. Eine junge Gefährtin unserer Expedition gelobte laut, indem sie diese Genrebilder bewunderte, sich von nun an nicht einmal durch eine Pomidorensauce mit Maccaroni versöhnen zu lassen.

Wir bleiben vor einem Restaurant stehen, welches sich an einen hohen einförmigen Wall lehnt. Nachdem wir durch das gewöhnliche Fegefeuer (für die Taschen), die Passage mit der „Lavafabrikation“, gegangen sind, kommen wir herauf, wo uns der Wegweiser durch eine kurze Schlucht in das in den Mauern des Thores eingerichtete Museum führt. Die werthvollsten Denkwürdigkeiten aus den ausgegrabenen Häusern sind nach Neapel gebracht worden; hier befinden sich nur Ueberreste von Gefäßen, Schnitzereien und Malereien. In Glasfisten finden wir die versteinerten, lavabedeckten Körper der Bürger und Bürgerinnen. Die geschichtliche Tradition läßt über dieselben Folgendes verlauten: — An dem furchtbaren Tage des 24. August 79 fiel ein Aschenregen, der die Stadt mit einer, eine halbe Elle hohen Schicht bedeckte. Sodann begann die Flucht; jedoch blieb ein Theil der Einwohner zurück, sei es aus Unkenntniß der Gefahr, sei es aus Bedauern, seine Schätze zu verlieren. Obgleich man bis nun erst 90 Menschen (3 Hunde und einige Pferde) ausgegraben hat, so ist die Zahl der Opfer auf 200 berechnet worden. — Ich gestehe, die ganze Erklärung hat in meinem Gedächtniß etwas wie Hohn nachgerufen. Indem ich diese unter Glas aufbewahrten Pompejaner betrachtete, blieb mir die Wahl, einen jeden von ihnen als Idioten oder als Geizhals zu bezeichnen. Ein bedeutend größeres Mitleid empfand ich beim Anblick eines Kindes und eines Hundes: Verstand war ja nicht ihre Pflicht, Habgucht nicht der Beweggrund ihres Zurückbleibens gewesen. Als ich jedoch das Museum verließ, dachte ich mir: weshalb soll ich denn der Tradition so absoluten Glauben schenken? Hat sie denn in die Herzen derjenigen, die unter der Lava ihren Tod fanden, geschaut? Den sicheren Tod erhoffend, hat sich vielleicht so mancher traurige Sklave, so mancher verzweifelte Vater oder Gemahl in seine Arme gestürzt . . . Die Natur konnte dem Leben keinen besseren Trost lassen, als den Tod . . .

Dicht beim Thore beginnt eine der Hauptstraßen dieser Todtenstadt eine Straße, die in das Innere der Stadt führt. Du schaust Verwüstung und Leere, aber auch eine Welt, von der unsrigen ganz verschieden. Von Häusern, Tempeln und Bauten sind nur noch Gerippe zurückgeblieben, ohne Dächer, jedweder Verzierung beraubt, von innen zertrümmert; diese Ueberreste ermöglichen jedoch der Phantasie, die Ruinen wieder zu erbauen und dieselben zu beleben. Jedes Haus, (das keinen Laden enthält), ist eine kleine Festung, in die eine kleine, schmale Thür führt. Nicht ein Fenster bricht nach der Außenseite der Mauern durch, das Haus mit der Straße

in Verbindung zu setzen. Es ist eben ein dem Mittelpunkte, dem inneren Hause zustrebendes Leben. Rund um ein winziges Gärtchen oder einen Hof (pluvium) stehen dicht an einander gepreßte Zimmer, von einem bei uns undenkbarer Maße. Oft ist ein ganzes Schlafzimmer nicht größer, als ein Bett bei uns. Nur das milde Klima, welches den Einwohnern erlaubte, diese Käfige immer offen zu halten, schützte sie vor Erstickung und gab ihnen die gewünschte Bequemlichkeit. Manche Häuser haben Stockwerke, durch Steinstufen verbunden, wo nicht einmal zwei Personen an einander vorübergehen können. Es scheint, als müsse hier weniger Raum gewesen sein, als heut zu Tage in den meist überfüllten Städten Europas. Jeder Zoll Erde ist ausgenützt. Indem wir die kleinen Vierecke derjenigen Häuser, wo die inneren Wände bereits eingefallen sind, betrachten, begreifen wir kaum, wie dieselben tabernae, cubicula, vestibulum, atrium, peristylum, oecus und andere Einrichtungen umfassen konnten; ja, sogar ein Gärtchen, ein Tempel und ein kleiner Fischteich durften nicht fehlen. Wenn ein Wanderer aus dem Alterthume ebenso nach Warschau käme, wie wir nach Pompeji, er würde nicht wenig staunen über unsere Raumverschwendung, über den Ueberfluß an leeren Plätzen, über die Geräumigkeit der Zimmer und Gärten.

Dank dieser Construction, der Unterschiede des social-politischen Lebens sogar ungeachtet, muß Pompeji den Eindruck einer todten Stadt gemacht haben. Nachdem die auf öffentlichen Plätzen berathschlagenden Bürger und die den Befehlen ihrer Gebieter nachjagenden Sklaven nach Hause gefehrt waren, nachdem man die Läden und Magazine geschlossen hatte, hat wohl auf den Straßen eine Todtenstille herrschen müssen. In den modernen Städten sind die Fenster eine sehr wichtige Verbindung zwischen dem öffentlichen und privaten Leben, zwischen der Gesammtheit und der Familie, zwischen Straße und Wohnung. Man bedarf keiner paradoxen Beweise, um einzusehen, daß, wie die Fenster einerseits der Ausdruck der socialen Entwicklung sind, sie auch andererseits ihren Hebel bilden. Die durch sie abgeschnittenen und in sich geschlossenen, centrifugen Familienatome werden zu einer organischen Verbindung. Indem wir heute eine Frau, die gerne zum Fenster Herausguckt, verhöhnen, vergessen wir, daß die Frau eben diesem Fenster einen bedeutenden Theil ihrer Freiheitsrechte verdankt. Mit dem Augenblicke, da man die Hauswände durchbohrte und die Aussicht auf die äußere Welt eröffnete, sprang das erste Glied der Hörigkeit der Frauen. Hätte die erste Frau, die dereinst durch's Fenster in die Straße herabsah, die ferne Zukunft sehen können, sie hätte zweifelsohne den Hoffnungsstrahl der Unabhängigkeit ihres Geschlechtes geschaut.

Das fühlt ein Jeder heraus, der durch die Straßen von Pompeji einmal gegangen: Alles ist hier nur für die Freiheit des Mannes bestimmt. Während sich dieser auf den Straßen herumtrieb, auf den Plätzen Neben hielt, Handel oder Gewerbe betrieb, saßen seine Mutter, seine Frau, seine

Töchter und Schwestern im Hause eingesperrt und vermochten nicht einmal heimlich herauszugehen und nachzuschauen, was er treibe. Das Straßenpublicum heutzutage besteht hauptsächlich aus Frauen: in den alterthümlichen Städten bestand es hauptsächlich aus Männern. Denn die Frau hatte kein Fenster, an das sie sich hinwagen durfte.

Obgleich man bis jetzt kaum einen Drittheil der Stadt aufgedeckt hat, so kann man wohl mit Sicherheit behaupten, daß eben in diesem Theile die Hauptbezirke begriffen waren. Denn diejenigen Bauten und Plätze, die wohl den Brennpunkt des öffentlichen Lebens gebildet haben müssen, sind bereits alle sichtbar: das Forum, das Chalceidion (die Börse), die Thermen (Bäder), das Amphitheater, die Tempel u. s. w. Es sind dies beinahe sämmtlich Ruinen, um die kaum einzeln stehende Säulen, abgebrochene Bogen, Thore, Treppen, Bruchstücke architektonischer Verzierungen, kleine Monumente und Fresken sichtbar sind. Natürlich war es nicht die Lava, die all diese Verwüstung hervorgebracht! Jeder aufgedeckte Stadtwinkel trug den Stempel eines plötzlich erstickten Lebens; doch aus Furcht vor Diebstahl wurden die werthvollsten Denkwürdigkeiten nach dem neapolitanischen Museum geführt, und man ließ nur ebensoviel zurück, damit die Phantasie, welche diese Trümmerstücke wiederherstellen wollte, sich auf irgend etwas stützen könne. Man hätte ihr jedoch die Arbeit ein wenig erleichtern sollen: ein einziges Haus, eingerichtet ganz so, wie im Alterthume, würde weder eine archäologische Verschwendung, noch ein gefährliches Wagniß den Dieben gegenüber sein. Man half dieser Nothwendigkeit ab, indem man im „Museo Nazionale“ ein hölzernes Modell eines Pompejanischen Hauses errichtete, welches jedoch diesen einen Hauptfehler hat, daß man in's Innere nicht gelangen und dasselbe nicht besichtigen kann.

Ich würde sehr entrüstet sein, wenn ich aus irgend einer alten Chronik erführe, daß die Pompejaner ihre Municipalität mit soviel Beschwerden, wie wir die unsrige, belästigten. Die Häuser, in geraden gleichen Reihen gezogen, die Straßen so gerade und fest gepflastert, daß man auf den Steinen die Spuren der Räder merkt. Die Hauptpunkte der Stadt decken von verschiedenen Seiten weite Ausichten auf. Einer von ihnen legt den furchtbaren düsteren Mörder Pompejis bloß. Der Besuch raucht höhnisch, als ob er eine neue Mordthat ankündigen, die Menschen warnen wollte, daß er eine zu große Annäherung ihrer Wohnstätten nicht dulden werde. Dicht neben uns stand ein Geistlicher, vertieft in die Betrachtung des Verges; ich las auf seinem Antlitze: Du, Vulcan, wenn Du über die ganze Erdfugel Deinen Schwefelregen ergießen würdest und uns dienen wolltest! — — — wir würden schon mehr solcher Pompeji schaffen . . .

Was die überall, also auch hier, herumkriechenden englischen Würmer dachten, ist mir unbekannt, da ich nicht merkte, auf welcher Seite sie ihre Baedeker aufgeschlagen hatten. Ich hörte nur die Seufzer einer in einer Sänfte getragenen Großmutter Albions, die nicht um Vieles jünger als

Pompeji und so häßlich war, daß der Besuch es nicht gewagt hätte, sie zu überschütten. Sie forschte den Führer sehr angelegentlich aus, um zu erfahren, welche Art Opfer auf dem Altar der Venus dargebracht wurden. Ein Liebespaar, das hinter der Statue der Göttin stand, hätte wohl der Greisin Bescheid geben können. — Ach, diese Liebespaare! — seufzte auch ich. Sie können sich ihrer Romane nicht einmal in Pompeji enthalten!

V.

Vor Rom.

Würde der brave, ehrenwerthe Professor Dombrowski mit uns die Reise durch die Campagna von Neapel nach Rom gemacht haben, er wäre mit mir sehr zufrieden. Denn er hätte sich überzeugt, wie viel ich von **Geographie** und römischer Geschichte, welche Gegenstände er im Gymnasium von Lublin vortrug, **behalten** habe und wie wenig mir zur Vervollkommenung meiner diesbezüglichen Kenntnisse fehlt. Ich hätte beinahe was drum gegeben, wenn ich jetzt aufstehen dürfte, er mir gegenüber im Waggon Platz nähme und früge: „Also wiederhole, was wir vor siebzehn Jahren über Capua, Hannibal und die Rache der Römer gelernt haben!“ Ich hätte ihm ganz genaue Antwort gegeben, denn noch heute höre und sehe ich, wie er zum Schlusse des Vortrages, in den wir uns mit Andacht vertieften, zu sagen pflegte: „Die Schwächeren werden (Zdanowicz*) durchnehmen, die Besseren (Poplinski**) und die Allerbesten — den von mir geschriebenen Curfus, — und Landkarten sollen sie zeichnen.“ Gewöhnlich wollten wir Alle zu den Allerbesten gehören, wir wählten demnach beinahe alle den von ihm geschriebenen Curfus und zeichneten unsere Karten mit solchem Eifer, daß das vierteljährliche Zeugniß oft unter lauter mangelhaften Nummern in allen übrigen Gegenständen ein wohlverdientes Lob in Geschichte aufwies. Dieser Eifer hatte seine Quelle nicht nur in dem großen pädagogischen Talente unseres Leiters, der es mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit verstand, den Stolz und den Ehrgeiz seiner Schüler zu wecken, sondern auch in einem ganz speciellen Umstande: wir haßten die Römer — und da wir wahrnahmen, daß der Professor unsere Gefühle theilte, faßten wir eine noch größere Liebe zu ihm. Ach, wie oft haben wir Triumphe des römischen Schwertes beweint und mit Jubel seine Niederlagen gefeiert! Je nachdem, wie der Weg des Fortunarades für Rom ausfiel, überzogen sich unsere Gesichter mit Trauer oder Freude. Wer gehört hätte, wie laut und enthusiastisch ein Jeder von uns von den glückgekrönten Kriegszügen Hannibals berichtete, und wie leise und traurig von Scipios Siegen erzählt wurde! Die ersteren hätte man gerne bis in's Fabelhafte gezogen, die letzteren vollständig verschwiegen. In

*) Polnisches Lehrbuch der Weltgeschichte.

**) Ebenfalls.

den Zügen der Schüler konnte man lesen, nach welcher Seite sich die Schicksalschale der Römer heute senkte, und nachdem die Stunde abgelaufen war, ertönten im Schulsaae entweder Jubelrufe, oder man berathschlugte mit gedämpfter Stimme über die Mittel, die den sympathischen Helden sichere Rettung bringen würden. Oft schien es, als ob ihnen die ganze Klasse hilfeleistend zueilen wolle. Diejenigen, die den Schluß dieses erschütternden Dramas nicht erwarten konnten, eilten dem Vortrage voran, indem sie sich aus dem Lehrbuche die Geheimnisse der Fortsetzung holten, blinzelten den bekümmerten Gefährten Trost zu oder warnten die Leichtgläubigen vor einer trügerischen Hoffnung. Nie werde ich vergessen, wie die trunkene Freude über die Pyrrhussiege im Nu schwand, als einer von uns laut rief: „Freut Euch nicht, noch ist er nicht bei Benevent gewesen!“ Kurz darauf wurde uns die Bedeutung dieser räthselhaften und schreckenerregenden Prophezeiung klar. Professor Dombrowski wurde ganz traurig, als er uns die Erfüllung derselben erklärte. Beinahe, daß ich damals laut rief: „Herr Professor, ist es denn nicht sehr häßlich von Curius gewesen, nach Pyrrhus' Elephanten mit brennenden Wurfgeschossen zielen zu lassen?“

Seit jenen Leiden und Freuden waren viele Jahre vergangen, und doch sind meine damaligen Gefühle für Rom bis heute unverändert geblieben. Als ich der Stadt nahte, bedauerte ich, daß meine Schulkameraden nicht um mich seien, daß Professor Dombrowski nicht an der Spitze unserer Expedition stehe, daß, an die Thore der weltbeherrschenden Stadt gelangt, wir nicht mit Triumph, wie ein Mann, rufen können: „Endlich bist Du gefallen, Du alter Verbrecher, und Deine Mörderhand sollst Du nie mehr erheben dürfen!“ Der milde Gallier hat gewiß die blühenden Felder Italiens nicht mit solcher Genugthuung angeschaut, als ich die Trümmer der alten Römermacht. Seit jeher hatte ich zwei heiße Wünsche: die Ruinen Athens zu küssen und auf Roms Ruinen auszuspuhen. Dieser letztere sollte eben befriedigt werden. Behte mein Herz beim Gedanken, daß ich über das berühmte Forum, über die Trümmer des Capitols und des Palatins schreiten werde, so war es nur, weil mir die Wollust, die Verwüstung dieser Räuberhöhle zu schauen, bevorstand. Viele, viele verständige und brave Leute betraten mit Pietät und Demuth der alten Roma Grab. Ich gestehe, daß ich diese thörichte Verehrung nie verstand. Denn nur die Nachkommen jener barbarischen Teutonen, welche aus einem mißglückten Zuge gegen die Römer sich doch bei diesen viel Lebensweisheit heimgeholt haben, dürften heute vor diesem Grabe ehrerbietig die Stirne beugen. Erinnerungen steigen hier auf Schritt und Tritt vor uns auf, doch sind es Erinnerungen, die eher einen Fußtritt, als ein Ans-Herz-Drücken verdienen. Denn was hat denn eigentlich dieses Rom gewirkt, was der Welt vermacht? — welche Wissenschaften, welche Andenken? Zuerst umschrieb es mit einem immer längeren Radius den Kreis seiner Deute, weckte zum

Leben eine lange Reihe von Helden, denen es nur soviel Ruhm zugestand, als sich derselbe in Kriegsraub offenbarte. Wie eine Riesenschlange auf ihrem Lager zusammengeringelt, warf es sich auf näher und weiter wohnende Völker und erstickte sie grausam in seinen Ringen. In seinem stets aufgerissenen, nie zu sättigenden Rachen verkamen sie hundertweise, ohne zuweilen einen letzten Todessehrei von sich geben zu können. Tugend hieß bei ihm — Tapferkeit: — Tücke mit Muth vereint. Nachdem es seine Bürger in die Ketten des Militärzwanges geschlagen hatte, nachdem es alle unprivilegirten Elemente: die Frau, den Plebs, den Sklaven in Knechtschaft zertreten, legte es das Joch dieser heimischen Zustände auch den eroberten Völkern auf. Man hat seine Culturapostelschaft viel gepriesen: in der That besaß und verbreitete Rom die Civilisation, aber nur insofern es dieselbe den Griechen gestohlen. Seine Litteratur, seine Philosophie, seine Wissenschaften, seine schönen Künste — all' dies ist nur Anleihe oder Raub bei den Hellenen. Nicht ein römischer Dichter verstand es, die Reize eines dummen Römermädels zu besingen, wenn er es zuvor nicht bei den griechischen Sängern erlernt hatte. Und die schönsten Blüthen von Griechenlands Musen, nach Rom verpflanzt, erquickten mit ihrem Wohlgeruche nur die Nasen der Mächtigen und der Cäsaren. Sind es vielleicht die Thaten dieser letzteren, welche uns heute blenden sollen? Gewiß hatte auch Rom einen Marc Aurelius, so wie es die Gracchen hatte, so wie es in jeder Zeitperiode Menschen besaß, die sich unter der wilden oder verfaulten Masse durch Verstand oder Edelmuth ausgezeichnet haben . . . Wer wird jedoch darum ihre Umgebung, welcher sich die Mehrheit zuneigte, preisen? Individualitäten wie Themistokles, Aristoteles, Perikles, Demosthenes sind durch die Geschichte Roms nicht einmal als kaum sichtbare Schatten geglitten. Da herrschte unwandelbar der feste Bandit oder der grausame Tyrann. Nicht eine große Idee, die sich bis heute forterhalten hätte, hat hier das Tageslicht erblickt, und die von irgendwo hergebrachten Ideen wurden an's Kreuz geschlagen. Von der unschuldigsten Philosophensecte angefangen bis zum Christenthume hat hier jeder neue Gedanke mit dem Blute seiner Bekämpfer die Kerker, den Circus und die öffentlichen Plätze besleckt. Jeder Zoll dieser Erde ist von irgend einer großen Blutschuld belastet. Da wir in seine Mauern treten, dünkt es uns Jammerrufe ungerächter Beschimpfungen aus diesen Mauern steigen zu hören. Aller Eigenwille der morgenländischen Satrapen ist nichts im Vergleiche mit diesem schmachvollen Meere von Grausamkeit und Wollust, worin die römischen Kaiser badeten. Wo wurde ein zweiter Nero, ein zweiter Caligula und Tiberius geboren? Wo ist noch ein Mensch gewesen, der in soviel Verbrechen und Schandthaten hätte athmen können? Wo ist ein zweites Volk, das so aller Würde bar so lange die Regierung von Ungeheuern ertragen hätte?

Als endlich auf den blutbesprengten Spielarenen das Kreuz sich erhob, als den Thron der Cäsaren der Papst bestieg, welches Geschick ward von

dieser Stätte aus der Welt zu Theil? Wieder breitete die Bedrückung ihre eisernen Arme in Rom aus, legte den freien Gedanken auf die Folter und erhellte die Finsterniß, die nach dem Verlöschen der hellenischen Fackeln eingebrochen war, nur noch durch das Flammenmeer der martyrerischen Scheiterhaufen. In der Hölle des Mittelalters sehen wir Teufel, die am Inquisitionsherde rastlos thätig sind. Das Feuer verschlingt Gotteslästerer und wirft einen bedrohlichen Schein auf das Haupt derjenigen, die sich Gottesvertreter nennen. Rom wurde ein trüber, schwarzer Berg, aus dessen Innerem Fluthen geistigen und moralischen Verfalles sich wälzten und sich über die Welt ergossen. Langsam erlosch auch der Vulkan des ehemaligen Christenglaubens, die Risse seines Kraters wählte sich das elendeste Gewürm zu seinem Neste. Und so wurde Rom wieder die Plage der Menschheit.

Es ist Rom und immer wieder Rom, das mit seiner furchtbaren Last die Menschheit niederdrückt. In dem größten Getümmel der Geschichte bricht am lautesten dies eine Wort durch. Zwanzig und einige Jahrhunderte bilden in der Geschichte einen ununterbrochenen Faden des Kampfes mit Rom, eines Kampfes, dessen letzte Ergebnisse bis in unsere Tage reichen und dessen Ende wir nicht mehr erblicken werden. Das Eine steht einmal fest: Die Reste dieser großen Bastille müssen früher oder später schwinden.

Unter solchen Betrachtungen blieb ich an Roms Mauern stehen, an den Mauern, über die demaleinst das Roß eines carthagischen Heerführers nicht zu setzen vermochte und über die später sogar ein mit Gold belasteter Esel eines carthagischen Schwindlers springen konnte. Finster sahen uns die schattigen Wände der Ruinen bei der Bahnstation an, als ob sie es herausfühlten, daß wir nicht mit Ehrerbietung zu ihnen kamen. Die Nacht hüllte die Stadt in ihr Bahrtuch, worunter an der Seite der alten, todtten Wölfin ihre bis nun am Leben gebliebene, in Fanatismus verfallene Tochter in Schlummer sank. —

VI.

Das alte Rom.

Die alte Wölfin, Roma vetus, die sich auf sieben Hügeln ausgestreckt hatte, ist heute kaum erkennbar. Die zerbrochenen Knochen ihres Gerippes sind theils begraben, theils liegen sie zerstreut umher. In erster Reihe ziehen den Reisenden die Orte an, wo ihre Brüste, ihr Kopf und ihr Schweiß geruht haben: die Brüste, womit sie ihre blutgierige Nachkommenschaft nährte — das Forum; der Kopf, wo die entsehligen Ränke geschmiedet wurden — das Capitol, und der Schweiß — die Palatinische Anhöhe.

Indem wir das kleine unregelmäßige Viereck unter Ruinen von Tempeln, Basiliken und Bogen gewahren, empfinden wir unwillkürlich Verwunderung: das ist also dieses Forum Romanum, dieser Reichsplatz, dieser politische Ring, wo alle Jahrmärkte stattfanden. Und wie konnten denn hier Versammlungen der Bürger, Revolutionen Platz haben? Die mittelft

des „heiligen Weges“ mit ihm verbundene Julius-Basilica nahm mehr Raum ein. Die Phantasie möchte gerne seine engen Rahmen dem großen der Geschichte entnommenen Traumbilde anpassen; doch der unerbittliche Führer verkleinert ihn nach und nach, indem er belehrt, daß hier der Tempel Julius Cäsars, dort Castors und Pollux' Tempel sich befand, hier Sokas Säule, dort S. Sever's Bogen u. s. w. Da giebt's keinen Rath, denn es ist sogar unbegreiflich, wie all' diese Bauten neben einander Platz hatten; ein Leichteres ist's, zu errathen, weshalb sie so gedrängt dastanden. Jeder Held und jeder Tyrann wollte in dieses Herz des Volkes ein Denkmal für sich einschieben, auf daß dieses den Bürgern seinen Ruhm in's Gedächtniß rufe. Ueberhaupt waren es die Cäsaren, die sich am liebsten hier an Jupiters Seite und im Angesichte des „Senatus populiue romani“ Altäre errichteten. Von dieser ganzen architektonischen Eitelkeitsausstellung sind kaum S. Sever's Bogen und Tempelruinen zurückgeblieben. Wenn nichts unsere Blicke fesselt, beginnen wir unwillkürlich Erinnerungen zu wecken und — träumen. Hier träumt man von den jungen Jahren der Republik, da sie, ohne ihren Bogen aus der Hand zu lassen, ihrer Beute nachjagte; man träumt von ihren reifen Jahren, da sie drei Welttheile in ihr Joch einspannte; man träumt von ihrem Greisenalter, da die ihrer Mordthaten satte, in ihrer Schmach wüthende Wölfin endlich unter dem Stamme des Kreuzes sterbend dalag. Das Forum und seine Umgebung — es ist ein Kirchhof; warum schreiten wir über diese Trümmer nicht mit demselben Gefühle, welches wir auf Menschengräbern empfinden — mit dem Gefühle von Trauer und Versöhnung? Weil wir noch heute Glieder von der Kette tragen, in welche Rom die Menschheit schlug. Ein Reisender, von wie weit er auch käme, findet hier in geschichtlichen Erinnerungen diese ersten Harpyngestalten, die, nachdem sie im Laufe der Jahrhunderte eine Reihe von Veränderungen erfahren, noch heute spuken. Unsere Poeten liebten es, auf den Ruinen Roms niederzusenken und hier zu schwärmen. Ich verstehe diese Vorliebe, doch ich verstehe nicht die Thränen der Trauer, durch welche sie diese häßlichen Gräber von Gewaltthat, Grausamkeit und Schandthaten ehrten. Vor meinem Geiste glitt eine lange Reihe Schatten vorüber, und während der niederträchtige Flaminius, der wilde Metellus, der raublüchtige Mummius und andere Gespenster vorbeistreiften, Gespenster, mit griechischem Blute besetzt, deren Triumphe man an dieser Stätte rühmte, — da empfand ich ein Gefühl solcher Schen, als wenn ich hinter diesen Schreckbildern den letzten Beschützer des freien Hellas erblickt hätte, der nach verlorener Schlacht seine Frau erwürgte und sich in die Flammen eines einstürzenden Hauses warf. Mein theurer, kleiner Sohn, der Vertraute aller meiner Gefühle und Gedanken, war nicht an meiner Seite . . . Auch er hätte aufgeseufzt . . .

Ich will meine Leser nicht mehr in den anderen, späteren „Foren“ herumführen (das Forum von Cäsar, August, Nerva, Trajan u. s. w.),

wo sich das gebrochene kranke öffentliche Leben einst dahingeschleppt hat. Denn sie sind alle Bilder einer noch größeren Verwüstung, und keines von ihnen war so lange ein so wichtiger Gesichtskessel gewesen, wie eben dieses „Römische“ Forum, welches unter dem Schutze des capitolinischen Jupiter stand. —

Der kleinste unter den Hügeln, wo sich der Tempel dieses Gottes und der Göttin Juno, wie auch die Burg (arx) erhob, und wo sich heute die Museen, der Senatorenpalast und die Kirche befinden, — hat beinah' gänzlich seine frühere Gestalt und seine Bauten eingebüßt, so daß der sich über seinen abhängigen Rücken dahinschlängelnde „heilige Weg“ oben, unter neuen Bauten, verschwindet. Nur noch das Tabularium (das Staatsarchiv), an dessen Gebälk sich eine Seite des Senatorenpalastes angelehnt hat, ist das Einzige, was vom alten Capitol zurückgeblieben ist. Auf dem Plage ist also kein einziger Stein zu finden, der Blutspuren der großen Volkstribunen bewahrt hätte. Aber auch hier leben Erinnerungen auf. Es dünkt uns, daß wir die Senatoren mit Stangen und wuchtigen Stöcken unter der Anführung des Hohenpriesters auf den Volksbeschützer stürzen sehen, auf Tiberius Gracchus, welchem ein verrätherischer Gefährte den Schädel mit einem Stück Bankgelder spaltet, und dessen Körper dann der siegestrunkene Haufe durch die Straßen Roms schleppt und in den Tiber schleudert. Es scheint uns, daß wir die habgierige Schaar nahen sehen, die, nachdem sie den Schädel Cajus' ausgehöhlt und mit Blei gefüllt hatte, denselben dem über diese Gabe hocherfreuten Consul Olympius zu trägt, um sich den versprochenen Preis zu holen. Weiter gleitet an uns der Schatten des edlen Manlius vorüber, der, für das von ihm geübte Auslösen der Schuldner verfolgt, der Freiheit beraubt, von dem hungrigen Haufen, den er retten wollte, verrathen, in einem Haine verurtheilt, zum Tarpejischen Felsen hinschreitet, von dem ihn die rachsüchtige Hand des Patriciats hinabstürzen wird. Von der Erinnerung angezogen, begeben wir uns auf diesen Hinrichtungsplatz. Eine Hausmeisterin läßt uns durch eine Pforte in einen kleinen Garten hinein, führt uns an einen steilen Rand, weist auf einen etliche Fuß niedriger gelegenen schmutzigen Hof eines Hauses, und sagt: — Das ist der Tarpejische Felsen! — Wir geben ihr einige Centimes und fliehen vor der . . . Enttäuschung. Denn der von dieser Höhe hinabgestoßene Manlius hätte . . . ruhig nach Hause gehen können. Doch die Phantasie tröstet uns, indem sie uns versichert, daß die Römer die . . . Menschencascaden gewiß gut eingerichtet hatten, nur die Zeit hat sie verdorben.

Dem Capitol gegenüber zeigt das Colosseum sein riesenhaftes Oblongum, — das größte Theater, wo über 80.000 Bürger, Ganz-, Halb-, und Viertelblut, sich an den Kämpfen der Gladiatoren, der wilden Thiere und . . . Schiffe ergögte. Die Eröffnungsfeier dieses Gebäudes soll hundert Tage lang gewährt haben, und kaum 5000 Thiere haben durch das Schauspiel ihres Todes die Marterlust der Römer sättigen können. Das war ein

wirkliches Fest! Die Geschichte hat diesen ersten Schmaus verzeichnet, jedoch die Zahl der Opfer, die man zu den weiteren Festmahlen verbrauchte, hat sie nicht berechnet. Gewiß würde dieser schreckliche Bottich alle in ihm zerfleischten Körper zusammen nicht umfassen — trotz seines 524 Meter weiten Umkreises. In ihm stehend, verspüren wir beinaß' den frischen Blutgeruch und sehen ein, daß ein Jubelgebrüll von 80.000 Zuschauern eine prachtvolle Begleitung zu den Schmerzensrufen der sterbenden Opfer bilden mußte. Wie vielsagend würde er hier, an diesem Orte lächeln, der selige Darwin! Jedoch heute erbraust das zu $\frac{2}{3}$ zerstörte Colosseum nicht mehr vom stürmischen Beifall des bestialischen Publicums; es ertönt nicht vom Jammergeschrei der vercheidenden Gladiatoren; Cäsaren, im Anblicke dieses blutigen Ringkampfes ihre düsteren Antlitze erhellend, sitzen hier nicht mehr in den Logen. Grabesstille — nur Lerchen zwischern da oben, und unten flüstern die Engländer Verwunderung über . . . die Unanständigkeit der zwerghaften Sträucher, die, jeder Achtung für die ernstesten Erinnerungen dieser Stätte bar, in ihrer Ungezogenheit auf den Mauern wachsen. Noch größere Unart haben jedoch die Römer begangen, indem sie einen großen Theil des Colosseum zu Baumaterial verschleppten. Jemand ein Franzose hat berechnet, daß das noch hier zurückgelassene Material — Steinblöcke und Ziegelstein — den Werth von 8 Millionen Francs vorstellt. Ein Anbeter der Roma hat mich, ihm ein Andenken von hier mitzubringen: ich nahm für ihn ein Steinchen aus der Mauer. Thut nichts, daß ich dadurch den italienischen Schatz um irgend einen Theil eines Centime ärmer gemacht habe, — ich habe ja um eine Minute Romas Tod näher gerückt! Es giebt nämlich eine Prophezeiung, daß Rom solange fortbestehen wird, solange das Colosseum dasteht. Zum Glück besitzen die Italiener keine Gerichte, die aus einer Maus einen Elephanten zu machen verstünden, denn dann würde ich vielleicht als ein böser Absichten gegen ihre Hauptstadt Verdächtiger jenes Steinchen hart büßen und die Beschreibung meiner Reise hier abbrechen müssen.

Um das Colosseum herum haben sich viele verschiedene Bogen und Basiliken niedergelassen; ich will mich nicht, wie ein zweiter Hamlet, in philosophischen Betrachtungen über diese Gerippesammlung ergehen, denn zu solchen Meditationen regt weit mehr der Palatinus an, welcher dormal-einst die „Roma quadrata“ trug und heute mit Trümmern von Palästen und Schlupfwinkeln der Tyrannen übersät ist. Hier hat die Zeit am mächtigsten ihre Rache geübt. Von den großartigen Bauten, zu denen beinahe alle Cäsaren ihr Scherflein beigetragen, sind heute kaum kleine Ueberreste zurückgeblieben. Zuweilen dienen einige zer Schlagene Säulen als einziger Beweis, daß hier Gerichtssitzungen, dort Orgien, hier wieder Versammlungen von Dichtern stattgefunden haben. Jedoch die bloßen Namen von Tiberius, Caligula, Nero oder Heliogabal ersetzen völlig sichtbare Belege. Es ist genug, einen dieser Namen zu nennen, daß der Gedanke im Fluge aus Er-

innerungen ein lebendes Bild entwirft. Hier begann die über das Forum geworfene Brücke, durch welche Caligula nach dem capitolinischen Jupiter-tempel zu gehen pflegte, dort — die unterirdischen Ausgänge, die aus Tiberius' Wohnung nach dem Palaste von August führten. Am besten haben sich S. Sever's Bauten erhalten; von ihren Galerien aus konnte man die Festspiele im großen Circus sehen. Auch ein kleines Haus von Tiberius ist noch einigermaßen frisch.

Der Palatinische Hügel erhebt sich beinah' über das ganze alte Rom. Die Nero und die Tiberius hatten also eine sehr schöne Aussicht, um die es ihnen wenig zu thun war, aber auch eine weite Aussicht, an der ihnen schon weit mehr lag. Ein Jeder von ihnen konnte das Leben in der Stadt betrachten, jede heftigere Bewegung wahrnehmen, sich den Mann ausersiehen, den zu enthaupten, oder die Frau, die zu schänden es sich verlohnte. Wie Aare in den Wolken hängend, lauerten sie hier auf ihre Beute. Wie elendiglich stürzten diese Tempel der Majestät, der Macht, der Unzucht und Grausamkeit ein. Furchtsame Eidechsen gleiten heute ungestört über die Ruinen der Paläste, an welche die alte Welt nicht ohne Grauen denken durfte und denen irgend ein versteckter Republikaner kaum einmal einen strengen Blick zuzuwenden wagte.

Von dem Gipfel des Palatinus sieht man die hinter der Stadt grauennden Thermen des Caracalla. Rom pflegte seine Bäder mit ganz besonderer Sorgfalt und Luxus einzurichten. Man muß ihm diese Tugend, unter wenig anderen, lassen: indem es die Seelen beschmutzte, wusch es sorgfältig die Leiber, ebenso wie sich das Christenthum die entgegengesetzte Sünde zu Schulden kommen ließ: indem es die Seelen reinigte, vergaß es den Körper, und darum sangen die von ihm auferzogenen Völker erst jetzt zu haben an. Es ist schwer, sich heute einen Begriff von dem in den Thermen herrschenden Luxus zu machen. Es waren riesenhafte Anstalten, die nicht nur Bäder und gymnastische Säle, sondern auch herrliche Clubs umschlossen. Beinah' jeder Cäsar trug zu der Verschönerung der alten Thermen bei oder errichtete neue. Die Ruinen von sechs solchen Anstalten sind bis heute da, geben jedoch einen nur schwachen Begriff von dem künstlerischen Reichtume derselben. Die größten, die Caracalla zu bauen anfang und die von Heliogabal und S. Sever vollendet worden sind, konnten 1600 Badende unterbringen. Da wir die kolossalen Schalen dieses zerشلagenen Beckens, seinen Umkreis, seine Wände, seine Wölbungen schauen, — glauben wir der Geschichte. Hier wurden der berühmte Farnesische Stier und Hercules gefunden. Und wären diese Meisterwerke der alten Skulpturkunst nicht ein genügender Beweis für den Luxus der römischen Bäder, so liegt eine neue Entdeckung vor, die den Alterthumsforschern eine sehr üble Ueberraschung bereitet hat. Das einzige vollkommene Denkmal der römischen Baukunst ist der Corinthische Tempel, heute in eine Kirche, das sogenannte Pantheon, verwandelt. Da Vitruvius unter den drei Tempeln Roms, die er erwähnt, diesen nicht nennt,

so entstanden gewisse Zweifel, die sich jedoch bald legten. Ich gestehe, daß während ich dieses schöne Bauwerk mit den zwei Glockenthürmen, den Eckschloren Bernins, betrachtete, diesen Tempel anschaute, welchen Papst Urban VIII., seiner Bronzeverzierung vollständig beraubt, wohin das Licht nur durch die Oeffnung in der mächtigen, die ganze Wölbung umfassenden Rotunde, Eintritt findet, während ich dieses Kunstwerk betrachtete, empfand ich keinen Argwohn. Eines nur wunderte mich: der nicht beglaste Ausschnitt, durch welchen Regenfluthen ebenso gut wie Sonnenstrahlen hineinströmen können und noch mehr — die unmittelbare Nachbarschaft der angrenzenden Thermen Agrippas. Und da verbreitet sich mit einem Male vor einem Jahre die Kunde, daß ein neues Durchforschen dieser Ruinen, die einst ausgelachte Hypothese eines italienischen Gelehrten bestätigt: daß dieses Pantheon, wo Raphael und Victor Emanuel ruhen, gar kein Tempel gewesen ist, sondern . . . ein Dampfreiservoir bei der Badeanstalt. So nützen denn die christlichen Römer, inwiefern sie nur die alten Bauten vor der Verwüstung der Zeit zu retten vermochten, dieselben ohne Ceremonien aus. Auf Schritt und Tritt erkennt man in den Wänden altes Gebälk, worauf neues befestigt worden ist. Ein Stück von den Thermen wurde zu einer Kirche, ein zweites zu einem Stadtgebäude, ein drittes zu einem Hause umgestaltet; dort schaut aus einem neuen Bau eine alte Wand hervor, hier steckt irgend welche Säule. Die Wiege des römischen Volkes, der Aventin, hat das schlimmste Loos erfahren. Oft lachen uns diese Umänderungen mit einer höllischen Ironie an. Während unserer Wanderung suchten wir lange das Mausoleum von Augustus.

„In dem Hofe dieses Hauses,“ erwiderte uns ein Bürger.

Wir treten ein — vor uns erhebt sich ein vielstöckiges Haus. — Ein schmutziges Mädel führt uns in das Innere und erklärt, indem es verschiedene Kammern öffnet:

„Hier ist der Pferdestall, da — die Narrengarderobe und dort —“

„Was ist denn dort?“ — fragen wir verwundert.

„Der Circus!“ — antwortet das Mädchen ruhig.

„Und wo ist das Mausoleum?“

„Das war ganz unten, darüber wurde ja dieses Gebäude aufgeführt!“

O, du arme Asche des römischen Cäsars, wie hat man Dich da geschändet!

Wäre es etwa das Werk der Nemesis?

Das Eine steht fest: auf dem Grabe des Perikles würden es die Griechen nicht wagen, einen Circus zu errichten . . .“

(Schluß folgt).





Adolf Friedrich Graf von Schack.

Von

Rudolf von Gottschall.

— Leipzig. —



Neben den Tagesberühmtheiten und ihrem oft ebenso leicht erlangenen wie leicht vergessenen Ruhm hat es immer hervorragende Geister gegeben, welche in der Pflege höherer Dichtung, unbekümmert um den geringeren oder größeren Antheil des Publicums, die höchste Genugthuung fanden und ihrem Talent oder ihrem Genius rückhaltlos folgten. Ja, wenn wir den Briefwechsel unserer Classiker genauer durchstudiren — und wir brauchen dabei nicht einmal zwischen den Zeilen zu lesen — so finden wir, daß auch Schiller und Goethe sich oft genug über die Theilnahmslosigkeit der Menge beklagten, daß auch sie nicht zu den Tagesberühmtheiten gehörten und hierin mit Kogebue, Jffland und Vulpius nicht wetteifern konnten. Auch in unserer Zeit giebt es Dichter, die ihren eigenen Weg gehen und nicht um den Beifall des Publicums buhlen und die um Haupteslänge über viele Lieblinge desselben hervorragen. Zu diesen gehört auch Adolf Friedrich Graf von Schack, der am 14. April d. J. in Rom verstorben ist. Er ist einer jener auserlesenen Geister, welche die Uebersieferungen unserer classischen Epoche fortsetzen, soweit dieselben eine höhere Gedankenrichtung und einen freien Weltblich, künstlerischen Adel der Form und das Ideal der Humanität vertreten, die aber dabei auch dem Genius der Neuzeit, ihrer philosophischen Denkweise und ihren politischen Bestrebungen huldigen. Ein so schöpferischer Dichter wie Graf Schack verdient es wohl, daß ein Gesamtbild seiner Bestrebungen und Leistungen den Zeitgenossen vorgeführt werde.

Ueber seine Lebensschicksale, wenigstens bis zum Jahre 1872, hat er uns selbst in seinen Memoiren*) Auskunft ertheilt.

Er ist am 2. August 1815 in Schwerin geboren und verlebte seine ersten Knabenjahre auf dem benachbarten Gute Brüsewitz. Hier übte die Gouvernante seiner Schwester, Hedwig Dregendorff, einen sehr bestimmenden Einfluß auf ihn aus; sein erster Musiklehrer war Otto Nicolai, der damals noch ganz unbekannte Componist der „lustigen Weiber von Windsor“. Nach kurzem Aufenthalt auf dem Pädagogium in Halle, wo er sich in den engbeschränkten Pensionsverhältnissen außerordentlich unglücklich fühlte, kam er auf das Gymnasium zu Frankfurt a. M., wohin sein Vater als mecklenburgischer Bundestagsgesandter versetzt worden war. Hier absolvirte er seine Gymnasialstudien, deren Kreis er durch eigenen Fleiß vervollständigte, indem er auch das Italienische und Spanische in ihren Bereich zog und Dante, Ariost und Calderon in der Ursprache las. Derjenige von allen lebenden Dichtern, der auf ihn den größten Eindruck machte, war Graf Platen — und zwar weniger die Vollkommenheit seiner metrischen Gebilde, als der edle und hohe Geist, der Schwung der Gedanken in allen seinen Werken. Ehe Schack die Universität Bonn bezog, machte er seine erste italienische Reise nach Florenz und Venedig. In Bonn, wo er Jurisprudenz studirte, wandte er mehr als seinen Fachstudien den romanischen und altindischen Vorlesungen seine Theilnahme zu. Dann kam er nach Heidelberg, wo ihn mehr als der Pandektist Thibaut der Musiker Thibaut interessirte. Nach einer Reise in Spanien und Italien vollendete er seine Studien in Berlin; 1838 bestand er das erste juristische Examen und arbeitete dann drei Vierteljahre am Berliner Criminalgericht und Stadtgericht, die „trostloseste Zeit seines Lebens.“ „Acht bis neun Stunden des Tages mußte ich Protokoll führen, nicht selten bei glühender Sonnenthitze, Leichenobductionen bewohnen, und wenn ich Nachmittags erschöpft nach Hause kam, fand ich auf meinem Zimmer hohe Stöße von Acten vor, aus denen ich dann Relationen anfertigen mußte.“ Aus dieser „Tretmühle der Geschäfte“ flüchtete sich Schack in's Freie; er nahm auf ein Jahr Urlaub, reiste nach Griechenland, wo er mit Geibel und Curtius zusammentraf, nach Aegypten, Arabien, Palästina und zurück über Spanien und Portugal; er trat nun in die diplomatische Carrière ein, welche ihm seine Familienbeziehungen eröffneten und welcher er treu blieb, bis er sich ganz von den Geschäften zurückzog. Hier wehte eine freiere Luft, als in den Berliner Gerichtsstuben, und auch seine Reiselust fand reiche Befriedigung. Wir finden ihn in Paris, dann als Reisebegleiter des Großherzogs von Mecklenburg wieder in Italien, in Kleinasien und in der Türkei. Im Revolutions-

*) Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen von Adolf Friedrich Graf von Schack. Drei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1888.

jahr 1848, dessen stürmische Bewegungen er in Frankfurt miterlebte, machte er als Begleiter des Fürsten von Hohenlohe, der von dem Reichsverweser als Gesandter Gesamtdeutschlands an den Papst und nach Griechenland geschickt wurde, die Reise dorthin mit; er traf den Papst in Gaeta, schildert ihn als einen wohlwollenden, herzenguten Mann, während König Ferdinand von Neapel sich schon im Aeußeren und im ganzen Wesen als echte Tyrannennatur darstellte. In den nächsten drei Jahren wurde Schack als Bundesbevollmächtigter der mecklenburgischen Regierung nach Berlin geschickt, nachdem Preußen das Dreikönigsbündniß mit Sachsen und Hannover abgeschlossen. Dann wohnte er in gleicher Eigenschaft dem Erfurter Parla-
 mente bei. Nach dem Scheitern des Unionwerkes und nach der Demüthigung Preußens in Olmütz trat Schack 1851 aus dem Staatsdienste aus. Er benutzte die ~~erzogene~~ ~~gewonnene~~ Freiheit zuerst zu einer Reise nach Spanien. Als er dann in Berchtesgaden die Bekanntschaft des Königs Max von Bayern gemacht, erhielt er von diesem die Einladung, sich in München niederzulassen. Gesundheitsrückichten, welche Schack nach Rom, Neapel und Algerien führten, verzögerten indeß seine Uebersiedelung nach der Hauptstadt, wo er indeß seit 1855 eine dauernde Heimstätte fand; doch brachte er meistens nur einen Theil des Jahres, Herbst und Winter, etwa bis zu Weihnachten in München zu, den längeren Theil des Winters in Italien und den Sommer auf seinen Besitzungen in Mecklenburg.

Die Memoiren des Grafen Schack sind auch mit kritischen Glossen durchwirkt, die sich meistens an seine Begegnungen mit namhaften Dichtern knüpfen. Was er über Achim von Arnim und Brentano, über Grabbe und Immermann, über A. W. von Schlegel und Hölderlin sagt, beweist scharfe Beobachtung der Persönlichkeiten und freimüthiges Urtheil. Seine Ehrenrettungen erstrecken sich nicht bloß auf Vorkämpfer der Sturm- und Drang-
 epoche im vorigen Jahrhundert wie Knigge, sondern sie gehen bis in's Alterthum zurück und suchen dem vielverkannten römischen Tragiker Seneca gerecht zu werden. Die Anerkennung Börne's ist eine lebhaft und warme, was bei einem deutschen Diplomaten überraschen mußte, wenn Graf Schack nicht aus dieser Schablone herausgewachsen wäre; er erklärt, daß er dem Menschen Börne ein liebevolles Andenken bewahre, sowie ihn als Schriftsteller hochachte; er verdiene einen bleibenden Platz in unserer Literatur, wie etwa Richter, dem er an Geist nicht nachstehe, während er ihn an Wärme des Gefühls übertreffe. Für Victor Hugo ist Schack sehr begeistert, er nimmt ihn mit Recht gegen den Vorwurf in Schutz, daß er ein bloßer Rhetoriker sei. Victor Hugo bleibt Frankreichs größter Dichter des neunzehnten Jahrhunderts.

Die Tagebuchblätter, der dritte Theil der Memoiren: „Ein halbes Jahrhundert“, bringen Reiseskizzen mit oft glänzender Landschaftsmalerei, wie z. B. die Schilderung eines Sonnenaufganges auf dem Pit von Teneriffa ein Cabinetstück ist; doch ebenso reich sind sie an geschichts-

philosophischen Betrachtungen, und sie verrathen eine Weltanschauung, die zum Theil mit Darwin'schen Theorien und Schopenhauer'schen Ideen befruchtet ist.

* * *

Während der ganzen Epoche seiner diplomatischen Laufbahn, der zahlreichen Reisen nach dem Süden Europas, ja auch während des ersten Jahrzehntes seines Münchener Aufenthaltes, bis zum Jahre 1864, wo seine Gedichte erschienen, hat Schack zwar seinem Namen in der deutschen Literatur bereits einen schönen Klang erworben, aber doch nur als Literaturhistoriker und ausgezeichnete Uebersetzer fremdländischer Poesien; seine eigene dichterische Schöpferkraft offenbarte sich erst in überraschender Weise durch die zahlreichen Erzeugnisse, die seit dem Jahre 1864 erschienen sind.

Sein Hauptwerk auf literargeschichtlichem Gebiet ist jedenfalls die „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien“ (3 Bde. 1845—46), ein aus den Quellen geschöpftes Werk, zu dessen Abfassung mehrfache Reisen in Spanien den Autor besonders befähigten, ein Werk, das ein standard work unserer Literatur ist und das sich durch seine geschmackvolle Darstellung vor der Geschichte des spanischen Theaters auszeichnet, welche Leopold Klein im achten bis elften Bande seiner Geschichte des Dramas veröffentlicht hat. In ihren Urtheilen stimmen zwar beide Literaturhistoriker oft überein, und Klein citirt häufig seinen Vorgänger; aber die genial-barocke Manier des Letzteren und die bisweilen etwas buntscheckige Anhäufung eines nicht genugsam verarbeiteten Materials treten doch gegen die durchsichtige Darstellung Schacks in Schatten. Auch hat dieser sein Werk nicht nur durch einen Band „Nachträge“ (1854), vervollständigt, sondern vor Allem durch sein „Spanisches Theater“ (2 Bde. 1854), in welchem er sehr formgewandte Uebersetzungen spanischer Dramen liefert, wie er in seinem mit Geibel zusammen herausgegebenen „Romancero der Spanier und Portugiesen“ (1860) die epische Lyrik dieser Völker in nicht minder formgewandter Weise unserer Literatur angeeignet hat. Ein bedeutendes Werk ist Schacks „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien“ (2 Bde. 1865). Moritz Carriere sagt über das Werk: „Schack umfaßt und schildert wie ein Dichter die Poesie und Architectur eines dichterischen Volkes aus dem Orient und entwirft ein glänzendes Bild der Werke, die dasselbe auf europäischem Boden hervorgebracht; es ist allerdings mehr begeisterte Schilderung als Kritik und Entwicklungs-geschichte; aber für die letztere ist der Boden noch nicht bereitet.

Dafür giebt uns Schack eine vortreffliche Charakteristik des Gesamteindrucks und eine Reihe von Dichterbildern, eine anziehende Blüthenlese von Liedern der Liebe und des Weins, des Preises der Herrlichkeiten von Natur und Kunst, wie der Helden und Fürsten oder der Völkerklage, und wir erfreuen uns seiner leuchtenden und klangreichen Uebersetzungen.“

Das Werk enthält auch eine Schilderung der hervorragendsten Bauten der Araber in Spanien. Schack läßt die Zauberpracht der Alhambra aus der Natur, der Geschichte und Poesie Granadas aufsteigen; wir verspüren einen Hauch von der großen Seele des Orients, die in dieser marmornen Blütenwelt athmet.

Die berühmte Nachdichtung des Firdusi, des großen persischen Epos, begann Schack mitten in der revolutionären Bewegung des Jahres 1848. „Ich betrachte es als ein Glück,“ sagt er in seinen Memoiren, „daß ich inmitten der politischen Stürme, die nun bald Deutschland und Europa durchtoben sollten, in der Periode zweckloser Reaction, die darauf folgte, mich bei der Nachdichtung des großen Persers in die frühere Vorzeit und das ferne Hochasien flüchten konnte, indessen müßtes Geschrei der politischen Parteien vor meinem Ohre hallte. Während ich selbst bisweilen in das verworrene Getriebe des Tages hingerissen ward, lebte ich des Abends am Ofen und unter den vom ersten Morgenroth der Geschichte bestrahlten Gipfeln des indischen Kaukasus mit den „Helden Franz.“ Die „Heldensagen des Firdusi“ erschienen 1851; die „epischen Dichtungen aus dem Persischen des Firdusi“ (2 Bde.) 1853: Beides vereinigt in dritter Auflage 1876. Durch diese Uebersetzung tritt Schack mit Rückert in die Schranken, der auch einzelne Abschnitte des Schänâmeh in freier Bearbeitung nachgedichtet hat. Schack hat 19 theils unmittelbar auf einander folgende, theils durch erläuternde Erzählungen des dazwischen liegenden Textes verbundene Abschnitte übersezt, und zwar in einer krystallklaren Form, welche, frei von allen Verkünstlungen, der deutschen Sprache nie Gewalt anthut. Gleichwohl wird der Eindruck des Originals nirgend verwischt. In den „Stimmen vom Ganges“ (1857) erscheint Schack durch poetische Aneignung indischer Gedichte abermals als ein Nachfolger Rückerts; doch strebt er nicht nach dem Ruhm des Sprachgewaltigen und Sprachhändigers, welcher die deutsche Poesie und Poetik durch neue Formen und Wendungen zu bereichern sucht, sondern er gießt den Inhalt der orientalischen Sagen und Gedichte in die üblichen durchsichtig klaren Gefäße, in denen unsere Dichter den Trank ihrer Begeisterung zu credenzen pflegen. Was diesen Lotosblumentranz betrifft, welchen Schack aus indischen Blumen geflochten, so macht er uns mit vielen anmuthigen Phantasiebildern aus Sage und Dichtung des alten Hindostan bekannt. Aus seinen „Memoiren“ erfahren wir, daß Richard Wagner die Absicht kundgethan, eine der Erzählungen in Schacks „Stimmen vom Ganges“ als Operntext zu benutzen, und der Titel seiner letzten beabsichtigten Oper „Der Nüzär“ dürfte hierauf zurückzuführen sein.

*

*

*

Es fällt in Deutschland dem Publicum, wenn es einmal einen Schriftsteller in einer bestimmten Rubrik untergebracht hat, ausnehmend schwer, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß derselbe auf einem anderen Ge-

biete etwas leisten könne; es bedarf dazu eines gewissen gewaltthamen Rucks, wie wenn ein Wagen aus einem Geleise in's andere hinüber geschoben wird. Schack war bekannt und gefeiert als poetischer Uebersetzer; nun trat er auf einmal als selbstständiger Dichter auf. Das überraschte, das befremdete; man konnte sich anfangs nicht darein finden. Und was war natürlicher, als daß man glaubte, die Gedichte würden noch die Spuren jener früheren wissenschaftlichen und anregenden Thätigkeit tragen und gleichsam noch mit dem Oele des Orients gesalbt sein? Die 1867 erschienenen „Gedichte“ widerlegten aber alle diese Vermuthungen und Befürchtungen; der Dichter zeigte sich keineswegs von den Mustern des Orients beherrscht. Es weht ein thatkräftiger abendländischer Geist durch seine Gedichte; wir bleiben auch mit Ghazelen und Makamen und anderen östlichen Versbildungen verschont, und nirgends überwiegt die in einzelne Gnomen aufgelöste Didaktik. Schack hat durchaus nicht das Zeug zu einem Brahmanen, und wenn sich etwas von orientalischem Geist in ihm abspiegelt, so ist es mehr die Ritterlichkeit der iranischen Helden, Firdusis arisch-germanische Energie oder die westöstliche Thatkraft der auf der Alhambra thronenden mohamedanischen Ritter. Wohl sehnt er sich bisweilen, wie in dem Gedichte „India“, nach den das Weltgeheimniß hütenden Tempeln am Gangesstrom, dorthin, wo der Geist der Urwelt in den windebewegten Palmen von den Wunderträumen der ersten Weltnacht singt; doch das bleibt nur eine vorüberfließende Stimmung; dieser „brütende Tieffinn“ wird nie die Seele der Dichtung selbst. Die Lieber aus Granada feiern elegisch die verjunktene Herrlichkeit der Khalifen. Einige dieser Gedichte sind meisterhaft; besonders dasjenige, das mit den Strophen beginnt:

Abendlüste, Geister wandeln
Durch das Laubwerk auf und nieder,
Doch berauscht vom Duft der Mandeln
Sinken sie in Schlummer nieder.

Funkelnd groß wie eine Sonne,
Sieht der Wunderstern aus Süden,
Sieht Canopus süß're Wonne,
Heißern Traumglanz auf die Müden.

Pracht und Duft dieser Dichtung wirkt berauschend! Auch findet sich eine orientalische Ballade: „Mahmud der Gasnevide“. Sonst aber wird der Orient nicht als Fundgrube von Stoffen benutzt. Das würde auch nicht passen zu dem Weltbürgerthum, welches, mit einem gewissen freudigen Optimismus verbunden, der beherrschende Grundzug dieser Gedichte ist. In dem Einleitungsgezicht „An den Genius“ spricht sich bereits als Grundzug die an allem Großen und Schönen sich erfreuende Bildung aus: in der Hymne, die der Dichter dem kommenden Jahrhundert widmet, wird das durch seinen Geist siegreiche Menschenthum gefeiert; er nimmt das glänzende Colorit doch nur aus den Bestrebungen unseres Jahrhunderts, die er, vielleicht rascher, als es der Weltgeist in einem Säculum vermag, der Vollendung entgegenführt. In der Ode: „Die Sibylle von Tibur“ verkündet die alte Prophetin, die Seherin der Urwelt, die sich ablösenden Weltalter und schließt, indem sie den Aufstieg der großen Sonne verheißt: „Der neue Gott, der alle Ge-

schlechter erschuf und die goldene Zeit.“ Derselbe zukunftsfreundige Idealismus befeelt die Hymne auf Amerika, welche großartige Naturbilder enthält. Erotische Bilder mit Freiligrath'schem Colorit sind „Mittagsruhe bei Magnesia“, „Jassa“, „Auf dem Nil“, während sich auch classische Landschaften im Poussin'schen und Claude Lorrain'schen Stil finden: „Die Tempel von Megina“, im „Theater des Dionysos“ u. A. Auf dem Gebiete der geschichtsphilosophischen Freske bewährt sich Graf Schack als ein dichterischer Raulbach, er begegnet sich hier mit Hermann Lingg, nur daß dessen Gemälde einen düstern pessimistischen Zug haben, während Schacks Gedichte mehr an den „Schutt“ von Anastasius Grün erinnern, in dessen Schlußbild die Rosen das Kreuz überwuchern.

Schack ist kein Lieberdichter, und er hat auch wenig Lieder gedichtet, wenngleich sich ein paar hübsche Stimmungsbilder in der Sammlung finden. Auch seine Balladen stehen dicht an der Grenze der poetischen Erzählung durch bunte, farbenreiche Ausführung. Sehr viele sind dem Alterthum entnommen; einige haben tiefere Bedeutung, wie „Die seligen Gefilde“.

An die schwunghaften Reflexionsgedichte der ersten Sammlung schließen sich die viel später erschienenen „Weihegesänge“ (1878) an, welche zum Theil in reinlosen Hymnenversen geschrieben sind und uns hervorragende Erscheinungen auf dem Gebiete des geschichtlichen Lebens, großartige Landschaftsbilder, kosmische Anschauungen und Bilder des Erdlebens auf Grund der neuen naturwissenschaftlichen Theorien vorführen. Die Bereicherung der Poesie durch die mit dichterischem Adel eingekleideten Resultate der Naturforschung gehört überhaupt zu den großen Vorzügen der Schack'schen Dichtungen, die gerade dadurch ein ganz modernes Gepräge erhalten. Die weite, weltumfassende Tendenz des Ganzen spricht sich in dem schönen Gedicht „Auf-
ruf“ aus:

Auf, aus unsern Erdenwästen,
Drin Du zagenb irrst, verwaist,
Von den Sorgen, die Dich knechten,
Ringe Dich empor, mein Geist!

Fühle jenes mächt'ge Ganze,
Das uns Alle trägt und nährt;
Sonne Dich in seinem Glanze
Wärme Dich an seinem Herd!

Arm ist, wen in seinem engen
Kreis das Ich gefangen hält;
Aber Denen, die ihn sprengen,
Blüht und duftet noch die Welt,

Auf der kleinen, matterhellsten
Erde nicht, die jetzt Dich bannt,
In dem großen All der Welten
Ist der Menschheit Vaterland.

Und die Wesenshaaren alle
Von des Abgrunds tiefstem Grund
Bis zum höchsten Sonnenballe
Gint ein großer Geisterbund.

Die volltönende Lyrik, die sich am liebsten stets in Hymnen des Gedankens und Fresken der Schilderung bewegt, ist auch die Seele der zahlreichen erzählenden Dichtungen Schacks. Das älteste dieser Gedichte ist „Lothar“ (1872); in der Widmung des Gedichtes an Ferdinand

Gregorovius heißt es: „Indem ich in kurzem Zwischenraume verschiedene Dichtungen herausgebe und noch weiter herausgeben werde, wünsche ich, daß Sie dieselben nicht für Früchte einer übereilten Thätigkeit der letzten Jahre halten mögen. Obgleich ich bis vor Kurzem nur mit litterarischen Werken anderer Art hervorgetreten bin, habe ich mich doch von Jugend auf der poetischen Production mit Begeisterung gewidmet, und Manches von dem, was jetzt erscheint, ist schon vor geraumer Zeit entstanden. So dieser „Lothar!“ Derselbe ist eine Frucht meiner Wanderungen durch jene Länder, in denen wiederholte Reisen mich fast heimisch gemacht haben und die, auf äußeren Anlaß, von Neuem zu besuchen ich mich jetzt anschicke. Ich schrieb ihn zum größten Theil angesichts der Gegenden, durch welche ich meinen Helden führe, unter den Palmen und Zelten Syriens und auf dem Dache des lateinischen Klosters von Jerusalem, an den Ufern des Guadaluquivir und auf der herrlichen, über dem Abgrund hängenden Alameda von Ronda, auf einer Nilbarke und inmitten der ungeheuren Trümmer des hundertthorigen Theben. Einiges von dem faktischen Inhalte, namentlich die afrikanischen Abenteuer in der Episode des sechsten Gesanges, beruht auf den Erzählungen eines mitreisenden Franzosen.“

Lothar, einem edlen Geschlecht entsprossen, dessen Stammschloß am Fuß der walbigen Harbt steht, dessen Vater als Patriot und Genosse der Arndt und Stein nach Rußland geflüchtet ist, Schüler eines würdigen Pfarrers Eberhardt, durch innige Jugendfreundschaft mit dem Mitschüler Hugo verbunden, studirt in Heidelberg, besucht, in burschenschaftliche Umtriebe verwickelt, das Schloß seines aristokratischen Oheims, verliebt sich in dessen Tochter Adele, hat aber das Unglück, im Duell, zu dem er provocirt wird, den Bruder derselben, einen Hofherrn und wüthenden Demagogenfeind, zu erschießen. Die Schwester sagt sich in Folge dessen von ihm los. Lothar flüchtet und theiligt sich an den Freiheitskämpfen der Spanier unter Mego gegen die französische Armee des Herzogs von Angoulême. Aus drohender Gefahr durch das edle Opfer eines spanischen Mädchens gerettet, fällt er in die Hände der Muselmanen, wird vom Bey von Oran zum Sklaven gemacht, erlebt buntwechselnde Abenteuer in den Wüsten Afrikas; dann wiederbefreit, theiligt er sich nach einer Nilfahrt und einer Reise durch Palästina am griechischen Freiheitskampfe gegen die Türken, wird bei der Erstürmung von Missolonghi gefangen, durch die Geliebte und den Freund seiner Jugend aus der Gefangenschaft gerettet und kehrt dann in seine Heimat zurück.

Der Held dieser Dichtung ist weder ein blasirter Chilbe Harold, noch ein abenteuerlustiger Don Juan; er hat nichts von der wüsten Genialität, nichts von dem Spleen eines englischen Lords; er ist ein deutscher Idealist, der, wohin ihn auch das Leben verschlagen haben mag, den Idealen seiner Jugend treu bleibt. Was an Byron erinnert, ist die stimmungsvolle Landschaftsmalerei, in welcher die Schilderung stets von der Reflexion durch-

wirkt ist, die Weltwanderung, an deren Faden sich eine Reihe von Abenteuern knüpft, der Haß gegen die Machthaber des Restaurationsepoche, gegen welche auch Byron seine scharfe Satire „Das eiserne Zeitalter“ geschleudert hat, ist der Philhellenismus, der unseren Helden wie den Dichter des *Childe Harold* dazu führt, sich am griechischen Befreiungskampfe zu betheiligen. Wenn Schack diese Dichtung in neuester Zeit verfaßt hätte, so zweifeln wir nicht, daß ihm die großen politischen Bewegungen derselben andere Anhaltspunkte für seine Erfindung gegeben hätten, als diejenigen, die er damals dem Restaurationszeitalter entnommen hat. Die europäische Politik ist in eine so durchaus neue Phase gerückt, daß jene krampfhaften Befreiungsversuche in einer sonst dem politischen Tode verfallenen Zeit die Unmittelbarkeit des Interesses eingebüßt haben. Freilich, der Geist, in dem der Dichter diese Ereignisse darstellt, hat nichts Veraltetes; auch verknüpft er die Freiheitsbestrebungen der Burschenschaft am Schluß mit der glorreichen Erneuerung des deutschen Reichs. Die dichterische Form des „*Lothar*“, welcher in Reimzeilen mit wechselnder Zahl der Füße geschrieben ist, hat eine wohlthuende Krystallklarheit und Durchsichtigkeit. Die Kindheit- und Jugenderinnerungen lassen das traulich Anmuthende nicht vermissen, welches für das deutsche Gemüth in solchen Schilderungen liegt; die mehr novellistische Partie der Dichtung, die Liebe und das Duell mit dem Vetter, ist lebendig dargestellt; obschon derartige Begegnungen und Abenteuer sich in der Prosanovelle spannender gestalten lassen als in den Versen, in denen namentlich die Feinheiten und Schlagwörter des Dialogs ausgeschlossen sind. Die Schilderungen spanischer Landschaften und Guerillakämpfe sind im wärmsten Colorit gehalten. Den Preis möchten wir indeß den Wüstenjenen des sechsten und siebenten Gesangs ertheilen, die eine afrikanische Gluth der Schilderung athmen.

Wenn Schack in „*Lothar*“ zwar nicht persönliche Erlebnisse geschildert, aber doch die Stimmungen, die ihn während seiner Jugendjahre und seiner Reisen beherrschten, wiedergegeben hat, so führt er uns in den erzählenden Dichtungen „*Episoden*“ (1869) in die verschiedensten Zeitalter und Weltgegenden, nach Venedig und Konstantinopel, nach Damaskus, in das alte Hellas, in die Märchenwelt. Die beiden venetianischen Episoden erscheinen uns als die besten: „*Giorgione*“ mit seinem heitern an Paolo Veronese erinnernden Hochzeitsbild und „*Dandolo*“ mit der glänzenden Schilderung der Meerfahrt des Blinden, die an ähnliche schwunghafte Stellen der Byron'schen Gedichte erinnert. In der Erzählung „*Lais*“ ist der griechischen Ueberlieferung eine psychologisch fesselnde Wendung gegeben. Die Priesterin der Aphrodite auf dem Isthmus in Korinth, nach einem Leben voll Sinnesrausch sich einsam fühlend, entbrennt in wahrer Liebe für einen Jüngling, dem sie nach Thessalien folgt. Als flüchtige Dienerin der Göttin hat sie Amt und Leben verwirkt. Die Verfolger ereilen sie in einem thessalischen Tempel, wo sie todt gefunden wird, zu den Füßen der Aphrodite, der sie vorher einen he-

geisterten Hymnus geweiht hat. An diese „Episoden“ schließen sich die „Tag- und Nachtstücke“ (1884) an, welche ebenfalls Bilder aus allen Zonen und Zeiten vorführen, mit verschiedenartiger Tönung der Darstellungsweise, bald poetische Novellen, bald Geschichtsfresken. Sie stehen nicht zurück hinter den „Episoden“ in ihrem Farbenglanz; doch ist das düstere Colorit, die elegische Stimmung vorwiegend; wir heben als die bedeutendsten hervor: „Kassandra“, „Camoëns in Cintra“ und „Der Gefangene von Balladolid“.

Wenn diese „Tag- und Nachtstücke“ wie die „Episoden“ frei und willkürlich aneinandergereiht sind, ohne einen durchgängigen Faden, so fehlt dieser nicht in den „Nächten des Orients“ (1874), welche eine der hervorragendsten Dichtungen Schacks sind. Die Architektur dieser Erzählungen wird, trotz der verschiedenartigen Elemente, von einem leitenden Grundgedanken getragen, welcher die tiefsten Probleme weltgeschichtlicher Auffassung betrifft und sich um die Fragen des Optimismus oder Pessimismus in der Geschichte dreht.

Die Antwort, die der Dichter giebt, läßt sich dahin zusammenfassen, daß die Anschauung der gepriesensten Glanzepochen der Vergangenheit bei ihm eine pessimistische ist, daß er sich aber der Zukunft gegenüber optimistisch verhält. Wir bekennen, daß hierin ein Widerspruch liegt. Wenn das Elend der Welt bisher zu jeder Zeit, nur in anderen Formen sich wiederholt hat, so steht die Hoffnung auf eine schönere Zukunft auf schwachen Füßen. Dieser in die Zukunft hinausweisende Zeigefinger kommt für die Dichtung selbst überhaupt wenig in Betracht, da dieselbe mit vollen Händen Bilder des menschlichen Elends austreut, und zwar Bilder, die mit den tiefsten Schlagschatten, wie sie einer markigen Darstellungsweise zu Gebote steht, ausgestattet sind.

Der im Orient reisende Dichter preist die Nomadenfreiheit, bis ihn Leichen und Trümmer in der Wüste auch hier an die Kämpfe und das Elend der Menschen erinnern. Er macht einen Halt auf einer gewaltigen Trümmerstatt der Vorzeit und sehnt sich hier zurück nach dem früheren Kindheitsalter der Menschheit. Da trifft er eine magische Erscheinung, an welche sich die Rahmenerzählung knüpft, einen alten Magier, einen Weltwanderer, heimisch in den ältesten wie in den neuen Zeiten, der ihn auslacht, weil er sein Herz an verschollene Ammenmärchen hängt. Er ist im Besitz eines Elixirs, das seine Sklaven im tiefsten Grund der Tempelhöhlen Indiens gefunden haben. Wer von diesem Saft einen Tropfen kostet, dem thun sich die Pforten der Vergangenheit auf, und er darf nur die Zeit wählen, die er als Gegenwart erblicken will. Nun wünscht der Dichter in Eden zu weilen, das beglückte Leben dort nitzugenießen. Es öffnen sich ihm Edens Pforten, und eine in Anapästien dahin-stürmende Urwaldsidylle entrollt uns ein Bild des von allen Schrecken der Natur heimgesuchten Paradieses. Diese Urwaldsidylle ist der schärfste Gegensatz gegen die Ueberlieferungen der biblischen Sage; sie zeigt uns

das Paradies, wie es allein im Lichte der naturwissenschaftlichen Schöpfungsgeschichten erscheint, und den Menschen als Zeitgenossen vorweltlicher Geschöpfe. Die Stimmung, welche diese Idylle hervorruft, ist eine traumhaft ängstliche; uns erschreckt das Leben der tausendgestaltigen Thiere, die Schreie der Wuth, der Todesangst, die schuppengepanzerten Ungethüme, die leuchtenden mißgestalteten riesigen Fliegen, die argen Geburten der Urwelt. Die dumpfe Thierwelt menschenähnlicher Gestalten, der Darwinischen Urahnen, will der Dichter in seine Kreise ziehn; das Raubthier tödtet und zerreißt mit seinen Taten die Mutter des Urweltvolkes. Das ist das Schema, welches den „Nächten des Orients“ zu Grunde liegt. Das Elirir versetzt den Dichter fortwährend in gepriesene Zeiten und überall faßt ihn der Menschheit ganzer Jammer an. Der Idylle Ebens folgt diejenige eines Pfahlbaudorfes mit ihrem innerlichen Unbehagen, fortwährend von Feinden und wilden Thieren bedroht. Der Dichter nimmt bei einem Häuptling Dienst in einer Hütte und wird zum Tode verurtheilt, weil er einen Liebeshandel der Häuptlingstochter begünstigt; auch der Liebhaber verfällt grausamer Hinrichtung. Im schönen Hellas, im Athen des Perikles, sieht er sich dann als Sklaven, dessen Schicksale nicht viel erfreulicher sind als diejenigen in dem Pfahlbaudorfe. Die Römerwelt hat ihm Freund Ali so sarkastisch geschildert, daß er wenig Lust bekommt, auf dem Forum zu lustwandeln und die Aera der Cäsaren schauernd mitzuerleben. Diese Aera haben ja auch schon unsere Makarts mit der Feder, die Hamerling und Wilbrandt, mit tiefdunklem Colorit geschildert. Doch den Dichter lockt die ritterliche Zeit der Minne, und der Mephisto Ali versetzt ihn in die faustrechtliche Epoche, die Zeit der Kreuzzüge, deren Rohheit und Grausamkeit mit recht frappanten Zügen vor uns hintritt. Aehnlich ergeht es dem Dichter mit der goldenen Zeit der Renaissance, mit dem Rococozeitalter, mit der Zeit der französischen Revolution. Somit ist der Gedankengang aus einem Gusse. Dem Geschichtsschwärmer, der die schönen goldenen Epochen im Zauberscheine der Phantasie erblickt, tritt der kaltblütige Philosoph gegenüber, der mit Zauberkraft jene schönen Zeiten vor unseren Augen erstehen läßt und von ihnen den gleißenden Goldschaumflitter abstäubt. So erscheint die Dichtung als eine auf den Kopf gestellte Theodicee, als ein Hoheslied des weltgeschichtlichen Pessimismus, der in der Gestalt des Mephisto-Mhasveros Ali das unsterbliche Weh der Menschheit mit kaltem Hohn verkündet. Nur gegen den Schluß hin verändert die Dichtung ihre Physiognomie in auffallender Weise. Da werden geistesfreie Zeiten, da wird der Fortschritt von Kunst und Wissenschaft verherrlicht, die große Friedensära der Zukunft, welche als Herolde die Eisenbahnen und Telegraphen verkündigen, und an diese glorreiche Zukunftshymne, diesen pananthropistischen Pöan, reiht sich noch eine lyrisch schwunghafte Feter des deutschen Reichs. Doch woher diese entscheidende Wendung, welche die ganze bisherige Entwicklung der Geschichte Lügen straft, die ganze Weltverzweiflung, mit dem Hohn beträufelt aus der Giftblume der Philo-

sophie, welche der gespenstige Ali im Knopfloch trägt? Offenbar soll die Wissenschaft mit ihren großen Entdeckungen der Menschheit die Erlösung bringen, welche das Christenthum ihr nicht gebracht hat. Doch wird der höhnisch lächelnde Emir in Zukunft einmal auch hinter diese Begeisterung ein Fragezeichen setzen, sowie hinter die Andacht, die das neue deutsche Reich verherrlicht, und er wird sie vielleicht böswillig in eine Linie stellen mit derjenigen, welche des Buddha heilige Zehe feiert und, in Händen einen Ruchschweif, sich vor Indiens Pagoden zur Erde wirft. Für neue Reisegefährten der Zukunft hätte er gewiß das Elixir in Bereitschaft, welches auch aus dem neuen deutschen Reich genug Bilder des menschlichen Glends und farcistisch gezeigelter Thorheiten wie in einer laterna magica vorübergaufeln ließe.

Daß Schack ein Meister des Colorits und besonders ein orientalischer Landschaftler ersten Ranges ist, beweisen in diesem Gedichte manche als Zwischenglieder eingeschobene Schilderungen, wie diejenige des Paradieses Raschmir.

Die Form der Dichtung ist klar, frei von jeder Trübung. Die wechselnden Rhythmen schmiegen sich meistens dem Inhalt an und beruhen nicht auf unberechtigter Formenschwelgerei. Die reimlosen Anapäste der Urweltshyde, ohne strenge strophische Gliederung, nur hin und wieder durch einen kürzern Vers sich scheidend und abschließend, passen ganz für die Darstellung dieser unregelmäßigen Naturgewalten, dieser hin und her sich wälzenden, sich schlängelnden oder mit dröhnendem Donner einherstürmenden Thierwelt. Die Pfahldorfs-Hyde ist in Alexandrinern geschrieben, deren schwertrabende Bewegung ganz für die Charakteristik jener Urweltsepoke paßt. Der Alexandriner selbst ist solch ein Pfahlbauvers, der seine Längen gleichsam mit monotonen Schlägen in den Grund rammt. Dagegen hätten wir für die Darstellung der Episode aus Griechenland lieber die Trimeter gewünscht, statt des fünffüßigen Jambus; für das Zeitalter der Renaissance die ja sonst von Schack mit Meisterschaft behandelten ottave rime, für die Rahmenerzählung aber, die in wechselnden meisterlich beherrschten Rhythmen schwelgt, dieselbe durchgängige metrische Einkleidung.

Weniger bedeutend ist das Gedicht „Die Plejaden“ (1881), eine Erzählung, die in der glänzendsten Epoche der griechischen Geschichte spielt, in der Zeit, welche der Schlacht von Salamis vorausging. Der Held Kallias ist ein junger Athener, welcher nach Kleinasien reist, um dort die Jonier zum Bündniß mit dem Mutterlande bei dem bevorstehenden Kriege mit Persien aufzufordern. Die Abenteuer, die Kallias dort erlebt, die Liebe zu Arete, der Tochter eines jonischen Gastfreundes, seine Gefangenschaft und Befreiung, die Rückkehr nach Griechenland, seine Betheiligung an der Schlacht bei Salamis, die zu einem glänzenden Schlachtbilde Anlaß giebt, bilden den Inhalt der Dichtung, die gleichsam unter dem Sternbilde der Plejaden steht. Dem Schutze der Gottheiten, welche die Griechen in diesem Sternbilde

verehrten, hat der Vater des Kallias den Sohn bei seiner Abreise empfohlen; zu ihm blickt derselbe empor, als er Gefahr läuft, von einer schönen Perserin umgarnt zu werden, und findet den richtigen Weg wieder. Die Dichtung enthält schöne Naturbilder und Bilder des hellenischen Lebens; sie ist in dem Vermaß der serbischen Epen, dem fünffüßigen Trochäus, geschrieben.

Die „Plejaden“ kann man als eine antike Novelle in Versen betrachten. „Memnon“ dagegen, die letzte Erzählung Schads (1885), ist eine tiefsinnige Mythe, welche sich in Bezug auf geistige Bedeutung neben die „Nächte des Orients“ stellt, aber vor diesen die künstlerische Einheit der Form voraus hat, indem das Gedicht mit Ausnahme eines einzigen Hymnus durchweg in Terzinen geschrieben ist, allerdings in unechten Terzinen oder Terzinen mit blinden Fenstern, wie man es nennen könnte, indem der mittlere Vers der dreizeiligen Strophe reimlos bleibt und nur von zwei gereimten Versen umrahmt wird. Dieser Vers hat etwas Knappes, Männliches, Geschlossenes; doch bei Schads Meisterschaft in der Beherrschung metrischer Formen wäre auch jene schwierigere Form keine hemmende Schranke gewesen.

Memnon ist der Held der ägyptischen Mythe, wir werden in „der Erde erstgeborenes Reich“, in die Riesenstadt der Ramassiden geführt!

Memnon, des Rhamses Feldherr, kehrt von einem Siegeszuge heim; er erbittet sich Urlaub vom König und besucht seine Lieben am oberen Nil. Ein rastloses Sehnen erfüllt ihn; dem Morgenroth der aufgehenden Sonne schlägt sein Herz entgegen. Durch eine Grabinschrift erfährt er, daß sein Vater Manetho auf seinen Fahrten im Morgenlande bis dorthin gekommen, wo der Tag sich am Horizont erhebt; dort habe Hetho, der Morgenröthe schöne Göttin, ihn, den Verirrten als Gast bei sich aufgenommen; doch weil er sich der Unsterblichen vermählt, hatten die Götter ihn zur Strafe hinweggetrieben und auch von dem Sohne getrennt, den ihm Hetho geboren; aber nach dem Spruche des Schicksals kann der Sohn die Schuld des Vaters sühnen, wenn er die Mutter suche und finde, die seiner in Sehnsucht harret. Und Memnon zieht aus mit seinem Heere dem Sonnenaufgang entgegen, überwindet die Babylonier; — in einer Wüste geht ihm sein Heer zu Grunde! Im Lande des Kusa rettet er dessen Tochter, die mit einem älteren Fürsten vermählt war, vom Tode auf dem Scheiterhaufen, den sie als Wittve besteigen soll. Von Kusa erhält Memnon eine Empfehlung an eine andere Tochter Matali, die weiter gegen Osten wohnt. Auf dem Wege dorthin geräth er in den prächtig geschilderten Zaubergarten der Königin Balfis, welche ihm von seinem Zuge abräth, mit Worten, in denen sich die Tendenz der Dichtung ausspricht:

Durchschweiftest Du auch alle Himmelsphären,
Der Erde Zonen all', es wär' umsonst;
Nur aus Dir selbst kann sich das Licht gebären.

Versinken muß Dir Alles erst, was sichtbar;
Dann geht im Innern Dir die Sonne auf
Und strahlt in Deiner Seele unvernichthar!

Doch Memnon läßt sich nicht irren; durch die tropische Wildniß, wo er mit seinem Roß zusammenbricht, führt ihn der Weg; der Ohnmächtige erwacht in einem prächtigen Zelte, wo ihn Matali pflegt, ein schlankes Weib voll Jugendreiz. Sie liebt ihn und vermählt sich mit ihm, nachdem sie ihren Gatten vergiftet. Aufruhr tobt gegen die Mörderin. Memnon kann dem Andrang des Volkes nicht widerstehen; er wird gefangen, geblendet und wandert heimwärts von Land zu Land. Da fleht er zur Mutter, daß sie ihn aus den Banden der Sinnenwelt erlöse und in ihr lichtes Reich aufnehme. Hier nimmt die Muse Schacks den höchsten Aufschwung; die Mutter erscheint ihm:

Da brach die Winzbraut durch des Oitens Thor
Und mächtig scholl durch leuchtende Gewölke,
Die sie nach oben trieb, ein Geisterchor.

Und hoch und immer höher aufzuglimmen
Begann der Glanz, und frohen Wiederhalls
Erlönten Erd' und Himmel von den Stimmen.

Und jubelvoll des Lichtes Sieg verkündend,
Dahin durch alle Räume stürzten sich
Die Feuergeister, Helle ringsum zündend.

Die dunkle Binde sanft von Memnons Blicken,
Des Ablers Sehkraft sah er sich verliehn,
Um an dem Himmelsglanz sich zu erquickten.

Es war, als seien alle Sterne Sonnen,
Milchstraßen aus der Unermeßlichkeit
Herab zu einem Strahlenmeer zerronnen.

Zu einer voll'ren Helle sich zu klären,
Rang fort und fort das Licht, als wollte sich
Ein neues reines Licht aus ihm gebären.

Die Dichtung Memnon athmet einen großartigen Schwung, wie diese Stelle und der Hymnus beweist, in welchem die Königin Valkis begrüßt wird; sie enthält großartige Schilderungen und gehört zu den vorzüglichsten Erzeugnissen Schacks und der neuern Dichtung überhaupt. In allen diesen Werken, die zwischen poetischer Erzählung und Gedankensymphonien schwanken, erinnert Schack in Bezug auf die Form an Platen; dem Inhalt nach zeigt er sich als ein dem Lord Byron und Victor Hugo geistesverwandter Dichter. Doch auch Byron und Victor Hugo hätten in Deutschland auf einem verlorenen Posten gestanden. Das Volk der Denker und Dichter kennt kaum „Memnon“ und die „Nächte des Orients“, dafür aber den „Trompeter von Säckingen“ und den „Rattenfänger von Hameln“. Es ist etwas faul im

deutschen Litteraturstaate; die Stimme der Besten verhallt im Jahrmarktslärm der Menge.

* * *

Wir wollen noch einen Blick auf die humoristischen Dichtungen Schads werfen: es handelt sich bei ihm natürlich um einen stilvollen Humor, wenn dieser Stil auch in anscheinender Stillosigkeit besteht — wir meinen, einen Humor in dichterischen Formen. Da begegnen wir zunächst der Novelle in Versen in der Form von Lord Byrons „Don Juan“, dem humoristischen Epos mit seinen Plaudereien und seinem kaden, barocken Reimspiel; dann zwei Lustspielen, die nach dem Vorbild Platens geschaffen sind. Der Roman „Durch alle Wetter“ (2. Aufl. 1870) zeigt in seiner Behandlungsweise alle Feinheiten eines sich in den kühnsten Arabesken ergebenden Humors, freilich auch glänzende, dichterische Schönheiten wie in der Urwaldsidylle. Auch Lord Byrons „Don Juan“ enthält die tiefpoetische Episode der Haydee. Die Handlung ist sehr reichhaltig. Ein junger Diplomat verliebt sich in eine Sängerin, entführt sie von der Bühne noch im Costüm, reist mit ihr nach Baden-Baden, wo er verschiedene Duellabenteuer erlebt, und nach London, wo ein Impresario die Sängerin *vi, clam ac precario* nach Amerika mit dem Schiffe entführt, welches das Paar nach Neapel bringen soll, während der Gesandtschaftsattaché eine unfreiwillige Spazierfahrt in die entlegensten Gegenden Londons und seiner Umgebung macht. Die Primadonna findet sich in ihr Schicksal, so gut es gerade geht, concertirt in Amerika, reist nach San Francisco auf der Pacific-Eisenbahn, erlebt in Centralamerika ein Erdbeben und die erwähnte Urwaldsidylle. Ein junger Seecadet ist ein Mitgenosse all dieser Abenteuer und folgt ihr in Frauenkleidern nach Neapel, wo sie den Gatten auffucht. Dieser ist inzwischen in Räuberhände gefallen. Die Tochter des Räuberhauptmanns Pippa befreit ihn und folgt ihm in Knabenkleidern nach Neapel. Da haben wir eine jener in symmetrischen Linien sich bewegenden Doppelhandlungen, wie sie die altenglische Dramatik liebt, die sich wie Doppelsterne um dieselbe Achse der Erfindung drehn. Symmetrisch wird auch die Handlung zu Ende geführt. Nach Eifersuchtszenen schließen die Liebenden den dauernden Bund, und auch Pippa und der Seecadet haben sich gefunden. Der „Roman in Versen“ ist reich an dichterischen Schönheiten. Wo die ernste Muse des Dichters nicht mit vollen Accorden in die Saiten greift, da schüttelt ein muthwilliger Humor das Kaleidoskop seiner bunten Bilder in immer wechselnden Figurationen durcheinander. Dem Dichter gehorchen die *ottave rime* bei allen kühnen Wendungen ohne Widerstreben. Gegen die Darstellungsweise selbst könnte man vielleicht einwenden, daß die einheitliche Stimmung nicht durchweg gewahrt, daß durch den parodistischen Ton, der selbst die Hauptkatastrophen anfränkelt, die ernstere Theilnahme gefährdet wird, welche doch wieder die Hauptpersonen und die prachtvollen Zwischenspiele der poetischen Schilderung in

Anspruch nehmen. Dasselbe gilt von der humoristischen Erzählung „Ebenbürtig“ (1876), in welcher allerdings das satirische Element über das ernstere weit überwiegt. Der Held ist ein kleiner Fürst, welcher nur darauf bedacht ist, daß in seinem Hause jede Mißheirath vermieden wird — und die Ironie des Zufalls will es, daß alle seine Nachkommen Mesalliancen schließen und zuletzt er selbst, belehrt von seiner Marotte, ihrem Beispiele folgt, während sein Diener eine alte Fürstin heirathet. Hier steht der Reincarneval mit seinen kocken Capriccios in voller Blüthe. Der satirischen Poesie huldigte Schack auch in seinen zwei politischen Lustspielen „Der Kaiserbote“ und „Cancan“ (1873). Das erste spielt im Jahre 1848. Der alte Barbarossa schickt einen Boten aus, der ihm verkünden soll, wie es in Deutschland steht. Dieser wandert durch die Lande, um zu prüfen, ob das deutsche Volk die nöthige Reife habe; doch der Bote erkennt, daß es noch auf einer niedrigen Stufe der politischen Bildung stehe. Dabei werden nun die damaligen Zustände, Hoch und Niedrig, die Rechte und die Linke scharf gezeißelt. Klaus, der Kaiserbote, und der ihn begleitende Amerikaner Till greifen selbst in die Handlung ein. Till spielt den Minister, den Mephisto im Faustmantel; Klaus hält in Narrentracht eine Kaiserrede, welche die Parabase des vierten Actes bildet. Barbarossa weiht, nachdem er Kunde vom Stand der Dinge auf der Oberwelt erhalten, den Grafen von Hohenzollern als den Sohn der Zukunft in prophetischer Rede. „Cancan“ spielt 1870 und geißelt das Napoleonische Frankreich zur Zeit der Kriegserklärung gegen Deutschland. Der Kaiser Napoleon selbst wird mit einem äußerst pathetischen Haß bedacht. Zu den Chorgesängen in dieser Dichtung werden nicht nur die Turcos, sondern auch die Affen des Jardin des Plantes mobil gemacht. Die Parabasen beider Komödien mettleisern mit denen Platens in Bezug auf den Wohlklang ihrer Anapäste und Tetrameter; sie haben das Verdienst, die Satire vom litterarischen Gebiet auf das politische übertragen zu haben: es sind Zeitgedichte, in denen Schack als Vertreter einer schwunghaften politischen Lyrik erscheint.

* * *

Wenn wir uns jetzt noch dem Dramatiker Schack zuwenden, so müssen wir erklären, daß wir seine Dramen nicht seinen Gedichten und Dichtungen geiststellen können, so kunstgerecht ihr Aufbau, so edel ihre Sprache, so bedeutsam meistens ihre Grundgedanken sind; doch es fehlt ihnen im Ganzen der dramatische Nerv, und die Motivirung geht oft nicht genug in die Tiefe. Das bekannteste dieser Dramen ist das Trauerspiel „Die Pisaner“ (2. Aufl. 1876), das in München und unseres Wissens auch am Berliner Hoftheater gegeben worden ist. Gerstenberg hat den Dictator der Republik von Pisa, Ugolino, bereits zum Helden eines Dramas gemacht, das die von Dante geschilderten furchtbaren Scenen im Hungerthurm zum Gegenstande hat. In Schacks

Trauerspiel bilden diese nur den Inhalt des letzten Actes. Das Stück schildert die vorausgehenden Partiekämpfe in Pisa, in welchen sich Ugolino und der Erzbischof Ruggieri gegenüberstehen, jener ein Ehrgeiziger, der wie der spätere Cesare Borgia sich zum Könige Italiens machen möchte, dieser an den Papst „Sixtus V.“ von Minding erinnernd, indem er hinter der Maske der Ruhe und Schwäche seinen glühenden Haß, sein heißes Rachegefühl verbirgt. Der Gegensatz dieser Charaktere ist echt dramatisch, aber doch nicht genug durchgeführt, da Ruggieri für den dramatischen Effect die Trümpe aus der Hinterhand zu früh ausspielt. Beide Gegner haben dasselbe Weib geliebt. Der wilde Ugolino ersticht in einer heftigen Scene Ugo, den Sohn Ruggieris und dieses Weibes. Im Kampfe besiegt, wird er in den Hungerthurm gesperrt mit seinen Kindern, aus dem er nur sterbend hervorgeht. Das Stück ist im Ganzen in eine etwas grelle Beleuchtung gerückt. Die Heldin des Dramas „Timandra“ (1869) ist die Mutter des Spartanerkönigs Pausanias, welche den ersten Stein herbeiträgt, um den von den Ephoren Verurtheilten im Tempel einzumauern. Vorher, ehe sie von seiner Schuld überzeugt ist, tritt sie als begeisterte Verteidigerin des Sohnes auf. Pausanias, dessen Geliebte Mandane, die Tochter des Perserkönigs, ihm von Byzanz nach Sparta gefolgt ist, will allerdings die Verfassung Spartas umstürzen, doch nur um freiere und menschenwürdigere Einrichtungen an ihre Stelle zu setzen. Den gleichen Stoff hat Heinrich Kruse behandelt in seinem Drama „Das Mädchen von Byzanz“, doch erscheint hier Pausanias üppiger, ehrgeiziger, schuldvoller. In den übrigen Dramen „Gaston“ (1883), „Die Johanniter“ (1887), „Walpurga“ ist die Darstellungsweise, der kunstgerechte Aufbau, die durchsichtig klare Sprache rühmenswerth, auch meistens der einheitliche tragische Conflict festgehalten; zwei dieser Dramen aber müssen wir besonders hervorheben, weil sie wahre Gedanken-Dichtungen sind und mit einigen lyrisch-epischen Schöpfungen des Dichters gleiche Tendenz haben: „Heliodor“ (1878) und „Atlantis“ (1879). „Heliodor“ hat keinen tragischen Abschluß, sondern eine in die Zukunft reichende Gedankenperspective bildet die Schlußdecoration. Der Held ist ein vornehmer Athener, der zur Zeit, als die alte Welt aus den Fugen geht, die Römer wie die Christen aus Hellas vertreiben will; doch Marichs Gothen bemächtigen sich des Landes. Die Priester der eleusinischen Geheimnisse trösten Heliodor, daß die alten Götter zwar untergehen werden, aber auch der Gott der Christen, und nur Grob bleiben wird, der älteste der Götter, der Gott der Menschenliebe. Den dramatischen Einschlag in das Gewebe der Dichtung bildet die Liebe Heliodors zu Makrime, der Tochter einer Christenfamilie; sie wird von ihrem Bruder ermordet, als sie sich den alten Göttern wieder zuwendet. Den Charakter einer Gedanken-symphonie trägt auch das handlungsreichere Drama „Atlantis“. Ein deutscher Graf Wolfgang führt zur Zeit des Ausbruchs der französischen Revolution eine Expedition nach dem Westen Nordamerikas, um dort das Ideal einer goldenen Zeit zu

verwirklichen; doch im Kampf mit widerstrebenden Genossen und eigenen Leidenschaften geht er selbst und sein Unternehmen zu Grunde.

So tritt Graf Schack vor uns hin als ein überaus fruchtbarer, edelstrebender Dichter von vornehmer Begabung. Bis zu seinem Tode hielt er sich vorzugsweise in München auf. Dort gründete er auch als großer Kunstkenner und Schutzherr der Künstler, die er mit seinen reichen Mitteln unterstützte, die berühmte, allen Fremden zugängliche Schackgalerie, die kürzlich bei Gelegenheit seines Testaments so viel besprochen ward. Schack selbst hat sie in seiner Schrift „Meine Gemäldesammlung“ (3. Aufl. 1884) eingehend geschildert. Sie enthält prächtige Bilder von Schwind, Genelli, Feuerbach und anderen hochbegabten Malern. Im Jahre 1876 wurde Schack von dem deutschen Kaiser in den erblichen Grafenstand erhoben, später vom Großherzog von Mecklenburg zum Wirklichen Geheimen Rath mit dem Titel Excellenz ernannt. Eine Gesamtausgabe von Schacks Werken erschien 1882—83 in 6 Bänden. Nach letztwilliger Verordnung soll eine wohlfeile Gesamtausgabe jetzt veranstaltet werden, welche dazu dienen wird, des Dichters Schöpfungen in weitesten Kreisen bekannt zu machen und die Klage zu entkräften, welche Graf Schack in einer bisher von uns nicht erwähnten Gedichtsammlung „Lotosblätter“ (1883), in denen ein freier Weltblick sich mit einer vorwiegend elegischen Stimmung vereint, ausspricht:

Bitter an den Lippen klebt
Mir des Lebensbechers Hefe,
Und wie heiß ich auch gestrebt,
Lobt kein Kranz die glüh'nde Schläfe.
Was ich haute, seh' zerstört
Ich zu Boden niederrollen;
In der Luft ist ungehört
Meiner Worte Klang verschollen,
Und bevor mein Volk, mein Land
Noch erkannte, wen sie hatten,
Unbetrauert, ungenannt
Werd' ich eingehn zu den Schatten.

Doch diese Klage ist unberechtigt. Schacks Name ist bekannt und geachtet. Allerdings gehört er nicht zu den Modepoeten; doch auch Goethe hatte Jahrzehnte lang eine kleine Gemeinde. Die Unsterblichkeit wird nicht auf lärmendem Jahrmarkt ausgetrommelt; sie wächst heraus aus dem engen Kreise der Besten seiner Zeit, denen der Dichter genug gethan hat.





Zur Abänderung des deutschen Strafverfahrens.

Von

Ludwig Fulb.

— Mainz. —

Nachdem die deutsche Strafproceßordnung seit fast vierzehn Jahren in Geltung steht und Erfahrungen über ihre Bewährung in reichem Maße vorhanden sind, schickt sich die Reichsgesetzgebung nunmehr an, dieselbe in zahlreichen Punkten abzuändern und dadurch einer großen Anzahl von Beschwerden und Wünschen Rechnung zu tragen, die im Laufe der Jahre zum Ausdruck gekommen sind. Der Gesetzentwurf, mit dessen Berathung sich der Reichstag in der nächsten Tagung schon beschäftigen wird, enthält keine systematische, von einheitlichen Gesichtspunkten ausgehende und von einem einheitlichen Grundgedanken beherrschte neue Regelung des Strafverfahrens, zu einer solchen dürfte die Zeit erst dann gekommen sein, wenn die gewaltige Aufgabe der Schaffung eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Gesamtgebiet des Reiches glücklich gelöst ist und die Ansichten der Wissenschaft bezüglich der Wege, die bei der Neuordnung dieses Rechtsgebietes zu betreten sind, sich nicht mehr so schroff und unvermittelt einander gegenüberstehen wie zur Zeit, der Gesetzentwurf, mit dessen Hauptinhalt wir uns im Nachstehenden beschäftigen, begnügt sich mit einem bescheidenen Ziel; er will einerseits einige nicht länger aufzuschiebende Reformen in das geltende Recht einführen, andererseits die bessernde Hand an verschiedene Bestimmungen legen, welche zu größeren oder kleineren Uebelständen Anlaß gegeben haben. Daß er hierbei im Ganzen das Richtige getroffen hat, darf mit gerechter Freude und gleicher Dankbarkeit anerkannt werden.

Im Mittelpunkt der Gesetzesvorlage steht die Einführung der staatlichen Entschädigung für Personen, welche schuldlos eine Straf-

haft ganz oder theilweise verbüßt haben; nach langjährigen Bemühungen ist endlich der Widerstand, den man dieser Forderung entgegensetzte, gebrochen, die öffentliche Meinung und die allgemeine Rechtsüberzeugung haben den Sieg über doctrinäre Engherzigkeit und bürokratische Vorurtheile davon getragen, ein sichtlicher Beweis, daß die zähe Ausdauer der Volksvertretung auch in Deutschland am letzten Ende zu dem gewünschten Ziele führt, trotzdem die Grundsätze des Parlamentarismus bei uns nicht anerkannt sind. Es ist bedauerlich, daß die Gesetzgebung die Entschädigungspflicht des Staates nur in Ansehung der Strafhaft anerkennt, während eine Entschädigung bei schuldlos verbüßter Untersuchungshaft nach wie vor ausgeschlossen ist, indessen ist es immerhin schon ein gewaltiger Fortschritt, daß der Staat seine Entschädigungspflicht in der Beschränkung auf die Strafhaft nicht mehr bestreitet. Wir nehmen denselben dankbar an, verlieren jedoch nicht das Ziel aus den Augen, die Entschädigung auch auf die Untersuchungshaft zu erstrecken. Der Entwurf steht auf dem Boden der Ansicht, daß die Entscheidung über die Entschädigung den ordentlichen Gerichten gebührt, die Vorentscheidung durch die Justizministerien ist von keiner Bedeutung; damit wird anerkannt, daß es sich hierbei um einen Rechtsanspruch gegen den Staat und nicht um eine Gnadensache handelt; aus Rechtsgründen ist der Staat verpflichtet, für den Vermögensschaden aufzukommen, welcher seinen Unterthanen durch den Irrthum des Strafrichters erwachsen ist, nicht aus Billigkeitsrücksichten. Die Anerkennung dieses Standpunktes seitens der Reichsgesetzgebung ist grundsätzlich und praktisch von erheblichster Wichtigkeit, wir erblicken darin endlich wieder einmal eine Reform, welche so recht dem Gedanken des Rechtsstaates Rechnung trägt. Es mag wohl bemängelt werden, daß der Staat nur für den Vermögensschaden Ersatz leistet, allein ein Ersatz für den unmateriellen Schaden des unschuldig Verurtheilten ist ausgeschlossen. Oder giebt es einen Ersatz für die Qualen der Verzweiflung, die der moralisch Gebrandmarkte hat aushalten müssen, während er doch wußte, daß er unschuldig ist, giebt es einen Ersatz für die Thränen, die Weib und Kinder vergossen haben, während der unschuldige Gatte und Vater in Züchtlingskleidern Zwangsarbeit verrichtete? Hierfür Ersatz zu leisten, ist dem Staate trotz seiner Macht unmöglich, die Verhältnisse bringen es mit sich, daß nur der Vermögensschaden in Betracht kommen kann. Hätten wir die englische Einrichtung der Civiljury, so wäre nichts gerechtfertigter, als die Bemessung des Ersatzes der Entscheidung der Geschworenen zu übertragen, da wir aber dieses Institut — leider — nicht kennen und gegen die Heranziehung unserer Geschworenen gerechte Bedenken bestehen, so bleibt nur übrig, die Gerichte darüber entscheiden zu lassen, welche auch im Uebrigen über Schadenersatz und Entschädigung urtheilen, also die Civilkammern der Landgerichte. Es ist zu hoffen, daß dieselben unter voller Würdigung der socialpolitischen Seite der Frage mit der Entschädigung

nicht knausern, sondern in liberaler Weise die Summen bestimmen, welche den Opfern des Justizirrhums zukommen; die Befürchtungen, die hiergegen laut geworden sind, theilen wir bis auf Weiteres nicht.

Wie diese Reform, so befriedigt auch die Einführung der Berufung gegen die Urtheile der Strafkammern die öffentliche Meinung in vollstem Maße, und mit lebhaftem Beifall ist es zu begrüßen, daß die Oberlandesgerichte mit der Entscheidung über die Berufung betraut werden. Man mag immerhin einwenden, daß die Zulassung der zweiten Instanz mit dem Grundsatz der Unmittelbarkeit nicht vereinbar ist, das Volk kann sich nun einmal nicht damit befreunden, daß es in Strafsachen nur einen Richter der Thatfrage geben soll, es will lieber mit dem eben erwähnten Grundsatz gebrochen und dafür die Möglichkeit gewährt wissen, gegen das Urtheil des unteren Richters die Entscheidung des oberen anrufen zu können. Die Einführung der zweiten Instanz in Strafsachen wird in weitesten Kreisen der Nation als eine Vermehrung der Rechtsgarantien, als eine Verstärkung der zur Verhütung der Verurtheilung Unschuldiger bestehenden Cautelen betrachtet, mit Vergnügen verzichtet man auf die stärkere Besetzung der Strafkammern in dem Bewußtsein, daß ja nunmehr die Möglichkeit gegeben ist, gegen die Entscheidung der Strafkammer diejenige des Straßenrates anrufen zu können. Dem Criminalisten, welcher den Grundsatz der Unmittelbarkeit bis zu seinen letzten Consequenzen durchgeführt sehen will, mag dieser Verzicht nicht leicht werden, allein wohl oder übel ist er mit in den Kauf zu nehmen. Die Verminderung der Mitgliederzahl der Strafkammern von fünf auf drei ist der Hauptpreis, den wir für die Einführung der Berufung zahlen, derselbe ist ein recht hoher, allein ohne seine Bezahlung wäre schon aus finanziellen Gründen die Zulassung der Berufung in absehbarer Zeit nicht zu erwarten gewesen.

Die Einführung eines sehr raschen abgekürzten Verfahrens nach dem Vorbilde des französischen Rechtes für die Aburtheilung derjenigen Uebelhäter, die auf handhafter That ergriffen wurden, sowie die Erweiterung der Zulässigkeit des Versäumnißverfahrens bilden zwei weitere Reformen, welche sich als praktisch durchaus empfehlen. —

Bemerkenswerth sind die Aenderungen, welchen die Bestimmungen über Beeidigung der Zeugen unterworfen worden sind, zum Theile enthalten dieselben die Erfüllung langjähriger Wünsche. Hierher gehört vor Allem die Ersetzung des vor der Vernehmung zu leistenden Eides — Vereid — durch den nach der Vernehmung zu schwörenden, den Nacheid; des Weiteren ist hier zu erwähnen die dem Richter ertheilte Befugniß, von der Beeidigung des Zeugen Abstand zu nehmen, wenn ihm dessen Aussage als durchaus unglaubwürdig erscheint; daß der Gesetzgeber nicht einen Schritt weiter geht und dem Richter die gleiche Befugniß nicht auch dann einräumt, wenn die Zeugenaussage durchaus bedeutungslos ist, erscheint im Interesse der Verminderung zwecklos geleisteter Eide bedauerlich. Bedenklich ist es, daß das

Gesetz die gleichzeitige Beeidigung mehrerer Zeugen gestattet; es liegt auf der Hand, daß dieses Verfahren das Ansehen, welches der Zeugeneid genießt, nicht fördert, wie es auch gewiß nicht dazu beiträgt, die Feierlichkeit der Eidesleistung zu erhöhen. Erfreulich ist es dagegen, daß die Gesetzgebung dem vielfach an sie gestellten Ansinnen, den confessionellen Eid wieder einzuführen, Widerstand geleistet hat, trotzdem diese Umformung der Eidesformel in Kreisen großen Beifall genießt, die einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die Gesetzgebung ausüben.

Daß die Beseitigung des confessionellen Eides für die Vermehrung der Eidesverbrechen — die übrigens ausweislich der Ergebnisse der Statistik in den letzten Jahren keineswegs eine anomale genannt werden kann — bedeutungslos war, bedarf nur der Hervorhebung.

Auch die Zuständigkeit der Strafgerichte wird von der Gesetzesvorlage in bemerkenswerther Weise abgeändert; erweitert ist die Zuständigkeit der Schöffengerichte und der Strafkammern, vermindert diejenige der Schwurgerichte, denen man gewisse Fälle des Meineids, des betrügerischen Bankrotts, der Urkundenfälschung und Verbrechen im Amte entzogen hat. Die geringe Zuneigung, deren sich diese Gerichte vielfach heute in Deutschland erfreuen, kommt in dieser Beschränkung der Zuständigkeit ebenfalls zum Ausdruck. Die Bedeutung des Schwurgerichtes ist in Deutschland fortan eine recht kleine, und die seit dem Sturm- und Drangjahre von 1848 zu beobachtende Abänderung ihrer Zuständigkeit, die fast ausnahmslos mit einer Verminderung gleichbedeutend war, könnte der Behauptung als Stütze dienen, daß in Deutschland für die Betheiligung des Laienelementes an der Strafjustiz das Schöffengericht und nicht das Schwurgericht diejenige Form bilde, für die sich die Rechtsentwicklung entscheiden wird. Wir unterlassen es, an dieser Stelle hierauf einzugehen, glauben aber hervorheben zu sollen, daß eine Beschränkung der Zuständigkeit in Ansehung der aufgezählten Straftaten theilweise allerdings nicht unberechtigt ist, weil bei der Aburtheilung derselben die Geschworenen nicht nur vereinzelt, sondern im Verhältniß recht oft sich einer irrthümlichen Behandlung und Entscheidung schuldig gemacht haben; da zu der Entscheidung der in Rede stehenden Delicte zumeist eingehende juristische Kenntnisse gehören, so darf man den Schwurgerichten daraus keinen Vorwurf machen, dergleichen Delicte eignen sich nicht für die Entscheidung eines lediglich aus Laien bestehenden Collegiums, sie gehören vor ein Gericht, bei dem Laien nicht minder mitwirken, wie rechtsgelehrte Richter. Aenderungen der Strafprozeßordnung, welche nur den Juristen interessieren, bleiben hier unerwähnt.

Uebersichten wir die Aenderungen, welche die neue Gesetzesvorlage für das Strafverfahren enthält, so können wir unser Urtheil nur dahin zusammenfassen, daß wir in den meisten derselben wichtige Fortschritte und Verbesserungen sehen, von denen ein günstiger Einfluß mit Sicherheit zu erwarten ist.



Der Trappist.

Eine Skizze

von

Richard Koehlich.

— Breslau. —



In einem Provencer Thale, wo bald zwischen dunklen Wäldern, bald zwischen Wein- und Olivenpflanzungen die helle Durance strömt, steht, den schroffsten Felsen krönend, ein Trappistenkloster, ein Abkomme der berühmten Anstalt im französischen Norden. Ein troziges Zug-in's-Land, ragt von dem grauen Gestein das brüchige Gemäuer, weithin sichtbar, wie ein starres memento mori hinein in das lebensvolle, paradiesisch schöne Land. Und dem Aeußeren entspricht auch der Inhalt: kein „Kling klang gloria“ poculirender Mönche halt dem neugierigen Besucher aus weinduftdurchwürzten Kellergewölben entgegen, kein Klirren von Gold und Silber als Musik zum Würfelrollen, — ein Hauch des Friedens, der stillen Arbeit und Askese zieht durch alle Räume, ein Hauch von jenem Geiste, der einst von den Ufern des heiligen Ganges, von den ebedertragenden Gestaden des Jordan aus über die Erde ging. Wohl lag in den tiefen, kühlen Kellergängen ein reicher Vorrath der edlen Weine von Burgund und Champagne, wohl barg ein kleines, geheimes Gemach so manche schwere Eisentruhe voll gemünzten Edelmetalls, aber keines dieser Güter sollte dazu dienen, der Sinnelust der Bewohner zu fröhnen, — sie waren des Klosters Gabe an die Kranken und Armen unten im Thale. Alltags, wenn die Frühgesänge der Matutinen verhallt waren, stieg einer der Brüder hinab, um mit Worten und Gaben Trost und Hilfe in die Hütten der Bedürftigen zu bringen. „Die Engel vom Berge“ nannte das dankbare Völkchen seine Wohlthäter, und der demüthige Gruß, die Adoration, die es ihnen allenthalben erwies, galt hier den edlen Mönchen selbst nicht minder als ihrem heiligen Berufe und Gewande. Aber keiner vom

Orden — selbst der Prior nicht — genoß so inbrünstige Verehrung wie er, der jüngsten Brüder einer: Frère Bénédicte. Aus weiter Ferne sandte man nach ihm, oft aus geringfügigem Anlaß, warum — nun, so konnte nur ein Dummkopf fragen, hier zu Lande mußte es jedes Kind, daß der Weinberg doppelte Ernte gab, wenn er segnend seine Hand darüber streckte, daß nie Hagel und Sturm die Felder verwüstete, die sein Fuß durchschritt.

Es war ein schwüler Hochsommernachmittag. Weit und breit keine Spur eines Wölkchens, sengend, erbarmungslos brannte die Sonne auf die emsig schaffenden Landleute herab; durch die windstille Luft schwamm bezaubernd, einschläfernd, der Duft unzähliger Rosen; schläfrig, müde, zog wie eine silberne Schlange die murmelnde Durance vorüber. Eintönig klang das Rauschen der fallenden Halme, das Dengeln der Sensen, immer spärlicher wurden die herüber und hinüber geworfenen Scherzworte. Nur hoch in wolkenloser Bläue scholl das schmetternde Tirili der Lerche, wie ein jubelndes Kyrie klang es silberrein durch die blühende, goldene Luft. Den Schnittern rann der Schweiß in Strömen zur Erde, aber sie rasteten nicht, mußten sie doch, daß sein Auge, Frère Bénédicte's Auge auf ihnen ruhte, denn dort, hoch oben, gegenüber der aufgehenden Sonne, lag das Fenster seiner kleinen Zelle.

Der Mönch war in der That zu Hause; er war erst spät, ermüdet, von einem Krankenlager zurückgekehrt, um sein frugales Mahl zu verzehren, an Einfachheit und Dürftigkeit ein wahres Spartanermahl, nur daß aller Fleischgenuß verpönt war, und — im Gegensatz zu den Syssitien — Jeder einsam in seiner Zelle speiste. Denn gemeinsam war nur der Früh- und Abendgottesdienst, zu dem die Hora oder die Vesperglocke die Klosterinsassen versammelte, im Uebrigen war Einsamkeit streng geboten als die wichtigste Vorbedingung zur gottsuchenden Meditation und zur Ertödtung der letzten irdischen Wünsche. Eine Holzpritsche mit wollener Decke als Nachtlager, ein Tisch und Stuhl und ein gefülltes Bücherregal bildeten das ganze Mobiliar, in einer kleinen Nische neben der Thür stand als sprechende Verkörperung des memento mori, als der Ordensdevise, ein Skelett. Die Bibliothek war nicht groß; neben den Schriften religiösen Inhalts, unter denen auch die vorzüglichsten Werke der Kirchenväter, der Scholastiker und Mystiker waren, stand eine kleine Gruppe medicinischer Bücher; denn Frère Bénédicte besaß, auf Grund seiner einst mit Feuereifer betriebenen Jugendstudien, reiche Kenntnisse in der Arzneiwissenschaft, — er war denn auch der Aesculap des Klosters und der Umgegend. Halb versteckt — wie eingeschmuggelte Contrebande — lugten einige philosophische Bücher hervor, darunter mehrere besonders abgegriffene Bände; es waren Schopenhauers Werke und Spinozas Ethik.

Der einsame Zellenbewohner war an's Fenster getreten; aber nicht dem Schaffen der emsigen Schnitter, nicht dem entzückenden Zauber der Landschaft galt seine Aufmerksamkeit, seine Blicke schweiften nach dem

stolzen Herrenschlosse, das von einer benachbarten Bergkuppe herübergrüßte. Das Schloß gehörte seit Jahrhunderten den Grafen von Leval. Früher, als noch die Bourbons regierten, hatten die ehrgeizigen, ritterlichen Besitzer meist am Hofe gewohnt, dann aber, unter dem Empire und der Republik, zogen sie sich großend von der Dessenlichkeit zurück und lebten auf ihrem Stammsitze größtentheils der Jagd und dem geselligen Vergnügen. Von ihrer unerschütterlich royalistischen Gesinnung aber zeugte noch jetzt das weiße Banner mit den silbernen Lilien, das lustig vom Giebel wehte; es blähte sich in seiner stolzen Höhe wie triumphirend über die tief unten im Thale flatternde Tricolore der Mairie.

Aus weiter Ferne, wie klagend, scholl ein langer, verhallender Hornruf zu dem einsamen Lauscher empor; er schrak zusammen und drückte fest beide Hände auf das unter der Kutte hämmernde Herz.

Jahre versanken wie ein Traum; — aus dem Thore des Schlosses zog wieder, wie einst, eine glänzende Cavalcade zu Thal, zur Jagd. Hell leuchten die farbenprächtigen Gewänder, stolz wiegen sich die Reiterfedern im Winde. Voraus sprengt ein herrliches Paar: auf milchweißem Zelter ein hohes, schlankes Weib mit tiefen bligenden Augen und nachtschwarzem Haar, und an ihrer Seite auf feurigem Vollblut ein stolzer, härtiger, kraftstrotzender Mann — er selbst: Roger, Vicomte de Leval. Und an ihn heran lenkt jetzt der feste, immer lustige Graf Raoul; er erinnert den Freund an die Wette, die sie den Abend vorher beim Champagner geschlossen: wer der erfolgreichste Jäger sein würde. Er aber lächelt bloß; — was ist ihm alles Waidmannsglück, ihm, der die schönste Blume der Provence errungen: Adèle de Beziers. Dann aber — l'appetit vient en mangeant, hat Raoul vorher geipottet — ist doch der Jagdeifer in ihm erwacht; sein Araber hat ihn bald den Blicken der Gesellschaft entzogen. Er merkt kaum, daß sich der Himmel rings umzogen hat, daß der erste ferne Donner murrte; erst der strömende Regenguß, der unter grellen Blitzen und betäubenden Schlägen niedergeht, läßt ihn für seine Gattin besorgt sein. Nun, Raoul ist ja wohl bei ihr als stets hilfsbereiter Cavalier, denkt er und lächelt selbst über seine Angst. — Und er hatte nur zu sehr Recht: sie waren zusammengeblieben — wie Dido und der Trojaner, und . . . ein Lauscher verrieth es dem Grafen.

Frère Bénédicte preßt hochaufathmend die heiße Stirn an die Scheiben; dort hinter der waldigen Kuppe lag ja der Erlengrund mit der kleinen Lichtung, auf der es sich nun zeigen sollte, wer der beste Schütze sei. Raoul hat durch's Loos den ersten Schuß erhalten; er sendet die Kugel hoch über sich in die Luft und steht nun mit verschränkten Armen, bleich, doch festen Blickes, dem betrogenen Jugendfreunde gegenüber. Vor Rogers Augen schwimmt es wie Blut, ein-, zweimal hat er die Waffe erhoben, um sie schauernd wieder zu senken. „Triff — gut“ schallt es herüber. Und mit wilhem Lachen hat er die Kugel dem Feinde über die verschränkten Arme hinweg in's Herz gejagt. Er sieht ihn vornüber in's thaufrische Gras

stürzen, er sieht, wie ihm der Sterbende mit letzter Anstrengung die Rechte, Verzeihung heischend, entgegenstreckt. Er aber ist kalt, mit dem höflichen Gruße des Weltmannes, von dammen geschritten, vorüber an seinem Schlosse, wo die Gräfin in irren Fieberdelirien liegt. Was kümmert es ihn? — Was darf es ihn kümmern? Er hat nur correct gehandelt: als Ehrenmann und als Mann von Welt. Aber die Stätte seines einstigen Glückes ist ihm verleidet; es treibt ihn hinaus in's Weite, im Strudel der Lüfte will er sein Unglück begraben sammt der Erinnerung an sein Glück.

Bruder Benédict seufzt; er weiß, er hat seinen Voratz nur allzu reblich gehalten. Er hat der Venus Pandemos gehuldigt wie Keiner, an den grünen Tischen von Wiesbaden und Monte Carlo ist er der Schrecken der Bankiers gewesen, durch sein fabelhaftes Glück, — bis eines Tages — er hatte eben die Bank gesprengt — ihm ein junger livländischer Baron lachend zurief: „Wer so wie Sie gewinnt, Graf, der kann doch wahrhaftig in der Liebe kein Glück haben!“ Noch in derselben Stunde war er abgereist. Das unwürdige Treiben widerte ihn an, sein Leben verlangte nach dem Inhalte, den edle Naturen nach schweren Schicksalschlägen und schweren Verirrungen durch eigene Kraft erhalten. Er dachte an den Augustinermönch von Wittenberg, in dem der jähe Verlust des geliebten Jugendfreundes den Keim zum Reformator gepflanzt hatte, er dachte an jenen Abt, den Gründer des Trappistenordens. Das war ehemals ein gar lustiger, weltlicher Herr gewesen, der lieber als das Horaglöcklein die klingenden Becher hörte, der lieber als vor der bleichen Madonna vor einem lebendigen Menschenkinde von Fleisch und Blut auf den Knien lag. Einst nach tollem Gelage wollte er in das Boudoir der Geliebten eilen, am dunklen Estrich stürzte er über einen Gegenstand, und als er hinsah, war es der hauptlose Rumpf der ermordeten schönen Frau. Und er war hingegangen und hatte La Trappe gebaut, als die Stätte strengster Askese im ganzen Abendlande.

Auch Roger war müde; er suchte Ruhe und Sühne. Mächtig erwachte in ihm, dem Sprößling der Troubadours und Kreuzritter, die Sehnsucht nach dem Osten; aber nicht als blutiger Eroberer — als friedlicher Pilger wollte er die Stätten der Passion und das Wunderland des Buddha besuchen: Was als dunkler Drang in ihm geschlummert, was er auf dem Delberge, — zu seinen Füßen Jerusalem — deutlich empfunden hatte, das gewann Gestalt und Wort in einer Eremitage an der heiligen Ganga. Es war ein alter Brahmine, dem er die Frage vorlegte: „Vater, was ist die Summe des Lebens?“

„Geben und vergeben.“

Geben und vergeben. Die drei Worte schlugen wie ein Blitz in seine Seele, sie sollten fortan sein Leben beherrschen mit liegender Gewalt. Als er nach sechs Jahren in die Heimat zurückkehrte, hätte Niemand in der gebeugten Gestalt mit dem bartlosen, geschorenen Haupte und den tiefgefurchten Zügen den kräftigen, stattlichen Roger de Seval wiedererkannt. Entschlossen

trat er vor den Prior des Trappistenklosters mit der Bitte, in den Orden aufgenommen zu werden, dem er auch all' seine bewegliche Habe zubrachte; dem Prior allein gab er sich zu erkennen und erzählte ihm seine Lebensgeschichte. Er wählte den Namen Benedict nach dem Gründer und Vater des echten Klosterwesens, dem Asketen von Nursia, und bald sollte auch die gute Vorbedeutung des Namens in Erfüllung gehen: gesegnet, gebenedeiet ward er von Allen als Priester, als Arzt, als Wohlthäter.

Auf einem seiner ersten Gänge begegnete er einer bleichen, schwarzgekleideten, noch immer jugend schönen Dame, die mit demüthigem Gruß an ihm vorüber schritt. Er erkannte sie auf den ersten Blick, die Unvergessene, noch immer Geliebte, — Adèle von Leval. Er hätte aufschreien, ihren Namen rufen mögen, aber er bezwang sich, daß außer einer flüchtigen, fliegenden Röthe auf seinem Gesicht keine Spur des Seelenkampfes sichtbar ward.

Später saß er oft mit ihr in derselben Hütte, am selben Krankenbette, und er gestand sich mit Beschämung: die Worte des Brahminen waren in diesem Weibe längst in Erfüllung gegangen.

Jetzt hatte er eine feste, würdige Lebensaufgabe: in Liebeswerken wollte er mit dieser Frau, seiner Frau wetzeln, mit seinen heißen Wünschen aber ungekannt, ungenannt bleiben, um nicht den Seelenfrieden, die Weltentfagung zu stören. Was waren gegen diese Buße alle Fasten, alle Kasteiungen seines Berufs!

Wohl flüsterte ihm oft der Versucher in's Ohr: Wirf ab die Rutte, die erzwungene Weltverachtung, Du heißer Sohn der Welt, nimm wieder, was Dein ist, keh' ein in's Schloß Deiner Väter, sei wieder der tolle Roger wie einst. Schüler der Buddhisten, genieße die Sansara, ehe Dich das Nirwana verschlingt. — So klang es lockend, schmeichelnd, Tag für Tag, aber immer wieder, schon durch drei lange Jahre, hatte er den bösen Geist niedergerungen.

Benedict lächelte; es war ein seltsames, trübes Lächeln. Bald, wie bald, wird auch diese Versuchung schweigen, denn bald — vielleicht noch heut — stirbt Adèle von Leval. Vor Wochen schon hatte die unerschrockene Pflegerin von einem Krankenbette eine unheilbare Ansteckung heimgebracht, und heut Morgen erst hatte er gehört, daß die Aerzte alle Hoffnung aufgegeben hätten.

Er trat vom Fenster weg und sank schwer auf den Stuhl; schweigend legte er die Arme auf den Tisch und darauf das müde, gramdurchwühlte Haupt. So saß er Minuten, Viertelstunden in unverwandtem Brüten.

Eine milde Stimme schreckte ihn auf; es war der Prior, der unbemerkt eingetreten war. Frère Bénédicte schnellte empor; er war nichts als der demüthige Mönch vor seinem Herrn.

„Eile, rüste Dich, mein Sohn,“ sprach der Prior mild, „die Herrin von Leval ringt mit dem Tode! gehe Du hinüber und bringe ihr der Kirche Trost und Gnade!“

Der Andere schwankte, daß er die Sislehne ergreifen mußte, er rang krampfhaft nach Worten, aber kein Laut kam über die bleichen, blutlosen Lippen.

„Gehorsam ist die erste Ordenspflicht,“ sprach der Alte streng und bestimmt, und weicher setzte er hinzu: „Kennst Du noch die Worte der Schrift, den Spruch, den Du Dir bei Deinem Eintritt erwählt hast als Leitstern für immerdar?“

„Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet . . .“

„Wohl, so erfülle das heilige Wort! — Gesegnet sei Dein Ausgang und Dein Eingang.“

„Amen,“ klang es dumpf zurück, dann schritt Frère Bénédicte hinaus, seinem schwersten Kampf entgegen.

Lange sah ihm der greise Herzenskenner nach . . .

Die Sonne ging zur Rüste, golden brachen sich ihre letzten Strahlen in den Scheiben des alten Schlosses. Ein Purpurmeer überfluthete den weiten Horizont; wie eine goldgesäumte Drifflamme stand die Abendröthe hoch im satten Blau, und ihr rosiger Abglanz färbte auch das weiße Banner mit den silbernen Lilien.

Schatten füllen die Thäler, von dem Trappistenkloster hallen die letzten Klänge des Vesperglöckleins weiter über die knieenden Menschen und das gesegnete Land. Vom Lilienbanner weicht jäh der letzte Rosenschimmer, leise, langsam sinkt es nieder — auf Halbmaß. Aus dem stillen Sterbegemach von Leval schwingt sich der Todesengel zu neuem, nimmer endendem Fluge über die alte Erde. —

Es ist Nacht geworden; der Frieden wandelt über die Fluren und zwischen den Hütten; heißer, berauscher strömen die Düste der Blumen aus. Und durch die lockende, blühende Nacht schreitet ein einsamer Mann dem heimatlichen Kloster zu, langsam, mit erhobenem Siegerhaupte, er — der letzte Leval.





In der dänischen Hauptstadt.

Von

Alfred Holzbock.

— Berlin. —

Die Zähigkeit, Ausdauer, Kraft und Unbeugsamkeit des Dänen spiegelt sich wieder in Kopenhagens Schicksal. Gleich Berlin hat sich Kopenhagen, dessen Ursprung im 9. Jahrhundert liegen soll, vom Fischerdorf zur Hauptstadt durchgerungen. Jahrhunderte hindurch bis vor wenigen Decennien noch ein Spielball der Nationen, heute angegriffen von diesem, morgen in der Fehde mit jenem Volke, einmal Siegerin, noch öfter aber Besiegte, einst ein Schutthaufen, dann wieder eine blühende Stadt, so gestaltete sich in der Zeiten Lauf Kopenhagens Schicksal. Als durch die Völkerschlacht bei Leipzig Europa ein neues Gewand erhielt, in den Ländern Friedensschalmeien ertönten, die Völker sich an Sieges- und Segensliedern erfreuen durften, da begannen für das kleine Dänemark und seine Hauptstadt neue Kämpfe, neues Ringen um Freiheit, Existenz und Recht. Ein mächtiges russisch-deutsch-schwedisches Heer drang in Dänemark ein. Die Uebermacht mußte über die Tapferkeit siegen, das dänische Heer den Schaaren dreier Nationen naturgemäß weichen. Im Januar 1814 wurde in Kiel Frieden geschlossen. Dänemark mußte das mit ihm seit 1380 vereint gewesene Norwegen an Schweden abtreten, Rußland behielt Finnland, und England wurde mit der Insel Helgoland beglückt, die, jetzt zu Deutschland gehörig, im Verlaufe von 80 Jahren drei Mal ihr vaterländisches Kleid wechseln mußte. Aber all' diese von dem Schicksal und der Macht ausgeheilten Schläge hat Kopenhagen mit zäher Ausdauer, mit unbeugsamer Kraft überwunden. Dänemarks Hauptstadt richtete sich auf, sie nützte den Frieden aus, sie kräftigte sich und wuchs im Innern, sie stärkte sich nach Außen. Die langen Friedensjahre hatten das zähe Dänemark so kräftig gestaltet, daß selbst die Wunden des Jahres 1864 rasch und glücklich vernarben und das herrliche Aufblühen seiner Hauptstadt weder aufhalten noch hindern konnten.

Kjöbenhavn, das heißt Kaufmanns-Hafen, wird Kopenhagen auf gut Dänisch genannt. „Kaufmanns-Hafen“, diese Bezeichnung charakterisirt die Bedeutung und das Gepräge Kopenhagens am treffendsten.

Der Schriftsteller, der Dänemarks Hauptstadt durch eingehende Schilderung der Stadteinteilung, Hauptplätze und Sehenswürdigkeiten für den Leser entdecken wollte, würde sich an eine äußerst schwierige und dabei äußerst überflüssige Aufgabe heranwagen.

Kopenhagen ist heutzutage in kurzer Zeit auf sehr bequeme Art zu erreichen. Selbst derjenige, der ein ausgesprochenes Talent für die Seefrankheit besitzt, kann bei ganz kurzer Seefahrt glücklich nach Kopenhagen kommen, er benütze die Verbindung Warnemünde-Gjeller, und er wird in längstens zwei Stunden seine ganze innere Begabung Poseidon anvertrauen.

Der Hafen, der sich um einen großen Theil der Stadt zieht, macht sich schon aus der Ferne durch mächtig ansteigende Maste bemerkbar; von jedem Stadttheil, ja fast von jeder Hauptstraße aus ist ein Stück Hafen mit Leichtigkeit zu erreichen, ein Schiffahrteibild zu bewundern. Mächtige Rauffahrtsschiffe, überseeische große Dampfer, elegante Passagierdampfer, schwer beladene Segler, robuste Hafenarbeiter, keuchende Lastträger, rothwangige Matrosen, gebräunte Seebären bilden die einzelnen Bestandtheile des Hafenbildes, das überall auftaucht und Kopenhagen so ganz und gar zu Kjöbenhavn, zum „Kaufmannshaven“ gestaltet.

Auch das berühmte Tivoli braucht nicht entdeckt zu werden, jenes großartige Vergnügungs-Etablissement, das trotz seiner räumlichen und decorativen Entfaltung, Aufwendung grandioser Beleuchtungseffekte einen einheitlich imposanten Eindruck nicht erzeugen kann, weil alles Sehenswerthe nicht vereint, sondern allzu zerstreut und auseinander liegt, man möchte behaupten, zu sehr parzellirt ist. Jedoch der Kopenhagener ist stolz auf sein Tivoli, und der Fremde bemüht sich, dem bunten, weltstädtischen Treiben Reiz und Geschmack abzugewinnen, und entdeckt mit Leichtigkeit, daß das breit und lang sich ausdehnende Tivoli nicht allein für Kopenhagens tout le monde, sondern auch für Kopenhagens demi monde da ist.

Das Thorwaldsen-Museum kann auch eine Schilderung entbehren. Dieser etruskische Tempel ist das gewaltigste Monument, das je einem Künstler errichtet worden ist; umgeben von seinen Schöpfungen, liegt unter einem einfachen, schmucklosen Grabhügel Thorwaldsen. Nur ein Künstler von der Genialität, der Phantasie und dem antiken Schönheitsfinn eines Thorwaldsen konnte die erhabene Idee haben, seine unsterblichen Werke möchten das Mausoleum für seine sterblichen Ueberreste bilden. In der Frauenkirche (Fruekirke) sind bekanntlich des Meisters zwölf Apostel und Christus aufgestellt, allein die Eindrücke, die diese herrlichen Kunstwerke an dieser ehrwürdigen Gottesstätte hervorbringen, sind nicht zu vergleichen mit der erhabenen, mit der beklemmenden und doch befreienden Wirkung, die der Anblick der Schöpfungen in dem der Kunst und ihrem Meister geweihten Tempel erzeugt.

Wer Gelegenheit gehabt hat, wiederholt und längere Zeit in Kopenhagen zu verweilen, das Leben und Streben daselbst zu beobachten, Einblicke zu gewinnen in das sociale, gesellschaftliche und künstlerische Getriebe, der dürfte zu der Folgerung gekommen sein, daß der äußere Charakter einen vollendet passenden Rahmen zu dem inneren Charakter der Stadt und seiner Bewohner bildet. Die dänische Hauptstadt ist weber reich an architektonischen Schönheiten und monumentalen Bauten, noch an eleganten Straßen und geräumigen, wohlgepflegten Plätzen. Sie wirkt nicht auf die Phantasie, sie macht einen vielleicht nüchtern zu nennenden Eindruck, sie interessiert mehr, als sie erwidert, aber sie fesselt trotz alledem durch ihr reges, ruhiges, durchaus nicht geräuschvolles Leben, durch ihre peinliche Sauberkeit und Freundlichkeit, durch eine vornehme Liebesswürdigkeit, eine Liebenswürdigkeit, die sich nicht aufdrängt und aus diesem Grunde vielleicht um so tiefer empfunden wird. Selten, daß man in Kopenhagen, dem Tummelplatz nordischen Schiffsvolkes, von lauten Trunkenen belästigt, durch pöbelhafte Reden und Auftritte verlegt oder gar durch Schlägereien abgestoßen wird. Nach außen hin, im Verkehr mit ihres Gleichen oder den Fremden bewahren selbst die untersten Klassen stets eine gewisse Ruhe und Rücksicht, zeigen sie eine förmlich wohlthuende Innehaltung äußerlicher Formen. Der Rutscher wird kein Trinkgeld beanspruchen, aber er wird jedem seiner Fahrgäste freundlich ein fare well nachrufen, und selbst der vornehmste Däne ist so höflich, diesen Gruß zu erwidern. Der Fremde fühlt sich nicht fremd in Dänemarks

Hauptstadt, denn er findet an allen Orten, bei allen Menschen Entgegenkommen. Jeder ist bemüht, seine Wünsche zu verstehen, seine Fragen zu beantworten, nicht weil er einen Fremden vor sich hat, von ihm gar Nutzen ziehen will, sondern weil diese Form dem freundlich correcten Wesen des Kopenhagener entspricht. Die Rücksicht, die der Kopenhagener dem Fremden gegenüber zeigt, beansprucht er von letzterem in gleichem Maße. Er ist darin von einer Correctheit, die manchmal gesellschaftsgefährlich werden und selbst einen formgewandten Weltstädter in die peinlichste Situation bringen kann. Zu Lehr und Nutzen möchte ich, um meine Behauptung zu beweisen, die folgende Episode anführen. Ich hatt' in Kopenhagen einen Kameraden, einen besseren fand ich nicht. Er war Berufscolleague und mir gegenüber von einer herzlichen Lebenswürdigkeit. Wir verkehrten oft und gern zusammen. Eines Tages verabredeten wir, d. h. mein College, seine reizende junge Gattin und meine Wenigkeit, nach dem Theater gemeinsam zu soupiren. Mit einigen mir befreundeten Deutschen erwartete ich meinen Kollegen und seine Frau nach der Vorstellung. Da letztere ziemlich früh beendet war, beschloßen wir, erst noch ein Théâtre varié zu besuchen und dann zu soupiren. Wir saßen gemüthlich in einer Loge beisammen, als mich einer meiner deutschen Freunde erluchte, auf einem anderen Fauteuil-Sitz Platz zu nehmen, um den „star“ des Theaters besser sehen und hören zu können. Als ich nach wenigen Minuten unmittelbar nach der Beendigung der Vorträge in die Loge zurückkehrte, war mein Kamerad, der wenige Minuten vorher noch an meiner Seite saß, mit seiner Gattin verschwunden. Er ist einer der verantwortlichsten Redacteurs, allein das konnte er doch nicht verantworten, daß ein Fremder sich die Freiheit nahm, die gemeinsame Loge zu verlassen. Aus meinem guten Kameraden wurde plötzlich ein peinlich correcter Mensch. Seine Correctheit gipfelte in der lakonischen brieflichen Mittheilung, daß er und seine Frau in den nächsten Tagen nicht zu Hause sein würden. Der Fall ist bezeichnend. Er beweist, daß der Kopenhagener lebenswürdiger Großstädter genug ist, um dem Fremden freundlich und herzlich entgegenzukommen, daß er aber nicht immer als Weltstädter erscheint, der die Sitten und Formen des Fremden nicht ausschließlich nach dänischem resp. Kopenhagener Maßstab beurtheilt.

Bei den Mahlzeiten sieht es der Kopenhagener sehr gern, wenn sein Gast den heimischen Trinkgebräuchen nicht aus dem Wege geht und sich als ein waderer Zecher erweist. Der Toast in unserem Sinne ist meistens verpönt, er besteht gewöhnlich nur aus einem Wort: Skål! — Prosit, oder auf Ihr Specielles ist ungefähr der Sinn dieses einsilbigen Trinkspruches. Ein Trinkspruch im wahrsten Sinne des Wortes. Zuerst nimmt der Hausherr sein Glas, führt es an den Mund, winkt seinem Gaste, ruft ihm freundlich „Skål“ zu, und verschwunden ist der Wein, der Wirth kehrt das Glas um, legt den Rand an den Daumen und führt so den sicheren Beweis, daß er es bis auf den letzten Tropfen seinem Gast geweiht habe. Dann folgen die Hausfrau, die Familienangehörigen, die Freunde des Hauses u., sie Alle rufen dem Gaste das kurze, aber inhaltsreiche Wort „Skål“ zu. Und der Gast muß immer trinken, einmal, vielleicht auch zwei Mal, beweist er durch Umkehren des Glases, daß er es bis zum letzten Tropfen geleert habe, später sieht er jedoch hiervon schon im Interesse der Reinlichkeit ab, denn bereits beim zweiten Mal bemerkte er, daß die letzten Tropfen eigentlich dem Tischkuch gegolten haben. Natürlich hat auch der Gast die Verpflichtung, eine Skål-Rundreise mit combinirten Willeis anzutreten. Er macht Station bei allen Skål-Aufern und Trinkern, hält sich jedoch nirgends zu lange auf und ist froh, wenn er glücklich und ohne äußerlich sichtbaren Unfall das Endziel seiner feuchtfrohlichen Wanderung erreicht hat. Es steckt etwas von moralischer Urfkraft, von urwüchsigiger Gastsfreundschaft in dieser Trinksitte, der auch die Frauen und Mädchen huldigen. Da werden nicht erst viel Worte gemacht, ein einziges Wort wird ausgesprochen, und das sagt Alles: „Gast, ich trinke auf Dein Wohl; trinke mit!“ Und der Gast trinkt mit, er kann sich dem schönen Brauch nicht entziehen, er begreift dessen Sinn und geräth dann schließlich in einen Skål-Taumel, aus dem er

durch den sofort nach dem Essen und Trinken servirten schwarzen, heißen Kaffee gerissen wird. Aber der Kopenhagener verlangt in seiner herrlichen, vornehmen Gastfreundschaft von seinem Gaste nicht allzuviel im Trinken, so wird z. B. sehr oft beim Diner, das eine schmachtliche Vereinigung von guter englischer und feiner, wenn auch nicht raffinirter französischer Küche bildet, die Suppe ausgelassen und gleich zu Beginn mit dem Wein und dem von letzterem ungetrennlichen Skal begonnen.

Das echte und rechte Kopenhagener Volksleben entfaltet sich bei schönen Tagen in den Nachmittagsstunden auf der Langen Linie. Längs den Wassern zieht sich diese in ihrer Art einzige Promenade hin, die einen Ueberblick bietet über ein buntes, fesselndes Hafensbild, einen Ausblick auf das unendlich sich hinziehende Meer. Die Lange Linie ist eine Art Strand, wie er den in der Nähe der dänischen Hauptstadt gelegenen Seebädern Klampenborg, Scodsborg &c. leider fehlt. Und wie am Strand eines Seebades sich das Gesamtbild der ganzen Badegesellschaft abhebt, so entwickelt sich auf der Langen Linie unter den reizvollen Lichteffecten von Sonnen- und Wasserstrahlen eine Scenerie, zu deren großartiger Gesamtwirkung alle Schichten der Kopenhagener Bevölkerung beitragen. Das große demokratische Princip, für das der Däne in der Theorie und nach Möglichkeit auch in der Praxis schwärmt und agitirt, das Streben und Trachten nach einer socialen Gleichberechtigung, der selbstbewußte Stolz, der ihn anscheinend seine Würde nicht durch heuchlerische Demuth vor den Mächtigen und Herrschenden verlieren läßt, findet in dem Leben und Treiben auf der Langen Linie ein wundervolles, das Gemüth erfreuendes, das Denken anregendes Abbild. Hier promenirt in einfachem Civilanzug der König mit seiner Familie, vor ihm geht ein simpler Arbeiter mit Frau und Kindern. Der Arbeiter grüßt seinen König höflich, ohne ihn anzustarren, und der Herrscher erwidert liebenswürdig den Gruß seines Unterthanen. König und Arbeiter finden es ganz natürlich, daß sie bei schönem Wetter auf der Langen Linie spazieren gehen. Trotzdem die Kopenhagener an ihrem Herrscher, namentlich wegen der Finanzen, immer etwas auszusetzen haben, lieben und verehren sie dennoch ihn und sein Haus aufrichtig und von Herzen. Eben, weil der König und seine Familie nach Außen hin sich so anspruchslos geben und nach Möglichkeit allen höfischen Pomp, alle provocirende Pracht fernhalten, werden sie geliebt. Der Kopenhagener schwillt nicht vor Stolz, aber vor Freude, wenn er sieht, wie ungesucht und ungezwungen, wie ohne alle Scheu der Herrscher unter und mit seinem Volke verkehrt. Es ist eine Idylle von seltener Eigenart, einen König mit seiner Familie, wie einen zärtlichen, bürgerlichen Familienvater Erholung suchen zu sehen an einer Stätte, an der Tausende und Tausende verkehren, alle Klassen seines Volkes, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, vom Reichsten bis zum Armsten friedlich und froh sich vereinen. Und diese Idylle herrlichster Eigenart, dieses in seiner Art vielleicht einzige Schauspiel bietet bei mildem, freundlichem Sonnenschein die Lange Linie in Kopenhagen.

Die Behauptung, daß in Dänemarks Hauptstadt neben der dänischen die deutsche Sprache am häufigsten im Verkehr angewendet wird, entspringt keinem Chauvinismus, sondern entspricht den thatsächlichen Zuständen. Schon die Grenz- und Verkehrsverhältnisse bedingen für den Kopenhagener eine durch Praxis und Theorie erworbene Kenntnißnahme der deutschen Sprache. Der Fremdenverkehr wird meistens durch die Deutschen hervorgerufen, die bereits von Pfingsten an Kopenhagen mit Vorliebe als Ausflugsort aufsuchen. Und darum erscheint es naturgemäß, daß die deutsche Sprache, deren Beherrschung man bei einem gebildeten Dänen als selbstverständlich voraussetzt, auch im breiten Verkehr angewendet und von Fremden zur Verständigung mit den einheimischen Bewohnern benützt werden kann.

Die besseren Hôtels entsprechen durchaus dem Charakter der Stadt, reinlich, solide, gut, auch großstädtisch, aber nicht weltstädtisch. Kopenhagen hat, da es auf zu feuchtem Grunde sich erhebt und der Boden zu geringe Festigkeit besitzt, keine Wasserleitung. Das Fehlen dieser Einrichtung vermißt der an Comfort und Reinlichkeit gewöhnte Fremde in empfindlicher Weise in allen Kopenhagener Hôtels und Restaurants. Das

einzige Hôtel, das auf das Attribut „weltstädtisch“ Anspruch erheben darf, ist das von zwei Deutschen getretete Hôtel d'Angleterre. Nicht allein die eleganten Zimmer und Salons, sowie eine vortreffliche Küche verleihen diesem Hôtel ein weltstädtisches Relief, sondern mehr noch die großen behaglichen Restaurations- und Kaffeehausräume, in denen alle Gesellschaftskreise, Mitglieder des Herrscherhauses und des Hofes, Künstler, Musiker, Schriftsteller, Kaufleute und Handwerker zwanglos verkehren. Es liegt im Charakter der Kopenhagener Verhältnisse, daß auch dieses vornehme, weltstädtische Hôtel selbst in der lebhaftesten Fremdenaison keine weltstädtischen Preise aufrechnet. Das genannte Hôtel macht hierin keine Ausnahme, denn es dürfte in der ganzen dänischen Hauptstadt wohl kein Hôtel oder Restaurant existiren, das den Fremdenandrang während der Sommermonate durch eine Hinausschraubung der Zimmer- oder Getränk- und Speisepreise in unsolider Weise sich zu Nuzen machte. Alle Institutionen und Personen, auf die der Fremde angewiesen ist, zeichnen sich durch ihre Sollicität aus, es giebt schwerlich einen Commiſſionär oder Droſchenkutscher, durch den der Fremde in Kopenhagen über's Ohr gehauen würde.

Die Politik verdirbt nicht immer den Charakter, sie hebt und kräftigt unter Umständen das Selbstbewußtsein und documentirt den freien, unabhängigen Willen des Mannes, der frei und unabhängig denken will. Alljährlich am 5. Juni treibt jeder Kopenhagener Politik, trägt er, wenn vielleicht auch mit ein klein wenig Nennmisterie, seine politische Anschauung, sein politisches Glaubensbekenntniß offen, ehrlich und muthig zur Schau.

Am 5. Juni 1849 erhielt Dänemark die freie Verfassung, welche durch das Grundgesetz des dänischen Reiches vom König Friedrich VII. sanctionirt wurde. Der Tag, an dem das Land seine politische Freiheit erhielt, wurde zu einem Nationalfeiertag erhoben; er ist ein Feiertag geblieben bis heute, er wird ein solcher bleiben, so lange der im Dänen wurzelnde Sinn nach individueller Unabhängigkeit und Freiheit fest bleibt.

Vor dem stolzen Reiterdenkmal Friedrichs VII. beginnt bereits am frühen Morgen die Feier. Auf mächtigem Granitsockel erhebt sich in Ueberlebensgröße die Reiterstatue; die Hand des Herrschers hält stark den Zügel des edlen Rosses, des Königs Blick ist nach der Küste gerichtet. Auf dem Monument sind die Worte: „Frederik der Syvends Grundlovens Giver, 5. Juni 1849“ eingehauen. Durch zwei Worte hat Dänemarks Volk die Bedeutung dieses Herrschers, die größte That seines Lebens vereint. Kürzer und herrlicher konnte der Däne Friedrich VII. nicht ehren, als durch die Worte „Grundlovens giver“, durch zwei Worte, in denen der Freiheitsinn eines Volkes und seines Herrschers ausgeprägt ist.

Keine ceremonielle Feier, keine nach genau erwogenem Programm künstlich und liebevoll inscenirte Festlichkeit spielt sich am 5. Juni eines jeden Jahres vor dem Denkmal Friedrichs VII. ab. Die Feier ist nicht an die Zeit noch an die Person gebunden, sie beginnt am frühen Morgen und endet am späten Abend, ihr Veranstalter ist das Volk. Vom Aufgang der Sonne bis zu deren Scheiden schaaren sich Greise und Kinder, Männer und Weiber, Vornehme und Bettler um das Denkmal, sie schmücken es mit grünem Laub, mit Blumen und Kränzen. Alles vereint sich in dieser Huldigung zu einer feierlichen Harmonie. Vor dem Bilde des Herrschers, der seinem Volke die freie Verfassung gab, scheint an dem Tage, an dem er sich vor 45 Jahren den ruhmreichen Beinamen „Grundlovens giver“ erwarb, jeder Standesunterschied aufgehoben. Den seltsamen Hintergrund zu dem mit duftigem, hoffnungsstreichem, jungem Grün geschnittenen Königsmonument bilden die Ueberreste des einst so starken, stolzen Königsschlosses „Christiansborg-Schloß“, das zuerst im Jahre 1794 eingeweiht, 1828 wieder aufgebaut und dann 1884 wieder ein Raub der Flammen wurde. Das mächtige, unter ungeheuren Kosten und Lasten erbaute Königsschloß, die einer Laune entsprungene Schöpfung des verschwenderischen Königs Christian VI., steht jetzt ausgebrannt und leer, nur die äußeren Mauern dieses Kolosses, in dessen Innerem es hohl und wüst ausieht,

haben Stand halten können. Während wenige Schritte von diesem ausgebrannten Koloß das Volk das Andenken eines Herrschers in schlichter, sinniger Weise ehrt, weil er einst die Freiheit ehrte, erhebt sich die Ruine des einst so stolzen Königsschlosses als ein Wahrzeichen, daß selbst das Stärkste und Mächtigste fallen und stürzen kann, das von der Liebe und Freiheit hingegen Errichtete im Gedächtniß der Nationen und im Herzen des Einzelnen unvergänglich bleibt.

Am Tage der politischen Unabhängigkeitserklärung trägt der Kopenhagener auch seine individuelle politische Unabhängigkeit zur Schau. In zwei grandiosen Massenaufzügen gelangt das politische Glaubensbekenntniß zum Ausdruck. Die Welf, die Waiblingen. Hier vereinen sich die Anhänger, dort die Gegner der Regierung. Wenn Selbstbewußtsein und Sicherheit durch Ruhe documentirt wird, dann besitzen Anhänger und Gegner Beides am Tage der Unabhängigkeitserklärung in höchstem Maße.

Vom Nörre Boulevard marschiren um 2 Uhr die Gegner ab, vom Christiansborg-Schloß um 5 Uhr die Anhänger.

Aus allen Richtungen, aus allen Stadttheilen strömen von der Mittagsstunde an die Arbeiterhaaren nach dem Nörre Boulevard. In einzelnen Trupps nähern sie heran Männer, Frauen und Kinder, sie schreiten sicher und bestimmt auf ihr Ziel zu, sie wissen genau, an welchem Punkt sie Aufstellung zu nehmen haben, sie vertheilen und formiren sich und bilden schließlich eine gewaltige, undurchdringliche Masse, die als ein einheitliches Ganzes erscheint und doch nur durch eine außergewöhnlich geschickte Organisation, durch ein bestimmtes System aus lauter kleinen Theilchen zu einem anscheinend festen Körper formirt worden ist. Ohne lautes Lärmen, ohne die üblichen Commandoruße vollzieht sich die Aufstellung. Findet ein Trupp zufälliger Weise nicht seinen Platz, dann eilt hilfsbereit ein Polizist herbei, er studirt eifrig den Plan und führt die Irrenden zum rechten Ort. Und das Alles geschieht mit lächelnden Mienen, mit verbindlichem Wesen. Man denke sich einen deutschen Schutzmann, der bei einem Aufzuge von Socialdemokraten ein lachendes, liebenswürdiges Gesicht zeigt!

Um zwei Uhr ist Alles an Ort und Stelle, der Zug in allen Theilen geordnet. Musik ertönt, die Massen setzen sich in Bewegung. Welche Massen?! Da ist kein Ende abzusehen. Eine Zugabtheilung ist abgeschlossen, Tausende sind vorbeimarschirt, da erschallt Musik, und wieder bringen Massen hervor, und wieder nähern Tausende und Tausende und vereinen sich mit den Tausenden, die bereits vorangeschritten sind. Zwanzig-, fünf- und zwanzig-, dreißigtausend. Wer will die Massen, die im Zuge schreiten, tagiren? Und die Zehntausende, die den Zug sich anschauen, ihm mit Gleichgiltigkeit, Neugier oder Sympathie nachblicken, sie lassen ihn und wieder ein Hurrah ertönen, das die Marschirenden freudig erwidern. Aber die Ruhe und Ordnung wird nirgends verletzt, weder von den Theilnehmern, noch von den Zuschauern. Es macht einen wahrhaft wohlthuenden Eindruck, Männer, Frauen und Kinder aus dem Volke so angemessen und gefittet agiren, so frei von allen häßlichen Allüren zu sehen, die in anderen Ländern bei ähnlichen Ereignissen widerliche Abspaltungen verursachen. Dieser Zug in seiner einfachen, aber würdevollen Machtentfaltung ist eine der großartigsten Volksdemonstrationen, ein Schauspiel, dessen imposante Wirkung nicht allein im Aufgebot der Massen beruht, sondern auch in deren bewußter, nichts störender, nichts verderbender, gleichsam von einem Meisterregisseur einstudirter Haltung.

Und dabei ist dieses Schauspiel nicht etwa monoton. Im Gegentheil! Es wird durch eine bunte Mannigfaltigkeit, durch einen seltenen Farbenreiz belebt. Roth ist natürlich die Hauptfarbe. Der Mann trägt die rothe Schleife im Knopfsloch, die Frau am Busen, das Kind an der Schulter. Hunderte von rothen Fahnen wehen in den Lüften, Hunderte von gestickten und geschmückten Pannern auf rothem Felde werden stolz im Zuge getragen. Das Roth in Roth giebt hier nicht zu tragischen Vergleichen, zu pessimistischen Auslassungen Anlaß, es erscheint im Zuge wie ein effectvoller Schmuck, dem die hellstrahlende Frühlingssonne noch einen besonderen eigenartigen Farbenreiz verleiht.

Auch an Scenen, die trotz aller Tendenz idyllisch wirken, fehlt es nicht. Da nahen Hunderte von singenden Kindern, da schreitet ein langer Zug von Frauen und Mädchen einher, geschmückt mit einfachen Blumen; in der Hand halten sie grüne Zweige, man könnte sie für Friedensengel in Arbeiterinnengewand halten, wenn sie nicht von einer starken Fahnenträgerin, die kraftvoll die rothe Fahne schwenkt, angeführt würden. Hinter den Weibern folgen Tausende von Männern, die ebenfalls froh und friedlich, wie Landleute in einem bäuerlichen Zuge, grüne Zweige in Händen halten. Banner mit bunten Wimpeln und grünem Laub geschmückt, sorgen durch ihre Inschriften auch für den Humor. Ein Banner kündigt den „conservative Club Tararabomdey“ an, ein anderes enthält die sehnsuchtsvolle Widmung „Elskete Adolph!“ (Geliebter Adolph), ein drittes ironisirt die Freiheit des Arbeiters durch die Inschrift: „Wir haben Freiheit von Sonnabend Abend bis Montag früh.“

Auf dem Mörrebold, einer mächtigen Wiese, löst sich der Zug auf, beginnt ein Volksfest in bescheidenem Stil. Die Massen sind nicht sonderlich lustig, sie trinken bei den Klängen der Musik Bier oder Kaffee, packen ihre Butterstullen aus, und nach einer Stunde ist die Niesenwiese mit Stullenzeitungspapier bedeckt, und zwar in einer solchen Ausdehnung, daß man von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Zeitungen unbedingt überzeugt wird.

Die Ausschmückung der Wiese charakterisirt die an keine Nationalität gebundene politische Gesinnung der Feiernden. Die Flaggen aller Länder rahmen den mächtigen Festplatz ein, dessen Außenportal die weißlin sichtbare Inschrift trägt: „Frihet, Lighed, Broderskad“, an dessen Innenportal in Niesenlettern der Spruch prangt: „Folkets Villie der hieste Low.“

Die Ruhe und Ordnung, die bei der Entwicklung des Zuges einen so wohlthuernden, imposanten Eindruck machten, wirken hier störend. Wenn es bei einem Volksfest, bei einem Unabhängigkeitsfest nicht laut lustig zugehen soll, wo dann? 50000 und mehr Menschen sind an einem Ort vereint, um zu feiern und fröhlich zu sein. Man sollte glauben, da mühte es hoch hergehen, da mühte die ungebundene Fröhlichkeit, der frische, freie Sinn eines Volkes zum Durchbruch kommen. Nichts von alledem! Die Eltern sitzen mit ihren Kindern im Rasen und verzehren die mitgebrachten Speisevorräthe, hauptsächlich Räucherfische, von fern her bringen die Klänge einer Musikkapelle, hin und wieder läßt ein Gesangverein seine Weisen ertönen, bestiegt ein Redner, ohne durch viel Zuhörer belästigt zu werden, eine Tribüne oder machen einzelne Paare den schüchternen Versuch, sich im Tanze zu drehen. Aber von einer Volksfeststimmung, in der sich in ungezwungener Weise ein politisches Selbstbewußtsein, ein Drang nach wirklicher Freiheit freie Bahn bricht, kann nicht die Rede sein. Die Tausende und Tausende sind, wie der Berliner zu sagen pflegt, still vergnügt; sie lagern im Rasen, thun Nichts und essen und trinken dazu. Der gewisse Hang, sein politisches Glaubensbekenntniß frei und offen zur Schau zu tragen, wird schließlich doch durch die Eigenart des nationalen Charakters eingeengt. Selbst hier, bei einem Fest, das die Massen des Volkes zusammenschaaft, bewahrt der Kopenhagener Ruhe und Nüchternheit, eine nahezu an Phlegma grenzende Correctheit, zeigt er eine Zurückhaltung, wo ein frisches, flottes Ausisichherausgehen weit richtiger am Plage wäre.

An der Ruine des abgebrannten Königsschlosses Christiansborg versammeln sich die Anhänger der Regierung. Um 5 Uhr marschiren sie ab, auch sie bilden einen stattlichen Zug von etwa zehntausend Theilnehmern. Beamte, Postkriegeranten und solche, die es werden wollen, kurz Männer, deren politische Gesinnung theils mit ihrer Ueberzeugung, theils aber auch mit ihrem Beruf und Geschäft Hand in Hand geht, vereinen sich am Tage der Unabhängigkeitserklärung zu einem Aufzuge. Eine gewisse steife Feierlichkeit durchzieht diese Massen, die, von dem Werth ihrer Gesinnung und ihrer Theilnahme am Zuge vollkommen durchdrungen, mit einer gewissen Grandezza marschiren, das Knopfloch des schwarzen Fracks oder reinlichen Salourockes mit einer blauen Schleife geschmückt

aus der sich mit der Zeit ein Ordensband entwickelt. Aus den Fenstern der von Andersen besungenen Östergade, der belebtesten Straße Kopenhagens, wird krampfhaft Hurrah gerufen, auch mit Taschentüchern geweht und sogar blühender Flieder geworfen. Allein die auf den Straßen zuschauenden Massen bleiben kalt, und die Theilnehmer des Zuges, die einen Hurrahruf hörten, ein wehendes Taschentuch zufälliger Weise erblickten oder gar ein Stück Flieder erhaschten, sie danken für diese, hauptsächlich durch ihren sporadischen Charakter auffallenden Huldigungen mit freundlichem, lächelndem Grusse, wie Schauspieler, die über einen süßsauren Achtungserfolg quittiren. Eine großartige Farben- und Fahnen-Monotonie steckt in diesem Zuge. Fast jeder Theilnehmer trägt eine Danebrog-Fahne, die in schöner, kraftvoller Symbolik mit dem weißen Kreuz auf rothem Feld geschmückt ist. Es ist ein eigenartiges Schauspiel, diese Tausende von gleichen Fahnen, bei denen sich immer und immer wieder die weiße von der rothen und die rothe von der weißen Farbe abhebt, im Winde flattern zu sehen. Auf die Dauer wirkt es aber schließlich doch monoton und ermüdend, wenn man tausendfach und ohne Unterbrechung das Gleiche erblickt. Allein trotz alledem hat auch dieser Zug etwas Imposantes, kann auch er als ein Schaugepränge gelten, bei dem viele Tausende ihre momentane, theils von der Ueberzeugung, theils wohl aber auch von der Opportunität dictirte politische Gesinnung offen kundgeben.

Im Park des Rosenborg-Schlusses löst sich der Zug auf, vereinen sich seine Theilnehmer zu fröhlichem Thun und Treiben. Ist auch hier die Stimmung keine überaus lustige, so steht sie doch halbwegs auf der Höhe eines Volksfestes. Der noch immer schöne Park mit seinen vereinzelt Bronze- und Marmorgruppen, unter denen sich auch die Statue des berühmten dänischen Märchen dichters Hans Christian Andersen erhebt, bietet allerdings eine anheimelndere, sympathischere Scenerie, als die mächtige kahle Wiege auf Nørrevold. Hier kann man auch Kopenhagens schöne, kräftig gebaute, dunkelblonde, zart-, aber frischwangige, sich ungezwungen, mit natürlichem Charme bewegenden Frauen und Mädchen bewundern. Natürlich findet sich auch hier die lebenslustige junge Männerwelt ein, und so entwickelt sich schließlich in dem mit Trunk-, Speise- und anderen Vuden reichlich versehenen Park unter Musik und Sang ein fröhliches Treiben, bei dem nicht allein Essen und Trinken, sondern lebenswürdige Lustigkeit und Heiterkeit die Hauptfactoren bilden. In den Baumgängen promeniren, wie in jedem Park, auch hier heimlich die unvermeidlichen Paare, die verliebten Paare, und gar Mancher hat im Park von Rosenborg am 5. Juni, am Tage der Unabhängigkeits-Erklärung, seine Unabhängigkeit durch einen innigen Händedruck und zwei vielverheißende Augen sich rauben lassen. Selbstredend artet auch hier die Lustbarkeit nicht in Ungebundenheit aus, ist auch bei dem Volksfest in Rosenborgs-Park der allzu lauten und allzu stürmischen Fröhlichkeit eine Grenze gezogen, die der Kopenhagener nicht überschreitet.

Wenn man die Art und Weise erwägt, wie verschiedenartig sich die Massen beim Volksfest im grünen Park von Rosenborg und bei dem auf der kahlen Niesenwiese von Nørrevold geben, dann fühlt man heraus, daß sich hier die ewig Unzufriedenen, dort die ewig Zufriedenen amüßiren.

Allein weder die ewig Unzufriedenen, noch die ewig Zufriedenen vermögen trotz der Sicherheit und des Selbstbewußtseins, die sie am 5. Juni bei ihren Aufzügen zur Schau tragen, die Ueberzeugung wachzurufen, daß sie die Träger der Politik des dänischen Volkes sind. Hier sind die pagodenhaften Zafager, dort die principiellen Reinsjager; die wirklich politisch reifen und gesinnungstüchtigen Männer, an denen Kopenhagen trotz des individuellen Selbstständigkeits- und Selbstbewußtseintriebs des Einzelnen nicht allzu reich zu sein scheint, halten am 5. Juni mit ihrer wahren inneren Meinung keinen öffentlichen Umgang.

Auch in seinen Kunstanschauungen kommt der Kopenhagener über eine gewisse lebenswürdige Behaglichkeit, über eine nicht allzu aufregende Correctheit nicht heraus. Entsprechend diesen Anschauungen, denen natürlich die Leiter öffentlicher Kunstanstalten Rechnung tragen müssen, wird im Kongen Theatret das bürgerliche Lustspiel in einem

geradezu classischen, hingegen das classische Drama in einem geradezu bürgerlichen Stil dargestellt. Nach dem Repertoire der verschiedenen Theater scheint der Kopenhagener das leichte Lustspiel den ersten, düsteren Problemen eines Ibsen, Björnson, Brandes und Strindberg vorzuziehen, dem französischen Sittendrama mehr Geschmack abzugewinnen, als dem classischen Drama. Ibsen und Björnson werden höchst selten aufgeführt, Strindberg ist auf der Kopenhagener Bühne nur durch ein Märchenpiel: „Syfte Beers Reise“, das der um die Verbreitung deutscher Litteratur in Dänemark hochverdiente D. Borchsenius bearbeitete, bekannt geworden. „Die Gespenster“ und „Rosmersholm“, zwei Ibsen'sche Dramen, die in Berlin künstlerisches Heimatsrecht erlangt haben, sind in der dänischen Hauptstadt noch niemals in dänischer Sprache gespielt worden. Goethes Faust in der meisterhaften Uebersetzung des Professors Hansen vermochte die Kopenhagener nicht sonderlich zu fesseln und keinen tiefen, dauernden Erfolg zu erzielen, hingegen sind deutsche Poffen und Operetten, in denen es viel zu lachen giebt, sehr willkommen. Eine große, gewaltige Erregung, eine tiefe, innere Erschütterung, selbst nur von der Bühne herab, widerspricht im Allgemeinen dem Charakter und Empfinden des Kopenhageners. Allmählich bricht sich auch hier die Erkenntniß Bahn, daß die Kunstpflege den Charakter, die Anschauungen und Ansichten einer Nation erheben und veredeln müsse und nicht sich diesen aus lässiger Angewohnheit und praktischen Rücksichten anschmiegen dürfe. Das Dagmar Theatret unter der Leitung des kunstsinigen Professor Riss Knudsen, eines künstlerisch und materiell unabhängigen und freien Mannes, ist nicht nur eine Pflegestätte classischer Dramen, sondern auch der Bühnenschöpfungen, die modernem Geiste und Empfinden entspringen und der Nachlust à tout prix keine Concessionen machen. Auch das Kongen Theatret wird aus seinem Phlegma herausgerissen, soll verjüngt werden. Gelingt es ihm, sich von der allzueifrigen Pflege der oberflächlichen, heimischen und französischen Production frei zu machen, den nordischen, wirklichen Dichtern und den bedeutenderen dramatischen Schöpfungen des Auslandes eine würdige Gaststätte zu bieten, sowie schließlich in der Gestaltung des classischen Dramas einen so vollendeten, nicht zu übertreffenden Darstellungsstil zu erzielen, wie im bürgerlichen Lustspiel, dann dürfte jeder Däne das Kongen Theatret in Kopenhagen mit Stolz sein Nationaltheater nennen.

In den staatlichen Museen herrscht eine Einrichtung, die wiederum für den liebenswürdigen, entgegenkommenden Charakter des Kopenhageners spricht und unbedingte Nachahmung verdient. Der Besuch der Kunstanstalten ist mit keinerlei Unkosten verknüpft, die Museen sind demnach Kunststätten für das Volk im besten Sinne des Wortes, Stätten, an denen selbst der Geringste und Unbemittelteste Anregung und Belehrung suchen kann. Der Eintritt ist frei, die Garderobe ebenfalls; Kataloge sind in großer Anzahl überall zur beliebigen freien Benützung aufgehängt. Die Museendiener, die sehr oft die zuvor-
kommenen Führer und Erklärer bilden, die Garderoben-Aufbewahrer, die in höflicher Weise beim Anziehen der Kleidungsstücke behilflich, lehnen in bestimmter, aber liebenswürdiger und verbindlicher Form die Annahme eines jeden Trinkgeldes ab. Aus den in den Kopenhagener Museen herrschenden Einrichtungen spricht eine wohlthuende Vornehmheit, ein inpathisches Entgegenkommen, sowie vor allen Dingen ein Erkennen der Bedeutung dieser Kunstanstalten, deren Besuch dem Volke nach jeder Richtung hin erleichtert werden muß.

Wie jede Hafenstadt ist auch Kopenhagen reich gesegnet mit Cafés chantants in feinem und kleinem Stile. Vom Hauptbahnhof bis zum Tholk und darüber hinaus ziehen sich diese Singspielhallen und Theater, die dem Fremden eine der angenehmsten Enttäuschungen bereiten. Selbst in den kleinen Cafés chantants geht es auf der Bühne und im Zuschauerraum solide und liebenswürdig zu, werden Speisen und Getränke reinlich und appetitlich servirt, wird bei Berechnung des Eintrittsgeldes und der Consommation der Charakter des wohlthuend Kecken bewahrt. Die übliche mit Rabau, Zoffen und Mitbrüllen verknüpfte Café chantant-Lustigkeit giebt es nicht, der Fremde, der diese, gemäß der Sitte seines Landes, anzufachen versuchte, befände sich in einer erdrückenden

Minorität und würde entweder ausgelacht oder mit ausgefuchter Höflichkeit an die Luft befördert werden. Diese Luftveränderung würde dem Fremden von dem Wirth selbst mit bestimmter Liebenswürdigkeit verordnet und nicht zwangsweise, wie dieses in dergleichen Localen anderer Hauptstädte, z. B. Berlins, sehr gebräuchlich und beliebt ist, durch den als Hausknecht verpflichteten Portier besorgt werden. Rücksichtslosigkeit in brutaler Form kennt man weder im inneren, noch im äußeren Verkehr Kopenhagens.

Sind die Aufführungen in den Chantants beendet, die auf Polizeistunde gesetzten Cafés und Restaurants geschlossen, dann offenbaren sich die Nachtseiten, mehr noch die Schattenseiten der dänischen Hauptstadt, dann entpuppt sich Kopenhagen als Weltstadt. Die lange Straße vom Tivoli bis zur Dstergade ist seltsam belebt, an allen Straßenecken tauchen sie auf, die Nachtsirenen Kopenhagens, sie winken und blinken, sie lächeln und fächeln. Ihre Aufdringlichkeit hat etwas Gutmüthiges, nichts Widerwärtiges an sich, man schüttelt sie einfach ab, sie nehmen es durchaus nicht übel und gehen ruhig und hoffnungsfroh ihren Weg weiter. In Kopenhagens größtem, aber keineswegs elegantem Nachtkafe, dem Café Nise, wird Station gemacht. In dem rauchgeschwängerten Raum sitzt Alles da, in fürchterlicher Enge, hier finden und trennen sich die Pärchen bei einem Café, einem Liqueur oder einer Flasche Tuborg-Bier. Der Kopenhagener ist stets besonnen und praktisch, seine Freigiebigkeit an dieser Stätte geht daher über die Verabreichung der genannten Getränke, zu denen sich vielleicht noch ein Kuchen oder Smørbrødchen gesellen dürfte, vernünftiger Weise nicht hinaus. Das Café Nise ist echt weltstädtisch, nicht durch seine Räumlichkeiten, sondern durch seine Preise. Hier werden von elf bis zwei Uhr Nachts für Getränke Preise berechnet, die in dem soliden Kopenhagen eine Seltenheit und ungefähr 80 bis 100% höher sind, wie die im Berliner Café Bauer üblichen.

Der Morgen dämmt. Auf dem Kongens Nytorv, dem schönsten und größten Marktplatz Kopenhagens, tauchen die letzten Nachtschwärmer und die ersten Arbeiter auf. Auch hier berühren sich die socialen Gegensätze, aber die Berührung ist mit keinem brutalen Geräusch verbunden. Ein kleiner, schwacher Theil geht zur Ruhe, das arbeitende Kopenhagen aber ist erwacht und geht stark, ruhig und zielbewußt an seine ehrliche, gewinn- und friedensreiche Wirksamkeit.





Illustrierte Bibliographie.

Besuch bei den Kannibalen Sumatras. Erste Durchquerung der unabhängigen Bataklande. Von Joachim Freiherrn von Brenner. Mit über 150 Illustrationen. Würzburg, Verlag von Leo Woerl.

Wir versehen nicht, unsere Leser auf ein Unternehmen aufmerksam zu machen, das trotz der übergroßen Menge von Publicationen auf dem Gebiete der Geographie und Reiselitteratur berufen ist, bei Kennern und Laien berechtigtes Aufsehen zu erregen. Die Bataklande auf Sumatra sind bisher nur theilweise bekannt gewesen, weil der Hadat des Batakvolkes jeden Eindringling für vogelfrei erklärt und seinen Leib „dem grausen Fraße der Kannibalen“ überläßt. Wenn es dem Verfasser dennoch gelang, die unabhängigen Gebiete Sumatras zu durchqueren, so verdankte er dies lediglich seinen großen ethnographischen und anthropologischen Kenntnissen und allerdings auch einem ausgesprochenen Reiseglück. Manche der früheren Forscher mußten ihr kühnes Wagniß mit dem Leben büßen, während andere zwar einen Vorstoß in das Land machen konnten, schließlich aber doch zum Rückzuge genöthigt wurden. Das Festsetzen der Holländer im Norden und Süden hat zwar die unübersteigbaren Schranken beträchtlich zurückgeschoben, aber in das Rajaland, das Gebiet der Pakpak, über den Tobasee und somit quer durch die Bataklande war noch kein Weißer gedrungen, bis es dem Verfasser im Frühling des Jahres 1887, begleitet von Herrn von Mechel, einem Assistenten aus Deli, glückte, die erste Durchquerung dieses Landes durchzuführen, ein Ereigniß, das von vielen Seiten mit Interesse begrüßt wurde.

Das Buch zerfällt in drei Abschnitte. Der erste behandelt in Kürze das Tabakland Deli, welches er passiren mußte, um zur Batak-Hochebene zu gelangen, und das gerade mit Rücksicht auf ein richtiges Verständniß der Verhältnisse auf letzterer von der größten Bedeutung ist. Der zweite Abschnitt enthält den eigentlichen Bericht über die Reise und ist mit Weglassung rein persönlicher Notizen und unwesentlicher Veränderungen sein Tagebuch. Der dritte Abschnitt bringt systematisch geordnet die wissenschaftlichen Er-
rungenenschaften der Unternehmung. Im Anhange befinden sich statistische Nachweise über Häuser und Einwohnerzahl, ein Namen- und Sachregister und ein Verzeichniß der Literatur über die Batak.

In seiner Vorrede geht der Verfasser auf die Stellung der niederländisch-indischen Regierung dem unabhängigen Bataklande gegenüber ein und weist auf die Ungeheuerlichkeit hin, daß sich wenige Meilen von dem befestigten Gebiete die Menschenfresser zu wüsten Festlichkeiten versammeln können, bei denen das Fleisch der unglücklichen Opfer

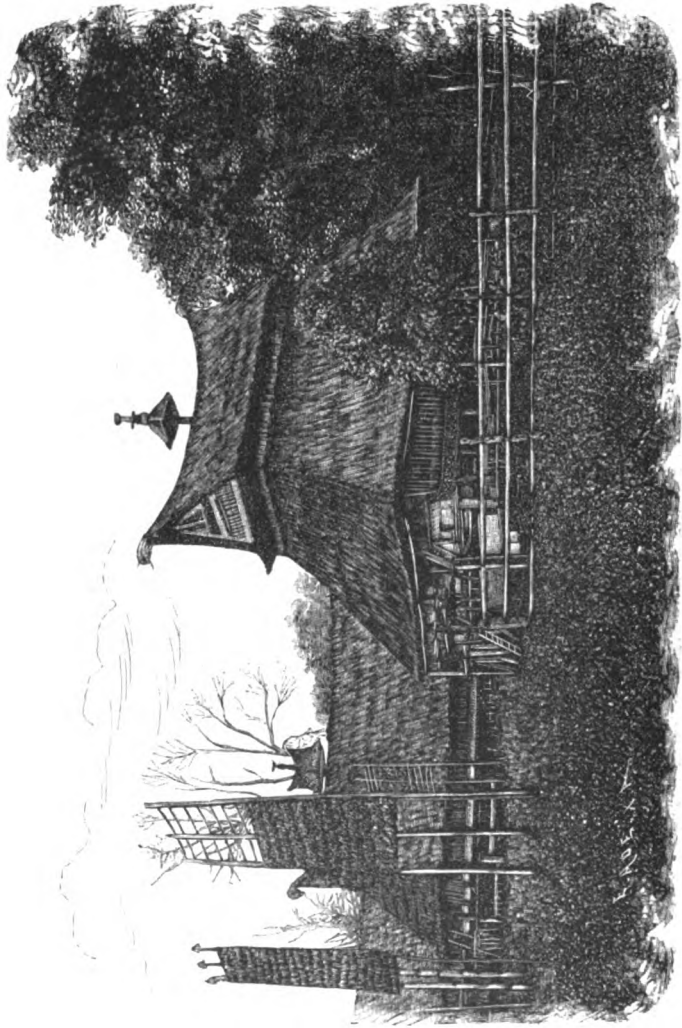


Dusun Batakfrau mit Kind.

Aus: „Besuch bei den Rannibalen Sumatras. Von Joachim Freiherr von Brenner. Würzburg, Leo Woerl.

ihrer Rohheit in den Kochtöpfen schmort. Er kann es nicht recht begreifen, daß die niederländische Regierung trotz der besten Absichten bisher unthätig geblieben ist, und erblickt in der nicht einmal bedeutenden Kostenfrage den einzigen Grund für ihre auffällige Handlungsweise. Ein Dampfboot mit nur zwanzig Soldaten Bemannung und zwei Geschnigen würde die Holländer nach seiner Ansicht bei der ersten Fahrt zu Herren des Loba-

sees machen, und ist dieser einmal in ihren Händen, so können sie der Herrschaft über die anderen Länder gewiß sein. Vor Allem müßte auch der Singa-Mangaradja, d. i. gleichsam das geistige Oberhaupt der Batak, das nur in ernstesten Fällen aus seiner Zurückgezogenheit hervortritt, für alle Zukunft unschädlich gemacht werden, da von ihm erfahrungsmäßig alle Unruhen und Feindseligkeiten ausgegangen sind, und er überdies



Häuser in Sakon Djaki.
Aus: „Besuch bei den Kannibalen Sumatras.“ Von Joachim Freiherr von Brenner.
Münchberg, Leo Wocel.

mit den Mohammedanern und ganz besonders mit den noch nicht unterworfenen Atschinesen in Verbindung steht. Hierdurch würde das Land einen Keil bilden, der Atschin von jenen unverfälschten Völkern Sumatras trennt, die gleich einem Pulvertasse neben offenem Feuer eine beständige Gefahr für die Sicherheit und Ruhe der Insel bedeuten. Ebenso könnte durch die Christianisirung dieser Gebiete dem nachtheiligen Einflusse des

Islam auf wirksame Art ein Niegel vorgeschoben werden. Das Hochplateau selbst zeichnet sich durch ein vorzügliches Klima aus und gestattete europäischen Auswanderern schwere Arbeit ohne Nachtheil für ihre Gesundheit; der Anbau von Thee, Klee und manchen anderen Culturpflanzen, sowie Vieh- und Pferdezuucht dürften auf den besten Erfolg rechnen.



Ambarita.
Aus: „Besuch bei den Samnibalen Sumatras.“ Von Joachim Freiherr von Brenner.
Würzburg, Leo Wörl.

Die dem hochinteressanten Werke beigegebenen Illustrationen wurden von dem Verfasser an Ort und Stelle persönlich aufgenommen, und ihre Wiedergabe ist vollkommen originaltreu. Die Darstellungsweise des Buches fesselt namentlich durch ihre überraschende Realistik und die selbstlose Liebendwürdigkeit des Reisenden.

H. J.

Culturbestrebungen der deutschen Juden im Mittelalter.

Urhem Romam a principio reges — so beginnt Tacitus seine Annalen. Wollte man diesen Satz auf das jüdische Volk anwenden, so müßte man an die Stelle der reges: magistri setzen. Unterricht und Erziehung im Judenthum sind so alt wie dieses. Die Pädagogik des Alten Testaments ist oft dargestellt worden. Die ältesten Kategorien der Volksvertreter waren die Volkslehrer. Das jüdische Volk der letzten vorchristlichen Jahrhunderte hat man ein „Volk von Studenten“ genannt. Es gab hier nicht, wie anderwärts, einen gesonderten Lehrstand, sondern ein jeder Volksangehörige war entweder Schüler oder Lehrer oder Beides zugleich. Handwerker und Arbeiter erscheinen als tonangebende Schriftgelehrte, und es existirt kaum ein zweites Beispiel in der Geschichte, daß die Theologie und die Jurisprudenz nicht Sache von Fachgelehrten gewesen wären, sondern, wie im damaligen Judenthum, ihre vornehmlichsten Vertreter unter ausübenden Handwerkern und Arbeitern gefunden hätten. Diese Eigenthümlichkeit blieb dem jüdischen Stamm auch in der Zerstreung. Besonders die deutschen Juden waren stets begeistert für Erziehung und Unterricht. Darüber hat genaue und interessante Daten der bekannte Wiener Gelehrte Dr. Moriz Güdemann in verschiedenen Werken mitgetheilt. Schon im Jahre 1880 erschien (bei Hölzer in Wien) sein mehrbändiges Werk über die Geschichte des Erziehungswezens und der Cultur bei den abendländischen Juden, welches den interessantesten Stoff in geistreicher Weise behandelte. Diesem ebenso gelehrten wie populären Werke folgen nun „Quellschriften zur Geschichte des Unterrichts und der Erziehung bei den deutschen Juden“ (Berlin, A. Spemann & Comp.), welche auf den ersten Blick als eine rein wissenschaftliche Arbeit erscheinen, aber nichts desto weniger jedem Gebildeten viel Interessantes bieten.

Die Einleitung entwirft ein knappes Bild des Themas, zu welchem hier die Documente angefügt werden. Große Gelehrsamkeit, Geist und scharfe Untersuchungsgabe, vereint mit leichter, gefälliger Schreibweise, führen uns aus anmuthigen Belehrungen über das lehrhafte Wesen des Judenthums hinüber zu den wissenschaftlichen Belegen. Die erste Abtheilung des Haupttextes bringt 51 Mittheilungen aus hebräischen und jüdisch-deutschen Werken und Testamenten, nebst einem Anhang von 5 Urtheilen fremdländischer Juden über Bildung und Unterricht bei den deutschen und deutsch-polnischen Juden. Diese Mittheilungen und Urtheile stammen aus dem ersten bis neunzehnten Jahrhundert. Das älteste Document ist ein Auszug aus dem Testamente des R. Eliezer ben Isaac aus Worms, aus dem Jahre 1050 und enthält viele schöne Weisheitsregeln: Mein Sohn — heißt es da — halte Dich an den Umgang mit Weisen, verlasse Dich nie auf Deine Ansicht und dränge sie nie Anderen auf; ehre den Armen durch geheime Gabe, sieh ihn nicht an, wenn er an keinem Tische ist, sei nicht taub gegen sein Flehen, auf daß Gott Dein Flehen erhöhe, fahre ihn nicht an mit harten Worten und gib ihm von Deinen besten Speisen . . .

Wohlthätigkeit spielt überhaupt in allen Stücken eine große Rolle. In dem aus dem 15. Jahrhunderte stammenden „Sittenbuche“ heißt es in dem Capitel „von der unerbarmlichkeit (Barmherzigkeit)“: Nicht einmal ein Thier soll man überladen oder überreiben und soll es nicht Hunger leiden lassen. Auch soll Einer seinen Knecht oder seine Magd nicht nöthigen, eine Arbeit zu thun, die sie nicht gerne thun. Sind der Knecht oder die Magd Nichtjuden, so soll man sie nicht geringschätzen mit Worten oder Werken, und wenn sie sich auflehnen, so soll man ihre Gründe anhören.

Eines der interessantesten Capitel ist das „Buch der Frommen“, welches Rabbi Jehuda ben Samuel aus Regensburg im 13. Jahrhundert begründete. Wir finden da allerlei Lehren des guten Tones, über Umgang mit Menschen, geschäftlichen Verkehr, eheliche Verbindung, Frömmigkeit, Wohlthätigkeit, Erziehungs- und Unterrichtsmagimen, über Bücherverleihen, Abschristnahme von Büchern (indefien bloß religiösen Inhalts), über das Verhalten des Schreibers, die Einrichtung und Behandlung von Büchern, über Lehr- und Schreibutensilien, über Schriftstellerei und gelehrte Sachen. Hervorhebenswerth scheinen mir hier die Bemerkungen über das Bücherverleihen. Während wir heutigen Schriftsteller es nicht gern haben, wenn man unsere Bücher verleiht, da man doch, dank Gutenberg, Exemplare derselben — leider oft mehr als uns lieb ist — bei allen Buchhändlern bekommen kann, hielten es die Juden des dreizehnten Jahrhunderts, wo von maschinenartiger Verbreitung der Bücher noch keine Ahnung war, mit dem Bücherverleihen ganz anders. Ihnen erschien dasselbe als eine Pflicht des Herzens, beinahe als ein Gebot

der Religion. Einer, der Bücher zu verleihen pflegte, befaß in seinem Testamente seinen Söhnen, daß sie Leuten, mit denen sie etwa in Zwist kämen, deshalb ihre Bücher nicht vorenthalten sollten. Im „Buch der Frommen“ wird empfohlen: Man soll nicht Anstand nehmen, Bücher zu verleihen aus Furcht, daß die Schrift verlöschet wird; besser, die Schrift wird verlöschet, als daß die Bücher unbenützt liegen. Ein Vater, der zwei Söhne hat, von denen der eine gern Bücher verleiht, der andere aber nicht, der soll seine Bücher lieber dem ersten hinterlassen. Beim Verleihen möge man die Armen vor den Reichen und diejenigen, welche sie täglich benützen, vor denen, die sie nicht täglich benützen, stets bevorzugen. Muß man Bücher aus Noth verkaufen, so soll man sie lieber einem Fremden verkaufen, wenn man weiß, daß dieser sie verleiht, als dem eigenen Bruder, wenn dieser sie nicht verleiht. —

Das „Buch der Frommen“ enthält Manches, was jetzt Gemeingut der ganzen Welt ist: Man soll den Namen eines Nebenmenschen dem eigenen voranstellen. Fürchtet man, ein Versprechen zu bereuen, so soll man lieber nein als ja sagen. Sagt einer Böses auf seinen Feind, trau ihm nicht, lobt einer den, der ihm Vortheil bringt, trau nicht, nimmt einer seinen Lebenswandel vor dir in Acht, trau ihm nicht. Bemerkenswerth ist der Ausspruch: Wer auf Zins (nicht bloß: Bücher) leiht, wer Geld beschneidet, Gewicht und Maß fälscht, oder sonstwie betrügt, der wird zu Grunde gehen, er, seine Kinder und Alle, die mit ihm verkehren, werden es büßen. Der Kaufmann sage nicht, um seine Waare an den Mann zu bringen, etwas Unwahres.

Im selben Buch stehen zahlreiche Erziehungs- und Unterrichtsmaximen: Knaben und Mädchen lasse man nicht mit einander spielen. Man gewöhne Kinder zeitig daran, daß sie nicht Alles angreifen, denn Kinder verstehen es in der Regel nicht, sich gehörig die Hände zu waschen. Hat Jemand einen Gast, einen Lehrer oder nur einen Tagelöhner zu Tische, so Sorge er, daß seine Kinder keine beschmutzten Nasen haben. Man ertheile den Kindern keine Aufgaben, deren Vollführung ihnen zu schwer fällt. Der Vater soll bei der Berufswahl die Neigungen seiner Söhne betrachten. Ein Lehrer soll keinen Angeber unter seinen Schülern dulden. Mit Lehrern soll man sich, während sie unterrichten, in keine Unterhaltung einlassen. Man achte darauf, daß das Kind Alles, was es lernt, auch verstehe, u. s. w.

Ueber Essen spricht M. Jehuda ben Ascher (gestorben 1349 zu Toledo): Erbküdest den Lebenszweck nicht in Essen und Trinken und prächtiger Kleidung, seid mäßig im Essen, die Speise ist für den Menschen wie das Del für das Licht, es verlöschet bei Zuwenig und Zuviel, aber eher bei dem Letzteren.

Neben den Regeln reiser Lebensführung gehen Klagen und Vorwürfe über allerlei Fehler und Laster. „Der äußere Druck“, sagt Güdemann, „behindert nicht bloß das materielle Fortkommen, sondern verroht auch die Gemüther und verschlechtert den Charakter“. Schon die Jugend zeichnete sich durch Zuchtlosigkeit, Vordringlichkeit und Frechheit aus, und der Prager Oberrabbiner Ephraim Lenczwe, der schonungslos den Finger in die Wunde legte, konnte nicht umhin, in seiner „Moralschrift“ (16. Jahrhundert) zu sagen: Es lärmten die meisten Knaben, wenn sie nach dem Unterricht nach Hause gehen, sie achten des Greises nicht, haben vor einander keine Achtung, sondern tummeln sich wie die Kälber auf den öffentlichen Straßen, ohne Zucht und Lebensart.“ Und er fügt hinzu, daß solche Erscheinungen bei den jüdischen Knaben mehr als bei denen aller anderen Völker sich zeigen. — Vielfach wird auch über die Menge unverständlicher Gebete, über Klatschsucht, Zanksucht und Unfriedfertigkeit innerhalb der Gemeinden, über leichtfertiges Schwören, Kleiderluxus, Unrecllichkeit und Geldheirathen geklagt. Es wird nichts beschönigt oder vertuscht, sondern Alles wahr und klar erörtert. —

Die zweite Abtheilung des Werkes enthält 9 Mittheilungen aus städtischen und jüdischen Gemeindecarten, allzuerst eine merkwürdige Rathsverordnung „wegen der Judenschule zu Nürnberg“ aus dem August 1406, welche hier vollständig stehen mag:

„Es ist urtheilt worden von shepften (Schöpfen) und rate vnd alten genannten, daz fuerbas hi ze Nürnberg theim juden schule nit sein sul vnd wo daz von den juden obveroren vnd nit gehalten wurde, so sullen si alle wochen alz oite daz geidehen war, von nder perion, die daz obveraren het, verwallen sein X guldein, ausgenommen allein der juden, die burger hi sein, di mugen ire kinder nder in seinem hawse wol lernen lazzen, alz daz von alter her gewunheit is gewesen, vnd sullen auch darauf iren meister rabbi varen lazzen vnd hinschiffen.“

Die nächsten 6 Abschnitte enthalten: Bräuche der heiligen Gemeinde zu Worms 1663; Statuten der Posener Gemeinde 1654; Auszüge aus dem Protokollbuche des Talmud-Thora-Vereins, Kraßau 1551—1639; die alten Statuten der jüdischen Gemeinden in Mähren; aus den Statuten der Gemeinde Nitolsburg; Verordnungen über Unterricht in Frankfurt am Main 1662; Auszüge aus dem Gemeindebuche zu Dubno in Rußland, vom Jahre 1741. Ein Anhang endlich behandelt Schul- und Lehrbücher. —

Wir beschränken uns auf diese knappe Anzeige des werthvollen Werkes und können Jedem, der sich für den Gegenstand interessiert, eine weitere Vertiefung in diese Regesten-Sammlung angelegentlich empfehlen.
B. St.

Bibliographische Notizen.

G. G. Gerbinus' Leben von ihm selbst 1860. Mit 4 Bildnissen in Stahlstich. Leipzig, W. Engelmann.

Diese Selbstbiographie, die nur bis zum Jahre seiner Vermählung (1836) geführt ist, hatte der berühmte Historiker 1860 im Manuscript seiner Gattin zu Weihnachten überreicht. Nach späterer Testamentsbestimmung sollte dieses Manuscript erst nach dem (1893 erfolgten) Tode der Wittve gedruckt werden; daher die späte Veröffentlichung des Werkes, das gewiß schon früher allen Verehrern und Kennern des Verfassers eine willkommenen Gabe gewesen sein würde, aber auch heute noch durch die offene, klare und geistvolle Darstellung, die Gerbinus von seinem Werdegange giebt, das lebhafteste Interesse gebildeter Kreise und namentlich auch gebildeter Frauen verdient. Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich.

Als dankenswerthe Zugabe enthält der „Anhang“ Uebersetzungsversuche, die Gerbinus an arabischen Dichtern und an dem mittelhochdeutschen Epos „Gudrun“ (in Hexametern!) gemacht hat, sowie einen Abdruck seiner „Grundzüge der Historik“ und mehrerer bisher ungedruckter „Kenien“.

P.

Neue Briefe Wielands, vornehmlich an Sophie von Laroché. Herausgegeben von Professor Dr. H. Hassenkamp. Stuttgart, Cotta.

Auch für die bekanntesten und berühmtesten Schriftsteller unserer klassischen Periode kann das biographische und litterarhistorische Quellenmaterial immer noch durch neue Funde bereichert werden; und je mehr sie selbst der Gegenwart entrückt werden und der rein historischen Betrachtung anheimfallen, um so mehr wächst die Verpflichtung des Bitterar- und Culturhistorikers, die immer noch wachsende Menge des Stoffes

vollständig zu überschauen und für die objectiv Darstellung und Würdigung der Personen, der Dichtungen, der Zustände zu verwerten.

Eine selbst von vielen Kennern des 18. Jahrhunderts kaum erwartete Bereicherung der erwähnten Art ist so eben erfolgt durch die Herausgabe von 100 (fast ausschließlich französisch geschriebenen) Briefen Wielands aus den Jahren 1750 bis 1789. Sie bieten viele neuen Aufklärungen sowohl über persönliche, als über allgemeine litterarische Verhältnisse: einen Theil der Briefe hat der Herausgeber bereits in dem Bd. 61 (Heft 181) S. 76 u. f. von „Nord und Süd“ mitgetheilten interessanten Aufsätze benutzt. Auf das Einzelne näher einzugehen müssen wir uns hier verlagern; wir bemerken nur noch, daß die Ausstattung des Buches vorzüglich ist, und daß die sorgfältig geschriebene Einleitung, die erläuternden Bemerkungen und das ausführliche Register jedem Leser, dem es um genaue Kenntniß Wielands und seiner Zeit zu thun ist, die Benutzung des Buches in dankenswerther Weise erleichtern.
dr.

Jugendstürme. Roman von Curt Grottemitz. Leipzig, B. Elischer Nachfolger.

Zu dem Widerstreit der Meinungen, der über die Nothwendigkeit des höheren Schulwesens seit langer Zeit als noch immer nicht voll gelöste Frage entbrannt ist, bildet das uns vorliegende Buch einen Beitrag in belletristischer Form. Ohne die Frage direct zu streifen, wirkt der Sarkasmus, mit dem gewisse überkommene Zustände dargestellt werden, überzeugender als manche gelehrte Abhandlung.

Der Verfasser schildert ein sächsisches Internat mit seinen mündlichen Einrich-

tungen, mit manchem ihm anhaftenden Jopf, beschreibt die verschiedenen Individualitäten der Schüler und Lehrer mit ihren mannigfachen, ebenso belustigenden wie unberechtigten Eigenthümlichkeiten, und vor allen Dingen legt er Werth darauf, den Unterschied zur Anschauung zu bringen zwischen dem in der Schule herrschenden Geiste im Gegensatz zur modernen Weltanschauung draußen im Leben; — er unterzieht sich dieser Aufgabe mit einer so breiten Ausführlichkeit, daß es dem Buche sehr zum Lobe gereicht, wenn es trotzdem nicht ermüdet.

Eigenartig berühren die Liebesverhältnisse, welche ein junges Mädchen nach einander zu zwei Gymnasiasten hat; nicht die Thatsache an sich, sondern daß gerade dieses gereifte Mädchen sich mehrere Mal in solch unreife Jünglinge verliebt, wie zwei Oberprimaner doch immerhin sind, wirkt befremdend; das zweite Mal gewissermaßen unter den Augen der Eltern und mit den ernstesten Absichten; das Verhältniß erhält durch einen Unglücksfall, den das Mädchen erleidet und durch welchen es zum Krüppel wird, einen tragischen Abschluß: — da aber vorher die Frage bereits akademisch behandelt worden war, wie sich die Liebe im Falle eines solchen Mißgeschickes zu verhalten hätte, so wirkt daselbe beinahe wie ein Exempel, das am lebenden Object bewiesen werden soll. —

Der Roman ist immerhin ein eigenartiges Werk, welches diejenigen Kreise, die für den Gegenstand Interesse haben, lebhaft ansprechen wird. mz.

Vermont. Roman von Walther Siegfried. München, Druck und Verlag von Dr. C. Albert u. Comp.

Kein Roman im gewöhnlichen Sinne, bei dem das Stoffliche die Hauptsache zu sein pflegt; im Gegentheil, das eigentlich Romanhafte wird mit chronikenartiger Kürze abgemacht, um Raum zu schaffen für die Schilderung rein innerer Vorgänge. Ein Seelengemälde entrollt sich vor unserm geistigen Auge, wie es nur die Hand eines echten Dichters zu schaffen vermag: wahr, tief, ergreifend vom ersten bis zum letzten Strich. Was der erste Roman des Dichters, die Künstler-Geschichte „Timo Moretti“ versprochen hatte: der zweite hat es voll auf gehalten. Zu den beiden trefflichen Schweizer Dichtern Gottfried Keller und C. F. Meyer gesellt sich als ebenbürtiger Dritter nunmehr Walther Siegfried.

J.

Von Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Christi. Von Lewis Wallace. Illustriert von Ant. C. Davorowski. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Der Roman Wallace's, der in Amerika in zahllosen Exemplaren verbreitet ist, hat auch in Deutschland sowohl durch seinen Gegenstand wie durch seine künstlerischen Vorzüge viele Freunde gefunden, namentlich in jenen Kreisen, in denen ein stärkeres religiöses Gefühl und demgemäß auch ein lebhafteres Interesse für Alles, was mit der Person Christi im Zusammenhange steht, vorhanden ist. So ist denn der Gedanke der Verlagshandlung, das Werk in einer würdig ausgestatteten und mit Illustrationen geschmückten Ausgabe als ein Haus- und Familienbuch bei uns einzubürgern, als ein berechtigter und erfolgverheißender zu bezeichnen. Leider müssen wir nach den uns vorliegenden ersten beiden Lieferungen gestehen, daß die Illustration des Werkes nicht auf dem Niveau der sonstigen Leistungen der deutschen Verlagsanstalt steht. Wir können an den Zeichnungen weder in Bezug auf ihre künstlerische Auffassung noch auf die technische Ausführung Gefallen finden. Die Ausgabe erscheint in zwanzig Lieferungen zum Preise von je 50 Pf.

O. W.

Rekte Vorgänge. Kalenberggeschichten und Skizzen aus dem Nachlaß von Ludwig Angenruber. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung.

Der stattliche Band wird das litterarische Charakterbild Angenruber's nicht verändern. Die bekannten Vorzüge des Dichters: scharfe Charakteristik, treffende Schilderung des Lebens, gesunder Humor finden sich in reichem Maße. Freilich sind die einzelnen Gaben sehr ungleichwerthig, und neben fein durchgearbeiteten findet sich auch manche leicht hingeworfene Skizze, die nicht zum Schaden des Gesamteindrucks aus dem Buche hätte entfernt werden können.

e.

Ein Schachspiel Molltes und andere Geschichten von Dr. Adolf Rohut. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (H. Krüger).

Diese, ungarischen Autoren nachgezählten heiteren Geschichten, die theils von harmloser Lustigkeit, theils von höher geartetem Humor, durch den ein ethischer oder psychologischer Kern hindurchschimmert, werden

in der getrandten freien Bearbeitung des bekannten Verfassers auch in Deutschland mit Behagen gelesen werden. Freunden einer heiteren Lectüre, die neben gefälligem Scherz auch manch sinnige Idee bietet, sei das unterhaltende Büchlein bestens empfohlen. W.

Vestigia leonis. Die Mär von Bardowiek. Von Richard Nordhausen. Leipzig, Carl Jacobsen.

Dem Erzähler dieser Mär gebührt ein Ehrenplatz unter den bedeutendsten Epikern der Gegenwart. Schon sein Erstlingswerk, der in demselben Verlage erschienene Sang aus den Bauernkriegen: Joß Frits, der Landstreicher, verräth ein beachtungswerthes Talent. Während aber R. N. dort noch in den Spuren Schefels und Wolffs wandelt, geht er im vorliegenden Epos seinen eigenen geraden Weg und schweift nicht mehr lyrisch ab. In anschaulichen, fesselnden Bildern und Gestalten schildert er mit ergreifenden Worten das tragische Schicksal der nördlich von Lüneburg gelegenen mächtigen Handelsstadt Bardowiek, die nach ihrem Untergang zum ärmlichen Marktflecken herabsank. Von Heinrich dem Löwen am 19. October 1189 erstickt und zerstört, wurde sie mit ihren zahlreichen Palästen und Kirchen ein Raub der Flammen. Nur ihr Dom blieb verschont und zeigt noch die in Stein gemeißelte Inschrift des furchtbaren Eroberers: Vestigia leonis — Löwenpfoten! Auf dieser wüsten historischen Stätte läßt der Dichter neues Leben erstehen. Mag er den Helden und Schwärmer Harald, den genialen durstigen Maler Heinz Hoyer, den diplomatischen Abt Jso, den humoristischen Gastwirth Saladin, den strengen Sieger Heinrich den Löwen, oder die liebreizenden Frauengestalten Judith und Zucunda dem Leser vor Augen führen, immer weiß er für die Gebilde seiner Phantasie in hohem Grade zu interessieren, indem er ihnen moderne Empfindung und Sprache verleiht. N.

Im Frühlingssturm! Erlebtes und Erträumtes von Hans Venzmann. Großenhain und Leipzig, Verlag von Baumert & Ronge.

Nur der Titel deutet darauf hin, daß in diesem Buch ein junger Dichter, dem noch der Venz des Lebens lächelt, seine Erstlingsgabe bietet. Die Gedichte selbst zeigen wenig Unfertiges und Unreifes. Hans Venz-

mann offenbart sich darin als männlicher Geist, ernstler Denker, warmherziger Menschenfreund und trefflicher Naturbeobachter.

Er versucht selten, sich durch melodische Rieder (Liebesnacht. In gelben Aehren. In der Rosenlaube) in das Ohr des Lesers einzuschmeicheln, sondern liebt es, seine Empfindungen in volltönenden Rhythmen ausklingen zu lassen. J. B. Der Teufel. Die heilige Magdalene. Ave Maria. Sinai und Golgatha. Die Todtentinsel u. A. Zuweilen benutzt er diese rhythmische Klangmalerei auch zu knappen Bildern und erzielt dadurch eine mächtige Wirkung, z. B. Das Meerweib. Kinderbegräbniß. Mitternacht. Ein Wintermorgen. Wie eigenartig er die Natur zu schildern und zu deuten versteht, davon zeugen: Bergsee. Morgengang. Morgenröthe. Gewitter am Meer. Kinderbegräbniß im Herbst. Einen schönen Beweis seiner Menschenliebe geben: Döcance. Feiertabend. Armenfriedhof. Das häßliche Mädchen. In dem Gedicht „Ihr und ich“ charakterisirt der Dichter sich selbst und ruft am Schluß mehr leidenschaftlich als poetisch schon aus: Ein wilder Wald voll räthselhafter Schwüle, voll Unkraut will ich in die Höhe gehen! Bringt kein künftiges Wachsthum nicht mehr Unkraut hervor, als in den vorliegenden Gedichten enthalten ist, so kann ihm der Kritiker dazu von Herzen Glück wünschen. N.

Unterm Regenbogen. Von Paul Kemeis. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Gesellschaft.

Traumbilder, Märchen und poetische Gleichnisse sind die Formen, in denen der Verfasser Seelenzustände, Empfindungen, die zarteiten Regungen seines Gefühls- und Gedankenlebens reizvoll einfließt. Mag Einzelnes anspruchsvoller erscheinen, als ihm zukommt, mag in mancher Schildernden oder sich sinnig geberdenden Skizze ein nicht gerade bedeutender poetischer Gehalt oder tiefer Gedanke stecken und manches Gleichniß nicht ganz neu und originell anmuthen — im Ganzen verdient das Büchlein nach Inhalt wie Form als eine werthvolle, eigenartige Gabe eines Dichters bezeichnet zu werden. Diese Sammlung phantastischer, gleichsam in zarten Farbentönen leicht hingehauchter Geschichten hat in der That etwas von dem ätherischen Zauber des in leuchtender, bunter Farbenpracht erstrahenden Regenbogens, des lustigen Gebildes, erzeugt von Sonnenglanz auf dunkler Wolkenschwand . . . O. W.

Neue Verse. Dithyramben und Phantastien von Theodor Suse. Berlin, Verlag von A. Asher & Co.

Obgleich schon von Herder behauptet wurde, daß die Dithyrambe für unser Zeitalter nicht mehr passe, hat Theodor Suse doch gewagt, diese lyrische Form wieder zu beleben. Sein Versuch ist wider Erwarten geglückt. Wird aber der von plastischer Schönheit begeisterte Dichter für die von ihm heraufbeschworenen alten Götter heute noch eine größere gläubige Gemeinde finden? Raum. Der große Pan ist todt, und mit

unserem Dichter frägt die Mehrzahl der Menschen bang: „wann kommt der Tag, da die Wolken zerreißen, und zum leuchtenden Himmel brausend aufstürzt der Frühlingsruf: „Heil uns, der Held, der Erlöser, der Gott, resurgit, resurgit!“ Nur in zart-befaiteten Gemüthern werden die feinen, ätherischen Poesien Suse's tiefen Eindruck hinterlassen. In dieser Selbsterkenntniß hat der Verfasser das Buch seiner Frau zugeeignet. In der That verdient es als Festgabe für Damen die wärmste Empfehlung. N.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Abel, L. Das gesunde, behagliche und billige Wohnen. Mit 79 Abbildungen. Wien, A. Hartleben.

Adler, G. Ueber die Aufgaben des Staates angesichts der Arbeitslosigkeit. Tübingen, H. Laupp'sche Buchh.

Allers, C. W. Unser Bismarck. Text von Hans Kraemer. Liefg. 2. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Amicis, Edm. de, Herz. Ein Buch für die Jugend. Autoris. Uebers. von R. Wülser. 13. u. 14. Tausend. Basel, A. Geering.

Amsel, G. Untersuchungen über die Häufigkeit d. Wortformen der deutschen Sprache. (Sonderabdruck a. d. Wissensch. Beiheft VI. z. Zeitschrift d. allgem. Deutschen Sprachvereins. (Mai 1894).

Arno, C. Aus dem Leben. Gedichte. München. Dr. E. Albert & Co.

Baum, J. P. Der Geistesher. Friedenau-Berlin, Comm.-Verlag von G. Bohres.

Baumann, O. Durch Massailand zur Nilquelle. Reisen und Forschungen der Massal-Expedition des Deutschen Antiklavere-Comites in den Jahren 1891 bis 1893. Mit Illustr. des Verfassers, von R. Bacher u. L. H. Fischer und einer Karte. Berlin, D. Reimer.

Benzmann, H. Im Frühlingsturm! Erlebtes und Erträumtes. Grossenhain, Baumert und Ronge.

Bibliothek der Gesamtlitteratur Nr. 762 bis 775. Halle, O. Hendel.

Boenigk, O. Freih. v. Grundzüge zur Judenfrage. Sociologisch-ökonomische Studie. Leipzig, W. Friedrich.

Bormann, E. Das Shakespeare-Geheimniß. Leipzig, E. Bormanns Selbstverlag.

Brandes, G. Ferdinand Lassalle. Ein literarisches Charakterbild. Dritte Aufl. Leipzig, H. Barsdorf.

Brandl, A. Shakspeare. Mit Portr. (Geisteshelden, Herausg. von A. Bettelheim. 8. Band.) Berlin, E. Hofmann & Co.

Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage. In sechzehn Bänden. Zehnter Band. K bis Lebensversicherung. Mit 77 Tafeln, darunter 12 Chromotafeln, 19 Karten und Pläne, und 292 Textabbildungen. F. A. Brockhaus in Leipzig, Berlin und Wien.

Buchholtz, v. Einfache Genusregeln mit leicht fasslichen Gedächtnissstützen für die gebräuchlichsten franzis. Substantive. Berlin, Roentbaum & Hart.

Carus, P. The religion of science. Chicago, The Open Court Publishing Comp.

— Primer of Philosophy. Chicago, The Open Court Publishing Comp.

Conrad-Ramlo, M. Feuer! Eine Klostergeschichte. München, Dr. E. Albert & Co.

Dannemann, A. Herbold. Ein Friesensang. Bremen, G. A. v. Halem.

Ebner-Eschenbach, M. v. Glaubenslos? Erzählung. Zweite Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. — Dorf- u. Schlossgeschichten. Dritte Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.

Eckardt, R. Phantast! Ironisches Trauerspiel in drei Aufzügen. Leipzig, W. Friedrich.

Eckstein, E. Lyra germanolatina. Die berühmtesten deutschen Gedichte inlatein. Uebersetzung. Dresden u. Leipzig, C. Reissner.

Euphorion, Zeitschr. für Literaturgeschichte. Herausg. von A. Sauer. Erster Band, erstes Heft. Bamberg, C. C. Buchner.

Frank-Schivelbein, G. Rothorn. Novellen. Berlin, F. Fontane & Co.

Franzos, K. E. Der Wahrheitsucher. Roman. Zweite Aufl. Zwei Bände. Jena, H. Costenoble.

Führer durch Ulm und Umgebung. Mit 4 Holzschnitten. Ulm, Verlag des Vereins für den Fremdenverkehr.

Gade, Niels W. Aufzeichnungen und Briefe, herausg. von D. Gade. Autoris. Uebers. aus dem Dän. Mit 3 Portr. und 2 Facsimiles. Basel, A. Geering.

Garbe, R. The Redemption of the Brahman. Chicago, The Open Court Publishing Comp.

Hafner, J. Spiritismus oder Philosophie? (Philosoph. Kritik des Spiritismus.) An Kuno Fischer und Eduard von Hartmann. Leipzig, W. Friedrich.

Handbuch, encyclopädisches, der Pädagogik. Herausg. von W. Rein. Erster Band, erste Lieferung. Langensalza, H. Beyer & Söhne.

Heldenlieder der deutschen Kaiserzeit. Erster Band: Hrotsvitha's Otto-Lied übersetzt, erläutert und eingeleitet von Wilhelm Gundlach. Innsbruck, Wagner'sche Univ.-Buchh.

Hoffmann, G. u. E. Groth. Deutsche Bürgerkunde. Kleines Handbuch des politisch. Wissenswerthen für Jedermann. Leipzig, Fr. W. Willh. Grunow.

Hoffmanns, E. Th. A. ausgewählte Werke in vier Bänden. Mit Einleitung v. J. Lautenbacher. Erster Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Bh.

Das neue Jahrhundert. Philosophische Studien eines Ungekommenen. Leipzig, W. Friedrich.

- Jastrow, J.**, Das Dreiklassensystem. Die preuss. Wahlreform vom Standpunkte socialer Politik. Berlin, Rosenbaum & Hart.
- Jensen, W.**, Karin von Schweden. Novelle. Sechste Aufl. Berlin, Gebr. Paetel.
- Johannsen, A.**, Arbeit für die Arbeitslosen. Husum, Friedr. Peterson.
- Jordan, R.**, Vom Stillen Ocean. Gedichte. Halle, O. Hendel.
- Kauffmann, M.**, Immanente Philosophie. Erstes Buch: Analyse der Metaphysik. Leipzig, W. Engelmann.
- Keller, C.**, Das Leben des Meeres. Mit botan. Beiträgen von C. Cramer u. H. Schinz. Mit Illustrationen. Liefrg. 2. Leipzig, T.O. Weigel's Nachf.
- Klepert, A.**, Zum 70. Geburtstage Rudolf von Bennigsens. Rückblick auf das Leben eines Parlamentariers. Hannover, C. Meyer.
- Kohut, A.**, Fürst Bismarck und die Frauen. Berlin, Friedr. Stahn.
- Lange, S.**, Engelke und andere Erzählungen. Einzig autoris. Uebers. aus dem Dänischen. Köln und Paris, A. Langen.
- Leuthold, H.**, Gedichte. Vierte Auflage. Frauenfeld, J. Huber.
- Lindau, R.**, Der Flirt. Novellen. Berlin, Fontane & Co.
- Litteraturwerke des Vereins „Minerva“**
Illustr. Ausgaben von Meisterwerken aus den Literaturschätzen aller Nationen. Liefrg. 5 bis 10. Berlin, Literaturverein „Minerva“ (S. Gerstmann).
- Meyer, J. G.**, Telaetia oder der Weltknoten. Leipzig, W. Friedrich.
- Nissel, Franz**, Mein Leben. Selbstbiographie Tagebuchblätter und Briefe. Aus dem Nachlass herausgegeben von seiner Schwester Caroline Nissel. Mit dem Bildnis des Dichters. Stuttgart 1894. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.
- Nordau, M.**, Das Recht, zu lieben. Schauspiel in vier Aufzügen. Berlin, E. Hofmann & Co.
- Ohorn, A.**, Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha. Ein Lebensbild. Mit einem Portrait u. vier Abbildungen. Leipzig, Renger'sche Buchhdlg.
- Ompstedt, G.**, Freiherr v., Unter uns Jungesellen. Berlin, F. Fontane & Co.
- Pappritz, A.**, Aus den Bergen Tirols. Vier Novellen. Berlin, M. Rüger.
- Penck, A.**, Bericht der Central-Commission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland. Berlin, D. Reimer.
- Peter, J.**, Der Poet im Dorfschulhause. Ausgew. Gedichte. Grossenhain, Baumert & Ronge.
- Plechanow, G.**, N. G. Tschernischewsky. Eine literar-historische Studie. Mit einem Portr. T's. Stuttgart, J. H. W. Dietz.
- Ranka, Prof. Dr. Johannes**, Der Mensch. Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage. Zweiter Band. Die heutigen und die vorgeschichtlichen Menschenrassen. Mit 748 Abbildungen im Text, 6 Karten und 9 Farbendrucktafeln von Dr. F. Etzold, Emil Eyrich, Georg Klepzig, Gustav Mützel, Adrian Walker u. A. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut.
- Raymond, G. L.**, Art in Theory. An introduction to the study of comparative aesthetics. London, G. P. Putnam's Sons.
- The Genesis of Art-Form. An Essay in comparative aesthetics. London, G. P. Putnam's Sons.
- Reform, Ostdeutsche.** Blätter zur Förderung der Humanität. III. Jahrgang Nr. 9, 10 u. 11. Königsberg, Braun und Weber.
- Routier, G.**, Guillaume II. à Londres et l'union Franco-Russie. Troisième Edition. Paris, Le Soudier.
- Saizchik, R.**, Meister der Schweizerischen Dichtung des 19. Jahrhunderts. Jerem. Gott-helf. Gottfr. Keller. K. F. Meyer. H. Leuthold. Dranmor. Frauenfeld, J. Huber.
- Schafheitlin, A.**, Der Geisterkampf und neue hebräische Lieder. Nachtrag zu den „Letzten Gedichten“. Berlin, Rosenbaum & Hart.
- Aus der Lazzaroniwelt. Neapolitaner Abenteuer und andere Skizzen. Berlin, Rosenbaum & Hart.
- Schölermann, W.**, Freilicht! Eine Plein-air-Studie. 2. Aufl. Frankfurt, Jaeger'sche Verlagsbuchh.
- Schultheiss, F. G.**, Jahn. Preisgekrönte Arbeit. (Geisteshelden herausg. von A. Bettelheim 7. Band). Berlin, E. Hofmann & Co.
- Schwäger - Lerchenfeld, A. v.**, Donaufahrt. 2 Bände. Mit Tonbildern, Text-Abbildungen und Karten. Wien, A. Hartleben.
- Seidel, H.**, Gesammelte Schriften. XII. Band. Berliner Skizzen. Leipzig, A. G. Liebeskind.
- Sommer, W.**, Geschichten aus dem Kleinleben. Basel, B. Schwabe.
- Spanien in Wort und Bild.** Herausg. unter Mitwirkung Sr. kaiserl.-kgl. Hoholt Erzherzog Ludwig Salvator etc. Mit 157 Illustr. u. 1 Karte Würzburg, L. Woerl.
- Spitta, Ph.**, Musikgeschichtliche Aufsätze. Berlin, Gebr. Paetel.
- Starkenbourg, H.**, Die Wertung der Persönlichkeit als massgebender Faktor in dem Entwicklungsgang d. moralischen Anschauungen. Leipzig, W. Friedrich.
- Steinau, M. v.**, Der gute Ton für Damen. Fünfte Aufl. Wien, A. Hartleben.
- Strindberg, A.**, Antibarbarus I oder die Welt für sich und die Welt für mich. Berlin, Bibliogr. Bureau.
- Telmann, K.**, Schattenpflanzen. Novellen. Dresden und Leipzig, C. Reissner.
- Türk, H.**, Kuno Fischers kritische Methode. Eine Antwort auf seinen Artikel „Der Türkische Hamlet“ in der „Beilage zur Allgem. Zeitung“. Jena, Fr. Maukes Verlag. (A. Schenk.)
- Die Uebereinstimmung von Kuno Fischers und Hermann Türcks Hamlet-Erklärung. Jena, Fr. Maukes Verlag. (A. Schenk.)
- Unser Vogtland.** Monatsschr. für Landsleute in der Heimath und Fremde. Herausg. von G. Doehler. 1894. Heft 1. (April). Leipzig, Rossberg'sche Hofbuchh.
- Wichert, E.**, Frauengestalten. Drei Novellen. Dresden u. Leipzig, C. Reissner.
- Wille, B.**, Philosophie der Befreiung durch das reine Mittel. Beiträge zur Pädagogik des Menschengeschlechts. Berlin, S. Fischer.
- Einsiedler u. Genosse. Sociale Gedichte nebst einem Vorspiel. Vorwort von J. Hart. Berlin, S. Fischer.
- Winter, J. und A. Wünsche**, Die jüdische Literatur seit Abschluss des Kanons. Lief. 19. Trier, S. Mayer.
- Wolzogen, E.**, Die Entgleisten. Eine Katastrophe in sieben Tagen nebst einem Vorabend. F. Fontane & Co.
- Zetsche, E.**, Aus den Umgebungen Wiens. Schilderungen und Bilder. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schleissche Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1894er. Frische Füllung. 1894er.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58,90 R
Mühlbrunn .	40 =
Schlöbbrunn	41,8 =
Thermebrunn	47,1 =
Kohlbrunn . .	47,8 =
Harthbrunn .	34,6 =
Felsenquelle .	47 =
Leiner-Karl-Qu.	38,4 =
Leinerbrunn .	39,1 =

— ♦ —

**Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause**

Quellen- Producte.

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

— ♦ —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad 1/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseelsche Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

“Die Beliebtheit des Apollinaris-Wassers ist begründet durch den tadellosen Character desselben.”

THE TIMES, 20. *September* 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY,
LIMITED.



Band 70. — Heft 209.

— 4 —

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.
August 1894.

18.
Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

August 1894.

Inhalt.

	Seite
Ida Boy-Ed in Lübeck.	
Die Letzten. Novelle	139
Heinrich Teweles in Prag.	
Ida Boy-Ed	154
Alexander Swientochowski in Warschau.	
Italienische Skizzen. Aus dem Polnischen von Malwine Posner- Garfein. (Schluß)	162
Fr. Rubinstein in Berlin.	
Von Zeit und Ewigkeit. Ein Beitrag zur Psychologie des täglichen Lebens	193
Franz Servaes in Berlin.	
Die Herkunft der modernen Malerei	202
U. Rogalla von Bieberstein in Breslau.	
England gegenüber der veränderten Lage im Mittelmeer.	217
Caesar Schoeps in Breslau.	
Das Gutachten des Vorstandes der Berliner Anwaltskammer zur Frage der freien Advocatur	222
E. Vely in Berlin.	
Wohlthätigkeit. Novelle. (Schluß)	228
Bibliographie.	264
<small>Aus dem Bibliographischen Institut. (Mit Illustrationen.) — Schimpfereien. — Hoffmann von Fallersleben.</small>	
Bibliographische Notizen	273

Hierzu ein Portrait: Ida Boy-Ed.

Radirung von Johann Kindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ be-
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.

Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilage zu diesem Hefte

von

Kindner & Offtiedinger in Frankfurt a. M. (Kindner-Offtiedingers Crepe-Flanellen-
Unterleibung.)

Wilhelm Friedrich in Leipzig. (Pfungst, Neue Gedichte etc.)

1848

Bay Ida



Ida Bay - Ida

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXX. Band. — August 1894. — Heft 209.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ida Boy-Ed.)



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.





Die Letzten.

Novelle

von

Ida Boy-Eb.

— Lübeck. —



Oben am Rande der Felswand stand ein junger Mann und schaute hinab auf die Stadt, welche sich hart an das steil aufsteigende Gebirg drängte. Er war auf unwegsamen Felspfaden daher gekommen, durch Pinien- und Lavendelgestrüpp sich Bahn brechend, Umwege nicht scheuend und waghalsigste Kletterei, wenn es galt, sonnige Strecken zu meiden.

Denn vom fast silberhellen Himmel strahlte seit Monaten unbewölkt die Sonne und sog die Farbe aus der Natur und die Feuchtigkeit aus der Erdrume. Hitze zitterte flimmernd über der Ebene und verhüllte mit blaßgrauen Dünsten die Ferne. Die Schollen der Aecker barsten vor Trockenheit, das hohe Gras der Weiden sank vor Dürre welk und gelblich in sich zusammen, so daß der Büffel scheu und lechzend die freie Weite mied, um sich in den feuchten, dunstenden Waldmooren der pontinischen Sümpfe zu verbergen.

Ueber der flachen latinischen Küste zwischen dem Meer und den Volsterbergen lag die Todtenstille einer afrikanischen Mittagshize; das Meer ruhte reglos und weißlich, die Horizontlinie war verwischt, Gluthwellen, in ihrer bebenden Bewegung dem Auge sichtbar, schwebten über den Wassern. Der schwarze, trogige Felsen des Caps der Circe war von Schleiern umhüllt und stand, einem in seinen Umrissen kaum noch erkennbaren Schatten gleich, links vor dem blendend bleichen Hintergrund der Luft.

Auf den Landstraßen, welche spärlich die Ebene durchkreuzten, zeigte sich kein Wanderer und kein Gespann; man sah nicht wie sonst Ochsenheerden mit breit ausladenden Hörnern, von berittenen Hirten bewacht, schwerfällig dahinziehen über die Felder. Alles Lebendige schien fortgetrocknet zu sein.

Pio stand auf der Felskante hart über dem steilen Absturz und starrte hinab. Er konnte von hier oben in seine Vaterstadt hineinsehen, wie in den Inhalt einer geöffneten Kassette; sein Blick konnte den Zug der Straßenlinien verfolgen, die tief gebettet zwischen hohen und zierlichen Palästen dahinfließen; sein Auge konnte die freien Plätze übersehen. Die schlanken Thürme der Basiliken strahlten zu ihm empor; er sah das silberne Blinken des wasserreichen Baches, der die Stadt durchrieselte, sah die Brücken von hellem Kalkstein, die ihn wölbend überschlugen. Aber vergebens suchte er nach einer Spur von Leben. Seinem Falkenblick wäre kein Mensch entgangen, der etwa, von hier oben klein gleich einem Insect, im schmalen Schattenstreif an den Palästen entlang geschlichen.

Die grauen Dächer spiegelten den Sonnenglanz im silbrigen, blendenden Schimmer wieder, allein sie schienen nur leere Häuser, keine Menschen mehr zu beschützen.

Sollte es wahr sein, was ihm ein Landsmann vor wenig Tagen in Rom gesagt: daß das Fieber wie ein schleichernder Mörder durch die Gassen von Ninsa gezogen sei, und daß ein großes Sterben begonnen habe, noch größer und schrecklicher als in den Vorjahren? Daß die letzten Gesunden geflohen seien und daß selbst die Geizigen ihre Häuser verlassen hätten?

Die Kunde schreckte ihn auf aus seinem freudlosen Leben, welches einem fast fanatischen Arbeitseifer gewidmet war. Wenn die hübsche Maddalena, seines Meisters Tochter, ihn so von Morgen bis Abend unverdrossen den feinen Hammer führen hörte, meinte sie, der Pio schlage wohl gar einen heimlichen Kummer todt. Und sie hoffte, daß ihm von dem Tag an, wo ihm das erst gelungen sein werde, auch Zeit und Sinn haben möge, sich die Meisterstochter ein wenig anzuschauen. Sie ihrerseits hatte den schönen Gesellen schon genug angesehen und fand seine braunen Augen und seinen schlanken Wuchs gar begehrenswerth. Auch der Meister, dem der einzige Sohn in Florenz verkommen und verstorben war, fand Gefallen an dem ernstern, fleißigen Pio und hätte ihn gern zum Tochtermann gehabt, obzwar er wenig von seiner Herkunft wußte. Aber im Herzen, wo die Trauer wohnt, haben Hochmuth und Vorurtheile keine Stätte mehr.

Wie erschrafen Vater und Tochter, als Pio seine Entlassung begehrte und ein Wiederkommen nicht gewiß in Aussicht zu stellen vermochte. Maddalena weinte, und der Meister redete ihm von den Gefahren einer Wanderung jetzt im Juli durch die Campagna. Denn die Malaria hauchte ihren Pestathem aus über das Land, und selbst in den römischen Straßen, die tiefgelegen sich am Tiber hinzogen, hielt der Tod Ernte. Aber Pio offenbarte seinem Meister, daß er vor zwei Jahren im Zorn von seiner Mutter geschieden sei, und daß er nicht daran denken möge, wie sie hinwegsterben könne, ohne ihn zuvor im Frieden gesegnet zu haben.

Der Meister, als frommer und gutherziger Mann, mochte einen Sohn von solchem Weg nicht zurückhalten. Und Pio, um das Herz der guten

Maddalena durch eine frühe Enttäuschung vor dem größeren Leid einer beharrlichen unglücklichen Liebe noch zu bewahren, erzählte dem Meister und seiner Tochter kurz die Ursache jener zornigen Trennung von seiner Mutter.

Er hatte ein schönes Weib geliebt und liebte es noch: Rita, die aus dem Hause der Frangipani, der früheren Herren Ninfas, abstammen sollte, wenn auch nicht auf Wegen, die mit auf eine Stammtafel verzeichnet werden. Aber fürstlich war ihr Ansehen und Wesen, das ihr Neider und Feinde zuzog. Und da sie einsam lebte und die Menschen nicht liebte, begann man schlecht von ihr zu sprechen. Die Mutter des armen Pio weigerte sich, Rita als Sohnesgattin zu empfangen. Der Sohn aber war abhängig von ihr, die allein vom verstorbenen Vatten die reiche Goldschmiede geerbt hatte. Da floh Pio und gelobte sich und Rita, daß er in Rom Geld und Gut erarbeiten wolle, um ein Weib ernähren zu können, auch wenn seine Mutter die Geldlade verschlossen hielt. So arbeitete denn jetzt ein fremder Gesell in Pios väterlicher Werkstatt und fertigte Ketten, Schnallen und Korallenchnüre für die eitlen Nettunederinnen. Und so war Pio nach Rom gekommen.

Die Kunde von dem Unglück der Stadt Ninfas hatte aber den Zorn gegen seine Mutter in Sorge und Schmerz umgewandelt. Er wollte sie und auch Rita wiedersehen und sie hinwegführen von der Stätte des Verderbens, wenn sie noch lebten.

Von den Segenswünschen des Meisters und einem thränenschweren Blick Maddalenas begleitet, verließ er die Werkstatt in Rom.

Er wanderte, die Gluth des Tages scheuend, bei Nacht hinaus und rastete, wenn die Sonne hochkam. Bald aber bemerkte er, daß in dem Schatten der Nacht die Dünste sich aus dem verdorrten Erdboden lösten, und daß der süßliche, widrige feuchte Athem der Fieberluft am Tag von der Sonne aufgesogen ward. So wanderte er denn fortan vom Morgen bis zum Abend.

Bei Frascati stieg er in die Berge empor, um auf wilden Pfaden oben in reineren Lüften die Heimat zu gewinnen. Es war ein mühsames Unternehmen.

In Giulianello begegnete er Flüchtlingen aus Ninfas. Auf Saumthieren führten sie ihre Habe mit, soweit sie beweglich war. Und mit Klagegeschrei erzählten sie ihm, daß im vorigen Sommer von den zehntausend Bewohnern der Stadt beinahe die Hälfte hinweggestorben und ausgewandert sei, und daß vor Wochen, kaum habe der frische Frühling dem glühenden Sommer Platz gemacht, ein neues, viel schrecklicheres Sterben begonnen habe. Die Gaetani, die Herren der Stadt, hätten schon seit mehr als einem Jahr keine Abgaben mehr erhoben, aber auch kein Kriegsvolk mehr zum Schutz gehalten, sondern Ninfas sich selbst überlassen. So käme zur Noth des Fiebers noch die Noth der räuberischen Ueberfälle. Denn aus den Abruzzern brachen bewaffnete Banden hervor und raubten vor den Augen der Sterbenden deren Häuser leer.

Die Stätte sei verflucht, und von den Kanzeln predigten die letzten Priester, es sei Gottes Wille, daß man sie verlasse. Als Papst Alexander III. in Ninsä geweiht wurde, er, mit dem für das Papstthum die Zeit höchsten Glanzes begann, habe er einen Verheißungs- und Segensspruch über Ninsä gethan: so lange die Macht des päpstlichen Stuhles die Erde überstrahle und den Kaisern und Königen gebiete, so lange werde seine Stadt blühen. Aber dieser Segensspruch hat sich in Fluch gewandelt: der päpstliche Stuhl sei dem Umsturz nahe, in Rom und in Avignon säße ein heiliger Vater, und jeder maße sich an, der wahre Statthalter zu sein.

Pio fragte nach seiner Mutter. Die Einen wollten wissen, sie sei längst begraben, die Anderen hatten sie noch vor wenig Tagen gesehen. Und Rita? Da ballten sich die Fäuste, und die Lippen sprachen böse Worte: sie bleibe blühend und gesund, das Fieber fichte sie nicht an, geheime Zaubermittel müßte sie wissen, und es heiße, sie habe sich dem Teufel in sündhaftem Umgang ergeben, damit er das Fieber von ihr fern halte.

Ein Grauen beklemmte Pios Brust. Seine Kniee beugten, da er weiter zog.

In den Ruinen von Norba fand er im schmalen Schattenstreifen der cyclopischen Mauern andere Flüchtlinge gelagert. Ihre Wangen waren bleich, ihre Hände zitterten; sie bedurften erst langer Rast in der fieberfreien Luft der Berge, ehe sie Kraft gewannen, weiter zu ziehen.

Und nun war Pio nahe am Ziel seiner Wanderung, und er fragte sich, ob sie denn nicht aus einer Retterthat ein Kirchhofsgang geworden. Die abmahnenden Worte, welche die Flüchtlinge zu ihm gesprochen, tönten in seinem Ohr nach. Sollte er wirklich hinabsteigen in die Stadt des Todes, vielleicht um selber dort zu sterben in grauenvoller Einsamkeit als der letzte, der einzige Mensch zwischen stummen, kalten Mauern?

Wenn er Niemand mehr dort unten fände, weder die Mutter, noch Jene, von welcher man so grauenhafte Dinge erzählt? Wenn da unten das Fieber ihn faßte, jäh und unwiderstehlich, so daß seine Kraft nicht einmal mehr reichte, stehend die Felswand zu erklimmen?

Lebenstrieb und zitternde Furcht umschnürten seine Brust; es war, als sträube sich sein Fuß, den schmalen Pfad zu betreten, der in kurzen Schlangenwindungen hinabließ an dem sonnenüberbrüteten schroffen Fels.

Da schreckte ihn selig ein Ton. Das Läuten eines Glöckchens schwang sich mit dünnem Schall durch die heiße Luft empor.

Man rief noch Fromme zum Gebet! Es gab noch Menschen, die sich zusammenthaten, Gott um Gnade anzusehen, noch einem Priester, der am Altar die Messe las.

Pio kannte den Klang dieses Glöckchens wohl. Es hing im Thurm der kleinsten der sechs Kirchen der Stadt und hatte ihn oft gerufen, als er noch ein frommer Knabe war und seine hohe Stimme mit in den Gesang des Chors mischen durfte. Daß das Glöcklein von Santa Maria Liberatrice sich gerade jetzt schwingend bewegte, war ihm ein Zeichen und ein Ruf.

So eindringlich und so bescheiden war der Ton, so ganz verschieden von dem pomphaften und dunklen Geläut der großen Kirchen.

Und neben Santa Maria Liberatrice stand das Haus seiner Mutter, ein zierlicher Palast mit einer Front von braunröthlich glazirten Steinplatten und romanischen Fensterbögen darin von feingedrehten Säulen.

Fort und fort klang der schwingende Ton.

Bios Fuß glitt mehr als einmal aus auf dem schmalen Wege, von dem der farge Humus in Staub unter seinen Schritten zerbröckelte. Die Sonne brannte, und das kleine Barett mit der schwankenden Fasanenfeder daran, das Pio trug, gab seinem Angesicht keinen Schutz. Schwerer und dumpfer ward die Luft, je tiefer er stieg, und als er endlich am Fuß der Bergwand stand, war ihm, als sei er in einen Kessel voll heißer Dünste hineingekommen.

Mit mühsamen Schritten 'ging er an der Citadelle vorbei, die hoch und trotzig, von hellem Gestein gebaut und von Wassergräben umgeben, den Eingang zur Stadt bewacht.

Aber kein Söldner der Gaetani streckte mehr eine Lanze vor und rief ein Halt; kein Pförtner grüßte den Ankommenden.

Hallend und schaurig klang Bios Schritt auf dem glühenden Pflaster von Lavagestein.

Gleich hinter dem Thore an der Straße stand die Kirche, deren Glöcklein noch immer wimmernd zum Gebet rief.

Ihm war's, als ob eine Stimme ihm sage: geh hinein, wer am Leben ist, wird hier betend knien.

Er schritt die steinernen Stufen empor und stieß die angelehnte Thür auf. Kühle Einsamkeit umfing ihn. Kein Vetter kniete auf den grauen Marmorfleisen. Das Bild der heiligen Jungfrau sah mit dem Ausdrücke lieblicher Hilflosigkeit den Beschauer an. Ihr blauer Mantel umwallte sie, auf Wolken knieend betete sie. Ein Strahlenbündel, das durch das schon halb eingebrochene Dach gerade auf das Bild fiel, gab ihm freudigen Glanz.

Der rufende helle Glockenton war verstummt, als das Geräusch der sich öffnenden Thür durch die Kirche wiederhallte.

Und nun klang der Schritt eines Menschen durch die Stille.

Pio erzitterte. Leichenblässe deckte seine Wangen. Er hatte den Tod und die Verlassenheit gefürchtet. Und nun ramm ihm Schrecken durch die Adern, da er einen Menschen sehen sollte.

Hinter dem Altar kam er hervor, groß, hager, bleich, im Gewand der Dominicaner, schwarz und weiß.

„Pater Benedictus,“ schrie Pio auf.

Der Priester umklammerte mit krallenden Fingern die Gitterkrönung. Es schien, als fürchte er, zu fallen. Seine großen, lodernen Augen starrten den Angekommenen an.

„Ihr, Ihr,“ stammelte er.

Pio ging auf ihn zu und erfaßte seine herabhängende Linke.

„Aus Barmherzigkeit, um der heiligen Jungfrau willen, guter Vater,“ rief er, „gebt mir Kunde. Lebt meine Mutter noch? Ihr rieft Fromme zum Gebet? So ist es nicht wahr, daß Alle, Alle todt oder geflohen sind? Ihr lebt! Meine Mutter lebt! Sprecht, lebt auch Rita noch?“

Vater Benedictus neigte langsam das Haupt.

„Wir sind die Lebten,“ murmelte er. Pio taumelte zurück.

„Die Lebten,“ schrie er auf. „Durch welches Wunder Gottes oder des Satans lebt Ihr denn?“

Vater Benedictus schlug die Augen empor. Sein Gesicht war steinern, seine heilige Verzückung lag darauf, als er leise sprach:

„Ich durch ein Wunder Gottes!“

„Wollt Ihr damit sagen, was mir auch die Anderen schon zuraunten: sie, sie durch die Hilfe des Satans!“ rief Pio jammernd.

Er schlug seine Hände vor sein Angesicht. Der Priester sah ihn lauernd an.

„Warum seid Ihr hergekommen an diese verfluchte Stätte?“ fragte er, ohne seine Stellung zu verändern und ohne daß in sein Angesicht ein Schein von Leben kam.

Pio löste die Hände von seinen Augen.

„Meine Mutter zu retten, hinwegzuführen, die Mutter und — Rita,“ sagte er heiser.

Im Auge des Priesters glomm ein heißer Strahl auf.

„So zögert nicht; Eure Mutter ist alt, und ich glaube, in diesen letzten Stunden hat das Fieber sie gefaßt. Aber Rita laßt nur hier. Ich bin bestellt, um diese verlorene Seele zu kämpfen bis zuletzt. Da sie mir die Thore ihres Hauses verschließt, rufe ich durch den Ton der Glocke ihr verstocktes Herz auf. Und da ich vorhin die Kirchenthür sich bewegen hörte, hoffte ich schon, sie sei erschienen, ihre Seele endlich der heiligen Jungfrau zu befehlen.“

Pio warf sich in die Kniee und faltete die Hände.

„Heilige Jungfrau,“ rief er in Verzweiflung und Inbrunst, „gieb mir ein Zeichen. Was soll ich thun, und was soll ich glauben? Wie kann ich die Geliebte allein zurücklassen an dem Ort des Todes? Wie soll ich es glauben, daß sie, die Stolze, Edle, sich mit höllischen Künsten befaßt. Oh, hilf mir aus der Noth, heilige Jungfrau.“

„Ihr Priester steht hier an ihrer Statt, mit Dir zu reden,“ sprach der Vater mit harter Stimme. „Deine Mutter sollst Du retten, Dich aber nicht nach ihr umsehen, der Deine ungeweihte Hand doch keine Rettung zu geben vermag. Denn ihr drohen nicht leibliche, ihr drohen geistige Gefahren. Noch einmal werde ich versuchen, sie zu erwecken, und wenn Gott meinem Wort die rechte Gewalt giebt, wird es mir gelingen. Ich werde ihr Absolution ertheilen und mit ihr hinwegziehen — Euch nach.“

Bio bekreuzigte sich stumm. Dann stand er auf, wankend und bleich. Der Priester sah ihn scharf an.

„Eilt Euch,“ sagte er. „Es möchte sonst auch für Euch zu spät werden.“

Bio ging durch die Kirche dem Ausgang zu. Sein Schritt war unsicher, in seinem Hirn sauste und brauste es.

Mit trockener Gluth empfing ihn der Sonnenschein draußen.

Er tastete sich bis an das Haus seiner Mutter. Er pochte an die verschlossene Thür.

Grabesstille folgte dem dumpfen Widerhall seines Klopfens.

Noch einmal hob er die Faust und ließ sie schwer gegen die kunstvoll geschnitzte Eichenthür fallen.

Wieder blieb Alles stumm.

Auf den Lavasteinen der Straße brütete die Sonne, der helle Himmel sah auf die stumme Stadt herab. Rings die Häuserzeile hinauf und hinab verschlossene oder hohle Fenster. Aber nichts Lebendes außer einer blau-grün-goldigen Lacerte, die eben geräuschlos und blitzschnell über die Steine lief.

„Mutter!“ schrie Bio auf.

Er sank an der Thür in die Kniee, die Stirn gegen das harte Schnitzwerk gelehnt.

Der Ruf war im Hause gehört. Oben öffnete sich mit winzigem Spalt ein Fensterladen, und ein leiser Schrei erklang. Aber nicht mit greisenhaftem Ton, sondern von einer jungen, vollen Stimme.

Eine Minute nachher kamen eilige Füße drinnen gegen die Thür gelaufen, ein schwerer Kegel rasselte zurück, das Hausthor ging auf.

Vor dem knieenden Bio stand ein Weib, bleich, aber mit vollen Formen und runden Wangen. Ihr marmorner Hals hob sich aus dem gepufften und geschlitzten rothen Sammetleibchen, auf dem schönen Hals saß ein edles Haupt mit mächtigen Augen und schwarzem Haar. Ihre Hände, die sonst bedeckt wurden von den langen Ärmeln, waren wie im freudigen Schreck gefaltet. In die schweren rothen Sammetfalten ihres Kleiderrocks hing vom Gürtel ein Rosenkranz hernieder.

„Rita,“ stammelte er und sah zu ihr empor, „Du hier — im Hause meiner Mutter!“

„Die Sterbende zu pflegen, seit dieser Nacht. Und die Tage vorher, um von der mir Versöhnten Schutz zu empfangen,“ sprach Rita ernst. Sie neigte sich und half dem Ermatteten empor. Sie zog ihn in das Haus hinein und riegelte hinter ihm zu.

Und nun erst warf sie sich an seine Brust. Nicht in Jubel, sondern im Gefühl, Trost und Erlösung gefunden zu haben.

„Ich wußte es, Du würdest kommen und uns holen! Das hat der Mutter und mir Kraft gegeben. Aber nun hat es die Mutter doch gesagt — heut Nacht. Und sie ist zu alt, zu kraftlos. Ich kann ihr nicht helfen.“

Bio wich aus ihren Armen zurück. „Du kannst ihr nicht helfen? Kannst Du denn überhaupt Jemandem oder Dir selbst helfen? Gott — durch welche Kraft!“

Rita lächelte schmerzlich.

„Haben Sie Dir schon das Märlein von meinen Zauberkünsten in's Ohr geraunt?“ fragte sie.

Er nickte und sah sie mit bangen Augen an.

Ihr Aufenthalt bei seiner Mutter — der Rosenfranz an ihrem Gürtel — ihr freies, stolzes Auge — das Alles sah nicht wie Zauberei widernatürlicher Art aus.

„Auch Pater Benedictus . . .“ stotterte er.

„Der Glende!“ rief sie, „was sagte er Dir?“

Bio wollte reden, allein nur ein stöhnender Laut drang von seinen trockenen Lippen.

Das Weib umfing ihn mit starkem Arm, sah mit scharfem Beobachterblick in seine Züge und faßte mit ihrer freien Hand nach seiner Linken.

„Laß mich trinken,“ stammelte er. Auf den Fliesen des Flurs stand in kupfernem Becken Wasser und lockte mit seinem kühlen Duft den Ver-schmachtenden. Als er mit der Kraft, welche die Aussicht auf nahe Erquickung ihm gab, sich Rita entwand und auf das Becken zustürzte, ergriff sie mit einem Schrei seinen Armel und hielt ihn also zurück.

„Du tränkest den Tod. Komm, ich will Dich erquicken.“

Sie zog ihn fort und öffnete die Thür zu einem Gemach, vorn auf dem Flur. Sie schöpfte mit silbernem Becher aus einem irdenen Krug eine hellbräunliche Flüssigkeit.

„Trink,“ sprach sie hastig, „Anstrengung, Hitze und Durst haben Dich entkräftet. Dies wird Dich von dem Fieber bewahren.“

Er wich schauernd zurück, denn aus dem Becher stieg ein fremder, scharfer Geruch auf.

Da nahm sie das silberne Gefäß aus seiner Hand und setzte es an die eigenen Lippen.

„Hast Du nun den Muth?“ fragte sie bitter.

„Was ist das?“ fragte er und sah sie an.

„Der Teufelstrank, durch den ich lebe,“ rief sie. Dann faßte sie seine Hand, Liebe erstrahlte aus ihren Augen, und ihre Stimme redete eindringlich.

„Wirst Du Deiner Rita glauben?“ fragte sie zärtlich, „wenn sie Dir sagt, daß es keiner Satanskunst bedurfte, um diesen Trank zu brauen? Du erinnerst Dich meines alten Oheims Guglielmo, der aus Indien heimkam, da wir noch Kinder waren? Er lag mit seinem Schiff im Hafen von Porto d'Anzio, und voll von wunderbaren Schätzen war seine Kajüte. Erinnerst Du Dich jenes seltsamen Bäumchens, welches er mitbrachte und vor dem Hause meiner Mutter einpflanzte? Es hatte lange, graugrüne Blätter und eine wunderliche Rinde, von der immer Fäden, gleich einer Haut her-

nieder hingen. Eucalyptus nannte er den Baum, und meiner Mutter befahl er an, wenn das Fieber einen von uns erfasse, gekochtes Wasser auf eine Handvoll jener graugrünen Blätter zu gießen und nur davon zu trinken. Im Wasser säße das Fiebergift, und der Saft jener Blätter tödte es. In Indien kennen sie diese Wunder der Heilkunst besser als in unseren Landen. Meine Mutter aber wagte aus Furcht nicht, zu thun, wie ihr geheißsen worden. Sie starb am Fieber. Ich aber dachte, wenn der Tod doch unser aller Loos sein soll, kann ich nichts verlieren, wenn ich den fremden Trank genieße. Und siehe da, er hat mich gesund und blühend erhalten. Und wenn rings die Luft schwül und übelbunstend schien, wehte mich aus den Wipfeln meines Baumes ein balsamischer Athem an.“

Sie reichte Pio, der ihr mit staunenden Augen zusah, noch einmal den gefüllten Becher.

Er trank, obzwar ein heimliches Beben durch seine ermatteten Glieder rann.

Ein Gefühl der Erleichterung hob seine Brust, kühl und wohligh schien sein Blut durch die Adern zu gehen. Er wartete, es war gleichsam ein Horchen nach innen, ob nicht doch etwas Außerordentliches geschähe, ob sein Herzschlag ihm nicht stocke oder seine Sinne ihm nicht schwänden.

Aber es wuchs ihm nur die Frische und der Muth.

Ausleuchtend begegnete sein Auge dem wachsamem Blicke Ritas.

„Nun komm zu Deiner Mutter,“ mahnte sie.

„Seilige Jungfrau,“ rief er erschreckt, „ich habe sie vergessen gehabt — um Dich — um —“

„Um den Zweifel an mir,“ jagte sie mit verzeihendem Lächeln.

Er erfaßte ihre Hand. Zusammen stiegen sie die Treppe empor. Oben im verbunkelten Gemach konnte Pio erst Nichts erkennen. Von den steinernen Wänden sah die Malerei herab, mit welcher der Vater sie einst hatte schmücken lassen. Es standen die gewaltigen Eichenmöbel umher, Credenzschränke von riesigen Formen, bedachte Sitzbänke, Kirchenstühlen nicht unähnlich, hohe Lehnstühle mit vergoldetem Leder.

Rita geleitete ihn zu einem Stuhl nach dem Fenster, welches von außen durch Läden verschlossen war. Durch schmale Ritzen spannen sich goldene Sonnenfäden in pfeilgeraden Linien herein.

„Mutter!“ rief er jammernd und fiel vor der Gestalt in die Kniee, die im Lehnstuhl lag. Ein greisenhaftes, bleiches Angesicht lehnte zwischen den sich aufbausenden Falten eines rothen Rissens. Die Kniee waren mit einem Teppich bedeckt, die Füße auf einem hohen Schemel zusammengezogen.

Die alte Frau öffnete die Augen und tastete mit schwacher Hand nach dem Lockenhaupt des Sohnes.

An den Grenzen des Todes wundert man sich nicht mehr. Sie war nicht erstaunt, ihren Sohn so plötzlich vor sich zu sehen.

„Meine Zeit war um, auch ohne das Fieber,“ flüsterte sie.

„Mutter, ich bin gekommen, Euch hinwegzuführen,“ sagte er.

„Nimm sie hinweg. Schütze sie vor dem Priester,“ sprach die Kranke mühsam. „Ich segne Euch — Rita hat mir vergeben.“

„Oh, Mutter!“ rief das Mädchen und kniete neben Pio vor ihr nieder.

„Laß uns versuchen, sie mit starken Armen hinaus und auf die Höhe zu bringen,“ flüsterte Pio.

Rita schüttelte leise das Haupt. Sie hatte den Tod so oft gesehen, sie wußte, wenn er so nahe war, daß man ihm seine Beute nicht mehr abjagen konnte.

Nicht unter ihren Händen, draußen in der quälenden Hitze, sollte die alte Frau sterben, wie so Mancher, der, den Todeskeim im Herzen, noch die Flucht versuchte und am Weg verging. Sanft und friedlich unter dem Dach ihrer Väter sollte sie von himmen gehen.

Sie beteten still. Die Sterbende athmete kaum, sie hatte ihre letzten Kräfte verausgabt mit den Worten an ihren Sohn. Im dunklen Gemach herrschte feierliche Stille, die Staubfäden, welche in den feinen Sonnenstrahlen tanzten, schienen wie Boten freudigen Lebens, die hier einzubringen keine Macht hatten.

Da hub mit einem Mal die wimmernde Glocke von Santa Maria Liberatrice wieder ihr mahnendes Geläut an.

Rita erbehte und lehnte ihre Schulter gegen die des Geliebten.

„Der Berruchte,“ flüsterte sie, „mit der heiligen Stimme kündet er mir sein unheiliges Begehr.“

„Pater Benedictus?“ fragte Pio, „auch die Mutter sprach, ich solle Dich vor ihm schützen. Vor dem heiligen Mann, an dem Gott ein so sichtbares Wunder thut?“

Rita legte ihren Arm um Pios Nacken.

„Das Wunder ist der Diebstahl, den er allabendlich an den Blättern meines Baumes begeht,“ raunte sie; „er allein war so klug, zu glauben, daß meines Oheims Aussagen eine heilsame Wahrheit bedeuten möchten. Während er die Männer und Frauen von Ninsa glauben machte, mir stehe der Satan bei, errettete er sich heimlich gleich mir durch den Saft der wunderthätigen Eucalyptusblätter.“

„Aber warum — warum so schändliche Heuchelei,“ stammelte Pio.

„Weil er nach mir verlangt in sündiger Lust,“ flüsterte sie.

Plötzlich warf sie ihre beiden Arme heftig um Pios Hals.

„Wenn Du nicht gekommen wärst! Wenn ich allein geblieben wäre in der schrecklichen Einsamkeit!“ rief sie.

Erstschauend zog Pio sie fest an sich.

„Ich hätte ihn getödtet,“ flüstert sie tonlos, „erst ihn, dann mich.“

Die rufende Glocke tönte fort und fort.

Ein schwerer Seufzer kam von den Lippen der Sterbenden, ihre Hände streckten sich erschlaft vor.

Die beiden jungen Leute fingen an laut zu beten.

Da schien es, als bewegten die Lippen der Mutter sich.

Bio sprang auf und legte sein horchendes Ohr an den Mund, der heiser Laute hervorbringen wollte. Endlich kam ein vernehmbarer:

„Fort — fort —“

Und dann nur noch ein unklares Murmeln.

Bio stieß den Fensterladen auf.

Mit dem grellen Tageslicht zugleich kamen zudringlicher und heller die Glockentöne herein.

„Heilige Jungfrau, erbarme Dich ihrer,“ betete Rita laut.

Bio stand und starrte in das welke, graue, verzerrte Gesicht seiner tobtten Mutter. Dann fiel er mit einem Weheruf vor ihr nieder.

Einige Minuten verrannen. Draußen erstarb das Geläut.

Rita richtete sich auf. Keine Thräne stand in ihren Augen, in dem Entsetzen dieser Zeit hatte sie das Weinen verlernt. Aber bleich war ihr Angesicht, und ihre Lippen bebten.

„Rufe den Priester,“ sagte sie mit fester Stimme, „daß er uns helfe, ihr eine Stätte bereiten.“

„Ihn —“ rief Bio und fuhr mit der Hand an seinen Degen, mit welchem er sich für die Wanderung bewaffnet gehabt.

Rita ging hinaus; vor der Schlafenden, obgleich ihr Ohr und Aug' für immer geschlossen war, mochte sie nicht reden. Droben an der Treppe sagte sie, Bios Blick schonend meidend:

„Begraben können wir sie nicht. Schon lange giebt es keine Todtengräber. Wir wollen sie an kühler, dunkler, friedlicher Stelle betten. Der Priester soll sie weihen.“

„Der verruchte Mann . . .“

„Es ist doch ein gesalbter Priester des Herrn, und wir haben keinen anderen,“ sagte sie und bekreuzigte sich schen.

Mit wankenden Knien ging Bio hinab und hinaus. Aber ein Grauen ohne Gleichen hielt seinen Fuß auf der Schwelle fest. Die Häuser rings schienen ihm Gräber, und ob schon es helle Nachmittagszeit war, dämmte ihm, als wandelten Gespenster auf den leeren Gassen.

„Pater Benedictus!“ rief er laut.

Durch die tödtliche Einsamkeit klang sein Ruf hallend wieder.

Die Kirchenthür öffnete sich, und der Priester kam hervor. Bio hatte unbewußt seine Waffe gezogen und hielt den entblößten Stahl in der Hand.

„Meine Mutter ist gestorben,“ sagte er rauh, „Du mußt helfen, daß wir bergen, was körperlich ist an ihr.“

„Steckt Eure Waffe bei,“ sprach der Pater höhnisch, „ich bin ein Mann des Friedens.“

Bio stieß den Degen in die Scheide und ließ den Priester voran gehen.

Da dieser des jungen Weibes anständig wurde, ging ein Zittern durch seine hohe Gestalt.

Schweigend aber schritten die Drei an ihr schauriges Geschäft. Es war nicht die erste Todte, die Pater Benedictus und Rita also zusammen bargen. Aber seine Gedanken hatten in letzender Ungeduld den Tag erwartet, wo sie die Letzte ehren und segnen würden.

An dem Tag waren sie allein auf der Welt, und Gott, der alle Bande der Menschlichkeit gelöst hatte an dieser verfluchten Statt, Gott hieß sie dann Eins werden, den Priester und das Weib.

Fliehen wollte er dann mit ihr, die hilflos seiner Macht anheim gegeben war.

Und nun war ein Anderer gekommen, der, den das Weib liebte.

Mechanisch murmelte Benedictus seine Gebete her, während er mit Pio die Todte hinabtrug in den tiefen, gruftartigen Keller des Hauses.

Rita ging ihnen voran, in der Rechten eine Kerze tragend, deren gelbes Flämmchen im Zug flackerte; im linken Arm hatte sie grünes Gezweig, das sie mit raschen Händen dem Lorbeergestrüpp entriß, welches im Hof des Hauses neben der kleinen Cisterne wuchs.

Im tiefsten Grunde des Kellers war ein Winkel durch eine schwere eiserne Thür abgetheilt, dort hatte Pios Vater in unsicheren Zeiten seine Schätze verborgen gehalten. Nun betteten sie die letzte Herrin des Hauses auf den steinigen Boden. Rita deckte die Gestalt mit den Zweigen der duftenden Lorbeeren und grub die Kerze zu ihren Häupten in eine Spalte zwischen zwei Fliesen.

Noch ein letztes stummes Gebet, und dann schlossen sie die Thür der wunderlichen Gruft, darinnen die Kerze noch nicht erloschen sein mochte, wenn sie, die letzten Lebenden, schon weit hineingeflohen sein würden in die Berge.

Oben ergriff Pio die Hand der Geliebten.

„Pater Benedictus, Euer Geschäft ist noch nicht aus. Gott will nicht, daß die letzte Priesterthat, die Ihr hier ausüben sollt, eine Todtenweihe sei. Eine Ehe sollt Ihr noch einsegnen, zum Zeichen, daß aus allem Elend und aller Noth doch immer wieder freudig das Leben sich erhebt.“

Pater Benedictus sah den Sprechenden mit haßvollen Blicken an.

„Nein,“ sagte er fest, „diese Ehe segne ich nicht ein, denn Eure Mutter war diesem Weibe feindlich.“

„Sie hat sich mir versöhnt und uns gesegnet!“ rief Rita heftig.

Pio drückte ihr stark die Hand.

„Geht voran, Priester,“ sprach er ruhig, „wir folgen Euch sogleich, wenn wir uns zur Flucht gerüstet haben.“

Pater Benedictus verließ das Haus. Schnell waren die Vorbereitungen zur Wanderung getroffen; die Schätze aus der Goldschmiede waren längst von den, aus den Abruzzern niedererschweifenden Horden geraubt, das Wenige, was geblieben, ließ sich in einem Beutel forttragen, den Pio um die Hüfte gürtete. Rita verhüllte sich Haupt und Hals mit weißen Tüchern, und so konnten sie von dannen ziehen.

Sie sprachen kein Wort. Das Entsetzen und der Gram schnürten ihnen die Kehlen zu.

Das Weib, das grauenvolle Zeiten mit Muth ertragen, fühlte nun, da das Ende und die Rettung gekommen war, all seine Kraft entweichen. Mit zagenden Schritten traten sie in die kleine Kirche.

Pater Benedictus stand mit verschränkten Armen hoch aufgerichtet vor dem Altar. Die Sonne war weiter gerückt und entsandte nicht mehr durch die Lücken im Dachstuhl verklärende Strahlen auf das Marienbild.

Ein bleiches Licht wehte in dem Raum, glanzlos, ohne Freudeigkeit.

Pater Benedictus streckte die Rechte mit gespreizten Fingern weit vor gegen die Heranschreitenden.

„Zurück,“ sprach er, „ich verweigere Euch den Segen zu diesem Bunde.“

„So wird sich in Rom ein Priester finden, der uns vermählt,“ rief Pio.

„Bohl, Rita, ziehe mit ihm, einer fahrenden Dirne gleich,“ höhnte Pater Benedictus, „wer weiß, ob's ihn dann noch in Rom gelüftet, die Kirche zu bemühen.“

Rita hob das schöne Haupt und sah den Priester mit stolzer Verachtung an.

Da übermannte ihn seine Leidenschaft, und seiner Ohnmacht vergessend, stürzte er sich auf das Weib.

Ein Schrei, ein Aufblinken schneidenden Stahles — und Pater Benedictus taumelte zurück. Pios Degen hatte ihm eine tiefe, schmale Wunde spitz in den Oberarm hinein gebohrt.

Sein Mund verzerrte sich, seine Augen flammten. Er war der Machtlose. Einer gegen Zwei!

Er stand, mit der Linken die Wunde am rechten Arm zusammengreifend, seitwärts gegen den Altar gelehnt da und starrte die Beiden an.

Rita hatte sich in die Kniee geworfen, und mit erhobenen Armen, die Hände flehend gegen das Marienbildniß emporgestreckt, rief sie laut:

„Santa Maria Liberatrice, erbarme Dich unser. Befreie uns, Befreierin Du, von der Gewalt dieses Mannes, der nicht würdig ist, Dein Priester zu sein. Gib mich dem Geliebten zum Weibe, segne Du uns selbst! Durch Deine Gnade laß uns Vatten werden, ohne den Segen aus dieses Priesters Mund.“

Durch die Gewalt ihrer frommen Verzüdung fortgerißen, fiel Pio neben ihr nieder.

Bereint, in noch erhöhter Inbrunst, erhoben sie die Stimmen:

„Santa Maria Liberatrice, befreie uns aus dieser Noth. Segne uns, heilige Jungfrau!“

Und ihren Augen, die in Thränen schwammen, und ihren Sinnen deren sie kaum mehr mächtig waren, spiegelte sich das Wunder vor.

Das liebliche Madonnengeficht schien zu lächeln, und aus dem blauen Mantel hob sich segnend die Hand; der gemalte Heiligenschein erglänzte wie in feuriger Glorie.

Rita stieß einen Jubelschrei aus. „Sie hat uns gesegnet! Ein Wunder, ein Wunder!“

In Demuth neigten sie die Stirn, fast bis zum Fliesenboden. Und als sie die Augen wieder erhoben, war das Licht und die Bewegung auf dem Bilde der heiligen Jungfrau wieder erloschen.

Pio stand auf.

„Komm, mein Weib,“ sprach er ernst, „durch die Gnade der heiligen Jungfrau mir anvermählt. Komm, daß wir in Sicherheit sind, ehe der Abend da ist.“

Langsam, noch von dem Schauer überirdischer Andacht und einer trunkenen Frömmigkeit erfüllt, folgte ihm Rita. Die Gegenwart des Priesters, der einem gefesselten Raubthiere gleich neben dem Altar lauerte, hatten sie vergessen.

Pio aber wandte sich in der Thür noch einmal um und erhob drohend die Faust.

Nun schritten sie den Weg dahin, den Pio vor wenig Stunden gekommen.

Die Sonne stand tiefer, und ihre gelbe Scheibe sank am weißlichen Himmel langsam herab zum reglosen Meer. Aber die Gluth war nicht abgemindert, nur weniger trocken erschien sie. Die Gräber um das Castell athmeten schwüle Düste aus. Es war, als kämen aus den Rissen der verdorrten Erbschollen giftige Dünste empor, als stöbere ein häßlicher Geruch auf, wenn die Erbkrumen unter dem schreitenden Fuß zerstäubten.

Farblos und grau war das Bild der Ebene, wie am Mittag. Aber die Sumpfwälder der pontinischen Moräste, die im Südwesten die Küste abschlossen, leuchteten in kräftigerem Grün, denn die Sonne beleuchtete sie jetzt seitwärts, ferne schütterte das wiehernde Brüllen eines Büffels durch die Lüfte.

Eine Stunde stiegen die beiden Wanderer mühsam an der steilen Felswand empor.

Da scholl wieder der Glockenton an ihr Ohr, der heut Mittag Pio wie himmlische Verheißung geklungen.

Sie hatten gerade die Höhe erreicht und standen nun schwer athmend über dem schroffen Abhang.

In ihren schweren Gedanken waren die klagenden Glockentöne die rechte Musik.

In ihren Füßen lag die Stadt, darin sie geboren waren, die ihre glückliche Kindheit und die Leiden ihrer jungen Liebe gesehen. Alles, was an Leben, Fleiß, Reichthum und Liebe darin gewohnt, war verborben und verstorben.

Zierlich und vornehm war es anzuschauen, das reizende Ninsä von hier oben, wo die Entfernung den Verfall der Gebäude verhüllte.

Und war doch nur ein Grab, ein großes, schauerliches Grab, auf dessen Stätte nie wieder Lebendiges sich heimisch fühlen konnte.

Jahre würden kommen und gehen, Jahrzehnte sich an Jahrzehnte reihen und zu Jahrhunderten werden.

Langsam würden die Dächer einsinken und die Mauern zerbröckeln, Räuberhände das Letzte hinwegtragen, was die Fliehenden zurückgelassen, endlich aber würde der Hauch des Todes, der über der Stätte schwebte, auch die Habgierigen fern halten. Die Stille des Friedhofs würde sich auf die Ruinen von Ninsä senken.

Und die Hand der Natur wird liebevoll den Friedhof schmücken. Ueber die Trümmer wird sich grünes Gerank spinnen, in goldener Gluth wird gelbe Blumenfülle aus den Mauerpalten brechen, raunendes Schilf wird die stillen Wasser durchwachsen. Das Gespinnst von Blüthen und kletternden Pflanzen wird den endlichen Verfall aufhalten, es wird schützend seine Arme legen um morsche Pfeiler und Gewölbe. Die ewig lachende Sonne wird die frommen Bilder schützen, und wenn neugierige Wanderer nach Jahrhunderten in die Kirchenreste bringen, wird ihnen fast unverfehrt noch entgegen leuchten das Gnadenbild der Santa Maria Liberatrice.

Rita und Pio schreckten auf aus ihren schwermüthigen Träumen.

Der Glockenton da unten war jäh verstummt.

War der wilde Glöckner zusammengestürzt, ergriffen vom tödtlichen Fieber? War er entflohen vor der nahen, verderbenbringenden Nacht, um in ihr nicht als der Letzte in schauervoller Einsamkeit zu sterben?

Sie wußten es nicht und würden es auch nie erfahren.

„Gottes Gnade sei mit ihm,“ murmelte Pio und bekreuzigte sich.

Nun drang kein Laut mehr aus der Tiefe zu ihnen empor. Die Hand des Priesters, des letzten Lebenden in Ninsä, hatte der Stadt die Todtenglocke geläutet.

Rita warf sich in die Arme ihres Vaters und brach in Thränen aus.

„Komm,“ sagte er sanft, „wir wollen in den Ruinen von Norba rasten bis zum Morgen. Und dann wollen wir muthig das Leben von vorn anfangen. Wir haben gesehen, daß die Liebe und der Muth selbst den Tod zu überwinden vermögen!“

Und sie schritten den walbigen Höhen zu, die sich von der Felsplatte weiter empor zogen.

Hinter ihnen versank im Abendsschatten die verlassene Stadt. Die Schleier der Einsamkeit umspannen Paläste und Kirchen, und unter ihnen träumten ihre Ueberreste fort, von Jahrhundert zu Jahrhundert.





Ida Boy-Ed.

Von

Heinrich Ceweles.

— Prag. —



Es war an einem schönen Sommertage des Jahres 1883, als ich die Frau kennen lernte, deren Schaffen mich in der Folge mit großem und steigendem Interesse erfüllte, daß ich es gern und dankbar unternehme, einige Seiten desselben zu kennzeichnen.

Wir waren von Darmstadt — Schriftsteller und solche, die es scheinen wollen — auf die Bergstraße gezogen und wurden im Hof der Schloßruine Auerbach mit einem ländlichen Fest begrüßt. Der Zufall fügte es, daß ich an dem schmalen, rohgezimmerten Tisch der schönen, stolzen Frau gegenüber zu sitzen kam. Wir waren heiter und bester Dinge, bis ein Festredner, ein älterer Herr, die Stimmung störte. Insofern nämlich, als ich darüber zu meinem nächsten Nachbar eine Bemerkung machte, die meinem deutschösterreichischen Demokraten Sinn unerläßlich schien. Aber ich kam sehr schlecht an. Die tiefgründigen Augen und der beredte Mund meines Gegenüber vernichteten mich sofort, und erst auf dem Heimwege war es mir gestattet, mich in einer längeren politischen Auseinandersetzung zu erholen. Und als dann am Abend im traulichen Kreise Dr. Goldbaum, der Wiener Publicist, mit edlen Schwung das Wort der Deutschösterreicher führte, da half er mir, ohne es zu wissen, zu vollständiger Verzeihung. Einige Wochen darauf erhielt ich ein Buch, das den Titel führte: „Getrübtes Glück“ von J. Boy-Ed, und das in der Zueignung an Dr. Goldbaum sagte:

„Wir, die wir die Melancholie und Innigkeit Ihrer Rede mit aufflammenden Seelen erfaßten, wir fühlten wohl Alle, daß wir noch andere Antwort zu geben hätten, als den warmen Händedruck und den hellen Gläserklang, eine Antwort, welche Euch draußen sagt, daß, wie Ihr Euer

Wirken dem Deutſchthum weiht, wir auch bereit ſind, Euch das Beſte hinzugeben, was wir vermögen. Was nun kann ein beſcheidener junger Autor Anderes geben, als ſein Buch, das ihm, ſo lange er ehrlich daran ſchuf, das Beſte dünkte, was ſein Kopf und ſein Herz vermöchte. Allen denen, welche in öſterreichiſchen, magyariſchen und czechiſchen Landen deutſch ſind, weihe ich es und lege es Ihnen, als dem damaligen Repräſentanten derſelben, in die Hand.“

In der Thatſache, wie in den Worten dieſer Widmung liegt ungemein viel Charakteriſtiſches für die Frau und für den Schriftſteller, was ich in all ihren ſpäteren Werken, in ihrem ganzen Weſen, wie ich es nachher kennen lernte, beſtätigt fand. Ida Boy-Ed iſt keine Politikerin, ſie will es nicht ſein, weil ſie Politik für eine Männerbeſchäftigung hält; ſie will den Frauen nur geben, was der Frauen iſt. „Denn jede Frau,“ ſagt Fanny Förſter, die Heldin des gleichnamigen Romans, des beſten, den Frau Boy-Ed geſchrieben, „wird, wenn ſie durch Verhältniſſe gezwungen und durch Anlage befähigt iſt, aus der Stille des Hauſes herauszutreten, immer zuletzt irgendwo ſcheitern, und zwar nicht an Mangel von Verſtand, ſondern an Ueberſchuß von Gefühl. Es kommt immer einmal eine Stunde, wo das Herz ſie blind und ungerecht macht.“ Und weiter kennzeichnet ſie ſich in dieſer Richtung mit Fanny Förſters Worten: „Mein Patriotismus iſt der eines Frauenzimmers. Ich liebe meinen Kaiſer und ſein Haus: meine Raſſe iſt allezeit offen für Zwecke, die der allgemeinen Wohlfahrt dienen. Und wenn Deutſchland kleiner würde, möchte ich nicht mehr leben; aber die Regierungsgeschäfte von irgend einem Standpunkt rechts oder links zu bekritteln und zu verbeſſern, fühle ich mich nicht berufen.“

Das Bergedorfer Kind, das mit zwölf Jahren nach Lübeck überſiedelt, dort, kaum herangewachſen, einen Großkaufmann heirathet und nun in hanſeatiſcher Welt und Geſellſchaft auch ſeine geiſtige Häuslichkeit einrichtet, kann nicht wohl anders denken und fühlen. Aus den angeführten Widmungsworten, wie aus dem Geſtändniß Fanny Förſters ſpricht eine, ich möchte ſagen, ſchmerzliche Vaterlandsliebe. Aber die Widmung zeigt mehr. Sie verbannt, wie alles Beſte, was Frauen und Künſtler thun, ihre Entſtehung einem augenblicklichen Impuls. Der nationale Geſichtskreis der Hanſeatin hat ſich mit einem Mal erweitert; mit der ihr eigenen Wahrhaftigkeit, die ihr Leben und Streben durchdringt, erkennt ſie es und beeilt ſich, es zu geſtehen, nein, es zu verkünden.

So zeigt ſie ſich auch in der Folge. Wahrhaftigkeit ſpricht aus ihren Werken. Oft giebt ſich in ihnen ein höher geſpanntes, aber niemals ein falſches Gefühl kund; oft ein Ueberſchwang, aber niemals eine Entſtellung, Dichtung, aber nicht Erdichtung. So iſt ſie auch in ihrem Leben, ſoweit ich ſie kennen gelernt habe, eine Fanatikerin der Wahrhaftigkeit, die im perſönlichen Verkehr das eine Mal mit Wärme überſtrahlt, das andere Mal mit Strenge abſtößt, nicht nach Laune, ſondern aus Erkenntniß, zunächſt dem Impuls gehorchend und dann mit Beſonnenheit und Bornehmheit

nachprüfend, dann mit gleichmäßigem Herzen festhaltend oder leicht verwerfend.

Sie ist keine Politikerin und will keine sein — das erkennt man auch aus ihren Novellen und Romanen. Nicht um die Breite und Weite der Weltübersicht — wie Spielhagen sich ausdrückt — ist ihr zu thun, nicht um dem Jahrhundert und Körper der Zeit einen Abdruck seiner Gestalt zu zeigen. Ihr Geist hat sich mit einem Pauschalgefühl für das Große, Allgemeine abgefunden und geht nun liebevoll daran, sich in das besondere Schicksal zu versenken. Im Sinne strengster ästhetischer Observanz sind daher alle ihre Romane eigentlich Novellen, wie es auch die Romane Maupassants, Marcel Prevosts, Bourget's und anderer Franzosen sind. Nur scheinbar macht ihr erster Roman, „Männer der Zeit,“ eine Ausnahme davon. Sie mag wohl die Absicht gehabt haben, ein Panorama des Elends aufzurollen. Im ersten Capitel entwirft sie eine ergreifende Schilderung des Jammers in einer wüstenhaften Stube, in der eine Mutter mit ihren vier Kindern zu dem Entschluß getrieben wird, sich und ihre Kinder durch den Tod vor dem Aeußersten zu retten. Das Capitel ist meisterhaft geschrieben, der Aufschrei eines von Menschenliebe erfüllten Herzens. Der älteste Knabe dieser vier Kinder wird gerettet, seine ganze Jugendzeit, wiewohl er in beste Hände kommt, liegt unter dem Druck der schrecklichen Katastrophe, in seinem Busen stürmt es, er will die Welt ändern und bessern, und schließlich stellt es sich heraus, daß er gar kein Socialreformer, sondern ein Dichter, ein echter Dichter ist. Und so, genau so geht es der Verfasserin. Offenbar aufgeregt durch den Vorfall, der an den Stätten der höchsten Cultur alltäglich geworden ist, greift sie mit pochendem Herzen und glühenden Wangen zur Feder, um die Welt aufzurufen; aber indem sie schreibt, verdickeht sich ihr Interesse von all den Armen und Elenden auf den Einen, vom Welten-schicksal auf Menschenloos, der Zug ernstester Gedanken wird durch die spielende Phantasie durchbrochen, die Herzen all ihrer jungen Menschen verlangen gebieterisch ihr Recht — aus dem Socialreformer ist ein Dichter geworden.

In allen späteren Werken ist sie schon unbeirrt, klar über sich selbst, über ihr Wollen und Können vorgegangen. Sie bleibt in der Welt des Herzens, in dem Milieu, das sie kennt. Sie ist vielgereist, sie ist in ganz Deutschland und Italien zu Hause; sie verkehrt als die reiche Hansseatin in den vornehmsten gesellschaftlichen Kreisen, als die Schriftstellerin von Beruf und Ruf ist sie in der Gesellschaft der Schriftsteller, in den Werkstätten der Maler heimisch. Aus diesen Sphären greift sie ihre Menschen heraus, die Verhältnisse, die Sprache und Denkweise dieser Leute zeichnet sie mit den sichersten Strichen.

Stellen wir einmal diese Werke der Reihe nach vor uns auf. Das erste ist die Novellen-sammlung „Ein Tropfen“ (1882). Dieser folgt „Gestrübtes Glück“ (zwei Novellen 1884), „Männer der Zeit“ (Roman in

3 Bänden (1885), „Seine Schuld“ (Roman in 2 Bänden 1885), „Dornenkronen“ (Roman 1886), „Masken“ (Roman 1886), „Abgründe des Lebens“ (drei Novellen 1887), „Die Unversuchten“ (Roman 1887), „Ich“ (Roman 1888), „Fanny Förster“ (Roman 1889), „Aus Tantalus Geschlecht“ (Roman in 2 Bänden 1890), „Nicht im Geleise“ (Roman in 2 Bänden 1890), „Ein Kind“ (Novelle 1892), „Malergeschichten (Psychologische Studien 1892), „Empor“ (Roman 1892), „Rahel und Lea“ (Roman 1893), „Sieben Schwerter“ (Roman 1894), „Sturm“ (drei Novellen 1894), „Werbe zum Weibe“ (Roman 1894).

Eine imposante Reihe für eine Frau, die eben vierzig Jahre alt geworden ist, der es nicht ohne Kämpfe möglich wurde, sich der Feder zu widmen, und die dabei nicht nur Zeit findet, eine hingebungsvolle Mutter und eifrige Hausfrau zu sein, sondern auch mittendrin im Kunstleben ihrer Stadt zu stehen, Berichte über Theater und Musik zu schreiben, die von glücklichstem Einfluß für Lübeck sind und nicht wenig dazu beitragen, daß die etwas abseits oder mehr für sich gelegene Hansestadt in den regen Zug deutschen Geistes wieder mit lebhafterer Färbung eintritt.

Ida Boy-Ed behandelt in jedem Roman, in jeder Novelle eine Herzensfrage. In ihrem Stoffe, in der „ungewöhnlichen Begebenheit“, die sie erzählt, offenbart sie eben so viel Anschauung als Phantasie; aber der Roman als solcher ist ihr Nebensache, und damit erhebt sie sich über die Fülle weiblicher und männlicher Erzähler: sie macht die psychologische Realistik familienblattfähig. Ihre Probleme liegen nicht auf der Hand, vielmehr rühren sie an das Geheimste und Heikelste; aber sie versteht es durch das Tactgefühl der Frau, das sich mit der Kunst des Schriftstellers verbindet, auch kuscheln Ohren Alles zu sagen, was in der deutschen Sprache oft nicht leicht ist. Der Roman ist ihr der Rahmen für den zu untersuchenden Charakter, das Beispiel für die These, die sie aufstellt. Fast alle ihre Romane haben ein deutlich ausgesprochenes Programm, ohne daß sie im Geringsten lehrhaft wären.

In dem Roman „Masken“ läßt sie ihren Helden sagen: „Man trifft in der Gesellschaft keinen Mann und kein Weib mehr, die nicht eine Maske tragen. Und mehr noch, sie, die selbst zu unfrei oder zu häßlich sind, um sich ohne Maske zu zeigen, sie verbieten es auch Anderen, natürlich zu sein, sie verbieten es entweder durch Verleumdung oder durch Unglauben. Durch Verleumdung, indem sie dem freien Gesicht, der ehrlichen Gestalt allerlei Makel anheften; durch Unglauben, indem sie achselzuckend die Natur des Andern für eine Maske nehmen, hinter der sich das als Fehler birgt, was die Maske als angenehme Eigenschaft zeigt. Naive Wahrhaftigkeit erscheint ihnen als unweibliche Impertinenz, frohe Lebenslust als gierige Vergnügungsmuth, ein heiteres Lachen als Berechnung, um schöne Zähne zu zeigen. Ja, die Lebensumstände, an denen die Person selbst doch unschuldig ist, werden ihr als Verbrechen angerechnet: ein alleinstehendes Weib, mit oder

ohne Duenna, verwittwet, geschieden, unvermählt, erscheint ihnen a priori abenteuerlich, — und sogar an die Schönheit glaubt man nicht . . .“

„Dornenkronen“ erläutert sie in einer Art Selbstbekenntniß: „Wir, die wir in der Schönheit und Poesie unsere Arbeit haben, sollen nicht glücklich sein. All die stolzen Wonnen, welche wir in seligen Schöpfermomenten oder wenn der Beifall zu uns dringt, erleben, all die Wonnen müssen wir mit tausend Bitternissen bezahlen. Wir sind mehr als andere Menschen den Stürmen der Leidenschaft ausgesetzt, wir straucheln vielleicht öfter, denn der Dämon Augenblick hat viel Gewalt über uns. Aber Eins kann und soll uns in jeder Lebenslage Adel verleihen: das unererschütterliche Festhalten und Emporklimmen an dem Panier unseres Berufs. Und wo schon wir Männer schwer an der Goldlast des Genies tragen, wie unsagbar viel schwieriger muß sie für Euch Frauen sein. Einer hat Euch verstanden, und der sagt:

„Viel Kronen giebt es, dunkle, dornenvolle,
Die Gott den Kindern dieser Erde lieh;
Die schwerste doch, mit der der Herr im Grolle
Ein Weibeshaupt bekränzt, ist das — Genie.“

In einer ihrer ersten Novellen, „Die Gewaltigste“, erscheint ihr auch in Herzensfragen die Pflicht nicht nur über der Liebe stehend, sondern sie auch ersetzend. Gleich in den Anfangssätzen dieser Novelle stellt sie das Verhältniß fest: „Pflicht ist die Unfreiheit unseres Willens in einer bestimmten überkommenen oder freigewählten Lebenslage. Nur die Liebe befähigt einen Menschen, die Unfreiheit freudig zu ertragen; glücklich also die, welche ihre Pflichten mit Liebe erfüllen können, elend die, welche sie ohne Liebe erfüllen müssen — am elendsten aber die, welche ihre Pflicht gar nicht erfüllen. Ein täglicher Aufwand von moralischer Kraft ist oft ein größeres Heldenthum, als die rohe Tugend des Muthes, der, auf das Bewußtsein physischer Kräfte gestützt, in gefährlichen Augenblicken scheinbar übermenschlich Großes leistet; aber es ist ein stilleres Heldenthum, meist gar ein unerkanntes, doch nie ein unbelohntes. Denn die Pflicht segnet mit heimlichem Segen, die ihr dienen, sie, die ehern Schreitende, die Unerbittliche, die Erhabene, die Gewaltige . . .“

Wie sie dieses Gesetz der Pflicht in diesem und in anderen Werken aufstellt und versteht, so geht sie in's Allgemeinere in ihrem Romane „Ich“, wo der schrankenlosen Zucht des Bankiers Gustav Mesmer und seiner Frau die pflichtgemäße Arbeit und Aufopferung seines Bruders Albert gegenübergestellt werden. „Euer Ich ist der Gott, um den Ihr tanzt. Man sagt Einem von Euch: ‚Opfer Etwas!‘ und er schreit: ‚Ich nicht, der Andere kann Opfer bringen! für mich das Vergnügen, die Sorglosigkeit, der Reichthum, die Freiheit, die heimliche Sünde — ich, ich, ich will leben auf einem großen und bequemen Platz!‘ Das ist Eure Begierde, Euer Streben, Eure Moral! Und wenn der wilde Tanz zu Ende ist, am Rand des Abgrunds, so giebt es keinen Halt! Der Göze hilft Euch nicht, er

sigt ja in, nicht außer Euch; er fällt mit! Und in der Tiefe Eures Falles wird eine ungeheure Leere und Wüsthcit um Euch sein, denn die, welche nur ihrem Ich dienen, haben im Elend keine Freunde!" — Ein vornehmes Meisterstück realistischer Schilderung ist, wie wir bei dieser Gelegenheit bemerken wollen, in dem genannten Roman das Sterben der Frau, die aus Verzweiflung über den Bankbruch ihres Mannes einen Selbstmord begeht, indem sie Atropin nimmt, das sie sonst zur unnatürlichen Vergrößerung ihrer Augensterne verwendet hat.

Auch in einem anderen, früheren Roman, „Seine Schuld“, ist es die kleinliche Form der Schucht, die Eitelkeit, welche den edel angelegten Helden Verderben über die bringen läßt, die er liebt. „Wer die leere, gierige Eitelkeit in seinem ganzen Herzen fühlt, gehe hin in eine Wüste, denn er ist unter den Menschen ein Todter, unter Arbeitenden ein Zerstörer, unter Warmen ein Gletscher.“

Von der künstlerischen Behandlung solcher allgemeinen ethischen Gesetze schreitet Ida Boy-Ed zur Vertiefung in die Einzel-Seele, zur Lösung von ganz individuellen Problemen des Herzens empor, denen sie durch ihre scharfe Beobachtung und durch oft packende Wahrheit, die den Beweis liefert, daß sie in fremder Seele so gut zu lesen versteht, wie in der eigenen, allgemeine Gültigkeit verleiht. In der großen Zahl ihrer Novellen und Romane entwickelt sie eine erstaunliche Anzahl von Fällen; in der subtilen Verfolgung aller Querzüge menschlicher Regungen erreicht sie ihren höchsten künstlerischen Stand.

Da ist der „alte Randolph“, dessen Altersschwäche mit selbstentäußernder Kindesliebe gezeichnet wird (die Novelle ist von Paul Henze in den Novellenschatz aufgenommen worden); da sind, um nur eine aus den sieben psychologischen Malergeschichten zu erwähnen, Erik und Theresia, die sich lieben und doch aneinander vorbeigehen, weil Beide, schon einmal getäuscht, nicht den Muth haben, an die Wahrheit und Kraft ihrer Liebe zu glauben; da ist Egggestorf (in der Novellensammlung „Sturm“), der nach dem Tode seiner geliebten Frau die niedererschmetternde Entdeckung von ihrer Untreue macht und nun nicht weiß, welcher von den drei Söhnen ihm fremd ist; da ist Anny Beyer, die alte Jungfer (im Roman „Empor“), die ihr Geschick in folgender Klage darlegt: „Wer mir das Leben mit seinen Ungerechtigkeiten erklären wollte! Wer mir sagen, woher die Menschen das Recht zu ihren Grausamkeiten hernehmen! Die Liebe heißt es, die große Leidenschaft, ist das Erhabenste und Höchste unter der Sonne. Im Theater weinen sie über Medea und Sappho und Brunhild, und seit es Menschen giebt, giebt es eine Dichtung, welche das unglücklich liebende Weib verklärt und Thränen für sie findet. Aber im Leben, in der harten, poesie- und mitleidslosen Wirklichkeit lastet der Fluch der Lächerlichkeit auf dem vergeblichen Empfinden. Das Herz, das sich in hoffnungsloser Leidenschaft verzehrt, wird verspottet, und nur vielleicht der Jugend, der Schönheit und

dem Reichthum werden mildernde Umstände zugebilligt. Wenn die Welt wüßte, daß Anny Bower, die arme, alternde Anny Bower, ihre Nächte durchzittert vor Verlangen . . .“

In der Novelle „Das Kind“ geräth der Mann in einen grausamen Zwiespalt zwischen Liebe und ihrem naturgesetzlichen Zweck; die „Unversuchten“ (in dem gleichnamigen Roman), die Gräfin Allmer und ihre Schwester Fanny verstehen nicht, daß die Liebe Alles verzeiht und Alles überwindet, was aus Liebe gesündigt war, und haben nie Erbarmen und Vergebung für die Leiden und Fehler eines Lebens, weil sie nie in Versuchung wären, weil sie nie „Geschichte in sich erlebt, Erschütterungen, weite lange Traurigkeiten, blitzartige Beglückungen.“ Da sind Alfred und Gerda, die „Nicht im Geleise“ bleiben, zwei Menschen, die nicht ohne einander leben können und die es doch nicht verstehen, mit einander zu leben.

Tragisch erscheint ihr die Liebe der reifen Frau, deren Herz weicherer und mächtigerer Empfindungen fähig ist und die schließlich doch — sei es aus eigener Wahl und Erkenntniß, sei es durch den grausamen Zwang des natürlichen Entwicklungsganges — hinter dem jungen Mädchen zurückstehen muß. Eine solche Frau ist Marianne in der Erzählung „Ein Tropfen“, ist die Comtesse Hanna Sklo in „Seine Schuld“, Lydia in den „Unversuchten“, Medora in „Männer der Zeit“, insbesondere aber Fanny Förster. Hier in dieser Gestalt wirkt die Tragik am stärksten und reinsten, weil Fanny Förster eine durch und durch harmonische, kerngesunde Natur ist, keinen Tropfen Sentimentalität im Blut, ohne die gereizten Nerven der Uebercultur.

Mit dem Reichthum an Charakteren und Schicksalen, mit der Fülle der Phantasie verbindet sich in den Werken unserer Schriftstellerin eine Menge von Beobachtungen und treffenden Worten, die in jedem Capitel eingestreut sind. Wir wollen uns auf einige wenige Beispiele beschränken. In „Empor“ warnt sie vor dem Leichtsinne des Wortes, „an dem von hundert Menschen neunzig kränken. Getragen von einer zornigen oder ungeduldbigen Stimmung, von einer häßlichen oder liebevollen Aufwallung, entflieht vielleicht ein böses oder ein gutes Wort den Lippen. Es verweht wie der Wind, es ist schon vergessen, fast ehe es erklang. Es war nicht so böse, und es war nicht so gut gemeint.“ Ein scharfer Vorwurf trifft die Indiscretion der Männer, die diesen Fehler so gern als weiblich bezeichnen: „Gab es einen Mann, der einmal nicht indiscret wurde über ein Weib, das ihm nahe stand? Dieses verächtliche Laster ist ein Fluch des starken Geschlechtes. Ein Mann nimmt das ganze Herz, das ganze Leben, die ganze Ehre einer Frau als Opfer an, und bei irgend einer Gelegenheit verräth er sie dafür an einen guten Freund, eine gute Freundin, an eine neue Liebe. Ein Mann begreift nie, daß sein Lieben, ob vor oder in der Ehe, ein Theil auch seiner eigenen Seele ist, den er Niemand preisgeben darf, nicht einmal seiner Mutter. Und wie bezeichnend: das älteste

deutsche Heldenlied weiß vom Reden Siegfried schon das Gleiche zu erzählen. Dieser Held und Mann, den zahllose Monumentaldichtungen preisen — er geht hin und verräth das Weib, das er besessen, an ein anderes Weib — verräth es im Laster der Indiscretion, welche ein schlimmerer Verrath ist, als der durch physische Treulosigkeit“ („Eine Tragödie“). Zur Ehrenrettung Siegfrieds — nicht der anderen Männer — müssen wir dagegen einwenden, daß Brunhild sich ihm ja nicht in Liebe hingegeben hat.

Bemerkungen über die Frauen finden sich besonders reich in „Fanny Förster“. Sie warnt die Frauen in der socialen Bethätigung davor, daß sie „die Pflicht, zu begreifen“, nicht verwechseln mit der „Pflicht, zuzugreifen“; „es giebt Schwächen, welche einem Weibe besser stehen, als starre Tugend“; „der Wahn, nicht verstanden zu sein, ist bei den jungen Frauen ein Durchgangsstadium, wie bei den Kindern das Ausfallen der Milchzähne. Zum Durchbeißen der härteren Lebenskost wächst dann ein neues Gebiß“; „der größte Reichthum aller Lebensempfindungen überwältigt die Frau, wenn sie hört, daß sie geliebt wird, dieser Augenblick erhebt sie zur Königin der Schöpfung und reicht ihr immer wieder die Krone der Jungfräulichkeit zurück.“

Wenn auch der moderne Mensch stets der Mittelpunkt ihrer Erzählung ist und der Fluß derselben zuweilen eine pathetisch sententiöse Färbung annimmt, vergißt sie doch niemals den Zusammenhang mit der Umgebung und malt oft Stimmungs- und Naturbilder von realisiertem Zauber. So in „Seine Schuld“ die Heimkehr Herberts in die kleine Provinzstadt, in der seine Mutter gestorben, oder in „Ich“ die Todespracht des Herbstes im Berliner Thiergarten, oder den Mondausgang im Flachland in „Fanny Förster“ oder den Abend in der Weltstadt in „Erpropriirt“. Und nicht minder kommt auch in tragischen Erzählungen der Humor zu seinem Recht: mit inniger Freude blickt sie immer wieder in die Kinderseele, mit lebenswürdiger Ueberlegenheit zeichnet sie den jungen Offizier in den „Unversuchten“, mit treffender Charakteristik den Blaustrumpf Lucy von Grävenitz in „Fanny Förster“, die Romanschreiberin, die in der Schrift wagt, was ihr das Leben versagt hat, und die gern Anderen zu Romanen verhelfen möchte, welche sie selbst nie erleben konnte. Was für Prachtmenschen sind in „Seine Schuld“ der Maler Stephan, die bezwingend natürliche Lilly, der alte Atelierdiener Möhling, ein würdiges Seitenstück zu dem „Bär mit sieben Sinnen“ in Spielhagens „Hammer und Amboss“.

Indem wir unseren Versuch über einen unserer besten Erzähler hier abschließen, freuen wir uns, damit nur ein Denkzeichen auf die Höhe gesetzt zu haben, welche Ida Boy-Ed heute erreicht hat. Sie steht in der Vollkraft ihres raschen Schaffens, jedes ihrer Werke wirbt ihrer Kunst, der reichen Phantasie, dem Glanz ihrer Sprache, der Tiefe ihrer Empfindung neue Anerkennung, und sie gehört zu den wenigen modernen Schriftstellern, die dem litterarischen Deutschland auch in der Fremde Geltung erringen helfen.



Italienische Skizzen.

Don

Alexander Swientochowski*).

— Warschau. —

(Schluß.)

VII.

Das italienische Rom.



Unter den sieben Hügeln des alten Roms ist dem quirinalischen die geringste Rolle zugefallen. Das Schicksal hat ihm nun diese Zurücksetzung entgolten, denn heute bildet gerade er die Hauptkuppel des italienischen Einheitsgebäudes. Der apostolische Palaß, wo die Päpste ihren Sitz hatten und die Cardinäle die Papstwahl vornahmen, ist nunmehr zum Königsschlosse umgebildet; von seinem Balkon aus werden wahrscheinlich nie mehr die Nachfolger Petri, sondern eher Victor Emanuels Nachfolger dem Volke verkündigt werden. Das Königsschloß ist ein oblonges, ziemlich einfaches Gebäude, welches durch sein Aeußeres und seine Umgebung einen Monarchen vermuthen läßt, der den Luxus nicht liebt und nicht durch Schrecken regiert. In der That, wenn wir aus dem Volke denjenigen Theil ausschließen, welcher aufrichtig oder auch nur scheinbar fanatisirt ist, so werden wir auf Schritt und Tritt wahrnehmen, daß dieses Volk die königliche Familie wirklich liebt: den König wegen seiner Nachgiebigkeit in constitutioneller Beziehung, die Königin ob ihrer Sanftmuth, und ihren Sohn wegen seiner Höflichkeit. Ich habe wiederholt gesehen, wie der blutjunge Thronfolger mit Hast im Wagen den Hut herabzog, um für die ihm geltenden Grüße nicht zu spät zu danken. Trotz des Vorfalls mit jenem Verrückten, der ein Attentat auf das Leben des unschuldigen

*) Aus dem Polnischen von Malwina Posner-Garfein.

Humbert versuchte, trotz der tobenden revolutionären Agitationen, erfreut sich das Königspaar einer allgemeinen Sympathie und Sicherheit. Wäre jener Passante keine Ausnahme, so würde es Margarethe nicht wagen, während der Armeeerue im Wagen unter den Volksmassen zu bleiben, ohne sich durch ein bewaffnetes Schutzgeleit von der Menge trennen zu lassen. Ich trat mit den Anderen näher und sah in ihr Antlitz: ein aufrichtiges Lächeln glitt über das schöne Gesicht. Dasselbe Lächeln gewahrte ich unter dem buschigen Schnurrbarte des Königs Humbert. Glücklich sind Völker, deren Monarchen friedlich lächeln; und obschon allgemein behauptet wird, daß die leisen Stimmen der Gefühle der Unterthanen zum Throne nicht emporsteigen, so glaube ich dennoch, daß der Thron alle diese Laute vernimmt, welche Zufriedenheit in der Luft erzittern läßt. Vor dem Quirinale befinden sich zwei antike Gruppen: Pferde, durch zwei Kraftmenschen gebändigt. Das war ein treffliches Symbol für die päpstliche Regierung, für die heutige — ist es jedoch ein Anachronismus. Sonderbar erscheint mir diese Widerspenstigkeit des italienischen Republicanismus, der, nachdem er die Zügel aus der Hand der Monarchie gerissen hat, nunmehr frei einherrscht, nur dann haltend, wenn es gilt, einen aus dem Sattel geworfenen Reiter zu zerstampfen. Worum geht es ihnen eigentlich? Wirklich, nur um ein Wort, um die Umtaufung des „Königthums“ auf „Republik“. Denn kein Präsident kann in seinen Rechten mehr Einschränkungen erfahren, als der König von Italien. Wie immer auch der Titel klingt — das ist das Wenigste. Würde der Aufklärungsminister „Papst“ heißen, wir wären ja alle Papisten. Und wenn wir sogar der Besorgniß der Republikaner um die Zukunft Rücksicht zollen, um die Zukunft, in der vielleicht die bisher schlichte Krone Italiens auf Kosten der Constitution sich reicher mit Macht wird ausstatten wollen, auch dann müßten wir einsehen, daß die Krone vom Haupte des Anführers während des Kampfes gegen den gemeinschaftlichen Feind herabzunehmen, wenigstens — Mangel an Ueberlegung ist.

Er muß auch manch' traurige Stunde haben, Humbert, insbesondere dann, wenn er von den Fenstern seines Schlosses auf die Mauern des Vatican's schaut, auf diesen Keil, der, gerade in das Herz Italiens eingetrieben, dasselbe immerwährend spaltet. Rom ist des Königs Residenz, und dennoch muß er sie mit einem gefährlichen Prätendenten theilen und darf daselbst keinen fremden Monarchen aufnehmen. Es ist bekannt, daß der österreichische Kaiser bis zur Stunde seinen Nachbar nicht besucht hat um gleichzeitig, der politischen Etikette zufolge, dieses Nachbars Gegner nicht besuchen zu müssen. Das sind jedoch Nothwendigkeiten, die nur Menschen, welche die Resultate des sich vollziehenden Wechsels nicht abwarten wollen, unwillig machen können. Wenn Italien in Zukunft den Weg, der sich heute als allein wahrscheinlich darstellt, geht und wenn Europa zu neuen Kreuzzügen nicht aufbricht, so werden die Nachfolger Pius' IX. ihre

Unfehlbarkeit vergessen, und indem sie den Fehler ihres Vorgängers: den Drang nach weltlicher Herrschaft, verbessern, die Komödie der „freiwilligen Gefangenen“ aufgeben. Noch lange werden sie in dem Wahne verharren, daß der Vatican ihre St. Helena-Insel, sie selbst die Napoleone der katholischen Armee und die Könige von Italien Hudson Lowes seien; nach und nach werden sie jedoch begreifen, daß sie nur Fürsten eines religiösen Monaco sind, welche Gewinnste aus dem Roulettespiel der europäischen Diplomaten ziehen. Wenn ich Humbert wäre, wenn ich die Sorge um meinen Sohn und seine Nachkommen im Herzen trüge, ich würde mir sagen: „Ich schwimme nicht gegen den Strom, jene da werden ihn nicht zurückhalten; unser Aller Lebensschiff wird von dem Zeitströme getragen, und wenn dieses Italiens letzten König in die Fluth wirft, so wird es an seiner Statt keinen Papst aufnehmen, denn dieser schwimmt in einer entgegengesetzten Richtung.“ — Italiens Thron kann stürzen, doch nicht, um dem päpstlichen Throne den Platz zu räumen; Rom kann ohne Monarchen bleiben, doch dem Vatican wendet es sich nicht mehr zu. Das Sprichwort: kein Prophet gilt in seinem Lande findet hier eine ganz besondere Bestätigung. Denn während der Papst außerhalb der italienischen Grenze die Würde des Stellvertreters Gottes noch behalten hat, ist er bereits in Rom nichts mehr — als Mensch. Diese Thatsache hat Bismarck klar aufgefaßt, denn als man ihm die Unannehmlichkeiten vorstellte, die entstehen könnten, im Falle Leo XIII. nach Deutschland überriedeln würde, äußerte er: „Im Gegentheil, wenn ihn unsere Katholiken von der Nähe sehen und sich überzeugen werden, daß er wie andere Leute ist, daß er schläft, ißt, raucht, niest, hustet, — so werden sie in ihrem Eifer nachlassen und uns nicht mehr so heftigen Widerstand leisten!“ — Das ist richtig. Die moralische Größe des Menschen unterliegt ganz anderen optischen Gesetzen, als die physische: die Entfernung läßt sie größer scheinen.

Die Umgestaltung des päpstlichen Roms in ein italienisches Rom geht nicht mit solcher Grausamkeit vor sich, wie die Umänderung der alten Roma. Die Municipalität hat die unzähligen apostolischen Inschriften auf den öffentlichen Gebäuden unverfehrt gelassen. Diese Toleranz, die doch stets das Kennzeichen der Kraft ist, gefällt mir gut. Sie bezeugt, daß die Sieger an den Besiegten weder Rache üben, noch dieselben durch Gemalthaten zu vollständiger Ergebung zwingen wollen, sondern das Endergebnis des Kampfes einer freien Reibung der Elemente überlassen. Die Regierung ist sicher, daß die Zeit die päpstlichen Zeichen von den Mauern wegwaschen wird, und deshalb schneidet sie dieselben heute nicht aus. Ich habe Rom zu der Zeit, da die Cardinäle daselbst regierten, nicht gesehen; indem ich jedoch die Beschreibungen von ehemals mit seiner heutigen Physiognomie vergleiche, glaube ich, daß es sich gründlich gewaschen, gereinigt und umgekleidet hat. Auch heute noch sieht man den Tiber entlang Bilder von Unflätigkeit, bis heute giebt es noch Straßen, die unsere Nase beleidigen,

doch giebt es auch Viertel, die sich ganz nach europäischem Brauch gestalten haben. Am schmucksten ist der sogenannte Fremdenbezirk, in der Gegend des „spanischen Platzes“ und des Corso. Der Corso — wer wünscht nicht wenigstens ein Mal im Leben, den Carneval von Rom zu sehen, diesen Carneval, welcher in brausenden Fluthen in diesem berühmten Bette dahinstürmt! Ich habe diesem Faschingsfeste nicht beigewohnt und bewundere auch seine Arena nicht. Denn derartige Straßen findet man in jeder größeren Stadt, welche große Gebäude und viel Ladenfenster besitzt. Diesen Fensterausstellungen geht aber der Hauptschmuck: schöne, originelle Localfabrikate, gänzlich ab. Neapel hat Korallen, Florenz und Venedig Mosaiken, Rom hat nichts Eigenes und zehrt von fremden Einfällen. Seine verschiedenartigsten „ricorda“ werden überall verfertigt.

Einem reißenden, breiten Strome gleich, mündet der Corso in den schönen Volksplatz, in dessen Mitte der in Heliopolis gestohlene, durch das Kreuz getaufte Obelisk sich erhebt. Eine Seite dieses Platzes ist von dem terrassenartigen Garten Pincio umgrenzt, welcher eine anmuthige Stätte zum Ruhen, Träumen und zur Betrachtung der Stadt bietet. Die Kuppeln, Thürme und Gipfel spielen wunderbar in dem Scheine des hellen Himmels.

„Rom,“ sagt G. Taine, „ist dem Atelier eines alten, ungekämmtten Künstlers ähnlich, der seinerzeit genial war, sich heute mit Unternehmern in den Haaren liegt und nicht, geziert wie die unsern, an Erfolg denkt und mit seiner Stellung prahlt. Er hat fallit gemacht, die Gläubiger haben sich wiederholt die Möbel aus seiner Wohnung geholt, aber die Wände konnten sie nicht nehmen und ließen an denselben viele kostbare Objecte zurück. Heute lebt er von den Resten, dient als Cicerone, steckt die Trinkgelber ein und verachtet ein wenig die Reichen, deren Solbi er einsammelt. Er speißt schlecht, findet aber Trost, indem er an die herrlichen Gelage zurückdenkt, an denen er ehemals Theil nahm, und verspricht sich leise, oder vielleicht auch laut, in dem kommenden Jahre die Verluste zu ersetzen. Man muß gestehen, daß nicht gerade die beste Luft in seinem Atelier herrscht, daß der Fußboden seit einem halben Jahre nicht gefegt, das Sopha durch heiße Asche aus der Pfeife versengt ist, daß ausgetretene Schuhe in den Ecken, Wurstreste und Stücke von Käse auf dem Buffet herumliegen; aber dieses Buffet ist ein Renaissancestück, jenes fadenscheinige Gewebe, welches die elende Bettmatraxe bedeckt, stammt aus dem großen Jahrhundert, und an der Wand, an welcher die Kaminröhre hervorragt, hängen kostbare Gewänder und damascenisches Schießgewehr. Eintreten muß man hier, dableiben — kann man nicht.“

In der That — das war Rom. Jedoch aus dem obigen Gleichnisse würde folgen, daß Rom auch ferner so verbleiben wird, daß in diesem schmutzigen, staubigen Atelier der alte Künstler nie mehr seine Jugend und sein Genie wiedergewinnen wird. Städte sterben wie Organismen, verlöschen wie

Vulcane; ob jedoch eines Tages aus der geronnenen Lava dieses Kraters kein üppiges Leben emporsteigen wird — wer vermag es zu deuten. Rom wird nicht sobald sterben, denn es hat eine unsterbliche Seele: Kunstschätze, wie sie in gleicher Zahl keine zweite Stadt besitzt. Von den Ketten der Jesuiten, an welchen es über zehn Jahrhunderte geschleppt hat, befreit, durch das gesunde Blut des Volkes, dessen Herr es wieder geworden, frisch belebt, kann Rom noch Jugend und Macht wieder verlangen. Es ist dies nicht mein fester Glaube, sondern nur Vorsicht in der Prophezeiung. Wenn ich jedoch meine diesbezüglichen Ahnungen enthüllen soll, so gestehe ich, daß ich oft in dem Schicksale großer Städte einen gewissen Fatalismus wahrgenommen habe. Ebenso wenig wie ich vermuthete, daß Paris die Wiege der Barbarei, Berlin die Wiege der Freiheit und Warschau die Wiege des Unglaubens sein wird, ebenso wenig glaube ich daran, daß Rom Europas Leuchte werden könne: höchstens kann es über Europa — herrschen.

VIII.

Florenz.

Auf das Arnoband aufgereiht, gleich einem prächtigen Medaillon aus der Renaissancezeit, hat Stadt Florenz, die „Schöne“, lange die Brust des zierlich gepuzten Italiens geschmückt. Ich will es heute nicht versuchen, diesen Beinamen zu rechtfertigen, obschon dieses Medaillon thatsächlich die Meisterstücke der italienischen Kunst einschließt. Denn die Zeit hat an ihm viele feine Einschnitzungen verwischt, hat es mit Schimmel überzogen und es seines Glanzes beraubt. Unberührt blieb nur die malerische Einrahmung, bestehend aus den zarten apenninischen Anhöhen, welche die Stadt umgürten. Ebenso heidnischer Abstammung, wie Rom, — denn zu Zeiten Sullas geboren, — verräth Florenz nicht durch einen Zug sein Neophytenhum. Leicht erkennbar ist nur die zweite Taufe dieser Stadt, da sie den mittelalterlichen Glauben mit demjenigen der Renaissance vertauschte und in Italien zur Mutter dieser Religion wurde. Ihr Dasein ist eine lange, wunderbar verwickelte Reihe von ergötzlichen und tragischen Erlebnissen einer Abenteuerin. Einige Jahrhunderte lang währte ein förmlicher trojanischer Krieg um diese schöne Helena. Päpste, Könige, Fürsten rissen sie sich gegenseitig aus den Händen, vermählten sich mit ihr oder schändeten sie. Aus diesen flüchtigen und immer wieder auseinander gehenden Verbindungen blieb eine zahlreiche künstlerische Nachkommenschaft zurück, die einen tiefen Eindruck auf die italienische Kunst und Litteratur übte und die noch heutzutage ihre Macht bewährt.

Die Stadt Florenz begann die Denkmäler ihrer Architectur noch in dem mittelalterlichen Dämmerlichte aufzurichten, beendete sie jedoch schon in der Morgendämmerung der Renaissance. Diese Denkmäler haben sich über-

wiegend um die Piazza della Signoria angehäuft, wo jeder Zoll eine Erinnerung birgt. An einer Seite steht der mittelalterliche „Alte Palast“ (das Rathhaus), auf dem eine noch sichtbare, obschon bereits veränderte Inschrift Christus als den „rex populi florentini“ bezeichnet; an der anderen Seite befindet sich die „Loggia dei Lauri“, ein Porticus, der ehemals zur Verkündigung feierlicher Acte vor dem Volke diente, heute die Skulpturen von Benvenuto Cellini, Johann Bolonese und Donatelli einschließt; weiter — ein großer Springbrunnen, worin Neptun vergebens das Dentzeichen jenes Feuers zu verlöschen sucht, welches der Papst vor vier Jahrhunderten entzündete. Denn hier fand der verwegene Savonarola auf dem Scheiterhaufen seinen Tod.

Auch das St. Marcus-Kloster hat sich noch erhalten, und auch die Zellen, wo der furchtbare Dominikanermönch über die Besserung der Kirche nachdachte. Zwei kleine, dunkle Winkel — man möchte sagen die verkörperten Gedanken des strengen Reformators. Indem ich sie betrachtete, mir das blutige Drama in's Gedächtniß zurückrief, fühlte ich mich in der Seele keineswegs durch Verwandtschaft, doch aber durch eine tiefinnige Sympathie zu dem Märtyrer hingezogen. Sein theokratisches Ideal schreckt zurück, doch die Aufrichtigkeit und Unbeugsamkeit seiner Ueberzeugungen reißen hin. Das Märtyrertum macht alle Helden gleich. Savonarola, Giordano Bruno, Huß — sie sind sich Alle auf dem Scheiterhaufen gleich, wir verehren sie Alle in gleichem Maße, obschon wir auch Keinen von ihnen zum Meister erküren würden. Jeder aufrichtige Gedanke ist groß, jede Verlehung desselben — eine Schandthat. Würde Savonarola heute unter uns erscheinen, oder hätten wir zu seiner Zeit gelebt, wir würden seine Schwärmereien belächeln; da er aber hiefür den Tod erlitten, so schließen wir ihn in das Verzeichniß der Heiligen der Weltgeschichte und lassen diese unverwandt auf den blutigen Fleck an den Stufen des päpstlichen Thrones hinweisen. Die über die Piazza della Signoria ausgespannte Himmelsdecke kann wohl heute den sprudelnden Quell des Springbrunnens mit eben solcher Heiterkeit betrachten, als sie vor dreihundert und etlichen Jahren den vom Scheiterhaufen aufsteigenden Rauchwellen zusah: aber ein rechtliches Menschenherz ist einer derartigen Gleichgültigkeit unfähig. Das Herz erfährt schmerzhaft Krämpfe, wirft sich herum und bricht in den Jammergeschrei aus, welchen der Anblick oder die Erinnerung eines Verbrechens ihm stets entreißen wird. Savonarola soll, so sagt man, durch ein Denkmal geehrt werden. Wie wird dieses Denkmal sein? Man wird ihn in einer begeisterten Positur aufstellen, ihm eine Papiertrolle in die eine Hand geben, die zweite emporstrecken, am Fußgestell eine aufgeblasene Inschrift anbringen, — seine Hentler aber wird man verschweigen. Mit einem Worte: man wird verewigen, was am allerwenigsten Verewigung verdient. Savonarolas Ruhm ist nicht seine Lehre, sondern sein Märtyrertum, und Denkmäler sollen ebenso eine Apotheose als auch ein Pranger sein. Nur das Christenthum hat diese

Idee wohlweislich und richtig ausgeführt: es stellt seinen Meister hauptsächlich am Kreuze dar und bewirkt dadurch, daß ihn sogar diejenigen verehren, die nie seine Befenner waren, oder es nicht mehr sind. Würde man den gekreuzigten Jesu aus den Kirchen entfernen, man würde die Hälfte derselben schließen müssen.

Vielleicht aus diesem Grunde steht der florentinische Dom und zumal die S. Croce-Kirche, welche Tempel überhaupt auch die Stätten des Papismus sind, so leer. Beide sehen aus wie Zebiras, — schwarz und weiß gestreift. Der Dom gehört zu den großartigsten Denkmälern der italienischen Gothik, und seine Kuppel diente dem Michel Angelo als Muster zur St. Peter-Basilica. Der Dom hat bis heute keine Fassade, was seine äußere Pracht bedeutend beeinträchtigt. Ihm gegenüber befindet sich das sogenannte Battisterio, eine Kirche räthselhafter Herkommen, durch den Bau an das römische Pantheon erinnernd. Die drei Pforten des Battisterio sind in der That Meisterwerke in Basrelief aus Bronze.

S. Croce bildet eine Niesurne, enthaltend die Asche oder wenigstens die Denzzeichen des einstmaligen Ruhmes Italiens. Hier befinden sich am zahlreichsten die Grabstätten der großen Geister wie Dante, Macchiavelli, Michel Angelo u. Hier sind auch die polnischen Sarkophage zu finden. Einer derselben (Frau Skotnica gewidmet, wenn ich mich recht erinnere) stellt ein Weib dar, das händeringend, verkümmert, tief gebeugt dasitzt. Es ist dies vielleicht der sprechendste Grabstein, den ich je gesehen. Er athmet so viel tiefe Verzweiflung, so viel innigen Schmerz, wie nur überhaupt das Unglück faßt.

Auf dem Plage vor der Kirche befindet sich ein kolossales Standbild von Dante. Habt ihr auch gut dieses hagere, häßliche, weichliche Antlitz betrachtet, welches mich zuweilen an die alten Sibyllen, zuweilen an alte böse Weiber erinnert? Ich vermag in Voltaires Affengefichte Wit, in Kant's schmalen Kopfe Genie, unter Sokrates' Larve Sanftmuth zu entdecken; jedoch aus Dantes welkem, spitzem, kaltem Antlitz feurige Phantasie zu lesen, vermag ich nimmermehr. Und würde irgend ein Zweifel betreffs der Urheberchaft der „Göttlichen Komödie“ bestehen, ich würde der Erste sein, der sich auf die Liste der Argwöhnischen einschreiben ließe. Der Adler, welcher auf dem Standbilde Dante eine Feder reicht, scheint mir einem grimmigen, alten Weibe eine Stricknadel zu reichen. Die abstoßenden Züge des großen Künstlers haben mich in solchem Maße auf Schritt und Tritt, in Galerien, Kirchen, Ausstellungen verfolgt, daß mir der Muth fehlte, seine Wohnung zu besuchen. Michel Angelo ist auch häßlich gewesen — hervorragende Backenknochen, eine flache Nase, ein krummer Mund — und doch sah ich mit Vergnügen in seine Züge und besichtigte eifrig alle seine Portraits in der kleinen Galerie des Hauses Buonarrotti. Sonderbar; der männliche Michel Angelo fühlte sich zu den Frauen nicht besonders hingezogen, — Dante mit seinem Frauenantlitz sehnte sich im

Himmel, im Fegfeuer und in der Hölle nach seiner Beatrice, die, wenn sie überhaupt gelebt hat, aus Angst, einem solchen Liebhaber anzugehören, gestorben ist. Es hört jedoch auf sonderbar zu sein, wenn wir voraussetzen, daß Beatrice aller Wahrscheinlichkeit nach nie gelebt hat, daß der Dichter nur zur Idee in Liebe entbrannte und ebenso durch die Liebe, wie durch die Hölle oder den Himmel gegangen ist. Er spielte eine göttliche Komödie.

Gleichen Alters mit den genannten Denkmälern der Architektur sind die herrlichen Paläste der florentinischen Patrizierfamilien — der Orsini, Strozzi, Pitti und anderer päpstlicher Blutsverwandten. Jeder ihrer Steine athmet Stolz und Kraft. Man gewahrt, daß diese Bauten nicht von Menschen errichtet worden sind, die der allgemeinen Wehrpflicht oder einer obligaten Schulpflicht unterlagen oder vor Parlamentsbeschlüssen die Stirne beugen mußten. Am großartigsten hat sich der Palast der Pitti an dem terrassenartigen Garten der Boboli ausgereckt; eine schwere, mit Verachtung auf ihre Umgebung herniederblickende Masse, die ein berühmter Aesthetiker als den strengsten Ausdruck der privaten Baukunst bezeichnet hat. Hart am Flusse liegt die Galerie degli Uffizi — der einzige Schmuck des Strandes. Denn die „Schöne“ hat sich mit sonderbarer Geringschätzung mit dem Bande des Arno umgürtet. Die Häuser der einen Seite haben ihm nämlich den Rücken zugekehrt und lachen höhnisch die Zuschauer der anderen Seite mit der ganzen Häßlichkeit ihrer Geheimnisse an. Es ist dies, so viel ich weiß, ein einzig dastehendes Beispiel derartiger Geringschätzung. Sogar Lemberg hat die Facaden seiner Häuser der Peltew zugewendet, alle Städte strecken ihre Boulevards dem Ufer entlang aus, — nur Florenz beschimpft die linke Strandseite des Arno durch Schmutzabflüsse.

Florenz gilt noch bis heutzutage für den Brennpunkt des geistigen und künstlerischen Lebens Italiens, obgleich es von Rom langsam in Schatten gestellt wird. Was thun, die Musen ändern ihre Sitzstätten je nach der Verschiebung des politischen Gravitationspunktes. Vor dem Verfall werden Florenz zwar stets seine in Massen angehäuften Kunstschätze schützen, aber auch in dieser Beziehung bildet Rom ein zu gefährliches Gegengewicht, als daß an einen Sieg zu denken wäre. Nicht lange mehr — und Florenz ist für Italien, was Dresden für Deutschland ist: die Besitzerin reicher Galerien, die bevorzugte Zuflucht für Gelehrte und Künstler, endlich ein prächtiger Aufenthalt für Epikuräer nobler Gattung. Die ruhigen gesunden Pulsschläge seines Lebens, die Denkwürdigkeiten, Schätze, die Kunstobjecte, das sanfte, kräftigende Klima, endlich die nahe Entfernung vom übrigen Europa, werden nie ihren Reiz verlieren. Ueberdies geht der brausende, religiöse Gährungsstoff, der Rom erheben läßt, Florenz gänzlich ab, und dieses braucht weder seine Beschaulichkeit, noch seine Kräfte in dem Kampfe der feindlichen kirchlich-politischen Elemente einzubüßen. Der Papst nennt hier

nur so viel sein eigen, wie viel ihm an Kirchen gehört. Das durch die vielhundertjährigen Kämpfe ermüdete Florenz ruht jetzt aus, obschon es nicht schläft; und selbst wenn es schlummert, so hat es auch dann Traumbilder, die eher an die lustigen Erzählungen des Boccaccio, als an das finstere Epos des Dante erinnern. —

IX.

Bologna, Genua, Turin, Mailand.

Obschon die Dauer unserer Reise sich nicht überschreiten ließ, und die Hauptstädte auch den Hauptreiz für uns bildeten, so konnten wir dennoch die berühmte Burg, wo die Anatomie und der Galvanismus das Tageslicht erblickt haben, wo Frauen die Wissenschaft von Universitätskathedern aus zu verkünden pflegten, wo ehemals unsere berühmten Vorfahren studirt haben und heut unter dem Namen des größten polnischen Dichters eine besondere . . . Akademie besteht, wir konnten diese Stadt nicht umgehen. Obgleich dieselbe ihrem Geburtsscheine nach den Zeiten der Etrusker entstammt, so weist sie dessenungeachtet keine zahlreichen Erinnerungen aus dem Alterthume auf, aber trägt im Allgemeinen den Stempel eines auffallenden Alters. Schwere, todte Häuser, auf Arcaden gestützt, leere Straßen, denen von den gesperrten Fenstern kein Leben zufließt, schäbige Kirchen, ärmliche Ladenauslagen, Mangel an irgend welchen Spuren eines regen Handels und einer entwickelten Industrie, — dies Alles, umduftet von brenzelndem Delgeruche, verleihet der Stadt den Anblick eines wunderlichen Alters. Es scheint, als ob sie in den letzten Züge daläge, als ob ihre theatralisch mit schmutzigen Mänteln bekleideten Einwohner, die faul dahinschlendern, oder mit den Freunden zum X-ten Mal die trummen Thürme begaffen, — als ob diese Einwohner über die Vergänglichkeit der Welt, welche sie doch bald erfahren sollen, nachdächten. In erster Reihe eilen wir nach der steinalten Universität: ein ernstes, großartiges und noch ziemlich wohlerhaltenes Gebäude, doch darin — Grabesstille. Keine Spur von Studenten, denen man es ansehe, daß jene Funken der Wissenschaft, die sie im Auditorium aufgefangen, in ihrem Geiste mit heller Flamme aufgelodert wären; man vernimmt hier keine lauten Stimmen: — nur der Schweizer läßt seine Schritte gleichmäßig auf dem steinernen Fußboden ertönen. Wir wollen endlich auch die Mickiewicz-Akademie sehen, wovon wir so viel zu Hause gelesen. Kein Mensch weiß uns dieselbe zu zeigen, Keiner hat was davon gehört; weder der Wädeker, noch der Portier, noch der Hôtelier, noch die Bürger, die wir im Vorübergehen auf der Straße anpafften. Alle zucken mit den Schultern, als ob man sie um die Adresse des Mannes im Monde anginge. Durch das fruchtlose Nachfragen ermüdet, nachdem wir den einzigen Menschen (Prof. Santagati), der uns eine Aufklärung hätte ertheilen können, nicht angetroffen, sind wir schon im Begriffe, enttäuscht nach

unserem Hôtel zu fahren, als mein werther Gefährte plötzlich von dem Fiaker aus eine Inschrift in einem Flure über der Thüre wahrnimmt und ruft: Die Mickiewicz-Akademie! Ganz selig eilen wir hinein und ziehen hastig die Glocke . . . Es erscheint eine „Signorina“, die uns in zwei kleine Zimmerchen geleitet. In dem ersten liegen einige Holzbündel herum, in dem zweiten befinden sich ein kleiner Schrank und ein Tischchen mit sehr wenigen Büchern verschiedenen Inhalts und in verschiedenen Sprachen; an den Wänden einige schlechte Stahlstiche, Abbildungen und Bruststücke von Krasszewski, Copernicus 2c. Wo bleibt Mickiewicz? Wir finden ihn endlich in zwei oder drei kleinen Bildern wieder. Fünf Minuten genügten uns, diesen Tempel zu besuchen, dessen Patron unter allen Heiligen verschwunden ist. Die Anwesenheit der Signorina beengte uns, doch als wir herauskamen, schauten wir uns verwundert an und riefen unwillkürlich: Das ist also diese vielgerühmte und von allen unseren Zeitschriften so oft mit Stolz genannte „Mickiewicz-Akademie“! — Ein bitteres Lächeln verzog unsere Lippen. Ich muß hier jedoch die Italiener rechtfertigen, nicht sie haben den Werth dieses Winkels überschätzt. Sie bezeichnen als „Akademie“ jeden Ort wissenschaftlicher, künstlerischer und litterarischer Versammlungen und sogar — einzelne Sitzungen. Wir hingegen haben auch in diesem Falle dem Worte die Bedeutung beigegeben, welche es bei uns besitzt, und stellen uns vor, daß die Italiener zu Ehren Mickiewicz' irgend einen großen Tempel für Litteratur, irgend ein großes Institut gegründet haben, das sich, wenn schon nicht mit der gleichnamigen Stiftung in Paris und Berlin, so doch wenigstens mit der Akademie in Krakau messen darf. Daher die Enttäuschung. Da ich sie erfahre, so rathe ich Niemandem, zu sehr über die unsern Dichter in Italien gezollte Verehrung zu schwärmen, und bin überzeugt, daß mein kleiner Bücherschrank, — worin sich sämtliche Werke von Mickiewicz in verschiedenen Ausgaben befinden, — vielleicht mehr Recht auf den Namen einer „Mickiewicz-Akademie“ besitzt, als die Bologneser Akademie, welche die genannten Werke in vollständiger Sammlung keineswegs umschließt. Sie dient zwar als Versammlungsort für eine kleine Zahl Mitglieder, doch diese braven Leute wissen über den Schöpfer des „Herrn Thaddäus“ entschieden weniger zu sagen, als meine kleine Bibliothek.

Gleich Neapel im Halbkreise terrassenartig auf Anhöhen daliegend, hat Genua, die „Stolze“, die Meeresbucht umarmt. Alle italienischen Städte tragen ein gemeinschaftliches Gepräge: das der vergangenen Herrlichkeit. Man gewahrt es auch in Genua, welches ehemals zu den mächtigen, kleinen Staaten gehörte, heute, ungeachtet der glänzenden alten Tracht seiner rothen und weißen Paläste, eigentlich nichts, als eine große Waarenniederlage darstellt. Längs dem Ufer eine ausgestreckte Reihe von Magazinen, zwischen denen immer wieder gellende Locomotiven dahingleiten, hinter diesen ein Wald von Schiffsmasten, der beinah' gänzlich den Anblick des Meeres

verdeckt. Das ist nicht mehr die ruhige, weite Landschaft von Neapel, sondern ein überfüllter, schmutziger, lärmender Hafen, wo nichts für's Auge zurückgeblieben, wo die Maschinen knurren, die Matrosen brüllen, die Waggons hin- und hergleiten, wo die Gerüche von fünf Welttheilen in eine Wolke zusammenfließen und als schwerer, fieberhafter Odem eines Marktplatzes in die Höhe steigen. Der marmorne Columbus, der von der Höhe diese emsigen, in ununterbrochener Hast aus- und eingehenden Bienen, ihre Ladungen und ihre grauen Flügel betrachtet, hat seine Freude an dem Schwärme; aber ein Reisender, der auf der See kein Schiff und in den Magazinen keine Baumwolle sein eigen nennt, flieht bis an den äußersten Rand der Stadt, und indem er dort frische Luft einathmet, ergötzt er sein Auge an den Reizen Genuas, denn von der Ferne sieht Genua reizend aus. Seine amphitheatralisch daliegenden Häuser, die an erhabenen Felsen im grünen Laub niederhängenden Villen, unten — der Hafen, man möchte sagen ein großer Egel, der auf dem Wasser dahinschwimmt, der Hafen, dessen Maste wie Nadeln scharf in die Höhe ragen, — das ganze Bild scheint geradezu um eine photographische Platte zu bitten, da diese seine Umrisse wiedergeben und seine Schattenseiten verwischen würde.

Die schönste Stadt Italiens und auch die einzige, die nach europäischem Muster geformt worden, ist Turin. Rein, flach, von gleichlaufenden Straßen wie ein Schachbrett durchschnitten, ohne enge, steile Fußsteige, ohne Hebungen des Bodens, mit einem Netz eines vorzüglichen Verbindungssystems überworfen, läßt es beinah' von jedem Punkte aus einen Theil seiner malerischen Eintrahmung sichtbar werden, da — die schneebedeckten Gipfel der Alpen, hier — die sanft gehobenen Linien der ligurischen Apenninen. Der alte Stammbaum dieser Stadt ist beinah' gänzlich gefällt. Indem es lange der heutigen Dynastie als Residenz diente, hat Turin unter ihrer Obhut so weit seine Jugend und Pracht wiedergewonnen, daß es heute den Beinamen „Klein Paris“ erhalten. Zu Roms Vortheil büßte Turin seine ehemalige Bedeutung ein: so lag es eine Zeit lang in Trauer und Ohnmacht da, — heute beginnt es sich wieder zu erheben und sich mit frischen Kräften zu rüsten.

Nicht messen kann es sich jedoch mit Mailand, das schon früher der Würde einer „Residenz“ enthoben, bereits Zeit gefunden, seine Verluste zu decken. Nicht so den alten Kunstschatzen, an denen viele andere Städte Italiens reicher sind, hat Mailand zu danken, daß es eine ganz besondere Anziehungskraft für Fremde und Einheimische besitzt, als vielmehr dem neuen Aufblühen der Kunst und dem reizend schnellen Strome seines Lebens. Uebrigens würde ein reisender Engländer vor Kummer sterben, wenn er durch die Galerie „Bittore Emanuele“ nicht gehen und auf den Thurm des mailändischen Domes nicht hinaufklettern würde. Jene Galerie, eine bei uns völlig unbekannte Art eines gedeckten Saales, in dessen Wänden die großartigsten Handlungen sich befinden, ist in der That die schönste Passage in Europa.

Ihr Bau ist leicht, das Glasdach fest eingebogen, die Gasbeleuchtung ganz oben kunstreich und mit Scharfsinn angelegt. Den ganzen Tag wimmelt die Passage von rastlosen ausländischen Gassern, Abends strömt die Menge herbei, namentlich um die Zeit, wo die kleine Maschine, die die Gaskerzen anzündet, ihre Reise um diese Kerzen anstellen soll. Der Dom ist ein Meisterstück gothischer Schnitzarbeit. Seine unzähligen kleinen Kuppeln, mit Standbildern von Heiligen gekrönt, die winzigen Skulpturen und Verzierungen machen den Eindruck einer architektonischen Spitze. So oft ich dieselbe ansah, schien es mir, daß ich ein Meisterstück der Zuckerverkunst vor Augen habe, und ich verspürte die Lust, das Ganze auf eine Riesentorte aufzustellen. Dieser scherzhafte Gedanke steigt mir übrigens immer beim Anblicke gothischer Architektur auf. Zweifelsohne ist dieser Stil schön, aber wunderbar köstlich, in Nippes und Kleinigkeiten aufgehend. Er sieht neben dem griechischen Stil aus wie eine alte Tunica neben den modernen Stickereien, Spitzen und Glasperlen. Würde man nach diesem Muster Sodawasserhuden oder Kioske errichten, ich wäre entzückt; aber diese Filigranarbeit in Riesengebäuden ist eine übertriebene Pußsucht. Und wie ich auf dem Gebiete der europäischen Baukunst nichts Schöneres, als die St. Magdalena-Kirche in Paris kenne, so machen auf mich alle Dome von Köln, Straßburg, Wien, Mailand, ungeachtet des Reichthums ihrer Architektur, den Eindruck alter, reicher Rußlotten.

Die Pracht des Inneren entspricht vollends der äußeren Ausschmückung. 52 Säulen stützen die Wölbung, deren gemalte Muster täuschend das Jour nachahmen. Unter der Kuppel befindet sich eine unterirdische Kapelle, welche die Reliquien von Karl Borromäus einschließt. Der freundliche Kirchenbedienter öffnet dieselbe zu bestimmten Stunden für einen Lire, doch die sterblichen Ueberreste des Heiligen zeigt er nur für fünf Lire. Es ist dies die übliche Steuer, die in Italien für Besichtigung heiliger Andenken erhoben wird. Eine solche steht zwar wenig in Einklang mit dem Geiste des Christenthums, doch was im Reiche der Geistlichkeit stimmt heute mit diesem Geiste überein? Was die Geistlichen überhaupt verbergen konnten, haben sie verborgen, und nun lassen sie die Frommen und die Neugierigen eine kleine Gebühr zahlen. In einer ärmlichen römischen Kirche, die sonst nichts Bemerkenswerthes enthält, befinden sich Raffaels Sibyllen. Der schlaue Sacristan hat sie mit einem Stücke grünen Segeltuches verhängt und zieht dieses nur für einen Franc herunter. In Kirchen und auf den Straßen derselbe Handel: Jeder verkauft, wie und was er nur verkaufen kann, von Canonisationen angefangen bis zum Enthüllen berühmter Skulpturen und Malereien.

Wir durchglitten rasch die vier genannten Städte, auch hatte ich auf sie nur einen flüchtigen Blick geworfen. Die Zeit trieb vorwärts; mir blieb ja noch — Venedig. —

X.

Venedig.

„Eine treu wiedergegebene Warze auf dem Gesichte eines modernen Bildes ist mir lieber, als die ganze Sirtinische Madonna von Raffael“ . . . Diese Meinung ließ vor etlichen Jahren ein gewisser junger Prälegent öffentlich verlauten. Die Bemerkung fiel mir in's Ohr und blieb mir im Gedächtniß haften, umsomehr, da jene Zeit alle Codices der Antiquitätenphilosophie zum Scheiterhaufen verurtheilte. Da ich damals darauf nicht kam, daß jener geschätzte Aesthetiker bis zum Augenblick, da er gegen Raffael den Bannstrahl schleuderte, keine von seinen Madonnen, hingegen nur moderne Warzen studirt hatte, so dachte ich natürlich, in Dresden angelangt, an nichts weniger, als daran, dem vielgerühmten Bilde meine Ehrerbietung darzubringen. Indem ich jedoch in der Galerie umherging, trat ich in einen kleinen Saal und erblickte daselbst ein Bild. Ich denke nicht mehr an den Maler, denke nicht an den Warschauer Warzenverehrer, sehe nur noch ein wunderschönes Weib mit einem Kindlein im Arm: der engelhafte Blick der Frau ergießt in meine Nerven eine selige Wonne, ich ver falle in einen Halbschlaf, ich zittere, erstarre, endlich erwache ich und erkenne . . . es ist die Sirtinische Madonna.

„Eine schmutzige, übelriechende Kumpellkammer, die nur noch durch ihre Erinnerungen glänzt“ — das ist die Meinung, die ich oft über Venedig gehört und gelesen habe. Um also meine Zeit für schönere Aus sichten zu sparen, mied ich Venedig bei meiner Hinreise nach Italien und wenig fehlte, daß ich es mied, da ich heimreiste. Erst in Verona, als ich im Begriff war, gerade der Grenze entgegenzufahren, gewahrte ich den Venediger Zug; ohne nachzudenken, einer unbewußten Eingebung Gehör leistend, stieg ich in den Wagen, und schon nach einigen Stunden befand ich mich auf den Stufen des Bahnhofes, davor ein Bild sich entfaltet, das einzig in der Welt: eine schwimmende Stadt. Die Nacht hatte die Mauern mit dunklem Nebel überzogen, den die Sterne des heiteren Himmels mit silberschillernden Lichtstreifen umränderten. Auf der Fluth schimmern die an den Rähnen befestigten Lämpchen, man hört kein Wagengetöse, kein Stadtgeräusch, nur das Aufplätschern der Ruder und die kurzen Rufe der Gondolieri. Es scheint, als ob das Meer gesunken und als ob aus seinen Tiefen unter dem Wasser befindliche Schösser zur Hälfte emporgestiegen wären, des Neptun und seines Gefolges Paläste, die mit dem Morgen grauen wieder verschwinden werden; es scheint, als ob ein Märchen vor unseren Augen uns Wunder vorschweben ließe, Wunder, welche das Auge nicht sieht, sondern das Gehirn, in Folge einer phantastischen Erzählung, deren letzte Töne noch in der Luft erklingen, fieberhaft erregt, träumt. — Gondola! gondola! — riefen die Fährleute lauter, als ob sie gewahrt

hätten, daß man den gleichsam versteinerten Touristen aus seinem Traume wecken muß. Und ich erwachte wirklich und sah, daß ich allein zurückgeblieben war, allein den Lauten der „Königin des Meeres“ lauschte. Ich mußte an ein Nachtlager denken. So stieg ich denn in die Barke und ließ mich fahren.

Würde ich euch sagen: „Stellt euch statt Straßen Canäle vor“ — ihr würdet unmöglich errathen, was eigentlich dieses Venedig ist. Den Unterschied eines derartigen Umtausches kann man sich nicht denken, man muß ihn sehen. Von dem Großen Canale gerathen wir in kleine, der Rahn gleitet zwischen zwei Reihen dunkler Mauern dahin, geheimnißvoll, ganz still, als ob er sich verstohlen einschleichen oder vor einer Verfolgung flüchten wollte. Weithin erglänzt nur sein flammendes Auge, und unter dem Plätschern seiner Riemenbedel ertönen an den Biegungen lange, warnende Rufe: „premo“ (rechts), „stali“ (links). Sonst umfängt uns Nacht und Stille. Eine romantische Luft, möchte man sagen, umgaukelt uns. Das Gewissen des fremden Fährmannes ist hier mein einziger Schutz. Ich weiß nicht, wohin ich fahre, wie ich mich aus einer Gefahr zu retten vermöchte, ich bin machtlos, angewiesen auf Gnade oder Ungnade des Ruderers, der mich doch in die Fluth stürzen könnte. Diese würde für einen Augenblick ihre glatte Stirn runzeln und dann das Verbrechen todtstschweigen. Es ist dies ein sonderbares Gefühl der Wehrlosigkeit, das unmöglich mit den Empfindungen einer nächtlichen Einfahrt in eine fremde Stadt, wo wir festen Boden unter den Füßen haben, vorübergehenden Leuten und wachender Stadtpolizei begegnen, verglichen werden kann. Hier ist es leer, — zuweilen gleitet nur eine ebenso geheimnißvolle Barke vorüber. Beinahe eine halbe Stunde dauert diese Fahrt durch dunkle, enge Wasserstraßen. Endlich kommt die Gondel auf einen weiten Raum, und wir sehen uns plötzlich von einem hellen Lichtmeere übergossen. Das ist das Licht der unzähligen Lampen des unter offenem Himmel daliegenden Saals, des herrlichen St. Marcus-Platzes, wo es von fröhlichen Menschenhaufen wimmelt. In dem dunklen Blau des Himmels ragen die Kuppeln der berühmten Kirche in die Höhe, der Dogenpalast prangt in kunstvollen Umriffen, ringsum funkeln die glänzenden Ladenausstellungen: — wir befinden uns in dem lebenden, brausenden, seligen Venedig! Nichts geht über diesen plötzlichen Wechsel des Panoramas! Ich springe aus der Barke, mische mich in die Menge und lasse mich von dieser tragen. Der Reiz der Umgebung, die schönen Formen der Gebäude, die Heiterkeit der über sie gespannten Himmelsbede, das leise Flüstern des Meeres: — all dies betäubt den Sinn dermaßen, daß er sich ohnmächtig auf den Wogen der Empfindungen schaukelt. Doch langsam erlöschen die Lichter, der Platz wird leer, und aus dem Dunkel hebt sich hervor und wird immer sichtbarer die weißschimmernde Gestalt meines Engels, vor dem das Auge meiner Gedanken sich nicht zu schließen vermag. . . . Ich gehe ihm nach, er zerrinnt in der

Luft, ich berge das Gesicht in den Händen, wieder steigt er auf in meiner Seele, ich fliehe . . . Es ist Zeit, im Hôtel auszuruhen.

Früh Morgens begeben sich nach der St. Marcus-Kirche. Dieser sonderbare Bau ist, wie ganz Venedig, in seiner Art einzig. In der Architektur bemerkt man Züge, die nirgends zu finden sind: sie wurde von unbekannten Eltern gezeugt und hat keine Verwandtschaft. Erst im fernen Constantinopel kann man eine kaum wahrnehmbare Ähnlichkeit aufweisen. Byzantinischer und romanischer Geschmack haben sie gebildet und reich an Vergoldungen, Bronze und Marmor mit morgenländischer Pracht ausgeschmückt. Beinahe jedes Jahrhundert fügte eine Verzierung hinzu, und aus diesem Gemisch verschiedener Stile entstand ein Ganzes, welches alle architektonischen Recepte verhöhnt, obschon es dessenungeachtet einen malerischen Anblick bietet. Ueber 500 Marmorsäulen, von verschiedenartigstem Schnitt haben sich innen und außen angehäuft, eine unzählige Masse kostbarer Kleinigkeiten erinnert an alle Epochen der Geschichte, und obgleich der Cicerone, der sich durch sein Wissen seinen Franc sichern will, unverschämt lügt und die Hälfte der Kirche aus dem Tempel des Salomo zusammenstellt, so übersteigt dennoch die Zahl der glaubwürdigen Denkzeichen jede Fassungskraft und ermüdet die stärkste Wißbegierde.

Hart an der Seite dieser Kirche steht ein anderes Unicum, das Dogenpalais in venetianisch-gothischem Stile. Auf dem geräumigen Hofe begegnete ich einer Gesellschaft deutscher Herren, welche ein imposanter Cicerone herumführte, indem er mit der Geläufigkeit eines Automaten die Geschichte eines jeden Details erzählte. Inmitten dieses demüthigen Hausens spielte er die Rolle eines venetianischen Herrschers. „Hier ist, bitte,“ so sprach er, „die Riesentreppe; auf der Stufe, worauf ich stehe, wurden die Dogen gekrönt . . . Und da ist der Saal des Großen Rathes, nehmen Sie, meine Herren, die Sitze ein, die für die Mitglieder bestimmt waren, der Platz, den ich einnehme, war für den Dogen bestimmt . . .“ (Feierliches Schweigen.) „Hier wieder ist der Saal des Senates: der Sessel, worauf ich mich niedergelassen, war der Dogenthron u. s. w.“ Ich muß nebenbei bemerken, daß die eigentlichen Armstühle der Dogen durch Schüre abgetrennt und dem Publicum unnahbar waren, daß also der Dogennachfolger Lügen vorbrachte, um seiner Person etwas Wichtigkeit zu geben. Ich müßte meine Leser solange, wie der Cicerone seine Zuhörer, in Anspruch nehmen, um nur flüchtig diesen Reichthum an Bildern und Sculpturen zu schildern und nur die wichtigsten Merkwürdigkeiten des Dogenpalastes zu nennen. In seinen Sälen hat sich die ganze Geschichte Venedigs abgespielt, wie sie daselbst auf den wunderbaren Fresken des S. Veronese, Tintoretto und Anderer dargestellt ist. Durch das immerwährende In-die-Höhe-Heben des Kopfes, um der Plafonds willen, ermüdet, trat ich auf den Balcon heraus. Der Canale Grande, wie eine Riesenschlange mitten durch die Stadt sich ziehend, glänzte mit seinen beweglichen Schuppen, darüber die schwarzen Gondeln, gleich Insecten, dahinglitten. Von

Zeit zu Zeit erschien, einem ernstern Käfer gleich, ein gehörntes Schiff auf der Wasserfläche.

„Von diesem Balkon aus wurden Todesurtheile verkündet,“ sprach mich ein zufälliger Gefährte an.

Ich schaute nieder, um mir jenen Haufen, der die furchtbaren Kundmachungen einst vernommen, zu vergegenwärtigen. Vor dem Balkone stand bereits die Gesellschaft der Deutschen, von denen ein Jeder dem „Dogen“ einen Franc in die Hand drückte. Dieser verbeugte und entfernte sich stolzen Schrittes, als ob er durch seine Bewegungen noch sagen wollte: „So schritt der Doge über den St. Marcus-Platz.“

In den unterirdischen Gängen befinden sich Gefängnisse, furchtbare, feuchte, dunkle Höhlen, in die nur ein spärliches Licht durch die Oeffnungen in den Thüren hereingelassen wurde. In jeden dieser Keller steckt der Führer einen berühmten Verbrecher, er weist sogar den Ort, wo ihr Haupt gefallen, und die Löcher, durch die ihr Blut hinabfloß. Vergebens bemühte ich mich, den Kerker des Giordano Bruno aufzusuchen, welcher hier sieben Jahre geküßt haben soll, ehe ihn der rachsüchtige Papst Venedig entriß und in Rom verbrannte. Die Asche des großen Weltweisen zerflog mit dem Winde. Und der Wind hob und streute sie auf das Feld der Philosophie, wo sie als reiche Ernte aufsproß. Doch nicht überall in Giordanos Vaterland hat sie gekieimt, — der Wind streut sie noch immer umher, und das Volk athmet sie unwillkürlich ein. Vielleicht verkam dieser kühne Dominicaner, einer der größten Geister, die im Kampfe um die Freiheit des Gedankens als Helden fielen, in demselben Loch, wo er plötzlich in meinem Gedächtniß auflebte. Hätte ich diese Sicherheit, ich würde mit Demuth das harte, furchtbare Lager geküßt haben, worauf doch auch andere venetianische Gefangene geruht haben konnten.

Es galt, die blutigen Gespenster, welche der Anblick der Löcher vor meinen Geist heraufbeschworen hatte, zu verscheuchen. Ich stieg also in eine Gondel und ließ mich fahren — ohne Ziel und Ende. Der Canale Grande schmückt sich für den Tag mit anderen, aber gleich schönen Reizen. Die von beiden Seiten im Meere dastehenden Paläste neigen sich ihm gleichsam zu, als ob sie die Schwärze von sich waschen wollten. Die behenden Barken streifen wie Schwalben im Fluge das Wasser. Alle Augenblicke gewahrt man in den kleinen Gondelhäusern verborgene Paare, die sich im Vorbeihuschen durch Kuß oder Händedruck verrathen und die vielleicht von weit her nach Venedig geflüchtet sind, um sich Freiheit und wunderbare Lebensbedingungen zu sichern. Man muß ihnen Geschmack in der Wahl des Ortes zugestehen.

Mit Venedig schloß ich meine italienische Reise, gleich Taine bedauernd, dieselbe nicht damit begonnen zu haben. Denn die Zeit erlaubte mir nicht, mich länger daselbst aufzuhalten, ebenso wie Mangel an Platz mir hier

längere Beschreibungen unmöglich macht. Ich will nur die Hauptseiten des Inneren jener Orte berühren, deren äußere Merkmale ich bereits angedeutet habe. —

XI.

Museen. — Skulptur.

Wollte ich nur das Namensverzeichnis der in den Museen Italiens enthaltenen Skulpturen geben, ich würde damit kaum fertig werden. Mein Leser muß mir daher eine begrenzte Wahl gestatten. In der florentinischen Galerie degli Uffizi befindet sich eine „Tribüne“, ein kleiner, runder Saal, wo die bedeutendsten Meisterwerke der Skulptur angesammelt sind. Als so eine Tribüne mögen auch meine Skizzen angesehen werden.

Ich suchte, wie Andere wahrscheinlich, überall griechische Originale, und wie Andere fand ich dieselben in den reichsten Museen in geringster Zahl vorhanden. Dabei sind es nur winzige Ueberreste des Genies der Hellenen, welches uns hauptsächlich in römischem Abglanz bewahrt worden ist. Angesichts der Armuth dieser Hinterlassenschaft in Bezug auf die Quantität, muß man fragen: haben wir einen genauen Begriff von griechischer Skulptur, da wir ihre bedeutendsten Meister nicht kennen? Das Einzige, was uns rettet, ist vielleicht die bis zur äußersten Vollendung gebrachte Copirkunst in den Arbeiten der römischen Künstler, die in unzähligen Objecten die Muster mit der Treue eines Abgusses wiedergaben. Uebrigens, was Original und was Copie ist, bleibt unbekannt, denn keines von den Denksteinen der classischen Skulpturkunst besitzt einen sicheren Geburtschein, und beinah' alle sind sie ohne Namen.

Die Aesthetik erwägt in allem Ernst, ob die moderne Skulptur, nach glücklichstem Fortschritte, irgend einmal den griechischen Meisterwerken gleich kommen wird. . . . Ich gestehe, die Frage macht auf mich den Eindruck einer Meditation über das Thema, ob wir noch heute Männer wie Tell haben werden, die es verstehen würden, mit einem Bogenpfeile Aepfel von den Köpfen ihrer Söhne herunterzuschießen. . . . Denn in gewissem Maße sind wir bereits der griechischen Bildhauerkunst zuvorgekommen, und in gewissem Maße werden wir sie nie übertreffen. Jede Schöpfungsart hat in verschiedenen Perioden ihrer Entwicklung entsprechende Normen, in deren Rahmen sie sich vervollkommenet und den Höhepunkt erreicht. Der Fortschritt der Kunst beruht nicht nur auf dem Fortschritte ihrer Arten, sondern auch auf demjenigen ihrer Formen. Ein Homer kann der Welt noch hundertmal geboren werden, und dennoch wird er nie mehr eine Iliade, eher eine „Ungöttliche Komödie“, einen „Herrn Thaddäus“ oder irgend eine Dichtung, deren Typus uns noch heute unbekannt ist, schaffen. Aehnlich verhält es sich mit der Skulptur. Dieser Zweig, der aus griechischem Leben hervorschoß, kam in den Werken des Praxiteles und Phidias zu

seiner höchsten Blüthe und ist einer ferneren Entwicklung unfähig. Die Neuzeit hat eine andere Geschmacksrichtung, brachte in die Kunst ein neues Element. Das Drama und alltägliche, menschliche Wahrheit, — das ist ihr Merkmal, während der Hauptzug der hellenischen Bildschnitzerkunst in dem ideellen, göttlichen Frieden begriffen war. Vergleichen wir die Standbilder unserer Zeit mit den classischen: hier eine Gleichförmigkeit der Züge, die soweit jedweden Unterschied verwischt, daß die Archäologen oft unentschieden sind, ein altes Monument als einen Apoll oder eine Minerva zu erkennen; — dort ist der charakteristische Stempel jedem Detail aufgedrückt. Wenn man unsere Statuen heute zerschlagen würde, so könnte beim Anblick der Trümmer auch über tausend Jahre Niemand zweifeln, ob er einen Mann oder eine Frau, — einen Napoleon I. oder Christus vor Augen habe. Die griechische Skulptur hat nie, selbst da sie den meist tragischen Kampf verkörperte, diesen den Zügen ihrer Helden aufgeprägt. Im neapolitanischen Museum befindet sich die berühmte Gruppe des Farnesischen Stieres. Von der Ferne scheint die Gruppe zu wüthen: der Ausbug der Rümpfe, die Spannung der Muskeln — all dies deutet auf die furchtbare Scene, wo Dirke an die Hörner des tobenden Thieres gebunden wurde. Aber wenn wir von der Nähe die Köpfe sowohl des Opfers, als auch der beiden Jünglinge, die das an ihrer Mutter verübte Unrecht rächen, betrachtet haben, so gewahren wir in den Zügen eine solche Ruhe, als ob diese Figuren als Karyatiden den Balkon eines modernen Palastes zu stützen bestimmt wären. In der Galerie degli Uffizi finden wir eine Gruppe, darstellend den Ringkampf zweier grimmiger Gegner: einer hat den anderen zu Boden geworfen, drückt ihn mit den Knien nieder, weidet sich an seinen Leiden, würgt ihn — und dennoch, würde man uns die Gesichter der Beiden von den Körpern getrennt zeigen, wir würden glauben, die Beiden schneiden sich eine Grimasse, als ob sie eine saure Rebe in den Zähnen zerquetscht hätten. Die Gruppe, darstellend Niobe und ihre Kinder (dieselbe Galerie), einzeln zerlegt, erlaubt in Folge dieser Ruhe in den Gesichtszügen, demjenigen, der die Mythologie nicht kennt, ebenfalls nichts Tragisches vorauszusetzen. Sogar die höchst dramatischen Gestalten der alten Bildhauerkunst: der sterbende Gladiator (Capitol), der Laokoon (Vatican) drücken nicht jenen furchtbaren Schmerz aus, den wir hier erwarten dürften.

Aus der einfachen Logik der Thatfachen ergibt sich, daß diejenigen Schöpfungen der antiken Bildhauerkunst am mächtigsten das antike Genie offenbaren, wo die Ruhe sich frei ergießen durfte. Apollo und Mercur (Belvedere im Vatican), der Farnesische Hercules, die Capitolinische und die Medicäische (Florenz) Venus sind in der That Werke einer kolossalen Kunst. Wir sehen darin den Höhepunkt der classischen Skulptur. Mit Ausnahme des Hercules, der eine bedeutende Neigung des Künstlers zum Realismus verräth, sind die anderen Gestalten so leicht, so ideell, als ob ihr ätherisches Zellengewebe sich nur für einen Augenblick in den

Marmor festgesetzt hätte. Kaum, daß die allgemeinen Umrisse an menschliche Formen erinnern: man sieht, daß sie nicht von der rohen Natur gezeugt worden sind, daß hingegen eine feine Künstlerhand alle ihre Unebenheiten geglättet hat. Ohne Gewicht, von dem leichtesten Lebenshauch unberührt, durch keine einzige Faser an das Leben gebunden, scheinen sie vom Olymp herabgestiegen, um die Erde durch ihre Reize zu bezaubern und sich hernach wieder heraufzuschwingen.

Bevor das Bedürfniß, die verschiedenen Charaktere in den Büsten auszudrücken, die antike Bildhauerkunst zum Realismus nöthigte, kam dieser gewöhnlich und deutlich in den Köpfen der Satyre zum Vorschein. Es ist dies eine der wenigen Richtungen, wo sich der classische Meißel frei bewegte und von der typischen Ruhe abzusehen pflegte. In den Galerien Italiens hat man viele Gattungen dieser Art angesammelt, und alle zusammen bilden sie den Keim derjenigen Schöpfungsart, welcher sich die moderne Bildhauerkunst bereits zugewendet hat oder sich wird zuwenden müssen.

Der größte Genius der modernen Bildhauerei, der erste, den man auf Phibias' Thron setzte, bewies, daß die Höhen griechischer Schöpfungskraft auch für spätere Menschenkinder erreichbar sind. Sein David (Florenz), Moses, Pietà (Rom) und andere kleinere, in verschiedenen Kirchen zerstreute Meisterwerke, sehen neben den antiken Schöpfungen keineswegs demüthig aus, trotzdem sie gleichzeitig eine sichtbare Neigung zum Realismus verrathen. Das offenbart sich hauptsächlich an Moses. Ich kenne kein schöneres Marmorbild. Das sind nicht mehr die dufelnden Götter und Helden Griechenlands, das ist ein Heerführer, bei dem nicht allein die Gestalt, sondern auch das Antlitz von solcher Energie durchdrungen ist, daß du beinahe an ihn nicht heranzutreten wagst in der Angst, er könnte aufspringen und die steinernen Tafeln an deinem Haupte zerschmettern. Ungeachtet der allgemein getadelten Ungleichmäßigkeit der einzelnen Theile, macht das Bild einen unverwischbaren Eindruck. Ich sehe ihn noch immer, den Moses, — es kommt mir so vor, als ob er sich, erregt, erheben und zu seinem Volke eilen wollte, — doch nicht, um es zu strafen, sondern um es zu retten. Ich habe mich nicht in demselben Grade von den medicaischen Grabsteinen des Michel Angelo hinreißen lassen, trotzdem sie in der Aesthetik als Meisterwerke patentirt worden sind. Ich gehe sogar weiter und glaube, daß nur der Nimbus dieses angebeteten Künstlernamens, der jedes selbstständige Urtheil niedererschlägt, Bewunderung für diese Arbeiten aufdrängt. Denn es sind dies zwei gleichsam nicht vollendete Gruppen. Aber auch sie tragen das deutliche Gepräge des Realismus, welches ein griechischer Künstler sicher sorgfältig vermisch haben würde.

Sehr interessant ist die Zusammenstellung verschiedener Werke der zeitgenössischen Bildhauerkunst. Sie vermag sich noch nicht ganz von den griechischen Formen zu befreien, beweist aber, daß die Skulptur bereits das

Reich der Götter verlassen hat, aus der Sphäre erhabenen Stolzes herabgestiegen ist, um immer kühner in das alltägliche Leben einzutreten. Sie imponirt weniger, besitzt jedoch mehr Mannigfaltigkeit, ist charakteristischer, leichter zu fassen. Indem wir das Museum verlassen, schließen wir ein antikes Epos, — es öffnen sich die Ladenauslagen aus einem modernen Roman. Hier erblicken wir eine Frau im Badecostüm, in's Wasser springend, dort verzieht ein Kind, dem Weinen nahe, das Gesichtchen, hier wieder sehen wir einen in die Gunst einer bezaubernden Sünderin sich einschmeichelnden Pfaffen: mit einem Worte eine endlose Reihe alltäglicher und doch verschiedener Bilder. Der Anblick derselben tröstet uns in dem Kummer, den wir beim Gedanken, die antike Skulptur hätte unerreichbare Muster geschaffen, empfinden. Ja, unerreichbar in ihrer Art, doch nicht in der modernen, die gewiß auch vorzügliche Typen zurücklassen wird.

Es scheint, der italienische Boden ist spärlicher mit Bäumen, als mit Standbildern bewachsen. Denn er schimmert förmlich von einem weißen Marmorwalde. Straßen, Gärten, Plätze, Höfe wimmeln von Statuen, die nur unter dem sanften Himmel Italiens straflos unbedeckt bleiben dürfen. Der berühmte David von Michel Angelo stand lange Zeit vor dem Rathhause zu Florenz, bis man ihn im Museum aufbewahrte; dafür hat man ihn aber so gut verwahrt, daß heute seine Besichtigung kaum gestattet wird.

Die italienischen Kirchhöfe, die ja auch Skulpturgalerien sind, habe ich nicht besucht. Das mir theure Grab hätte ich daselbst nicht gefunden, und nur dieses würde ich ja gesucht haben. Und wenn mir vielleicht im Sinnentaumel der Gedanke aufgestiegen wäre, daß er hier sein müsse, daß man mir meine heilige Urne zerschlagen habe, daß mein Geist in arbeitsfreier Stunde keine Stätte haben wird, wohin er sich wird flüchten und weinen können, dann wäre ich sicher mit einem verzweifelten Jammergeschrei heimgekehrt und vermöchte Euch nur noch meinen Schmerz zu erzählen. Mögen Glückliche die italienischen Kirchhöfe besuchen und Euch dann ihre Reise beschreiben. Ich konnte mich auf ein campo-santo nicht wagen, verzeiht, — ich konnte es nicht . . .

XII.

Museen. — Malerei.

Wenn bei uns in einer kleinen öffentlichen oder privaten Bildersammlung einige Bilder von Bacciarrelli gefunden werden, dann sprechen wir mit Hochachtung von einer „alten Galerie“. Was an derartigen alten Sachen Italien besitzt, ist kaum Jemand zu errathen fähig. Obgleich die übrigen Nationen viele Schöpfungen der alten Meister angehäuft oder sich angeeignet haben, so sind dennoch im Vaterlande der modernen Malerkunst mehr Meisterwerke zurückgeblieben, als das ganze übrige Europa diesseits der Alpen zu eigen hat. Man könnte über Italien ein Dach ausspannen

und es wäre eine große Galerie. Man muß es ihnen lassen, den Päpsten, ihren Söhnen, Verwandten, endlich auch den italienischen Patriziern, daß sie mit der Habgier von Geizhalsen und mit Rennertalent sogar dann Kunstschätze in ihren Palästen ansammelten, als ihre materiellen Quellen ausgetrocknet waren. Wenn man der Versicherung eines Reisenden glauben darf, befinden sich unter den Nachkommen berühmter italienischer Familien arme Teufel, die im dritten Stocke einige Zimmerchen bewohnen und ein Leben voll Mangel fristen und gleichzeitig in ihren prächtigen Villen reiche Museen beherbergen, deren Hüter bei ihren Herren in der Noth Dienerpflichten verrichten. Wäre dies auch nur Patrizierstolz, so ist auch dieser jedenfalls besser und nobler, als der Aufwand unseres glänzenden Glends, das freiwillige Hungersnoth leidet, um nur den Schein der einstigen Pracht durch reiche Stallungen und luxuriöse Toiletten zu wahren.

In dem künstlerischen Inventar Italiens nimmt die Sammlung von Fresken, welche in Herculaneum und Pompeji ausgegraben wurden und in dem Museum zu Neapel aufbewahrt sind, die erste Stelle ein. Es sind dies die einzigen Ueberreste der klassischen Malerei. Taine behauptet, er hätte nichts Schöneres gesehen. Diese Meinung zeugt von seinem zu stark erregten archäologischen Pulschlage. Ich will nicht leugnen, daß sich die Malereien in der That durch wunderbare Leichtigkeit und — angesichts ihres harten Schicksals — auch durch Dauerhaftigkeit der Farben auszeichnen; was ihnen jedoch fehlt, ist: genügende Perspective, Relief und noch viele andere Eigenschaften, welche erst Errungenschaften der modernen Malerkunst sind. Uebrigens sind sie auch zu abgetraht und beschädigt, als daß sie einen großen Eindruck machen könnten. Selbst auf vorzüglichen Copien, die von heimischen Malern verfertigt und billig verkauft werden, erinnern uns diese alten Göttinnen, Nymphen, Thiere und Landschaften an die Technik der auf Porzellantellern und Vasen üblichen Abbildungen. Man muß sich in eine geschichtliche Stimmung versetzen, sich den Unterschied der Zeiten gegenwärtigen, die Sinne durch Erinnerungen, welche das Skelett des einstigen Lebens in Pompeji umhüllen, betäuben, um sich von dem Reize dieser Fresken wirklich begeistern zu lassen.

Es ist ebenfalls der Zauber eines unsterblichen Namens, der uns vor den Fresken des Michel Angelo in der Sixtinischen Capelle, eines anderen Unicums Italiens, ehrerbietig das Haupt beugen läßt. Wieder hemmt die Schüchternheit und vornehmlich die mangelhafte Beleuchtung dieses Meisterwerkes ein aufrichtiges Sichhinreißenslassen. Wenn nicht die zahlreichen früher gesammelten Kenntnisse es der Phantasie ermöglichen würden, die spärlichen optischen Eindrücke zu vervollkommen, so könnten wir nicht gewahren und fassen, wo sich denn eigentlich hier Genie offenbart. Die Malereien an der hohen Wölbung sind für das Auge kaum erreichbar, das berühmte „Jüngste Gericht“ an der Wand ist schwarz geworden: die Reisenden strecken sich rücklings nieder, stellen Spiegel auf, rüsten sich mit Ferngläsern, studiren

Photographien und murmeln . . . hoïanna, denn so räth ihnen ihr Bäderer. Soweit es die Entfernung, die Dunkelheit und vornehmlich photographische Abbildungen möglich machen, fühle ich die großartige Schönheit der mythologischen und biblischen Gestalten des Plafonds heraus. Es sind dies Riesen, an den Einbiegungen der Wölbung vorzüglich niedergelegt, meisterhaft gruppiert, gezeichnet mit jener mächtigen Kühnheit, die nur Michel Angelo eigen ist und die in seinem Pinsel den Meißel verräth. Es scheint, er male, was er eigentlich schnitzen sollte. Einen anderen Eindruck habe ich von dem „Jüngsten Gericht“ empfangen. Vor Allem ist Dieses wie von etwas Geheimnißvollem, Mysteriösem umschwebt. Eine Menge von Gestalten, geschleudert auf die Wand, ohne eine sichtbare Andeutung ihres Verhältnisses zu einander, umringt einen fleischigen Riesen, der Christus vorstellen soll. Man findet hier Götter und Teufel, aber was die verschiedenartigen Gruppen bedeuten — weiß man nicht. Das Bild trägt einen apokalyptischen Charakter: es ist ein verwirrtes, kühnes Phantaisiren, ein genialer Rebus. Vor diesem Rebus pflegt der Papst inmitten seiner Gläubigen, die in schwarzen Kleidern und Frack (pflichtgemäß) hierzu erscheinen, an allen Feiertagen zu beten. Christus wäre mit diesem frommen Ballfeste nicht zufrieden, aber zufrieden ist der ganze Drohnenschwarm, der in diesem Bienenkorbe um den heiligen Vater herumsummt. Das Halblicht erlaubt zwar die Fresken nicht zu sehen, dafür paßt es aber vorzüglich zu dem Geschmacke der aristokratischen Versammlungen, die bekanntlich das Zwielficht in ihren Salons lieben.

Das dritte Unicum Italiens auf dem Gebiete der Kunst bilden die Loggien und Stenzen von Raffael im Vatican. Ueber die Loggien — Fresken an der Wölbung der langen Eintrittspassage — vermag ich nichts zu sagen, denn dieselben sind zu sehr beschädigt und zu klein, als daß ich ihre Schönheit zu erwägen im Stande wäre, und Bewunderung heucheln oder nachsagen mag ich nicht. Genau sind diese Loggien nur von den Copisten gekammt, die ziemlich zahlreich auf Gestellen hoch oben sitzen. Anders verhält es sich mit den Stenzen. So nennen sich die Wand- und Wölbungsmalereien in einigen Sälen. Der Werth dieser Werke ist ebenso ungleich, wie ihre Frische. Es giebt darunter beschädigte und schwache, es giebt andere, die glücklich erhalten und wunderbar ausgeführt sind. Die Krone der letzteren ist „Die Schule zu Athen“. Griechische Philosophen, gruppenweise auf der Treppe der Akademie verstreut, im Gespräche vertieft. Jedes Antlitz trägt einen besonderen Charakter, drückt eine besondere Idee aus.

In jedem dieser Gesichter lodert augenscheinlich jene Flamme, die Prometheus dem Himmel entwendet hat. Im Mittelpunkt des Bildes, auf der höchsten Stiege, steht der greise Plato, einen Arm zum Himmel emporgestreckt; neben ihm läßt der junge Aristoteles seinen Arm zur Erde sinken. Diese beiden Bewegungen sprechen soviel aus, wie nur überhaupt der Pinsel in der Philosophie auszudrücken vermag. Jedoch nicht viel Freiheit wurde

Raffael in seinen Stenzen gelassen, er hat darin vornehmlich päpstliche Triumphe apothéosiren müssen. Man muß oft gleichzeitig der Kunst Ehrerbietung zollen und über ihren Inhalt lachen. — Rom brennt: der Papst erscheint auf dem Balkone der St. Petri-Basilica und verlöscht mit seinem Segen das Feuer. Diese Scene hat Raffael malen müssen. Würde er jedoch heute leben, so hätte er den Trost, daß Julius II. weniger als Pius IX. gefordert hat, der doch in den Sälen, die sich vor den Loggien befinden, nichts mehr, als nur . . . die unbefleckte Empfängniß malen ließ. Und es fand sich ein Künstler, der diesem Geheimnisse eine Form gab, natürlich eine Form, darunter man ebenfогut die Bezeichnung: „Die Vision des Pius“ oder die „Wallfahrt der Magier“ setzen könnte.

In der Beurtheilung der früheren Malerkunst wurde gewöhnlich der Werth der Idee weggelassen und nur die technische Seite berücksichtigt. Der rasche Fortschritt der Kunst in den letzten Zeiten hat jedoch die Frage nach der die Empfindungen der Zuschauer immer anregenden Idee eines Bildes zur Geltung gebracht. Nachdem wir die reichsten Galerien Italiens besucht, den Zauber der Bilder von Künstlern wie Raffael, Tizian, del Sarte, Murillo getrunken haben, verlassen wir dieselben übersättigt, von der Eintönigkeit der Eindrücke ermüdet. Ein schönes Weib als Madonna, Magdalena oder Venus, — die heilige Familie, einige bevorzugte mythologische oder christliche Helden, — das sind die sich immerfort in tausend Varianten wiederholenden Motive. Raffael hat etliche Madonnen, Tizian ebensoviele Bilder der Venus gemalt, — nichts Aehnliches weisen uns die heutigen Kunstwerke auf. Dort genügte ein schönes Gesicht, ein schöner Körper, eine kunstvolle Rundung des Fußes, der Hand — um ein neues Bild zu schaffen: heute fordert man frische, originelle Motive. Kaulbach, Makart, Pilotti, Matejko spinnen nicht aus dem Faden eines gewissen Themas unzählige Variationen, — wie Raffael, Murillo oder Tizian — sondern erfinden verschiedene Compositionen. Und wären auch die modernen Gemälde weniger formvollendet, so sind sie, was den Inhalt anbetrifft, ungleich reicher als jene. Die unzählige Menge von Madonnen und Venusbildern ermüdet nach einiger Zeit, das Auge sucht frische Motive, frische Stoffe.

Diese Eintönigkeit haben schon die früheren Künstler herausempfunden, denn auch sie suchten in den Kreis der stereotypen Motive einige Modificationen, die den Charakter des Gemäldes oft überschritten, einzufügen. Dieser Proceß des langsamen Zerreißens der religiösen Fesseln, welche die künstlerische Schöpfungsart hemmten, ist ungemein interessant. Bekanntlich waren die Madonna oder die heilige Familie die häufigsten Typen der Composition. Maria mit dem heiligen Joseph (oder ohne denselben), das kleine Jesuskind und Johannes der Täufer sind die Hauptfiguren jener Gruppe, die Raffael am glänzendsten mit dem Lichtscheine seines Genies umstrahlt hat. Und die Künstler begnügten sich nicht mit der Veränderung der Modelle und der Stellungen, sie suchten die Gemälde durch das fröh-

liche Weisen des Kindes zu beleben. Auf einem Bilde des Raffael (Uffizi) hält der kleine Johannes dem Jesuskindein einen kleinen Stieglitz hin; auf einem anderen (Pitti) lesen Beide, zierlich aneinander gelehnt, eine heilige Schrift; bei P. Veronese (Uffizi) ist das Jesuskindein im Schoße der Mutter eingeschlummert, und Johannes küßt ihm die Füßchen; bei L. Massari (ebenda) suchen die munteren Knaben Rirschen aus einer Schüssel heraus; bei G. Alfani will das Jesuskindein, auf den Knien seiner Mutter sitzend, dem kleinen Johannes einen Nasenstüber geben, dieser schaut es flehentlich an, kaum daß die heilige Anna den Kleinen vor den tollen Streichen ihres Enkels zu schützen vermag u. Wir finden eine Menge solcher Ergänzungen des Haupttypus, und sie beweisen Alle, wie wenig malerische Erfindungskraft derselbe enthielt und wie jene Maler, um eben diesen Typus zu erweitern, allmählig menschliche Elemente in die todte Legende einfügten. Neben diesen wunderbar schönen Scenen kindlichen Spieles sehen die Versuche, den strengen religiösen Ton zu erhalten, gekünstelt und ganz jämmerlich aus. So z. B. das Gemälde von Murillo, wo das Jesuskind einen Rosenkranz mit einem Kreuze in der Hand hält.

Ich will meine Betrachtungen nicht weiterspinnen, denn nur so viel darf ich auf mein kleines Spinnrad wickeln. Ich zeichne nur allgemeine Eindrücke auf, übergehe Einzelheiten, die in meinem Reisenotizbuch verbleiben müssen. Die Museen Italiens sind Schatzgruben, jede hier vorkommende Kunstschichte enthält eine Goldader. Längst hat man diese Schichten ausgegraben und abgeschäbt, — ich unterlasse demnach eine Aufgabe, die bereits von sachkundigen Händen vollzogen worden ist. Nur noch eine Bemerkung will ich hinzufügen, dieselbe, die ich bereits in Bezug auf Skulptur geäußert: die moderne Malerkunst braucht sich keineswegs die Ohnmacht, den alten Mustern gleichzukommen, zu Herzen nehmen; sie besitzt eigene Ideale, die ihrer Vorgängerin unbekannt waren.

XIII.

Die Bevölkerung.

Für gewöhnlich nehmen wir an, daß die Einwohnerschaft Italiens (28 Millionen) zur Hälfte aus Sängern, zur Hälfte aus Feen bestehe. Von den beiden Täuschungen liegt jedenfalls die erstere der Wahrheit näher. Die italienischen Rehlen sind in der That verehrungswürdig, und ihr Werth kann keineswegs durch die zu uns bezogene Oper herabgesetzt werden. Denn unter den einfachsten Arbeitern und Krämern vernimmt man oft Stimmen, die innerhalb unseres „Großen Theaters“ zu Seltenheiten gehören. Allabendlich pflegen sich in Venedig die Gondolieri in ihren Rähnen vor den Gasthäusern zu versammeln und daselbst ihre bezaubernden Lieder vorzutragen; um den Werth dieser Chorgefänge richtig schätzen zu können, müßte man die Droschkentrittscher von Warschau veranlassen, den Gästen des „Europäischen Hotels“ eine ähn-

liche Serenade darzubringen. Dann erst könnten wir den Unterschied beurtheilen. In Italien singt beinahe Jeder. Es ist hier ein solcher Ueberfluß an Stimme, daß man sich derselben sogar dort bedient, wo wir Schellen und Klappen gebrauchen, und sprächen nicht praktische Rücksichten dagegen, so könnten die Italiener bei der Bahn ihre Pfeifen durch Sopranstimmen ersetzen. Am Morgen, wenn die Krämer auf alle Straßen heranstürmen und mit lautem Geschrei ihre Waaren feilzubieten beginnen, entsteht ein betäubender Lärm, aus dem sich häufig ein sehr wohlklingender Bariton oder Tenor hervorhebt. Welche Oper könnte aus diesen Schreihälsen für Warschau zusammengekehrt werden, würde nicht die Entfernung von zwei Reich, welche die italienischen Rehen, bevor sie noch zu uns gelangen, zerstört, hindernd dazwischenstehen.

Ein Warschauer Blatt hat sich noch vor Kurzem in Bewunderung über den Liebreiz ergangen, mit welchem die schöne Römerin . . . einige und zwanzig Jahrhunderte ihrer Geschichte trägt. Solche phraseologische Seifenblasen werden gewöhnlich von Leuten, die nicht beobachten wollen, oder es nicht verstehen, geformt. Die Römerin, wie auch die Mailänderin, die Venetianerin, denkt ebensoviel an die erste und zwanzig Jahrhunderte ihrer Geschichte, als z. B. eine polnische Näherin oder Aristokratin an die Kriegseroberungen des tapferen Boleslaus denkt. Nichts, rein garnichts, unterscheidet die italienischen Frauen von den übrigen Frauen Europas, wenn nicht die Merkmale ihrer Race. In der Regel klein gewachsen, von dunkler Hautfarbe, schwächlich, frühzeitig alt und noch früher bärtig, stellen sie nichts weniger, als bezaubernde Einwohnerinnen des menschlichen Paradieses vor. Da ich mit den griechischen Philosophen in der Meinung übereinstimme, der Körper habe auch seinen künstlerischen Werth und Menschen seien eine lebende Galerie der Naturschöpfungen, so suchte ich zu erforschen, ob auch die Lobeserhebungen über die Schönheit der Töchter Italiens begründet seien, und gestehe, daß ich vielleicht nie eine größere Enttäuschung erfahren habe. Gewiß trägt ein Land, das alle Welt heranzieht, die Reize der ganzen Welt scheintrügerisch zur Schau. Alle schönen Engländerinnen, Französinen, Polinnen, Schwedinnen, Ungarinnen, die sich in der Schaar der Reisenden befinden, werden natürlich auf die Rechnung Italiens geschoben. Indessen, um die Schönheit der Bevölkerung zu beurtheilen, muß man dieselbe nicht in fremden Elementen, nicht in Ausnahmen, sondern in alltäglichen, durchschnittlichen Typen suchen. Und diese überschreiten in Italien keineswegs das gewöhnliche Maß Europas. Ueberdies stören den Nordländer die ganz verschiedenen Racermerkmale; das Haar der Italienerinnen ist uns zu schwarz, ihre Hautfarbe zu grünlich oder gelblich. Und wenn es sogar erlaubt wäre, aus Ausnahmen eine Regel zu folgern, so muß ich trotzdem, ohne den Meinigen, die ich durch Lobhudelei nie belüge, zu schmeicheln, gestehen, daß unter den Frauen Europas, die ich gesehen, die Polin — die schönste ist.

Einen weit größeren, man möchte sagen ästhetischen Werth besitzt in

Italien der männliche Typus, überhaupt eine gewisse, ziemlich oft zu findende Art desselben: ein edel geformter, fleischiger Körper, das fahle, dunkle Gesicht ein rundes Oval, eine gerade Nase und ein fein geschnittener Mund. Seine Bewegungen sind frei, die Züge verrathen die edle Race, das liebliche Lächeln gewinnt die Herzen, in dem Auge leuchtet Verstand. Er hat nichts Gemeines, nichts Frivoles an sich. Bevor ich mich an diesen Anblick gewöhnt hatte, verstand ich es nicht, unter den Männern die verschiedenen socialen Klassen zu unterscheiden. Auf einem Plage sahen wir einen eleganten Mann auf uns zukommen, — von der Ferne zog er schon den Hut. — Was will er von uns haben, dieses Goldgigerl? dachte ich bei mir. — Die Herrschaften wünschen einen Wagen? — fragte er, indem er auf seinen Zweispänner wies. Wenn unser nicht gewaschener, nicht gekämmter, brutaler Droschkenkutscher diesen Herrn zu Gesicht bekäme, er würde ihm gewiß seine Kutsche anbieten, in der Hoffnung, daß ihm die tolle Fahrt mit dem gnädigen Herrn einige Rubel einbringen werde.

Angeichts der vielen Apollos, denen man auf der Straße begegnet, machten wir einstimmig die Bemerkung, daß eifersüchtige Frauen ihre leichtfertigen Männer ohne Gefahr allein nach Italien reisen lassen dürfen, doch eifersüchtige Männer . . .

Hinter dieser Schönheit und scheintrügerischen Würde schaut die Zudringlichkeit in dem Anbieten von Diensten, die Ausbeutungssucht und die widrige Bettelei mit noch um so größerer, weil unerwarteter Häßlichkeit hervor. Die nördlichen und die in Mittel-Italien gelegenen Provinzen haben schon zum Theile diese moralischen Lumpen abgestreift, doch die südlichen wecken damit noch bis heutzutage Abscheu. Wir klagen über die Bettler von Warschau! Da muß man erst Neapel sehen. Nach einem mehrtägigen Aufenthalte fangen wir an zu zweifeln, ob sich denn hier auch eine Hand befinde, die nicht bereit wäre, sich nach Minosen auszustrecken und in fremde Taschen zu greifen. Auf dem Bahnhofe umgaukelt uns ein Schwarm von dienstbereiten Geistern: einer trägt das Gepäck, einige begnügen sich, dasselbe anzutasten, alle umkreisen sie den Fiafer und lassen ihn nicht fort, bevor man ihnen das Lösegeld nicht bezahlt hat. Man steigt im Gasthause ab — Jemand packt einen am Ärmel . . . Wer da? Er hat sich am Bahnhofe oder unterwegs auf dem Boche neben dem Kutscher niedergelassen und diente . . . als Führer. Man tritt auf die Straße: ein Krämer schiebt einem einen Blumenstrauß in die Hand, der andere einen Stock, ein dritter einen Kamm, dieser wieder Seife, jener Korallenkнопfe, noch einer Photographien, ein siebenter Zündhölzer, ein achter Apfelsinen &c. Man kauft Alles und trägt es in der Hand, in der Hoffnung, daß dies im weiteren Marsche Schutz gewähren wird. Keineswegs. Eine frische Reihe erwartet ihre Beute, man bekommt einen zweiten Stock, eine zweite Seife, einen zweiten Strauß hingereicht &c. Trigest Du einen ganzen Bund Stöcke und ein Schoß Apfelsinen, man würde Dir weiter

Stöcke und Pomeranzen feilbieten. Fruchtlos ist hier aller Zorn, alles Weggelassen. Die Krämer stützen ihre Operationen auf den sicheren Erfolg im Ermüden ihres Opfers, das vorzieht, einige oder viele Solbi zu verlieren, als sich einer Tortur zu unterwerfen, die es unmöglich macht, ruhig vorbeizugehen, irgend etwas zu sehen, oder zu hören.

Die Auffahrt auf den Vesuv bietet in dieser Art von Peinigung das Höchste. Den ganzen Weg entlang, einen Weg, der einige Stunden dauert, läuft dem langsam bergauf rollenden Wagen eine Schaar von Krämern, Bettlern, Krüppeln, Erwachsenen und Kindern nach. Die zerlumpten Bälger werfen ihre Mützen in die Höhe, schreien, schlagen Purzelbäume auf dem Pflaster — um nur etwas zu bekommen. Die Stärkeren heben die kleinen Würmer auf die Schultern und rennen hinter den Rädern einher. Es sind förmliche Spießruthen, die man da läuft und für die das Endziel der Fahrt kaum entschädigen kann. Gram schnürt geradezu das Herz zusammen, angesichts dieser so frühzeitigen Selbsterniedrigung. Wir sehen Menschenmassen, die sich von der frühesten Jugend an von der Arbeit losgesagt haben und nur von unverschämter Bettelei leben. Diese Sitte hat in dem Leben des Volkes so feste Wurzel gefaßt, daß kein Polizeibeamter den bittenden Haufen auseinanderreibt, kein Vater und keine Mutter dieses Laster den Kindern vorhält. Wenn die Italiener diese Entwürdigung dem zu großen Fremdenstrom, der zu leichtem Erwerbe anregt, verdanken, dann dürfen sie sich wirklich nicht allzusehr der Gäste freuen.

Natürlich tritt diese Raubsucht bei irgend einer Amtshandlung in vollster Kraft hervor. Eine verwickelte Bureaukratie, in deren Labyrinth der Leitfaden kaum zu finden ist, steht den bösen Instincten des Volkes hilfreich zur Hand. Infolge eines Irrthums oder einer Nachlässigkeit lieferte die Bahn unser Gepäck nicht an das Zollamt ab. Trotz des Reclamirens, trotz der Telegramme und trotzdem man uns versicherte, daß das Gepäck uns nachgesendet würde, kamen wir in Neapel ohne Koffer und ohne Nachricht über das Schicksal derselben an. Ungebulbig, wie wir schon waren, beschlossen wir, unser Gepäck energischer abzufordern, und begaben uns auf den Bahnhof. Die Diener führen uns zum Spediteur, wir bezahlen sie; der Spediteur weist uns an den Stationsvorstand — wir zahlen; dieser — an ein anderes Speditionsbureau; da die Sachen nicht da sind, werden wir zum Inspector geführt — wir zahlen; dieser schickt uns wieder zum Stationschef zurück, welcher uns ersucht, morgen zu kommen. Endlich kommen die Koffer an. Einer bringt den betreffenden Beamten herbei — wir zahlen; ein Anderer wiegt — wir zahlen; ein Dritter ist sehr höflich — wir zahlen; ein Vierter sucht den Zollbeamten auf, der uns als Escorte aufs Zollamt beigegeben wird — wir zahlen; ein Fünfter trägt das Gepäck auf den Wagen — wir zahlen; Einige halten die Pferde und fordern etwas für ihre Mühe — wir zahlen; für die Revision — zahlen wir; unserem Begleiter, dem Beamten — zahlen wir; der Eile wegen rath man uns an,

die Vermittelung des Spediteurs in Anspruch zu nehmen — wir zahlen; einem Individuum, das unsere Declaration ausstellt — zahlen wir, und als die von der zehn Tage lang dauernden Gefangenschaft befreiten Sachen auf die Droschke getragen werden sollen, wird uns die Thür durch einen Haufen Zollamtsdiener versperrt, denen wir ebenfalls zahlen. Bitte, dazu die verschiedenen Fahrkosten beizufügen, und man hat eine kleine Probe der kunstvoll organisirten Raubwirthschaft, die in jedem anderen Lande unmöglich wäre.

Wie dieser Polyp seine Fangarme in alle Volksschichten ausstreckt, soll uns ein kleines Factum beweisen. In Rom fragen wir einen vorübergehenden Herrn nach den Wege nach einer gewissen Straße. Dieser zeigt uns den Weg, gleichzeitig tritt an uns ein Geistlicher heran und bietet uns seine Dienste an, da er nach derselben Richtung gehe. Der Diener des Herrn leitet ein freundschaftliches Gespräch mit meinem Gefährten ein, der ihm hierfür sehr dankbar ist. Am Ziel angelangt, dankt er ihm für seine Zuverlässigkeit, jener erwidert jedoch mit einem süßen Lächeln: „Ach, wenn Sie mir irgend eine Unterstützung geben wollten . . . ich trage zerrissene Schuhe.“ Herr S., dem die Proposition peinlich ist, reicht dem Pfaffen 25 Centimes hin. Dieser steckt das Almosen ein und nimmt ganz selig Abschied von seinem Wohlthäter.

In Neapel befinden sich einige Standbilder von berühmten Männern, die mit den Händen in den Taschen vorgestellt sind. Anfangs wunderte ich mich über den sonderbaren Einfall, später jedoch ward es mir klar: das Volk Italiens empfindet Verehrung für Männer, die, wie es vermuthet, bei Lebzeiten ihre Solbi verchenkt haben und noch heute geben würden, wenn sie nur die Hände aus den Taschen ziehen könnten.

XIV.

Die Geistlichkeit.

Als ich den Dom zu Florenz besichtigte, gewahrte ich an einer Seitenpforte einen kleinen Haufen Geistlicher in Chorkleiden, von einer neugierigen Schaar umringt. Ich trete näher und merke ein feierliches Erwarten. Endlich fährt ein Wagen vor, aus dem Wagen springt ein junger, hübscher, wohlgenährter, blühender Pfaffe. Er segnet die Versammelten und reicht die Hand hin, die einige Geistliche küssen. Man zieht ihn aus oder bekleidet ihn, und der Zug, mit dem Kreuze an der Spitze, zieht durch die Kirche nach einer Capelle, welche mittelst einer glasbedeckten Balustrade abgesperrt ist. Hier wird der Angekommene mit Albe und Processionsrock bekleidet, in einen Armstuhl unter einen Baldachin gesetzt und mit der Inful bedeckt. Es ist also ein Bischof. Ein so junger Bischof ist mir noch nie vorgekommen. Ich zweifle, ob er 40 Jahre alt war. Auf seinem Gesichte malte sich die Zufriedenheit eines behaglichen Lebens und eine gewisse Lange-

weile, die er angeichts der langwährenden Ceremonie verspüren mußte. Er würde vorziehen, nach Hause zu fahren, einen Spaziergang zu machen oder in einem weichen Sessel inmitten lieblicher Patrizierinnen Platz zu nehmen, um sich mit diesen in ein fröhliches Gespräch einzulassen. Der Geistliche, der Messe halten sollte, ging mit seinem Assistenten an den Altar, die Chorbrüder stellten sich im Kreise um das hohe Pult, auf welchem riesenhafte Bücher ruhten, und stimmten den Gesang an; die Geistlichen bildeten zwei Reihen vor den Stufen des Thrones, und das heilige Amt begann, richtiger gesagt, es begann ein immerwährendes Niederknien vor dem Bischof und ein fortwährendes Küssen seiner Hand. Es schien, als ob er das Ziel aller Gebete sei. Vor ihm beugte man die Kniee, er wurde in erster Reihe veräuchert. Unzählige Male wurde die Inful auf sein Haupt gesetzt und wieder herabgenommen, und jedes Mal mußte der zu dieser Rolle bestimmte Canonicus — küssen. Der Gravitationspunkt der religiösen Ceremonie ist also von dem Altar, wo Gott war, nach dem Throne, wo ein Mensch saß, verschoben worden.

Dieses Bild könnte als bezeichnende Bignette zu einem Tractate „über Italiens Geistlichkeit und seine Religion“ dienen. Es ist dies vor Allem die Religion kirchlicher Rangstufen, es ist ein Armeecommando, das ein allmächtiger und unfehlbarer Führer leitet, und das den Heiland einzig durch die Ehre, auf Regimentsfahnen zu figuriren, abfertigt. Die vormalige Gleichheit hat sich nunmehr in eine vielstufige Hierarchie aufgethürmt, in der jedes religiöse Gefühl in der Anbetung der höheren Stufen durch die niedrigeren aufgeht. Gott ist nur die oberste Spitze dieser Leiter, deren Fuß keinen Stützpunkt auf Erden hat, und an der nur menschliche Leidenschaften und Ambitionen heraufklimmen. Die Priesterröcke von verschiedenstem Schnitt und Farbe sehen aus wie Uniformen einzelner Abtheilungen einer Armee. Das sind nicht mehr die Jünger Christi, sondern Soldaten, Capitäne, Generale.

Nirgendß ist die Organisation so auffallend, wie in Italien. Bei uns z. B. sind weder ihre Spitzen noch ihre Fundamente zu finden. Unsere Geistlichen stellen das Mittelstück des Gebäudes vor, die hohen Würden und die Volksagitatoren fehlen bei uns gänzlich. In Italien wird sich ein Priester niedrigsten Ranges, ein einfacher Gemeiner, nie wie ein Pfarrer oder Vicar bei uns absondern: er läßt sich zu den niedrigsten Volkschichten herab, nimmt ihre Sitten und ihre Lebensweise an und wirkt daher mit um so größerem Erfolge. Oft habe ich in italienischen Städten Geistliche bemerkt, die in einer Fleischbude, mit der Fleischerin plaudernd, dasaßen oder auf dem Markt bei einem Glase Wein mit einem Arbeiter sich unterhielten. Durch dieses Bündniß mit dem Volke legen sie den Grundstein des Gebäudes, dessen erhabenste Kuppel der Papst ist. Bei uns würde ein Priester glauben, seiner Ehre Abbruch zu thun, wenn er mit einem Bauer im Gehöft ein Glas Bier leeren würde, — der italienische

Geistliche (der um Vieles ärmer ist), schlägt so einen Schmaus keineswegs mit Verachtung aus, er reicht bei der Begegnung dem Bauern freundschaftlich die Hand zum Drucke, die bei uns nur geküßt werden darf. Das politische Leben, das Bedürfnis einer Agitation für praktische Ziele, treibt die italienischen Hechte an, in die niedrigsten Schichten des socialen Reiches unterzutauchen, um sich daselbst an kleinen Fischen zu laben.

Nachdem der Papst seine weltliche Macht eingebüßt, haben diese Hechte nicht mehr die Freiheit von ehemals. Obgleich das Datum dieses Wechsels noch sehr frisch ist, soll der Unterschied bereits bedeutend sein. Ich habe Italien zur Zeit des Kirchenstaates nicht gesehen, aber gesehen hat es Taine, der berühmte Forscher. In seiner Reisebeschreibung zeichnet er ein finsternes Bild der Bedrückung und der Erniedrigung der Einwohner Roms, die sich in Abhängigkeit von der unbezähmten Geistlichkeit befanden. Diese Abhängigkeit umfaßte alle Klassen: „Die mezzo ceto Leute,“ sagt Taine, „Advocaten, Doctoren, verlieren ihre sämtlichen Clientel, wenn sie als Liberale auftreten. Ueberdies befinden sich alle Schulinstitutionen in den Händen der Geistlichkeit. Rom hat kein einziges Gymnasium, kein einziges Pensionat, das weltlich wäre. Zählet ferner die protegirten Bettler, Beamten, die Aspiranten auf Sinecuren oder Inhaber derselben: sie sind alle demüthige Diener der Kirche und liefern Beweise ihres Eifers. Davon hängt ja ihr tägliches Brod ab. Das ist eine Hierarchie von gebeugten, aber verständigen Leuten. Der Graf C. hat gesagt: „es ist ein Verfahren wie in China, — die Füße werden nicht grausam abgeschnitten, aber durch Verbände derartig verkrüppelt, daß die Bewegung damit beinahe unmöglich gemacht wird.“ Anders ist es nicht möglich. Die Regierung der Kirche würde es nicht vermögen, liberal zu sein. Ihre Grundsätze sind durch die Tradition festgesetzt, in Briefen kundgemacht, in Encykliken wiederholt, durch die Regeln der Canonisten und die Abhandlungen der Casuisten den kleinsten Details angepaßt. Jeder menschliche Gedanke, jede That — sei es eine öffentliche oder private — hat ihre Definition, ihre Klasse, ihre Abschätzung in den Büchern, deren Vertheidiger und Besitzer der Papst ist . . . Gott übt Gerechtigkeit in ihm und durch ihn: jede Widersehung ist Aufwiegelung, und Aufwiegelung ist Kirchenschändung. Die erste Pflicht ist nach ihren Gesetzen — Gehorsam; Forschen, persönliche Meinung, Initiative, all dies ist Sünde. Der Mensch soll sich unterwerfen, fügen wie ein Kind; sein Verstand, sein Wille liegen nicht in ihm, sondern in einem Anderen, den der Himmel dazu herabsendete.“ Die auf diesen Principien beruhende päpstliche Regierung hat das Steuer aller Lebensfragen in die Hand ihrer Leiter legen müssen. „Monsignore,“ sagt Taine weiter, „verwaltet Krankenhäuser, ein anderer Monsignore beaufsichtigt die Theater und macht die Röcke der Tänzerinnen um einige Streifen länger . . .“ „Die politische Oekonomie ist eine schädliche moderne Wissenschaft, die sich allzusehr mit dem Wohlbefinden des Körpers befaßt.“ Es werden also Steuern auf-

gelegt, ungeachtet des sichtbaren Verarmens des Landes. Es zahlt das Pferd für den jedesmaligen Uebergang in andere Hände, es zahlt das Vieh auf der Weide und auf dem Marktplatze, es zahlt der Fisch, es zahlt das Getreide, Alles zahlt hohe Steuern. „Mit einem Worte, keine Neuerungen, zurückhalten, conserviren, dämpfen — das sind die Aufgaben der päpstlichen Regierung.“ Taine beschreibt genau das ganze System des Spionirens und der Bedrückung, durch welches man die Bevölkerung einzuengen suchte, wie alle Fäden des socialen und privaten Lebens im Vatican zusammenliefen, der nach Belieben daran ziehen und das Volk lenken konnte.

Heute sind diese Zustände von Grund aus verändert; die Schnecken-
schale, in die das Volk gehüllt war und die dasselbe verhinderte, nach vor-
wärts zu schreiten, ist geplatzt. Der Haß der Italiener gegen Frankreich ist
ein unpolitisches Gefühl, jedoch durch das neue Unrecht, das Unterstügen der
weltlichen Macht des Papstes, gerechtfertigt. Die Italiener sind in ihrer
Entwicklung zurückgeblieben und müssen heute die anderen Völker, die ihnen
vorangeeilt sind, einholen. Der Papst hat sich in Christi Namen der Aus-
lieferung Roms widersetzt; aber Christus hat nie Macht erstrebt, und wenn
er überhaupt in diesem Kampfe Jemanden leitete, so waren es sicher die
italienischen Heere. Es ist wirklich Zeit, von dem Namen des großen
Nazareners alle in keinem Zusammenhang mit seinen Lehren stehenden
Phantasien zu trennen, all die Attentate auf die Civilisation, all den Irr-
wahn, der die unreifen Gemüther der Gläubigen umhüllt, wegzuräumen,
und zu dieser Rolle ist Italien in erster Reihe berufen, da es den Quell
dieser Uebel, der sich über Europa in Strömen ergießt, in seinem Schoße
birgt.





Don Zeit und Ewigkeit.

Ein Beitrag zur Psychologie des täglichen Lebens.

Don

Fr. Rubinstein.

— Berlin. —

Wer hat nicht schon die wundersame Geschichte gehört vom jungen Mönch im Kloster Heisterbach, der „lustwandelt an des Gartens fernstem Ort, nachdenkend über Zeit und Ewigkeit“. Er konnte nicht begreifen, daß bei Gott ein Tag sein sollte „wie tausend Jahr“ und tausend Jahre wiederum „wie ein Tag“. Als er zurückkam von seinem Spaziergang, öffnete ihm ein fremder Mönch das Thor, fremde Klosterbrüder saßen auf den Bänken der Capelle, Niemand kannte ihn. Er meldet sich beim Prior, es wird in den Kirchenbüchern nachgeschlagen und sein Name bei denen gefunden, die vor 300 Jahren im Kloster lebten. Dabei ist im Klosterbuche bemerkt: „Er war ein Zweifler und verschwand im Wald.“ Da bleicht sein Haar, sterbend stürzt er nieder und erkennt die Wahrheit des früher von ihm bestrittenen Sages: „Ihm ist ein Tag wie tausend Jahre, und tausend Jahr sind ihm wie ein Tag.“

Ähnlich erzählen die frommen Sagen der Muhamedaner vom Propheten Muhamed, daß er vom Erzengel Michael aus dem Bette geholt und in den Himmel getragen wurde, 77000 Gespräche mit Gott, den Engeln und Erzengeln hatte und, als er zurückkam, den Krug noch nicht ausgelaufen fand, den er in der Eile des Aufsteigens umgestoßen hatte. — Der gleiche Gedanke kehrt auch in der Zauberwelt der Märchen aus tausend und einer Nacht wieder. Ein armer Lastträger in Balthora, heißt es dort, ging hin an den Strand des Meeres, sich zu baden. Raub hat er den Kopf in die Fluth getaucht, so findet er sich auf einmal in einer fremden Stadt wieder. Er geht die Straßen hinauf und fragt verzweifelt den Ersten, den er trifft, was er beginnen solle. Glücklicherweise war es Sitte in dieser

Märchenstadt, daß ein Mädchen, welches einem fremden Mann auf seine Frage antwortete, verpflichtet war, ihn zu heirathen, wenn er sie zum Weibe begehrte. So gewann der Lastträger die Hand eines reichen Mädchens, lebte sieben Jahre glücklich an ihrer Seite, verarmte dann und wurde wieder Lastträger. Als er eines Tages in Verzweiflung, wie er nun seine Familie erhalten sollte, an den Strand ging, kam ihm der Gedanke, seinen Kopf einzutauchen. Als er ihn zurückzog, fand er sich in seinem alten Wohnort, den er nie verlassen hatte, wieder. Die Zeit zwischen Eintauchen und Zurückziehen des Kopfes hatte der Traum in sieben Jahre voll der buntesten Ereignisse umgewandelt. — Es giebt ferner eine Erzählung von einem zum Tode Verurtheilten aus der Zeit der Pariser Schreckensherrschaft, der einschlief, als die Thurmuh'r den ersten Glockenschlag von Zwölf that. Mit dem letzten Schlag weckte ihn der Gefängnißwärter, um ihm sein Ende anzukündigen. In diesem Zeitraum vom ersten Glockenschlag Zwölf bis zum letzten hatte er einen Traum, der sich über Jahre erstreckte.

Auch Chamisso besaß so einen seltsamen Vetter, Anselmo mit Namen, den er die erstaunlichsten Schicksale erleben, Priester, Cardinal, Papst und — Bettler werden läßt in seiner Vorstellung, während er den rinnenden Sand im Stundenglas eine Secunde lang anstarrt:

. . . „Im Bücheraal
Yglano's stand er wie dazumal,
Berlumpt, das Stundenglas in der Hand,
Und unvermindert rann der Sand.“

Grillparzers: „Der Traum ein Leben“ streift das Problem von der Relativität der Zeit ebenfalls. Goethe sagt von der Natur: „Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht, Gegenwart ist ihre Ewigkeit.“ Diese Vorstellung scheint in allen Zeiten einen dämonischen Reiz gerade auf besonders tief und grüblerisch veranlagte Köpfe ausgeübt zu haben.

Dem gewöhnlichen Sterblichen wird angst und bange, spricht man von „Raum und Zeit“. Die Worte sind für ihn der Inbegriff weltverlorener, unpraktischer, unnützer Speculation geworden, und zwar hauptsächlich durch die Schuld der Philosophen, die das Zeit-Problem in einen anscheinend so undurchdringlichen, metaphysischen Nebel zu hüllen verstanden haben, daß außer den „Zünftigen“, die aber bisher auch nichts Brauchbares zu Tage förderten, Niemand sich herantraute. Trotzdem ist die Frage: „Was ist Zeit? was ist Raum?“ durchaus nicht so aussichtslos bezüglich der Lösung und stellt auch an unseren Verstand und Scharfsinn nicht so unerreichliche Forderungen, sobald man sie nicht als metaphysisches, sondern als mechanisches Problem — oder besser vielleicht „Problem der Mechanik“ — auffaßt.

Was ist Zeit? Jedenfalls ein Maß, denn an der Zeit messen wir ja alles Geschehen in der Welt, Jugend und Alter, Schule und Unterricht,

individuelles und staatliches Leben. Die Maße liefern uns Handhaben zum Vergleichen, darum schaffen wir sie. Das Chaos, der Stoff ist grenzenlos, die Form, das Einzelwesen, der Mensch schafft Grenzen. Nichts ist so sehr menschlich als Maß, Form, Grenze. Der Mensch ist nach Nietzsche der Messende, von seiner vornehmsten Eigenschaft her hat er seinen Namen.

Was messen wir nun aber mit der „Zeit“, diese als Maß gedacht? Antwort: Die Bewegung, das Fortschreiten, den zurückgelegten Weg, allgemeiner: die Ortsveränderung im Raume. Demnach wäre Zeit zu definiren als das Maß der Bewegung. Ohne Raum gäbe es danach auch keine Zeit oder anders ausgedrückt: Die Vorstellung des Raumes entsteht in unserem Gehirn durch die Ortsveränderung materieller Theile. Für den vorliegenden Zweck macht es wenig aus, ob wir uns den Raum flächenhaft oder körperlich denken. Ich halte es für unmöglich, daß wir mit unseren Augen körperlich sehen, meine vielmehr, daß die angebliche körperliche Wahrnehmung durch das Auge eine Täuschung des Urtheils, nicht der Sinnesorgane vorstellt. Aus Tastempfindungen und damit combinirten Netzhautbildern (Meynert faßt auch das Auge als ein Tastorgan auf!) schließen wir zuerst, wenn wir unsere Erfahrungen gewinnen, auf die Körperlichkeit der Objecte außer uns und vermeinen dann später fälschlich, sie auch körperlich zu sehen. So hören unsere Sinnesorgane später auf, ein unparteiischer Spiegel der Welt zu sein.

Doch schweifen wir von unserem eigentlichen Thema nicht allzuweit ab. Die Zeit als „Maß der Bewegung“ definirt zu haben, genügte mir bald nicht mehr. Vielleicht hatte, was ich öfters zu meinem größten Erstaunen beobachtet habe als wirkliches Ereigniß, mein Gehirn das Problem automatisch weiter verfolgt, ohne Einmischung des neugierigen Bewußtseins. Man kann, wie ich aus zahlreichen Beobachtungen gelernt habe, seinem Gehirn Aufgaben stellen, wie einem Hund zu apportiren*). Man versuche es, wenn man z. B. einmal „nicht auf einen Namen kommen kann“. Man richte seine Aufmerksamkeit fest auf das gesuchte Object und wird nach Stunden oder Tagen überrascht sein, daß das gesuchte Wort sich ohne weitere Bemühung einstellt.

Was ist nun ein Maß, und wie messen wir? Von dem Dinge, das wir messen wollen, schneiden wir ein willkürlich gewähltes Stück ab, legen diesem Stück einen willkürlichen Namen bei, Fuß oder Meter, Liter, Meße, Kilo, Pfund, Mark, Franc, Ohm, Volt u. s. w. und benutzen dieses Stück fortan als Einheit. Die Wörter Theil und Zahl sind auch etymologisch identisch. Ueber die Annahme dieser Maße müssen sich dann die Völker einigen. Werth haben nur allgemein angenommene und dadurch vergleichbar gewordene Maße. Auf die grundsätzliche Wesensverschiedenheit mit

*) Auch Andere (z. B. Dr. Neubörfer in Wien) haben Aehnliches beobachtet, doch ohne klar zu erkennen, was eigentlich dabei vorgeht.

der Natur, in die der Mensch durch sein fortwährendes Bedürfnis nach Maßen (bedingt durch seine eigene körperliche und zeitliche Begrenztheit) geräth, habe ich vorher schon hingewiesen. Ein dunkles Gefühl dieser Differenz besaßen schon die alten Griechen. Es kommt z. B. zum Ausdruck in der Fabel von der Schildkröte und dem hurtigen Achill, der Achill kann sie angeblich nicht einholen, weil sie immer in dem Moment, da er sie erreicht hat, schon wieder weiter ist. Der Fabel*) liegt offenbar nichts weiter zu Grunde als ein Hinweis auf die Willkürlichkeit aller Grenzen. Das werdende und das abgeschlossene (Maß) sind incommensurabel. — Die eben entwickelte Anschauung vom Maß erweist sich auch praktisch nützlich. Aus meinen Darlegungen geht ohne Weiteres hervor, warum z. B. eine Doppelwährung sehr bald zur alleinigen Silberwährung führen müßte, aus innerer Nothwendigkeit, aus dem Wesen des Messens und des Maßes heraus, ohne daß ich damit einen politischen Streit an dieser Stelle zu eröffnen gedenke. Die Themata des praktischen Lebens haben auch eine psychologische Seite. Es ist ferner klar, eben aus der inneren Natur des Maßes heraus, daß man möglichst etwas Unveränderliches wählt, um daraus das Maß zu entnehmen. Das „mètre“ der französischen Revolution ist bekanntlich dem Maß des Erdumfangs entnommen, also beinahe der am meisten constanten Größe, die uns Menschen zugänglich ist. Darum ist es nur natürlich, daß dieses Product der Revolution sich erhalten hat, das auf logischem Wege gewonnen und daher ein gutes Maß ist. Aus demselben Grunde ist auch das Gold ein relativ gutes Maß für die Werthe, weil seine Größe (Masse), wenn sie auch nicht constant bleibt, doch gegenwärtig jedes Jahr ziemlich um dasselbe Maß zunimmt. Als nach der Entdeckung Amerikas aus Peru, Bolivia und Chile große Mengen Goldes und Silbers nach Europa strömten, traten dort die größten Schwankungen in allen Werthverhältnissen ein, eben weil das Werthmaß sich so plötzlich verändert hatte.

Wenn daher das Maß immer aus dem zu messenden Object entnommen wird, so ist ohne Weiteres klar, daß Zeit und Bewegung identisch sind.

Mit anderen, einfacheren Worten: Zeit ist der Theil eines Weges, mit dessen Hilfe ich den ganzen zurückgelegten Weg messe. Zeit ist ein Raummaß, ein anderer Name für Meter oder Fuß, ersonnen im Hinblick auf den speciellen Fall, daß der Mensch die Länge des Weges abschreitet. Eine Stunde ist ein in Form einer Kreisperipherie zurückgelegter Weg**), ein Tag wird bestimmt nach dem Weg der Sonne, ebenso ein Jahr.

Man sieht nun ohne Weiteres, was für eine gräßliche Begriffsverwirrung entstehen mußte, sobald man die „Zeit“ als Maß endlicher Größen mit dem Objectiv „ewig“ zusammenbrachte und von „ewiger Zeit“ zu sprechen anfang. Alle Bestimmungswörter dieser Art, die das Unendliche

*) Eigentlich ist es ein von einem griechischen Philosophen erdachtes Beispiel.

**) Der sich auf den Weg macht, ist der Zeiger.

bezeichnen sollen (ewig, grenzenlos, nichts u. s. w.) sind reine „negative“ Begriffe, nicht aus Beobachtung, sondern nur sprachlich in einer gewissen Periode der menschlichen Culturentwicklung auf contradictorischem Wege gewonnen, und es ist ein Fundamentalsatz der Logik, daß aus reinem Negativen nichts folgt (*E puris negativis nihil sequitur.*) Das Negative ist unreine Beziehung zum Positiven und ohne diese Beziehung sinnlos. Hätte man das beachtet, so wäre der ganze metaphysische Unfug, das Fangballspielen mit den Begriffen von Zeit und Raum nicht möglich gewesen. Eine „ewige Zeit“, ein „unendlicher Raum“ sind ebenso unmöglich wie ein schwarzer Schimmel oder Mondschein am Mittag.

Die bisher gewonnenen Erkenntnisse über das Wesen der Zeit geben uns aber auch Aufklärung über einen Punkt, der all den vorher von mir berührten Dichtersabeln und Märchen gemeinschaftlich ist. Alle die erwähnten seltsamen Verschiebungen der Zeit treffen Personen, die ruhen, nur von dem Mönch ist nicht sicher, ob er nicht schließlich irgendwo im Walde Halt machte, um seinen 300jährigen Schlaf zu thun. Wenn es richtig ist, daß Zeit nichts weiter ist, als ein Stück Weg, so kann nur der von ihr etwas wissen, der sich willkürlich und mit Bewußtsein bewegt. Darum entflieht das Maß der Zeit dem, der liegend oder träumend seinen Ort nicht verändert. Das ist unweigerlich die Folge unserer Ansicht vom Wesen der Zeit. Außer dem sich bewegenden Herzen, dessen Schlag der Gesunde aber nicht merkt, und dem Pulse, hat der Liegende gar kein Maß der Zeit in sich. Liegen wir wach und wollen erfahren, was es an der Zeit ist, so wenden wir uns an Dinge, die sich bewegen, an die Uhr, an die Sonne.

Ich leite auch das Vergnügen des Rauchens von der Verfolgung des aufsteigenden Rauches ab, in zeitlosen Momenten.*) Ebenso wird man finden, daß bei fast allen Zerstreuungsspielen (Billard, Dame, Schach, Croquet u. s. w.) irgend eine Bewegung erzeugt wird. Ich habe immer gefunden, daß bei der Arbeit die Cigarre überflüssig, ja lästig ist. Seltsamer Weise nennen die Spanier den Zustand süßen Nichtsthuns, den sie, wie alle Südländer, so sehr lieben: „hacer tiempo“, „Zeit machen“, aber sie rauchen dabei. Nichts frappirte mich mehr, als ich, schon mit diesen Vorstellungen über das Wesen der Zeit im Kopfe, bei dem großen Seelenkennner Shakespeare die Worte las: „Schläfer sind und Todte Gemälden gleich.“**)

Der zeitlose Zustand, d. h. keine Bewegung zu haben oder keine verfolgen zu können, ist für den wachen Menschen ein unerträglicher, und zwar darum, weil er ihn vor den Begriff des Ewigen, Unendlichen, Unabsehbaren stellt. Man definirt diesen Zustand, die Langeweile, als Mangel an

*) Schopenhauer nennt das Rauchen ein Surrogat für Gedanken bei Leuten, die nicht denken. (Parerga etc. S. 681).

**) Macbeth h, Act II. Sc. I. „The sleeping and the dead are but as pictures.“

Vorstellungen, aber sie ist weit mehr als das, ein Mangel an Bewegung. Vielleicht kann es als Beweis für die materielle, also räumliche Natur des Denkens angesehen werden, daß wir uns nicht langweilen, wenn wir Vorstellungen haben. Was thut man denn zur Abhilfe, wenn man sich langweilt? Man geht dem Muster der Tapete nach, oder zieht die Uhr hervor und verfolgt den Weg des Zeigers oder lehnt sich aus dem Fenster, um die Vorübergehenden zu sehen. Man wählt also instinctiv das richtige Heilmittel. „Le bonheur c'est le mouvement, le malheur c'est le repos“, sagt Bolingbroke in Scribes Glas Wasser. So tief steckt dem Menschen das Bedürfnis einerseits nach Bewegung, andererseits nach Zahl, Begrenzung, Theilen im Blut. Das wache Gehirn enthält Spannungen und Reize, die ausgegeben werden müssen. Ist das nicht möglich, so entstehen Unlustgefühle, die Empfindung der Hemmung.

Das Unbegrenzte ist der Empfindung des Menschen peinlich und verhaßt, weil aus ihm kein Maß sich entnehmen läßt, weil es seiner eigenen Natur wesensfremd und furchtbar ist. Eine lange Straße, eine übermäßig ausgebehte Allee ist uns verhaßt, weil sie uns keinen Maßstab für den zurückgelegten Weg bietet. Wir machen lieber einen Umweg, weil dieser mehr „Abwechslung“ gewährt, d. h. mehr Dinge darbietet, welche Abschnitte, Theile des Weges markiren. Der war ein schlechter Psychologe, der die Menschen mit der Idee des ewigen Lebens als einer Wohlthat oder Gnade beschenkte. So oft der Mensch vor Etwas steht, das sich grenzenlos, undefinirbar, ohne Maßlein vor ihm ausdehnt, stets ergreift ihn Grauen. Der Tartarus war furchtbar nicht wegen der Arbeiten, die verrichtet werden mußten, sondern wegen ihrer Grenzenlosigkeit. Durch Nichts wird eine schlaflose Nacht so furchtbar als durch ihre Ziellosigkeit. Der Begriff der Ewigkeit ist dem Menschen in tiefster, innerster Seele zuwider. Es kann gar nicht anders sein. — Wie aber ist er zu diesem Begriff gekommen? Nach Aristoteles müßte er aus den Sinnen stammen, die aber nur für Endliches eingerichtet sind. Also kann nur der Intellect seine Quelle sein. Es ist bisher, soweit mir bekannt geworden ist, noch nicht genügend betont worden, welche Rolle bei der Entstehung der Begriffe das contradictorische Verfahren einst gespielt hat. Jeder positive Begriff producirt auf logischem Wege seinen Gegenfüßler, der sprachlich meistens durch Vorsetzung einer Silbe bezeichnet wird. Doch gehört diese Art der Begriffsbildung bereits einer relativ vorgeschrittenen Culturstufe an. Bekanntlich ist von Abel nachgewiesen (und auch aus anderen, von ihm noch nicht herangezogenen alten Sprachen zu erweisen), daß die Wurzelworte im Egyptischen einen Begriff und zugleich sein Gegentheil bezeichneten.*) Wahrscheinlich war beim Sprechen irgend eine Differenzirung

*) Daß ähnliche Anschauungen einen Grundgedanken der Hegel'schen Philosophie bildeten, ist heute ganz und gar in Vergessenheit gerathen.

je nach der Absicht, die ausgedrückt werden sollte, üblich, die Nothwendigkeit contradictorischer Vorfüßen hat sich vermuthlich damals eingestellt, als die Schriftzeichen entstanden.

So bildeten sich Begriffe, wie: nichts, unendlich, ewig, unsterblich. Dieses Princip ist noch heute in der Sprachbildung thätig. Besonders der Witz übt sich in solchen contradictorischen Worterfindungen, vor Allem der politische.

Die „Endlosigkeit, Unabsehbarkeit“ gewisser staatlicher Mißstände hat ebenfalls einen tief in der Natur des menschlichen Empfindens begründeten Stachel. So ist bei Lange (Arbeiterfragen, S. 11) Folgendes zu lesen:

„Thatsache ist, daß der Kampf um das Dasein gerade jetzt wieder in der mächtigsten und entscheidendsten Schicht der Nation — diesmal sind es die Arbeiter der Industrie — in seiner ganzen ermattenden Schwere empfunden wird, und daß die Geister beginnen, der Einförmigkeit dieses Drudes überdrüssig zu werden und sich, selbst auf die Gefahr der Verschlimmerung hin, nach Veränderung sehnen.“ Lang dauernde Regierungen wie die Louis XV. in Frankreich werden schon allein aus diesem Grunde unbeliebt, Kronprinzen entsprechend beliebt. Es giebt eine Krankheit, die Platzangst (Agoraphobie), bei der der Kranke zu zittern beginnt, wenn er einen großen freien Platz überschreiten soll. Eine Abart davon ist die Angst, welche manche Personen erfaßt, die in einen mächtigen, gewölbten Dom eintreten sollen. Auch das Schwindelgefühl auf hohen Thürmen, am Rande von tiefen Gebirgsspalten gehört hierher. Es ist nur eine krankhafte Uebertreibung des in jedem Menschen liegenden, physiologisch begründeten Zurücksehens vor dem nicht Abgesteckten, Grenzenlosen, Unübersehbaren. Wer wird angesichts dieser Thatsachen den Tod noch scheuten können?

Höchst interessant und psychologisch werthvoll ist es, zu sehen, wie sehr der Begriff der Unendlichkeit (denn es ist nur ein sprachlicher Begriff, nichts weiter) bei den einzelnen Menschen und Nationen schwankt. Es läßt sich beweisen, daß für Völker, die auf niedriger Culturstufe stehen, Zahlen, die für uns endlich sind, den Begriff der Unendlichkeit erreichen. Die Papuas auf der Nordküste von Neuholland zählen nur bis vier: Alles Uebrige ist „Miribiri“: „sehr viel“. Die Bibel läßt Mose vierzig Tage auf dem Berge Sinai verweilen, sie erzählt ferner von einer vierzigjährigen Wanderung des Volkes Israel in der Wüste. Diese Zahlen sind, wie man schon aus ihrer regelmäßigen Wiederkehr sieht, nicht wörtlich zu nehmen und bedeuten auch nur so viel wie „Miribiri“, „sehr viel“, ganz wie das lateinische „sexcenti“ nicht für sechshundert gilt, sondern für eine sehr große, unermessliche Zahl. Das Volk wählte diejenige Zahl für den Begriff des Grenzenlosen, Unermesslichen, welche an der Grenze seines Vorstellungsvermögens lag. Das eben ist das Unendliche, was über das individuelle Vorstellungsvermögen hinausgeht. Auch unter den heute lebenden Menschen sind die Grenzen der Vorstellbarkeit von Zahlbegriffen sehr verschieden. Frauen haben häufig einen schlechten „Zahlenfinn“, andererseits zeigten einige Wunderkinder (so z. B.

der bekannte Euler) eine merkwürdige Befähigung nach dieser Richtung. Eine Million können sich sehr wenige Menschen vorstellen, eine Milliarde nur eine verschwindende Zahl. Welche Perspective eröffnet sich für die Zukunft, wenn wir sehen, wie weit sich das Vorstellungsvermögen des modernen Menschen über die Grenzzahl vier des Papuanegers erhoben hat? Das weitgehendste Vorstellungsvermögen, also die höchste menschliche Intelligenz, müssen wir danach den Astronomen zuschreiben. Wer kennt nicht Beispiele, daß Leute von geringer Intelligenz durch einen Lotteriegewinn oder Erbschaft Summen erhielten, denen ihr Vorstellungsvermögen nicht gewachsen war. Es ist uns nach den obigen Darlegungen durchaus verständlich, daß sie die Summe für unendlich hielten und vergeudeten. Ja, sie mußten geradezu Verschwenker werden nach der Beschaffenheit ihres Denkvermögens, mit psychologischer Nothwendigkeit. Man denke nur an den Milliardenrausch von 1871. So macht auch eine unverhoffte Lebensstellung, ein unerwarteter äußerer Erfolg den schwachen Kopf durch die Vorstellung der Unendlichkeit seiner Bedeutung schwindelig. Es ist das eine physiologische Wirkung dieses nicht vorstellbaren Begriffs, die wir einstweilen nicht weiter aufklären können, die aber dieselbe ist, gleichgiltig ob sie durch den Anblick eines anscheinend bodenlosen Abgrunds oder anscheinend bodenlosen Reichthumes oder Erfolges erzeugt wird. Vermuthen dürfen wir, daß es sich dabei um eine Ueberreizung handelt, weil wir sehen, daß durch gresles Licht ganz ähnliche Wirkungen hervorgebracht werden. Unendlich heißt also nur „nicht vorstellbar“, woraus hervorgeht, daß es unendlich viele „Unendlichkeiten“ giebt, d. h. genau so viele als Individuen. Im Allgemeinen hat ja die Natur durch eine versteckte Lage der Aufnahmeorgane für die Bewegungen der Außenwelt, durch Schutz- und Abschwächungsvorrichtungen dafür gesorgt, daß die Reize der Außenwelt nicht in ihrer ursprünglichen Kraft und Stärke, sondern gewissermaßen temperirt und modificirt, wie sie zur Erhaltung des organischen Lebens tauglich und dienlich sind, die Sinnesorgane und das Centralnervensystem treffen. Reiz und Reaction machen das Spiel des Lebens aus. Anscheinend aber gelingt es trotz aller Schutzorgane nicht immer, übermäßig starke Reize vom Gehirn fernzuhalten, besonders solche, die durch Vorstellungen von besonderer Intensität (Affecte) gebildet werden. Hier tritt dann die Functionsunterbrechung der Hirnrinde (Schwindel, Ohnmacht) schüßend ein.

Als Resultat meiner Untersuchungen glaube ich somit Folgendes festnageln zu können: 1) Der Zeitbegriff ist ein rein menschlicher, ebenso der Raumbegriff. Beide enthalten nichts Transscendentales. 2) Der Zeitbegriff entsteht durch das Bedürfniß des sich bewegenden Menschen nach einem Maß für diese Bewegung. Dieses Maß wird, wie alle anderen Maße auch, aus dem zu messenden Object entnommen. 3) Der Begriff der unendlichen Zeit widerspricht dem Wesen des Zeitbegriffs, wie es oben dargelegt worden ist, und muß fallen gelassen werden. Auch der Begriff des „Unendlichen“ ist nichts als ein Product der gesetzmäßig functionirenden Gehirnthatigkeit und

individuell verschieden, hat also gar keinen positiven Inhalt und stellt nur einen Grenzwert dar. 4) Sollen Vorstellungen äußerer Objecte im Gehirn zu Stande kommen, so müssen diese Objecte begrenzt sein, d. h. Form und Gestalt haben. Form ist danach die Voraussetzung des individuellen Lebens. Der Todte wird sehr bald wieder formlos. 5) Eine Betrachtungsweise, die entweder nur die Form (Gestalt, Idee) oder nur den Stoff (Materie) berücksichtigt, ist mit Nothwendigkeit einseitig. Menschlicher ist der Formalismus (Idealismus), er kommt dem Bedürfnis unserer Sinnesorgane entgegen, eine objectivere Art der Betrachtung aber ist ohne Zweifel die materialistische (atomistische, analytische), doch geht sie schließlich über die Schranken, wenn nicht des menschlichen Geistes, so doch der menschlichen Sinne hinaus. „Sie überfüllt das thönerne Gefäß“*). 6) Man kann danach aus dem Vorigen mit Leichtigkeit ableiten, wie weit der menschliche Geist Aussicht hat, in das Wesen des Weltganzen objectiv einzudringen.

Die Quintessenz unserer Untersuchung ist Resignation, doch sinkt dadurch nicht ihr Werth für den wirklichen Forscher, dessen Leitstern das Einzige ist, was von allen Gütern des Lebens eine wirkliche Bereicherung ihres Besitzers vorstellt: Erkenntniß.

*) It o'erinforms the tenements of clay. (R. W. Emerson.)





Die Herkunft der modernen Malerei.

Don

Franz Serbaeg.

— Berlin. —



in gefeierter Berliner Maler hat mir ein Mal eine reizende Geschichte erzählt, die sich vorigen Sommer in Wildbad ereignet hat. Dort weilte zu der Zeit eine weitbekannte Excellenz, die sich um die öffentliche Wohlfahrt unseres Vaterlandes große Verdienste erworben haben soll, die aber durch ihren Beruf keineswegs verpflichtet ist, von Kunst etwas zu verstehen. Diese Excellenz hatte eines schönen Nachmittags Gelegenheit genommen, den gerade damals viel genannten Maler auf der Curpromenade anzureden und in ein Gespräch über Kunst zu verwickeln. Es war dies ein Gespräch, wie es mit Excellenzen eben zu sein pflegt: die Excellenz redet und erwartet, daß man alle ihre Worte als huldvolle Belehrung und gewissermaßen als höhere Intuition entgegennimmt. Die Excellenz war nun mit dem Maler gar nicht so recht zufrieden und geruhte dies in einigen allgemeinen Urtheilen über moderne Kunst, wie das beklagenswerthe Schwinden des Idealismus, den Mangel an Harmonie und an läuternder Kraft, den Cultus des Unerfreulichen und des Häßlichen, zur gefälligen Wahrnehmung zu bringen. Er hörte sogar einigen kurzen Darlegungen des Malers eine Zeit lang wohlwollend zu — dann aber umspielte ein fein-ironisches Lächeln seine glattrasirten Lippen, er klopfte dem Maler vertraulich auf die Schulter, und, indem er schelmisch mit dem Auge zwinkerte, beendete er das Gespräch mit den Worten: „Eine Frage, mein Lieber: glauben Sie wirklich an die Zukunft der neuen Kunst?“ Sprach's und wandte sich ab.

Warum ich diese Geschichte so reizend finde? Weil sie für das Bildungsphilisterium in unserem geeigneten Deutschland so charakteristisch

ist, für jenes Bildungsphilisterium, das die neue Kunst noch immer als eine Art Sonneneneinfall in das durch den Classicismus geweihte und für ewige Zeiten eingeebte Tempelheiligthum betrachtet. Wie? der Begriff des Schönen soll der Veränderung unterworfen sein? ein Ideal soll verblaffen können? Hat nicht ein gewisser Raffael vor vierhundert Jahren ein für alle mal festgestellt, was Schönheit und Idealität bedeutet? Und giebt es nicht auch heute noch schaffenskundige Meister, Thumann z. B., die nicht müde werden, uns diese Art Schönheit immer und immer wieder vorzuführen? Oder, wenn man die „berechtigten Forderungen“ des Realismus liberalerweise anerkennen will, hat nicht Knauts runzlige alte Bauern, hat nicht Bantier Dorfbegräbnisse und Derartiges gemalt? Und wenn man noch weiter gehen will, so kann man ja allenfalls Menzel gelten lassen. Der Mann ist bald achtzig Jahre alt und hat die Thaten Friedrichs des Großen verherrlicht, ist also wohl zweifellos ein guter Staatsbürger. Aber darüber hinausgehen? Die Sache noch toller treiben als Menzel? Nach ganz neuen Grundlagen, neuen Empfindungen, neuen Anschauungsformen suchen? Die sogenannte Wahrheit auf den Schild erheben? oder gar die freie Persönlichkeit? und schließlich das zügellose Walten der entfesselten Subjectivität verkünden? Wo soll das Alles hin? Da kommt man ja schließlich zu solchen Verrücktheiten, wie dieser Böcklin sie malt, mit violetten Wiesen und rothen Bäumen und grünen Himmeln! oder zu den phantastischen Verworrenheiten und verkappten Anarchismen eines Klinger! Oder zu Exter und Hofmann und — Ury!

Da mag sich freilich nicht blos eine alte Excellenz bekreuzen, da rutscht das gesammte Spießbürgerthum in Stoßgebeten auf der Erde herum.

Seltam! Alle diese Leute sind doch sonst gar nicht so blöde und ziehen beherzt, sobald es sich um ihr persönliches Wohlergehen handelt, die Consequenzen der Errungenschaften des neunzehnten Jahrhunderts. Mag es sich nun um Parlamentarismus, Capitalismus oder Socialismus handeln, um Eisenbahn, Telegraph und Telephon, um Hygiene, Weltausstellungen oder Badecuren, sie sind allemal frisch auf dem Posten, und beim Strahlenlicht elektrischer Lampen pfeifen sie was auf die Sonne Homers. Aber, versteht sich, die geheiligten Traditionen des Classicismus müssen trotzdem gewahrt bleiben. Nach dessen Regeln haben sie in der Schule ästhetisiren gelernt, sie haben sich dann ein Menschenalter um Kunst nicht mehr gekümmert, und jetzt, wo sie grau geworden sind, möchten sie sich gern künstlerisch erbauen, ohne sich geistig dabei anstrengen zu brauchen. Aber siehe da, die Kunst, die ehemals ein zahmer Passgänger war, ist plötzlich ein ungeberdiger Hengst geworden und wirft den ungeübten Reiter ab. Der natürlich, wenn er sich wieder erhoben hat, schimpft hinterdrein . . .

So geht's nicht unseren Alten allein. Auch den meisten Jüngeren und Jungen, Männlein wie Weiblein, erscheint die neue Kunstwelt zu trogig und zu eigenwillig, zu losgelöst von den überlieferten Empfindungswerten,

als daß sie dazu verführen könnte, sich mit Lust und Liebe in sie hineinzuendenken. Sie ist ihnen das Nixenweib mit den abgrundtiefen, räthselvollen Augen, aber mit dem fischigen, ungemüthlichen Leib. Sie fühlen wohl zuweilen, wie dieses Weib in ihr Geheimstes späht und ängstlich verhehlte Gefühle aus spinnewebigen Schlupfwinkeln aufstöbert und an's Tageslicht zu ziehen droht. Aber gerade davor fürchten sie sich. Sich das Innerste nach außen kehren zu lassen, wie kann man das von gesitteten Menschen des neunzehnten Jahrhunderts verlangen? Die Civilisation hat eine so hübsche Menge bequemer Verlogenheiten geschaffen — die soll man sich jetzt durch eine demokratisch respectlose, revolutionär angehauchte, hochmüthig menschenverachtende Kunst entwinden und . . . brandmarken lassen! Da soll man sich auch noch „hineindenken“! dafür soll man sich erwärmen und begeistern, dafür soll man den ganzen ausgedienten ästhetischen Apparat kalt- und leichtherzig über Bord werfen? Wo ist diese Kunst hergekommen, daß sie mit solchen Ansprüchen an uns heranzutreten wagt? worauf pocht sie? wohin trachtet sie?

Ja, wo ist sie hergekommen? — das vor Allem ist die Frage.

Man meint gewöhnlich, über Nacht sei sie gekommen, und so hofft man, daß sie auch über Nacht wieder verschwinden werde. Es ist hart: auch diese letzte, zäh umklammerte Hoffnung sinkt jetzt dahin. Denn unversehens hat da ein Mann ein umfangreiches Buch geschrieben und es soeben fest veröffentlicht, in welchem er dieser Hoffnung die Basis wegzieht und es aller Welt deutlich macht, wie die heute so gefürchtete moderne Kunst die Frucht einer langamen und vielseitigen Entwicklung, eines höchst organischen Werdepoces ist. Dieses Buch, auf das wir Modernen seit Jahren als auf eine erlösende That gewartet haben, ist Richard Muthers „Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert“, in drei Bänden bei G. Hirsh in München herausgegeben.

Das ist in der That die Bedeutung dieses Buches, daß es eine hartnäckige Legende endgiltig beseitigt, eine Hochburg von Unwissenheit gebrochen und geschleift hat. Dieses Buch zu schreiben, haben sich vielleicht Manche berufen gefühlt, und Einige, wie Hermann Helferich und Cornelius Gurlitt, wären auch dazu berufen gewesen. Muther aber ist der Mann, der die That verrichtet hat und gut verrichtet hat. Als Erster ist er vollausgerüstet auf dem Platz erschienen. Das ist sein Ruhm und sein bleibendes Verdienst.

Als vor etwas mehr als Jahresfrist die erste Lieferung dieses grundlegenden und bahnbrechenden Buches erschien, da ging ein Raunen durch die gesammte künstlerische Welt Deutschlands und gewiß auch zum Theil des Auslandes. Man hatte sofort erkannt, daß da etwas geschehe, und jede neue Lieferung bis zur zehnten, die den Abschluß brachte, wurde ungeduldig erwartet, und jede wirkte wie eine siegreich geschlagene Schlacht. Später einmal wird man diese Kampfstimmung und Spannung vielleicht

nicht begreifen können. Aber gerade dieses Nichtbegreifen wird alsdann den wahren Schlußstein bilden: die Ergebnisse des Muther'schen Werkes werden in's allgemeine Bewußtsein eingedrungen sein und selbstverständlich erscheinen.

Für uns heute hat das Auftreten Muthers etwas Bestechendes und zugleich etwas Einschmeichelndes. Er weiß sich unserer Phantasie zu bemächtigen, und ganze Schönheitswelten läßt er vor uns erstehen. Er führt uns mitten hinein in die Gärten, wo sie am üppigsten blühen, und wir stehen da und staunen über die Wunder und sehen und fühlen doch, daß Alles Natur ist. Uns in Künstlers Lande hineinzugeleiten, ist Muthers eigenste und höchste Kunst. Aus dem Charakter der Rassen und der Natur der Länder, aus der vibrirenden Zeitstimmung und der gesteigerten Stammesart, aus entlegenen Erdwinkeln und verborgenen Herzenswinkeln führt er uns zum Verständniß des Kunstwerkes, das aus dem organischen Zusammenwirken dieser Kräfte, plus irgend einem unbekannt gebliebenen und ewig unbekannt bleibenden X, entstanden ist. Eine vielseitige, von feinem Gedächtniß getragene Lectüre, ein offenes und künstlerisch reizbares Auge für fremde landschaftliche Reize, ein tief geschulter historischer Blick für das Entstehende und Werden unterstützen auf's Förderlichste den Sammelleiß des Forschers, der sich durch unermüdbliches Reisen den Anblick fast sämtlicher modernen Kunstwerke und durch weitgreifende Fachstudien die Kenntniß der treibenden Lebensverhältnisse und Lebensbedingungen verschafft hat. Ein vorlauter litterarischer Grünschnabel hat einmal geäußert, der „Stoff“ zu dem Buche hätte nur so dagelegen, von Niemand angetastet, und es sei bloß eine Geduldsarbeit gewesen, ihn zusammenzustellen und aufzubauen. Muther durfte stolz darauf erwidern, daß er diesem selbstgewissen jungen Mann gern sein gesamntes Material zur Verfügung stelle und in Seelenruhe abwarten werde, was dieser daraus mache. Wußte er doch, daß er ihm wohl das todte Material, aber nicht sein erfahrenes Auge, nicht seine einschmeigliche Sensibilität und den farbigen Zauber seiner bildernden Sprache überlassen könne.

Was ich für einen Hauptvorzug des Muther'schen Werkes halte und was ihm gerade für unsere Zeit seine Wetterfestigkeit giebt, ist, daß es sich als einen Niederschlag der gerade heute herrschenden Schaffens- und Geistesstimmung in den vorgeschrittenen Künstlerkreisen charakterisirt. Ohne mit der Mode des Tages kokett zu liebäugeln, weiß es doch die Tendenz und die Werthschätzung des Tages geschickt und nachdrücklich zu fixiren. Man spürt überall einen Mann heraus, der nicht bloß im einsamen Kopp historische Constructionen vorgenommen und aus subjectiver Willkür heraus neue Werthungen versucht hat, sondern der überall in lebendiger Wechselwirkung zu Künstlern steht und, wie er uns so reichlich giebt, gern und freudig dort empfangen hat. Mag hierdurch an troziger Eigenart und wählerischem Geschmack vielleicht etwas abgehen, so wird doch der historische

Werth des Buches dadurch eher erhöht als vermindert. Gleichwie uns Bajari das Werthmaß der Renaissance und speciell des Buonarrotti'schen Kreises übermitteln hat, so wird Muther einmal später das Werthmaß vom Ende des XIX. Jahrhunderts und speciell der Münchener Secessionistenkreise repräsentiren. So wie das Werk vorliegt, konnte es heute nur in München entstehen, der Stadt, die vielleicht nicht die größten Einzelkünstler, aber die universellsten Versther und wohl auch das höchste Niveau besitzt. Etwas von diesem eklektischen Geist, der aber beim Historiker eine schätzenswerthere Eigenschaft ist als bei einer Künstlergruppe, lebt auch in dieser Geschichte der modernen Malerei. Die verschiedenartigsten Richtungen werden mit eindringlichstem Verständniß und einer gewissen Kraft des Sicheinlebens und Sichauflösens besprochen, und alle sind gleich liebe Kinder.

Deutschland war das letzte Land, das in die große europäische Kunstbewegung des XIX. Jahrhunderts eingriff. Es ist jetzt, durch Muther, das erste Land geworden, das diese Bewegung und ihre Resultate überschaut und gleichsam als ein weltgeschichtliches Fresco an sich vorüberziehen läßt. Der verstorbene Fritz Gurlitt pflegte zu sagen: „Wer in Deutschland ein Bild kauft, der hat es mit den Ohren angesehen.“ In ähnlicher Weise hat Anselm Feuerbach erst von da ab für einen großen Maler zu gelten begonnen, als nach seinem Tode sein „Vermächtniß“ erschien und man sah, daß er ein geistvoller Mann und aristokratischer Dulder gewesen war. So wird man auch an das Vorhandensein einer neuen Kunst glauben, nachdem man bei Muther gelesen haben wird, daß sie bereits eine Geschichte hat. Der Deutsche ist von Haus aus zäh conservativ und mißtrauisch gegen alles Neue. Vor Allem aber setzt er einen Ehrgeiz darein, sich ärmer zu dünken, als er ist. Soll er eines Tages seines Reichthums inne werden, so muß man ihn aufrütteln und ihm tüchtig in die Ohren brüllen. Sieht er die neuen Schätze alsdann an, so sagt er zunächst: „Die hatte ich mir eigentlich ganz anders vorgestellt.“ Hinterher aber, wenn er einmal im Dunklen darüber nachgedacht hat, findet er sie mit einem Male wunderschön, und nun ist sein Ehrgeiz gleich im Zenith. Muthers Buch ist so eine Art Anleitung dazu, über die neue Kunst im Dunkeln einmal nachzudenken.

Also nochmals: wo ist die neue Kunst hergekommen? und welches sind bis zum heutigen Tage ihre Wachsthumstufen?

Man kann diese Fragen sogleich durch ein paar andere ersetzen: wann ist die alte Kunstübung, die von Tizian, Rembrandt und Rubens kommende, verloren gegangen? wo ist sie am gründlichsten ausgemerzt worden? wo hat sie sich vielleicht am ungefährdetsten erhalten? Man kann diese Fragen deshalb stellen, weil sich alsbald zeigen wird, daß die „neue“ Kunst nichts Anderes ist als eine Wiedererweckung der „alten“ und deren organische Fortbildung.

Die Antworten auf die Fragen aber lauten: In der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist die künstlerische Tradition des Auges und der

Hand durch den aus dem Gehirn geborenen Classicismus zerschritten worden; sie wurde am gründlichsten zerstört in Deutschland, sie flüchtete sich in fremde Masken und Larven in Frankreich, und sie fristete ein geduldetes, bisweilen sogar blühendes Dasein in England. Der Antheil dieser drei Länder an der Schöpfung der „neuen“ Kunst ist hiermit bestimmt. In England wuchs sie ruhig weiter, aus den unausgetilgten Traditionen heraus, in Frankreich mußte sie sich schrittweise den alten Boden zurückerkämpfen, und in Deutschland mußte sie, nachdem sie anderwärts zu neuem Leben erwachsen war, als etwas Fremdes aus der Fremde importirt werden und stieß dadurch zunächst auf einen sogenannten „nationalen“ Widerstand.

England ist demnach das Land, das die ersten Anregungen und den Anstoß zu den neuen Bewegungen giebt. Frankreich ist das Land, in dem die interessantesten Kämpfe stattfinden und die prägnanteste Formulirung erfolgt. Deutschland bleibt vorläufig links liegen und nimmt nur im Stillen an der Bewegung Theil.

Dies ist in großen Zügen der Entwicklungsgang. Im Einzelnen gestaltet er sich natürlich vielfach anders, weil die Dinge auf diesem Erdball in der Regel ziemlich complicirt verlaufen.

Da unser Vaterland im Allgemeinen hinterdrein zögert, so möge es wenigstens für den Anfang den Vortritt haben. Die nomina odiosa, an die sich das Einsetzen des sinnenfeindlichen Classicismus knüpft, sind Winckelmann und Carstens. Daß ein Gelehrter vorangeht, ist von vornherein verhängnißvoll, wie für Deutschland charakteristisch. Wäre Winckelmanns schöpferische Thätigkeit lediglich beschränkt geblieben auf die Begründung der archäologischen Wissenschaft, seine historische Stellung könnte unangetastet bestehen bleiben, gleichwie seine feuergeistige Persönlichkeit mit ihrem rechten Menschheitskern als individuelle Erscheinung niemals wird angetastet werden können. Sein Einfluß auf die Production seiner Zeit war aber verderblich. Er lehrte die Verachtung der Gegenwartskunst, entwöhnte das Auge von der Farbe zur Linie, verflüchtigte den künstlerischen Gehalt in einem allegorisirenden Spiritualismus und stellte eine mangelhaft bekannte und vielfach mißdeutete, dazu durch weite Zeit- und Nationalitätschranken von uns getrennte Kunst als ewige und allein giltige Schönheitsnorm auf, der alle andere Kunst nachzustreben habe. Das praktische Resultat der Winckelmann'schen Lehren war Carstens. Er schnitt die Tradition entzwei, wurde dafür von seinen Zeitgenossen verherrlicht und hat dadurch seine Nachkommen um ihr Vergangenheitserbe betrogen. Als die Nazarener versuchten, vom Griechenthum zum Christenthum, von der Antike zum Mittelalter, vom Mythos zum Märchen vorzuschreiten, da sahen sie sich ohne künstlerisches Rüstzeug, diese Tendenzen zu verwirklichen. Als Leute, die etwas von sich hielten, machten sie aus der Noth eine Tugend, erklärten Farbe und Technik für leeren Krimskrams, sahen im Nichtkönnen eine Art Genialität und

arbeiteten sich vom Sinnlichen immer mehr in's Geistige hinüber, wo allein die hohen Aufgaben zu liegen schienen. So entstand eine blutleere und gedankenträchtige Scheinkunst, der es beschieden war, in den Cornelius'schen Cartons der Berliner Nationalgalerie ihren Gipfelpunkt zu erreichen.

In Frankreich ward der Classicismus gleichfalls eine tonangebende Macht. Wenn er aber nicht so verheerend wirkte wie in Deutschland, so liegt dies an zwei Umständen. Zunächst fiel es ihm nicht ein, die technisch-coloristische Tradition über Bord zu werfen, und dann stellte er sich, erfasst von den Wirbeln der großen Revolution, auf's Nachdrücklichste in den Dienst der Zeit. Man malte zwar Griechen und Römer, aber Franzosen waren doch stets damit gemeint, gleichwie unser Schiller bei der Lectüre des Plutarch unablässig an seine deutschen „Räuber“ dachte. Jacques-Louis David war der entscheidende Mann, von Naturell ein echter Künstler, wenn auch beschränkt durch die pedantische Zeitauffassung. Er liebte die reale Linie, die theatralische Geste und die arrangirte Composition: seine Gemälde wirken wie effectvoll gestellte lebende Bilder. Daß er trotzdem das reale Leben hochhält und die einfache Wahrhaftigkeit der Natur, zeigte er in seinen Portraits, denen er nicht bloß einen großen Wurf zu geben wußte, sondern in denen er auch das Beste von einem Menschen festzuhalten verstand. So waren der französischen Kunst zwar enge Stiefel angezogen, aber sie brauchte doch das Gehen nicht zu verlernen. Als in den zwanziger und dreißiger Jahren kräftige Eigentalente auftraten, saßen sie mit ihren Bestrebungen nicht schlechtweg auf dem Trocknen, sondern hatten zwar Schranken zu sprengen, aber doch den Boden nicht neu zu bereiten. Damals hatten Goethe und die deutsche Romantik in Frankreich eine heftige Gährung erzeugt, aus der unter den Bannerträgern Victor Hugo, Alfred de Musset und Théophile Gautier der französische „Romantisme“ entstand. Der Rückschlag auf die bildende Kunst wurde durch den ideenreichen und experimentirlustigen Théodore Géricault eingeleitet und erreichte in dem genialen Delacroix seinen schöpferischen Höhepunkt. Hatte bereits Brudhon als Erster den Bann der griechisch-römischen Plastik, als Vorbilder für die malerische Formensprache, durchbrochen und sich aus dem italienischen Cinquecento frische Anregungen geholt, so entdeckte Delacroix den Geist des großen Flamländers Rubens auf's Neue und zeigte sich gleich Jenem bestrebt, in der Kunst die ganze Fülle schöpferisch-stürmischer Temperamentskräfte in's Feld zu führen. Er durchbrach den Schematismus der Gruppencompositionen, ging tiefer und kräftiger in die Farbe hinein, ersetzte die akademische Pose durch frische Naturbeobachtung, griff mit seinen Stoffen lebhaft in die Zeitgeschichte hinein und entdeckte den Orient als Fundgrube malerisch-coloristischer Motive. Neben ihm bedeutet Ingres mit verbesserter Technik eine classicistische Nebenströmung, stellt sich aber im Portrait, gleichwie früher David, bewußt auf modern-realistischen Boden. Die Früchte der neuen Errungenschaften heimsen dann der kalte, vielgewandte Delaroche und das große Lern- und Lehrtalent

Thomas Couture ein, Letzterer das wichtigste Bindeglied zwischen alter und neuer Zeit, da seine Schule der Sammel- und Ausgangspunkt der meisten jüngern einheimischen und ausländischen Talente wurde. In Bouguereau, Cabanel, Hemmer u. A. kommt dann die immer eleganter gewordene classiciſtiſche Richtung langsam in's Ausklingen.

In England iſt die hochragende Erſcheinung Sir Joſhua Reynolds um die Mitte des vorigen Säculums die gebietende Perſönlichkeit. Man nennt ihn den engliſchen Lenbach des 18. Jahrhunderts und hat damit die Art ſeiner Perſönlichkeit und den Charakter ſeiner Kunſt zutreffend bezeichnet. Er iſt ganz erwachſen auf altmeiſterlicher Baſis und bedeutet als Portraitiſt die Fortſetzung der Linie Tizian — van Dyck — Velazquez, ein wenig in's Akademische gerathen und von der Wucht und Würde der Barockpoſe beeinflusst. Neben ihm wirkte, nicht überſehen, aber doch ein wenig in's Dunkel gerückt, Gainsborough, der uns heute in ein ſehr apartes Licht tritt, weil beim ihm die verfeinerte moderne Senſibilität zum erſten Male künſtleriſches Schaffenselement wird. Seine Portraits ſind minder feierlich als die von Reynolds, aber zarter und diſtinguirter, von einem Hauch von Melancholie und Hinfälligkeit geſtreift. Seine Farbengebung zeigt ſchon das nebelhaft Verſchleierte, das die nordiſche Atmoſphäre freiwillig darbietet, und das in der modernen Kunſt als Ausdrucksmittel für myſtiſch vage Stimmungen eine hohe Wichtigkeit erlangt hat. Vor Allem aber war er bereits Landſchaftler von Blut und Nerven und hat damit dasjenige Gebiet betreten und denjenigen Ton angeſchlagen, die in der Folgezeit von tief grundlegender Bedeutung werden ſollten.

In der That hat die Landſchaftsmalerei die führende Rolle in der geſamten modernen Kunſtentwicklung übernommen.

Der Menſch war bereits durch die Renaissance für die Kunſt entdeckt worden. Die landschaftliche Natur dagegen, in der der Menſch ſich als eine winzige Ameiſe verliert, galt es noch zu entdecken. Sie lag da draußen, unfafſbar im Großen und im Kleinen, ungeheuerlich, gefühllos. Die Landſchaft ſei kein Vorwurf für die Malerei, ſagte noch Leſſing, weil ſie keine Seele habe. Objectiv hat er damit naturgemäß recht. Aber ſubjectiv mußte er von dem Augenblicke an unrecht haben, wo der Menſch ſich im Anblick einer Landſchaft ſeiner eigenen Seele im tieferen Sinne bewußt ward. Denn alsdann mußte er dieſe ſeine Seele auf die Landſchaft übertragen und ſo in der Landſchaft „Seele“ entdecken. Dieſes war die Aufgabe, die in immer complicirterer Weiſe die moderne Kunſt ſich zu ſtellen hatte. Die Erweiterung und Verfeinerung des landschaftlichen Sinnes bedeutete für den Künſtler in erſter Linie eine Bereicherung des eigenen Seelenlebens und hierdurch eine Steigerung und Vertinnerlichung der menſchlichen Seelenfähigkeiten überhaupt.

Die Kunſt konnte alſo dieſen Schritt nicht thun, ohne daß im Menſchen ſelbſt ſich eine Veränderung anbahnte. Die Natur mußte dem Menſchen

erst nähertreten. Sie mußte sich ihm als der tönendste und — lauterste Resonanzboden für seine Leiden und Freuden enthüllen. Sie mußte Stimmung in ihm erregen von bisher ungekannter und ungeahnter Macht und Fülle. Sie mußte ihm eine stärkere, erhebendere, niederdrückendere, schmerzhaftere Empfindung seiner selbst geben. In der englischen Poesie des achtzehnten Jahrhunderts wurde diese Provinz unseres Seelenlebens in der Ganzheit ihres Umfangs und ihrer Tiefe zum ersten Male entdeckt. Thompson, Young, Ossian erstanden, leidenschaftliche, schwärmerische Naturpoeten, von zumeist düsterer, schwermüthiger Färbung. Von jetzt ab war die draußen liegende Natur, die Landschaft, nicht mehr ein bloßes Tableau, in dem man nach Linien und Gruppierungen oder allenfalls nach seltenen Farbeffecten suchte, sie wurde ein Symbol und ein Spiegel. Was zerfasert und zerrissen war, schloß sich zu einer Einheit zusammen. Was gleichgiltig stumm auf- und niederstarre, gewann eine sympathisch und rhythmisch bewegte Sprache. Leben und Bewegung drangen in alle Rissen ein und strömten zu allen Poren heraus. Man ahnte etwas von Lust und Licht und ihrer ewigen Wandelbarkeit und Rastlosigkeit. Eine Sehnsucht erwachte, den flüchtigen Moment in der Natur zu bannen, dem huschenden Reflex in unserer Seele zur Dauer zur verhelfen.

Damit sah sich der Maler vor ganz neue Aufgaben gestellt. Den feinsten, unfaßbarsten Regungen unseres Inneren, den undeutbarsten, unergündbarsten Wahrnehmungen des Auges sollte die Hand nachgehen und gerecht werden. Der Mensch ist eine fest umrissene Figur. Eine Landschaft aber ist etwas unendlich Gedehntes, ewig Zerfließendes. Nach oben, nach unten, nach den Seiten keine Grenzen. Sogar in dem scheinbar Fixirbaren unablässige Bewegung und Veränderung. Diese Vibration selbst ein wesentlicher Theil des Eindruckes und des Bildes — sie scheint unausdrückbar und darf doch nicht fehlen, weil sonst die gemalte Landschaft keine lebendige Natur, sondern eine erstarrte Coulisse, „nature morte“, ist.

In der Vibration aber erkannte der moderne Mensch sich selbst, als das zerworfene, zerrissene, hin- und herschnellende, nie ganz beruhigte, von leisen Aengsten benagte, spähende, jahnende, unberechenbare Geschöpf, dem es gegeben ist, „auf keiner Stätte zu rasten,“ weder in der friedlosen Wüste der Welt, noch im stillen Heiligthum des Allerinnersten. Vor rohen Eingriffen und schleichenden Zweifeln niemals sicher, weiß das Individuum, daß es jeden Augenblick aufgestört werden kann, von Verfolgern und Feinden, und dann sein Letztes mit äußerstem Widerstand zu vertheidigen hat. Bis in den Schlaf hinein begleitet den modernen Menschen ein leises Zittern der Nerven, und diese immer thätigen Nerven modeln und feilen unablässig an seinem Organismus, machen ihn sensibler und empfindlicher, scharfsinniger, argwöhnischer, leidensfähiger, müder. Qualen und Freuden sind, beide, unermesslich gesteigert und reicher instrumentirt, bis in kaum wahrnehmbare Abshattungen hinein. Die Empfindungen früherer Jahr-

hunderte, in ihrer geraden Ganzheit, wirken primitiv, roh, ungeklärt, werden als Einfachheit, Größe, Naivetät verehrt und als Plumpheit, Beschränktheit, Undifferenzirtheit weit mehr noch verachtet. So sehr der moderne Mensch sich selber schmält und schmächt, so sehr er sich Dickfelligkeit an den Leib wünscht, er möchte doch um keinen Preis aus seiner Haut heraus, und er trachtet unablässig nach immer höherer Verfeinerung und Verebelung.

Für dieses selig-unselige Geschöpf von modernem Menschen ist die Natur in noch ganz anderem Maß Labial und Trösterin, Aufrichtung und Kraftspenderin geworden, als dies in früheren Zeiten der Fall war. Gerade weil er der Natur im Ganzen abgerückt ist, ergreift er sie im besonderen Fall mit leidenschaftlicher Gluth und hingebender Zärtlichkeit. Da wird ihm jedes Fleckchen und jedes Endchen werthvoll und weisevoll. Da kann er stundenlang sich in ihren Anblick versenken, auch wo sie schlicht und unscheinbar ist, bloß um sich selber dabei mit desto größerer Intensität und Sammlung zu genießen. Die Natur schenkt dem modernen Menschen sich selbst zurück, und darum erkennt er sich selbst am meisten in der Natur. Er fühlt den Kräftemittelpunkt seines Wesens und leidet darum weniger unter seiner Zerplitterung, weil er sie nicht mehr als Zerplitterung empfindet, sondern als reizvolles Nuancenspiel um einen sprühenden Ausstrahlungsherd. Und so sieht er auch in der Natur ein Ganzes in tausend Theilen, ein in festen Stimmungsbann geschlossenes, unendlich mannigfaltiges Licht- und Farbenpiel. Er bemächtigt sich der Natur als Künstler, empfindet sie als Poet, schaut sie an als Maler.

Es wird Englands dauernder Ruhm bleiben, hier vorangegangen zu sein, gleichwie es auch jetzt wieder, durch die schottischen Landschaftler, die Bewegung zu ihrem vorläufig höchsten Gipfelpunkt geführt hat. Ueberhaupt haben die nordischen Völker, sobald es sich um Naturempfindung handelt, stets ein sehr entscheidendes Wort zu sprechen, da sie enger mit der Natur verknüpft, viel abhängiger von ihr sind, als die südlichen Nationen. Dadurch tritt mit der heranwachsenden Bedeutung der Landschaftsmalerei ein neues Volkselement bestimmend hervor, das im Wesentlichen von rein-germanischer Rasse ist, und somit kann man auch sagen: Die Entwicklung der modernen Malerei bedeutet ein langsame, aber unablässiges Abgeben der Führerschaft von den romanischen Volksstämmen an die germanischen. Das kraftvoll und selbstbewußt auftretende Germanenthum, im Bunde mit dem beweglichen Keltenthum, hat die Kunst revolutionirt und vom lateinisch-byzantinischen Classicismus erlöst. Indem in der Kunst eine neue Rasse bestimmend wurde, mußte die Kunst selbst eine andere werden. Und das Andere, das Neue war eben, daß die Landschaftsmalerei die Grundlage der Fortentwicklung wurde.

Gainsborough, Turner, Constable, das sind die Namen der großen englischen Maler, die für diese Entwicklung hauptsächlich entscheidend

wurden. Gainsborough hat das gelobte Land in der Ferne leuchten sehen; Turner stand auf dem Berge Horeb und sah alle Herrlichkeiten in schwelgerischer Pracht und Fülle vor sich ausgebreitet; Constable setzte zuerst den Fuß in das fremde Erdbreich. Allen Dreien wird Muther mit verständnisvollem Tact gerecht. Für Gainsborough hat er eine Art Zärtlichkeit. Turner läßt er als das unbegreifliche Genie vor uns erstehen, das mit einem Male tausend Dinge kann, von deren Existenz man vorher kaum eine Ahnung gehabt hat. Er erscheint willkürlich, bizarr, ungezügelt, verrückt. Aber was die Duzendmenschen ärgerte und verblüffte, waren die Blitze des Genies. Constable erscheint neben ihm beinahe nüchtern, ein strenger, kühner, methodischer Arbeiter, der sich über alle seine Schritte Rechenschaft ablegen konnte, und der genau wußte, wohin er wollte. Bei ihm war die Abkehr von den Galerien zur Natur eine Sache des Princips. Er wollte etwas Neues entdecken, und so entdeckte er — die freie Luft.

Ein früh verstorbener englischer Maler, Bonington, brachte die Constable'sche neue Lehre nach Frankreich hinüber und wurde hierdurch dort der erlösende Mann, der einen Samen von tausendfältiger Fruchtbarkeit austreute. Auf den von ihm empfangenen Anregungen fußt die weltberühmte „Schule von Fontainebleau“, die eine so epochemachende Rolle in der modernen Kunstgeschichte spielt. Es war um's Jahr 1830, als sich die jungen französischen Landschafts-Talente zusammenthaten und das im Walde von Fontainebleau heimlich und weltabgeschieden gelegene Dorf Barbizon gleichsam zu einem Feldlager neuer Kunst machten. Nicht Jahre etwa, Jahrzehnte lang hatten sie vielfach zu Kämpfen und Entbehrungen der schlimmsten Art zu ertragen, bis sie endlich durchdrangen. Heute haben alle diese Namen einen wunderbaren Klang und erregen Staunen und Ehrfurcht. Rousseau, Corot, Dupré, Diaz, Daubigny, Troyon und, als Schlußkrönung, Millet. Jeder von diesen war ein ganzer „Kerl“, der auf seinen eigenen Beinen stand und seine eigenen Augen im Kopfe hatte, und man mag es in Muthers ausgezeichneten Darlegungen nachlesen, wie sie sich gegen einander abzeichnen. Für die Nachwelt sind Zwei von besonderer Bedeutung geworden: Corot und Millet.

Corot schritt schon auf die Fünfzig zu und hatte eine reiche malerische Vergangenheit hinter sich, als er sich im Walde von Fontainebleau ansiedelte. Er war trotzdem der Jüngste von Allen, denn er hat sich bis in sein spätestes Alter sein volles Kinderherz bewahrt. Dieses Kinderherz machte ihn zum Poeten und dieses Poetenthum zum Entdecker der Landschaftsseele. Seinen Bildern wohnt ein Zauber inne, der alle Schuldogmen und Zeitschranken durchbricht und wie tirilirender Verchenschlag in die freie Luft steigt. Nichts Erarbeitetes und Erquältes haftet ihm an. Er schreibt die Natur nicht ängstlich ab, sondern trägt sie in seinem Herzen mit sich herum. Seine Landschaften wirken daher wie feine Erinnerungsbilder und zarte Eingebungen, wie ein phantasiervoll ausgedachtes Abagio zu einem von der Natur verliehenen Motiv. Diese Freiheit über dem Stoff bei

innigster Vertrautheit mit dem Stoff macht sein Künstlerthum und seine Unvergänglichkeit aus.

Tiefgreifender noch ist die Bedeutung Millet's. Dieser normannische Bauernsohn hat vor Allem das Stoffgebiet der Malerei erweitert, indem er in die neu angeschaute Landschaft auch einen neu angeschauten Menschen stellte, das Product dieser Landschaft, den Märtyrer im Ringkampf mit der Erde, den Bauer. Natürlicherweise hat man schon vor Millet Bauern gemalt, aber nicht um ihrer selbst willen, sondern als handelnde Figuren einer zugespitzten Novelle oder auch als Zielscheibe des Spottes. Millet aber malte den Bauer mit heiligem Ernst, mit hingebungsvoller Andacht, als seinen Gefährten und Bruder, der im Mittelpunkt seines Gemüthslebens wohnte. Er suchte daher weder nach Gestalt noch nach Schöne, sondern einzig und allein nach Wahrheit, nach bitterer, erbarmungsloser Wahrheit, die nichts verschwieg und nichts hinzubichtete. Jegliche Tendenz lag ihm dabei völlig fern. Er wollte weder anklagen noch bemitleiden, sondern einfach in seiner Sprache sich ausdrücken, das auf die Leinwand bringen, was für ihn das Tiefste, Verehrungswürdigste, Poesievollste war: den Menschen in der Arbeit um das tägliche Brot.

Es war dieser hohe sittliche Ernst, gepaart mit künstlerischer Lauterkeit, der Millet's historische Stellung begründete. Die neue Malerei hatte bis dahin das Leben in mannigfacher Weise abgegrast. Man war zu fremden Völkern gefahren und hatte den Krieg und die Soldaten geschildert, man hatte socialistische Tendenzbilder gemalt und muntere Anekdoten erzählt, aber das eigentliche Leben selbst lag immer noch wie hinter einem Vorhang, den man nicht zu berühren wagte. Millet zog den Vorhang weg und malte das Leben selbst, das heilige Leben mit seinen Höhen und Tiefen. Die ganze Aufgabe der Malerei und der Kunst überhaupt war damit eine höhere geworden. Wo man vorher tändelte, da griff man jetzt zu. Wo man verlegen fackelte, da kannte man jetzt keine Gnade. Die Schleuse war geöffnet, der Strom brach herein.

Millet selbst war ein stiller Mann, der seiner Kunst lebte, ohne nach der Menge zu fragen. Und doch mußte die Menge, wo nicht gewonnen, so doch erregt und bearbeitet werden. Dazu bedurfte es einer unerschrockenen Agitatorenatur, die vor keiner Brüstung und keinem Scandal zurückbebt. Das war die Aufgabe, die Courbet zufiel, dem Hercules ohne Nerven, dem Mann mit dem Thierbändigerblick. Die Pariser Weltausstellung von 1856 wählte er sich, um seinen Protest in alle Welt zu posaunen. Er war damals von der Hängejury stiefmütterlich behandelt worden und benutzte diesen gewiß nicht unwillkommenen Anlaß, seine Bilder zurückzuziehen und in einer Holzbaracke, gerade gegenüber dem Eingang zur Ausstellung aufzupflanzen: „Le Réalisme. G. Courbet,“ stand groß auf dem Placat davor zu lesen.

Courbet erreichte durch seine Marktschreierei, daß man unmöglich mehr an der neuen Kunst vorbeigehen konnte. Inhaltlich ergänzte er Millet,

indem er zum ländlichen Proletarier den städtischen gesellte und die Kreise des Kleinbürgerthums zur Darstellung heranzog. Rein als Maler war er sogar vielleicht bedeutender als Millet, aber menschlich ist er keine so reine Erscheinung. Er malte die Häßlichkeit nicht, weil er nicht anders konnte, sondern weil er damit einen Affront bieten wollte. Theoretisch war er ein verbitterter Fanatiker, erklärte die Phantasie für Humbug und bekannte sich zur „*vérité vraie*“, zur objectiven Wahrheit, an deren Existenz er naiv genug war zu glauben. Courbet hat nicht den Ewigkeitszug Millet's, aber er ist eine Uebergangserscheinung von frappanter Prägung.

Das Dasein der neuen Kunst war somit im Princip gesichert, und sie vermochte auch bereits auf wichtige Leistungen zurückzublicken. Aber Etwas fehlte ihr noch, das Einzige vielleicht, was ihr Zukunftskraft geben konnte: eine dem neuen Inhalt angemessene neue Sprache, ein neues Formprincip. Auch hier war man eifrig auf der Suche, aber im Wesentlichen befanden sich Auge und Hand trotz Allem noch im Banne der alten Meister. Der Galerieton war noch nicht überwunden, die „braune Sauce“ noch nicht ausgemerzt. In einem höchst einschneidenden Capitel „Das Problem der neuen Farbenanschauung“ behandelt Muther diese künstlerische Krise, die etwa gegen Ausgang der sechziger Jahre acut geworden war. Man stand hart vor der Frage: Wie sollen wir weiterkommen? Muther zieht die Summe des bisher Geleisteten und gedenkt dabei auch der früher von ihm geschilderten deutschen Meister, die an der vorausgegangenen Bewegung hervorragend theiligt waren, der Menzel, Lenbach, Leibl. Die freie Lust hatte man vereinzelte bereits zu malen gewagt. Aber die Experimente waren noch nicht so weit gediehen, daß man das Geheimniß eines neuen Stils, die Möglichkeit einer Harmonisirung der auseinanderfliehenden Farbentöne gefunden hätte. Ueberzeugend weist Muther nach, daß hier eine weit von außerhalb kommende Anregung auf den rechten Weg verhalf: Japan.

Die Kunst der Japaner erschien damals als eine exotische Merkwürdigkeit. Heute ist ihre eigenthümliche und delicate Geschmacksrichtung im gebildeten Europa allgemein anerkannt und vielfach durchgedrungen. Als etwas völlig Neues und, trotz ihrer Jahrhunderte alten Tradition, für uns Jungfräuliches griffen sie in die Bewegung der europäischen Malerei ein. Sie brachten eine neue, lichtere und pikantere Farbenanschauung, das Princip der sparsameren und zufälligeren Raumausfüllung, eine sensiblere Naturempfindung, ein launenhaftes decoratives Temperament. Erst nach und nach vermochte die europäische Malerei diese Eigenschaften für sich zu verwerthen, und jedenfalls hat man auch heute noch lange nicht davon ausgelernt. Der erste Anstoß war aber zugleich der bahnbrechende: sie gaben die entscheidende Schlußnote für den modernen *Pleinair*-Stil.

Eduard Manet, der in keinem Geringeren als Zola seinen Biographen gefunden hat, ist der Mann, der die Errungenschaften Millet's und Courbet's nach der formalen Seite hin vervollständigt hat. Nachdem er sein Wort

gesprochen hatte, war die moderne Kunst endgiltig begründet und hatte freie Bahn vor sich. Manet war eine echte Experimentaturnatur. Geborener Pariser und als solcher auf allen Streichriemen abgezogen, kannte er alle Kniffe und Piffe der modernen Malerei und begann sie unzureichend und langweilig zu finden. Sein reger Geist dürstete nach etwas Neuem, und die Japaner hatten ihn gelehrt, daß es ein solches Neues geben müsse, wenn man nur einmal wieder völlig rücksichtslos und mit paradiesischer Unbefangenheit die Natur betrachte, gleich als ob in allen vorausgegangenen Jahrhunderten niemals ein Mensch einen Pinsel in die Hand genommen hätte. Manet setzte sich in die volle Sonne und begann ruhig die Dinge vor sich stundenlang zu beobachten. Seine Wahrnehmung war, daß durch Licht und Luft Formen und Farben andauernd verändert werden; daß also beispielsweise das Gras zwar im Allgemeinen grün, gelegentlich aber auch gelb und blau und selbst wohl einmal rosthroth aussehe; daß ferner ein Mensch, der in der Sonne stehe, nicht derselbe sei, wie der, den wir in der Stube gewahren, und daß ein Baum am Mittag anders aussehe, als am Abend. Manet beschloß nun, die Dinge mit peinlicher Gewissenhaftigkeit genau so zu malen, wie er sie sah, und nicht, wie wir sie glauben, weil wir zu bequem sind, scharf zuzuschauen, und weil wir unser Auge zu Vorurtheilen erzogen haben. Das Princip des „Panta rhei“ (Πάντα ῥεῖ) war damit auf unsere Farben- und Formenanschauungen übertragen, und es gab hinfort keine Götzen mehr, zu denen man beten konnte, sondern ein Jeder hatte sich seinen eigenen Gott erst zu erschaffen.

Mit Manet und seinen unmittelbaren Nachfolgern Degas und Claude Monet schließt Muther den zweiten Band seines Werkes. Der dritte Band ist der unmittelbaren Gegenwart gewidmet und lehrt, welch' reiche Saat überall aufgegangen ist, nachdem einmal das Samenkorn in die richtige Furche gefallen war. Muther geht die Länder Europas und die junge in alle Welt zerstreute amerikanische Kunstcolonie der Reihe nach durch, und siehe da, aller Orten blüht und sproßt neue Kunst. Ueberall wird das Leben stürmisch und kühn erobert und umarmt, und so sehr die Einzelwege auseinandergehen, so sehr bleibt die allgemeine Tendenz dieselbe. Die Nationen selbst finden in der neuen Kunst stets neue Ausdrucksformen für ihre innerste Eigenart, weit mehr als früher: ein Beweis, daß kein Dogmenzwang die Kräfte zusammenhält, sondern daß der kühn entfachte Wind einer jungen Zeit in alle Segel bläst. Auch Deutschland ist an diesem Wettfahren ehrenvoll theilhaftig. Liebermann war es, der hier zuerst den neuen Ruf vernahm, und dessen historische Stellung nun Muther ein für alle Mal festgelegt hatte. Nächst ihm ist München, mit Fritz von Uhde als markantester Erscheinung, der vornehmste Brennpunkt frischen Kunstschaffens.

Aber auch für die scheinbare Reaction gegen den Realismus der Zeit, den sogenannten Neu-Idealismus und was sich Alles darunter begreifen läßt, hat Muther die Augen offen. Er bemerkt mit vollem Recht,

daß, was der Realismus für die Außenwelt unternommen hat, der Neu-Idealismus für die Innenwelt zu thun beabsichtigt. Darin aber treffen sich beide Richtungen, daß seit dem durch Manet begründeten „Impressionismus“ von einer „objectiven“ Naturwiedergabe nicht mehr die Rede sein kann sondern daß Jeder, der Künstler sein will, zunächst und vor Allem sein persönliches Temperament einsetzen muß. Denn wer „Eindrücke“ malen will, muß vor Allem ein Vibrationscentrum haben, in dem die Eindrücke haften, und ob er nun die Außenwelt oder das Innenleben malt, Alles muß vorerst seine eigenste innere Vision werden, bevor er es zu malerischem Leben erwecken kann. Das peinliche Abhzeichnen ist die Domäne des Photographen. Die Domäne der Kunst ist das souveräne Schaffen.

Muther war galant genug gegen sein Vaterland, diesem das Schlußcapitel zu widmen. Ob er damit auch historisch im Rechte ist, bezweifle ich. Einmal gehört z. B. Böcklin seinen Wurzeln nach einer ganz anderen Zeitconstellation an als der jüngsten, nämlich annähernd derselben, wie sein Freund Anselm Feuerbach, den Muther lieblos in den ersten Band verwiesen hat. Andererseits bedeuten etwa Besnard und seine Schule und nun gar die „Rosen-Kreuzer“, von den nicht erwähnten Jan Toorop und Edoard Munch ganz abgesehen, eine weit vorgeschrittenere Stufe des Raffinements und der künstlerischen Cultur, als wir irgend in Deutschland aufzuweisen haben. Vielleicht hat aber Muther doch nicht aus purer Liebenswürdigkeit oder Schwäche diese Gruppierung vorgenommen. Vielleicht glaubte er einige Ungerechtigkeiten und Gezwungenheiten getrost in Kauf nehmen zu können, wenn er sich damit die Gelegenheit schuf, mit einem Namen zu schließen, der vielleicht doch, trotz aller auswärtigen Symbolisten, Mystiker und Decadents, vorläufig das letzte Wort in der europäischen Kunstgeschichte bedeutet: der Name „Max Klinger“. Vielleicht ist mit diesem Manne der Ausgangspunkt wiedergefunden, der im vorigen Jahrhundert so verderblich war, der aber heute, unter anderen Verhältnissen, in ungeahntem Maße segensreich werden kann, das classische Alterthum. Klinger erweist sich als innig mit ihm vertraut. Aber nicht einem neuen „Classicismus“ wird er uns zuführen, so tief er auch wurzelt in echter Classicität, sondern einem am Vorbild des ewig unvergänglichen Hellenenthum gestärkten, befreiten, gereinigten, stolzen und zukunfts-muthigen Menschenthum.

Q. D. b. v.





England gegenüber der veränderten Lage im Mittelmeer.

Don

A. Rogalla von Bieberstein.

— Breslau. —

Die Consequenzen des russischen Flottenbesuchs in Toulon, welcher die Schöpfung des permanenten russischen Mittelmeergeschwaders inaugurierte, stellten sich mit der Zeit als bedeutendere heraus, wie man anfänglich anzunehmen geneigt war. Wenn auch die Bildung dieses Geschwaders selbst, ungeachtet seines Besuches in Frankreich, nicht unmittelbar gegen den Dreibund gerichtet erschien, so zielte sie doch offenbar darauf ab, den englischen Einfluß im östlichen Theil des Mittelmeerbeckens zu schwächen und diesen Theil desselben vom italienischen Einfluß zu Gunsten Frankreichs freizumachen.

Die Kennzeichnung der Bedeutung dieses Flottenbesuchs war russischerseits derart gehalten, daß sie Frankreich zu verstehen gab, daß Rußland für einen Krieg zur Wiedereroberung Elß-Lothringens nicht zu haben sei; allein die russische Unterstützung scheint für ein Zurückdrängen Italiens und die Abwendung seines Eintritts in den Dreibund Frankreich zur Verfügung zu stehen. Gegen diejenige Macht aber, welche an Stelle Frankreichs im Protectorat Italiens getreten ist, England, mehr noch wie gegen den dieses Protectorat ebenfalls ausübenden Dreibund ist nach der Ansicht der Engländer selbst die Bildung des russischen Mittelmeergeschwaders in erster Linie gerichtet. Die Interessen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns scheinen durch diese Schöpfung nur insoweit berührt, als dieselbe sich gegen den Dritten im Bunde, Italien, und das ihm befreundete England richtet. Selbst wenn das Ziel der Bildung des russischen Mittelmeergeschwaders nicht auf einmal erreicht wird, so ist die Zulassung Rußlands als eine der Mittelmeermächte, unter den Auspicien Frankreichs, zwar den Interessen des Dreibundes zu-

wider, ihre unmittelbaren Consequenzen berühren jedoch zunächst nur Italien und England. Für Ersteres wird daher die Aufrechterhaltung des Dreibundes umso mehr Lebensfrage, während England offenbar veranlaßt ist, seine Flottenmacht im Mittelländischen Meere zu verstärken und vielleicht sich dem Dreibunde etwas mehr zu nähern. Diese und ähnliche Ausführungen fanden bald nach den Touloner Festen in der Tagespresse diesseits und jenseits des Canals mannigfachen Ausdruck. Sie dienten überdies nur zur Ergänzung anderer weit wichtigerer Momente als die Bildung des russischen Mittelmeergeschwaders, welche, wie das stetige Anwachsen der französischen Mittelmeerflotte und ihres Arsenal's Toulon, die Besignahme von Tunis durch Frankreich, sowie die Umgestaltung Bisertas und die anscheinend in's Auge gefaßte Ajaccios, mit einem Wort, die empfindliche Bedrohung des kürzesten Seeweges nach Indien, seit geraumer Zeit die Machtstellung Englands im Mittelmeere sehr erheblich zu beeinträchtigen begannen.

Heute nun ist es von Interesse, die Reaction zu verfolgen, welche diese Urtheile und Momente und die ihnen zu Grunde liegenden thatsächlichen Verhältnisse in England hervorriefen. Während der erste Lord der Admiralität, Lord Spencer, bei einer Banquetrede in Sheffield mit Bezug auf die Lage im Mittelmeer äußerte: „Ich bin hier, um zu sagen, daß die richtige englische Politik, was die Flotte betrifft, darin besteht, daß wir die Seemacht dieses Landes aufrecht und auf ihrer Höhe erhalten müssen. Wir haben Interessen rund um uns auf allen Meeren, wir haben Besitzungen und ausgedehnte Colonien in jedem Viertel des Erdballs. Diese weiten Interessen erfordern den Schutz der britischen Flotte. Wir sind eine friedliche Nation und wünschen, mit unseren Nachbarn auf gutem Fuß zu leben; allein ich möchte sagen, daß die beste Politik für das Land ist, eine mächtige Flotte zu erhalten, und daß wir, wenn dies geschieht, am besten den Interessen unseres Landes dienen“ — während Lord Spencer sich in Sheffield derart äußerte und später bei einem Londoner Banquet hinzufügte, daß die Suprematie Englands auf dem Meere erhalten werden müsse, erklärte der damalige leitende Staatsminister Englands, Gladstone, anfänglich: Die Regierung sei völlig befriedigt hinsichtlich der Tüchtigkeit und der Stärke der britischen Flotte im Mittelländischen Meere, und daß er daher keinen Tag im Parlament für Discussion der Frage ansetzen werde, ob die Seemacht Englands ihren Aufgaben genüge. Im vollen Gegensatz zu dieser Aeußerung des bisherigen britischen Premiers legte jedoch fast gleichzeitig eine Reihe eingehender fachmännischer Artikel der Times und anderer namhafter Blätter die Ueberlegenheit des französischen Mittelmeergeschwaders über das englische und die Möglichkeit überzeugend dar, daß das britische Mittelmeergeschwader von ersterem angegriffen und geschlagen werden könne, bevor die britische Canalflotte zu dessen Unterstützung eingetroffen sei. Ein englischer Fachmann, welcher über die Ergebnisse eines Besuchs im Arsenal von Toulon, dem Hauptmarinedepot Frankreichs, berichtete, bestätigte diese

Behauptung, und das hervorragendste Organ der öffentlichen Meinung Englands erhob gegen die Erklärung Gladstones lauten Protest und wies auf den Widerspruch hin, der in derselben zu der Rede des ersten Lords der Admiralität liege. Dasselbe bemerkte ferner: „Wenn Gladstones Erklärung die wohlervogene Politik der gegenwärtigen Regierung bedeute, so würde dies das ganze Land alarmiren und die größte Unzufriedenheit erregen.“ —

Wie ernst man in England die Forderung nach maritimer Verstärkung heute in der Bevölkerung nimmt, beweisen eine Reihe bezüglichlicher Zuschriften und anderweitiger Artikel in seiner Tagespresse. So versichert Admiral Seymonds in einer derartigen Zuschrift, daß die englische Flotte zur Zeit nur halb so stark sei, wie sie sein müsse, daß unter ihren Schiffen sich 77 unbrauchbare und 47 mit völlig veralteten Vorderladern ausgerüstete, wie sie keine andere Nation mehr führe, befänden und daß ihr überdies die erforderliche Besatzung fehle.

Man begann in England nicht nur, wie Lord Spencer sich ausdrückte, eine mächtige, sondern eine allmächtige Flotte zu verlangen. Allein die Verhältnisse lagen derart, daß der Chef der britischen Admiralität sowohl dem Widerstand von Kollegen begegnete, die weit weniger wie er eine starke und weitstichtige Politik der maritimen Vertheidigung Englands zu inauguriren und zu sanctioniren geneigt waren, wie daß der Premierminister Gladstone, der zwar — offenbar mit Rücksicht auf die erregte öffentliche Meinung — erklärte, daß der diesjährige Flottenanschlag der Aufrechterhaltung der Suprematie Englands Rechnung trage, von ökonomischen Traditionen erfüllt, von häuslichen Staatsorgen absorbiert und, wie behauptet wurde, nie empfänglich für die weiteren Verantwortlichkeiten eines Weltreichs und weder nach Temperament noch Anschauungs- und Empfindungsweise geneigt war, eine Vermehrung der nationalen Rüstungen zu empfehlen oder gar zu sanctioniren. Der ihm zur Seite stehende Finanzminister theilte die wirtschaftlichen Ansichten seines Chefs und wurde darin von der Verwaltung des Staatschazes unterstützt.

Allein Lord Spencers Worte fanden in England einen lauten und sympathischen Wiederhall, und man wünschte, daß sie zu Thaten werden und ein neues Flottenprogramm oder eine ausreichende maritime Vertheidigung geschaffen werde. Man wies darauf hin, daß die jüngsten häuslichen und auswärtigen Ereignisse das Land nochmals zu ernstern Erwägungen hinsichtlich der jetzt vorhandenen und der in Aussicht genommenen Zulänglichkeit seiner maritimen Vertheidigungsmittel zwängen. Ueberdies laufe die Naval Defence Act von 1889 mit dem Schluß des jetzigen Finanzjahres ab. Dieselbe habe innerhalb der ihr gesteckten Grenze ihre Schuldigkeit zur Zufriedenheit des Landes gethan. Sie habe nicht nur die Stärke der britischen Marine in bedeutendem Maße unausgesetzt und schnell erhöht, sondern auch die Vortheile einer weitstichtigen und umfassenden, nicht unmittelbar von den viel-

fältigen Wechselfällen und den parlamentarischen und Parteiforderungen jedes einzelnen Jahres abhängigen Flottenpolitik dargelegt. Diese Politik wurde jedoch von einigen der einflussreichsten Mitglieder der jetzigen Regierung nie mit günstigen Augen betrachtet, und erschien dies von ungünstiger Vorbedeutung für die unmittelbare maritime Zukunft Englands, und es war sehr begreiflich, daß sich in England Stimmen erhoben, welche erklärten, daß die öffentliche Meinung des Landes heute stark beeinflusst werden müsse, um einen kräftigen Druck auf Diejenigen auszuüben, welche für seine nationale Sicherheit zur See verantwortlich seien. Wie ihre Vorgängerin werde jedoch die jetzige Regierung mit einer abermaligen Vermehrung der Flotte etwas Nichtiges und zugleich sehr Populäres schaffen und beim Parlament auf keine Schwierigkeit betreffs der Bewilligung der Mittel stoßen, welche die Flotte der heutigen Lage der Verhältnisse angemessen stark und leistungsfähig gestalten würden. Man erinnerte daran, daß keine englische Regierung einen Moment länger am Ruder bleiben, kein Minister der Schande entgehen konnte, wenn in der Stunde der Gefahr die Flotte, für die sie verantwortlich waren, nicht im Stande befunden wurde, die Macht des Reiches zur See aufrecht zu erhalten, von welcher England als Nation abhängt und als Staat existirt. Wirklich vorhandene Macht zur See bedeute jedoch für eine Nation, welche vermöge ihrer existirt, unbestrittene und unbestreitbare Ueberlegenheit auf derselben, und die Herrschaft zur See involvire als vollendete Thatfache die Vereitschaft einer überlegenen Flottenmacht für jeden von einem Feinde bedrohten oder bedrohbar strategischen Punkt des Reiches. Der Ocean dulde nur einen einzigen Gebieter. Die neuere Geschichte zeige, wie die Herrschaft zur See nacheinander aus den Händen der Spanier in die der Portugiesen, der Holländer und der Franzosen und schließlich in diejenigen Englands übergegangen sei; allein sie war stets nur in Händen eines einzigen Volkes und der stärksten und tüchtigsten Flotte.

Der Besitz dieser maritimen Ueberlegenheit, ursprünglich angestrebt und gewonnen als die Consequenz und Ergänzung der insularen Stellung Englands, ist in der That in der Folge das Instrument der Ausdehnung des britischen Reiches geworden. Er bildet heute das eigentliche Palladium der nationalen, staatlichen und Handelsexistenz desselben. Man bezeichnete demgemäß als das anzustrebende Ziel der maritimen Ueberlegenheit Englands dasjenige, daß die englische Flotte jeder Combination zweier der übrigen Flotten der Seemächte gewachsen sein müsse. Schon das Princip der Flottenvertheidigungsacte war daselbe. Man folgerte heute daraus, daß, möge England es nun wünschen oder nicht, da die anderen Mächte ihre Schiffsbauten vermehrten und beschleunigten, es daselbe thun müsse. In dem Princip aber, die unbestrittene Ueberlegenheit zur See aufrecht zu erhalten, waren an fond alle Parteien in England einig. Für die Art und Weise, wie dies geschehen soll, sind denn auch bald die erforderlichen Normen aufgestellt worden, und man beabsichtigt, durch ein neues Flottenbauprogramm,

welches die Flotte sowohl um große Schlachtschiffe ersten Ranges, wie Kreuzer und namentlich Torpedoboote vermehrt und welches auf einen Kostenaufwand von einigen 20 Millionen Estr. auf 5 Jahre Bauzeit berechnet ist, die verloren gegangene Ueberlegenheit über die französische Flotte im Mittelmeer wieder herzustellen und die Durchführung jenes Princips zu erzielen. Obgleich der bisherige britische Premierminister Gladstone, wie erwähnt, anfänglich nicht gewillt war, die Flottenfrage im Parlament zur Erörterung zu bringen, um seinen Gegnern mit ihr nicht eine Waffe gegen die Home-Rule-Vorlage in die Hand zu geben, so sah sich derselbe dann genöthigt, dem gebieterischen Drängen der öffentlichen Meinung Englands und ihrer Vertreter im Parlament nach einer Verstärkung der britischen Seemacht, welche auf die Ueberlegenheit der französischen Flotte im Mittelmeer, Toulon, Biserta, Ajaccio, die Bedrohung des Weges nach Indien, die Mängel des werft- und docklosen Gibraltar, das russische Mittelmeergeschwader, den künftigen französisch-atlantischen Mittelmeercanal, und last but not least, die Ueberzeugung des ersten Lords der Admiralität hinwies, nachzugeben und dem neuen Flottenprogramm zuzustimmen.





Das Gutachten des Vorstandes der Berliner Anwaltskammer zur Frage der freien Advocatur.

Don

Caesar Schöepf.

— Breslau. —

Die durch das Rescript des Justizministers vom 19. März 1894 aufgerollte Frage, ob und inwieweit die bestehende freie Advocatur einer gesetzlichen Einschränkung bedarf, ist nunmehr von Seiten der Vorstände der preussischen Anwaltskammern beantwortet worden. Unter den bisher bekannt gegebenen Gutachten befindet sich nur eines*), das, abgesehen von einer Ausnahme, die sämmtlichen in dem Rescript zur Discussion gestellten Beschränkungen der Zulassungsfreiheit und Freizügigkeit der Anwälte billigt und zur gesetzlichen Einführung empfiehlt. Die anderen Gutachten verhalten sich zu der Frage, ob ein gesetzgeberisches Eingreifen überhaupt erforderlich erscheint, verschieden, stimmen jedoch darin überein, daß sie die wesentlichste der im Rescript zur Erwägung gestellten Maßregeln, die Einführung des sogen. numerus clausus, d. h. die Festsetzung einer Maximalzahl der bei jedem Gericht zuzulassenden Rechtsanwälte für nicht zweckdienlich erachten. Dagegen haben die anderen in dem Rescript vorgeschlagenen Beschränkungen, die Einführung einer weiteren zweijährigen Vorbereitungszeit, zwischen dem Erwerb der Qualifikation zur Anwaltschaft und der Zulassung zur selbstständigen Ausübung derselben, und die Erschwerungen für die Zulassung an den Collegial- und den am Siege derselben

*) Das Gutachten des Vorstandes der Naumburger Anwaltskammer. — Nachträglich ist — als letzter — noch der Bericht des Kammervorstandes zu Hamm veröffentlicht worden, der sich durchweg im Sinne des Naumburger ausdrückt.

befindlichen Amtsgerichten bei einem Theil der Kammervorstände eine verhältnißmäßig günstigere Aufnahme gefunden. Am meisten überrascht hat in dieser Hinsicht das Gutachten des Vorstandes der Berliner Anwaltskammer. In demselben wird anerkannt und hervorgehoben, daß durch die unbeschränkte Zulassung der Rechtsanwälte im Deutschen Reich namentlich an den Orten größerer Collegialgerichte Uebelstände erwachsen seien, daß im Gefolge der Freigebung der Advocatur thatsächlich das Ansehen des Anwaltsstandes nicht unerhebliche Einbuße erlitten habe und die Gefahr der Bildung eines Anwaltsproletariats wenigstens an einzelnen Orten immer näher gerückt sei. Danach hält auch der Berliner Kammervorstand einen gesetzgeberischen Eingriff für wünschenswerth. Allerdings verwirft er die Einführung des numerus clausus, sowohl principiell im Interesse der Erhaltung eines tüchtigen, unabhängigen und der Zahl nach ausreichenden Anwaltsstandes, wie auch mit Rücksicht auf die bereits in dem Ministerialrescript hinsichtlich der Auswahl der Bewerber erhobenen Bedenken*). Dagegen erklärt er sich für andere der vorgeschlagenen Abänderungen und präsentiert dem Minister einen fertigen Gesetzentwurf betreffend die Abänderung der gegenwärtig geltenden Rechtsanwaltsordnung. Die Quintessenz dieses Entwurfes liegt darin, daß danach die Zulassung als Rechtsanwalt bei einem Collegialgericht oder einem an dem Ort oder Vorort eines Collegialgerichts befindlichen Amtsgericht erst erfolgen darf, wenn der Bewerber nach Erlangung der Fähigkeit zum Richteramt während der Dauer von drei Jahren im Justizdienst, oder als Rechtslehrer an einer deutschen Universität, als Rechtsanwalt oder als zugeordneter Generalvertreter eines solchen oder mit Genehmigung der Landesjustizverwaltung als Hilfsarbeiter bei einem Rechtsanwalt thätig gewesen ist, oder ein Reichs-, Staats- oder Gemeindeamt bekleidet hat. Andererseits soll der Anwalt, der während der Dauer von drei Jahren bei einem Amtsgericht thätig war, ein Recht auf gleichzeitige Zulassung bei dem diesem Amtsgerichte übergeordneten Landgerichte haben. — Die Bedeutung dieser Vorschläge — das erhellt auf den ersten Blick — steht weit hinter dem Umstande zurück, daß überhaupt der Berliner Kammervorstand im Gegensatz zu den sehr gewichtigen Gutachten anderer Kammervorstände das Bestehen von Uebelständen in der Anwaltschaft als eine Folge der Freigebung der Advocatur anerkennt und einen Eingriff der Gesetzgebung für wünschenswerth erachtet, denn wenn auch die vorerwähnten, zur Abhilfe vorgeschlagenen Maßregeln das Princip der freien Advocatur nicht alteriren und der Kammer-

*) In dem Rescript war eine Anstellung der Bewerber nach dem Dienstalter oder Priorität der Meldung als zu Uebelständen führend reprobirt und Zulassung der Bewerber durch die Justizverwaltung nach vorgängigem Benehmen mit dem Vorstande der Anwaltskammer befürwortet worden. Der Kammervorstand zu Hamm, welcher die Einführung des numerus clausus befürwortet, hat sich über die Art der Einführung desselben nicht einigen können, so daß — wie es in dem Berichte heißt — die Erörterung in dieser Hinsicht ohne positives Ergebnis abschloß.

vorstand überdies ausdrücklich erklärt, an diesem Princip dürfe nicht gerüttelt werden, so wird damit doch nicht verhütet, daß die auf Beseitigung der freien Advocatur gerichteten Bestrebungen gerade durch dieses Gutachten eine erhebliche Unterstützung und Förderung erfahren.

Aber auch gegen die Zweckmäßigkeit der vorgeschlagenen Maßregeln selbst ergeben sich gewichtige Bedenken.

Wie bereits angedeutet, geht der Berliner Rammervorstand nicht so weit, die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft überhaupt von einem besonderen Vorbereitungsstadium abhängig zu machen, verlangt vielmehr eine weitere 3jährige Vorbereitungszeit nur als Voraussetzung für die Zulassung bei einem Collegialgerichte und dem an Ort oder Vorort belegenen Amtsgerichte. Er motivirt dies damit, daß die Thätigkeit bei den kleineren Amtsgerichten leichter controlirbar und minder verantwortlich sei, als bei den Gerichten in größeren Städten. Dieser Grund scheint jedoch nicht stichhaltig. Allerdings kommen im Allgemeinen bei den kleinen Amtsgerichten juristisch weniger complicirte Sachen zur Verhandlung. Aber es ist ja nicht der Mangel an juristischen Kenntnissen, sondern der Mangel an Lebenserfahrung, mit welchem die Einführung eines weiteren Vorbereitungsstadiums nach dem Assessorexamen gerechtfertigt wird. Und gerade in dieser Beziehung können an den Anwalt in der kleinen Stadt nicht geringere Anforderungen gestellt werden als an den der Großstadt. Gerade das Publicum der kleinen Stadt und die Landbevölkerung sieht in dem Anwalt nicht nur ihren Rechtsbeistand, sondern auch den Rathgeber in schwierigen und delicaten Familien- und sonstigen Angelegenheiten, so daß gerade hier der Anwalt öfters als in der großen Stadt in schwierige, einen besonderen Grad praktischen Blickes und Tactes erheischende Situationen hineingeräth. In der großen Stadt kann sich auch das Publicum bei complicirten Angelegenheiten an einen älteren Anwalt wenden, in der kleinen Stadt dagegen ist oft nur der eine Anwalt vorhanden, an den sich somit das Publicum wenden muß. Zudem fehlt dem Anwalt am kleinen Amtsgericht die Möglichkeit, sich in schwierigen Situationen mit erfahreneren Collegen zu berathen, und endlich hat er im Gegensatz zu dem Anwalt am Collegialgericht häufig vor einem ebenfalls noch jungen und weniger erfahrenen Richter zu verhandeln. Nach alledem wird man von dem Anwalt der kleinen Stadt zum Mindesten einen gleich praktischen Blick und gleichen Tact im Verkehr mit dem Publicum wie von dem Anwalt am Collegialgericht verlangen müssen, und damit entfällt der vom Berliner Rammervorstand für die unterschiedliche Behandlung der Niederlassung an den großen und den kleinen Gerichten angeführte Hauptgrund. Uebrigens würde auch die Einführung einer Wartezeit vor Zulassung zur Anwaltschaft bei den größeren Gerichten eine Ueberfüllung der kleinen Amtsgerichte zur Folge haben, die sich voraussichtlich viel unangenehmer bemerkbar machen würde, als die jetzt angeblich an den größeren Gerichten be-

stehende Ueberfüllung. — Ferner wird man gegenüber dem vom Berliner Anwaltskammer-Vorstande vorgeschlagenen Gesetzentwurf mit Recht die Frage erheben dürfen, ob denn die dort zur Ausfüllung des Vorbereitungsstadiums vorgeschlagenen Beschäftigungsarten zur weiteren praktischen Ausbildung des jungen Assessors ausschließlich geeignet erscheinen und ob nicht daneben andere Beschäftigungen, z. B. vorübergehendes Arbeiten bei dem Magistrat einer größeren Stadt oder bei einer Handelskammer zur Uebung des praktischen Blickes und Tactes gleich geeignet wären. Sicher ist jedenfalls, daß der junge Jurist sich die zur erfolgreichen Ausübung der Rechtsanwaltschaft erforderliche Bekanntschaft mit den Verhältnissen des Lebens am besten eben durch die Ausübung der Rechtsanwaltschaft und in derselben aneignet. Somit aber scheint es am besten, daß Derjenige, welcher die Anwaltschätigkeit als Lebensberuf erwählen will, sich derselben so bald als möglich nach dem zweiten Examen ohne jedes Zwischenstadium widmet. Dies erkennt auch der Berliner Kammervorstand in gewissem Grade dadurch an, daß er zur Ausfüllung des von ihm befürworteten weiteren Vorbereitungsstadiums eine bisher in dieser Weise nicht eingeführte Beschäftigung der Assessoren als Hilfsarbeiter bei einem Rechtsanwalt empfiehlt. Hiergegen erhebt sich jedoch das Bedenken, daß bei Zulassung von Hilfsarbeitern einzelne Anwälte ihre Arbeitskraft vervielfältigen und damit die Concurrrenz, die eingeschränkt werden soll, gerade verschärfen würden. Ebenso würde aber auch das Publicum geschädigt, insofern die dem älteren Anwalt im Zutrauen auf dessen persönliche Erfahrung und Tüchtigkeit übergebenen Sachen in Wirklichkeit von dessen Hilfsarbeitern erledigt werden würden. Und dieser Uebelstand würde auch nicht beseitigt, wenn man nach dem Vorschlage des Berliner Kammervorstandes den Hilfsarbeitern das Auftreten in der mündlichen Verhandlung untersagte. Dagegen würde durch eine derartige Bestimmung dem Hilfsarbeiter selbst die Gelegenheit zur Ausbildung in einem wesentlichen Theile der anwaltlichen Thätigkeit entzogen werden.

Was endlich den weiteren Vorschlag des Berliner Kammergerichts anlangt, wonach den bei dem Amtsgericht während dreier Jahre thätig gewesenen Anwälten ein Recht auf gleichzeitige Zulassung bei dem übergeordneten Landgericht gegeben werden soll, so hat derselbe eine wesentliche Bedeutung nur in Verbindung mit der Einführung einer dreijährigen Vorbereitungszeit vor der Zulassung bei den größeren Gerichten. Denn nur um das nach Ablauf der Wartezeit zu befürchtende Rückströmen der Anwälte aus der kleinen nach der großen Stadt abzuwenden, soll den Anwälten an den kleineren Amtsgerichten gewissermaßen als Prämie für ihr Verbleiben an denselben das vorerwähnte Recht verliehen werden. Für sich allein würde die Einführung dieser Bestimmung sicher nicht im Stande sein, den Strom der Niederlassungen von den größeren nach den kleineren Gerichten abzulenken.

Wie aber die Einführung einer dreijährigen Wartezeit vor Zulassung an den größeren Gerichten unter gleichzeitiger Möglichkeit der sofortigen Niederlassung an den kleinen Gerichten sich nicht rechtfertigen läßt, so ließe sich auch die Einführung einer für die Niederlassung an allen Gerichten gleichen Wartezeit nicht rechtfertigen. Will man dieselbe im wesentlichen als Vorbereitungszeit charakterisiren, so spricht hiergegen zunächst, daß, wie bereits ausgeführt, der für den Anwalt erforderliche praktische Blick und Tact sich im Wesentlichen doch nur in und bei Ausübung des Berufes selbst heraus bildete. Es läßt sich aber auch nicht absehen, aus welchem Grunde der Assessor, um Anwalt zu werden, ein weiteres dreijähriges Vorbereitungsstadium durchlaufen soll, während er ohne Weiteres zur Bekleidung des Richteramtes fähig erachtet und auch thatsächlich sofort nach dem Examen mit der Wahrnehmung richterlicher Geschäfte betraut wird. Die Zulassung zu derjenigen anwaltlichen Thätigkeit, welche in der That eine besonders reiche Lebenserfahrung und juristische Durchbildung verlangt, nämlich die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft bei dem Reichsgericht, ist bereits gegenwärtig eingeschränkt, insofern über diese Zulassung vom Präsidium des Reichsgerichtes nach freiem Ermessen entschieden wird. Hier ist aber auf der anderen Seite auch eine Einschränkung für die Bekleidung des Richteramtes vorhanden, insofern zum. Mitgließe des Reichsgerichts nur Derjenige ernannt werden darf, der das 35. Lebensjahr vollendet hat.

Will man andererseits das dreijährige Interimisticum vor der Niederlassung nicht sowohl als Vorbereitungszeit, sondern als Wartezeit und Abwehrmittel gegen die angebliche Ueberfüllung des Anwaltstandes einführen, so ist dem gegenüber hervorzuheben, daß die ganze Maßregel doch nur eine vorübergehende Stauung der Niederlassungen bewirken, nicht aber dauernde Abhilfe schaffen könnte. Allerdings würde vielleicht die Verlängerung der Vorbereitungszeit eine Anzahl minderbemittelter Assessoren von der Ergreifung des Anwaltsberufes abscrecken, es muß aber mehr als zweifelhaft erscheinen, ob damit eine Hebung und nicht vielmehr eine Herabdrückung des Anwaltstandes hinsichtlich seiner Fähigkeiten und damit auch seines Ansehens erzielt werden würde. Endlich ist auch zu bedenken, daß jede Erschwerung der Zulassung zur Anwaltschaft die ohnehin übergroße Zahl der auf eine Anstellung im Staatsdienst wartenden Assessoren noch vermehren würde.

Wenn man die Gesamtheit der von den preussischen Kammervorständen abgegebenen Gutachten überblickt, wird man jedoch zu der Ueberzeugung gelangen, daß überhaupt — mit geringen Ausnahmen — weder ein Bedürfniß der Rechtspflege noch das Interesse des rechtsuchenden Publicums eine Abänderung des gegenwärtigen Zustandes erheischt, daß vielmehr der gegenwärtige Wettbewerb insbesondere auf die Thätigkeit jüngerer Anwälte in den größeren Städten zu wesentlichen Ausständen nicht nur keine Veranlassung bietet, sondern im Gegentheil dem Gericht wie dem Publicum eine sorgfältige Vorbereitung der Sachen, dem Publicum insbesondere eine ein-

gehende Bearbeitung und eifrige Wahrung auch unbedeutender Rechtsangelegenheiten verbürgt. In diesem Sinne äußern sich u. A. auch die Vorstände derjenigen Anwaltskammern, welche die nächst Berlin größten Städte der Monarchie, Breslau und Frankfurt a. M., einschließen.

Wenn mancher Orts Uebelstände in der Anwaltschaft hervorgetreten sind, so dürften dieselben weniger auf die Freigebung der Advocatur, als auf andere Umstände zurückzuführen sein. Insbesondere dürfte dies auf die von dem Berliner Anwaltskammervorstand für Berlin constatirten Uebelstände zutreffen. Das rapide Anwachsen der Bevölkerung in Berlin und die in überraschend kurzer Zeit vor sich gegangene Entwicklung zur Weltstadt haben manche eigenartige, wohl nur vorübergehende ungesunde Verhältnisse gezeitigt, die sich auf allen Gebieten des Berliner Lebens bemerkbar machen. Gegen diese ganz allgemein auftretenden Uebelstände ist natürlich auch der Anwaltstand nicht immun, und daraus lassen sich vielleicht die vom Berliner Kammervorstand beregten Uebelstände erklären. Jedenfalls wäre es verfehlt, dem zunächst nur im Hinblick auf den Kammergerichtsbezirk, insbesondere die specifisch berlinischen Verhältnisse abgegebenen Gutachten des Berliner Kammervorstandes eine zu weit gehende Bedeutung beizumessen und aus demselben die Reformbedürftigkeit der Anwaltsverhältnisse der gesamten Monarchie oder gar die Nothwendigkeit einer Einschränkung der freien Advocatur zu deduciren. Die Freiheit der Advocatur, wie sie gegenwärtig besteht und vor 15 Jahren unter fast allseitiger Billigung der in Betracht kommenden Factoren eingeführt wurde, erfreut sich auch jetzt noch im Publicum wie im Anwaltstande selbst fast ungetheilter Zustimmung und wird uns hoffentlich erhalten bleiben.





Wohlthätigkeit.

Novelle

von

E. Delu.

— Berlin. —

(Schluß.)

Mein Gott, ist es denn wahr?“ fragt die Präsidentin, die, ganz gegen die sonstige Sitte, in der Villa Derffner beinahe zehn Minuten auf das Erscheinen der Hausfrau hat warten müssen. Sie ist drei Wochen verreist gewesen, einer ihrer Töchter nahe zu sein, für die sich fast eine Aussicht zu einer Heirath geboten hatte. Noch ehe das entscheidende Wort aber gefallen war, hatte sich der Bewerber über die gänzliche Vermögenslosigkeit der schönen Irene orientirt und plötzlich versehen lassen — „Es kann doch nicht wahr sein?“ wiederholt sie und streckt Frau Olga beide Hände hin und lächelt sie ungläubig an. „Soeben erfahre ich das Geschwätz der Leute — und eile hierher — Lassen Sie mich nicht länger in Ungewißheit, Liebste, Beste!“

Die Hausfrau erwiedert den Druck der nervösen Finger und fragt mit ihrer schönen Ruhe: „Ich weiß noch nicht einmal, was Sie meinen, verehrte Frau Präsidentin — das müßte denn doch vorangehen!“

Frau von Börner trägt ein schwarzes Kleid, das sehr viel Perlenbesatz schmückt, selbst bei der Gemessenheit ihrer Bewegungen ist ein leises Klirren und Klingen an ihr. Sie würde nie der Welt eingestehen, welch' mühevollen Stunde es ihr und den Töchtern verursacht, „standesgemäß“ gekleidet zu erscheinen.

„Es ist doch Stadtgespräch,“ sagt sie mit Nachdruck, „dieser seltsame Fund, den Sie machten, dieß ausgelegte Kind —“

„Ah, ja“ —

„Und,“ eine Pause und ein forschender Blick, „daß Sie es bis jetzt behielten!“

„Nun ja — das ist auch zutreffend!“

„Und“ — ein Athemzug, die Dame richtet sich zu ihrer vollen Höhe auf —

Olga lächelt. „In den drei Wochen Ihrer Abwesenheit haben sich also die Zungen noch nicht müde geschwaht?“

„Bedenken Sie doch,“ sagt Frau von Börner entschuldigend, es ist so etwas Unerhörtes! Ich war ja selber starr. Sie — beschäftigen sich da mit dem ersten, besten Kinde, das irgend eine raffinierte Person auf Ihre Schwelle legt! Und ist es wirklich wahr, daß Sie auf alle Nachforschungen, wer Ihnen Solches angethan, verzichteten — ja, daß Sie sich jedwede Vermuthung und dergleichen mehr ausdrücklich verboten haben?“

„Völlig wahr, meine liebe Frau von Börner!“

Die Dame legt die Hände in den Schooß und stößt ein „unglaublich“ hervor, dann macht sie wieder eine kleine Pause, um endlich zu sagen: „Es ist eine Regung wohlthätiger Nächstenliebe — ich anerkenne die ja auch und muß einsehen, daß Sie eine Befriedigung darin suchen, diesen Findling gewissermaßen dem Fundorte entsprechend zu pflegen und auszustatten, um ihn dann in andere Hände zu geben. Man setzt wohl auch ganz richtig voraus, daß der Commerzienrath Verffner dem unglücklichen Geschöpf seine Unterstützung nie versagen wird — insofern haben die gewissenlosen unbekannten Eltern ganz vortrefflich calculirt und experimentirt —“

Leise legt sich die Hand der Commerzienrätthin auf die der Sprecherin.

„Verzeihen Sie, liebe Freundin, daß ich bemerke, daß ich den Knaben kaum in fremde Hände geben werde, daß mein Mann und ich entschlossen sind, denselben unter unseren Augen aufwachsen zu lassen, ja, daß mit der Zeit die Möglichkeit —“

„Einer Adoption nicht ausgeschlossen ist,“ vollendet Frau von Börner, der es wohl zum ersten Mal passiert, daß sie Jemandem in's Wort fällt, und ein Ausdruck von Starrheit legt sich über ihre Züge. „So hätten die Leute also doch Recht, welche diese — gelinde gesagt — Ungeheuerlichkeit vermutheten. Meine liebe Freundin, das kann ja aber nicht sein, das können Sie im Ernst nicht wollen!“

„Ich bin erstaunt,“ erwidert Olga, „diese Ausdrücke von Ihnen zu hören, nachdem Sie früher den Gedanken, unser kinderloses Haus zu beleben, warm begrüßten!“

Die Präsidentin schlägt die Augen zur Zimmerdecke. „Aber, Pardon, doch nicht in solch' vulgärer Ausführung, wenn es denn gesagt sein muß! Das erste, beste Kind der ersten, besten obsuren Eltern — mich schaudert, weiter zu denken! Wer entäußert sich denn solcher Kinder? eine Mutter, die in Schande lebt — wer mag der Vater sein? irgend ein Wüfling!“

Ein warmer Schein fliegt über Frau Olgas blaßes Gesicht.

„Eltern aus unserem Stande, eine Mutter wie Sie, die würden ja auch zu solchem Schritte nicht gezwungen sein! Ich meine, je weniger man über den Ursprung unseres Findlings nachdenkt und sich an der Thatfache genügen läßt, daß er köstlich gesund und hübsch ist, umso besser.“

Frau von Börner hat ihren Einfluß auf die geräuschlose Fabrikantenfrau überschätzt, sie empfindet das plötzlich und schmerzlich und ahnt, daß diese blasse Olga so wenig jemals etwas der Leute halber unterlassen wird, wie sie nie etwas Halbes thun kann. Sie erhebt sich langsam. „Ich bitte tausend Mal um Verzeihung, wenn ich einem Impuls folgte — Ich vermag eben nicht, mich über gewisse Dinge hinwegzusetzen!“ Sie konnte sich nur mit dem leisen Hochmuth mehren, den sie aus ihren Worten klingen ließ. „Bei uns, das ist begreiflich, spielt die Herkunft eine weit größere Rolle —“

„Als ‚bei uns‘ natürlich!“ vollendet diesmal die Dame des Hauses mit ihrem heiteren Lächeln. „Und da! uns schwerlich ein Grafensöhnlein, das den Trauschein seiner Eltern bei sich trüge, an die Schwelle gelegt worden wäre, so bin ich mit diesem modernen kleinen Moses zufrieden.“

„Sie konnten nicht wissen,“ giebt die Präsidentin zurück, „ob Ihnen nicht ehrenwerthe, hochgestellte Mütter ihre Kinder gern anvertraut hätten —“

„Ah —“

Eine steife Verbeugung. „Als ich noch bei Hofe war, schmeichelte ich mir, von Ihrer Hoheit in allen Dingen zu Rath gezogen zu werden — ich muß von der Klugheit, die man mir so huldvoll zusprach, doch eingebüßt haben, sonst hätten Sie sicher auch der Freundin ein wenig Gehör geschenkt! Sie hätten mich vielleicht ersucht, nachzuforschen —“

„Nein, um's Himmelswillen nicht!“ protestirt Frau Olga. „Ich halte mich hier nach beiden Seiten an den Code Napoleon — jede Nachforschung der Elternschaft ist untersagt. Dagegen bin ich gern bereit, Ihnen unseren kleinen Konrad, der am Tage nach seinem Erscheinen diesen Namen zu Recht bekommen hat, zu zeigen.“

Es liegt eine mütterliche Freude in dieser Aufforderung.

Frau von Börner lehnt sanft ab. „Heute nicht, m'amie, ich muß mich erst an den Gedanken gewöhnen — erst ein wenig trainiren, daß ich dem Wesen, das Ihre Sympathien in so unbegreiflich schneller Weise erobert hat, nicht mit gar zu großer Aversion gegenüber trete. Um Ihres willen nicht — bloß aus diesem Grunde nicht.“

Sie schütteln sich die Hände, als Frau Derffner mit ihrem Gast in die Blumenhalle tritt, hebt sie lauschend den Kopf nach der Galerie empor — die Präsidentin weiß, was das bedeutet, dem Eindringling gilt's — und sie lächelt etwas spöttisch.

„Wollen Sie nicht mit hinüber kommen zum alten Müller?“ fragt die Hausfrau, als sie sich überzeugt, daß dort oben Alles ruhig. „Er hat Pflanzen, die Sie wünschten, für Ihren Blumentisch ausgewählt.“

Sie möchte die Dame, deren Absichten und gescheiterte Hoffnungen sie plötzlich zu erkennen geglaubt, nicht unter dem ihr unangenehmen Eindruck scheiden sehen.

Während die Beiden, über die nun schon längst wieder beseitigten Spuren des neulichen Unwetters redend, durch die Anlagen der Gärtner-Wohnung zuschreiten, hat dieselbe von der Straßenseite her ein blondes Mädchen betreten, das ein Päckchen im Arm trägt.

Auf dem Hausflur, der mit Pflanzen bestell ist, die weder der Wärme des Treibhauses bedürfen noch bereits völlig der Witterung ausgesetzt werden, sollen, steht sie still und schaut sich um. Bei „Müllers“ ist es so feierlich wie in der Kirche oder im Walde — pflegen die Leute zu sagen, welche Verständniß für das stille Heimweh des Ehepaares haben.

Toni Baumann, die eben aus dem unbehaglichen Heim in der Vorstadtstraße kommt, fühlt das auch, läßt die Rehaugen über die Pflanzengruppen gleiten und senkt den blonden Kopf.

Diese, bekommene Luft daheim, der knirschende Sand unter den schlürfenden Fußtritten der Mutter — hier athmet man Frieden. Sie faltet unwillkürlich die Hände und legt sie auf das pochenbe Herz — Friede! Warum ist es so ungleich in der Welt, weshalb hat sie nicht ein Dach, unter dem das Wort verstanden wird!

Aber immer kann sie doch nicht hier unbeweglich stehen bleiben, langsam schreitet sie dem Wohngemach zu und pocht an.

„Herein!“ ruft eine freundliche Stimme, sie drückt leise die Thür auf und steht wieder einem Bilde des Friedens gegenüber. Auf der offenen Veranda, unter Palmen und Myrten sitzt, vor jedem Wind durch grünenberante Glaswände geschützt, eine weißhaarige Matrone über ein Buch gebeugt. Als sie, den Kopf hebend, die Eingetretene erblickt, winkt sie ihr zu.

„Nicht etwa, daß ich nicht aufstehen will, aber hier ist's schön zu sitzen, mein Kind, und das sollst Du mit genießen,“ sagt sie freundlich, auf einen Stuhl sich gegenüber deutend.

„Sie sind sehr gut, Frau Sanna,“ erwidert Toni, mit ihrem Päcket herantrippelnd, „aber ich bin so eilig, ich darf mich nicht aufhalten.“

Die alte Frau hat ein sanftes Lächeln und sagt mit dem zahnlosen Munde: „Freilich, was jung ist, das hat es immer eilig, ich bin auch 'mal jung gewesen. Heute sind wir's nicht mehr, der Johannes und ich — können Alles abwarten, Alles!“

Und ihr Blick streift wie verloren den abendlichen Himmel, den die untergehende Sonne köstlich gefärbt hat.

„Ein schönes, ruhiges Plätzchen ist das allerdings,“ meint Toni, wie versucht den Stuhl anblickend, der ihr zugebach ist.

„Im Grünen und in der Luft ist's immer herrlich,“ sagt Frau Susanna und nickt dazu. „Der Johannes bringt jetzt seine Blumen zu Bette, er muß immer selber nachsehen, ob die Burschen ordentlich sind mit dem Schließen

der Fenster und dem Bedecken der Pflanzen, denn noch kann nicht Alles die Nachtlust vertragen, und der Sturm von neulich hat uns weise gemacht. Ja, ja, die Pflanzen sind alle wie Kinder, seine und meine.“

In Toni's zarten Wangen wird ein leiser Blutschimmer sichtbar; auf ihr Päckel deutend, meint sie:

„Aus der Villa kommt doch so oft Jemand von der Dienerschaft herüber — wenn ich das hier lassen dürfte, daß es mitgenommen wird!“

„Weshalb gehst Du denn nicht selber?“ fragt Frau Sanna ihr Buch, in welchem sie den Abendsegen gelesen, neben sich legend. „Die Jugend wird bequem — was?“

„Das ist es nicht,“ vertheidigt sich Toni erglühend, „ich trau' mich nicht in's Haus, weil —“

„Nun, weil —“ Frau Sanna kann ganz forschende, kluge Augen auf solche erglühende Gesichter richten.

„Die Mutter kürzlich mal dagewesen ist — und — und“ — stoßend nur will es über die Lippen, „sie betrunken war — und ich — mich nun schäme!“

„So! armes Ding! ja, das Trinken ist schon in meiner Jugend ein Laster gewesen,“ meint die Matrone, als liege darin ein Trost. „Aber, Du brauchst Dich nicht zu schämen, unsere Frau ist gut, immer gut!“

„Das weiß ich!“ ein Seufzer erklingt dazu. „Sie hat ja auch wieder an mich gedacht und mir Arbeit geschickt, während so viele Andere mich ganz vergessen hatten.“

„Hm —“ die alte Gärtnersfrau wiegt das weiße Haupt, „so ist sie nun mal, Vergessen ist ihre Sache nicht, nicht im Guten und nicht im Bösen, denn weißt Du, Kind, erzürnen kann sie sich auch, ganz, wie es recht ist. Aber das sind schlechte Menschen, die der Frau was zu schaffen geben!“

„Ja!“ Toni macht eine rasche Bewegung. „Wenn Sie mir heute doch erlauben wollten, daß ich das hier abgebe? Es sind Säckelchen für den Kleinen, den sie jetzt in der Villa haben — bitte, Frau Sanna!“

Es liegt ein so inniger Ausdruck in ihrem Ton, daß sich das weiße Haupt gewährend neigt.

„Leg's dahin! War wohl pressant? Ja, jetzt hat sie's eilig mit dem Ding da — und mein Johannes meint immer, wenn man ihr böse sein könnte, so müß't's jetzt sein, wo sie viel weniger zu sagen und zu wünschen hat. Aber kann man denn das?“

„Ja, sie ist gut!“ wiederholt Toni und blickt erst nach dem Abendhimmel und sieht dann den Stuhl an, welcher ihr vorhin angeboten wurde, und scheint plötzlich die große Eile vergessen zu haben, denn sie läßt sich darauf nieder.

Mit den Fingeripitzen die graue Papierhülle, in der sie ihre Arbeit geborgen hat, berührend, sagt sie:

„Das Kind hat's da gewiß auch gut.“

„Und wie!“ erzählt die Matrone, „viel zu gut. Denn woher mag so etwas stammen, das Vater und Mutter g'rad' so viel werth ist, um vor Anderer Thür geworfen zu werden.“

„Lieber Gott!“

Die Matrone achtet nicht auf den Einwurf.

„Das thäte mein Johannes keiner Pflanze, jag' ich Dir!“

Die blassen Finger des Mädchens umfassen die Tischkante.

„Wer weiß denn auch, wie hart es den Leuten geworden sein mag,“ flüstert sie, als müsse sie einen Vertheidigungsversuch machen.

„Ich bin so viele Jahre auf der Welt und habe Manches gesehen,“ spricht die Gärtnersfrau, „wenn man jung ist, da urtheilt man rasch. Die Verführung ist groß in der Welt, und manch armes Ding ist leicht beschwaht, aber Noth und Schande muß sich doch tragen lassen für ein Geschöpf, das hilflos da liegt?“

„Noth und Schande,“ spricht ihr Toni wie im Traume nach, und dann schauert sie zusammen.

„Ja, in der Welt muß man sich wehren,“ knüpft die Alte als Schlußbetrachtung an.

Der Blick des Mädchens sucht den Boden, ein leises Zittern liegt in ihrer Stimme, als sie fragt: „Meinen Sie, Frau Sanna, die, welche das Kind dorthin brachten, hätten es nicht lieb gehabt?“ Und wie sie nicht gleich eine Antwort erhält, schüttelt sie den blonden Kopf.

„Das — glaube ich doch nicht!“

Zuweilen ist die Gärtnersfrau ein wenig schwerhörig, vielleicht, denkt Toni, sind ihre letzten Worte nicht an ihr Ohr gedrungen; sie wiederholt sie aber nicht.

In dem Bauer drüben zirpt ein Kanarienvogel, er ist bereits müde, dann senkt er das Köpfchen und birgt den Schnabel unter dem Flügel. Eine Weile ist es ganz still in dem Stübchen und auf der Veranda.

Die alte Frau hat aber doch Alles gehört; sie streift das gesenkte Haupt des Mädchens mit einem mitleidigen Blick, der zu sagen scheint: Du armes Geschöpf solltest von Daheim wissen, daß Du von der ersten Stunde an Deiner Mutter wenig Zärtlichkeit zu danken hast — aber sie spricht es nicht aus.

„Ob sie da drüben in der Villa mal besonderen Dank haben werden für diese Gutthat, wer weiß das!“ meint sie endlich.

Toni blickt nach dem frommen Buch auf den Knien der Greisin.

„Der liebe Gott schreibt so etwas ein, nicht wahr, Frau Sanna?“

„Ja, da ist aber die Welt,“ sagt die und hebt einen runzeligen Finger, wie ein Warnungszeichen. „Und so ein Kind kann es in sich haben —“

„Was denn?“

„Schlechtigkeit von Vater oder Mutter! Was weiß ich, wer der Schlechteste gewesen ist. Getaugt haben sie doch sicher alle Beide nichts!“ eifert Frau Sanna.

„Ach Gott!“ kommt es über die Lippen des blassen Mädchens. „Ach Gott —“ und dann beugt sie sich über den Tisch, der zwischen ihr und der alten Frau steht, und fragt hastig:

„Haben Sie es schon gesehen, glauben Sie, daß so — so was Schlechtes in ihm ist?“

Die Alte lächelt. „Das sieht man den wenigsten Menschen an. Da kann ein ganz unschuldig Gesichtchen uns angucken, und in der Seele, die dahinter ist, sieht's böse aus. — Ich wollte nicht alle Menschen daraufhin prüfen. Das ist wie eine Pflanze — ob die den Wurm an der Wurzel oder in der Blüthe hat, das sieht man ihr lange nicht an — mein Johannes ist kundig und weiß es oft doch nicht. Und nun so 'n Kind — das trinkt und wächst,) just wie die Pflanze. — Der Junge da oben sieht soweit ganz gesund aus, wo mal der Wurm sitzen wird, das können sie aber nicht wissen, Gelehrte nicht und Aerzte auch nicht.“

„Sie sagen in der Stadt,“ die langen Wimpern senken sich auf die Wangen, „Herr Müller habe den Kleinen über die Taufe gehalten.“

„Das mußte er ja wohl unserer Frau zu Liebe thun! Und wenn der Junge so rechtschaffen wird, wie sein Pathe, dann ist es gut.“

Sie nickt lächelnd nach der Richtung hin, in der sie den Gatten weiß; noch flattert das Haubenband, das dadurch in Bewegung gekommen ist, als sie Frau Olga Derffner mit der Präsidentin gewahrt, und nun wird es ein gar lebhaftes Neigen und Verbeugen, bis die Damen die paar Schritte heraufgestiegen sind.

Es liegt etwas wie Ehrfurcht in der Art, wie die reiche Frau die greise Lebensgefährtin ihres Untergebenen begrüßt, und auch die Präsidentin ist ganz natürliche Liebenswürdigkeit. Toni hat sich von dem Stuhl erhoben und ist eben im Begriff, der Zimmerthür zuzuschlüpfen, als Frau Derffner sie bemerkt und ihr zuwinkt, und die alte Sanna ruft mit ihrem dünnen Stimmchen: „Nun siehst Du, da ist die gnädige Frau selber.“ Und es hilft nichts, das schüchterne Ding muß sein graues Packet heran tragen.

Bescheiden legt sie es auf die Ecke des Tisches, mit gesenkten Lidern steht sie dabei, die Lippen bewegen sich wohl, als äußerten sie etwas, aber es ist unhörbar.

„Ah, die Toni!“ sagt Frau Olga und blickt aufmerksam in das Gesicht des jungen Mädchens. „Wie ich sehe, recht erholt — Sie waren ja wohl fort, und das hat Ihnen gut gethan.“

„Ja, gnädige Frau!“

„Und pünktlich mit der Arbeit, morgen fertig, Sie wissen doch?“

„Hier ist sie schon!“ kommt es leise zurück.

„Ah, das ist brav. Immer verlässlich — und nun lassen Sie sehen!“

Die Näherin schlägt die Hülle auseinander, und winzig kleine Hemden kommen zum Vorschein.

Wie sie eins davon entfaltet, berühren sich ihre und Frau Derffners Finger.

„Gnädige Frau wünschte eine Probe!“

„Freilich, so ließ ich sagen, und sie ist hübsch ausgefallen!“

Die Präsidentin beugt sich auch herüber.

„In der That, — ein Prinz könnte keine schönere Ausstattung bekommen!“ sagt sie beziehungsweise.

„Sie sind geschickt, Toni,“ lobt Frau Olga, „es ist ja förmlich, als hätten Sie das mit Liebe zur Sache gemacht. —“

„Die gnädige Frau sollte zufrieden sein!“

„Das bin ich — und nun bekommen Sie auch das Andere. Wir wollen ihn ein wenig pußen, unsern kleinen Konrad. Wie herzig wird das Bürschchen darin aussehen!“ und sie faßt an die Spitzen, welche den Ausschnitt umgeben, und hält das winzige Kleidungsstück empor.

„In der That, wie ein Kind, das ein Spielzeug bekommen hat,“ denkt die Präsidentin voll Bitterkeit, sich der peinlichen Auseinandersetzungen erinnernd, welche sie jedesmal mit der Schneiderin haben muß, wenn sich die Nothwendigkeit einer neuen Anschaffung herausstellt.

Sehr tief beugt sich Toni über den feinen Batist, damit die Damen nicht gewahren, daß ein heißer Tropfen sich verstoßen aus ihrem Auge darauf verirrt hat. —

Die Präsidentin spielt mit ihrem Handschuh und sagt laut: „Ich möchte nur wissen, ob Ihr Findling das moralische Recht auf diese Zierlichkeit und Herrlichkeit besitzt — fast möcht' ich behaupten, daß in seinem ersten Wiegenlied, das ihm gesungen wurde, nicht die Rede davon war.“

Frau Derffner überhört das, sie wendet sich zu Toni.

„Schlagen Sie die Hemdchen ein, Wilhelm soll sie später holen — ah, welch eisige Finger Sie haben, Kind, so ganz fest scheint's doch noch nicht wieder mit der Gesundheit zu sein! Nun, das kommt! — was sagten Sie? daheim möchten Sie noch ferner arbeiten? ist mir auch recht, aber kommen müssen Sie ein Mal und sehen, wie Alles paßt. Schleifen? ja, nehmen Sie Rosa an die Jäcchen — das ist quasi seine Farbe —“

Dann schiebt sie den Arm durch den der Präsidentin, fragt, wo jetzt Herr Johannes zu finden sein wird, und schreitet gemeinsam mit der Freundin hinab in die grüne Dämmerung.

Toni ist neben der Matrone stehen geblieben, ein paar Mal hat sie die Lippen bewegt, ehe ein vernehmlicher Laut herausgekommen ist, dann sagt sie, wie traumverloren: „Hörten Sie — wie ein Prinz!“

„Ja, daß es den Leuten ein Bißchen viel scheint, das ist doch ganz begreiflich,“ meint Frau Sanna.

„Gute Nacht!“ mechanisch kommt es heraus, als erinnere sich die Sprecherin unklar, daß dies eine hergebrachte Formel sei — dann geht sie hinaus.

Frau Sanna faßt wieder nach ihrer Hornbrille und sucht die Stelle, wo sie vorhin unterbrochen ist.

„Der Tag ist wieder hin, und diesen Theil des Lebens, wie hab' ich ihn vollbracht?“ ihr zahnloser Mund scheint jedes Wort erst zu buchstabiren.

Diesmal hält sich Toni nicht in der grünen Vorhalle auf, die Luft ist auch hier bebrückend eng für sie geworden — aber schnell, wie sie möchte, kann sie nicht von der Stelle. Es ist eine bleierne Schwere plötzlich in ihren Füßen, und die gleichmäßigen, festen Schritte, die bald darauf hinter ihr erklingen, sind die der Frau Präsidentin.

Die hat wirklich sehr wenig Interesse jetzt dafür haben können, welche Pflanzen ihr der wunderliche alte Mann mit hundert Verhaltensmaßregeln übergeben will — ihr Kopf ist eingenommen von dem unerhörten Ereigniß, ihr Herz zieht sich zusammen bei dem Gedanken, daß ihrem Runo eine Chance entgangen, und sie schilt sich ob ihrer Zurückhaltung, daß sie nicht energisch gehandelt.

Olga Derffner ist eine Phantastin! — sie hätte das nie in dem kühlen, klaren Kopfe dieser Frau gesucht — nun ist da doch ein Winkel gewesen, in dem die Phantasterei lauernd saß und nur der Gelegenheit harpte, sich meisternnd hervorzuthun.

Der schreiende Säugling obscurer Herkunft gab also wirklich in der Villa Derffner den Ton an, sie hatte sich selber überzeugt, die kleinen Glieder desselben wurden in spitzenumfäunten Batist gehüllt, und er hatte schon „seine Farbe“. Lächerlich! statt das Kind einer Pflege- und später irgend einer passenden Erziehungsanstalt zu überweisen — und warum dies sentimentale Sträuben gegen jede Nachforschung?

Wenn sie der Scene mit der hübschen Näherin denkt — sogar von der setzt diese unbegreifliche Frau „Liebe zur Sache“ voraus.

Da ist sie ja vor ihr, zierlich und blond, wahrhaftig, sie ist versucht, bei der mehr „gesunden Sinn“ anzunehmen, als bei der reichen Frau.

Ueber die Straße kommt ein Arbeiter auf das langsam dahingehende Mädchen zu — auch ein Blondkopf, dem die Mütze fest auf dem Ohr sitzt. Erst bleibt er stehen, nun geht er neben her — natürlich ein Stelldichlein; ein Mal scheint der Bursch hell aufzulachen, dann faßt er nach dem Arm des Mädchens, aber sie weicht aus.

Nun ist sie dem Paare nahe, der junge Arbeiter hat seine Schritte nach denen der Begleiterin geregelt, ganz nahe.

„Duä! mich nicht, Hans!“ hört sie Toni rufen.

„Hahaha,“ klingt es zurück, „wenn es mir Spaß macht, das zu sagen, so thu' ich's eben. Ohne mich, der Alles hat ausführen müssen, wärt Ihr heute nicht da, wo Ihr seid! Und das bitte ich nicht zu vergessen, und wenn mir der Ramm schwillt, da kennst Du mich. Und wenn der Inspector nicht bald seine Chicanirerei dran giebt, so könnte sich was ereignen. Ich werde das dem Herrn morgen kurz und bündig zu verstehen geben.“

„Hans!“

„Werde ich! Weder Du, noch das alte Weib sollt mich darin hindern; wer im Rohr sitzt, schneidet Pfeifen, und wer eine Peitsche hat, der kann knallen. Hurrah, Trab, Galopp, Jungfer Zimmerlich, von der alle Leute meinen, sie wäre so, wie sie aussieht —“

Mit einem Wehlaut lehnt sich das Mädchen an die Mauer und streckt den Arm aus.

„Geh', Hans, ich ertrag's nicht länger — oder Du treibst mich —“ sie macht nur eine Bewegung nach dem dunklen Wasserspiegel, der von drüben her schimmert.

Nun stemmt er die Arme in die Seite. „Wenn Du meinst, daß ich das glauben soll? Damit hättest Du früher angefangen, wenn's Dir Ernst gewesen wäre — jetzt brauchst Du's ja nicht mehr!“ Und sein rohes Lachen wiederholend, geht er davon, quer über die Straße hin, wo ein Wirthshauschild winkt.

Frau Derffners Näherin lehnt noch unbeweglich und bleich auf derselben Stelle, als die Präsidentin herantritt.

„Hat Sie der Mensch belästigt?“ fragt sie, halb neugierig, halb theilnehmend.

„Nein!“

„Ist er Ihr Schatz?“

„O nein!“

Sie begnügt sich aber nicht mit dem Lakonismus.

„Wer denn mein Kind!“

„Mein Bruder!“ diesmal klingt sogar Trost aus der Antwort.

Die Dame bleibt neben dem Mädchen, das seinen Weg fortsetzt.

„Er gleicht Ihnen freilich wenig! — Frau Derffner ist Ihnen gewogen, nicht wahr?“

„So glaube ich,“ kommt es leise zurück.

„Und Sie haben auch eine geschickte Hand — und vielleicht kann ich mich ebenfalls einmal an Sie wenden?“

Toni Baumann giebt keine Antwort, sie sieht zum Himmel auf, der jetzt von Abendwolken bedeckt ist, und dann gleitet ihr Blick, der etwas Gespensterhaftes bekommen, zurück nach der Frau an ihrer Seite.

„Die Ausstattung wie für einen Prinzen, sagten Sie nicht so, gnädige Frau? Ach, verzeihen Sie, es klang mir so lustig, so lustig —“ und dann wirft sie den Kopf in den Nacken, ein verhaltenes Schluchzen bringt aus ihrer Brust, und wie von einer unsichtbaren Gewalt verschreckt, eilt sie davon.

Frau von Börner blickt ihr nach. Was bedeutet denn das wieder? Sind alle Menschen, denen sie heute begegnet, denn so wunderbar?

Und sich an Olga's abweisendes Gesicht erinnernd, sagt sie halblaut: „La recherche est interdite — nun, ich sehe nicht ein, warum ich zu meinem Privatvergnügen nicht ein wenig recherchiren soll!“

*

*

*

Sommerschwüle! Frau von Börner hat sie nie so drückend empfunden, als an diesem Juliabend, an welchem sie dem letzten Vorstadthause zugeht. „Wohin reisen Sie?“ das ist ja Wintergespräch, und sie hat solch' indiscreten Fragen immer mit dem sanftesten Lächeln Stand gehalten: „O, wir haben so viele Pläne — Irene möchte dahin, Franziska nach dort, Jenny wieder an einen dritten Ort — bedenken Sie doch, die Wünsche dreier Töchter erfüllen zu sollen!“

Und wie die Reisezeit kommt, sendet sie jene und bleibt mit Runo daheim, „sich auszuruhen“ — ihr Leben ist nur noch Entsagung, aber sie muß sie mit Würde cashiren.

Wann ließe sich besser all' den Schäden der Haushaltung aufhelfen, als in dieser Zeit, wo Niemand kommt und sie unbeachtet unter den Stößen von Wäsche sitzen kann, und so hat sie sich der hübschen Näherin erinnert.

Als sie den Hausflur überschritten, hört sie lebhaft Stimmen aus dem Nebenraum, und sie muß erst zweimal pochen, eh' ihr ein Herein wird. Dann schlägt ihr eine bedrückende Luft entgegen, und vier erstaunte Augen sehen sie an, als sie zögernd auf der Schwelle bleibt — die sanften Tönis sind aber nicht darunter.

„Ah, die Frau Präsidentin, das ist aber eine Ehre!“ ruft dann eine rauhe Frauenstimme, und eine rundliche Person kommt knirschend auf sie zu.

„Sie kennen mich?“ giebt die Andere zurück.

„Na, wie soll ich nicht? Und das ist wirklich 'ne Ehre!“

Langsam und seine Glieder reckend, erhebt sich in der Ecke die Gestalt eines jungen Mannes.

„Daß die Dir aber nicht gilt, Alte, das weißt Du doch wohl!“ und dann setzt er hinzu: „Die Toni ist ja nicht zu Hause.“

Frau von Börner erkennt den Begleiter der jungen Näherin wieder — „Ah — das ist schade!“ und sie macht eine Bewegung, als wolle sie das Zimmer wieder verlassen. Die dicke Frau mit dem rothen, grinseenden Antlitz kommt jedoch dieser Absicht zuvor, indem sie rasch einen Stuhl herbei schiebt.

„Sie muß aber gleich kommen, die Toni, meine Tochter, gleich! Und wenn die Frau Präsidentin doch nur Platz nehmen will. Ja, sie kann nicht weit sein, gewiß nicht.“

Die Dame, welche in allen Dingen die Gründlichkeit liebt, erforscht auch gern Interieurs solcher Leute, und da sie nun einmal den Weg gemacht, läßt sie sich nieder — die Frau hat zuerst mit der blauen Schürze über den Sitz gewischt, von dem sie die Raue gesagt.

Der junge Mensch lehnt sich an den Tisch und fragt von dort herüber: „Woher weißt Du denn das? Die Toni pflegt doch nicht zu sagen, wohin sie geht und wann sie wieder kommt. Jetzt nun schon erst gar nicht!“ Ihm ist augenscheinlich die Anwesenheit der Präsidentin sehr unbehaglich.

„Ja doch, ja doch,“ wehrt die Wittve Baumann mit einer Handbewegung seine Einmischung ab, „sie wird schon kommen, das weiß ich. Und, Frau Präsidentin, jedes Huhn lobt sein Ei, aber wenn ich sage, die Toni, meine Tochter, ist ein ordentliches Mädchen, so kann ich das!“

„Ich weiß, ich sah sie bei Frau Derffner!“

„Ach da, ja, bei der Frau Commerzienrätthin, freilich, da ist sie gut angeschrieben. Hat viel Arbeit —“ sie macht eine Handbewegung nach Tonis Nähtisch, wo ein weißverhüllter Korb steht.

„Das ist ihr nun recht viel werth, aber sie nimmt auch noch andere Kunden, gewiß, wie sollte sie denn zum Beispiel nicht gerne auch für die Frau Präsidentin arbeiten?“

Während die Mutter so schwagt und zubringlich nah' heranrückt, ruhen die Blicke der Dame auf der Gestalt des jungen Mannes, der zu all dem Wortschwall ein höhnisches Lächeln hat.

„Was sind Sie? — ich meine, was ist Ihre Beschäftigung?“ fragt sie unvermittelt.

„Bis jetzt Fabrikarbeiter, natürlich beim Herrn Derffner — aber,“ er lacht kurz, „wohl die längste Zeit gewesen.“

Seine Unzufriedenheit klingt aus dem Tone.

„Ah —“ der Mann ist gewiß ein Socialist, aber es ist sehr interessant, auch solch Einen ein Mal kennen zu lernen. „Ich denke, man ist gern bei dem Commerzienrath —“

„Maulschwäger und Knechtsseelen freilich,“ ruft Hans Baumann, „gerade Menschen und die, welche wissen, was sich auch für einen Arbeiter gehört, was er fordern kann, weil es sein Recht ist, die nicht — Madame! Jeder Spaß singt und schwagt, wie er will, bei dem Herrn aber soll's nach Noten sein und im Tact gehen, und das ist nicht Jedermanns Sache.“

„So!“

„Und wenn „er“ auch noch gar nicht schlimm ist, so sind seine Leute da, und da giebt's nun einen Inspector, auf den höre ich nicht mehr, und so wird wohl der Krach losgehen!“ sagt der Arbeiter und ballt die Faust auf der Tischkante, auf der er halb sitzt.

„Hans, es wäre dumm, geradezu dumm!“ ruft die Mutter herüber.

„Hahaha — als ob das Weibervolk so 'was verstände!“ giebt er zur Antwort und schlenkert die Füße hin und her.

„Toni sagt es auch!“

„Toni — die Prinzessin-Mutter!“ lacht er auf.

„Junge!“ nun macht die Alte eine Faust. Die Präsidentin fühlt, daß der Aufenthalt hier immer weniger standesgemäß wird; sie steht auf, geht nach Tonis Platz und öffnet das Fenster, dann beugt sie sich über den Inhalt des Korbes.

„Auch wohl für die Villa?“

„Freilich, da können sie nicht genug anschaffen, die Toni und die Frau,“ meint die Wittve Baumann dummndreist.

„So!“ Frau von Börners Blick gleitet nach dem Arbeiter hin — Prinzessin hat er seine Schwester bezeichnet. Was war's nur, was ihr neulich bei der Begegnung mit dem Mädchen aufgefallen war? ein ähnlicher Ausdruck doch wohl?“

„Wer tüchtig arbeiten kann, kommt durch die Welt!“ sagt sie, sich zu Hans wendend.

„Freilich — und da braucht man gar kein Weibergethu und Geflatsch, wie hier im Hause! — Wenn ich aber vor den Fabrikanten hintreten und mein Recht verlangen will, halten sie mich Beide am Rockärmel. Und Donnerwetter — ich brauche keine Rücksicht zu nehmen, das ist höchstens er — hahaha, kein Anderer, als wie er. Und wenn mir die Lust kommt, sage ich ihm das in's Gesicht, heute oder morgen, g'rad' so, wie's mir paßt.“

„Hans!“

Heißer klingt der Ton der Frau, und ihr Gesicht röthet sich stärker. „Hans — Du hast getrunken.“

„Meinst wohl, weil Du mal nüchtern bist, muß ich über den Strang geschlagen haben? —“ höhnt er, die Familiengeheimnisse ungenirt preisgebend.

Die Wittve Baumann sinkt auf einen Stuhl und hält die Schürze vor die Augen. „So sind die Kinder, Frau Präsidentin, um die man sich die Seele aus dem Leibe gesorgt hat — so sind sie: An der Toni erlebt man das und an dem Jungen dies, und Respect haben sie Beide nicht und blamiren die Familie noch.“

Und nun sieht sie in dem Raume umher, als schauten unsichtbare Ahnen von den Wänden, genau so wie etwa die ehemalige Gräfin Beggberg ihre Blicke zu den Wänden des Ahnenjaals daheim erhoben haben würde.

„Ihre Toni —“ langsam fallen die zwei Worte von den Lippen der plötzlich aufmerksamer gewordenen Präsidentin.

„Run ja —“ tappende Fingerbewegungen. „Die konnte eine Heirath machen, eine gute, einen ordentlichen Menschen, und da ist sie so dumm und sagt Nein!“

„Wenn sie den Mann nicht mochte?“ wirft Frau von Börner ein.

„Oh, das that sie schon — darauf versteh' ich mich, aber ihr Eigensinn — ach, sehen Sie, Frau Präsidentin,“ fährt die Baumann mit unverschämter Vertraulichkeit fort, „Konrad Eierke heißt er und ist der beste Arbeiter und ein ordentlicher Mensch — und sagt Nein, rund weg — und der kann überall anklopfen — und hinterher wollte sie sich die Augen ausweinen.“

„So — das ist ja wunderbar!“

Sie schüttelt die Kaze ab, welche die gleiche Vertraulichkeit gegen sie zeigt, wie die Herrin.

Es läßt sich Manches nicht erzählen, Frau Präsidentin," fährt Jene fort, und man sieht ihr die Unlust an, daß sie nicht über das reden darf, was ihr auf der Zunge schwebt, „selbst der freundlichsten Dame nicht, weil man nicht darf —"

„Alte!" klingt es mahnend durch den Raum.

„Nun ja, ich sage doch nichts! Aber sehen Sie," sie steht auf und trippelt ganz nah heran und tippt auf den Arm der Präsidentin, „Mädels sind dumm — die Toni konnte es ganz anders haben — so oder so, wenn sie nur gewollt hätte. Aber nichts, nichts — nicht den geringsten Vortheil nimmt sie wahr! So dumm, so dumm!"

„Alte!"

„Brauchst mich nicht zu hofmeistern," zürnt jetzt die dicke Frau, „ich bin doch kein Kind, ich bin doch Eure Mutter — und wenn die Toni gewollt hätte, säße ich auf den Polsterstühlen, und der Braten dampfte in der Pfanne. — Aber, es ist noch nicht aller Tage Abend!"

Der Bursche pfeift ein paar Tacte, steckt die Hände in die Hosentaschen und blickt aus dem Fenster.

Nun ist es der Präsidentin aber genug.

„Ihre Tochter scheint nicht zu kommen — vielleicht spricht sie einmal bei mir vor."

„Ich habe es gleich gesagt," brummt Hans, der lange schon des Besuches müde ist, vor dem er sich einen ungewohnten Zwang angethan hat. Die Wittve macht noch einige Knize und giebt das Geleit bis zur Hausthür. Wunderlich, denkt die Präsidentin, als sie langsam ihren Heimweg antritt, wie kam das Mädchen zu den guten, bescheidenen Manieren in der Gesellschaft dieser Beiden? Und was hat sie von den dunklen Andeutungen von Mutter und Sohn zu halten? steckt etwas dahinter, oder klingt es in der ungeschickten Ausdrucksweise nur so?

Und dann fällt ihr ein, noch in der Villa Derffner vorzusprechen — die Einwohner derselben verlassen sie in diesem Sommer nicht, Frau Olga geht ganz in ihren neuen Pflichten auf, und Herr Fritz Derffner sinnt und plant neue Verbesserungen und Erfindungen.

Sie hört, als ihr, von dem Diener geöffnet worden, daß soeben ein auswärtiger Besuch bei der Commerzienrätthin weilte, verbietet ihre Anmeldung und steigt empor nach der Gallerie. Sie hat plötzlich Lust bekommen, den kleinen Findling einmal ohne Assistenz der Hausfrau zu besichtigen, scharfsäugig, nicht behindert und befangen gemacht durch die liebevoll entzückten Ausrufe Olgas.

Leise drückt sie auf den Griff der Vorzimmerthür, hier ist Niemand, aber das Nebengemach ist offen, und von dorthier klingen Stimmen. Eine weiche, kosende und das Krähen und Lallen eines Kindes.

Die Amme natürlich! Ist die Person auch schon dem allgemeinen Paroxysmus verfallen und von blinder Liebe und Bewunderung für den Einschnelling ergriffen? Die bezahlte Person?

Da wirft ihr der Spiegel aber ein anderes Bild herüber, nicht die breitschultrige westfälische Amme kniet vor der Lagerstatt des Kleinen, eine schwächliche Gestalt ist's, die, sich über das Kind neigend, es mit dem einen Arme hält, während sich der blonde Scheitel dem zehenden Fingerchen darbietet — Toni Baumann.

„So — so, mein Liebling, mein Herz — nur zu! O, wenn Du wüßtest, wie das thut — so, nur so, Konrad, mein süßer, kleiner Konrad,“ klingt es in abgebrochenen Sätzen von dem Bettchen her, und es ist, als schüttle ein Fieberschauer nach dem anderen den schlanken Körper, „o, so Dich einmal Herzen zu dürfen, wie lang' hab' ich darnach geschmachtet —“

Ein erstickter Laut, ein Neigen auf das Kissen, dann wieder ein erschrecktes Emporschnellen. „Nein, nein, ich darf und will nicht weinen! Du lachst ja, mein Liebling, Du lachst, Konrad, weil Du es hast wie ein Prinz, wie ein richtiger Prinz — ja, lach nur, lach nur!“

Kopfschüttelnd sieht Frau von Börner dieser Scene zu, die Laute schlagen an ihr Ohr, aber noch müht sie sich vergebens, einen Sinn hinein zu legen. Wird denn Alles im Ort verrückt über dieses Findelkind?

Sie sieht noch einige Secunden dem Getändel zu, dann tritt sie geräuschvoll über die Schwelle, und in demselben Augenblick schnellt die Knieende empor und steht nun erst blutübergossen, dann erblassend neben dem Kinderbett.

„Ah — ich war —“

„Toni Baumann, Sie sind's — und warum denn nur so erschrocken? Es ist ja kein Unrecht —“ sie weiß selber kaum, weshalb sie gerade das spricht.

„Nein — kein Unrecht, ach Gott, nein!“ stammelt die Näherin und hält sich an dem vergoldeten Bügel, der die rosa unterfütterten Spizenvorhänge des Bettchens trägt.

„Also —“

„Die Amme ging hinunter und bat mich, und der Kleine ist so reizend“ — sie hat die Hände über dem Herzen gefaltet. „Ich — ich mußte ihn küssen!“

„Freilich — so reizend!“ spricht Frau von Börner trocken nach.

„Bitte — wenn Sie es nicht sagen wollten, Frau Präsidentin,“ stammeln die blassen Lippen — „Frau Derffner dürfte es am Ende nicht gern sehen —“

„O — darum? weshalb nicht?“ Die vornehme Frau sieht kritischen Blickes auf das kleine Wesen mit der lallenden Stimme und den in die Luft greifenden Händchen hinab — sie kann absolut nicht finden, daß es irgendwie hübscher ist, als das gewöhnlichste Kind einer gesunden Familie besseren oder niederen Standes. — Wie kommt denn nun Toni Baumann zu diesem Ausbruch des Entzückens?

„Sie haben wohl Kinder ganz besonders gern?“ forscht sie.

„Nun — ja — ach,“ eine schwankende Bewegung, die Präsidentin stützt sie und leitet sie nach dem Sopha.

„Sie sind, wie ich sehe, doch recht nervös — Sie waren ja krank und fort, ich erinnere mich,“ spricht sie gütig zu ihr — dann aber denkt sie auch an die Scene im letzten Hause der Wielandstraße.

Oh —

Sie combinirt, sie trug nicht umsonst den Namen „die kluge Bekberg“ — sind denn Alle hier dumm und blind, und nur sie sehend?

Die beziehungsvollen Worte der Näherin an das Kind „wie ein Prinz“ — der Hohn des Burschen, die dunklen Andeutungen der Mutter —

„Gehen Sie hinunter, Kind, lassen Sie sich ein Glas Wasser geben — ich bleibe an Ihrer Stelle, bis Sie die Amme geschickt haben!“

Ohne einen Blick zurückzuwerfen, wankt Toni hinaus.

„Es ist wahr — oder ich war nie die kluge Clotilde — aber wer ist der Vater?“ flüstert die Präsidentin.

Die blühende Wärterin kommt, die Dame nickt ihr zerstreut zu und geht hinaus; bei Frau Olga ist noch immer Besuch.

„Nein, nicht stören,“ sagt sie ablehnend, sie muß jetzt allein sein —

Stolz aufgerichtet, wie man sie gehen zu sehen gewöhnt, schreitet sie dahin, Niemand ahnt, welch' bunte, widerstrebende, ja, ab und an rachsüchtige Gedanken hinter ihrer glatten Stirn auf- und niederwogen — O, kluge, kühle, wohlthätige Frau Olga, nun bist Du abgeseimten, kühnen Spielern in's Netz gegangen, die erste, beste kleine Arbeiterstochter hat Dich zum Werkzeug benützt — Wie schlau und wie einfach zugleich! Toni Baumann kannte freilich das warme Nestchen, den milden Sinn, die Hausgelegenheit!

Ach, nur erst die Fäden alle in ihrer Hand, dann kann sie manövriren, wie sie will — und die Situation für sich ausnützen —

* * *

Olga Derffner durchschreitet das Speisezimmer, um auf die vor demselben liegende Loggia zu treten, als sie aus dem anstoßenden Arbeitsgemach ihres Vaters hastig auf einander einredende Stimmen vernimmt.

Um diese Zeit, nach dem Essen, pflegt ihr Mann doch sonst Niemanden zu sehen? Es ist ein stilles Mahl gewesen, bei dem sie sich heute gegenüber geseffen haben, und sie fühlt die Verantwortung dafür auf sich ruhen, sie ist wortkarg und gedankenvoll gewesen. Allerhand kleine spitzfindige Bemerkungen der Präsidentin, welche am Vormittag flüchtig bei ihr gewesen, hatten sie getroffen. Sonst war sie gegen dieselben geist — heute fühlte sie sich wehrlos, als Frau von Börner sich in allerlei Vermuthungen über die Herkunft des kleinen Konrad erging und schließlich mit einem bezeichnenden Blicke hinzufügte: „Ich habe nur die eine Befürchtung, meine Liebe, daß über kurz oder lang die höchst romantische Fingergeschichte sich auf eine ganz prosaische Weise aufklären wird — und dann sollte es mir aufrichtig leid thun, ständen Sie und der Commerzienrath als die, gelinde ausgedrückt ‚Gefoppten‘ da mit Ihrer Wohlthätigkeit!“

Olga hat immer wieder das feine Lächeln um die Mundwinkel gesehen und den spöttischen Klang im Ohre —

„Wie kommen Sie hierher?“ braust der Commerzienrath im Nebenzimmer auf.

„Auf dem Bureau haben sie mich nicht zu Ihnen gelassen, sie wußten wohl, warum — da habe ich eben selber mein Heil versucht!“ ist die Antwort.

„Und wenn ich Sie nicht anhören will — hier auch nicht?“ grollt Fritz Derffner.

„Oh — das werden der Herr Commerzienrath nun doch wohl!“ kommt es zurück.

Eine kleine Pause, dann hört Olga, wie ihr Mann auf den Anderen zu tritt.

„Der Inspector hat sich oft genug beklagt, ich mische mich nicht in Einzelheiten, das, was er thut, ist seine Amtsbefugniß!“

„Auch, daß er mich diesen Morgen einfach von der Arbeit gejagt hat — mich?“

Ein langer Athemzug klingt durch den Raum.

„Euch so gut, wie jeden Andern!“

„Ah — so!“

„Waldner hat lange Nachsicht mit Euch gehabt, Baumann, die Leute haben sich schon darüber beschwert. Wenn Ihr aber zum offenen Widerstande übergegangen seid — da blieb ihm nichts übrig.“

„So — so!“

Eine Pause.

„Das ist Alles, was Sie dazu sagen können, Herr Commerzienrath?“ fragt dann der Arbeiter wieder, diesmal sogar unterwürfig.

„Alles!“

„Und darum steh' ich hier vor Ihnen? Und damit soll ich aus Ihrem Hause gehen?“

„Ihr wißt so gut, wie Eure Kollegen, daß in mein Haus Fabrikgeschäfte überhaupt nicht getragen werden sollen, Ihr habt Euch hiermit auch eine Ueberschreitung der Vorschriften zu Schulden kommen lassen!“ sagt die gewaltiam sich zur Ruhe zwingende Stimme des Fabrikherrn.

„Hab' ich — ich, ich?“ fast drohend kommt das heraus. „Oho, darauf könnte ich denn doch anders antworten.“

„Was ich verbiete!“ grollt Derffner.

Nun erfolgt ein cynisches Lachen, vor dem Olga erbebt, wie ein Gewittergrollen ist's, das Blitz und Einschlag bringt.

„Sie — mir? hahaha — Sie — mir? — Sie vergessen wohl, daß ich in diesem Hause gut Bescheid weiß, daß es nicht das erste Mal ist, daß ich es betrete — der Baumann, den Sie ehrlos und lächerlich gemacht haben vor allen Kameraden! Ja, Sie, Sie — denn wer steckt

hinter dem Inspector? Doch nur Sie, der mich weg haben will aus der Gegend. Ja, so dumm ist der Hans Baumann nicht, daß er nicht dem klugen Herrn Commerzienrath seine Gedanken durchschauen sollte. Und weil es Ihnen höchst unbequem gewesen ist, daß ich es ausschlug, für die Lumpensumme, die Sie boten, mit den beiden Frauenzimmern auf und davon zu gehen — sehen Sie, da versuchen Sie es nun so — aber der Fuchs ist doch noch schlauer, als der Jäger und geht nicht in die Falle — absolut nicht!”

Was das für eine Sprache ist — sie weiß, ihr Mann ist früher jähzornig gewesen, durch grenzenlose Selbstbeherrschung hat er's dahin gebracht, gelassen zu bleiben. Sie bewundert ihn jetzt, wie immer. An ihrem Kleide hinabstreichend, geht sie der Thür ein wenig näher. Sie lächelt, als ihr einfällt, daß sie dies rothblaue Gewand angelegt hat, damit die Augen des kleinen Konrad nicht immer dunkle Farben an ihr wahrnehmen. Und dann hat sie die Präsidentin ausgelacht und behauptet, solch' junge Geschöpfe sähen überhaupt dergleichen noch nicht.

„Unverschämter!”

Der Arbeiter erhebt seine Stimme lauter:

„Oho — das ist leicht gesagt, damit thun Sie mich aber nicht ab. Beklagen wollen Sie sich, daß ich hierher komme? ei, es ist Ihnen ja damals recht gewesen, daß ich bei Nacht und Nebel gekommen bin! hahaha! Ein Bißchen verspeculirt haben Sie sich denn doch aber! Erst sollte ich Ihnen zu Willen sein, und dann, dachten Sie, würde das baare Geld mich so blenden, daß ich nun Alle Ihnen aus dem Wege schaffte. — Wär' ja auch ganz bequem gewesen! Aber Sie kannten den Hans denn doch nicht! Solch' 'ne Summe ist leicht verausgabt, und sind die goldenen Vögel einmal aus den Taschen, hurr di hurr, dann blick' ihnen nach. So wollt' ich was anders — immer Kleingeld von Ihnen haben, Herr Commerzienrath, so oft ich's brauchte. Sehen Sie, das mußte doch mal zur Sprache kommen, und so ist's ganz gut. Wir wissen nun, wie wir Beiden mit einander dran sind.“

Ist es die Stuhllehne, die unter den kräftigen Händen Derffners kracht, wie er sich daran hält?

„Ihr irrt Euch, wir haben nichts miteinander zu thun!” ist seine gelassene Erwiderung.

„Nicht?”

„Nicht hier und nicht in der Fabrik!”

„Das sollte Ihr Ernst sein?” schreit Jener.

„Mein unabänderlicher!” sagt der Fabrikant.

„Sie glauben,” es kommt keuchend aus der Brust des Burschen, „Sie schulden es mir nicht, daß Sie mich vor Allen wieder einstellen? Nun aber, dann verlange ich es!”

Vielleicht hat ihm nur ein Achselzucken 'geantwortet, denn die Wuth Baumanns wird größer.

„Ich verlang' es — oder — ich spreche!“

„Die Drohung fürchte ich nicht, sie wäre gegen Sie selber gerichtet,“ sagt Derffner gelassen.

„Bah, darum! Und meinen Sie, ich kümmere mich um das Geplärr des albernen Mädchens, wenn es blamirt wird, oder um das Gefeif des alten Weibes? nicht 'ne Spur! Und wenn die Beiden nicht so dumm gewesen wären, dann säßen Sie ganz anders dran, mein Herr Commerzienrath!“

„Glender!“

„Ach, lassen Sie das doch, das gleitet an mir ab, wie der Regen von 'nem Blechdach. Soll ich mit Ehren wieder in die Fabrik?“

„Nein!“ es klingt unbeugsam.

„Nun denn, so will ich mal der Frau Commerzienrätthin ein Wort sagen —“

Olga ist lange schon aus dem Speisezimmer hervor unter die Portièrre getreten — Ton und Worte des Menschen klingen ihr so bedrohlich dem Gatten gegenüber, daß sie ihm näher sein will. Aber Beide haben ihre Anwesenheit nicht bemerkt.

Wie im höchsten Zorn und zum Niederschmettern bereit, hebt sich jetzt die geballte Rechte Derffners, als von Hans Baumanns Lippen der Ausruf gefallen, aber nun tönt, ihn wie Jenen zurückschreckend, die ruhige Frage herüber:

„Was haben Sie mir zu sagen?“

Die schlanke Frauengestalt tritt langsam näher und wiederholt die Worte.

„Olga, um Himmelswillen,“ ruft der Fabrikant erschreckt und hebt beschwörend die Hände, und wie er den entschlossenen Zug sieht, den er nur zu gut kennt, taumelt er zurück.

„Ah!“ mit einem Grinsen stößt der Arbeiter das Wort heraus, und seine funkelnden Blicke gleiten wie die eines beutelustigen Raubthiers von der Frau zum Manne — seine Stunde ist gekommen.

„Da brauche ich ja nicht erst nach der Frau Commerzienrätthin zu suchen!“ sagt er unterwürfig.

„Was wollen Sie?“

Noch eine Anstrengung Derffners.

„Laß uns allein, Olga, ich werde mit dem Menschen bald fertig sein!“

Aber sie schüttelt den Kopf. „Reden Sie! Sie bedrohten meinen Mann! ich habe Alles nebenan gehört,“ sagt sie gebieterisch. Der Commerzienrath sinkt in seinen Lederstuhl, Hans lacht.

„Na, wenn Sie es schon gehört haben — der Herr Commerzienrath läßt sich vergebens bitten,“ es zuckt über sein verschmiztes Gesicht hin, als bietet sich ihm eine neue Chance, die er nicht unbenützt lassen will, „mich wieder in Arbeit zu stellen. Ich bin es aber nicht allein, der sich über

den Inspector beklagt, — der müßte an meiner Stelle fort! — Die Frau Commerzienrätthin hat nun wohl ein gutes Wort für mich bei dem Herrn Gemahl. Der Inspector hat Alles übertrieben, das ist nur ein Scheinheiliger. Wenn die Frau Commerzienrätthin also wollte? ich bin nämlich der Toni Baumann ihr Bruder, die kennen Sie ja, und der Herr Commerzienrath kennt sie auch. — Und ein ordentliches Mädchen ist sie, und die kann immer nicht genug loben, wie gut die gnädige Frau ist.

So 'n freundliches Wort hat schon manchmal geholfen," sein Blick sucht den Hausherrn, und dann macht er einen Krackfuß vor der Hausfrau und guckt erwartungsvoll herüber.

„Da täuschen Sie sich — ich mische mich nicht in die Geschäfte meines Mannes, und wie er entschieden hat, wird es recht sein!“ erwidert Olga kühl und tritt auf ihren Gatten zu.

„War das Alles, was Sie mir sagen wollten?“ fragt sie dann. Sie bringt es nicht mit dem drohenden Ton gegen Derffner in Einklang.

Hochroth wird der Arbeiter im Gesicht, und die Zornader schwillt ihm auf der Stirn.

„So — recht — meinen Sie — thut der Herr Gemahl?“ ruft er höhnisch und kommt dicht heran und mißt sein zusammengefunkenes Opfer. „Fragen Sie ihn doch auch nur, den gerechten Mann, wie er es verstanden hat, Ihnen seinen Bastard in die Hände zu spielen? ob Sie ihn dann auch wohl noch für gerecht halten?“

„Mensch —“ sie athmet kaum, sie starrt von Jenem auf ihren Mann, „Sie sind ein Wahnsinniger,“ stößt sie dann hervor und schüttelt den stolzen Kopf, „oder — ein Verbrecher!“

„Olga!“ sie hört den Schmerzenslaut nicht neben sich, sie streckt gebieterisch die Rechte aus.

„Verlassen Sie sofort das Zimmer!“

„Noch einen Augenblick,“ fällt der Bursche ein, „ich habe noch nicht Alles vorgebracht, es läßt sich aber schnell erzählen, und später kann ja der Herr Commerzienrath nachhelfen, wenn Sie ihn fragen, wie es ihm und der alten, dummen Kupplerin gelungen ist, ihm die Toni in die Hände zu liefern! Und wie er dann später die Weibsleute beschwagt hat, weil Sie ein Kind annehmen wollten — na ja, ich habe mich auch dazu hergegeben und es herbei geschafft. Was thut man nicht, wenn man so'm weinenden Ding die Schande ersparen kann und dann auch für's Geld. Und obendrein kriegte der Junge es hier so gut, besser, als wie bei uns; und ich habe immer schon innerlich lachen müssen, wenn ich mir vorstellte, wie denn doch mal voraussichtlich mal mein Nefse Herr über den ganzen Schwamm wird. Und da hätte ich aus der Gegend gehn soll'n? Na, da müßten Sie denn an einen Dümmeren gekommen sein!“

Er schnippt mit dem Daumen durch die Luft.

„Mit dem Gelde hat er es ja gehalten, aber das fliegt doch nur so durch die Finger, und weg wollte ich nicht, darum hat er's so angefangen — und nun wissen Sie Alles.“

Es bleibt still in dem Raum, nur das Ticken der Uhr ist hörbar. Er geht bis nach der Thür und blickt von dort her unsicher auf die beiden regungslosen Menschen.

Schon hält er die Klinke in der Hand, es ist ihm fast unheimlich jetzt, und er dämpft unwillkürlich seine Stimme, indem er hinzusetzt:

„Der Toni dürfen Sie es am wenigsten nachtragen, die war dumm und unerfahren —“

Wieder keine Antwort, keine Bewegung, es ist ein so ganz anderer Effect, als wie ihn Hans Baumann erwartet hat, und nun hält er es am gerathensten, lautlos zu verschwinden.

„Frik!“

Nur ein Stöhnen antwortet Olga, als sie endlich mit blutlosen Lippen das eine Wort hervorgebracht hat. Sie faßt nach dem Herzen, ja, das schlägt noch, ihre Finger gleiten nach den Schläfen, darin pulst's — es ist Leben in ihr, sie ist nicht erstarrt, wenn auch in ihr selber etwas erstarrt —

„Es ist also wahr!“ sagt sie und tritt von dem Manne zurück und sieht auf sein gesenktes, ergrautes Haupt — „wahr — Du hast mir das gethan. —“

Nicht im Ton des Vorwurfs, in dem eines unsäglichen Schmerzes ist das gesagt.

„Erst die Untreue — und dann die Komödie! Ich weiß nicht, was härter ist — schlaflose Nächte hatte ich für das Kind Deiner Geliebten, und wenn ich mich freute — oh, mein Gott — so war's über das Wesen, das Deinem Verrathe sein Dasein dankt —“

Er preßt die Hände zusammen, die er nicht nach ihr auszustrecken wagt. „Wenn — Du wüßtest, was ich gelitten!“

„Du?!“

Er spricht dumpf vor sich hin.

„Es soll kein Versuch sein, mich zu reinigen, zu entschuldigen — Du kannst mich nicht verstehen, sollst es nicht — Ich bin kein besserer Mann gewesen, wie wir Alle sind, schwach in der Versuchung — miserabel schwach — und elend in der Reue. Laß mich weiter nichts sagen,“ stammelt er.

„Nein, es wäre nutzlos!“ giebt sie zurück, und ein ungewohnter Zug von Härte kommt in ihr Gesicht. Ihr Ideal liegt am Boden, ihr Mann, auf den sie mit Stolz geblickt — der hat ihr das gethan! Wie beglückt hat sie sich gefühlt — nun ist sie eingerückt in die Reihe duldbender, schweigender Frauen, nachdem sie eine unwissend Betrogene gewesen.

„Olga, Du wirst nie vergeben, ich kenne Dich,“ sagt Derffner, „und ich habe das gefühlt, und darum war ich so unsäglich elend all' die Zeit.“

„Immer bereit, Dir zu gestehen — und dann in der Furcht, Deine Liebe zu verlieren. Wenn Du unglücklich bist — ich bin es mehr.“

„Was hilft das?“ entgegnet sie hart.

„Ich weiß nichts!“ Und dann kommt es bang nach: „Wirst Du von mir gehen?“

„Wozu? Dich auch noch nach außen zu blamiren? Nein!“

„Ich danke Dir!“

Er starrt auf das Muster des Teppichs, als müsse er all' die verschlungenen Fäden zählen und entwirren.

Dann hebt sich seine Brust unter einem wilden Athemzuge. „Olga, ich habe außer Dir nur einmal ein Wesen gern gehabt, es war in meiner frühesten Jugend, als ich noch ein armer Schlosserlehrling war; sie aber wollte nichts von mir wissen, die blonde Liese, und ein Förster stürzte sie in's Unglück, und sie starb. Der Schatten dieses Mädchens, das nie mehr für mich hatte, als kühle Freundschaft, ist aber mit mir durch's Leben gegangen — und in einsamen und wunderlichen Stunden und in geräuschvollen und glücklichen hat er auftauchen können. Dann sah ich den welligen Scheitel wieder und die braunen Augen, und wie eine Sehnsucht nach der verlorenen Jugendzeit kam's über mich, und lochend schien mich die blonde Liese zurückzurufen in das verlorene Paradies.“

Und eines Abends, als sich in der Fabrik das Gerücht verbreitet hatte, der tolle Hans sei gestürzt und den Seinigen schwer verletzt heimgebracht, ging ich in das Baumann'sche Haus. Es war nur ein Schmiß, den der Betrunkene erhalten und der ihn betäubt hatte, aber neben seinem Bett stand die Schwester — für mich die blonde Liese. Als ich am folgenden Abend wieder vorsprach, da saß sie wie die Liese in vergangener Zeit über die Arbeit geneigt, der Wind heulte um's Haus, und die gepresste Luft im Zimmer wehte mich an, wie damals — Mermlichkeit liegt drin. — Sieh Olga, es war wie ein Zauber, dem ich alter Thor erlag. Das Mädchen weinte einmal, als ich wiederkehrte — und weinen hatte ich die blonde Liese ja auch gesehen — und ich tröstete auch hier mit mildem Wort. Die braunen Augen sahen mich so dankbar an, das junge Geschöpf hatte wenig Freundlichkeit im Leben gekannt, und es schmeichelte ihm wohl auch, daß ich mich herbei ließ, mit ihr zu scherzen und zu plaudern —

„Olga, hier ist meine Beichte, nichts verschönt, nichts verschwiegen!“ Monoton hat er erzählt, jetzt schweigt er.

„Ja!“ sagt sie, weiter nichts, und blickt ihn nicht an. Was soll sie auch erwidern? Es giebt kein darauf passendes Wort, sie hat auch keine Thräne, sie wundert sich nur, daß noch Leben in ihr ist, daß das Herz nicht gebrochen, das diesem Manne vertraut. Und nun kommt ihr die Erinnerung an seine eigene Charakterisirung: „Du bist wie sie Alle — und ich erlebe nur das, was wir Alle erleben.“

Ein Geräusch über ihnen; nein, nur jetzt nicht diese Kinderstimme ver-

nehmen, jetzt nicht, „Luft!“ sie eilt durch das Nebenzimmer, nein, nicht auf die Loggia, wo sie gestern heiter plaudernd mit ihm gegessen und das Kind in tändelndem Spiel auf sein Knie gelegt — auf Umwegen in den Garten. Aber, wie sie dem Gärtnerhause nah' ist, schaudert sie zusammen, nur Philemon und Baucis heut' nicht sehen! Und dann lacht sie schrill — bah, zu einer Kategorie wird ja auch die greise Frau Sanna gehört haben, zu den Duldbenden oder Nichtsahnenden.

Auf und nieder in den Gängen; wenn der alte Herr Johannes sähe, wie sie unachtsam hier in die Zweige faßt, dort mechanisch Blüthen knickt. — Ihre Liebe verloren zu haben, beklagt der Mann dort drin nicht, ihm bangt, daß sie der Welt ein Schauspiel geben könnte. So verständige Leute sich trennen?

„Wozu!“ hat sie eifrig gefragt und in eine endlose Perspective gesehen, in der sie so gleichgiltig neben einander hergehen werden. Man sagt, das Leben kann schrecklich lang sein — jetzt fühlt sie die Wahrheit dieser Behauptung. —

* * *

Frits Derffner sinkt in seinen Sessel zurück — wie leer ist es um ihn her, verschwunden die schlanke Gestalt, welche ihm so lange Stab und Stütze war. — Er greift um sich, als müsse er nach einer lebenswarmen Hand fassen — und schaudert dann in sich zusammen. Nun ist ja da, wovor er gebangt in schlaflosen Nächten, wovor er am Tage gezittert — die Entdeckung seines ungeheuerlichen Leichtsinns, seiner bodenlosen Thorheit.

Er ist toll gewesen — aber Olga würde das nicht verstehen, es war keine Herzensuntreue, die er gegen sie begangen, und doch würde sie als Frau den Unterschied nicht begreifen können.

Die alte, dumme Melodie aus der Jugendzeit war ihm in den Kopf gestiegen und hatte ihm die Sinne benebelt — aber, wie hätte seine gute, reine, edle Frau das je begreifen können? Und nun sie verloren zu haben für immer, wie soll er das tragen?

Das beängstigende Herzklopfen, stärker als sonst noch, — ja, so muß dem Verbrecher zu Muth sein, welcher zur Richtstätte geführt wird — und nun blutrother Nebel vor seinen Augen und ein Hämmern in den Schläfen, zum Zerspringen — Luft, Wasser! — er tappt nach der Glocke, schrill tönt ihr Ruf durch das stille Haus.

Als der Diener eintritt, findet er den Herrn am Boden, leblos, mit fast verglasten Zügen. Und nun wird es ein Rennen und Laufen nach allen Richtungen, die Einen holen den Arzt, die Andern suchen die Commerzienrätthin.

Man findet sie auf dem verstecktesten Platz unter den Fichten im Park, dort sitzt sie, das Haupt zurückgelehnt, die Hände im Schooß verschlungen und schaut den alten Gärtner erst theilnahmlos an.

Herr Johannes dreht seinen Hut in den braunen Händen, ehe er stammelnd hervorbringt, daß die Anwesenheit der Frau Commerzienrätthin im Hause nothwendig ist.

„Nothwendig?“ sie wiederholt das Wort mit zuckenden Lippen — ihr klingt es wie ein Hohn. Sie ist für nichts nothwendig auf der Welt — sie hat sich bis zur Stunde zwar eingebildet gehabt, im Leben ihres Vatten nothwendig zu sein — o, welch ein Wahn das war! Welch ein lächerlicher Wahn!

Sie hatte ein Gebäude aufgeführt von Glück und Treue und Harmonie — und vor dem Lächeln eines Nähmädchens mit blonden Haaren und braunen Augen stürzte es zusammen.

„Morgen, Herr Müller, morgen bereden wir Ihre neuen Pläne,“ sagt sie müde.

„O, Frau Commerzienrätthin,“ stammelt er und macht eine linksische Bewegung, „es handelt sich — der Herr Commerzienrath —“

„Ich komme später.“

„Die Aerzte sind bei ihm — beide —“

Sie nickt; wahrscheinlich seine Spielpartie, es mag ja der gewohnte Tag sein, was weiß sie noch von Datum und Stunde.

„Dann wird man mich um so weniger vermissen — die Luft ist gut hier, so würzig,“ und dann lächelt sie herzerreißend. Gestern hat sie daran gedacht, hier für den Kleinen ein Zelt aufzurichten zu lassen.

„Oh!“

„Ach, gnädige Frau, es wird mir ja so schwer — Sanna könnte es besser sagen. Unser lieber Herr ist plötzlich erkrankt.“

Sie steht auf, nickt und geht wie ein Automat neben dem alten Mann hin, der gar nicht weiß, wie er ihr sonderbares Wesen deuten soll. An der Schwelle des Hauses steht sie still: „Erkrankt, sagen Sie, Müller? — es wird vorübergehen — ja, gewiß!“ Und dann hat sie wieder das seltsame Kopfnicken.

Der Gärtner sieht ihr nach und faßt in seinen grauen Bart und murmelt etwas Unverständliches.

Die Diener, die Mädchen drücken sich wie scheu in die Ecken, als die schlankte Gestalt an ihnen vorüber kommt, Wilhelm aber huscht dienstfertig heran und stößt die Thür auf.

Man hat Fritz Derffner auf die Chaiselongue gelegt, wie fahl blickt das Gesicht mit den halbgeschlossenen Augen auf den schillernden Seidenpolstern.

„Liebe Freundin!“ sagt der Sanitätsrath; sie kann nichts aus seinen eisernen Mienen lesen, aber sein Sohn blickt sie an, der ist noch nicht ein solcher Meister in der Selbstbeherrschung — und nun weiß sie Alles!

„Todt!“ sagt sie — „todt!“ und dann hebt sie beide Arme zum Himmel, wie beschwörend, und sinkt neben dem Körper des Vatten nieder.

Sie weint nicht, sie klagt und fragt nicht — noch immer ist etwas Versteinertes in ihr.

„Das alte, böse Herzleiden“, sagt der junge Arzt. „Es mußte einmal so kommen, wir haben es lange vorausgesehen.“

Nun steht sie auf und sieht mit den geisterbleichen Mienen den beiden Männern in's Gesicht: „Und jede Gemüthsbewegung hätte vermieden werden sollen, nicht so?“

„Raum! Er war eine in der Jugend überarbeitete, verarbeitete Natur — eine kurze Lebensdauer mußte die Folge sein.“

Sie nimmt die erkaltete Hand in die ihre. Sohn und Vater verlassen den Raum.

„Fritz,“ sagt sie flüsternd, als gälte es einem Kind, „Fritz, kannst Du mir verzeihen? Die einzige Stunde des Grolls gegen Dich, wie könnte ich sie mir je vergeben!“

Ihre Stirn an seine Wange gebettet, liegt sie lange bewegungslos auf ihren Knien, vor ihren Blicken zieht jede Stunde des Lebens an der Seite des heißgeliebten Mannes vorüber — sie ist so glücklich gewesen, so glücklich — Und seine erstarrten Lippen küssend, sagt sie endlich:

„Und nun bist Du doch ganz und für immer zu mir zurückgekehrt.“

* * *

„So!“ schreit Hans Baumann und schleudert die Hausthür in's Schloß, daß es einen krachenden Laut giebt, die zersprungene Glocke schlägt nur wimmernd an. „So!“ wiederholt er dann, über die Schwelle des Wohnzimmers tretend und seine Mütze auf den Tisch schleudernd, „so wäre es nun gekommen.“

Die Wittve sitzt im Armstuhl, die Kasse auf dem Schoß, eine Tasse erkalteten Kaffee neben sich.

„Wie denn?“ fragt sie gähnend.

Toni zieht die Nadel durch den weißen Stoff und blickt nicht empor.

„Daß ich aus der Fabrik fortgeschickt bin — und daß wir nun in die weite Welt ziehen können mit dem Bettelsack.“

„Oho!“

„Na, was denn sonst?“

Die Wittve zeigt mit dem Daumen über die Schulter.

„Der da wird das nicht leiden —“ sagt sie zuversichtlich.

„Meinst Du.“ Wenn er nun aber sein Ja und Amen dazu gesagt hat?“ ruft der Bursche und verzerrt sein Gesicht — „ja, das hat er gethan!“

„Toni!“ schreit die Alte.

Das Mädchen giebt keine Antwort.

„Toni, was sagst Du dazu?“

Nun erst hebt die junge Näherin den Kopf.

„Es wundert mich nicht, daß es dem Hans endlich so ging.“

„Wundert Dich nicht? ei, sieh einmal!“ schreit die Wittwe.

„Er hat es selber so gewollt!“

Nun fliegt die Kasse mit einem unsanften Stoß auf den Boden, und dann kommt die Frau heran.

„Du hättest es nicht leiden sollen, Du konntest ein Wort drein reden!“ grollt sie.

„Ich. — o nein!“

Hans stampft mit zwei Stühlen auf die Erde, ehe er sich auf den dritten niederläßt.

„Papperlappap, ist das Alles! ich habe meine Sachen schon selbst besorgt — oho, es war ganz lustig. Der Herr Commerzienrath ritten auf seinem stolzesten Rosse, aber — ein Stoß, und schwapp, lag er unten —“

„Du brütest Dich mal wieder, wie gewöhnlich,“ sagt Mama Baumann und sucht die Sophaecke, welche ihr Sohn, ganz seiner Gewohnheit zuwider, verschmäht.

„So, meinst Du?“ Ueber Hansens Gesicht zuckt eine hämische Freude.

„Mag draus kommen, was will, das war so schön, daß ich's nie vergeße! Die Gesichter hättest Du sehen sollen, Alte! Von ihm und von ihr — erst hinterher ist mir eingefallen, daß das auch einen großen Effect gemacht haben würde, wenn ich ihn ‚Herr Schwager‘ titulirt hätte!“

„Hans!“ Dieser bange Aufschrei kommt von Toni's Lippen, und sie läßt die Hände mit der Arbeit in den Schoß sinken und blickt mit blassen Mienen zu ihm herüber.

„Na — nu,“ macht die Alte.

Er springt auf und stemmt die Arme in die Seiten.

„Absolut wollte er mir nicht gegen den Inspector beistehen! natürlich, weil wir ihm hier Alle im Wege sind — und so gab ein Wort das andere, und die hochmüthige Frau kam dazu. — Wenn die gewollt hätte, der thut er ja Alles zu Willen, die macht Regen und Sonnenschein im Hause — aber — just wie er. Und da lief mir denn die Galle über, und nun mag der Herr Commerzienrath ja sehen, wie er mit seiner Hausehre fertig wird, denn allzu freundlich, sag' ich Euch, hat sie's nicht aufgenommen, was sie gehört hat — daß der Herr Commerzienrath das Draußengrazen auch nicht verschmäht hat —“

Toni schnellst empor.

„Hans, Du hast —“ sie bringt den Satz nicht über die Lippen.

„Natürlich habe ich gesagt, daß sich die gnädige Frau nicht allzusehr mit ihrer Wohlthätigkeit zu spreizen braucht — der Junge hat doch am Ende ein Recht, in dem Hause seines Vaters zu sein.“

„Hans!“ schreit die Wittwe.

Toni rührt sich erst nicht, sie sieht in dem Gemach umher, in dem sie täglich die Ordnung herstellt, als sei es ihr fremd, und blickt die beiden Personen an, als habe sie sie auch nie gesehen.

„Das war ein starkes Stück!“ meint die Alte.

„An etwas mußte ich doch mein Mütthchen fühlen!“ ruft Hans.

„Allmächtiger Gott!“ spricht jetzt Toni vor sich hin und geht dann auf den Bruder zu:

„Sag', daß Du gelogen hast!“

„Diesmal nicht!“ lacht er.

„Nicht gelogen, wahr — Du hast das gekonnt, der Frau das anthun können — mein Gott, mein Gott, wie ist das nur möglich, wie konntest Du so schlecht sein —“

„Oho, der Herr Commerzienrath ist auch kein Tugendengel gewesen und hat sich nicht besonnen, ob er Ehre oder Unehre über unser Haus brächte!“ vertheidigt sich der Burische.

Tonis zierliche Gestalt scheint zu wachsen.

„Euch Beiden war's ja wohl gleich —“ sagt sie bitter, „Ihr habt Euren Vortheil aus der Schande gezogen, getroffen hat sie nur mich — mich ganz allein — und zu Boden gedrückt, völlig zu Boden.“

„Sieh doch!“ ruft Hans und weicht ihrem Blicke aus, der seltsam leuchtend geworden ist.

„Nun bin ich aber neugierig, was die da oben thun!“ sagt die Wittwe und legt — die Kage ist auf ihre Schulter gestiegen — das rothe Gesicht gegen das weiche Fell derselben.

„Was sie thun? stillschweigen werden sie miteinander — denn heraus darf das doch nicht, und — uns werden sie keine lumpigen Angebote mehr machen. Ich will für meine Schwester ein Abstandsgeld, und kein kleines, sage ich Euch — oder der Skandal wird öffentlich.“

Nun reckt Toni den Arm gegen ihn aus.

„Du, Hans — hast gar nichts zu wollen, Du nicht!“

„Oho — ich bin der Mann im Hause!“

„Gar nichts!“ wiederholt sie und tritt gelassen an ihren Tisch zurück und legt die Arbeit zusammen.

Hans drückt seine Mühe auf die lockigen Haare.

„Wohin gehst Du?“ fragt die Mutter?

„Meinen Abschied feiern — überdies ist Einem ja die Kehle trocken.“

Wie er draußen ist, scheint der Wittwe diese letztere Thatsache auch zum Bewußtsein zu kommen, sie geht nach dem Wandschrank und schenkt ein Glas Schnaps ein, das sie in langsamen Zügen mit Wohlbehagen schlürft. Toni macht Vorbereitungen für einen Ausgang, sie räumt ihre Sachen fort und nimmt Hut und Handschuhe.

Für sie hat die Alte keine Frage, sie rückt behaglich auf ihren weichen Platz und schließt die Augen — es kommt die Dämmerstunde, wo sie ihr Schläfchen macht.

Auf der Schwelle steht das schlanke Mädchen still und blickt noch einmal zurück. — Sie weiß, wenn sie nie mehr in den vom Halblight er-

füllten Raum zurückkehrte, die Frau dort würde sie weniger vermissen, als ihre Kage.

Dann geht sie hinaus. Auf der Straße sind einige Menschengruppen, Handwerkersfrauen, die nach dem Tagewerk ein paar Worte austauschen; Mädchen, die mit den Wassereimern zum Brunnen gehen, Knaben, die Drachen steigen lassen wollen, welche bei der Windstille matt wieder herabgleiten — Freude und Friede — sie bietet den Nächststehenden einen guten Abend und wandert eilig dahin.

„Was zu bestellen?“ fragt der dicke Schuster von der Ecke, der immer so freundlich mit ihr zu sein pflegt. „Wer wartet denn?“

Ach, wer wollte auf sie warten!

„Wie scheu ist das Mädchen geworden,“ meint Meister Anton, der hübsche Dirnen gern hat, und blickt ihr nach.

Sie kommt an einer Gartenmauer vorbei, über welche die Bäume ihre Zweige tief herabhängen, sie könnte hineingreifen. Da zirpt auch ein Vogel im Nest — ob er Junge behütet?

Nun zuckt sie zusammen, ein stechender Schmerz ist in ihrer Brust.

Der Kirchturm drüben deutet wie ein Wahrzeichen nach dem Himmel empor — ihre Blicke füllen sich mit Thränen — nun kommen die massigen Formen der Derffner'schen Villa dort hinten! Nein, nicht näher, sie könnte es nicht ertragen, sie würde vielleicht laut schluchzen — aber noch einmal nach den Fenstern blicken, hinter denen der kleine Konrad schläft.

Sie hat diesen Weg in der ersten Zeit, eh' sie Frau Olga's ausgesprochenem Befehl gehorchen mußte, oft gemacht, nur von Weitem das Licht der Ampel zu sehen, das ihren Knaben bestrahlt. Dann war's ein fast überwältigender Augenblick, als ihr die Commerzienrätthin das Kind in die Arme gab — welcher Selbstbeherrschung bedurfte sie, um es nicht mit einem lauten Jubelruf an ihr Herz zu drücken.

Und nun? Nun ist das Alles anders geworden, nun weiß die Frau da drüben in dem stillen, vornehmen Hause Alles — ihre Schande, ihres Gatten Fehltritt.

O, armer, kleiner Konrad, werden jene milden Augen, vor denen Deine Mutter die ihrigen niederschlagen mußte, jetzt nicht zürnend auf Dich blicken? — Wirst Du vielleicht nicht morgen wieder über diese Schwelle getragen werden, um, fremden Leuten überwiesen, als Waisenkind aufzuwachsen? —

Hat sie selber sich des Rechts begeben, ihr Kind wiederfordern zu dürfen?

O, warum bin ich nicht gestorben, — dann vielleicht bewegt von Mitleid, behielte Dich die gekränkte Frau da drinnen. —

Sterben — sie hat es wollen und um des jungen Lebens willen doch nicht das ihre wegzuwerfen gewagt. Aber nun — für wen hat es noch Werth? Nicht einmal mehr für die im Dämmerungsschlaf befangene alte Frau mit der Kage im Arm. —

Und für den armen, kleinen Konrad ist das Dasein der Mutter nur ein Hinderniß!

Sie saltet die kühlen Finger, von denen sie langsam die Zwirnhandschuhe gestreift hat.

„Leb' wohl, mein Kind!“

Wenn sie nur gleich am Weiher wäre, an den sie früher immer gedacht, aber der Weg dahin ist noch weit, und sie muß an Menschen vorbei, und ihre Füße sind so schwer. —

Sie sieht um sich, da ist ja der dunkle Eisenbahndamm zur Linken und die Stelle, welche zu überschreiten verboten ist, und welche heimlich doch immer wieder von denen, die dem andern Stadttheil zustreben, passiert wird.

Wenn sie da zusammengekauert wartet, bis der Zug heranbraust, da kann man nicht einmal mit Gewißheit sagen, daß sie freiwillig den Tod gesucht hat.

Ein Muth kommt über sie, wie ihn der Märtyrer haben mag, der seines Glaubens halber sich an den Pfahl binden läßt und die Flammen zu sich emporzuschlagen sieht.

Sie klettert empor und blickt aufathmend die Fahrstrecke entlang — die eisernen Schienen blitzen, das Geleise ist einspurig — es ist nun bereits so dunkel, daß man sie nicht von Ferne bemerkt, und da liegt noch überdies am Rand eine Partie Mauersteine, neben die duckt sie sich.

Und nun hat sie nur noch eine Empfindung: aufpassen, bis die feurigen Augen aus dem Dunkel hervorleuchten, und ihre sanften, braunen Augen blicken rechts und links. —

Da! Da! Es muß der Abendzug sein, der vom Rhein kommt. Konrad hat er einmal hergebracht — nein, so jetzt nicht denken — die Lichtpunkte werden größer. — Wenn es vorüber ist, wenn Frau Olga ahnt, daß sie aus dem Wege ging, dann bleibt der kleine Konrad dort und hat's wie ein Prinz!

„Wie ein Prinz, wie ein Prinz!“ so klingt's aus dem Schnauben der heranbrausenden Maschine, — nur einige Secunden noch — „Herr Gott, hab' Erbarmen!“

Nun ein Sprung — sie gleitet auf die Schienen — da. —

Nein, sie ist nicht todt, sie fühlt nur ein leises Brennen am Arm von der aufgeschürften Haut — sie liegt hart auf zerschlagenen Steinen, aber sie ist nicht todt — über ihr steht der erste Stern am Himmel.

„Herr, mein Gott!“ flüstern ihre Lippen.

Noch zittert der dunkle Damm dort oben von der Schwere des vorüberbrausenden Zuges — wo ist sie denn nur?

„Herr, mein Gott!“

„Was, nicht ganz sanft gefallen?“ fragt da eine Stimme, und ein Kopf beugt sich über sie, „ich bin auch ganz nett in's Rollern gekommen,

aber das schadet nichts. Und wen haben wir denn eigentlich da, der einsehen soll, daß es doch noch besser ist, in den Graben zu fallen, als von der Maschine zermalmt zu werden — was?"

Die Stimme, nein, nein, das kann nicht sein, das darf nicht der Konrad sein — sie will die Augen schließen, — sie will an Spuk glauben. „Toni!“ ruft es dann plötzlich, „ist denn das möglich?"

Die ganze Stadt hätte ihretwegen jetzt um ihre selbstmörderische Absicht, ihre Schmach wissen können, nur dieser Eine nicht. Ein wimmernder Laut kommt aus ihrer Brust.

„Toni, warum denn?" fragt Konrad Sierke und hebt sie aus ihrer liegenden Stellung empor.

„Lassen Sie mich," murmelt sie, „Sie wissen nicht, was Sie mir angethan haben — jetzt wäre ja Alles vorbei." — Er kann es nicht fassen. „Was hat Sie denn zu dem gebracht, Toni, zu der Verzweiflung — armes Ding!"

Sein Abscheu wird von der mitleidigen Regung überwältigt, es tritt ihm heiß in die Augen, wie er das Beben ihres Körpers fühlt und daß die kleinen Hände nach den seinen tasten.

„Toni, so sprich doch!" Das Du, das er schon einmal gebraucht, drängt sich über seine Lippen, ohne daß er es weiß, „Du bist krank — was haben sie Dir gethan, daß es dahin kommen mußte?"

Sie schüttelt erst den Kopf, dann lehnt sie ihn an seine Schulter. Sie ist so todesmatt, vielleicht hat der liebe Gott ein Einsehen und läßt sie doch sterben — und hier bei ihm, in seinen Armen.

„Wenn ich's denn sagen soll," murmelt sie mit dem Aufgebot ihrer letzten Kräfte — „o, Konrad, damals, als Du so gut zu mir warst und mir das sagtest, das —" sie glaubt, jetzt schon muß ihr Herz still stehen, „sieh, da war ich's schon nicht mehr werth" — zwei Mal setzt sie vergeblich zum Sprechen an, eh's gelingen will, weiter zu reden: „Das Kind in der Villa, das trug Hans dorthin — es ist mein's — und — und — —" — sie bricht zusammen, und er erräth den Schluß.

„Toni — Toni!" den stöhnenden Laut aus seiner breiten Brust vernimmt sie nicht, sie ruht eine Weile in seinem Arm, und wie sie aus der Ohnmacht erwacht, klingen die Glocken von der Kirche herüber. Er giebt sie frei, sobald er merkt, daß sie wieder kräftig ist.

Ihr ist, als habe sie in einem Beichtstuhl bekannt — aber kein vergebendes Wort ist ihr geworden. Wie könnte das auch sein? Und dann wundert sie sich, daß er noch immer nicht geht, ihre Nähe nicht flieht — sie ist ja auch ihm gegenüber eine Betrügerin gewesen. Sie hat seine ehrliche Reigung wachsen sehen, Tag um Tag, und nicht den Muth gefunden, zu rufen: Laß mich — ich verdiene sie nicht!

O, wie sündig sie ist, wie sündig!

Plötzlich hebt ein Läuten von dem nächsten Kirchthurme an — ernst und klagend über die Mauern hin, hinaus in die Fluren.

Es ist eine ungewohnte Zeit — sie blickt empor, will fragen und wagt es doch nicht. Aber er liest in ihren Mienen, und die ehrlichen Augen mit einem traurigen Ausdruck auf sie heftend, erwidert er mit dumpfer Stimme:

„Es gilt unserem Herrn — vor einer Stunde hat ihn ein Schlaganfall getroffen!“

„Himmlicher Vater!“

Eine Pause. Es mag ein Gebet sein, das die blassen Lippen des Mädchens stammeln — der Rheinländer wendet sich ab.

Klagend tönen die Glocken weiter, schwarze Nacht legt sich über die Fluren, schweigend stehen die Beiden neben einander, dann werden die Trauerklänge leiser und leiser, bis sie verschwimmen.

Jetzt sagt Konrad Sierke, flüchtig Tonis Schulter berührend:

„Kommen Sie, ich führe Sie heim!“

„Was wollten Sie?“ fragt sie schein.

„Kommen Sie!“

* * *

Seit drei Tagen ruht der Commerzienrath Derffner in der Gruft, die er nach seiner eigenen Zeichnung hat errichten lassen — ein Engel mit der gesenkten Posaune zum Auferstehungsruf von der Hand eines ersten Künstlers hält vor derselben Wacht.

Er trägt Frau Olga's verschönte Züge — so hat es Derffner gewollt.

Im dem Hause ist Alles still, wie um den Schmerz zu ehren. Gegen die in der Stadt herrschende Sitte hat Frau Olga gehandelt, indem sie, ihr Leid auskostend, dem Geschiedenen den letzten Liebesdienst leistete und ihn zu Grabe begleitete — dann ist sie in der Stille ihres Wittwengemachs verschwunden, und selbst der Präsidentin von Börner ist es nicht gelungen, dahin zu bringen.

Die Frau will mit sich allein fertig werden!

Gegen Abend betritt ein sauber gekleideter Mann die Vorhalle.

„Ich möchte zu Frau Derffner — Konrad Sierke heiße ich und bin in der Fabrik!“

Der Diener blickt ihn halb mitleidig an.

„Frau Derffner spricht Niemanden.“

„Wenn Sie es doch versuchen wollten,“ sagt der Andere bescheiden.

„Es ist wichtig.“

Wilhelm zuckt die Achseln.

„Helfen wird's nichts, die Inspectoren sind bis heute nicht ein Mal vorgelassen.“

Olga sitzt am Fenster des Zimmers, in dem ihr Gatte den letzten Seufzer ausgestoßen — die schwarze Wittwenhaube liegt tief über ihren schblonden Haaren, die schlanken Hände sind im Schoß gefaltet.

Frau Commerzienrätthin, da will Jemand aus der Fabrik zu Ihnen — nur ein Arbeiter!”

Sie blickt auf mit jener gleichgültigen Miene, mit der sie in diesen Tagen jede Störung abgewiesen hat.

„Konrad Sierke, soll ich sagen.“

Was ist denn in dem Namen, daß sie auf ihn hört, nachdenkt, wo und wann sie ihn schon vernommen haben könne — und dann sagt sie: „Er soll eintreten.“

Wilhelm schüttelt den Kopf, es ist, als ob sie nicht bei sich sei, die Frau. —

Mit einem Krachfuß tritt Konrad über die Schwelle und bleibt neben der Thür stehen. Die Dame am Fenster sieht ihn an, der frische, blonde Mensch ist ihr nie begegnet, sie muß sich getäuscht haben.

„Sie sind in der Fabrik?“

„Ja!“ sagt er lakonisch.

„Lange schon?“

„Ein Jahr! aber es ist genug gewesen, um zu wissen, daß Herr Fris Dersfner ein guter Herr war.“

Sie wiegt den Kopf; das kann nur unangenehm berühren, wenn er in der Weise beginnt, ihren Heimgegangenen zu loben.

„Und was führt Sie her?“ denn ein Anliegen muß er doch haben, und sie will's kurz erledigt sehen.

„Ein Geschäft, Frau Commerzienrätthin!“

„Oh — dafür ist hier nicht der Ort.“

„Ich habe es aber nur mit Ihnen zu thun,“ erwidert der Arbeiter und tritt ein paar Schritte vor, und dann räuspert er sich, als habe er einen Entschluß überwunden.

„Ich komme, um den kleinen Jungen zu holen, den man im Frühjahr hierher gebracht hat — den kleinen Konrad.“ Ein gewisser Nachdruck, eine Art von Zärtlichkeit liegt auf den letzten beiden Worten.

Die schwarzgekleidete Frau richtet sich auf aus der zusammengesunkenen Stellung — der Ton, das Verlangen frappirt sie. Und jetzt erst weiß sie, daß sie den Knaben in den letzten Tagen weder sah noch nach ihm fragte.

„Ah —“ sie verläßt ihren Platz, die lange Schleppe schleift geräuschlos über den Boden. „Wie kommen Sie zu diesem Anliegen?“ spricht sie forschend.

Er muß sich nach seinem Hute bücken, der den hartgearbeiteten Händen entglitten ist.

„Ich — ja, Frau Commerzienrätthin, ich — komme so dazu,“ erwidert er zögernd. „Und — ich möchte den Jungen haben.“

Es ist etwas in seiner Art, das ihr gefällt, trotz seiner Ungelenkigkeit. „Dazu muß doch ein Grund vorhanden sein, immerhin —“

Das Blut steigt ihm in's Gesicht.

„Der wäre da!“ und dann kommt es rascher über seine Lippen: „Sagen muß ich es wohl doch, denn ich sehe, ohne das versteht mich die Frau Commerzienrätthin nicht. Ich — bin der Toni Baumann gut gewesen —“

„Ah —“

Sie tritt neben den Tisch und stützt die Hand, die ein wenig zittert, auf den Rand desselben.

„Und — sie ist ehrlich gegen mich gewesen, als ich sie heirathen wollte — weil — als — ja,“ mit einem befreienden Athemzuge kommt das dann nach — „nun ja — so ist es!“

Er hat feines Gefühl, trotz seines groben Rockes und der breiten Hände, sie versteht ihn, und sie dankt es ihm.

„Ja — ja!“ sagt sie.

Ganz still ist es in dem schimmernden Gemache — Olga muß plötzlich denken, daß Friß Derffner auch solch ein Mann der Arbeit gewesen ist — und nun nicht sie, in dem Namen hat doch etwas für sie gelegen, die Präsidentin von Börner hat ihr erzählt, daß Toni Baumann eine gute Partie machen konnte — Ihr Trauring blüht an dem weißen Finger.

„Was aber bringt Sie zu diesem Verlangen, das Sie vorhin aussprachen, Herr Sierke?“

„Sehen Sie — wie die Dinge liegen,“ er ist wieder in Verlegenheit — „da kann ich mir ja kaum denken, daß Sie — nun, daß Sie den Jungen gerne behalten — wenn es denn raus muß! Und da dachte ich, ich will ihn meiner Mutter bringen — wo Fünf satt werden, reicht es auch für ein Sechstes. Nein, Frau Commerzienrätthin, verstehen Sie mich nur ganz recht — ich will ihn so, wie er hierher gebracht ist, und ihn als „meinen Jungen“ aufziehen, schlicht und recht, wie ein Arbeiterkind. Und wenn ich ihn hier wieder hinausbringe, so soll's damit vorbei sein — ich meine, daß nichts Sie mehr daran erinnert und er Ihnen nie wieder in den Weg kommt! Sie sollen nicht etwa geben — keinen Groschen — dazu wäre ich denn doch zu stolz!“

Er richtet sich auf, es ist ein Glanz in seinen ehrlichen Augen — sie senkt die ihrigen zu Boden.

„Sie haben das Mädchen immer noch lieb!“

„Weiß Gott!“ sagt er dumpf.

Ganz leise krampft sich ihr Herz zusammen — welchen Liebreiz hat dies arme Geschöpf denn von der Mutter Natur bekommen, daß ihr Gatte straucheln mußte und dieser schlichte Mann aus dem Wolke es nicht vergessen kann.

„Sie hat Ihnen Alles gestanden?“ forschet Frau Olga dann.

„Veicht ist's ihr nicht gewesen,“ erwidert er. „Ich kam dazu, als sie ‚aus dem Wege‘ wollte, weil ihr Bruder hier oben gewesen war — sie wollte es für ihr Kind thun, Frau Commerzienrätthin, und für Sie, die sie so schwer gekränkt hatte.“

„Mein Gott,“ sie erbebt und muß sich Gewalt anthun, ihre Bewegung nicht zu zeigen.

„Sie, Herr Sierke, entschuldigen das Mädchen?“ fragt sie dann.

„Ach —“ er sieht umher, und sein Blick bleibt auf der Marmorbüste des verstorbenen Fabrikherrn, die Frau Olga hierher schaffen ließ, haften — „haben Sie denn schon mal drüber nachgedacht, wie so'n armes, schwaches Ding zu Fall kommen kann? Und die Toni gar — und die sonderbaren Umstände, und die Mutter und der Bruder! Wenn da die Versuchung 'ran tritt!“ Er stockt, dann kommt es nach: „Der Teufel hat auch sein Spiel gehabt, wenn ich nur ein paar Wochen früher dem Mädchen in den Weg gekommen wäre, so wäre Alles anders geworden. Denn mich hat sie lieb gehabt, wahrhaftig — und sehen Sie, in ihrer Hand lag's ja damals! Manch Einer ist schon so dran gekriegt — sie war ehrlich.“ Er fährt mit den Fingern über die Augen. „Und dann hat es mich ordentlich weich gemacht — Konrad hat sie den Jungen genannt —“

Nun ist seine Beredsamkeit zu Ende, er verfällt wieder in seine hölzerne Haltung und sucht den Standpunkt auf's Neue neben der Thür.

Olga geht auf und nieder in dem Gemach, es ist etwas Raftloses über sie gekommen. Sie denkt an den Winterabend, als ihr Gatte sich ihr gegenüber immer wieder verkleinerte, gleichsam anlagte — hatte damals das Geständniß auf seinen Lippen geschwebt? Und war sie es nicht selber gewesen, die es immer wieder zurückgebrängt hatte? O, wenn sie ihn hätte sprechen lassen! Wie so anders wäre Alles vielleicht gekommen — sie war gekränkt, erzürnt — und hätte doch wohl vergeben —

„Gewiß,“ flüstert sie jetzt, des stillen Mannes in der Marmorgruft gedenkend, „ganz gewiß! Denn keine Schuld ist so groß, daß sie nicht gesühnt, vergeben werden könnte von einem liebenden Herzen!“

Sie sieht es an Konrad Sierke — er klagt nicht an, er beklagt.

Plötzlich tritt sie zur Glocke, und als der Diener erscheint, sagt sie, wie aus einem Traum erwachend:

„Man soll mir das Kind bringen!“

„Frau Commerzienrätthin!“ ruft Konrad, sie hebt die Hand, wie um ihm zu wehren, aber auf seinem Gesicht glänzt die Freude auf, o — wenn Sie das thun —! denn, sehen Sie, meine ganze Hoffnung hängt daran —“

„An dem Kinde?“

„Ja doch! Wie es um mich und die Toni steht, das wissen Sie ja. Wenn — es nicht so gekommen wäre,“ damit deutet er den Todesfall an, „dann wäre freilich die Sache anders, dann müßte ich das Mädchen verzeihen — denn, daß Einer auf der Welt herumgegangen wäre, der — nun Sie müssen mich verstehen. Aber, der liebe Gott hat es ja nun so gewollt, wenn es auch für Sie hart ist, Frau Commerzienrätthin. Und nun nehme ich den Jungen und sorge für ihn, und mit der Zeit wird die Toni schon

einsehen, daß sie ihr ganzes junges Leben nicht vertrauern muß und daß wir mit einander glücklich werden müssen. Und ich — nun, ich denke, sie ist eine Wittwe gewesen — ja —“

Die Thür öffnet sich, und die Amme tritt mit dem Kinde herein. Es ist rosig und rundlich und schaut mit großen Augen umher; die Wärterin, froh, endlich die Hausfrau wieder zu sehen, will eine lange Erzählung beginnen, aber Frau Derffner winkt ihr, zu schweigen, nimmt ihr den Knaben ab und sendet sie hinaus.

Willig läßt sich das Kind der schwarzgekleideten Frau überliefern, die jetzt neben der Säule steht, welche die Marmorbüste trägt.

„Er fremdet nicht einmal,“ murmelt Konrad, den bei seinem Eintritt der Anblick der Wittve überrascht hat.

Die kleinen Arme recken sich in die Luft, und dem Arbeiter ist's, als winken sie ihm. Mit drei raschen Schritten steht er vor Frau Olga.

„Konrad — Konrad,“ und seine derben Fäuste fassen nach der weißgekleideten Gestalt. Da stößt das Kind aber einen Schrei aus, schnell zurück und birgt das Gesichtchen an der Brust seiner Trägerin.

„Ach,“ sagt der Arbeiter, „er will nicht.“

Ein Aufleuchten kommt in Olgas Augen, ein warmes Gefühl durchfluthet ihr Inneres; sie preßt das kleine Geschöpf fest an ihre Brust.

„Nein, mein Freund,“ sagt sie mit ihrer klaren Stimme, „er will nicht, der kleine Konrad, und ich will auch nicht und mein heimgegangener Gatte ebenfalls nicht — nämlich, daß Sie mich beschämen an Großmuth. Sie bekommen den Knaben nicht —“ fast herrisch ist ihre Geberde, als er sie unterbrechen will. „Mein Gatte wollte sein Unrecht an Toni sühnen, indem er das Kind hier in's Haus schaffte.“ Sie seufzt. „Hätte er offen gesprochen, es wäre wohl Alles besser gewesen — aber da er mich liebte, er that's —“ bekräftigt sie, „sand er den Muth nicht. Nun soll Konrads Heimat für immer hier sein — Sie aber, senden Sie mir Toni, oder besser, kommen Sie mit Ihrer Braut, ich will ihr mündlich die Versicherung geben, daß der kleine Konrad einen Platz an meinem Herzen findet und das Recht, sich nach seinem Vater zu nennen.“

Es ist etwas Hoheitsvolles, echt Mütterliches in ihrer Erscheinung — den rechten Namen weiß wohl der schlichte Arbeiter nicht dafür, aber er beugt unwillkürlich in Ehrfurcht das Haupt, als er die Worte sagt:

„Sie sind eine brave Frau!“

Die schlanken Finger und die schwieligen drücken einander fest und verständnißvoll.

*

*

*

Die Präsidentin von Börner ist mit ihrer „recherche“ nicht weiter gekommen, als bis zur Vermuthung; sie bleibt auch mit Discretion bei denselben stehen, — weil es klüger ist, — als unter dem besondern Schutze der

Frau Olga, Konrad Sierke und Toni Baumann ein Paar werden und in des Rheinländers Heimat ziehen.

Hans Baumann hat der alten Welt vorher noch Lebewohl gesagt, und die Wittwe bleibt mit ihrer Rake in dem letzten Hause der Vorstadt und kümmert sich nicht um die Außenwelt und die nicht um ihre Gespräche, zu denen sie den Stoff aus ihrem Flaschenschranke holt. Sie wird einmal nicht wieder aus ihrem Nachmittagschläfchen erwachen, das prophezeien ihr kundige Nachbarn.

Der kleine Konrad Derffner gedeiht an Seele und Leib, und die Präsidentin von Börner wird nicht müde, den Wohlthätigkeitsinn ihrer Freundin Olga Derffner zu rühmen, der sich mehr, als die Welt ahnt, auch auf sie erstreckt.





Aus dem Bibliographischen Institut.

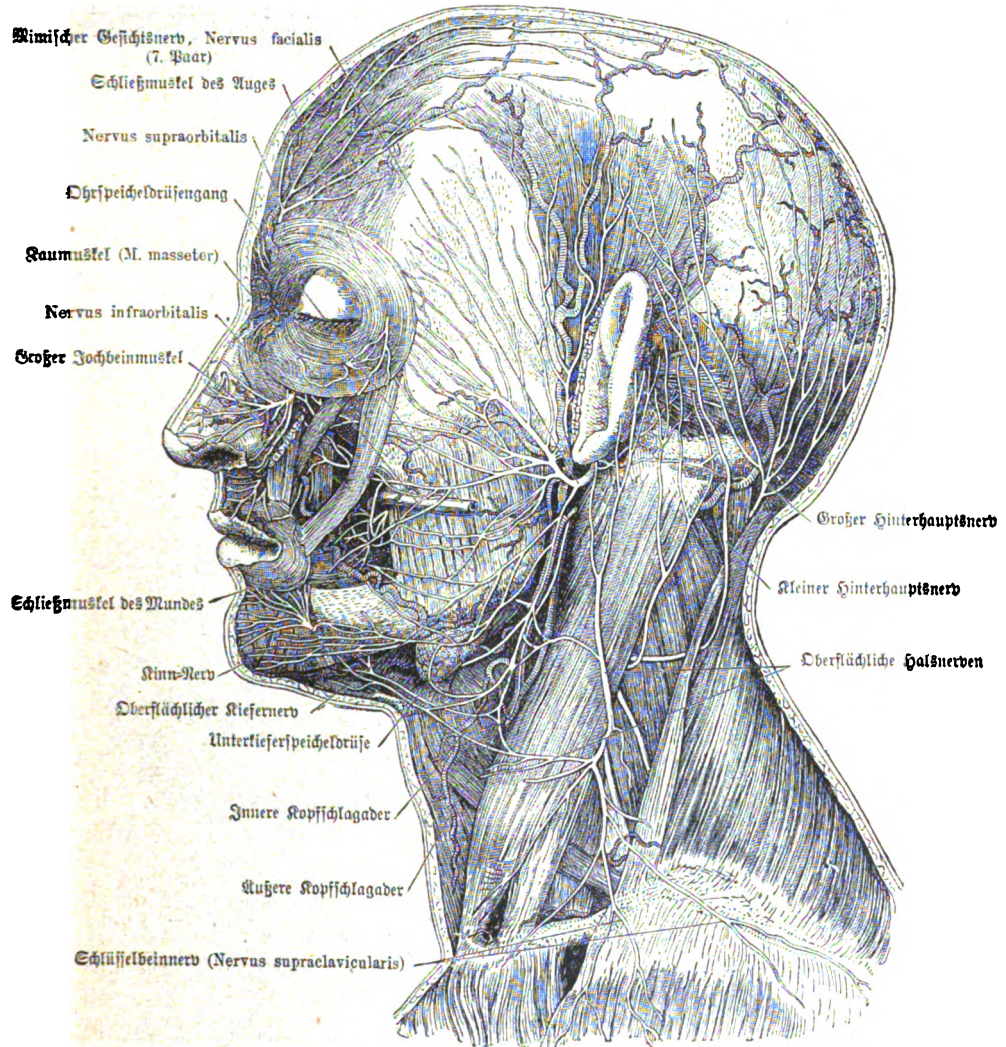


Verlauf des Nervus vagus zum Herzen.
Aus der neuen Auflage von: Ranke, „Der Mensch.“
Leipzig u. Wien, Verlag des Bibliographischen
Instituts.

Außer dem großen encyclopädischen Werke, dem Meyer'schen Konversations-Lexikon, dessen Erscheinen in fünfter Auflage wir im vergangenen Jahre in einem ausführlichen Aufsatze angekündigt, auf dessen rüstiges Fortschreiten bis zum jetzt vollendeten fünften Bande wir hingewiesen haben, und mit dem wir uns später, wenn es gestattet sein wird, einen erheblichen Theil des bedeutenden Wertes zu überblicken, noch beschäftigen werden, bringt das Bibliographische Institut in Leipzig noch eine Reihe höchst werthvoller Werke wissenschaftlichen Inhalts und in vornehm volksthümlicher Darstellung, die durch den großen Erfolg, den sie erringen und der beständig neue Auflagen erfordert, nahezu den Charakter periodischer Erscheinungen angenommen haben. Als Prototyp dieser besonderen Art von Werken darf wohl Brehm's allbekanntes „Thierleben“ angeführt werden, das durch seinen Inhalt und auch zugleich durch seine äußere Ausstattung für diese Werke gründlichen Wissens in angenehmem, leicht faßlichem Vortrage grundlegend geworden ist.

Diesem bedeutenden Werke des großen Zoologen, der es wie kaum ein Zweiter verstanden hat, an sich spröde und nüchterne wissenschaftliche Themata in geistvoll unterhaltender und anregender Weise zu behandeln, ohne jemals der leichtflüßigen Darstellung zu Liebe der Oberflächlichkeit irgend welche Zugeständnisse zu machen, haben sich andere hervorragende Schriften naturwissenschaft-

lichen, ethnographischen und geographischen Inhalts ebenbürtig an die Seite gestellt, so Nagels „Völkertunde“ in drei starken Bänden, Anton Ferner von Marilauns „Pflanzenleben“ in zwei Bänden, Neumanns „Erdgeschichte“ in zwei Bänden,

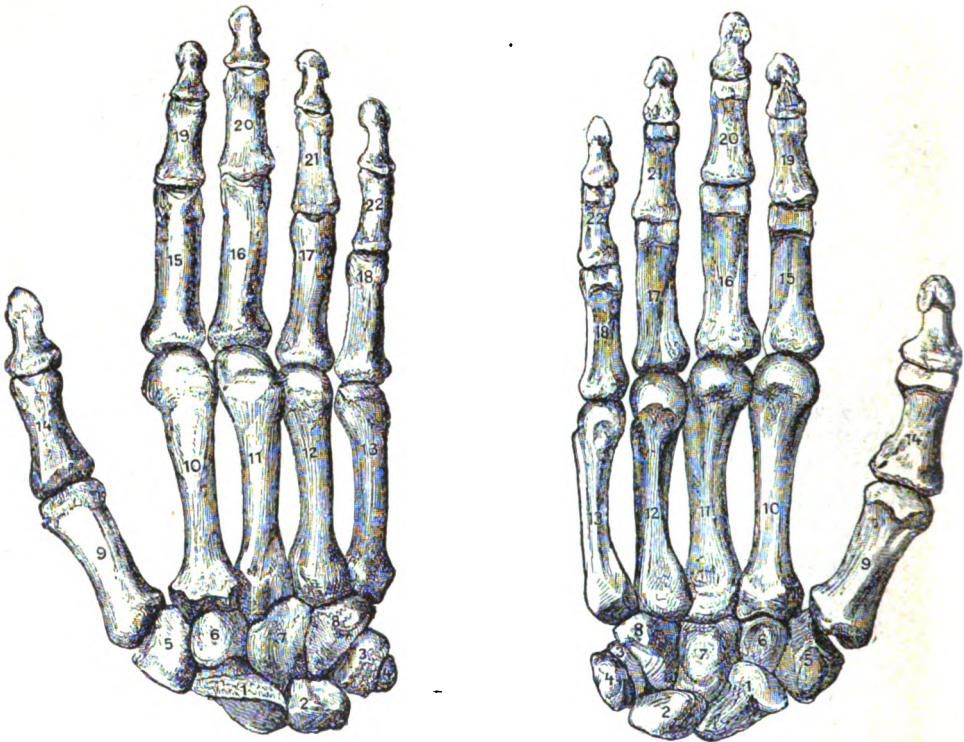


Oberflächliche Nerven des Kopfes und Halses, namentlich Nervus facialis.

Aus der neuen Auflage von: Ranke, „Der Mensch.“ Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Wilhelm Haackes „Schöpfung der Thierwelt“, die ethnographischen Werke von Wilhelm Sievers, „Amerika“, „Asien“ und „Afrika“, in je einem Bande, und endlich „Der Mensch“ von Johannes Ranke. —

Die Gesamtheit dieser Werke stellt für jeden Gebildeten, der sich ohne fachmännische Ausbildung über das Wissenswertheste und Interessanteste, das unsere Erde und ihre Geschöpfe bieten, belehren will, eine Bibliothek von unschätzbarem Werthe dar. Nicht buchhändlerische Speculation, nicht gelegentliche Ausnutzung einer günstigen „Conjunctur“ hat bei der Veröffentlichung dieser Werke das Bibliographische Institut geleitet; es ist vielmehr ein im vornehmsten Stil angelegtes, planvoll durchdachtes, mit Ernst und Gründlichkeit durchgeführtes Unternehmen, dessen Erfolg auf dem Büchermarkte bei der ungewöhnlichen Kostspieligkeit der Herstellung und den dadurch bedingten, wenn auch relativ



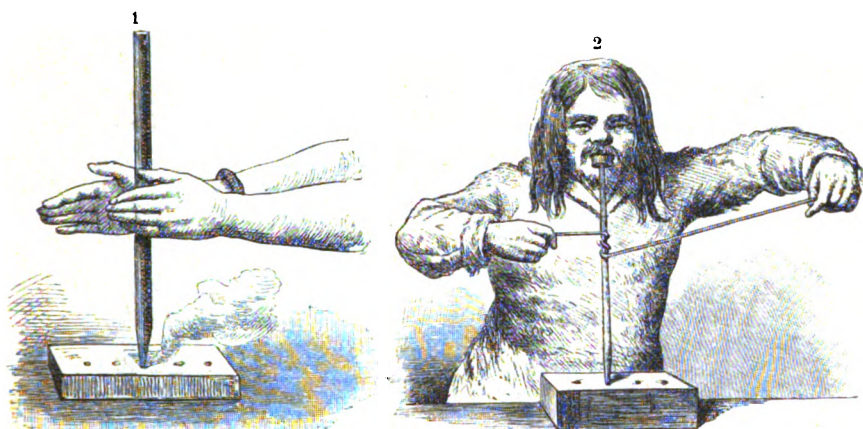
Das rechte Handgelenk (nach Hartmann). 1) Rückenseite, 2) Handflächenansicht.

- 1) Schiffbein, 2) Mondbein, 3) dreieckiges Bein, 4) Erbsenbein, 5) großes, 6) kleines vieleckiges Bein, 7) Kopfbein, 8) Hakenbein, 9—13) Mittelhandknochen, 14—18) erste Reihe der Phalangen, 19—22) zweite Reihe, b bis c) dritte Reihe derselben, a) zweite Daumenphalange.

Aus der neuen Auflage von: Ranke, „Der Mensch“. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts.

sehr niedrigen, so hoch absolut immerhin ziemlich bedeutenden Ladenpreisen im Hinblick auf die geringe Büchertauflage unseres Publicums keineswegs gesichert erschien. Daß diese Werke trotzdem die weiteste Verbreitung gefunden haben, daß ihr Werth erkannt worden, daß bei vielen der Erfolg bedeutend genug gewesen ist, um neue Auflagen nothwendig zu machen, daß das aner kennenswerthe Streben des muthigen Verlagsinstituts nicht nur den succès d'estime der Kritiker, sondern auch materiell wohlverdienten Lohn gefunden hat, ist eine eben so erstaunliche, wie hoch erfreuliche Thatfache.

Zu den erfolgreichen Werken dieses Instituts gehört unter anderen auch „Der Mensch“ von Johannes Ranke, von dem soeben die zweite, gänzlich neu bearbeitete Auflage

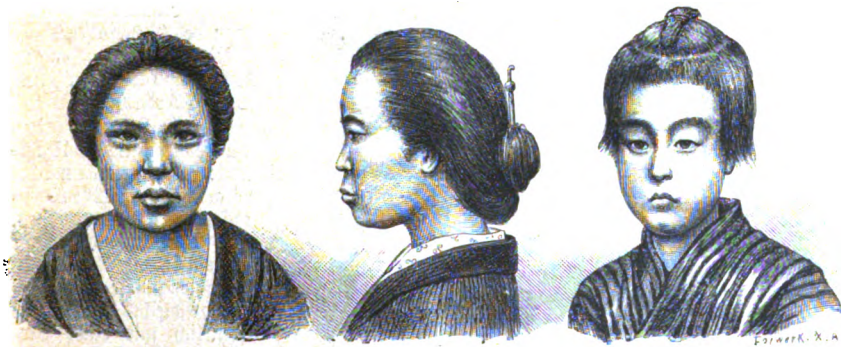


1) Feuerbohrer, üblich in Australien, Tasmanien, Kamtschatka, Tibet, Indien, Kirgisa, auf den Kanarischen Inseln und in Mexiko. 2) Riemer-Feuerbohrer der Eskimos. (Nach Taylor.)

1



2



1) Feiner, 2) grober Typus der Japanerinnen. (Nach Bölg.)

Aus der neuen Auflage von: Ranke, „Der Mensch“. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts.

erschienen ist. Eine etwas eingehendere Beschreibung dieses Werkes wird zugleich das Wesen der anderen, die sammt und sonders durch eine starke geistige Verwandtschaft miteinander verbunden sind und auch in allem Aeußerlichen dieselben Züge aufweisen, erkennen lassen.

Der erste Band dieses Werkes behandelt die Entwicklung, den Bau und das Leben des menschlichen Körpers.

Die Einleitung giebt eine allgemeine Uebersicht über Bau und Einrichtungen des menschlichen Körpers. Diesen allgemeineren Betrachtungen schließt sich dann die Entwicklungsgeichte an. Da wird zunächst das Ei als selbstständiger Organismus geschildert, die Befruchtung, die Eientwicklung, also die Bildung neuer Zellen, der Beginn einer functionellen Gliederung der Fruchtanlage bis zur Formung der Fruchtanlage zur fertigen Körpergestalt. In einer besonderen Abhandlung werden als Schlusscapitel dieser Entwicklungsgeichte die natürlichen und künstlichen Mißbildungen der Menschengestalt behandelt, also die Haarmenschen, die geschwänzten Menschen u. s. w. Schädel-, Zahn-, Rumpf- und Fußplastik bilden den Schluß.

Der zweite Hauptabschnitt führt den Titel: „Die niederen Organe“ und behandelt in seinen einzelnen Theilen Herz und Blut, die Organe der Blutreinigung und ihre Thätigkeit (also

die Athmungsorgane, die Nieren), die Verdauung, (Magen, Dünndarm u. s. w.), Ernährung

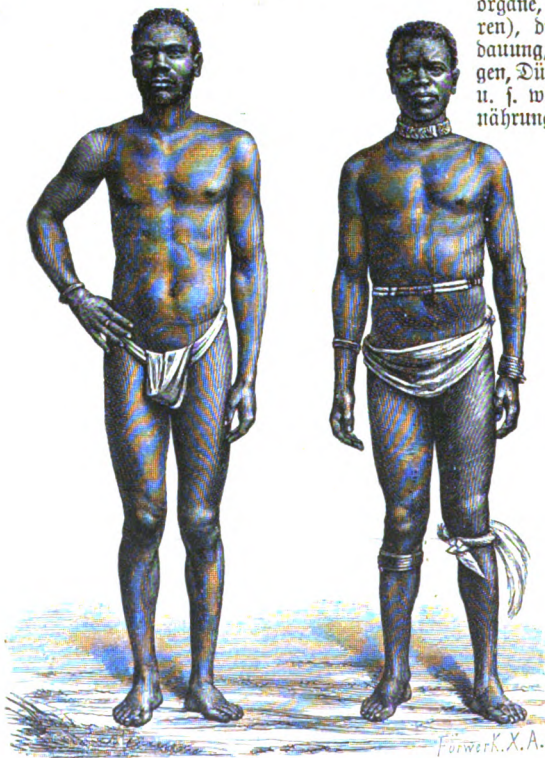
(Nahrungsmittel) und animale Wärme, das Knochengengerüst und seine Bewegungen, endlich die Muskeln und Muskelbewegungen.

Der Schlussabschnitt dieses ersten Bandes, „Die höheren Organe“ benannt, befaßt sich mit der Mikroskopie, Physik und Chemie des Nervensystems, dem Bau des Gehirns und des Rückenmarks und endlich den Sinnesorganen und Sprachwerkzeugen.

Der Inhalt des zweiten Bandes ist durch den Untertitel: „Die heutigen und die vorgeichtlichen Menschenrassen“ klar bezeichnet. Der erste Hauptabschnitt untersucht die körperlichen Verschiedenheiten des Menschengeschlechts und beginnt natürlich mit einer Vergleichung der äußeren Gestalt des Menschen und der menschenähnlichen Affen. Daran schließt sich die Untersuchung der Körper-



Körperbildung eines jungen Kaffern. (Nach Fritsch.)



Zuluskaffern. (Nach Photographie von C. Günther in Berlin.)
Aus der neuen Auflage von: Ranke, „Der Mensch“.
Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts.

proportionen der Menschen und zwar bei der weißen Culturraße, bei den außereuropäischen Culturvölkern, den Naturvölkern, und endlich die Kümmerformen. Alsdann werden Körpergröße und Körpergewicht (Riesen und Zwerge), Farbe der Haut und der Augen (Albinismus und andere krankhafte Hautfärbungen), die Haare des Menschen, die Schädellehre eingehend erörtert. Die Gruppierung der heutigen Menschentrassen und anthropologische Rassenbilder, also Lappen, Eskimos, Indianer, Patagonier, Feuerländer, Raffern u. s. w., die Cretins und Affenmenschen bilden den Schluß dieses Abschnitts.

Der zweite und letzte Hauptabschnitt, mit dem das Werk schließt, bringt in fasslicher und fesselnder Darstellung die Ergebnisse der neuesten Forschungen über die Urassen in Europa, über den Urmenschen, den „Diluvialen“, über die ältesten menschlichen

Wohnstätten in Europa, die Fundstellen des diluvialen Menschen in Frankreich und Deutschland, die Höhlenbewohner, über menschliche Knochenreste aus dem Diluvium, die Hauptculturperioden des vorgeschichtlichen Europa, über die Pfahlbauten der Schweiz, die jüngere Steinzeit, die Bronze- und die erste Eisenzeit in Nord- und Mitteleuropa.

Dies in großen Zügen der sachliche Inhalt des Wertes von Johannes Ranke, der über das Wesentliche seiner Arbeit in dem der ersten Auflage vorangestellten Vorworte das Folgende sagt: „Die Grundlage aller in diesem Buche enthaltenen Betrachtungen bildet der allgemein anerkannte Satz, daß in gesetzmäßiger, das heißt logischer Weise die gesamte animale Welt in körperlicher Beziehung zu einer idealen Einheit zusammengeschlossen ist, an deren Spitze der Mensch steht. In diesem Sinne ist das Thierreich der zergliederte Mensch und der Mensch das Paradigma des gesamten Thierreichs.“ Welche Gesichtspunkte den Verfasser bei der Bewältigung der Riesenaufgabe, die er sich gestellt hatte, geleitet haben, darüber giebt eine andere Stelle des Vorworts erfreulichen Bescheid. „Man hat bisher nur zu häufig,“ sagt Johannes Ranke, „namentlich in populär naturwissenschaftlichen Werken, den augenblicklichen Standpunkt der naturwissenschaftlichen, ewig wechselnden Hypothese mit ebenso schwankenden politisch philosophischen Tagesmeinungen ver-



Australier mit Bumerang.

(Nach Photographie von C. Günther in Berlin.)

Aus der neuen Auflage von: Ranke, „Der Mensch“. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts.

quidit; so mußte nothwendig in dem der exacten Naturforschung fernerstehenden Publicum die verhängnißvolle Meinung erweckt werden, als gebe es naturwissenschaftliche Dogmen, welche den höchsten Idealen des Menschengesittes feindlich gegenüberstehen. Es wäre ein Lohn für die Mühen unserer besten Forscher, wenn es auf dem Gebiete der Anthropologie gelänge, diesem volszverderbenden Irrthum Schranken zu setzen.“

Das Werk ist in Lexikonformat erschienen und in scharfen, großen Lettern auf festem und gutem Papier gedruckt. Der Vermerk der Verlagshandlung, daß das Papier „holzfrei“ ist, thut noth und wirkt sehr beruhigend, denn das jetzt meistens zur Verwendung kommende Papier mit Holzstoff entwerthet jedes Buch schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit; die Blätter entfärben sich krankhaft, bröckeln und brechen

während sie am Rande einen schmutziggelben Ton ansetzen. Dem Texte sind in verschwenderischer Fülle vorzügliche Abbildungen, zum weitaus größten Theil nach Originalen, die neu hergestellt wurden, zum geringen Theil nach klassischen Vorbildern, beigegeben, und zwar 1400 Abbildungen im Text, 35 Farbendrucktafeln und 6 Karten. Diese Abbildungen erleichtern ungemein das Verständniß der Darstellung, sie wirken belebend und anregend.



Wiedergeb. (Nach Sarasin.)
Aus der neuen Auflage von: Hantke, „Der Mensch“. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Jebermann hat sich das Wort des Terenz: „Homo sum; humani nihil a me alienum puto,“ wenn auch unwissenschaftlich, in höherem oder geringerem Grade zu eigen gemacht. Der Mensch ist und bleibt das Interessanteste für den Menschen, und Alles, was mit dem menschlichen Wesen, der Entstehung, dem Organismus und den Functionen des Menschen zu schaffen hat, reizt seine Wissbegierde, fesselt seine Theilnahme. So bietet denn auch das Hantke'sche Werk in jedem einzelnen Capitel und in seiner Ge-

sammtheit ununterbrochene Anregung, Belehrung und übt beim Lesen einen sich immer verjüngenden Reiz aus. Aus jeder Seite spricht zu uns der ernste Wissenschaftler, der es mit seiner Aufgabe sehr ernst nimmt, der sich mit den neuesten Forschungen, die gerade in unserer Zeit so bedeutend geworden sind, völlig vertraut macht, ohne Voreingenommenheit erwägt und prüft, scheidet und sichtet, der niemals blenden will und mit der wahren Bescheidenheit des wirklich Gelehrten nicht mit Halbbewiesenem als thatsächlich Feststehendem prokt und sich nie eine Verletzung der Grenzen des menschlichen Erkennens zu Schulden kommen läßt. Dabei vergegenwärtigt sich Ranke unausgesetzt, daß er nicht vor einem Kreise von Fachgenossen steht, sondern sich an die größere Gemeinde der nicht fachmännisch Gebildeten wendet, die der Bildungsdrang nach den ersten Werken faßlicher Belehrung greifen läßt. Sein Vortrag ist schlicht, klar und fesselnd. Wir brauchen wohl kein Facit aus diesen Ausführungen zu ziehen, eine besondere Empfehlung erscheint vielmehr entbehrlich.

* * *

In demselben Verlage und in demselben Formate wie die obengenannten wissenschaftlichen Werke ist vor einiger Zeit eine Schrift erschienen, die ihrem Inhalt und auch ihrer Behandlung nach dem Gebiete, das das Bibliographische Institut fast ausschließlich pflegt, eigentlich ziemlich fernliegt, wir meinen das moderne Geschichtswerk „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks“ von Hans Blum, das zur Zeit seines Erscheinens so viel Staub aufgewirbelt hat. Die Geschichte der zwanzig Jahre seit Begründung des Deutschen Reichs bis Bismarcks Abgang ist sicherlich bewegt und inhaltsreich genug, um eine eingehende Darstellung zu beanspruchen. Es läßt sich auch nicht verkennen, daß der Verfasser das überreiche Material sorgfältig bearbeitet und lichtvoll gegliedert hat. Wir sind auch weit davon entfernt, dem Verfasser daraus einen Vorwurf zu machen, daß seine persönliche politische Ueberzeugung ihn bei der Beurtheilung der wichtigsten Ereignisse unserer Gegenwart und der Persönlichkeiten stets in erkenntlicher Weise geleitet hat. Wenn er sich auch sichtlich Mühe gegeben hat, den Gegnern seiner politischen Auffassung möglichst gerecht zu werden und so historisch, so objectiv wie möglich zu sprechen, so ist ihm das doch — dabei wird gewiß die Frage des Temperaments mit entscheidend gewesen sein — nicht immer geglückt. Natürlich ist es ja, daß jeder Monograph sich in seinen Felsen versteckt, und wenn die Verehrung sans phrase irgend einem mitlebenden Menschen gegenüber verständlich und gerechtfertigt erscheint, so ist es die unbedingte Bismarckverehrung. Hier handelt es sich aber thatsächlich, obwohl die Worte „Das Deutsche Reich“ an der ersten Stelle des Titels stehen, doch nur um eine Bismarck-Monographie während der zwanzig Jahre seiner wichtigsten politischen Thätigkeit. Die Tendenz dieses Werkes wird also trotz ihrer scharfen Betonung dem Verfasser von einem billig denkenden Leser, auch wenn er nicht auf dem Standpunkte Blums steht, kaum ernsthaft verübelt werden. Berechtigtere Vorwürfe hat man gegen den Verfasser erheben dürfen, daß er auf unbeglaubigte Mittheilungen hin, die beinahe zur Kategorie des politischen Klatsches zu rechnen sind, thatsächliche Behauptungen aufgestellt hat, die von zuständiger Seite den unbedingtesten Widerspruch hervorgerufen haben. Einzelne Angaben über den Grafen Arnim zum Beispiel, sowie über die thatsächlichen Vorgänge bei der Entlassung des Reichstanzlers sind in bestimmtester Weise als vollständig unrichtig bezeichnet worden, und der Verfasser hat den Vorwurf, daß er ohne genügende Sachkenntniß doch bedeutungsschwere Behauptungen aufgestellt hat, die sich nicht nur nicht begründen lassen, sondern die thatsächlich nicht zu begründen sind, auf sich sitzen lassen müssen. Wer freilich die zeitgenössische Geschichte schreibt, wird da bei aller Sorgfalt und Prüfung leicht in den Fehler verfallen können, den sich der Verfasser der Bismarck'schen politischen Thätigkeit offenbar hat zu Schulden kommen lassen. Unbefangene Richter werden darüber inessen nicht die unbefreitbaren Eigenschaften des Werkes, die verständliche Ueberzeugung, die gewandte lebhaft Darstellung und die jugendliche Wärme des Vortrags übersehen.

P. I.

Schimpfereien.

Von Carl Sontag. (Berlin, 1894. Freund & Seidel.)

Vor einer Reihe von Jahren schrieb Carl Sontag ein lustiges Buch, dem er den sehr bezeichnenden Titel „Vom Nachtwächter zum türkischen Kaiser“ gegeben hatte. Das Wort kommt in der Literaturgeschichte wohl zum ersten Male in Jsslands „Jägern“ vor. Da ist die sehr geschwägige, aber lebenswürdige Frau Oberförsterin, die beim Erzählen vom Hundertsten in's Tausendste, vom Nachtwächter auf den türkischen Kaiser geräth. Den Vorwurf der Schwabhaftigkeit darf man nun allerdings gegen Carl Sontag nicht erheben, aber er plaudert gern und vollständig system- und planlos. Was ihm gerade durch den Kopf geht, was auch nur im allerlosesten Zusammenhang mit dem Thema, das er eigentlich behandeln will, stehen könnte — er schreibt es nieder. Er spricht, wie so viele geistreiche Leute, eigentlich immer in Parenthesen. Sein neues Buch, „Schimpfereien“ genannt, ist im wahrsten Sinne des Wortes „des Werkes zweiter Theil“. Auch hier legt er sich nicht den geringsten Zwang auf, den Weg, den er sich vorgezeichnet hat, in möglichst gerader Richtung zu verfolgen. Wo immer er rechts oder links durch irgend eine Verlockung dazu veranlaßt wird, einen Seitenweg einzuschlagen, springt er lustig ab, und wenn er merkt, daß er in eine Sackgasse gerathen ist, entschuldigt er sich, kehrt wieder um und findet ungefähr die Straße, die er muthwillig verlassen hatte, wieder. Für Philister und engherzige Leute, die das Verlangen stellen, daß der Schriftsteller das von ihm aufgeworfene Thema systematisch anordne, ergründe, durcharbeite, schreibt Carl Sontag nicht. In der Ungezwungenheit und Freiheit seiner Bewegung beruht aber vielleicht der Hauptreiz dieses charmanten Erzählers. Er hat viel erfahren, er ist in seinem bewegten Künstlerleben mit vielen interessanten Leuten zusammengetroffen, und er besitzt das wunderbare Gedächtniß des Schauspielers; was er einmal gehört hat, vermag er, um mit Rabelais zu sprechen, in seines Gedächtnisses Mäuzlein. Und das paßt er denn bei guter oder ungefähr guter Gelegenheit zur Freude seiner Zuhörer aus, und er erzählt die hübschen Geschichten, die streng genommen mit dem, was er eigentlich zu sagen hat, verwünscht wenig zu thun haben. „Schimpfereien“ ist ein fast photographisches Abbild der zwanglosen Unterhaltung in fröhlicher Geselligkeit. Es ist wirklich, als ob man Sontag sprechen hörte; und der Vortrag macht des Redners Glück. Er schreibt ohne alle Gespreiztheit, aber überaus lustig, anregend, fesselnd, mitunter sogar geistvoll, immer erfreulich. Wenn einige Kritiker ihm wegen seines „Stils“ am Zeuge gestickt haben und auf diese oder jene nachlässige, verbummelte stilistische Wendung hinweisen wollen, so verkennen sie unseres Grachtens das eigentliche Wesen der Sontag'schen Schriftstellerei vollkommen. Gerade diese vergnügten Ungezwungenheiten geben dem Buche das rechte Salz. Man darf da gar nicht von sprachlichen Verstößen sprechen. Sie haben mit den Ueberwärtigkeiten der sprachlichen Verlotterung durch das Zeitungsdeutsch nicht das Geringste gemein. Man könnte sie beinahe als Dialekt bezeichnen. Sontag schreibt den Dialekt des Stammisches.

Gegen manche seiner Behauptungen werden sich sehr berechnete Einwendungen erheben lassen. Man wird nicht immer mit ihm übereinstimmen, man wird manche seiner Ausstellungen an diesem oder jenem ein bißchen geringfügiger und gleichgiltiger Art finden und öfter die Frage aufwerfen: „Wozu der Lärm? Was steht dem Herrn zu Diensten?“ Aber im Großen und Ganzen wird man durch das lebenswürdige Geplauder lebhaft angeregt und unterhalten werden. Man wird mancherlei Neues lernen und immer die Empfindung haben, daß man sich einen Mann zur Gesellschaft gewählt hat, der einen klaren Kopf, eine vornehme Gesinnung und eine ungewöhnliche Unterhaltungsgabe besitzt.

Am wohlsten fühlt sich Sontag natürlich, wenn er von seinem eigentlichen künstlerischen Berufe spricht, von den Schauspielern und der Schauspielerei. Es ist kaum als eine Merkwürdigkeit zu bezeichnen, wie sich der Schauspieler und der Schriftsteller in Sontag deckt. Wie er unzweifelhaft als Darsteller humorvoll schmollender und komischer älterer Herren kaum von einem der mitlebenden Schauspieler übertroffen wird, so ist er auch als Erzähler am ergößlichsten, wenn er in lustiger Weise über irgend etwas wüthend wird und sich ausschimpft. Deshalb ist auch der Titel, obwohl das Buch alles Pamphlet-artige und häßlich Beleidigende ausschließt, sehr glücklich gewählt. Auf Einzelheiten des Inhalts wollen wir hier nicht weiter eingehen. Er ist so mannigfaltig wie möglich, und die Zusammenstellung der einzelnen Capitel zu einem Ganzen ist so willkürlich, wie die Behandlung im Einzelnen. Das Buch wird viel gelesen werden und viele Leser erfreuen.

P. L.

Hoffmann von Fallersleben.

Mein Leben. In verkürzter Form herausgegeben und bis zu des Dichters Tode fortgeführt von H. Gerstenberg. Berlin, F. Fontane & Co.

Die sehr ausführliche, bis zur Uebersiedelung nach Corvey (1860) reichende Selbstbiographie Hoffmanns von Fallersleben erscheint in der vorliegenden Ausgabe verkürzt durch Fortlassung unwichtiger Einzelheiten sowie besonders auch dadurch, daß die Urkunden und Belege nur in knappem Auszuge mitgetheilt, die eingestreuten Dichtungen fast gänzlich fortgelassen sind, weil sie — was jedoch nicht von den beiden Operntexten gilt — in der neuen Gesamtausgabe der Werke ihre Stelle gefunden haben. So bilden die beiden Bände einerseits (als Bb. VII und VIII) einen passenden Abschluß dieser Gesamtausgabe; anderseits sind sie, da sie auch mit besonderem Titel allein ausgegeben werden, auch als ein für sich bestehendes biographisches und zeitgeschichtliches Werk sehr willkommen und schätzenswerth. Dies gilt namentlich auch von der vom Herausgeber neu gebotenen Ergänzung der Biographie durch Schilderung der Wirksamkeit Hoffmanns auf Schloß Corvey 1860—1874, sowie von den „Nachträgen“, welche viele Einzelheiten der früheren Aufzeichnungen in neuem Lichte erscheinen lassen.

Hoffmann von Fallersleben ist eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte der deutschen Literatur und Geistesbildung. Er vereinigte in sich viele Eigenschaften, die sich zu widersprechen scheinen. Er war als Sammler, Litterator und Bibliothekar ein eifriger Durchforscher der deutschen Vorzeit und gab sich zugleich mit voller Seele den Strömungen der neuen Zeit hin. Er war ein Sprachforscher, Handschriften- und Bücherfreund, dem die damals jung aufstrebende germanistische Philologie viele werthvolle Funde zu verdanken hatte, und zugleich ein lustiger Durchwanderer vieler Länder, ein genialer Beleber heiterer Geselligkeit, ein Trinkpruchredner, wie es vielleicht keinen zweiten gegeben hat. Er war reich an gelehrtem Wissen und doch voll Empfänglichkeit für salbichte Häuslichkeit und einfache Volksitte und zugleich ein Dichter, der für seine Empfindungen den treffenden Ausdruck in echt volksthümlichen Liedern fand. Er war von Natur sein Leben lang ein kindliches Gemüth, hieber und treu an seinen Freunden hangend, und doch überall da, wo er Anmaßung und Dünkel sah, fest und scharf in Wort und Schrift; er war ein Sänger harmloser Kinderliedchen und ein schwärmerischer Vaterlandsfreund, und zugleich — von der oppositionellen Zeitströmung getrieben — voll beißenden Spottes und verletzenden Witzes gegenüber den Mißständen in Staat und Gesellschaft. Deshalb war er vielen seiner Zeitgenossen ein Räthsel oder ein Anstoß und ist auch von der Kritik und Litteraturgeschichte oft einseitig und ungerecht beurtheilt worden. Es ist sehr erfreulich, daß jetzt — zwanzig Jahre nach seinem Tode und fünf Jahre vor der Säcularfeier seiner Geburt — in Dr. H. Gerstenberg ein Herausgeber und Biograph aufgetreten ist, der mit Pietät und verständnißvoller Umgebung dafür gewirkt hat, daß ein treues Bild von der Persönlichkeit und dem Wirken Hoffmanns von Fallersleben den kommenden Geschlechtern vor Augen bleibe.

E.

Bibliographische Notizen.

Grundzüge der Logik. Von Theodor Lipps. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß. 1893. XV. 233.

Im Vorwort dieser „Grundzüge der Logik“ fihrt der bekannte Verfasser den anfänglichen Zweck derselben also: „Das kleine Buch, das ich hiermit veröffentliche, ist ursprünglich hervorgegangen aus der Absicht, den Hörern meiner logischen Vorlesungen einen kurzen Leitfaden der Logik an die Hand zu geben.“ In zwölf Abschnitten behandelt L. die grundlegenden Elemente der Logik. Daß ein Gelehrter, wie L. es ist, über manche Punkte dieser Elemente als ein Einziger denkt, dürfte be-

greiflich sein. Die Kritik jedoch hat hier nicht einzufügen; sie hat nur zu fragen, ob das Buch seinem ursprünglichem Zwecke genügt, ob es den Hörern der L'schen logischen Vorlesungen ein kurzer Leitfaden sein kann für das, was Professor L. vom Katheder aus sagte, sagt oder sagen wird. In hohem Maße scheint uns dieses der Fall zu sein.

Aber L. erweiterte den anfänglichen Zweck; er begann an einen weiteren Leserkreis zu denken, sein „Buch möchte jetzt überhaupt solchen nützen, die in den Elementen der Logik sich zu orientiren . . . beginnen“. Und ob das Buch diesem

secundären Zweck in gleich hohem Maße, wie jenem primären, gerecht wird, möchten wir bezweifeln, besonders, wenn wir es mit dem ersten Theile der Höfler'schen „Philosophischen Propädeutik“, mit Höfler's Logik, vergleichen.

Zur Zeit, da L. die „Grundzüge“ schrieb, weilte er noch in Breslau. Inzwischen siedelte er als Nachfolger Carl Stumpfs nach München über, an dessen Universität die Philosophie sich leider nicht jener stetigen Uebertieferung erfreut, die ihr anderswo zu Gute kommt. Wir hoffen jedoch zuversichtlich, daß durch L.'s Thätigkeit eine Besserung eintreten wird. Ob — ein erstes Anzeichen dieser Besserung — die kürzlich erfolgte Gründung einer „philosophischen Gesellschaft an der Universität München“ bereits auf L. zurückzuführen ist, wissen wir leider nicht. au.

Das deutsche Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart.
Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn von Berthold Rizmänn.
Hamburg und Leipzig, Leopold Voss.

Professor B. Rizmänn hat bisher Litteratur und Theater des 17. und 18. Jahrhunderts zum Hauptgebiete seiner Forschung gemacht; in diesen Vorträgen zeigt er, daß er auch mit den literarischen Strömungen der Gegenwart unmittelbare Fühlung hat und sie mit regem Interesse und mit einem an dem Studium der Vergangenheit geschulten und geschärften Blicke begleitet. In geistvoller und künstlerisch abgerundeter Darstellung charakterisirt er in der Einleitung die literarischen Verhältnisse Deutschlands in dem Jahrzehnt 1870—80, um dann aus der dramatischen Litteratur der Gegenwart Wildenbruch, Ibsen, Gerhart Hauptmann und Sudermann als leitende Führer herauszuheben und in eingehender Analyse ihrer Hauptwerke zu beleuchten. Erfreulich ist überall neben der Weite seines Blickes die Selbstständigkeit und Frische seines Urtheils; wohlthuend wirkt am Schlusse die Warnung vor der gerade in unseren gebildeten Kreisen leider weit verbreiteten Gleichgültigkeit gegen die neueste deutsche Litteratur und zugleich vor der „Schweilwebele“ gegenüber modernen ausländischen „Mustern“ und „Größen“. Jeder gebildete Leser, auch wenn er über manche literarische Erscheinung anders denken sollte als Rizmänn, kann in dem lebendig und anregend geschriebenen Buche eine genutzreiche Lectüre finden. dr.

Der Einfluß deutschen Geistes auf die französische Litteratur des 19. Jahrhunderts bis 1870. Von Dr. Fritz Meißner. Leipzig, Neuger'sche Buchhandlung.

In dieser Schrift werden an zahlreichen Stellen aus französischen Zeitungen, Zeitschriften und Büchern die Eindrücke veranschaulicht, welche deutsche Litteraturwerke auf französische Leser und Kritiker machten. Dieses Material ist schätzbar; auf Vollständigkeit freilich macht der Verfasser wohl selbst keinen Anspruch. Geradezu unzureichend ist das in der Einleitung über die Litteratur des 18. Jahrhunderts Gesagte; aus Göbels's Grundriß hätte der Verfasser z. B. ersehen können, daß schon 1769 eine französische Uebersetzung von Klopstocks Messias in Paris erschien, welcher am Ende des Jahrhunderts noch zwei andere folgten, sodann noch eine ganze Reihe von Uebersetzungsversuchen im 19. Jahrhundert. Immerhin ist das vom Verfasser in den Haupttheilen seiner Schrift gesammelte Material sowie auch die eigenen Urtheile und Grörterungen, die er an vielen Stellen anknüpft, dankenswerth, zumal das Buch leicht lesbar geschrieben und übersichtlich angeordnet ist. Auf einem Druckfehler beruht der Satz (S. 123), daß Henri Blaze von Goethes Faust nur die lyrischen Stücke und Verse übersetzt habe; es muß natürlich heißen: in Verse oder: in Versen. dr.

Die Lebenskraft. Von Rudolf von Wichert. Leipzig, Verlag von C. C. M. Pfeffer.

Als der Verfasser seinen Vortrag als „Waffe gegen den Darwinismus“ nieder schrieb, war er sich der Forderung des 5. Gebotes bewußt, und so ist denn der Darwinismus noch einmal wieder mit knapper Noth dem ihm sonst sicheren Tode entronnen. Wp.

Der Mensch und seine natürliche Ausbildung. Wider das althergebrachte Verfahren in Erziehung und Unterricht. Von Arthur Schulz. Berlin, Richard Heinrich.

Verfasser geht mit der jetzigen Unterrichts- und Erziehungskunst sehr streng in's Gericht und macht Vorschläge zur Besserung. In beiden Beziehungen steht er allerdings unserer Ansicht nach häufig über das Ziel hinaus und fordert zum Widerspruch heraus; nichts desto weniger — oder vielleicht gerade deswegen — ist die

Vectüre des Buches eine sehr anregende und nugsbringende. Was die Vorschläge des Verfassers für die Umgestaltung unseres Unterrichts- und Erziehungswesens betrifft, so müssen wir sagen, daß sie zum Theil leider, zum Theil hoffentlich Zukunftsmusik sind. Wp.

Die Entwicklung der Ehe. Von Th. Achelis. Beiträge zur Volks- und Völkertunde Bd. II. Berlin, Emil Felber.

Wenn auch die Anschauungen über die Entwicklung der Ehe bei Weitem noch nicht völlig geklärt und über allen Zweifel erhaben sind, so haben doch die Forschungen der letzten Decennien so überraschende Resultate zu Tage gefördert, die in vollem Gegensatz zu den früher allgemein angenommenen Theorien stehen, daß es für jeden Gebildeten eine Nothwendigkeit ist, sich einigermaßen mit dem jetzigen Standpunkte der Forschung bekannt zu machen, besonders seitdem durch Bebel's Buch „Die Frau“ eine einzelne Anschauung als allein zu Recht bestehend in die weiteren Kreise getragen ist.

Der Verfasser hat es in ausgezeichnete Weise verstanden, in allgemeinverständlicher und doch wissenschaftlicher Weise ein Bild von dem jetzigen Stande dieser interessanten und für die Geschichte der Menschheit so wichtigen Frage zu geben. Besonders rühmend ist die strenge Objectivität des Verfassers hervorzuheben, die es dem sachkundigen Leser erlaubt, sich in zweifelhaften Fällen ein Urtheil selbst zu bilden.

Wp.

Die Naturwissenschaft und die social-demokratische Theorie. Ihr Verhältniß, dargestellt auf Grund der Werke von Darwin und Bebel. Von Heinr. E. Ziegler, Dr. phil. Prof. extraord. der Zoologie an der Universität Freiburg i. B. Stuttgart, Ferdinand Enke.

Wir haben früher schon einmal auf zwei kleinere Schriften hingewiesen (von Bach und von Ammon), welche den Irrthum bekämpften, als ob die Socialdemokratie sich auf die Darwinische Lehre stützen könnte. Auch in dem vorliegenden Werke wird in gründlicher wissenschaftlicher Weise der oft directe Gegensatz zwischen den Lehren und der Forschungsmethode der Socialdemokratie und der Naturwissenschaften an der Hand der Werke Bebel's und Darwins klargestellt. Die Lehren von der socialen Stellung der Frau, vom Ursprung der

Familie, von der Volksvermehrung, vom Kampf um's Dasein, von der Herleitung des Staates, von der Gleichheit der Menschen etc. werden in besonderen Abschnitten unter Anführung von ethnographischen Thatfachen und Vergleichen aus der Thierwelt einer ausführlichen Erörterung unterworfen.

Bezüglich der Frauenfrage wollen wir, um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerken, daß, wenn auch der Verfasser eine Verschiedenheit auch der geistigen Natur des Mannes und des Weibes vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus verneinen muß — allerdings nicht in dem Sinne, daß die eine oder die andere absolut höherwerthig sei —, er die Frage, zu welchen Berufen das Weib zuzulassen sei, als eine Frage betrachtet, die nur durch den praktischen Versuch entschieden werden kann.

Wir können nicht auf alle Abschnitte des Buches einzeln eingehen, möchten aber doch noch eine Frage hervorheben, in der wir mit dem Verfasser nicht einverstanden sind; es ist die Frage von der Möglichkeit der Vermeidung der Kriege, welche der Verfasser für utopisch und mit der Darwinischen Lehre im Widerspruch stehend ansieht. Wir können diese Ansicht nicht theilen. Wenn auch der Kampf um's Dasein unvermeidlich und naturnothwendig ist, so ist damit doch nicht gesagt, daß er auch unter civilisirten Völkern noch sich unter der Form der Kriege abspielen muß, daß er nicht vielmehr auch da dieselben Formen annehmen könnte, wie er sie unter den Gliedern desselben Staates oder Staatenbundes schon jetzt angenommen hat.

Den Schluß des lezenswerthen Buches bildet eine kurze Abhandlung über den Instinct und seine Begrenzung gegenüber dem Verstand. Wp.

Ueber Volkswohlfahrts Einrichtungen in fremden Staaten, insbesondere in Dänemark. Nach gesammelten Vorträgen von Dr. Richard Betong. Berlin, Verlag des Bibliogr. Instituts.

Eine sehr lezenswerthe Schrift für Alle, welche sich für das so ungemein wichtige und in seiner Wichtigkeit glücklicherweise immer mehr erkannte Gebiet der Volkswohlfahrtsbestrebungen interessieren. Wp.

Die arbeiterfreundliche wirthschaftliche Dictatur von Christian Schmidt. Selbstverlag des Verfassers.

Ein Beitrag zur Geschichte der menschlichen Irrungen! Wp.

Die Frauenbewegung als Ergebnis des Culturfortschrittes. Von S. Neureiter. Berlin, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Der Verfasser tritt mit großer Wärme und Ueberzeugungskraft besonders vom physiologisch-medizinischem Standpunkte aus zu Gunsten der Frauenbewegung ein.
Wp.

Dienstmädchen-Nacht und Lehren. Von Dr. Friedrich * * * Charlottenburg, Alfred Michon.

Verfasser spricht sich in Anbetracht der starken Einwirkung, welche die Diensthöten auf unsere Kinder ausüben, dafür aus, daß „überall, in allen Städten Fortbildungscurse für Diensthöten jeder Art in der Kinderbehandlung eingerichtet werden sollen.“
Wp.

Die Chronik der Landeshauptstadt Brinn. Im Verein mit mehreren Geschichtsfreunden zusammengestellt von Dr. Gustav Trautenberg. I. Bd.: Bis zur Zugemburger Zeit; II. Bd.: Bis zu Karl V. Brinn 1892/94. —

Die Ebenen und Fuchthäler Mährens sind seit ältester Zeit eine Heerstraße für Völkerverkehr und Völkerzüge von Nord nach Süd und umgekehrt gewesen; Kelten, Hunnen, Germanen, Avarn, Slaven haben um den Besitz des Landes gerungen, und zahllose Kämpfe aus den Kämpfen der Vergangenheit führen zu den heutigen Zuständen herüber. Wie ja meist, so spiegelt auch in Mähren die Entwicklung der Hauptstadt die Geschichte des Landes wieder, und an allgemeinem, über die Grenzen einer Provinzgeschichte weit übergreifendem Interesse fehlt es der Chronik der uralten Stadt nicht; die Kämpfe der Habsburger mit dem böhmischen Reiche, die Hussitenkriege, die Reformation, der dreißigjährige Krieg, die Napoleonischen Feldzüge haben auch in der Geschichte der Stadt ihre Spuren abgesetzt. Das Werk Dr. Trautenbergers, eines tüchtig geschulten Historikers, der mit gründlichen Kenntnissen und ungemeinem Fleiße die Gabe charakterisirender und spannender Darstellung verbindet, muß um so dankbarer anerkannt werden, als es der erste Versuch einer Geschichte Brinns überhaupt ist und eine unparteiische Darstellung gegenüber den slavischen Tendenzen der czechischen Geschichtschreibung doppelt Noth that. Möchte das gediegene Werk seinen baldigen Abschluß erreichen; die beständige Verknüpfung der Ereignisse mit den gleich-

zeitigen Strömungen im Deutschen Reiche und namentlich auch mit den nahe gelegenen und enger verbundenen Schlesiern und Breslau sichert dem Buche ein weit über das engere provinzielle Gebiet hinausgehendes Interesse. — z. —

Fürst Bismarck und die Frauen. Von Dr. Adolf Rohut. Berlin, Friedrich Stahn.

In dem Sinne, wie bei manchen andern mehr oder minder hervorragenden Staatsmännern, hat im Leben Bismarcks das ewig Weibliche keine Rolle gespielt; tiefgehenden, leitenden Einfluß haben im Weentlichen wohl nur zwei Frauen auf ihn geübt: seine Mutter und seine Frau; im Uebrigen sind die Beziehungen Bismarcks zu den Frauen fast nur äußere, ohne innere Einwirkung auf ihn, geblieben. Handelt es sich hier also weniger um intime seelische Erlebnisse als vielmehr um bloße Begegnungen, so sind auch solche bei einem Manne wie Bismarck zu verfolgen reichvoll und interessant genug. Zeigte Bismarcks kraftvoll männliche Natur sich weiblicher Bezauberung gegenüber verschlossen, so hat er doch in seinem Verkehr mit ihnen genügend Beweise der Ritterlichkeit und einer aufrichtigen Verehrung weiblicher Tugenden gegeben. Das Buch Rohuts, der aus zahlreichen alten und neuen Quellen, auch französischen, ein reiches Material zusammengetragen und mit Geschick verarbeitet hat, liefert hierfür genügende Beläge. Das fesselnde, manch' hübsche Anekdoten und charakteristische Züge enthaltende Buch sei allen Verehrern des genialen Staatsmannes empfohlen.
W.

Die Kellnerin. Roman von Peter Melav. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureau's.

Wir wissen nicht, weshalb der Verfasser die flüchtige Epizöde im Leben seiner Gelbkin zum Titel seines Buches gewählt hat, wir betrachten die Wahl als keine glückliche; — mit gewissem Mißtrauen nimmt der Leser das Buch in die Hand und mit unwillkürlichen Erinnerungen an die Hintertreppenkellneristik, um dann allerdings von dem Inhalt angenehm überrascht zu werden. Ein interessanter Stoff in realistischer Behandlung, ohne jede Uebertreibung, — so dichtet das Leben seine Romane; — wir unterlassen es, einen Auszug aus dem Inhalt wiederzugeben, weil wir dem Leser damit die Spannung vorweg nehmen würden, möge er sich selbst

überzeugen, wie erschütternd, trotz seiner Alltäglichkeit, der Zwiespalt wirkt, an dem der Verfasser seinen Helden zu Grunde gehen läßt. mz.

Auf dem Schlachtfelde des Lebens.
Roman von D. Elster. Leipzig, V. Glöckner Nachfolger.

Anknüpfend an die Schrecken des deutsch-französischen Krieges, in welche die handelnden Personen des Romans verwickelt waren, will D. Elster beweisen, daß auch das Leben seine Schlachtfelder hat, auf welchen blutigere und unheilbarere Wunden geschlagen werden, als im Kriege, und zwar ohne die idealen und edlen Interessen, welche in einem solchen ausgefochten werden. So wenig sich gegen die Richtigkeit dieser Anschauung etwas einwenden läßt, so ist doch die Beweisführung des Verfassers nicht immer eine glückliche, und man gewinnt den Eindruck, daß er eine Verherrlichung des Krieges schreiben oder eine in novellistische Form gekleidete Polemik gegen die Ideen der Friedensliga. Der Roman ist übrigens recht spannend geschrieben und wird Freunden der Unterhaltungslectüre Vergnügen bereiten, aber vom Geiste der Modernen hat er keinen Hauch verspürt. mz.

Gute schlechte Menschen. Novelle von Victor Hooper. München, Druck und Verlag von Dr. G. Albert & Co.

Der Verfasser, der in den Spuren der Modernsten wandelt, scheint mit seinem Talent noch nicht recht ins Reine gekommen zu sein.

Trotz des interessanten Stoffes vermag er eben so wenig die Theilnahme des Lesers bis an's Ende festzuhalten, als bei diesem eine einheitliche Stimmung aufkommen zu lassen, dazu ist Licht und Schatten zu grell aufgetragen, ohne vermittelnde Uebergänge. Der Charakter des Helden wirkt auch nicht überzeugend und dessen Selbstmord als eine durch die Ereignisse nicht genügend motivirte Lösung; — die Erzählung hinterläßt durchaus den Eindruck des Unfertigen und wirkt unbefriedigend. mz.

Aus Kunst und Leben. Von A. von Verfall. Berlin, Richard Grosse Nachf. (H. Krüger).

„Aus Kunst und Leben“ umfaßt eine Sammlung von fünf Novellen, die — ein wahrer Trost für den Kritiker — ein-

mal nicht nach der Schablone gearbeitet sind; jede der Erzählungen trägt den Stempel einer dichterischen Individualität, und unterhält auch dann auch, wenn der Leser dem Autor nicht ganz zu folgen vermag, weil er einen Abstecker in das Reich des Phantastisch-Mystischen unternimmt. Am werthvollsten halten wir die beiden dem Leben nachgezeichneten Geschichten, von denen namentlich die eine, „Ein König Lear der Sloughs“, durch die naturwahre Darstellung und den fesselnden Stoff ein kleines Cabinetstück der Erzählungskunst genannt zu werden verdient. mz.

Stille Wärthrer. Moderne Erzählungen von Georg Reben. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Früher sah die Kunst die Dinge durch ein Vergrößerungsglas an, weil sie nur durch den größeren Maßstab ihren Zweck, die Darstellung allgemeiner Ideen, erreichen zu können glaubte, jetzt bedient sich die Kunst des Mikroskops, weil sie nur durch die Darstellung des Kleinen, der Bacillen und Mikroben am Körper der Gesellschaft und im Leibe des Einzelnen, ihre Tendenz verwirklichen kann. Auch Reben, dessen Temperament reformatorischer Art ist, stellt die Tendenz der künstlerischen Absicht und Wirkung voran. Seine Tendenz ist die Menschenliebe. Sein Realismus birgt den edelsten Idealismus in sich. Für alle seine Schöpfungen gilt als Motto das Wort Hebbels: „Hab Achtung vor dem Menschenbild und denke, daß, wie auch verborgen, darin für irgend einen Morgen der Keim zu allem Höchsten schmilzt.“ Das vorliegende Buch enthält sieben Novellen, die zwar weder dem äußeren noch dem inneren Werth nach einander gleich sind, sich aber sämmtlich dadurch auszeichnen, daß jede einzelne Erzählung eine Kriegserklärung gegen Vorurtheil und Lieblosigkeit bedeutet. An Umfang und Polemik nimmt die erste Erzählung „Dem Tode geweiht“ auch den ersten Rang ein, an künstlerischer Vollendung ist jedoch „Der Arzt wider Willen“ die bedeutendste. R. löst darin die überaus schwere und heikle Aufgabe, ein von der Gesellschaft ausgestoßenes Mädchen der Achtung des Lesers würdig zu zeigen, ohne die Geächtete mit einem Glorienschein zu umgeben. Ebenso versteht er, in „Wir sind Alle Arbeiter“ und „Einer von der Reserve-Armee“ für seine Helden in der Arbeitsblouse den wärmsten Antheil zu erregen. Wenn auch weniger wahrscheinlich, so doch um so

poetischer ist „Ein Liebesopfer“. Das neue Buch Rebens bietet, wie schon sein Titel „Stille Märtyrer“ andeutet, keinen leichten, lustigen Lesestoff, zeugt aber in allen seinen Theilen dafür, daß sein Verfasser die Rehr-

seite der modernen Gesellschaft mit seltener Schärfe der Beobachtung auf der ethischen Goldwaage geprüft und das trübe Ergebniß seiner Untersuchung durch künstlerische Beleuchtung verklärt hat. N.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Anleitung zur ersten Hilfeleistung bei plötzlichen Unfällen.** Von L. Mehler und J. Hess. Frankfurt, H. Bechhold.
- Bahr, H.,** Studien zur Kritik der Modernen. Mit Portr. des Verfassers. Frankfurt a.M., Litterarische Anstalt.
- Bamberger L.,** Charakteristiken. Berlin, Rosenbaum & Hart.
- Boehelm, W.,** Philippine Welser. Eine Schilderung ihres Lebens u. ihres Charakters. Mit 17 Text- und 7 doppelseitigen Illustrationen. Innsbruck, Verlag d. Museum Ferdinandeum. Berlin, Fr. Lipperheide.
- Bolin, W.,** Spinoza. Ein Cultur- und Lebensbild. (Geisteshelden, herausg. von A. Bettelheim, Bd. 9.) Berlin, E. Hofmann & Co.
- Dreher, C.,** Münchener Originale. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Edel, M.,** Der Schützling von San Gregorio. Ein Sang aus Venedigs Vorzeit. Dresden, E. Pierson.
- Goeler von Ravensburg, Frdr. Frhr.,** Grundriss der Kunstgeschichte. Ein Hilfsbuch für Studierende. Auf Veranlassung d. Kgl. Preuss. Unterrichtsverwaltung. Mit 9 i. d. Text gedr. Figuren. Berlin, C. Duncker.
- Hirsch, W.,** Genie und Entartung. Eine psychologische Studie. Mit einem Vorwort von E. Mendel. Berlin, O. Coblentz.
- Koschwitz, E.,** Französische Volksstimmungen während des Krieges 1870/71. Heilbronn, E. Salzer.
- Lothar, R.,** Rausch. Ein Drama in drei Aufzügen. Dresden, E. Pierson.
- Meyers Konversations-Lexikon.** Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Fünfte gänzlich neu bearbeitete Auflage. Mit ungefähr 10000 Abbildungen im Text und auf 350 Bildertafeln, Karten und Plänen. Fünfter Band. Dinger bis Ethicus. Leipzig u. Wien. Bibliographisches Institut.
- Müller, E.,** Aus der Streusandbüchse. Gedichte. Dresden, E. Pierson.
- Muret, Encyclopädi.** Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Lieferung 12. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.
- Neumanns Orts-Lexikon des Deutschen Reichs.** Ein geographisch-statistisches Nachschlagewerk für deutsche Landeskunde. Dritte, neu bearbeitete und vermehrte Aufg. von Director W. Kell. 26 Lfg. oder 1 Band mit einer geographisch-statistischen Skizze, einer Uebersichtskarte, 2 statistischen Karten, 31 Städteplänen und 275 Wappenbildern. Heft 16 bis 20. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts.
- Niemann, A.,** Maskenspiel des Lebens. Roman. 2 Bände. Dresden, E. Pierson.
- Otto, A.,** Sommerfrischen und Höhen-Curorte in Deutschland und Oesterreich. Mit einer Reisekarte von Mittel-Europa. Berlin, A. Goldschmidt.
- Pohlmann, W.,** Die Juden und die körperliche Arbeit. Ein Vortrag. Berlin, M. Hartwitz.
- Reform, ostdeutsche.** Blätter zur Förderung der Humanität. III. Jahrg. Nr. 12. Königsberg, Braun u. Weber.
- Reiss, Fr.,** Lustiges aus'm Schwarzwald. Mit Illustrationen. Text von J. J. Hoffmann und H. Domsch. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Renschild, C.,** Falter und Mücken. Märchen und Humoresken. Mit einem Prologe von Karl Biberfeld. Berlin, G. Wattenbach.
- Ressal, G. A.,** Wiener Vorstadtgesehichten. Mit einem Vorworte von Adam Müller-Guttenbrunn. Dresden, E. Pierson.
- Sacher-Masoch, L. v.,** Die Satten und die Hungerigen. Roman. Zwei Bände. Jena, H. Costenoble.
- Sommer, F.,** Pestalozzi in Stanz. Charakterbild in 3 Aufzügen. Liegnitz, C. Seyffarth.
- Stentzel, A.,** Welterschöpfung, Sintfluth und Gott. Die Urthierlieferungen auf Grund der Naturwissenschaften. Mit 3 Tafeln. Braunschweig, Rauert & Rocco Nachf.
- Stoffel, Fr.,** Eine Bauernrevolution. Dresden, E. Pierson.
- Tolstoj, Graf L.,** Das Pathenkind. Gespräch müßiger Leute. Zwei Erzählungen. A. dem Russ. von A. Markow. Berlin, Bibliograph. Bureau.
- Uhla, Th.,** Walthor von der Vogelweide. Hamburg, Verlags-Anstalt (vorm. J. Richter).
- Volks-Bibliothek, allgem. Nr. 1.** Theodor Körner: Der Nachtwächter. Joseph Heiderich oder: Deutsche Treue. Neusalza, H. Oeser.
- Vrohlioky, J.,** Epiisches und Lyrisches. Gedichte. Autoris. Uebers. von E. Grün. Mit d. Portrait des Dichters. Prag, H. Dominicus.
- Wildberg, B.,** Alpen-Novellen. Erste Folge. Dresden, E. Pierson.
- Wolf, M.,** Die physische und sittliche Entartung des modernen Weibes. 3. verm. u. verbess. Auflage. Leipzig, A. Schupp.
- Wolters, W., u. K. Gjellerup,** Eine Million. Schauspiel in 3 Aufz. Dresden, E. Pierson.
- Zapp, A.,** Die Frau des Dichters. Roman. Dresden, E. Pierson.
- Zeitschrift, historische.** Herausg. von H. von Sybel u. Fr. Meinecke. Neue Folge 37. Band. Der ganzen Reihe 73. Band. Erstes Heft. München, R. Oldenbourg.
- Zeitschrift für Hypnotismus, Suggestionstherapie, Suggestionalehre und verwandte psychologische Forschungen.** Jahrgang II. 1894 April und Mai. Berlin, H. Brieger.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlander, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

können entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LXX (Juli bis September 1894), wie auch zu den früheren Bänden I—LXIX stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlags-handlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau.

Schleifische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

..... Eupl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X.,
XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX.,
XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII.,
XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV.,
XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII.,
XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII.,
LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII.,
LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX

elegant broschirt zum Preise von *M* 6.—

pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M* 8.— pro Band.

..... Eupl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15,
16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33,
34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51,
52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69,
70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87,
88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103,
104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117,
118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131,
132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145,
146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159,
160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173,
174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187,
188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201,
202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209

zum Preise von *M* 2.— pro Heft.

Einbanddecke zu Bd. LXX. (Juli bis September 1894)

..... Eupl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII.,
IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX.,
XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII.,
XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV.,
XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI.,
XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX.,
L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI.,
LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX

zum Preise von *M* 1.50 pro Decke.

Wohnung:

Name:

Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1894er. Frische Füllung. 1894er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . 5820 R
Mühlbrunn . 40 =
Schlossbrunn 418 =
Theresienbrunn 471 =
Kobrunn . . 478 =
Marktbrunn . 345 =
Felsenquelle . 47 =
Kaiser-Karl-Qu. 384 =
Kaiserbrunn. 391 =

—♦—

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

**Quellen-
Producte.**

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

—♦—

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad 1/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten:

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-
Wassers ist begründet durch den
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. September 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY,
LIMITED.

Band 70. — Heft 210.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift,
September 1894.

18.
Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

September 1894.

Inhalt.

	Seit
August Silberstein in Wien.	
Der blaue Magl. Eine heitere Dorf- und Maler-Geschichte	279
Friedrich Althaus in London.	
Lord Rosebery. Ein Charakterbild	293
Georg Brandes in Kopenhagen.	
Das Buch Hiob. Autorisirte Uebersetzung von A. Neufädter ..	306
Moritz Brasch in Leipzig.	
Der Begründer der Völkerversychologie. Eine Studie zu Moritz Lazarus' 70. Geburtstag	339
Alfr. Chr. Kalischer in Berlin.	
Philosophen und Astronomen des XVII. Jahrhunderts und die ethische Seite der Musik	352
Bruno Gebhardt in Berlin.	
Kurd von Schölzer als Geschichtsschreiber	383
Henryk Sientewicz in Warschau.	
Sei gelobt. Eine indische Sage. Uebersetzung aus dem Polnischen von Bronislaw Auefeld	399
L. Eindemann in München.	
Ein fest. Skizze	402
Bibliographie.	404
Von der Deutschen Verlags-Anstalt. (Mit Illustrationen.)	
Bibliographische Notizen	412

Hierzu ein Portrait: Lord Rosebery.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte

von
Brodner & Osterdinger in Frankfurt a. M. (Eindner-Osterdingers Cröpe-Planüle-Unterleidung.)
Fr. Naute's Verlag (H. Schenk) in Jena. (Literarische Anzeigen.)

54
55
56
57
58
59



Chorbeny

Labor für Kolorationsanstalt v. SSchöthender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXX. Band. — September 1894. — Heft 210.

(Mit einem Portrait in Radirung: Lord Rosebery.)



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.





Der blaue Marl.

Eine heitere Dorf- und Maler-Geschichte

von

August Silberstein.

— Wien. —

Da war's! Der gesuchte Punkt. Vielmehr der gefundene; denn besser Zusammenstimmendes als das Häuschen, bezeichnender gesagt die Hütte, und die Landschaft, welche allzusammen jetzt in einem scharf begrenzenden Nachmittags-Sonnenlichte lagen, konnte sich der Maler Maiger nicht denken oder in der Phantasie vormalen. Tagelang war er in der Alpengegend umhergestrichen, einen interessanten Felsblock, eine Baumgruppe, ein Stück Wildwassergerinne seiner Mappe einfügend; aber ein solch weltverlorener Winkel, von Felsengehänge, Hochwald und See- fläche eingeschlossen, ein solches Zusammenfinden von Alpenreizen, das war's, was er phantastisch gesucht! Dazu eine solche Verkommenheit der alten Behausung, an welcher unzählige Wetterstürme gearbeitet, um ihr Verschrobenheit und sogenannte Farbe zu geben, die von keiner neuen Verbesserung gestört wurde . . . das allzusammen war ihm noch nicht vorgekommen!

Und in sein still andächtiges Betrachten hinein brüllte eine Ruh aus dem Stalle.

Das klang nach dem alten, akademischen „Heureka!“ „Gefunden!“ als begrüße sie ihn mit Willkommen.

Er trat einige Schritt links, um sich die Stellung des Hauses in der Landschaft in's Auge wirken zu lassen, dann wieder rechts . . . es war prächtig . . . wirres Durcheinander unter dem Ueberdache einer windschiefen Holzlagerstätte . . . Schweinställchen . . . ja an einem schmalen Bachgerinne zur Seite, im aufsteigenden Hintergrunde, ein aus rohen Steinen zusammen-

gefügtes Mühlgäuschen mit zerlöcherter, steinbeiwertem Dache und morschem Rade . . . ein Laubstreuhiittchen, aus dessen Gitter auch dürres Schilf hing . . . malerisch, o!

Er rührte an seiner großen Mappe unterm Arme, er begann den kunstvoll zusammengelegten und geschnürten Malsack sammt Sessel auseinanderzufalten, immer aufmerksam sein Gesicht nach der Ansiedelungsgruppe wendend . . . und der Gedanke tauchte in ihm zugleich auf: wie wenn man da einige Tage wohnen, auch Thiere malen könnte? Denn eigentlich „Interieur“, Inneres mit Thier-Studien, sollte diesmal seine Haupt-richtung sein, wenn er auch dabei dem Landschaftlichen nicht untreu werden wollte.

Er zog seine Mappe hervor, er breitete sie in dem einen Arme aus, um rasch, zuerst mit Bleistiftstrichen, die ganze Gruppe für sich festzuhalten.

Da, als er den großen Bleistift in Wirksamkeit gebracht und derselbe starr in die Höhe stand, bemerkte er an der einen Ecke der braunen Haus- oder Hüttenbalkenwand, dort, wo an der Flankenseite sich die Eingangsthüre befinden mochte, ein Gesicht, mit einer braungestreiften Zipselmütze darüber, welche den starken Kopf einhüllte. Die Augen unter den dicken Brauen weiteten sich sehr.

Der Zeichnende war solche Neugier gewohnt und wollte sich zuerst nicht stören lassen.

Endlich ward sogar ein langes Weib und hinterher ein Knabe mit einem reizend verlotterten Hütchen sichtbar, durch dessen Ritze die strohblonden Haare wirt hervordrangen.

Insgesamt konnten die Leute gegenüber des Staunens nicht satt werden; noch mehr, es schien eine gewisse ängstliche Verwunderung, und namentlich in dem Gesichte des bezipfelten Vordermannes, Platz gegriffen zu haben.

Endlich mußte sich der muthmaßliche Hausvater ein Herz gefaßt haben, und das Gesicht schob sich vor. Der Mann in abgeschabten Lederhosen, schweren schlotterigen Schuhen trat heran. Er zog demüthig die sich immer mehr streckende Zipselmütze vom struppigen Haupte, zerkrüllte sie in seiner schwieligen Hand, und der Malerstolz ließ sich vorläufig diese unterthänige Begrüßung gerne gefallen.

Maiger, der noch dazu einen Pinsel, welcher in den Blättern der Mappe gelegen und ihn genirt hatte, in diesem Augenblicke zwischen Lippen und Zähnen hielt, so daß er nicht deutlich reden konnte, murmelte etwas wie eine Begrüßung, während der Hüttler schon einen „terthänigen Diener,“ ein „Grüß' Gott!“ und derlei hervorbrachte.

„Des (Ihr) verzeihts schon, Herr . . .“ sagte er mit gedämpfter Stimme und einem eigenthümlichen Augenzwinkern, „ih thät schön bitten, daß D' mit aufschreibst!“

Maiger sah nun ihn, starrend, an.

„Ich laß' mir's schon was kosten. Der Herr is' ja allein, so viel ih seh' . . . wir können uns ja verstehn . . . es verrath' uns kein Mensch . . . aber ih zahl' lieber in der Still und Geheim . . . nur nit aufschreiben!“

„Ich schreib' ja nit, ich mal'!“ sagt Maiger.

„Ihr malts mir was?“ Er nahm dies in dem abweisenden, landesüblichen Sinne. „O mein! dann is' doppelt gefehlt. Na-na (nein-nein), Herr, hab' Erbarmen, laßt es gehn und gut sein . . . was begehrt Ihr?“

„Gar nichts, und für was?“ stieß Maiger mühsam hervor.

„Für die Steuer! Seid Ihr nit vom Steueramt und verzeichnet mein Hab und Gut?“

„Verzeichnen?“ Jetzt nahm Maiger den Pinsel aus dem Munde.

„Meint Ihr . . . ? Ich bin nicht vom Steueramt.“

„Aber . . . vermessen! . . .“

„Vermessen . . . und verzeichnen . . . nein, ich bin ein Maler!“

„Maler?“ sagte erstaunt der Mann, hinter dem sogar die anderen beiden Menschen nachgekommen waren. „Und malt Ihr mit dem Werkzeug da? Das is' ja nit amal a Weißing-Pinsel-Stangen, ih laß mich nit anschnieren!“ sagte er nun schlau, kühner geworden.

„Das ist freilich wohl keine Stange zum Anbinden von Pinseln, um Mauern weißzumalen oder zu kalken, aber auch kein Zeug zum Ausmessen; das ist mein tragbarer Sitz und Stöß für Schirm-Anheften, kurz, mein ganzes Malzeug . . . ich schmier' Euch nit an!“

„Also nehmt Ihr kein baares Geld?“

„Jawohl, wenn ich Bilder verkaufe; aber von Euch nehm' ich nichts und will ich nichts, das heißt im Gegentheile, ich bezahl' Euch noch!“

„Uns!“

„Ja!“

„Für's Verrathen der Gevatterschaft, oder der Nachbarschaft? . . . Nix-nix-nix!“

„Aber Leutl, nehmt Vernunft an!“ Und nun kamen seine aufrichtigen treuen Versicherungen bezüglich der ganzen Sachlage, und er hatte außs Deutlichste gegen die vorgefaßte Meinung anzukämpfen, er wäre einer von den im Land umhergeschickten Vermessern und Steuercommissären, von denen man hier gehört und welche die Steuern tüchtig zu erhöhen bestimmt wären.

Nachdem die Verständigung endlich gelungen und das schwere Mißtrauen in Beruhigung oder Entsagung übergegangen war, trat der Maler zum Hause und sogar in dasselbe ein. Er konnte sich's nicht besser denken, als er's gefunden. Ein Platz in der Seitenkammer schien ihm genügend und höchstes Ziel. Der Bub' in seiner Verlotterung war ihm eine Perle, und die rohe Austerschale in der Umgebung, der Stall, in welchem zwei Kühe standen, konnte malerischer nicht gestaltet werden; durch die halbverstopfte Stall-Lücke fiel ein Licht mit „Schlagern“ ringsum . . . der Maler hätte

mögen eine Dampfmaschine in sein Zeug bringen, um Alles rasch und unverändert aufzunehmen.

Die Spinnwebgewebe allein, mit ihren weitausgestreckten, starken schimmernenden Netzen . . . die zerbrochenen Gefäße, das alte Lappengezeug bei den Geräthen . . . die zerrütteten Reste alter Stroh- und Heubündel . . . es war für einen sogenannt malerischen Sinn *delicat*, junge Akademiker hätten gesagt „zum Dreinbeißen!“

Maiger setzt sich sogleich hin, auch um den Leuten Vertrauen zu erwecken und seine Kunst leuchten zu lassen. Er faßte die schiedige Ruh in's Auge, deren braune und weiße Flecke, noch durch eine Schmutzschicht abgedämpft, außerordentlich verlockend zum Malen erschienen, und bei der sich namentlich einzelne verdunkelte und bröckelige Stellen nächst Schenkel und Hüften in erwünschtestem Maße für den Malerpinsel vorfanden.

Er verlangte von dem Knaben im geflickten und rissigen Föpplein, er möge sich an den Hals des Kindes hinstellen, mit dem Arm an das Horn des hängenden Kopfes greifen, als wolle er das Thier wenden.

Es geschah.

D . . . es war ein fertiges, prächtiges Genrebild! Es sollte in der nächsten Kunstausstellung aufsehenerregend prangen. Solche Naturwahrheit! Für jetzt begnügte er sich mit dem Leibe des Kindes, mit den prächtig gezeichneten Linien und Farben der „Schedin“.

Die Leute sahen ihm verwundert zu, und er ließ sie gerne in seine Kunstarbeit blicken.

Er war heute müde. Die Angelegenheit hatte ja auch keine Gile, Hütte und Fels und der ganze Bestand da blieben bis auf Weiteres, das Licht rückte schon sehr merklich, und er wollte sich auch vorläufig bei den Leuten einrichten, häuslich machen, beim Sonnenuntergang wohl noch die Gegend von allen Seiten betrachten.

Er war also durch sichtliches Können und gutes Einreden anerkannt, „auf Studien“ einquartiert. Die Gebirgskost war ihm genügend und wohlbekannt. Einige sorglich mitgenommene Blechbüchsen im Ranzen genügten sogar für leckere Bedürfnisse. Schließlich konnte ja immer der Bub ausgesendet werden, sein Tagesdienst war billig zu erlangen. Und die Hausmutter zeigte sich, mit einem in Polstern eingewickelten Kinde im Arm, als eine von jenen stillen, ruhigen Weibern, die ihre Kreise gleich 'guten Uhren pünktlich gehen, sich umherbewegen nicht links, nicht rechts, wenn auch ohne Reize. Und diese Hüttlerin da war still geworden durch lange Gewohnheit im engsten Kreise, auch das Kind machte sich wenig hörbar und war nicht ungestüm. Das wortreichste Haupt Aller war noch immer, von Rechts wegen, der Mann.

Nach einem Abendgebete vor dem Crucifixe im Stubenwinkel, wobei die Innigkeit der Leute und die Weltverlorenheit des Erdenwinkels rührend auf das Herz des Malers wirkten, zog auch er sich in sein holzwandiges

Kammerlein zurück, gab sich Betrachtungen und künstlerischen Vorstellungen hin für sein glücklich entdecktes Bild aus dem Volksleben, wofür namentlich der allerhöchsthöchste Hof große Neigungen bekundete — und er schlief in den schweren Federn einen leichten, erquickenden Schlaf.

Des Morgens ward ihm „Stoßsuppe“ (gestockte) und „gestellte Milch“ (zur Sahnebildung im Keller gestandene) zur Wahl vorgelegt, zu beiden Brotschnitte des schwarzen Kornbrotcs in beliebiger Menge; sogar ward ihm zögernd auch das Angebot eines „Sterz“, jener aus gesottenem Mehl und mit Schmalz gerösteten, schrot- und kugelförmigen Brocken-Menge, die ein ländlicher Magen sich als Himmelspeise der Seligen denkt, ein städtischer zumeist mit Achtung kostet, aber mit gleicher Würdigung nur vorsichtig anwendet.

Da Maiger, sehr bescheiden, keine Störung des geregelten Ganges im Hause hervorbringen wollte, dankte er für die Mühewaltung, umsomehr, da es ihm darum zu thun war, ehemöglichst zu seiner Arbeit und der „Schedin“ zu gelangen, die sich ihm durch ihre schneeweiße, schmackhafte Milch zudem sehr schätzenswerth empfahl.

„Wo ist der Bub, der Maier?“ frug er.

„O, der hat zu thun, recht viel zu thun!“ ward ihm zur Antwort, und der Maler mußte sich natürlich trösten. Es war selbstverständlich, daß so ein kleines, stinkes Menschengeschöpf, mit seiner Frische zwischen beiden älteren, gelassener wirthschaftenden Leuten, viel in einem solchen Hüttler-anwesen zu hantiren, laufen, klettern, kurz mannigfachen Beruf haben mußte.

„Ist er etwa aus?“ frug Maiger.

„O na! (nein) bei Haus! Söl (derselbe) is' g'schaftig. Wirst ihn schon sehgen!“ sagte der Hüttler, Jörgl Strunz (der Maler wußte bereits sämtliche Namen), und das war bieder und doch mit einem ungewöhnlichen Ton gesagt.

„Könnst' ich ihn bald haben?“

„Gewiß. Geh nur eini zum Rindvieh, wirst ihn schon finden, und werdet Ihr Alle miteinander sein, Herr Maler!“ sagte er treuherzig.

Das war sehr tröstlich, zuversichtlich, und der Künstler nahm es naturalistisch hin, reckte sich, streckte sich, langte nach seinen sämtlichen Malsachen und verfügte sich in die Mhnenhalle der Bierfüßler, wo die Vorfahren seit Jahrhunderten ein gleich geregeltes und segensreiches Leben entwickelten.

Doch, wer beschreibt sein Erstaunen, als er eintrat!

Ein helles Licht drang von allen Seiten ein. Fensterlücken, welche verstopft und verrammelt gewesen, waren nun meist geöffnet, und kaum ein einziger malerischer Schatten von einer Seite zu finden! Das „Interieur“, der Stall, war kaum zu kennen. Alles feinst geäubert. Kein Staub, kein Stückchen Spinnengewebe in irgend einer Ecke. Jeder Lappen, jedes Halmenbündel und Gewirre sorglich beseitigt, jedes Gefäß an einem Platze

geradeſt in einen Winkel gedrückt, der Grund tüchtig gefegt und wie ein zum Abſegeln bereites Schiffsdeck klar gemacht . . . und Maſl . . o, der Dub' war gewaſchen, wie man's nicht beſſer wünſchen konnte, in ſeinem beſten Sonntagsgewande, und ein ſäuberlich ſteifes Hüttlein auf . . . der kleine Kerl konnte eben aus einem Spielzeug- und Puppenladen erkauft worden ſein, als nicht ganz gelungen zu herabgeſetztem Preis . . aber öd', unmaleriſch, glatt war Alles, ſammt ihm!

Die „abgetonte“ Kuh . . ihre ſchöne antiquariſche Sammlung von „Patina“ an den geeigneten Leibestheilen . . jene vornehm gedämpfte Farbe ihres jezt ſchreienden Gelbroth und Gipsweiß . . o, ſo rein gewaſchen und zum Verzeiſeln unmaleriſch für eine Volksthümlichkeit malende Seele!

Maſl ſtellte ſich ſofort, ohne Aufforderung abzuwarten, bereitwillig an den Hals . . er hatte eine ſpinatgrüne Klappe an ſeinem Jankerl (Röcklein), er trug ſtädtiſche Pantalons, hoch aufgeſtülpt wegen des Wachſens . . er, der ſo maleriſch aus ſeinem fett- und ſchmutzfleckigen Geſichte geſacht hatte, glogte jezt, und zudem in ſteifer Haltung, wie eine miſrathene Porzellan- oder Wachſfigur . . Maiger ließ Flügel, Bleiſtift, Pinſel, kurz Alles ſinken!

Aus und vorbei war's mit einem ſelig erhofften Genrebilde! . . Ein ganzes kommendes Jahr konnte hier nicht genügen, um alles Geſäuberte alt und, mit Anſammlung, entſprechend genug „volksthümlich“ zu geſtalten!

O ſchuldbelaſtete, ſchuldloſe Sündhaftigkeit!

Er fing an, ſeinem Aerger Luſt zu machen!

Man begriff ihn nicht.

Ja, Jörgl Strunz wurde geradezu heißblütig, „aufbegehrend“ und erklärte: man könne es wohl den ſundrigen (ſonderlichen) Stadtleuten nie recht machen! Wenn man ihnen den höchſten Reſpect erweiſt und Alles ſonn- und feiertäglich, auf'n Glanz, herrichtet, iſt's ihnen auch nit recht. Und wenn es ſo iſt, wie's geweſen, nennen ſie's dumm und grob. So grobe Sachen möge ja kein Menſch in der Stadt, und der Herr Maler möge doch froh ſein . . !“

Mit einem mehr geſchrienem als geſagtem „Das verſteht Ihr nit!“ wurden die Landbewohner ſämmtlich zurecht- und abgewieſen.

Sie gingen alſo ärgerlich und kopfſchüttelnd in die Hütte zurück. Das Ergebniß ihrer gemeinſamen Berathung und Auseinanderſetzung in der Stube war: „Der Stadtherr muß doch nit recht geſcheit ſein!“

Jörgl machte mit Handbewegung ein Zeichen an jener Stelle über den Augen, dahinter der Sitz ſeines eigenen Verſtandes war, und ſomit war der zweifelhafte Zuſtand für die Andern gekennzeichnet.

„Aber gut iſt er doch!“ ſagt die Alte.

Mit einem „Na ja!“ war Alles abgethan, und man ging an die alltägliche Arbeit, während Maiger vereinsamt und höchſt ärgerlich ſich doch

hinsekte und den Kopf des Thieres in's Auge faßte, welcher durch eine Hornbildung wenigstens nichts Alltägliches hatte.

So saß er wieder still, innerlich wachsend an Entsagung bezüglich seines Volksbildes, und die in den Hintergrund seines Sinns gedrängt gewesene landschaftliche Darstellung immer mehr in den Vordergrund rückend.

Einsam blieb er, Magl wagte sich nicht in seine Nähe und grollte ihm ob der Verachtung seiner so kostbaren und wohlgehüteten Sonn- und Festtagsbeinkleider, namentlich seines wahrhaft herzbewegenden, so glatten und makellosen Hüttleins, das ihm der höchste Ehrenpreis seiner Errungenschaften schien.

Maiger malte die Ruh. Sie wendete zuweilen neugierig den Kopf zu ihm, als wollte sie solch ungewöhnliches Thun und Treiben in ihrer Nähe eingehender betrachten, und dies ärgerte ihn. Noch zuvor aber hatte er ingrimmig Heu und Strohbindel und Lappen in die mannigfaltigen Lücken gestopft, welche ihm die Richter zum Verzweifeln zuwarfen und zudem seine zahnschmerzempfindlichen Wangen von mehreren Seiten fühlbar ansäuften.

So saß er stille und strichelte, strich und mengte die Farben auf seiner Palette, der ruhige große Blick des sanften Thieres senkte auch allmählich Ruhe und Frieden in sein erregt gewesenes Gemüth.

Er saß Stunden . . . nicht ganz allein, denn durch die offen gebliebene Lichtlücke ward er belauscht von dem Herrn des Hauses. Jörgl hatte sich draußen an die Balken der Holzwand gedrückt und sah erst so verstoßen wie möglich herein, allmählich fing ihn aber die ganze Hantirung immer anziehender zu interessiren an, und mit ganzem Kopf und den Schultern stat er endlich in der Lücke.

Der Maler merkte, daß sich ihm das Licht immer mehr verdunkelte, endlich ward es ihm völlig verlöschend, er sah sich um in dem gedämpften Raume . . . es fiel ihm ein, ob etwa ein herannahendes Gewitter draußen im Wachsen sei . . . er hatte sich in sein Sinnes so vergessen und verloren . . . da bemerkte er im Dämmer das glöckende Gesicht und den Schlafmühenkopf Jörgls. Der leibhaftige Donnergott!

„Geh'st denn noch nit!“ schrie er ihn an, daß dieser entsezt zurückfuhr und sich dabei heftig an dem oberen Balken der Lücke anschlug. Es gab einen dumpfen Hall, und der Betroffene kraute sich.

„Komm doch lieber herein!“ rief ihm der Maler trostversuchend zu.

Der Alte, welcher also entsezt zurückgewichen war, faßte, von den letzten Worten erreicht, nun wieder Muth und ging allmählich in das Innere, zu dem Maler. Ja, er holte einen Milchkübel herbei, stülpte ihn um, mit dem Boden zur Höhe und wollte sich gerade dorthin setzen, woher das Licht einfiel. Zurecht gewiesen und gesetzt, startete er die Ruh, die Palette und die Fläche, worauf gemalt wurde, abwechselungsweise so an, als wolle er über die Sache vollständigen Aufschluß gewinnen, tupfte auch einmal anerkennend mit dem dicken Finger an die gemalte feuchte Nase des Kindes, daß an

der Stelle beinahe ein großes Loch entstanden wäre. Der Schaden war mittels raschen Hinzugreifens des Malers doch gemindert.

Endlich sagte der genugam in sich Klargewordene: „Du, Herr Maler, hör' einmal . . . ih seh', das is' eine sitzende Lebensweis'. Mein Marx is' eigentlich ein schwacher Bub, alle Augenblick fehlt ihm was. Könntest dem Marx das sitzende Geschäft da nit beibringen?“

Maiger schmunzelte sehr, verhinderte aber den Ausbruch seiner Heiterkeit.

„Die Rüh' bleiben das ganze Jahr da und hätt's Zeit genug. Das Hin- und Herschauen ermacht er schon. Die Farben brauchen ja nit so fein zu sein, man könnt' s' vom Anstreicher im Markt drin haben, der hat s' ja maaßlweis. Und die Pinsel haben wir leicht, die hind't sich der Bur' selber zusamm', wir haben Sauborsten und so Haarzeug genug. Geh, lern' ihm's!“

Jetzt mußte Maiger herausplätzen, es gab keinen Halt mehr. Und nachdem dies zum Verwundern seines neuesten Kunstfreundes und Malerschulenverständigen geschehen war, begann er sich begreiflich zu machen.

Alle Gründe, welche er vorbrachte, erschienen als nicht stichhaltig, denn Marx galt als ein sehr anstelliger Bur', und die sitzende Lebensweise tauget' ihm ein und für allemal recht . . . es bestehe ohnehin die Absicht, ihn Schneider werden zu lassen. Da, im Gebirge gäbe es viel Rühе, auch Ochsengepanne, mancher Bauer würde schon gerne was geben, wenn man sie ihm abmalen thäte . . . und dann könnte der Bur' vielleicht auch „Marterl“ und Bübl an den Bittstegen schön färbeln!

Darüber ward nun abgehandelt, und es wollte den Hausleuten doch nur scheinen, der Malmeister sei abweisend aus Stolz und städtischer Hoffart, er wolle gerade den Marx nit als Lehrbuben, oder habe nicht so viel Arbeit, um Zwei zu beschäftigen.

Ob er nit etwa gar neidig wär' und auf diese Gegend besondere Geschäftabsichten hätte?

Mit dem Marx als ordentlich aufgedungenem Maler war's also nichts. Dieser aber hatte ein Stück Kreide erwischt, und an allen Thüren und nicht genau bestimmbarren Brettern befanden sich bald Vieh- und Menschenköpfe und mythologische, d. h. märchenhafte Figuren der erstaunlichsten Art, welche der eifrige Marx mit dem allergrößten Stolz, das Elternpaar mit nicht ganz zu unterdrückendem, sah. Solche Studien wechselten durch rasches Begreiben und Feuchtverwischen, gewannen aber allmählich haarsträubende Anordnung.

Da, des schönen nächsten Mittags bemerkte Maiger, daß sich Marx verdächtig an das Malzeug schlich. Offenbar wollte das erwachte Malgenie, nachdem es mit Umrissen genug hantirt, zur Farbe greifen, und da war zu besorgen, daß es etwa gerade nach einer Farbe langen werde, die eine der unentbehrlichsten und hier unerlässlichsten wäre.

Der Maler rettete sein Gut, für den Augenblick, durch rechtzeitiges, gleichsam unabsichtliches Hinzutreten, nahm sich aber vor, die Schranken des Genies nicht gänzlich einzuengen und ihm zum bequemen Durchbruche doch eine farbenprächtige Gelegenheit zu geben. Er ließ, wie unabsichtlich, eine halbgefüllte Tube unter seinen Stuhl gleiten, schob sie zudem mit dem Fuße sacht in einen Winkel, wo sie, wie zufällig, leicht hingerathen sein konnte. Von der Farbe dieser Tube, dem Berliner Blau, hatte Maiger gleichzeitig einen zweiten genügenden Rest in seinem Vorrathe, und das Berliner Blau ist ausgiebig, ja die allerausgiebigste Farbe, von einer Mittheilungsfähigkeit und Schnelligkeit der Wirkung wie etwa Carmin. Es blaut schwere Mengen von Wasser. Es läßt große Flächen blau anlaufen. Es macht leichtest irgendwo und irgendwie Blau vor. Ein Körnlein genügt zum ausgebreitetesten und ergiebigsten Dienste.

Magl sollte Farbstoff genug haben; und daß sein suchender Geist den schlaun verborgenen Schatz beschwören, heben müsse, war unzweifelhaft.

Magl trug getreulich dem Meister alle Malgeräthe vor das Haus und an den See, auch zurück, immer besorgt, etwa in den Farbkästen bringen zu können. Dieser aber war stets sorglich verschlossen, und auch während der Arbeit blieb derselbe wohlbehütet.

Magl's Herz lachte, als er endlich dahin gelangte, wohin er gelangen mußte, in den Winkel, an das glänzende runde Bleistück; und Maiger ward behaglich, als er bemerkte, der Röder habe sein Bild gefunden, die Falle ihre Hausmaus.

Es war gegen Abend geschehen.

Des nächsten Morgens wurden wie gewöhnlich die Kühe gemelkt.

Es war in den erquickenden Frühstunden. Da saß Maiger, welcher die schon gestern vorbereitet gewesene Milch nebst deren dicker obersten Schichte ausgelöffelt hatte, mit der ehrwürdig leeren und braunen Schüssel vor sich und drehte eine zweite Cigarette, während die andere, zu Ende dampfende, ihre blauen Rauchwolken rings um ihn in die Luft kräuselte. Da trat die Frau Mutter mit einem Milchkübel in der Hand herein und sagte, indem sie eine sehr betrübte Miene machte, zu dem Vater, welcher eben sorgfältig die Uhr ablas:

„Du, Jörg, hast Du Dir die Milch von der Schedin angefehn?“

„Noa!“ (nein.)

„Schau eini!“

Er wendete sich, warf einen nachhaltigen Rennerblick in den ihm vorgehaltenen Kübel, dann rief er aus:

„Blau is'! Teirel!“

„Ja, blau is'!“ wiederholte die Frau, aber sehr betrübt.

„Und die von der Blasl?“ frug er sogleich, nachsehend.

„Is' gerad so blau!“

„Was is' das? Hast das gewöhnliche Futter gegeben?“

„Ja freilich!“

Und nun folgten gelehrte Abhandlungen über Futter und Wartung; es war beklemmend, räthselhaft, woher die sonst so gehaltvolle Milch so seewasserblau.

Nur Mar!, welcher zufällig durch die Stube kam, als der Vater ausrief: „Ob die Küh' nit gar etwa verherzt worden sei'n?“ schlich sich bedenklich rasch und stumm davon, als ob die ganze Frage die Kühe und nicht ihn beträfe.

Es war herrlicher Sonnenmorgen. Mar! bekam den Auftrag, die Wiege aus dem Winkel zu holen und unter das Vordach zu tragen, wo die Kleine immer „gesimmert“ wurde, den Kopf sorglich beschattet. Jetzt noch lag das Kind auf dem Ende eines Bettes. Es war selbstverständlich, daß Mar! nicht mit dem Kind aus der Thüre durfte, ohne die Finger in das Weihwasser getaucht und damit das ihm anvertraute Kind bekreuzt zu haben, wie er auch ebenso beim Zurückbringen in die Stube, an der Schwelle, zu segnen gewohnt worden war. Er nahm das gewickelte Schwesterlein und that redlich seine Pflicht. Nach einer Weile lag es wieder in der Stube, da sich ein kühler Wind vom See her erhob.

Nun beugte sich die zärtliche Mutter über ihr Jüngstes, rief aber plötzlich entsetzt auf: „Jesus Maria! wie sieht das Kind aus!“

Ehe noch Jörg fragen konnte „Wie?“ rief sie wieder: „Blau is'! Ganz blau im Gesicht!“

„Mein Gott! hat's den Keuchhusten?“

„Hab' nix nit g'hört!“

„Es ersticht vielleicht. Klop's, klop's!“ Und der Vater selbst fing eilig auf das Kissen und Kind loszuschlagen an, um jede Blutstauung in's Treiben umzuwandeln.

Die Mutter sah entsetzt in das sonst so tadellose Gesicht. Es hatte einen unerklärlich in's Blaue schimmernden Ton. Mar!, der Blaufink, mit seiner Tute, mit seinen geblauten Fingern, war in das Weihwasser gerathen. Er hatte allerdings blaue Flecke bemerkt, war aber sogleich bemüht, mit den Zipfeln seiner Jacke sie aus dem Gesichtl des Kindes wegzuwischen und rasch in einen allgemeinen Ton überzuführen, der ihm, in der Eile, unbedenklich erschien — und so war die Seltsamkeit fertig!

„Du,“ sagte Jörg, „Bei! hast schon von der Schwarz- oder Blaufrankheit g'hört? O, mein! wenn das Geblüt so schlecht is, daß 's amal dunkel, so blaulich wird, dann is' aus, Alles aus!“

„O Du mein arm's Moibl, Moibl, Moider!“ jammerte die Frau.

„Wasch's mit Wili!“ rief er.

Sie griffen nach der Milch, sie wuschen mit dessen nunmehrigen Blau-blau in der Eile das Gesicht, welches also an Farbe wenig verlieren konnte. . . es milderte sich der Ton ein wenig, aber vollen Trost konnte er nicht gewähren, es blieb jener verdächtige Schimmer, welchen das zur Prüfung

verwendete Licht nur bekräftigte, so daß der boshaftig still in sich lächelnde Maiger, welcher auch durch Verrath viele groben Folgen im Hause für sich zu fürchten begann, vorläufig alle Trostgründe anwenden mußte, um zu beruhigen, und er versicherte, bei einer nächsten Waschung werde sich der Fortschritt der Gesundheit und das Nachlassen der Blaukrankheit vollends zeigen.

Dem Marl war sehr bange im Gemüthe. Er ahnte, daß er der Sündige und Thäter, die geheime Here, der bedenkliche Zauberer im Hause sei. Aber er war außer Stande, die gefährlichen Folgen des heimlich gestohlenen und mißbrauchten Berliner Blau von sich abzuwälzen. Er hatte mit den Fingern daran herumgepantst und gemanscht, gegen seinen Willen war es bereits irgendwo, überall, er konnte es selbst nicht retten, ehe er sich versah, war er in seinem Föppllein, an seinen Kniehosen in's Blaue gerathen und scheuerte an Pfosten, Thüren und überall daran und damit herum.

Mann und Weib und Knabe gingen ihren Arbeiten im Hause nach, jede Persönlichkeit hatte ihren Theil, der sie wenig zusammenführte — der Mann endlich wieder in die Stube, und da jammerte er:

„Nein, so was! mir muß das passieren, daß die Rüh' verherzt werden und blaue Milch geben . . . blaue Milch . . . o mein, die Her' möcht' ich wissen . . . ob's nit die alte Schwammerlsucherin, die rothaugige Mirz is'!“

Da trat sein Weib in die Stube.

„Mann! wie siehst Du aus! Du hast ja einen ganz blauen Strich über der Nas'!“

„Jh? was?“ Er drehte sich um sich selbst in der Suche nach dem Strich, oder nach einem Spiegel . . . da sah er, bei einer Wendung, in das Gesicht seines Weibes.

Wei'! wie schaust denn Du aus! Du hast ja a ganz blauen Fleck über's Wang'!“

„Jh? was? blau!“

„Hoho!“ rief er.

„Hoho!“ rief sie.

„So was!“

„Was is' das? Na jo . . .!“

Da trat Marl ein.

Jetzt aber brachen alle Beide, obichon verwundert über sich selbst, in helles Lachen aus.

Der Bub' glich einem blau tätowirten Indianer. Seltsame blaue Striche und Flecke zogen sich über seine Stirne, Nase und Wangen, als Stammgekennzeichneter . . . er hatte kein Kriegsgeschrei . . . war vielmehr erst stumm entsetzt über den Empfang . . . sogleich mußte er aber auch über den Anblick seines theuren Elternpaares ebenso sehr in Lachen ausbrechen,

und nun lachten sie wider Willen alle Drei, schlugen sich auf die Knie, daß das Haus und die Balken schier bebten.

Marl hatte draußen, das nothwendige Geschäft an seiner Nase vollbringend, vergessen, daß er sein Tüchlein schon zum Ueberwischen blauer Flecke verwendet und dies also an die Nase und das ganze Gesicht unversehens mit kräftiger Hand gebracht . . . die Abdrücke und das schönste Indianerthum waren jetzt fertig!

Die drei lachenden Menschen konnten kaum zu Athem kommen, immer erneuerte das Lachen des Einen den Ausbruch des Andern. Jörig fiel, beim wechselnden Hinblick zu Marl, auf die Ofenbank . . . die Mutter ergriff zudem ihr Kind, in aufdämmernder heiterer Klärung bezüglich seines blauen Gesichtleins, und küßte es in der Raschheit heftig . . . nun, bei dem eifertigen Kusse ward auch die Nase des Baby blau . . . was neuerdings unsäglich Heiterkeit hervorbrachte!

Wenn man lacht, haben Worte weniger Wirkung, mehr wirkt ein allgemeiner verständlicher Sinn, ein Errathen, und sie erhellten sich daher jetzt selbst in ihrem Geiste über früher Vorgegangenes.

Maiger hörte einen ganz seltsamen Lärm, indem er nahe der Stube arbeitete, und trat angelockt herzu.

Jetzt stand er in der offenen Thüre und sah mit einem großen Blicke hinein . . . und sah die grimassirende, lachende, geblaute . . . die ganze blau angelaufene Gesellschaft, Groß und Klein . . . und seine Heiterkeit übertönte nunmehr alle Anderen!

Zum Ueberflusse muhete die Ruh herbei.

Das Seltsamste aber war, daß während des allgemeinen Lachens der Marl noch immer furchtbarer, räthselhafter blau gestrichelt, gefleckt und quadriert und fast linirt wurde. Die stets neue blaue Figuration war ebenso überraschend, wie unerklärlich.

Der Junge aber hatte die blaue Tube in der Tasche. Sie war durch sein Umherwälzen, Drücken, Hantiren löcherig geworden, und je mehr er in Verlegenheit sie von einer Tasche in die andere zu verbergen und mit den Händen zu verhalten suchte, desto mehr verblauete und verhaute er sich und Alles um sich . . . Bläue ringsum!

Maiger eilte mit verständigem Sinn hinzu, er errieth die Quelle des Uebels, und das Erste, was er that, war, daß er Marls Handknöchel ergriff und ihm beide Hände hoch in die Luft hielt.

Dann zog er ihn zum Brunnen hinaus, hielt ihm vorerst den Kopf unter, dann hob er eine Hand voll nassen Lehm vom Boden auf und strich ihn hinzu in das Gesicht . . . und nun hatte Marl mit dieser Sandseife die reinigende Arbeit nach erprobter Methode zu vollenden . . . er sollte abrinnen und trocknen, so viel wie möglich.

Dann ging der Maler wieder zu den Alten, welche sich ohnehin zu helfen suchten, und es kam zu einer Auseinandersetzung.

Maiger that nicht, als ob er die eigentliche Quelle des Unheils sei, welches sich allzu rasch entwickelte. Er behauptete nur, der Junge werde wohl die Farbe gefunden haben, welche wahrscheinlicherweise irgendwie aus seinem Vorrathe gerollt sei. Der gewiß rebliche Ffinder werde wohl auch von der besten Absicht bejeelt gewesen sein, sie zurückzustellen, habe aber unversehenerweise sie vorerst an unrechtem Orte und nicht vor Zerplaken genügend verwahrt . . . und daher sei alles Uebel leider entstanden!

„Ich bin nur froh, recht froh,“ sagte Jörg, „daß kein' Her nit über uns kömma is' und der Teirl sein G'spiel nit g'habt hat, daß ih ihn hätt' austreiben lassen müssen!“

„Und siehst es,“ fügte er endlich beruhigt Maiger gegenüber hinzu, „der Bur' hat jezt schon einmal so viel Vertraulich's und Zuthunlich's für Dein Geschäft . . . sollst ihn wohl in d' Lehr nehmen . . . Herr, ih gieb Dir 'n in Dein Geschäft und noch jährlich ein Schmalz dazu.“

„Nein,“ sagte der Maler, trotz der fetten Pründe, und alles Lachen verbeißen, „es geht doch nit!“

„Er sitzt, so lang Du willst . . . er is' für's Sitzende!“ wiederholte Jörg treuherzig.

„Nein, nein! Aber ich versize mich bei Euch. Ich muß noch heute fort, und alsbald. Meine sieben Sachen sind beisammen.“

Maiger nahm sein Hab und Gut, auch die sorglich hervorgeholte Farb-Tube mit dem Blaurest.

„Soll ich Euch die vielleicht da lassen?“

„Nein, um Gottes willen nit!“

„Seht Ihr,“ sagte er, „Ihr wißt nit, was aus den Farben Alles heraußkommt, am Besten ist, man weiß nichts davon.“

„Ich den' mir,“ sagte Jörg, „es is' wie mit dem Haber Dreschen, ein biß klopfen thut gut, zu viel macht noch das Stroh schlecht!“ So Jörg.

„Richtig, richtig! So hast Du's getroffen. Und wenn wir uns wiedersehen, ist von Frischem Alles wieder grün und nur der Himmel über den Bergen blau.“

„Und Du, Herr, ih thät Dich schön bitten, mal' mir einen Heiligen, epper in ein' schönen blauen Gewand . . . zahlst mir jezt gar nir!“

„Nein,“ warf das Weib plötzlich ein, „mal' uns ein Marterl (Säulenbildchen) von wegen der Errettung aus der peinlichen Blaukrankheit von Kind und Kuh.“

„Und den Vuben, den Marl, dabei, Alle blau!“ setzte Maiger erheitert hinzu, den Gedankengang der Leute errathend.

„Ja, die Kuh, der Wald, das Gestein und die Hütten, Alles blau . . . das wär' ein Kunststück!“ rief Jörg, sich auf seine künstlerische Verbindung was zu Gute haltend.

„Das wär' ein Kunststück!“ wiederholte übereinstimmend das Weib.

„Es gilt!“ entgegnete der Maler. „Das nagle ich Dir selbst auf, wenn der Sommer wieder da ist.“

„Gilt! Und bñhüt Gott!“

In der Hütte, ringsum in allen Gelassen und Gefügen, begann nun ein Reiben, Kragen, Hobeln, Scheuern, man hatte noch immer die schwere Noth, Marl's Blau los zu werden.

Wo das blaue Marterl im Wald und Gebirg und nächst dem See von einem Zaunpflocke hinausschaut, wohnt der Marl, ein junger Mann, welcher die blaue Uniform des Regimentes getragen und im Wirthshause oft blau geschlagen wurde, im Zusammenhange der Dinge zugleich den Namen „Der blaue Marl“ für alle Zeit bleibend erhielt.





Lord Rosebery.

Ein Charakterbild.

Von

Friedrich Althaus.

— London. —

Die ersten Märzwochen des Jahres 1894 gehörten zu den dramatisch bewegtesten, deren ich mich während meines nun schon ziemlich langen Aufenthaltes in England erinnere. Ihr Verlauf war bezeichnet durch die rasch auf einander folgenden Acte der Resignation des Veteranen Gladstone, der Acclamation seines jugendlichen Nachfolgers Lord Rosebery. Dramatisch war die Plöcklichkeit beider Begebenheiten, zwischen dem Ende einer unmäßig verlängerten Parlamentssession und dem rasch folgenden Beginn einer neuen; dramatisch war aber auch die schnelle Scenenverwandlung, in der sie vollendete Thatfachen wurden. Wenn es für die Resignation eines 84jährigen Premierministers auf der Höhe seiner Macht an jedem Präcedenzfall fehlte, so mußte als ebenso außerordentlich die Einstimmigkeit gelten, mit welcher ein fast um die Hälfte jüngerer Mann anerkannt wurde als sein allein möglicher Nachfolger. Selbst die verzerrten Züge der Parteileidenschaft nahmen unter dem Eindruck einer so ungewöhnlichen Katastrophe einen menschenfreundlicheren Ausdruck an. Organe der öffentlichen Meinung, die noch vor Kurzem den Grand old Man mit Bitterkeit und Haß verfolgt hatten, erhoben sich plötzlich zu beherdeter Anerkennung seiner unvergleichlichen Verdienste; die Zungen der ihm feindlichen fashionablen Gesellschaft hörten während einer kurzen Pause auf zu zischeln. Dann wieder drängten aufgeregte Fragen und Speculationen über den jüngeren Mann sich in den Vordergrund: was er thun, inwiefern er die Befürchtungen und Hoffnungen der Parteien enttäuschen werde oder nicht. Auch diese Fragen wurden mit ebenso dramatischer Emphase erledigt.

Der in den Ruhestand getretene Veteran ging, nachdem er in Windsor von der Königin Abschied genommen, nach Brighton, um sich in der frischen Seeluft seiner wohl verdienten Muße zu erfreuen, die er mit gewohnter unermüdlicher Arbeitslust zunächst zum Abschluß seiner Uebersetzung des Horaz benutzte, während sein von allen Parteien mit Ausdrücken des Wohlwollens begrüßter Nachfolger in Downingstreet und im Oberhause ohne Verzug die schwierige Aufgabe unternahm, die viel bekämpfte Politik seines Vorgängers zu weiterer Ausführung zu bringen.

Fürwahr eine außerordentliche Lage der Dinge! Und nur natürlich ist das gesteigerte Interesse, das Verlangen nach authentischen Aufschlüssen über das Leben und den Charakter eines Mannes, der allerdings schon früher keineswegs unbekannt war, dessen plötzliche Erhebung zum Premierminister von England nun aber die Augen der Welt auf ihn gerichtet hat und von dessen Amtsführung die Lösung so manches bedeutenden Problems abhängt. Der gegenwärtige Versuch, aus den bisher zugänglichen, nicht sehr reichlich fließenden Quellen einige Beiträge zu seiner Charakteristik zu liefern, mag daher auch den Lesern dieser Zeitschrift nicht unwillkommen sein.

Die Roseberys stammen aus Schottland. Als Gründer ihrer Familie wird Duncan Primrose genannt, zur Zeit der Königin Maria ein Bürger von Culroß in Perthshire. Später theilte die Familie Primrose sich in zwei Branchen, von denen die eine 1651 durch Karl II. die Baronetswürde erlangte und als deren Vertreter Sir James Primrose im Jahre 1703 durch Königin Anna zum Viscount Primrose von Carrington in Midlothian erhoben wurde. Als 1741 diese Branche ausstarb, fielen ihre Güter und Titel an die andere Branche, die als die Primrose von Dalmeny bekannt geworden war. Das Haupt dieser letzteren, Archibald Primrose von Dalmeny, wurde 1695 zum Parlamentsmitglied für Midlothian gewählt und in Folge seiner Parteigängerschaft für die englische Regierung während der Verhandlungen, welche der Union Englands und Schottlands vorausgingen, 1700 zum Viscount Rosebery und Baron Dalmeny, 1703 zum Grafen Rosebery creirt. Den Namen Rosebery nahm er, wie es scheint, von dem Stammgut seiner Gemahlin, der Erbtöchter eines Landadelmanns in Northshire. Die Geschichte der folgenden Grafen Rosebery war ereignislos, bis auf den vierten Grafen, dem 1828 unter dem Titel Baron Dalmeny die Pairswürde des Vereinigten Königreichs verliehen wurde. Als solcher nahm er im Oberhause in Westminster Theil an den denkwürdigen Debatten über die Reformbill der Jahre 1830—32, und zwar auf der Seite der Reformer, als Anhänger Lord Grey's. Auch sein Sohn, Lord Dalmeny, betrat die Bahn einer liberalen Politik, starb aber zu früh, um die Geltung zu erlangen, die ihm bei längerem Leben vielleicht beschieden gewesen wäre.

Als Sohn dieses Lord Dalmeny und Lady Catharine Stanhopes, der einzigen Tochter des vierten Grafen Stanhope, wurde Archibald Philip Primrose, der gegenwärtige Graf Rosebery, am 7. Mai 1847 in London

geboren. Seinen Vater verlor er in frühester Jugend, so daß er, als präsumtiver Erbe seines Großvaters, schon den Titel Lord Dalmerny trug, als er auf die Schule nach Eton ging. Zeitgenossen erinnern sich, daß der junge Lord in Eton auffiel durch einen Ernst und eine Zurückhaltung des Benehmens, die ihn dem rauhen Treiben seiner Mitschüler verhältnißmäßig fern hielten, aber zugleich Beachtung erweckte durch seinen Verstand, seine kühle Beobachtungsgabe und seinen schlagfertigen Witz. Einem anscheinend glaubwürdigen Bericht zufolge legte er auch schon in diesen Knabenjahren Proben ab von dem Redetalent, durch das er später glänzen sollte. Im September 1861 hatte sein Großvater das Schützenbataillon der Freiwilligen von Linlithgow nach Dalmerny-Park eingeladen, und nachdem das Corps manövert hatte, führte der Graf den Vorsitz bei einem Festmahl, während dessen die üblichen Toaste ausgebracht wurden. Einer dieser Toaste galt dem jungen Lord Dalmerny, der eben in den Ferien zu Hause war, und unerschrocken stand der vierzehnjährige Knabe auf, um für die ihm widerfahrrene Ehre zu danken. Seine Rede setzte die Anwesenden in Staunen. Der Vice-Vizeutenant der Grafschaft, der ebenfalls zugegen war, beglückwünschte den jugendlichen Redner und prophezeite ihm eine bedeutende öffentliche Laufbahn.

Nach Vollendung seines Cursus in Eton trat Lord Dalmerny als Student in das Christ Church College in Oxford. Talent und Charakter machten ihn hier unter seinen Commilitonen außerordentlich populär. Ob er sich lebhaft an den üblichen Bootfahrten und Ballspielen betheiligte, wird nicht erwähnt, doch darf man es wohl annehmen. Einmal, so berichtet die Fama, zogen seine Commilitonen ihn im Triumph auf einem Tragesessel durch den inneren Hof des College. Außer allen sonstigen Gründen mochte zu seiner Popularität der Umstand beitragen, daß der junge Lord ein leidenschaftlicher Pferdeliebhaber war, in der That einen ganzen Stall voll Pferde hielt und an den Wettrennen theilnahm. Er vernachlässigte über dieser Liebhabelei seine Studien nicht; die Behörden des College hegten vielmehr große Hoffnungen auf seine akademischen Erfolge. Dennoch erachtete der Decan von Christ Church es für seine Pflicht, dem hoffnungsvollen jungen Akademiker zu bemerken, daß das Halten eines Stalles voll Pferde und die Betheiligung an Wettrennen ihm nicht verträglich schienen mit dem Status eines Studenten, worauf der junge Lord eine merkwürdige Probe seiner Willenskraft ablegte, indem er es vorzog, lieber seinen akademischen Erfolgen zu entsagen als seinen Pferden.

Ueberraschend und scheinbar nicht sehr vielversprechend endete so Lord Dalmernys Laufbahn an der Universität. Nicht lange nachher, als er eben das gesetzliche Alter der Mündigkeit erreicht hatte, eröffnete der Tod seines Großvaters im Jahre 1868 ihm den Eintritt in die politische Laufbahn. Als fünfter Graf Rosebery nahm er seinen Sitz im Oberhause; doch der Kampf der Pferde in der Rennbahn schien vorläufig noch einen lothenderen

Reiz auf ihn auszuüben als der Kampf der Staatsmänner in der Arena des Parlaments. Der Tradition zufolge, hatte einer seiner Universitätslehrer, der seine ungewöhnlichen Fähigkeiten durchschaute, ihn gewarnt, das anzunehmen, was der parlamentarische Slang bezeichnet als „Plush“, d. h. einen jener untergeordneten ornamentalen Posten, mit denen die Regierungen gelegentlich talentvolle junge Leute fördern, und derselben Tradition zufolge hatte der jugendliche Graf Rosebery diese Warnung mit den Worten erwidert: „Man hat mir ‚Plush‘ mit einem rothen Bande darum angeboten, und ich habe es abgelehnt.“ Noch bezeichnender soll er um dieselbe Zeit Jemandem, der ihn fragte, was er im Leben zu thun gedenke, geantwortet haben: „Den Derby gewinnen und Premierminister von England werden.“

Die Authenticität dieser Aeußerungen muß dahin gestellt bleiben. Lord Roseberys Leben ist noch nicht geschrieben, es ist, zum Theil gewiß wegen der ihm eigenthümlichen persönlichen Zurückhaltung, die jedes Reclamemachen verschmäh't, erst in einigen Hauptzügen bekannt. Vermuthlich begleitete er schon damals die politischen Begebenheiten mit intelligentem Interesse, aber bekannter war er ohne Zweifel als Sportsman auf der Rennbahn, und der Eifer, womit er sich den Vorgängen des Turf widmete, ließ eher darauf schließen, daß er einmal Sieger in dem Derby-Wettrennen sein werde, als Premierminister von England. Erst 1871, drei Jahre nach seinem Eintritt in's Oberhaus, erscheint er in erkennbarer politischer Gestalt, indem er als Anhänger des Ministeriums Gladstone die Antwortadresse auf die Thronrede befürwortete. Auf dem Boden der liberalen Partei stand er also von Hause aus, und von welcher Art seine Interessen und Sympathien waren, ließ seine Rede deutlich genug erkennen. In der heinnischen Uniform eines Schützen der Schottischen Garde trat er auf als Vertreter einer nationalen Politik im Hause der Lords. Reform, Erweiterung des Gesichtskreises in allen politischen und socialen Fragen, bildete den Kern seiner Rede, und er sprach mit einem Feuer und Fluß, an die man in dem wesentlich kühlen, blasirten Oberhause wenig gewöhnt ist. „Selten,“ so bemerkt ein zeitgenössischer Berichtstatter, „erfreut eine Erstlingsrede sich so spontaner, allgemeiner Anerkennung wie diese.“

Während desselben Jahres hielt der jugendliche Sportsman und Politiker Lord Rosebery einen Vortrag in dem Edinburgh Philosophical Institute. Sein Thema war die Union Englands und Schottlands, aber was er zu Gunsten dieser zu sagen hatte, bildete gewissermaßen nur die Grundlage für die Darstellung einer größeren Union, welche über jenes insulare Ereigniß weit hinaus reicht. „Wir gegenwärtig Lebenden,“ bemerkte er, „müssen, wenn wir unseren Anspruch an's Leben behaupten wollen, die Union aller Gesellschaftsklassen herstellen, ohne welche die Macht ein Phantom und die Freiheit eine Poffe ist. In unseren Tagen blicken der Reiche und der Arme sich über keinen unüberreichbaren Abgrund an, denn es giebt auch keinen Schoß Abrahams von ruhiger Glückseligkeit in dieser Welt.“

Eine machtlose Monarchie, eine isolirte Aristokratie, ein intelligentes und emporstrebendes Volk bilden zusammen nicht die Bedingungen constitutioneller Dauerhaftigkeit. Unsere Aufgabe ist, dem Herzen des Gemeinwesens einen vollen, gesunden Pulsschlag wiederzugeben. Es ist eine große Aufgabe, die Aufgabe jedes Einzelnen wie die der Staatsmänner, eine Aufgabe, die Keinem von uns fremd, die vielmehr uns Allen zugehörig ist und die Jeder an seiner Stelle fördern kann. Jeder von uns: Kaufmann und Lehrling, Herr und Diener, Capitalist und Handwerker, Prediger und Laie, wir Alle sind berufen, uns an dieser erhabensten aller Aufgaben zu betheiligen: die Harmonie zwischen Mensch und Mensch wieder herzustellen oder zu schaffen, nicht die Unterschiede in's Auge zu fassen, welche Zufall oder Nothwendigkeit zwischen den verschiedenen Klassen hervorgerufen haben, sondern die gemeinsamen Sympathien, welche der gesamten Menschheit zu Grunde liegen und sie verbinden.“

Die Inspiration dieser Worte ist unverkennbar. Sie enthüllen wie in elektrischer Beleuchtung das innerste Wesen des Redners, und sie gewinnen erhöhten Werth durch die Thatsache, daß kein bloßes Aufwallen jugendlicher Gefühle ihnen zu Grunde lag, sondern daß sie ein praktisches Lebensziel aufstellten, dem Lord Rosebery nie untreu geworden ist. Neue Beweise desselben weit- und hochherzigen Sinnes lieferte seine Theilnahme an den Debatten der Session von 1872. Diese betrafen eine große Frage der äußeren und eine andere der inneren Politik: den Abamavertrag und die Erziehungsbill für Schottland. In Bezug auf den Abamavertrag trat Lord Rosebery sowohl den übertriebenen amerikanischen Forderungen als der Politik Derjenigen gegenüber, welche die gerechten Ansprüche der Vereinigten Staaten bekämpften; es handelte sich für ihn vor Allem um einen bedeutungsvollen Act internationaler Gerechtigkeit, und als solchen empfahl er die Annahme des Vertrages, so kränkend dieser übrigens für den britischen Nationalstolz sein mochte. In Bezug auf die Erziehungsbill für Schottland forderte er die Ausschließung jedes besonderen Katechismus von öffentlichen, durch Staatsgelder unterhaltenen Schulen. Für einen Lord war das ein kühnes Vorgehen und nicht minder für einen Schotten. Die meisten schottischen Mitglieder des Oberhauses verfehlten auch nicht, ihr Entsetzen zu äußern über diesen zur Schau getragenen Säcularismus eines übrigens viel versprechenden jungen Mannes. Aber Lord Rosebery, obgleich, trotz seiner englischen Mutter und seiner Geburt in London, unzweifelhaft ein Schotte, gehörte von Anfang an zu den Schotten, die sich nicht durch die bigotte Enge, sondern durch die geniale Weite und Originalität ihres Gesichtskreises auszeichnen. Er war ein Schotte von der Art Adam Smiths, Dugald Stewarts, Scotts und Carlyles, kein Schotte von der Art puritanischer Zeloten. Zugleich den Spielen der Rennbahn noch immer ergeben, erwirkte er in der Session von 1873 von dem darin mit ihm sympathisirenden Oberhause ein Untersuchungscomité über den Bestand der

Pferdezucht in England. Er selbst wurde zum Vorsitzenden dieses Comité's erwählt, und in Folge der Berathungen desselben wurde eine Verminderung der Pferdesteuer beschlossen. Wie vorurtheilsfrei er übrigens, ungeachtet seiner tiefgewurzelten Neigung zum Turf, die Mängel und Laster der Rennbahn durchschaute und bemüht war, den Charakter des Sportsman auf ein höheres als das herrschende Niveau zu erheben, erhellt genugsam aus der Rede, in der er damals seinen Antrag befürwortete.

In der Session von 1874 präsidirte Lord Rosebery einem anderen von ihm beantragten Comité, betreffend die complicirte Frage der Vertretung des schottischen und des irischen Adels im Oberhause. Bald genug verdiente er sich so in dem vorwiegend trägen, nichtsthuenden Hause der Lords seine politischen Sporen. Während eben jenes Jahres wäre es ihm auch beinahe gelungen, die eine Hälfte seines oben citirten jugendlichen Programms zu verwirklichen; denn im Mai 1874 errang eins seiner Rennpferde, *Couronne de Fer*, die hohe Ehre von Nr. 2 bei dem großen nationalen Derby-Rennen. Lord Rosebery, wie alle angesehenen Sportsmen, erlebte auf der Rennbahn seine Niederlagen und seine Siege. Bei seinem ersten Erscheinen glaubten die professionellen Gauner des Turf in dem knabenhaft aussehenden bartlosen jungen Lord eine leichte Beute gefunden zu haben, doch erkannten sie bald ihren Irrthum. In der That zählt man Lord Rosebery im Allgemeinen zu den entschieden erfolgreichen Gönnern der Rennbahn. Während der siebziger Jahre beliefen, wie es heißt, seine jährlichen Gewinne sich oft auf mehr als 10 000 Pfd. St. Indesß ein Sportsman im gewöhnlichen Sinne des Wortes, ein bloßer Patron of the Turf, war er nie. Auch im Jahre 1874, dem Jahre von *Couronne de Fer*, begegnen wir ihm nach verschiedenen Seiten hin in einem ganz anderen Charakter, auf ganz anderen Gebieten. So präsidirte er im Juli 1874 bei einem Festmahl des Komikers Toole, vor dessen Ausbruch zu einer Rundreise in Amerika. Er enthüllte sich bei dieser Gelegenheit als vorzüglicher After-dinner speaker, und als unübertroffener Meister dieser seltenen Kunst gilt er noch jetzt. Charakteristisch war in seiner Rede u. A. die von ihm selbst gegebene Antwort auf die Frage, wie es komme, daß gerade ihm die Function des Vorsitzenden zugefallen sei: weil nämlich auf Umwegen die Thatfache ihm bekannt geworden, es gehe aus genauen statistischen Daten hervor, kein junger Mann seines Alters habe je so viel Geld für Sperrsitze ausgegeben, um Mr. Toole zu hören, wie er. Um dieselbe Zeit präsidirte er bei der Vertheilung von Preisen an Zöglinge der Middle Class School Corporation, die kurz vorher in der City von London unconfessionelle Schulen gegründet hatte. Am merkwürdigsten war jedoch sein Vorsitz bei dem Congreß der Social Science Association in Glasgow, im September 1874. Schon daß er, ein junger Mann von 27 Jahren, zu einem solchen Posten ausersehen wurde, bezeichnet die öffentliche Würdigung seines intellectuellen Charakters, und als ganz auf der Höhe der großen Probleme

stehend, um deren Lösung es sich handelte, zeigte ihn seine Rede bei der Eröffnung des Congresses. Tief durchdrungen von der Bedeutung der socialen Frage, entwarf er ein dramatisch bewegtes Bild der mannigfaltigen Aufgaben und Ziele, welche darin inbegriffen sind. „In dieser Stadt,“ bemerkte er mit Bezug auf das gewaltige Industriezentrum Glasgow, in dem er redete, „umgibt uns ein großes Aggregat menschlicher Wesen, eine gährende, arbeitende, berufte Bevölkerung, Kinder der Mühlsal, die Glasgow zu dem gemacht haben, was es ist, und die allein es fördern und erhalten können — keine bloßen Productionsmaschinen, sondern Vertreter der Intelligenz, von gemischter Nationalität und mannigfacher Sinnesweise. Ihr könnt nicht durch gemeinsame Gefühle oder gleichartige Interessen an sie appelliren. Sie sind da als eine dunkle, gewaltige Macht, ähnlich den cyclopischen Bewohnern des Aetna. Ich muß ehrlich meine Ueberzeugung bekennen (obgleich dies Denjenigen, welche sehen, wie groß die Zahl der Personen ist, welche die arbeitenden Klassen zu vertreten und zu verstehen behaupten, gewagt scheinen mag, während Andere eine selbstverständliche Thatsache darin erblicken werden), daß diese große arbeitende Bevölkerung sich selbst, ihre Bedürfnisse, ihren Glauben und ihre Interessen Vielen von uns nicht hinreichend verständlich gemacht hat. Wäre dies nicht so, wie käme es dann, daß die mit ihrer Lage verknüpften Probleme so geringe Fortschritte zur Lösung gemacht haben? Wie kommt es, daß jede politische Partei mit gleicher Gewißheit und unumwunden behauptet, die Sympathie und das Vertrauen der Arbeiter zu besitzen? Wie kommt es, daß, wenn die arbeitende Klasse ihre Stimme über irgend eine Frage hören läßt, sie ertönt wie Donner aus heiterer Luft? Ich selbst halte mich für keine Ausnahme von der Regel; aus eben diesem Grunde aber kann ich mir keine interessanteren Gegenstände denken, als diejenigen, welche die Wohlfahrt unserer arbeitenden Klassen betreffen.“ Und dann erörterte der junge Lord mit seltener Einsicht die Fragen der technischen Erziehung, der Handwerkervereine, der Fabrikgesetzgebung, der Sparkassen, der Baugesellschaften, der Emigration, der Experimente französischer und amerikanischer Socialisten — kurz, lieferte den redenden Beweis, daß er über das Bedürfniß aller politischen Reformen hinaus die tiefer liegende Nothwendigkeit einer menschenwürdigen Erneuerung der Gesellschaft begriffen hatte.

Zwanzig Jahre unserer raschlebigen Zeit sind seitdem verflossen, und es ist um so mehr der Mühe werth, sich dieser entweder völlig unbekannten oder so gut wie vergessenen Thatsachen aus Lord Roseberys Leben zu erinnern, je seltener in der Laufbahn zeitgenössischer Staatsmänner das Phänomen einer durchweg consequenten Charakterentwicklung beobachtet wird. Inzwischen hatte, durch den Sturz des Ministeriums Gladstone und die Bildung des Ministeriums Beaconsfield im Januar 1874, ein bedeutsamer Umschwung in den öffentlichen Angelegenheiten Englands stattgefunden. Das Bemühen, Alles so viel als möglich im Status quo zu

erhalten, trat an die Stelle des vorhergehenden Reformeifers, und eine Art von Ruhepause fand auch in Lord Roseberys Laufbahn statt. Er war indeß nicht unthätig, und ebensowenig blieben seine Talente von den Parteiführern unbeachtet. Nicht bloß Gladstone, auch Lord Beaconsfield, der Hasser jeder Banalität, der Gönner jedes wirklichen Talentes, zeichneten ihn aus. In Schottland begann er als einer der Hauptstimmführer des Liberalismus zur Geltung zu kommen. Ein bemerkenswerthes Anzeichen dieser Popularität bei seinen schottischen Landsleuten war seine Wahl zum Rector der Universität Aberdeen im November 1878. Lord Rosebery hatte damals erst sein 31. Jahr vollendet, und nie zuvor hatten die Studenten von Aberdeen einen so jungen Rector gewählt. Doch er nahm die Wahl an und zeigte sich seinem Amte völlig gewachsen. „Lord Rosebery,“ so schrieb damals ein englischer Berichterstatter, „ist schlank und anmuthig und sieht jugendlicher aus, als er ist. Wäre er kein Lord, so würde ich versuchen, mit ihm zu verkehren und sein Freund zu werden. Er ist das beau ideal eines aufgeklärten jungen Liberalen, liberal in jeder Hinsicht, aufgeweckt und heiter und menschlich, von freundlicher, gewinnender Art und, dem Publicum gegenüber, in staunenswerther Weise begabt mit dem Talent, Bewunderung hervorzurufen, sowohl durch seinen Witz und Humor, als seinen gesunden Menschenverstand. Es lohnt sich der Mühe, ihn zu beobachten, wie er einen störrischen Gegner neckt oder einen schwerfälligen Feind in seinen kühnen Netzen fängt. Im geselligen Verkehr ist er ohne jede Affectation, liebenswürdig und scheinbar unbewußt, daß er irgend etwas Besonderes ist. Ich erwarte von ihm, daß er ein Radicaler werden wird, der dem Radicalismus Licht und Freudigkeit und Frische verleiht.“

Die Voraussetzungen dieser scharfsichtigen Charakteristik haben sich der Hauptsache nach erfüllt. Zunächst handelten in Uebereinstimmung damit die Studenten von Edinburgh, die, dem Beispiel ihrer Commilitonen von Aberdeen folgend, Lord Rosebery im Jahre 1880 zum Rector ihrer Universität wählten. Auch noch in anderer Beziehung war das Jahr 1880, sowie das vorhergehende, für Lord Rosebery bedeutungsvoll. Ehe ich indeß hiervon rede, sei noch erwähnt, daß er sich 1878 mit einer Erbtöchter des Hauses Rothschild verheirathete. Diese Verbindung zählte zu den Ereignissen der Saison jenes Jahres und begründete eine, wie es scheint, sehr glückliche Ehe.

Mittlerweile hatte die Unzufriedenheit mit der Politik Lord Beaconsfields, besonders in Bezug auf die orientalischen Angelegenheiten, überhand genommen. Allgemeine parlamentarische Neuwahlen konnten nicht mehr fern liegen; in der That waren die Vorbereitungen zu denselben schon seit einiger Zeit im Gange, und einen mächtigen Aufschwung gewannen sie im Herbst 1879 durch den Entschluß Gladstones, den Wahlsfeldzug in seinem eigenen Wahlkreise in Midlothian, dessen Mittelpunkt Edinburgh ist, ohne Verzug zu beginnen. Während dieser denkwürdigen politischen Campagne nahm Gladstone, auf Lord Roseberys Einladung, sein Hauptquartier in Dalmeny, dem

der schottischen Hauptstadt nahen Stammisß der Roseberys; und vor allen anderen Liberalen Schottlands war es Lord Rosebery, der dem großartigen Veteranen, von welchem man damals zuerst als dem Grand Old Man zu reden anfang, mit thätiger Sympathie zur Seite stand. Bald darauf folgte, in den Neuwahlen vom Frühling 1880, die Niederlage Lord Beaconsfielbs. Lord Rosebery übernahm in dem nun gebildeten Ministerium Gladstone als Unterstaatssecretär des Inneren sein erstes politisches Amt. Kein großer Posten für einen Mann von seinen Fähigkeiten, aber wichtig als administrative Übungsschule, eine Schule, in der er auch bis zum Sommer 1883 ausharrte, als das Auftauchen einer radicalen Opposition gegen die Verwaltung dieses Amtes durch ein Mitglied des Oberhauses ihn in einem Anfall von Verdruß zur Resignation bewog. Während der dann folgenden Parlamentsferien setzte er seine politische Erziehung auf eigene Faust fort, indem er die englischen Colonien in Afrika, Australien und Neuseeland bereiste. Welcher Art die Eindrücke waren, die er auf dieser Fahrt empfing, ist in seiner ganzen späteren Laufbahn nachweisbar. Von den Antipoden zurückgekehrt, brachte Lord Rosebery schon in der Session von 1884 seine berühmten Vorschläge für die Reform des Oberhauses im Oberhause selbst zur Sprache. Als Theilnehmer an dem allgemeinen Congreß der Trades Unions, während desselben Jahres, bezeugte er von Neuem seine Sympathie mit den großen Aufgaben socialer Gesetzgebung; und Hand in Hand mit diesem demokratischen Glaubensbekenntniß ging seine ebenso emphatisch ausgesprochene Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Zusammenhaltens des großen englischen Weltreichs durch ein Band föderativer Einheit. Zugleich fand er Neigung und Muße zur Beschäftigung mit den Fragen auswärtiger Politik. Um diese an Ort und Stelle zu studiren, bereiste er öfters das Festland. Besonders sah man ihn häufig in Berlin, wo Fürst Bismarck den großen Anziehungspunkt für ihn bildete. Der günstige Eindruck, welchen der junge englische Staatsmann auf den Nestor der europäischen Politik hervorbrachte, ist bekannt. Außer der praktischen Lebenserfahrung, der angeborenen diplomatischen Gewandtheit, der Weltkenntniß, der kühlen Unsicht des Urtheils, war es ohne Frage auch die seltene Gabe des Humors, was Fürst Bismarck an Lord Rosebery gefiel. Denn von dieser hat der jüngere Staatsmann eine ungewöhnliche Ausstattung mitempfangen, und abgesehen von allem Anderen, beruht auf ihr in nicht geringem Maß seine außerordentliche Popularität unter seinen Landsleuten. Kein Volk hat größere Humoristen hervorgebracht, und kein Volk zollt ihren Verdiensten eine naturwüchsigere Anerkennung als das wegen seiner mürrischen Abgeschlossenheit verrufene englische Volk. So schätzt man in England auch bei Lord Rosebery die solide Grundlage, man vertraut seiner Einsicht, seinem Scharfblick, seinem Charakter; aber sein Humor bringt noch eine besondere Art der Ueberlegenheit zum Bewußtsein, indem er sein Publicum in gute Stimmung versetzt. Selbst Bismarck würde nicht sein, was er ist, ohne seinen Humor.

Minister des Auswärtigen im Ministerium Gladstone war bis dahin Lord Granville gewesen. Als dieser Ende 1885 starb, wurde Lord Rosebery zu seinem Nachfolger ernannt. Eine ehrenvolle Anerkennung, aber eine Anerkennung, deren Berechtigung er durch seine Amtsführung bewährte. Sein Neufbeses fiel noch immer durch ungewöhnliche Jugendlichkeit auf, doch der jugendlich aussehende Minister zeigte sich seinem Hauptgegner im Oberhause, dem Graufopf Lord Salisbury, völlig gewachsen, nach dem classischen englischen Ausdruck: a foeman worthy of his steel. Selbst von torijistischer Seite wurde dies offen anerkannt. Ja, es wurde im torijistischen Lager fast zur Mode, Lord Rosebery auszuspielen gegen Gladstone, den patriotisch fähigen gegen den allerdings auch fähigen, aber durch seine Home-Rule-Bill „unpatriotisch“ gewordenen Premierminister. Es war dies um so merkwürdiger, in je allgemeinerer Uebereinstimmung Lord Rosebery sich mit Gladstone befand, und je kürzere Zeit seine Amtsführung dauerte; denn schon im Juni 1886 brach das Ministerium Gladstone durch das Mißtrauensvotum der Anti-Home-Rulers zusammen. Aber Lord Roseberys Verwaltung des Auswärtigen Amtes hatte ihre Spuren hinterlassen, und die während der folgenden Jahre von ihm gespielte Rolle verstärkte den durchaus bedeutenden Eindruck seiner glänzenden Begabung. Man erlebte damals von Neuem den sonderbaren Scenenwechsel, welcher gegenwärtig den periodischen Uebergang der Staatsgewalt von der liberalen an die conservative Partei in England zu begleiten pflegt. Mannigfach sind die Manifestationen unseres demokratischen Zeitalters, und zu den seltsamsten gehört in England diese, daß die Conservativen, sobald sie an's Ruder gelangen, sich beeilen, die liberale Maske aufzusetzen und Maßregeln, die bisher als von Grund aus verderblich von ihnen bekämpft wurden, mit kaum geringerem Feuereifer anzuempfehlen, als nothwendig für die öffentliche Wohlfahrt. Unter den liberalen Maßregeln des neuen Ministeriums Salisbury war nun die Ausdehnung des Selfgovernment durch Herstellung von Grafschaftsräthen (County Councils) wohl die bedeutendste. Auch die Weltstadt London mit ihren fast fünf Millionen Einwohnern wurde bei dieser Gelegenheit in eine Grafschaft verwandelt, und zum ersten Vorsitzenden des Londoner Grafschaftsraths wurde (1889) fast einstimmig Lord Rosebery erwählt. Daß er dies schwierige Amt durchaus musterhaft verwaltete, ist eine der wenigen Thatfachen, in Bezug auf welche in England sämmtliche Parteien übereinstimmen. Der Grafschaftsrath selbst bestätigte sie durch die Wiederwahl seines Vorsitzenden nach einer dreijährigen Amtsführung. Aber schon bald darauf rief der Sturz des Ministeriums Salisbury, in Folge der Neuwahlen von 1892, den Präsidenten des Londoner Grafschaftsraths in's Auswärtige Amt zurück. Die nun folgende glänzende Bewährung von Lord Roseberys diplomatischer Kunst in den siamesisch-französischen und den ägyptischen Verwickelungen ist noch in frischer Erinnerung. Noch bemerkenswerther war aber die Rolle, die er in dem großen Coal Strike zu Ende des

verfloffenen Jahres spielte. Was allen andern, Monate lang fortgesetzten Bemühungen mißlungen war: — die Herstellung eines Einverständnisses zwischen den aufständischen Arbeitern und den störrischen Capitalisten, gelang der Vermittelung Lord Roseberys in wenigen Stunden. Damit hatte er in Wahrheit seinen Anspruch auf die Succession als Premierminister erwiesen, und nicht durch herkömmliche Etikette, sondern, soweit dies innerhalb eines constitutionellen Regierungssystems möglich, durch ein Plebisit, durch volksthümliche Aclamation, folgte er seinem großen Vorgänger Gladstone am Ruder des Staates nach.

Als Nachfolger Gladstones ist Lord Rosebery eine doppelt interessante Erscheinung. Dem ernsten, strengen, fast puritanischen Wesen des älteren Staatsmanns steht er gegenüber als ganz moderner Diplomat und Weltmann, eine Art von Palmerston redivivus, von ähnlichem Sinn wie dieser für die Größe des britischen Weltreichs und den Humor des Daseins, obgleich um eine volle Generation weiter fortgeschritten in seinen Ueberzeugungen von der demokratischen Entwicklung des Nationallebens. Seinem politisch-socialen Glaubensbekenntniß gab er vor Kurzem erneuten Ausdruck in der großartigen Rede, die er am 22. März 1894 in St. James-Hall in London an seine Collegen vom Londoner Grafschaftsrath richtete, und aus der ich nicht umhin kann, hier den Schluß mitzutheilen. „Ich glaube,“ sagte Lord Rosebery, „daß unser Volk endlich zum Bewußtsein seiner Verbindlichkeiten und seiner Pflichten gegen alle Gesellschaftsclassen zu erwachen beginnt. Und ich glaube, daß man jetzt allgemein geneigt wird, zu denken, daß die Politik kein bloßes Spiel ist, in welchem die Bauern zu oft den Springern und Thürmen geopfert werden, sondern ein lebendiges und veredelndes Bemühen, die Grundsätze der höchsten Moral im praktischen Leben zu verwirklichen. Ich glaube, daß man die Regierungen immer mehr nach diesem Prüffstein beurtheilen wird. Ich glaube, daß die Ueberzeugung sich verbreitet, daß eine Regierung nur in diesem Sinne thätig sein sollte. Große Reden halten und aus großen Abstimmungen siegreich hervorgehen, mit Ansehen in der Welt auftreten, Eure Flotten alle Meere befahren, Eure Fahne an allen Küsten flattern sehen, ist ganz in der Ordnung. Aber es ist nicht Alles, bei Weitem nicht Alles. Ich bin gewiß, daß es bei uns eine Partei giebt, die noch keinen Namen hat, die außer Zusammenhang steht mit irgend einer vorhandenen politischen Organisation, eine Partei, die sich versucht fühlt, zu sagen: ‚Die Pest auf Eure beiden Parlaments-Häuser, die Pest auf alle Eure Parteien, die Pest auf alle Eure endlosen Discussionen, die so wenig Frucht tragen! Hört auf mit diesen endlosen Reden und kommt her und thut Etwas für das Volk!‘ — Diese Sinnesweise erfüllt, glaube ich, eine große Menge unserer Handwerker, eine große Menge unserer arbeitenden Geistlichkeit und eine große Menge Derjenigen, welche für die Armen und mit den Armen arbeiten und die ich, aus Mangel an einem besseren Wort, durch den Zwitterausdruck Philanthropen bezeichnen muß. Und man wird finden, daß,

wenn das Parlament nichts Wirkames zu thun vernag, diese Sinnesweise sich höher und weiter in der Gesellschaft ausbreiten wird; und ich meinerseits gebe die Hoffnung nicht auf, eines Tages einen Minister zu sehen, der von Zeit zu Zeit von der Plattform der Partei herabsteigt und geradezu zu den Herzen seiner Landsleute redet, redet wie Sir Robert Peel zu ihnen redete, als er gestürzt wurde, weil er dem Volke billiges Brot gegeben hatte. Wäre ein solcher Minister heute hier, er würde Euch, glaube ich, auffordern, nicht sein Cabinet zu retten, sondern eine große Anstrengung zu machen zu Eurer eigenen Rettung, durch jedes, directes, wirkames Handeln Euch selbst zu retten von den Gefahren, welche eine große Bevölkerung bedrohen, den Gefahren der Gewaltthat, den Gefahren des Verbrechens und der größten Gefahr von allen, der Gefahr der Unwissenheit. Wir fordern Euch nicht auf, eine Klasse oder ein Individuum zu berauben, aber wir sagen, daß, wenn nicht wirksame Mittel ergriffen werden zur Organisation dieser ungeheuren, dieser unberechenbaren Bevölkerung, die, halb bemerkt, halb ignorirt, um uns her aufwächst, England in einer Gefahr schwebt, wie kein Krieg sie ihm verursacht hat, einer Gefahr, von der unsere Regierung es erretten möchte.“

Ein kühnes, staatsmännisch großartiges Glaubensbekenntniß! Aber so offenkundig die Hauptzüge von Lord Roseberys öffentlicher Laufbahn daliegen, so wenig erschöpfen sie die Ansicht seines Wesens. Hinter dem jugendlichen Aeußeren, das ihn, den jüngsten englischen Premierminister seit Pitt, noch immer kennzeichnet, birgt sich eine Festigkeit und Tiefe des Charakters, die allen Beobachtern zu denken giebt. Neulich bei dem Meeting im foreign Office, wo Hunderte von scharfsehenden Augen auf ihn gerichtet waren, fiel es auf, wie, während die beweglichen Züge, die rastlose Nervosität des neben ihm sitzenden Führers des Unterhauses jeden vorübergehenden Stimmungsausdruck seiner Umgebung zu reflectiren schienen, Lord Roseberys Gesicht nicht durch die leiseste Andeutung verrieth, was ihn im Innern bewegte. Kälte oder doch Kühle, so meinen Manche, sei ein hervorragender Charakterzug seiner Natur, und der unbeweglich durchdringende, ruhige Blick seiner blauen Augen scheint diese Ansicht zu bestätigen. Selbst bei großen öffentlichen Empfangsfeierlichkeiten, mitten in dem Lächeln des Willkommens, den heiteren lebenswürdigen Worten, womit er den Strom seiner Gäste begrüßt, bestreundet Manche der sich immer gleich bleibende, feste, fast melancholische Blick jener Augen, die anscheinend theilnahmlos auf der umgebenden glänzenden Scene verweilen. Wer jedoch seine Laufbahn überblickt, seine Reden liest, den Gründen seines außerordentlichen Einflusses nachspürt, kann kaum zweifeln, daß unter jenem kühlen Aeußern nicht bloß ein genialer Scharfblick, eine felsenfeste Willenskraft, sondern auch eine ungewöhnliche Tiefe des Gefühls verborgen liegt. Der Trauer über den Tod seiner Frau gab er einen rührenden Ausdruck in einer seiner Biographie Pitts vorangesehenen Widmung. Die Wenigen, die seine Freundschaft gewonnen haben, sind durch die wärmsten

Bande der Neigung an ihn gefesselt, und, was wohl am bezeichnendsten, die Masse des englischen Volks schenkt ihm ein, man möchte fast sagen, gläubiges Vertrauen, als dem Repräsentanten seiner Rechte und seiner Hoffnungen für die Zukunft.

Lord Roseberys Arbeitskraft ist erstaunlich, um so mehr, als die glückliche Naturgabe eines tiefen Schlafes nach angestrenzter Arbeit, deren der jugendliche Greis Gladstone sich noch immer erfreut, ihm verjagt ist. Oft, so wird versichert, treibt am späten Ende eines schweren Arbeitstages das ungestillte Verlangen nach Ruhe den edeln Lord zur nächtlichen Wanderung in's Freie, oder womöglich verläßt er London, um die Erholung, welche die lärmende, rastlose Hauptstadt ihm verweigert, zu finden in der Stille seiner Landsitze in Epsom und Mentmore. Er ist ein eifriger Leser und Freund litterarischer Studien, ja, man sagt, der Verfasser zahlreicher Gedichte, die es interessant sein würde eines Tages veröffentlicht zu sehen.

Als Redner wetteifert Lord Rosebery mit seinen größten Zeitgenossen. Anscheinend mühelos beherrscht er massenhafte Volksversammlungen, in denen Tausende aufgeregter Parteimänner sich drängen, und ebenso ist er in dem apathischen Hause der Lords einer der Wenigen, die mit offenbarem Interesse und Beifall gehört werden. Seine Neigung für die Freuden der Rennbahn dauert noch jetzt fort. Und merkwürdig genug erfüllte sich, fast unmittelbar nachdem er Premierminister geworden, auch der zweite Theil seines oben erwähnten jugendlichen Programms, indem er bei dem diesjährigen Derby-Kennen mit dem Pferde Labas den Sieg davontrug.

In Bezug auf die Aussichten des Ministeriums Rosebery wage ich keine Prophezeiungen. Unzweifelhaft ist, daß Lord Rosebery, trotz einer kleinlich factiösen Agitation gegen ihn als Peer und trotz des Geträchzes mancher Unglücksvögel, die ihm gestellte schwierige Aufgabe, nach der Abdankung Gladstones die liberale Partei, einer starken und rücksichtslosen Opposition gegenüber, zusammen zu halten, bisher mit seltenem Geschicke gelöst hat und daß er durch das Gewicht seines Ansehens einer Politik zum Siege zu verhelfen strebt, welche sich der Sympathie der Mehrheit des englischen Volkes erfreut.





Das Buch Hiob.

Von

Georg Brandes.*)

— Kopenhagen. —

I.



effne die Odysee und lies am Schlusse des ersten Gesanges diese Zeilen:

„Und er öffnete jetzt die Thüre des schönen Gemaches,
Setzte sich auf sein Lager und zog das weiche Gewand ab,
Warf es dann in die Hände der wohlbedächtigen Alten,
Diese fügte den Rock geschickt in Falten und hängt' ihn
An den hölzernen Nagel zur Seite des zierlichen Bettes,
Ging aus der Kammer und zog mit dem silbernen Ringe die Thüre
Hinter sich an und schob den Riegel vor mit dem Rahmen.
Also lag er die Nacht, mit feiner Wolle bedeckt,
Und umbachte die Reife, die ihm Athene gerathen.

In diesen Zeilen liegt griechischer Geist, echter und ursprünglicher griechischer Geist. Es ist eine ganz schlichte Scene aus Griechenlands großem Heldengedicht. Welche Genauigkeit in der Wiedergabe der täglichen Lebensvorgänge, welches Interesse für dieselben! Und welche Freude am Beschreiben jedes einzelnen kleinen sinnlichen Dinges! Telemach öffnet selbst die Thür, setzt sich auf sein Lager, nimmt seinen Chiton ab und reicht ihn der Amme. Sie glättet und legt ihn zusammen, hängt ihn an den Riegel, geht, zieht mit dem silbernen Griffe die Thüre hinter sich zu und schiebt den Riegel vor.

Es ist der Abend nach einer großen, entscheidenden Scene, Telemachs letzte Nacht in der Heimat. Er hat zum ersten Male mit Kühnheit zu den

*) Autorisirte Uebersetzung von A. Neustädter.

Freiern gesprochen und reist nun ab. Gleichwohl legt der Dichter die größte Theilnahme für jede unbedeutende Einzelheit an den Tag. Alles wird unter gleichem Gesichtspunkte gesehen, das Größere und das Kleinere, das Wichtige und das Unwichtige. Oder richtiger: Keine Einzelheit erscheint unwichtig. Und Alles ist um seiner selbst willen erwähnt, Nichts ist bildlich oder symbolisch.

Es ist unmöglich, sich eine größere Klarheit in der Beschreibung vorzustellen. Wie in den griechischen Reliefs jede einzelne Gestalt so dargestellt wird, daß der Schatten der einen nicht auf die andere fällt, so ist auch diese Klarheit ohne Schatten.

In der ganzen Bibel findet man nicht acht solcher Zeilen. In der alten hebräischen Literatur wird nie genau, ja in der Regel unklar geschildert. Man sehe die Schilderung eines Phänomens, das solch' einen tiefen Eindruck gemacht hat, wie die zwei Säulen des salomonischen Tempels, Jakin und Boas. Man kann sich unmöglich ein Bild davon machen. Die Hauptstelle (I. Könige 7, 15) lautet: „18 Ellen war die eine Säule hoch, und ein Band von 12 Ellen umgab die andere Säule.“ In derselben Stelle ist der Säulentnauf 5 Ellen hoch; in II. Könige 25, 17 ist er 3 Ellen hoch, in der II. Chronik 3, 15 sind die Säulen 35 Ellen hoch.

Aber man nehme selbst zum Vergleiche eine wohlgelungene Schilderung des Alten Testaments, z. B. die der Bergwerksarbeit im Buche Hiob, wo der Verfasser wahrscheinlich die Arbeiten schildert, die er auf dem Berge Sinai gesehen hat:

„Dort sind Gänge, wo man das Silber auszieht,
Und Gänge, wo das Gold geläutert wird.

Eisen bringt man aus der Erde,
Und das geschmolzene Erz wird zum Kupfer.

Der Mensch bringt der Finsterniß Grenzen zum Weichen,
Er durchsucht die Tiefe,
Die Steine, die im Todesdunkel verborgen sind.

Fern von bewohnten Orten bricht er Gräben,
Die der Lebenden Fuß nicht kennt,
Er hängt und schwebt in der Luft, fern von der Menschen Stätte.*)

Diese Erde, worauf das Brot wächst,
Ist in ihrem Innern durch Feuer zerrissen.

Ihre Klippen sind des Saphirs Lager,
Im Staube findet man Gold.

Der Vogel kennt nicht den Weg dorthin,
Das Auge des Falken sieht ihn nicht.

.

*) Die Bergwerksarbeiter wurden in Körben oder mit Gestellen in die Steinbrunnen hinabgelassen, damit sie sich in die Bergwände einarbeiten konnten.

Der Mensch legt Hand an die Felsen
Und gräbt den Berg vom Grund aus um.

Bricht Gänge in die Klippen,
Damit sein Auge alle Schätze sieht.

Hemmt den Strom des Wassers
Und bringt das Verborgene an das Licht.

Aber die Weisheit? Woher wird sie geholt?
Und wo ist die Heimat der Erkenntnis?

Der Mensch kennt nicht ihr Reis,
Man trifft sie nicht in der Lebenden Land.

Der Abgrund spricht: Mein Schooß birgt sie nicht.
Und das Meer spricht: Sie ist nicht in mir.

Man wägt sie nicht mit Gold auf,
Silber ist nicht ihr Kaufpreis.

Man erhält sie nicht für Ophirs Gold,
Für kostbaren Onyx oder Saphire."

Die Bergwerksarbeit wird hier nicht um ihrer selbst willen beschrieben. Kein selbstständiges Interesse wird für sie gehegt. Die ganze Schilderung, wie Metalle und Edelsteine aus dem Berge geholt werden, ist nur dazu da, um zu dem geistigen Gegensatz zu gelangen. Aber die Weisheit, woher wird sie geholt? Der Stil ist feierlich und bewegt sich in dem strengen Parallelismus des hebräischen Versmaßes vorwärts. Schon dies wirkt auf die Schilderung ein. Darin liegt ein Drang, sich imponiren zu lassen und zu imponiren. Der Verfasser sucht das Außerordentliche, das Geheimnisvolle und Bedeutsame:

Der Mensch . . . durchsucht . . .
Die Steine, die im Todesbunkel verbergen sind.

Es liegt ein Eindruck von Grauen und Exaltation in der Schilderung. Der Arbeiter weilt fern von den Lebenden, schwebt in der Luft, weit von der Menschen Heimat. Der Raubvogel kennt nicht den Weg zu dem Minengang. Der Verfasser bringt sich in Erregung durch starke Ausdrücke:

Der Mensch legt Hand an die Felsen
Und gräbt den Berg vom Grund aus um.

Das Ungefähre und das Uebertriebene verkehrt hier nicht, nein — es entspricht, wie in Griechenland, genau der Sprache. Das Großartige gefällt weit besser, als das Einfache. — Die Phantasie verweilt bei dem Ungeheuerlichen, sieht etwas Göttliches darin; in Griechenland erblickt man das Göttliche in dem sicher Begrenzten. Gefaselt, das Unbegrenzte, ist der denkbar ungr Griechischste, Phlegma der denkbar unisraelitischste Begriff.

Das ist Hellas und Israel, denen Europa seine Cultur verdankt.

Die Griechen bewohnten ein Gebirgsland mit stark gesonderten Thälern, wie man sie in der Schweiz findet, nur daß die Berge nicht hoch waren, sondern fruchtbar, die Landschaft lieblich, nicht rauh. Und ringsum lag das Meer, und überall schnitt das Meer hinein, ein Meer mit reizenden Farben und friedlich längs der Küsten und in den zahlreichen Häfen.

Griechenland war ein Küstenland, und seine Männer waren Seemänner mit der Seemänner Eigenthümlichkeit.

Die Griechen waren früher ein Volk von Matrosen, Seeräubern, Kaufleuten und Colonisten, von Natur bereit zum Reden und Andere reden zu hören, ein Volk von Erzählern, und also in ihren Besseren ein Volk von Rednern und Dichtern, in ihrem minderwerthigen ein Haufen von Prahlern und Lügern. Ein und das Andere in der Odyssee ist idealistische Schifferlüge.

Die Kinder Israels waren ursprünglich Nomaden. Hebräer (Ibrier) bedeutet die Umwandernden. Die Landschaften, die sie zuerst vor Augen hatten, waren wahrscheinlich die wilden Berggegenden und Wüsten des steinigten Arabiens. Die Berge haben sie mit Grauen und Ehrfurcht erfüllt. Die Gegend am Sinai ist wilder und rauer, als die am Olymp. Der Olymp wurde heilig, Sinai gefürchtet. Jeder Berg hatte seinen Gott. Der Bergcultus ist bei den semitischen Stämmen eine der ältesten Religionsformen. Thabor, Hauran, Hermon, Libanon, sie Alle hatten ihren Gott, genannt Baal-Hermon, Baal-Libanon, Baal-Hauran u. s. w. Sinai hatte seinen Gott, eine Art Donner- und Blitzgott. Von des Berges Gipfel schienen ja die fürchterlichen Unwetter jener Gegend auszugehen. Arafel, die dunkle Wolke, war sein Schleier. Er zerriß ihn und offenbarte sich im Blitz. Er war ein Flammengott. Wer ihn sah, der starb.

Später, als Moses, der Sage nach, zu den Midianiten kommt, besucht er Horeb, Gottes Berg, und sieht dort den brennenden Dornbusch, der aufflammt, ohne verbrannt zu werden. Hier sucht Gott den Aufsteigenden zu tödten. So greift Jehova in der Herberge Moses an, um ihn zu tödten. Seine Frau Sippora rettet nach der augenscheinlich uralten Sage sein Leben, indem sie eine Opferthat an seinem Sohne vornimmt und dem Herrn ein Stück blutige Haut hinwirft. So läßt Gott Moses fahren.

Des Berggottes Antlitz ist wie das einer Medusa, es versteinert vor Grauen. Als Moses auf dem Horeb Gottes Herrlichkeit zu sehen wünscht, da faßt Gott ihn, stellt ihn in eine Spalte des Felsens und verdeckt ihn im Vorbeisichreiten mit seiner breiten Hand. Wie er sie zurückzieht, sieht Moses ihn von hinten; hätte er ihn von vorn geschaut, wäre er gestorben. Elias sah später unter ähnlichen Umständen Gott auf Horeb. Als die 70 Ältesten Israels den Sinai besteigen und der Gottheit Stätte sehen, haben sie den Eindruck des blendenden azurblauen Himmels. „Unter seinen Füßen war es wie ein schöner Saphir und wie die Gestalt des Himmels, wenn es klar ist.“ (2. Moj. 24.)

Die Israeliten hatten Naturmythen, wie alle anderen Völkerstämme, Sonnen- Regen- und Culturmythen, wenn auch in geringerem Umfange. Für den Nomaden ist die Sonne die feindliche Macht, die Wolke die freundliche. Er wandert mit seinen Heerden von Weide zu Weide und lebt von dem Regen, der das Gras sprossen läßt. Bei Tage muß er ruhen. Seine Karawanen wandern, wie heutigen Tages die der Araber, bei Nachtzeit. Der gestirnte Himmel ist sein Freund, die gute Nacht. Die flammende Sonne wird der grausame Herr, Moloch, Melek.

Es ist gelungen, eine hebräische Mythologie zusammenzustellen, von der man im Buche Hiob nicht geringe Spuren findet. Götzen, Hausgötter, die in den Zelten gehalten und auf dem Rücken der Kameele weiter geführt wurden, waren zahlreich. Später wurden Bilder von Jehova aus Silber und Gold ausgeführt. Jesaias ist voller Angriffe gegen solchen Götzendienst. Die Semiten trieben ohne Ausnahme von Anfang an Vielgötterei; wie schon der älteste Gottesname der Israeliten, Elohim, in seiner Mehrzahlform beweist. Aber in ihren Stämmen, wie überhaupt in Blut und Geist der Semiten, lag ein Hang zur Verehrung eines Gottes.

Nach und nach nahmen diese Nomaden festen Wohnsitz, verwandelten sich in Ackerbauer und gründeten Städte.

Sie nahmen ihren Sitz im Lande Kanaan, das sie von den Urewohnern eroberten. Der Ausdruck: ein Land, wo Milch und Honig fließt, entstammt der morgenländischen Phantasie.

Nüchterner ist das Wort Moses' im 5. Mos. 10:

Denn das Land, da du hinkommst, es einzunehmen, ist nicht wie Aegyptenland, davon ihr ausgezogen seid, da du deinen Samen säen und selbst tränken mußt, wie einen Kohlgarten; sondern es ist ein Land mit Bergen und Thälern, die der Regen des Himmels tränken muß.

Und im 5. Mos. 8, 7 heißt es:

Ein schönes Land mit Bächen und Quellen und Strömen, die aus den Bergen in's Thal fließen. Ein Land mit Weizen und Gerste, mit Weinstöcken, Feigenbäumen und Granatäpfeln, ein Land mit Olivenöl und Honig. Ein Land, wo du dein Brot nicht in Armuth verzehren wirst, wo du Nichts entbehren sollst. Ein Land, das Eisenerz hat, und aus dessen Bergen du Kupfer hauen sollst. —

Es giebt aber zwischen den zwei großen Culturvölkern der Erde, den griechischen Schiffern und den israelitischen Nomaden und Ackerbauern, trotz des Grundunterschiedes, auch viele Gleichheitspunkte. Das Leben in Hellas hat zahlreiche Herdstätten; das, was wir Griechenland nennen, besteht aus einer Menge kleiner selbstständiger Staaten. Man findet lange kein anderes Band zwischen ihnen als das, was die homerische Dichtung abgiebt. Homer hat dieses Volk zusammen gesungen, und die olympischen Spiele haben es zusammen gehalten.

Ebenso stehen die vielen israelitischen Stämme während Jahrhunderte unabhängig von einander, feindlich gegen einander. Es sind Israels Propheten, es sind Männer wie Jesaias und wie der anonyme, große Prophet der babylonischen Verbannung, die aus den Stämmen ein Volk bilden.

Und wie der Grieche den Barbaren tief verachtet, der nicht freier Bürger ist und nicht griechisch spricht, so sieht auch der Israelit tief auf die Volksstämme (Heiden) herab, die nicht Jehova zum Gott haben und denen Jehova Nichts versprochen hat.

Das griechische Ideal ist Lust. Der homerische Grieche ist persönlich unabhängig, kühn und frei. Er denkt sich seine Götter froh. Daher der Ausdruck: Da sollst du froh wie ein Gott am Herde sitzen und Wein trinken. Der Jehova der Hebräer ist nicht „froh“. Er ist gewaltig.

In der Griechen Auge ist das Beste: Friede, oder das, was Ordnung und Frieden giebt. Plato sagt: Liebe giebt dem Liebenden Frieden, dem Meere Ruhe. Aristoteles sagt: Der Gedanke ist weniger eine Bewegung als eine Last. Anders bei den Hebräern. Weder Liebe noch Gedanke geben Friede.

In der griechischen Kunst ist kein Miston. Es ist kein Zwiespalt zwischen Körper und Seele, zwischen Pflicht und Glück, keine losgelassene Leidenschaft, selten wildes Pathos.

Hinter der griechischen Tragödie liegt tiefer Einblick in des Lebens Schrecken, sie ist auf grauenvolle Mythen aufgebaut, auf verbrecherische Göttergeschlechter und Titanen in Aufruhr und Qual. Sie entspringt dem wilden losgelassenen Jubel der Dionysosfeste. Aber in diesen Tragödien herrscht künstlerisch stets Anstand und Würde, die Heldin ordnet ihr Gewand um ihre Füße, wenn sie stirbt.

Wir begegnen hier einem Ideal, das reich ist, aber nicht tief, schön, aber nicht erhaben.

Im Morgenlande ist das Ideal enger, steifer, stärker, ein Ideal von unbeugbarer Kraft, ewiger Dauer, wie Jehova im Himmel, die Pyramiden auf der Erde.

Im Morgenlande ist Alles ausdrucksvoll, voll reicher Bedeutung, die Leidenschaft geht nackt. Die Schwingungen der Seele sind die stärksten, ewiges Anrufen, hohes Pathos, verzweifelte Klage, heftige Lebensfreude.

In der griechischen Landschaft waren alle Proportionen klein, Alles temperirt, alle sinnlichen Wahrnehmungen deutlich, alle Umrisse in Klarheit gebadet. Demzufolge ein wahrer Abscheu vor dem Zusammengefügten, Uebertriebenen, Formlosen und Unbegrenzten. Deshalb eine Kunst, deren Wesen die richtigen Proportionen und Dimensionen zeigt, seine Verhältnisse und vollendetes Maßhalten.

In der Landschaft, die das semitische Volk vor Augen hatte, sind die Hauptfactoren die Klippen und die Wüste. In der Fläche und in der Höhe

ein Ausdruck von Größe. Man sehe z. B. das Bild des prachtvollen, einsam und mild gelegenen Thabor mit seinen stumpfen Kegeln. Die Natur ist mild, und das Land, welches das israelitische Volk sich erkämpft hat, ist fruchtbar. Die Volksphtasie machte das Wilde wilder und das Fruchtbare fruchtbarer. Die Natur war unruhig; man war häufigen Erdbeben ausgesetzt, und die Naturverhältnisse waren unsicher; Heuschreckenschwärme fanden sich in Heerschaaren ein und verwüsteten Alles.

Was von Poesie hier erzeugt wird, ist daher meist großartig und streng, doch die Dichtung bringt auch den Beweis, daß man in brennender Ertik gelebt und zur Frühlingszeit in Naturfreuden geschwelgt hat. Aber Alles ist concret aufgefaßt, das Ganze mit einem Schlage und in einer Sprache ausgedrückt, deren Töne mit ihren Kehllauten hart und klangvoll sind.

Der Grieche löst Alles in Einzelheiten auf, analysirt, geht logisch vor, schafft deshalb das Räsonnement, die oratorische und philosophische Entwicklung von Glied zu Glied.

Der Israelit hat keine Analyse und keine Logik, er räsonnirt nicht, er hat Erscheinungen; er schließt nicht, er erblickt und ruft aus; sein Verfahren ist nicht Logik, sondern Intuition.

Der Grieche erzählt Anekdoten und spinnt redselig seinen Stoff aus. Bei dem Juden ist Alles Ausdruck, Leidenschaft, Wiederholung, wie Knappheit. Er vermag den Stoff nicht zu entwickeln, hat keinen Begriff von Composition. Er bewegt sich im Sprunge vorwärts, beginnt von vorne, wendet sich zu längst Berührtem zurück, ist unklar und verlangt keine Klarheit. Für die lichtvolle Philosophie des Griechen, für sein Aufzählen der Ursachen und Wirkungen hat er die kurze Sentenz; statt des Griechen nüchterner Phantasie hat er eine unberechenbare, glühende Einbildungskraft, die zwar kein Drama erzeugen kann, aber Hymnen, Gesänge, Freudenrufe, Vermünschungen, Oden, Elegien, einen elementaren Dialog und zusammengeordnete, ungeordnete Erwägungen. Sein Stil ist ohne Perioden, weil er in Fragen und nicht in Vernunftschlüssen denkt.

Dieser tiefe Grundgegensatz schließt nicht aus, daß es einen Zeitraum gab, einen späten, wo griechischer und israelitischer Geist einander berührten. Hier von findet man die erste Spur wirklicher Einwirkung in der jüdisch-alexandrinischen Litteratur, die nächste Spur unter der griechischen Herrschaft in Jerusalem in den Klagen über israelitischen Abfall, über den Zubrang zu den griechischen Gymnasien in Jerusalem (I. Makkab. 1, 15). Zum letzten Male vermischt sich griechischer und israelitischer Geist in Alexandria im Neuplatonischen, und das ägyptisch beseelte Christenthum entspringt dieser Mischung.

Die Annäherung zwischen den zwei Volksgeistern ohne besondere directe Einwirkung begegnet uns nur in einem einzigen Schriftwerke des jüdischen Alterthums, in Kothélet (Buch der Pred.). In diesem Werke, das etwa

über 100 Jahre vor unserer Zeitrechnung verfaßt ist, zeigt sich eine gewisse Uebereinstimmung des israelitischen mit dem griechischen Geiste, obgleich die griechische Cultur dem Verfasser vollständig fremd ist.

II.

Wir sind unter des Königs Hizkia (Ezechias) Regierung, ungefähr 720 Jahre vor Christi Geburt. Es ist die Zeit des Jesaias und des Micha. Das Heer der Assyrer hat (721) das Reich Israel zerstört. Samaria ist erobert, die Einwohner sind in das größere (wenn auch kleine) Reich fortgeführt. Hizkia ist der Gefahr entgangen, das Reich Juda wird von der Pest befreit, die in Aegypten das assyrische Heer befällt, und die Männer des Hizkia befaßten sich mit großen Litteraturarbeiten.

Wahrscheinlich ist dies der Zeitpunkt, wo die älteren und nun verlorenen Bücher Jasar und das Buch über Jehovas Kriege zerstückelt und bearbeitet wurden. Positiv wissen wir, daß damals die letzten Theile der Wortsprüche gesammelt wurden, diejenigen, die ausdrücklich benannt werden: „gesammelt von den Männern des Königs Hizkia“.

In diesen Stücken (Lammel, Agur, Leithiel) liegt eine Art fremder, weltlicher Cultur, obgleich Gott hier Jehova genannt wird. Hier ist eine Art Compromiß zwischen dem Jehovaglauben und dem gemeinsamen Weisheitsschatz der umwohnenden Völker eingegangen.

Es gab Nachbarstämme, außerhalb Palästinas wohnend, die an der gemeinsamen semitischen Lebensphilosophie theilnahmen. Solche waren die Beni-Keden, d. h. die Söhne des Ostens, dieselben, die später Sarazenen genannt werden und die zur Zeit der Kreuzzüge unter Saladin kämpften. Sie sind es, die wir im Buche Hiob auftreten sehen.

Sie gehören zum Stamme Edom. Sie, die in Theman und um Theman herum wohnten, waren ihrer weisen Männer wegen berühmt, sie werden in vielen Stellen der Bibel erwähnt. So heißt es bei Jeremia (49, 7): Ist denn keine Weisheit mehr zu Theman? Ist denn kein Rath mehr bei den Klugen?

Die Personen, die im Buche Hiob auftreten, sind keine Juden. Der Schauplatz ist nicht in Palästina.

Daß man nicht irgend eine Hindeutung auf die sogenannte mosaische Gesetzgebung findet, bedeutet Nichts, da dieselbe ein viel späteres Product ist. Man findet auch keine in den Wortsprüchen, im Buch der Richter und in der Geschichte der ersten Könige. Aber man findet hier keine Anspielung auf den jüdischen Cultus oder auf den besondern Glauben der Juden. Ja, Jehovas Name kommt in dem Dialoge ganz und gar nicht vor, sondern nur in dem Rahmen, der keineswegs bestimmt auf die gleiche Zeit zurückgeführt werden kann. In den versificirten Gesprächen wird Gott mit den alten Namen Elojah, El, Schaddai benannt, die angewandt wurden, ehe

der Gott Israels seinen Eigennamen Jehova erhielt, wie der Gott der Moabiten den Namen Ramos und der Gott der Philister den Namen Dagon hatte.

Aber wenn der Inhalt des Buches auch nichts besonders Israelitisches an sich trägt, so ist es doch unzweifelhaft von einem Hebräer in hebräischer Sprache geschrieben und ist mit Recht immer als ein bedeutames Denkmal der hebräischen Litteratur betrachtet worden.

Sein Verfasser, Israels größter, tragischer Dichter, muß bei dem Umsturze, der dem Reiche Israel ein Ende machte, aus seinem Vaterlande vertrieben worden und umher gewandert sein, Aegypten und Arabien gründlich gesehen, Aufenthalt und Raft bei den Beduinen gefunden und in ihren Zelten wie Einer ihresgleichen gelebt haben.

Die Frage, die im Buche Job behandelt wird, ist die Frage, welche die Kernfrage des Judenthums bildet: Wie geht es zu, daß unter des gerechten Gottes Herrschaft der Böse häufig vom Glück begünstigt, während der Gerechte nicht minder häufig von unverschuldtem Unglück betroffen wird?

Das ist die Grundfrage für den Israeliten. Der Kampf gegen diesen Zweifel ist die ganze innere Geschichte des Judenthums.

Während andere Stämme und andere Religionen von Anfang an die Frage umgehen, indem sie von einer persönlichen Unsterblichkeit der einzelnen Menschen träumen, sieht Israel ein, daß Belohnung und Strafe jenseits des Grabes ein leeres, unwirkliches Gut ist. Innerhalb der Grenzen des wirklichen Lebens will Israel das Gleichgewicht der höchsten Gerechtigkeit finden. Das ist Israels (ethischer) Glückseligkeits Traum.

So gestellt, war die Frage ihrem Wesen nach unlösbar, weil die Voraussetzung, von der sie ausgegangen, falsch war, nämlich, daß das Erdenleben von einer Macht gelenkt wird, die mit bestimmtem Bewußtsein eine strenge Gerechtigkeit wider jedes einzelne menschliche Individuum durchführt. Ist dies der Fall, so ist Schuld und Züchtigung ein- und dasselbe. Es heißt in Hosea: Wer Wind säet, erntet Sturm; wer Ungerechtigkeit pflügt, erntet Uebelthat. — Das war die Lösung des Problems, welche das Volksbewußtsein forderte.

Für uns Moderne ist die Frage nicht gelöst — sie ist unsere tägliche Dual — aber unsere Philosophie hat uns gegenüber dieser, wie gegenüber so vielen anderen Fragen gelehrt, daß sie unrichtig gestellt ist, und daß die wahre Weisheit darin besteht, keine Antwort zu erwarten.

Für uns ist sie weggefallen, seit wir uns gewöhnt haben, in dem Weltlauf nur eine unbewußte Vernunft zu sehen, die sich langsam zu größerem Bewußtsein und umfassenderer Macht vorwärts bewegt. Wir betrachten die Gerechtigkeit als eine Aufgabe und ein Ideal, das in ferner Zukunft vor uns liegt, nicht als eine göttliche Institution, die von Ewigkeit her bestanden hat, und dauernd scheinbare Widersprüche veranlaßt, welche zu beseitigen sind, sollen sie nicht zu Aufruhr und Gotteslästerung hinreißen.

Die Propheten suchten der Schwierigkeit abzuweichen, indem sie nur eine summarische Gerechtigkeit für den Stamm oder das Volk verlangten. Geht Samaria zu Grunde, so geschieht dies, weil es nicht Jehova allein angebetet hat. Siegt Assur, so geschieht es, weil Jehova Assur als Zuchtmittel gebraucht. Wird Assur vernichtet, so geschieht es, weil Assur sich eingebildet hat, um seiner selbst willen von Jehova, den es doch nicht anbetet, gestärkt worden zu sein.

Der Verfasser des Buches Hiob hält sich an den einzelnen Menschen und ringt mit dem Problem: wie die Pflichterfüllung sich zur Weltordnung verhält, wie das, was geschieht, sich mit Gottes Fürsorge und seiner Größe vereinen läßt.

— Darauf ein Gedankenstrich, der sich nicht zu Ende führen läßt. Das Geniale im Buche Hiob ist, das es diesen Gedankenstrich in einem Stil von unvergleichlicher Größe entwickelt.

Ein reicher und vortrefflicher Mann wird von zahlreichen Unglückschlägen betroffen, in einer Art von systematischer Verfolgung, die Jehovas vorgefaßtem Beschluß beigelegt wird. Er empört sich nicht über sein eigenes Geschick, sondern verwünscht das Loos des Menschen, der lebt, ohne es zu wünschen, und der, wenn das Unglück ihn betroffen hat, in Sehnsucht nach dem Tode, als dem Erlöser, verkommen muß.

Seine drei Freunde, welche die herrschende und bisher unbestrittene Anschauungsweise vertreten, empören sich über die vermeintliche Selbstgerechtigkeit Hiobs und suchen den Grund seines Unglücks in Uebertretungen und Versehen, die er bewußt oder unbewußt begangen hat. Hiob antwortet Jedem einzeln, weist ihren Argwohn zurück, setzt seine Klagen über das Elend des Erdenlebens fort, seine Auflehnung gegen Gottes Barmherzigkeit, behauptet, daß Gottes Strenge in gleichem Grade den Unschuldigen, wie den Schuldigen treffe, und beklagt sich, daß Gott ihn so schwer strafe, ohne ihn den Grund ahnen zu lassen.

Die Freunde nennen ihn dieser kühnen Ausdrücke wegen gottlos.

Da offenbart sich Jehova in einem Ungewitter, tadelt Hiob, weil er sich in seiner menschlichen Ohnmacht und seinem unzulänglichen Fassungsvermögen zu einer Art Angeber des Herrn aller Wesen aufgeworfen hat, verweist auch den Freunden die unverständige Rede und bezwingt in mächtiger Ueberlegenheit den Hochmuth und die Schwachheit des Menschen. Nun giebt Gott dem gedemüthigten Hiob all' das Verlorene zweifach wieder, statt der 7 Söhne 14, statt der 3000 Kamele 6000. Und Hiob lebt noch 140 Jahre und stirbt zuletzt des Lebens satt. — Mit anderen Worten: Wenn Jehova seine treuen Diener leiden läßt, so geschieht es, weil er sie erprobt, und sie empfangen Erbschaft und Vergütung hier auf Erden. Sie sterben ganz gewiß, aber der Tod ist nur, wenn er zu früh kommt, ein Uebel.

Erst mehr als ein halbes Jahrhundert später, ein Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, als Israel von zahlreichen und fürchterlichen Martern

gepeinigt wurde, giebt es diese eigenthümliche Anschauungsweise auf und klammert sich an die Lehre von der Auferstehung des Leibes und vom tausendjährigen Reich. Tausend Jahre glücklichen Lebens in einem Jerusalem, das die Hauptstadt der Welt geworden ist, ist die höchste Belohnung, die Israel sich für einen Blutzegen vorstellen kann. Zum Glauben an die eigentliche Unsterblichkeit hat sich das alte Israel nie aufgeschwungen. Sie würde nach seiner Vorstellung den tiefen, grenzenlosen Unterschied zwischen Gott und Menschen ausgelöscht haben.

Obgleich das Buch Hiob sich ohne den Prolog und Epilog, den man jetzt findet, nicht verstehen läßt, ist es ungewiß, ob der Prolog und der Epilog von der gleichen Hand stammen, wie die Gespräche. Selbst davon abgesehen, daß der Name Gottes im Prologarahmen verschieden ist, steht letzterer außerdem in auffallend schlechter Uebereinstimmung mit der versificirten Dichtung. Der Dialog läßt sich geradezu niemals auf die Verhältnisse ein, die der Prologarahmen mittheilt.

Ein Hauptpunkt in der Geschichte des Hiob ist seine Krankheit. Aber von Hiob und seinen Freunden wird nur selten darauf hingedeutet, und man findet kaum irgend eine Anspielung auf ihre besondere Natur. Im Epilog ist sie dann vollständig vergessen; Hiob sollte ja genesen; aber nun ist gar nicht mehr die Rede von irgend einer Krankheit.

Ein zweiter Hauptpunkt des Rahmens ist Hiobs Verlust seiner Kinder. Aber weder die Freunde, noch er selbst scheinen von diesem Verluste zu wissen (5, 25. 14, 21. 19, 17): Eliphas sagt zu Hiob: Lehne Dich nicht gegen Gottes Züchtigung auf, und Du wirst sehen, daß Deine Nachkommen sich vermehren. — Hiob klagt darüber, wie Gott den Menschen vernichtet und plagt. Seine Kinder kommen zu Ehren, und er weiß es nicht. — Ja, weiterhin spricht er sogar nicht allgemein, sondern persönlich über Kinder: Mein Athem ist meinem Weibe zuwider, und meine Kinder haben Abscheu vor mir.

Es ist überhaupt nicht leicht, sich eine Vorstellung von der Lage des Hiob nach seinem Unglück zu bilden. Im Capitel 16, 8 wird erzählt, daß er von Feinden verfolgt ist, darauf findet man aber sonst gar keine Hindeutung:

Mein Feind stiert mich an, lacht über mich, schlägt mich schändlich auf meine Backen, ja die Feinde sammeln sich in Massen gegen mich. Gott hat mich den Ungerechten übergeben und in der Gottlosen Hände kommen lassen. — Die Ausdrücke sind hier zu stark, um den tadelnden Freunden gelten zu können.

Weiterhin wird wieder gesprochen, als ob Hiob noch reich sei: „Entferne die Ungerechtigkeit aus deinen Zelten, wirf dein Silber auf die Erde und das Gold Ophirs zwischen die Steine des Baches. Laß' den Allmächtigen dein Schatz sein —“ eine seltsame Ermahnung, die Eliphas dem armen Hiob giebt.

Es sind auch noch andere Selbstwidersprüche vorhanden. Während im Allgemeinen vorausgesetzt wird, daß Hiob und seine Familie in Zelten wohnen,

wie die Araber des Ostens, fallen hier häufig Aeußerungen, die darauf hindeuten, daß sie in einer Stadt in Häusern sich aufhielten.

Es scheint, als habe der Dichter inzwischen den Zustand vergessen, in den er seine Personen versetzt hat, und jenen vor Augen gehabt, der zu seiner Zeit allgemein war.

Soviel ist sicher, daß die sieben Capitel, in denen Hiobs vierter Freund, Elihu redend eingeführt wird, unechte sind, viel später eingeschaltete von einem Verfasser, den die kühne Sprache des Buches erschreckt hat. Diese Elihu-Einlage ist schwach, enthält nur Wiederholungen oder abstracte Erwägungen. Elihu ist außerdem im Prolog nicht erwähnt, und nachdem er gesprochen hat, richtet Jehova das Wort nicht an ihn, sondern an Hiob, was die Einschaltung deutlich verräth.

Sei es, daß die Widersprüche, die man findet, durch den Schaden verschuldet sind, den das Werk inzwischen im Laufe der Jahrhunderte erlitten hat, oder daß der Rahmen wirklich einen anderen Verfasser hat, als das Werk selbst, so zeigt sich seine Genialität doch darin, daß der Epilog gerade nur als Schluß und Nachschrift steht, jedoch keineswegs die Geister kennt, die der Dichter herausbeschworen hat, und keineswegs die Gedanken und Zweifel zum Verstummen bringt, die in der Dichtung frei ausgesprochen sind. Das Buch Hiob bezeichnet einen Höhepunkt der Gedankenfreiheit in dem alten Israel.

III.

Der Dichter steht gegenüber jener Grundfrage: Wo und wie herrscht die Gerechtigkeit? Hiob verneint, daß dieselbe in dem Stamme und in der Familie befriedigt wird. Der böse Mann stirbt im Wohlleben und merkt Nichts von der möglichen Geringschätzung, die seinen Sohn trifft. Und Hiob verzweifelt über das Elend der Menschen, über die Gleichgiltigkeit des Himmels, über die grausame, unbestrafte Ungerechtigkeit der Bösen, über das klägliche Mißgeschick der Armen und über Gottes Unerforschlichkeit, wenn er am heissesten gesucht wird. Am Schluß des Buches findet man die süßliche und kindliche Harmonie; aber in der Mitte des Werkes werden Fragen gestellt und Klagen mit einer Leidenschaft ausgedrückt, deren Flamme der Schluß nicht verlöscht. Und daß das Buch nicht ohne Weiteres lehrt, sondern erörtert und zweifelt, ist mit ein Zeugniß seines hohen Alters. Als das alte Israel ausgehört hatte, als selbstständige Nation zu existiren, und vom Judenthume losgelöst war, das heißt von der Secte, die das von den Assyriern und Chaldäern vernichtete Volk überlebte, konnte ein Werk von dieser Geistesfreiheit nicht mehr entstehen. Dazu erhob man sich erst wieder, als in den letzten Jahrhunderten Israels sich im Kohelet ein halb blaßer, halb epikuräischer Aufbruchgeist regte, gleichzeitig gegen die herrschende Ungerechtigkeit wie gegen die religiöse Askese.

Das Buch Hiob bezieht sich wahrscheinlich auf einen Zustand, der nicht weit entfernt von der alten patriarchalischen Zeit des Nomadenzustands liegt, wo der Besitzer von großen Heerden, der reiche und glückliche Mann derjenige war, der sich durch Seelenadel auszeichnete. Sobald die Civilisation in die Stämme eindrang, hörte nothwendigerweise diese Harmonie auf, manch reicher Mann war ein Räuber und Verbrecher. Früher gab es keine eigentlichen Armen. Höchstens unter den Umhertreisern aus fremden Stämmen, die von der geordneten Bevölkerung gering geschätzt wurden, und die Hiob als Leute bezeichnet, „deren Vätern ich den Platz unter meinen Schafhunden verweigert hätte, die mit Geschrei, wie Diebe, aus der Menschen Mitte ausgestoßen sind, die die Wüste benagen und die alten Stätten der Einöde und der Wildniß“. Nun sah man überall Arme, und bisweilen trat dieser übermächtige Umschlag in Verhältnissen und Schicksalen ein, von denen die Geschichte Hiobs eine Uebertreibung und Systematisirung darstellt. Damals war es, daß Mann für Mann auf jede Weise die Schwierigkeit zu lösen versuchte.

Hiob klagt, daß ihm das Leben geschenkt wurde, und daß Gott, der durch seine Unschuld nicht gerührt wird, den Verbrecher herrschen und falsche Richter urtheilen läßt:

Ja, ich bin unschuldig. Wenig kehrt mich das Leben,
Ich begehre keines Lebens mehr.

Alles nützt gleich wenig. Darum hab' ich gesagt:
Er läßt Beide sterben, den Gerechten und den Gottlosen.

O, daß er mich wenigstens mit einem Schläge niederwerfe!
Aber er spottet der Qualen der Unschuldigen.

Das Land hat er in die Hände der Gottlosen gegeben,
Er verhüllt das Antlitz der Richter. —
Ist er es nicht, wer sollte es anders sein?

In bilderreichen Worten hat er schon früher über seine hartherzigen Freunde geklagt:

Meine Brüder sind treulos wie ein Bach gewesen,
Wie ein Bach, der bald schwillt und bald schwindet,

Der Eisstücke vorwärts rollt
Und steigt, wenn der Schnee ihn anfüllt.

Zur Zeit der Trockenheit versiegt er,
Bei der ersten Hitze verschwindet er vom Ort.

Um seinetwillen müssen Karawanen vom Wege ablegen,
In die Wüstenöde ziehen und dort zu Grunde gehen.

Die Karawanen von Themar zählten auf ihn,
Die Reisenden von Saba hatten auf ihn gehofft.

Sie wurden beschämt durch ihr Vertrauen,
Als sie sich näherten, standen sie verwirrt.

So habt ihr mich getäuscht,
Beim Anblick meines Unglücks seid ihr geflohen.

Und mit stets neuen Wendungen variiert Hiob dieselbe Klage über Gottes Strenge als eines Strafrichters, der keine Gründe angiebt:

Sag' mir die Anzahl meiner Verbrechen,
Behr' mich mein Unglück erkennen.

Warum verbirgst du dein Antlitz,
Warum behandelst du mich als Feind?

Willst du ein fliegendes Blatt erschrecken,
Willst du einen dürren Halm verfolgen?
.....

Ich werde wie ein morscher Baum verzehrt,
Wie ein Kleid, das die Motten zerfressen.

Der Mensch, vom Weibe geboren,
Lebt kurze Zeit und ist voll Unruh',

Geht auf wie eine Blume und fällt ab,
Steht wie ein Schatten und währet nicht.

Und solch' ein Wesen bewachest du,
Und zwingst es zum Nichtigange gegen dich!

Zu diesem Bilde kehrt Hiob immer wieder zurück: ein Verfahren, das im Voraus verloren ist. So weiterhin in der Dichtung:

Mert', es ist Gott, der mir Unrecht thut
Und mich mit einem Strick umfängt.

Ich wehre mich gegen Gewalt — Niemand antwortet,
Ich rufe — Niemand zeigt mir Gerechtigkeit.

Er hat meinen Weg mit einer unübersteigbaren Hecke umgeben,
Er hat Finsterniß über alle meine Pfade gebreitet.

Er hat mich meiner Ehren beraubt,
Den Kranz von meiner Stirn gerissen.

In anderer Stelle richtet Hiob den Blick nach außen, und dann gelten seine Klagen hauptsächlich dem Glücke der Bösen, der Angst und der Ehrfurcht, die sie verbreiten, und dem Ansehen, dessen sie sich bis zum Grabesrande, ja über den Tod hinaus erfreuen:

Warum leben die Gottlosen?
Werden alt und wachsen an Kraft?

Ihr Geschlecht gedeiht um sie her,
Ihre Nachkommen sind mannigfach bei ihnen.

Ihr Haus hat Frieden vor der Furcht,
Gottes Ruthe trifft sie nicht.
.....

Wer wirft dem Bösen sein Verfahren vor?
Wem giebt er Entgelt für das, was er gethan?

Man trägt ihn mit Ehren zu Grabe,
Und man hält Wache an seiner Grabstätte.

Wiederum wendet sich die Vorstellung zu Gott, als dem unsichtbaren Richter zurück, und Hiob klagt bitter, daß der Herr als Richter unerforschlich, unfindbar ist:

O, daß ich wüßte, wo ich ihn fände!
Wenn ich zu seinem Throne gelangen könnte!

Ich wollte meine Sache vor ihm führen,
Ich würde meinen Mund mit Beweisgründen füllen.

Ich würde erfahren, welche Gründe er mir entgegenstellen kann,
Ich würde sehen, was er mir antworten kann.

Würde er mit aller Macht mich bekämpfen?
Nein, er würde mir sein Ohr leihen!

So würde er sehen, daß ein Unschuldiger seine Sache führt,
Und ich würde für immer von meinem Richter freigesprochen.

Aber geh' ich nach Osten, so ist er nicht da,
Rehr' ich nach Westen mich um, so find' ich ihn auch nicht.

Liebt er im Norden seine Macht? Ich sehe ihn nicht.
Ist er im Süden verborgen? Ich spüre ihn nicht.

Und in einer Wendung, die der berühmten Klage vorgreift über „den Hohn der Gewaltthäter und den Druck der Hoffart“ u. s. w. in Hamlets Monolog und in dem Shakespeare'schen Sonett, das diesem entspricht, bricht Hiob in Klagen über alles herrschende Unrecht aus:

Warum herrscht Gott nicht so über die Zelten,
Daß seine Diener den Tag seiner Gerechtigkeit sehen?

Indessen ziehen die Bösen die Grenzen
Und lassen geraubte Heerden weiden.

Sie treiben der Waisen Esel vor sich
Und nehmen den Ochsen der Wittwen zum Pfand.

Drängen die Armen vom Wege,
Zwingen die Schwachen, sich zu verbergen.

Ihre Opfer sind wie Wildesel in der Wüste,
Am Morgen gehen sie aus und suchen Nahrung.
Die Wüste giebt ihnen Speise für die Kinder.

.....

Sie verbringen die Nächte ohne Kleidung,
Sie haben keine Decke gegen die Kälte.

Sie werden vom Regen der Berge durchnäßt,
Ohne Schutz drücken sie sich wider die Felsen.

Sie müssen Del pressen in ihrer Blinderer Behausung,
Und während sie Wein keltern, leiden sie Durst.

Aus den Städten erhebt sich der Seufzer der Sterbenden,
Der Verwundeten Seele ruft nach Rache —
Und Gott richtet all das Unwürdige nicht.

So klagt auch der 73. Psalm, der ungefähr zu der gleichen Zeit geschrieben wurde.

Ich sah das Glück der Gottlosen.

Sie sind frei von Qualen bis zu ihrem Tode,
Und ihr Leib ist gemästet.

Sie gerathen nicht in Elend
Und werden nicht wie And're geplagt.

Darum wurde Hochmuth ihr Halschmuck,
Gewalt die Tracht, worin sie sich kleideten u. s. w.

Doch das Interesse weilt nicht bei der Klage über das Glück der Gottlosen, sondern bei den Folgerungen, die daraus gezogen werden, den Zweifeln und den Fragen, die zum Himmel aufsteigen und die in Augenblicken zum Aufruhr gegen Jehova führen.

Hierin hat Hiob innerhalb der griechischen Welt des Alterthums nur ein Gegenstück: Prometheus.

Prometheus ist der Titan, der die Sterblichen bedauert, mit der Gerechtigkeit Gottes gegen sie unzufrieden ist und ihnen zur Linderung ihrer Noth die Gabe des Feuers schenkt.

Zur Strafe wird er gebunden, gemartert, an den Felsen geschmiedet, der mit ihm in den Abgrund sinkt, bis Herakles ihm nach Jahrtausenden Erlösung bringt.

Offenbar hat sowohl in Prometheus, als in Hiob ein Zweifelgeist geküht, der durch die Religiosität Griechenlands niedergeschlagen wurde, wie der Zweifelgeist Hiobs durch die Palästinas.

Man findet im Prometheus des Aeschylos die gleiche schwache, in Unterwerfung vor Zeus geknickte Sympathie für den Titanen, wie man sie im Buche Hiob für die Vorwürfe und Klagen des Helden findet.

Griechenland beschwichtigte seine Zweifel und inneren Kämpfe wegen der Frage der gerechten Weltenlenkung mit der gleichen Grundidee seiner Philosophie, seinem Streben nach vernünftiger Einsicht in das Wesen und die Gesetze der Natur. Renan hat richtig empfunden, daß selbst die ältesten griechischen Denker, ein Thales, ein Heraklit, über die naiven Fragen gelacht haben würden, durch welche Jehova des Menschen Gang zur Erfassung der Weltengesetze zum Schweigen bringen zu können glaubt.

Israel entwickelte niemals irgend eine Philosophie. Israel bekämpfte das Problem mit hartnäckigem Festhalten an der Idee seiner ältesten Propheten, mit dem Gedanken an eine stets steigende Gerechtigkeit auf Erden, mit der Vorstellung einer anhaltenden Arbeit zur Herbeiführung des Gottes-Reiches, das Jesaias und Micha beschreiben.

Jesaias hat eine Zukunft des Friedens geahnt, Micha eine Zukunft der gegenseitigen Duldsamkeit.

Jesaias hat geglaubt, daß es seines Volkes Bestimmung sei, den allgemeinen Friedenszustand herbeizuführen.

Er sagt: „Es wird einmal im Laufe der Tage kommen, daß das Haus Jehovas sich wie ein Berg über den Gipfel der Berge erheben wird, hoch über die Höhen, und alle Volksstämme werden herbeiströmen. Und zahlreiche Völker werden kommen und sagen: Laßt uns nach dem Berge Jehovas ziehen, zum Hause des Gottes Jakobs, daß er uns seine Wege lehre und wir auf seinen Steigen wandeln . . . Und Jehova wird unter den Völkern richten und ihr Gewalthaber sein. Aus ihren Schwertern werden sie Pflugschaaren schmieden, aus ihren Spießen werden sie Sensen machen. Die Völker werden nicht mehr das Schwert gegen einander aufheben und werden nicht mehr im Kriege sich üben.“

Es scheint sogar, als habe Jesaias diese Worte nach einem noch älteren Propheten angeführt.

Doch noch merkwürdiger ist eine Aeußerung von Micha, die nicht nur eine Zukunft des Friedens ahnt und hofft, sondern eine solche, wo die Religionen die Völker nicht mehr scheiden. Man denke sich, was das sagen will, daß in dem achten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, ein Mann ohne äußeres Ansehen sich erhoben hat, der fast mit gleichen Worten die Zukunftsvision, die wir bei Jesaias fanden, ausgesprochen hat, und den Worten von den Nationen, die ihre Schwerter zu Pflugschaaren umschmieden werden, und ihre Spieße zu Sensen, noch dieses zugefügt hat: „Und sie werden wohnen, ein Jeder unter seinem Weinstock und seinem Feigenbaum, und Keiner stört sie; denn Jehova, der Allmächtige, hat gesagt: Und alle Völker werden wandeln im Namen ihres Gottes, aber wir werden wandeln im Namen des Herrn, unseres Gottes, immer und ewiglich.“

Diese Ahnungen und die entsprechenden Bestrebungen sind die Versuche, die das Volk Israel, 700 Jahre vor Christi Geburt, im Hiob zur Durchhanung des Knotens gemacht hat.

IV.

Wenn man die ältesten hebräischen Münzen betrachtet, die uns aufbewahrt geblieben sind, fühlt man, so späte Hinterlassenschaften sie auch sind, ihre Macht, in längst vergangene Zeiten zurückzuwerfen. Nicht, daß sie in künstlerischer Beziehung werthvoll sind; sie stehen darin im Vergleiche zu

Münzen aus Athen oder Syrakus unendlich zurück; aber sie wirken wie sprechende Denkmäler.

Man betrachte die Münzen aus der Zeit der Makkabäer und lese ihre Inschriften. Auf der einen Seite eine Lilie mit der Umschrift Jerusalem, das heilige, auf der anderen Seite eine Vase mit Wohlgerüchen und dem Zeichen 1 (d. h.: ein Jahr nach der Befreiung Jerusalems), und auf der Vase steht: Säckel für Israel. Oder man betrachte die folgende Medaille: Auf der einen Seite steht: Für Jerusalems Befreiung, auf der andern: Simeon, ein Korb mit Garben und einer Citronenfrucht. Oder jene mit einer Palme und der Umschrift: Simeon, Fürst von Israel; andere mit Weinstöcken und einem Traubenbüschel, wieder andere mit einem Zweig von dem Balsambaume. Man empfängt hier den Eindruck eines Volkes voll großer Naturfreude, großen Sinnes für die Schätze der Pflanzenwelt, das seine Palmen, seinen Wein, sein Korn, seinen Balsambaum und seine Balsamessenzen als seine Sinnbilder angesehen hat.

Aber im Uebergange zu der Zeit, wo all dies die Freude des Volkes wird, hat es den Blick auf die Tage des Nomadenzustandes zurückgewandt, die ihm noch schöner erschienen waren, die Zeit, wo das Volk nicht in Häusern, sondern in Zelten wohnte, und der Reichthum nicht die Frucht des Acker, sondern die großen Heerden waren. Diese Heerden bestanden aus Kameelen, Schafen, Döfeln und Eseln. Schweine werden nie unter dem Eigenthume der Patriarchen erwähnt. Die alten Hebräer hatten gerade so wie die Araber und Phönizier, Egyptianer und Indier einen wahren Ekel vor dem Schwein, ebenso wie sie Abscheu vor dem Hunde hatten. Es war nicht die sogenannte mosaische Gesetzgebung, die ihnen diesen Abscheu einprägte; dieser war um viele Jahrhunderte älter.

Sie wohnten in Zelten, und die Zelte waren, wie noch heutigen Tages die der Beduinen, Zelte aus Ziegenfell, und sie scheinen, wie die der Beduinen in der Regel noch heute sind, immer schwarz gewesen zu sein. Darum singt im Hohenlied das Mädchen von Sulem: „Schwarz bin ich wie die Zelte von Kedar.“ Das Zelt war durch Teppiche in mehrere Räume eingetheilt. In dem innersten hatten die Frauen ihre Aufenthaltsstätte.

Die Tracht war eine dicht anschließende Tunica aus Linnen, darüber fiel ein Mantel in der Form eines viereckigen Shawls. Auf dem Kopfe ein Turban: d. h. ein weißes Tuch, das mehrere Male um den Kopf gewunden wurde. An den Füßen Sandalen, die den obersten Theil des Fußes entblößt ließen; daher die stete Rede von der Fußwaschung. Die Gewänder waren für Männer und Frauen verschieden und in der Regel weiß; nur die Reichsten trugen rothe oder purpurfarbene Trachten.

Wollen wir uns dort die Scene in Hiob denken, so müssen wir uns vier Personen vorstellen, annähernd ähnlich gekleidet, wie die Scheite der Beduinen heutigen Tages, die auf der Erde sitzen und in einem schwarzfarbigen Zelte sich unterhalten.

V.

Was in der Dichtung über Hiob erzählt wird, wurde lange Zeiten hindurch als wahre Geschichte angesehen. Luther hatte seine Zweifel, glaubte jedoch, daß eine historische Wirklichkeit zu Grunde liege, die von einem Verfasser, der gerade so wie die Hauptperson der Erzählung sehr viel gelitten hatte, zu einer Art erbaulichem Schauspiel umgeformt worden sei. Noch heutigen Tages meinen Viele, daß die Gestalt Hiobs dem Dichter von der historischen Ueberlieferung übergeben wurde sammt den Freunden, die ihn trösteten und aufreizen.

Könnte man vollkommene Klarheit über diese Frage erlangen, so würde die Beantwortung von großer Wichtigkeit für die Entscheidung der Abfassungszeit der Dichtung sein.

Wir haben den Zeitpunkt als wahrscheinlich nicht lange nach 720 fallend angegeben. Ein paar Worte werden die Schwierigkeiten zeigen, dies mit Sicherheit festzustellen.

Die Berührungspunkte, die man zwischen dem Buche Hiob und dem Buch Jesaias findet, sind nicht entscheidend, da man unmöglich ersehen kann, ob Jesaias das Buch Hiob benutzt hat, oder der Verfasser dieser Dichtung den Jesaias. So heißt es in Hiob XIV, 11:

Das Wasser der Seen wird schwinden, ablaufen und austrocknen, und im Jesaias, XIV, 5:

Das Wasser läuft aus den Seen, der Fluß schwindet und trocknet aus. —

Die Aehnlichkeit ist kaum zufällig, aber es ist unmöglich, anzugeben, wer der Nachahmer ist. Falls Jesaias es ist, so wäre dadurch das höhere Alter der Dichtung bewiesen.

In Ezechiel findet man im 14. Capitel, Vers 14 den Namen Hiobs erwähnt.

„Wenn ein Land an mir sündigt und mir untreu wird, und ich meine Hand gegen dasselbe ausstrecke, um es seines Brotes zu berauben, und ihm die Hungersnoth sende und Menschen und Vieh ausrotte, und wenn sich darin diese drei Männer fänden: Noah, Daniel und Hiob, so würden sie sich selbst nur durch ihre Gerechtigkeit befreien können.“

Ezechiel, der ungefähr 595—572 vor unserer Zeitrechnung schreibt, führt Hiob also unter den gerechtesten Männern an.

Man kann natürlicher Weise daraus nicht unbedingt schließen, daß er das Buch Hiob gekannt hat, und daß es schon zu seiner Zeit geschrieben war und gelesen wurde. Denn es konnte über einen Hiob gesprochen und er doch erst viel später zum Gegenstand einer Dichtung gemacht werden. So wird auch hier Daniel erwähnt, und das Buch Daniel, dieses pseudo-prophetische Stück Litteratur, ist erst zwischen 167 und 164 v. Chr. verfaßt. Ja, hier kann nicht einmal die Rede von dem erdichteten Helden dieses Buches sein,

da er, der nach Babylon als Kind (604) gekommen sein soll, zu der Zeit, als Ezechiel schrieb, in dem ersten Jünglingsalter stehen mußte und noch nicht seiner Gerechtigkeit und Weisheit wegen berühmt sein konnte. Aus der Erwähnung des Namens Hiob können wir hier nicht unbedingt auf das Alter der Hiobdichtung schließen.

Somit wird Hiob nur an zwei Stellen in dem Alten Testament erwähnt, und in späteren Büchern, theils vielleicht im Jesu-Sirach-Buch (49, 12), wo eine sinnlose Stelle in dem griechischen Texte darauf hindeutet, daß der Name Hiob, der etymologisch eine passive Form des Adjectivs feindlich ist (der, welcher Feindschaft erleidet), mißverstanden und als die Feinde übersetzt worden ist, theils im Buche Tobias, wo es in dem lateinischen Texte (II, 12—15) in Bezug auf die Blindheit des Tobias in einer Wendung heißt, die auf eine etwas andere Version, als die unsere hindeutet:

Gott sandte ihm diese Prüfung, daß er der Nachwelt ein Beispiel von Geduld geben solle, wie ehemals Hiob. Und die Nachbarn verhöhnten ihn, wie vordem es die Könige mit Hiob machten.

Es versteht sich, daß solche Stellen in Büchern aus dem 2. oder sogar dem 1. Jahrhundert v. Chr. bei Weitem nicht den Werth haben, wie die Stelle in dem Buche Ezechiel, aber der Werth der Nennung des Namens bei diesem Propheten beruht natürlicher Weise ausschließlich auf der Unwahrscheinlichkeit, daß der Held in der Ueberlieferung früher gelebt hat, als in der Dichtung. Diese Unwahrscheinlichkeit ist indessen in der Wirklichkeit zulässig. Selbst der Name Hiob deutet, wie wir nach seiner Ableitung sahen, darauf hin, daß er für den Helden einer Dichtung, die als eine große Parabel gedacht war, gebildet worden. Und der ganze Verlauf der Erzählung, nimmt sich als frei erfunden aus. Sie gehört nicht der Wirklichkeit an, diese Geschichte der verschiedenartigsten Unglücksfälle, die über das Opfer im Laufe einer Stunde niederhageln. Reuß hat treffend auf die Unwahrscheinlichkeit aufmerksam gemacht, daß so zahlreiche Heerden, die sich doch nicht alle an einem Orte befinden konnten, gleichzeitig verloren gehen sollten.

Wie kann man sich ein Unwetter vorstellen, das 7000 Schafe und Hammel auf einmal erschlagen kann! Ist es ein wahrscheinlicher Zug, daß diese Freunde sieben Tage und sieben Nächte Hiob gegenüber auf der Erde sitzen, ohne ein Wort zu reden? Ist die Meldung von der Geburt von sieben Söhnen und drei Töchtern, die Hiob, nachdem alle seine anderen Kinder todt sind, in reiferem Alter mit einer und derselben Frau bekommt, wahrscheinlich? All dies deutet unzweifelhaft darauf hin, daß das Ganze Dichtung ist, und daß der Hiob, auf den Ezechiel zielt, derjenige der Dichtung ist. Ganz in Uebereinstimmung mit den Erfordernissen einer Dichtung, aber in vollem Widerspruch mit jeder Wahrscheinlichkeit ist es auch, daß vier Persönlichkeiten, von denen Keiner Israelit ist, und die weit

von Palästina entfernt wohnen, mit solcher Leidenschaft und solchem Ernst eine Frage erörtern, die für Israel und Israel allein die Grundfrage war.

Dies zeigt deutlich genug, daß wir hier nichts Anderes vor uns haben, als ein großes lyrisches Lehrgedicht.

Waren die Berührungspunkte, die Hiob mit Jesaias hat, nicht entscheidend für das Alter der Dichtung, so haben andererseits die Parallelen mit Stellen in Jeremias eine viel größere Bedeutung. Hier läßt es sich in keiner Weise bezweifeln, daß Jeremias der Nachahmer ist.

In dem ersten Klageausbruche Hiobs (III, 3) finden wir die schönen und tief empfundenen Zeilen:

Der Tag gehe zu Grunde, da ich geboren ward,
Und die Nacht, die gesagt hat: Ein Mensch ist empfangen!
.....

Warum bin ich nicht im Mutterchoße gestorben?
Warum verschieb ich nicht, als ich der Mutter Leib verließ?

Warum fand ich zwei Kniee bereit, mich aufzunehmen?
Warum fand ich zwei Brüste bereit, mich zu säugen?

So läge ich nun und wäre stille,
Schliefe und hätte Ruhe.
.....

Denn dort hören die Bösen auf mit Bärmen!
Dort ruhen die, deren Kraft erschöpft ist!

Dort ruhen die Gefangenen alle stille
Und hören nicht des Slavenvogts Stimme.

Hier liegen Kleine und Große,
Frei ist der Slave seines Herrn.

Und Hiob behauptet auch in einem späteren Monolog (X, 18), daß Nichtsein besser ist, als das Leben:

Warum hast du mich aus der Mutter Leib kommen lassen?
Lobt hätt' ich können sein, und kein Auge hätt' mich gesehen.

Ich wäre gewesen, wie die, die nie gewesen sind,
Aus meiner Mutter Schooß wär' ich gleich zum Grabe gegangen.

Wie deutlich zeigt sich die Nachahmung und die geschmacklose Uebertreibung der Nachahmung, wenn Jeremias ausruft (XX, 14):

Verflucht der Tag, der mir das Leben gegeben!
Der Tag, da meine Mutter mich gebar, sei ungesegnet!

Verflucht sei der Mann, der meinem Vater die Botschaft brachte
Und sagte: ein Knabe ist dir geboren!
Und ihn dadurch erfreute!

Mög' es dem Mann wie den Städten werden,
Die Jehova ohne Mitleid umstürzt!

Möge er am Morgen Kriegsgeschrei hören
Und des Kampfes Losen zur Mittagszeit!
Er, der mich nicht in meiner Geburtsstunde sterben ließ.

Meine Mutter wäre dann mein Grab gewesen,
Und ihr Schooß hätte mich für immer bewahrt.

Warum bin ich aus der Mutter Leib hervorgegangen,
Um all' diese Mühe und Jammer zu sehen,
Worin meine Tage in Schande verstreichen?

Was bei Hiob durch seine Einfachheit ergreifend war, wirkt hier durch seinen Schwulst abstoßend. Nicht nur die Geburt selbst wird verflucht, auch der Mann wird verflucht, der dem Vater die Mittheilung brachte, daß ihm ein Sohn geboren war. Und so geistreich erscheint dieser häßliche Einfall, daß diese unbekannte Person mit Städten verglichen wird, die dem Untergang geweiht sind, und mit Anrufungen an den Herrn verfolgt wird, daß sie Kriegsgeschrei hören mögen Morgens, Mittags und Abends. Hierin liegt ein Bessermollen, ein Ueberbieten, das die Anlehnung verräth. Und da Jeremias 623—586 v. Ch. schreibt, ist das Buch Hiob augenscheinlich noch älteren Datums.

Genau die Abfassungszeit des Werkes zu bestimmen, vermögen wir endlich, sobald wir darin auf diejenigen Stellen achten, durch welche wir uns der Persönlichkeit des Dichters nähern.

In der Stelle, wo er eine große, politische Umwälzung darstellt, spricht dieser augenscheinlich von etwas selbst Erlebtem, ja nach einer ausdrücklichen Aussage schildert er nur, was seine eigenen Erfahrungen ihn kennen gelehrt haben:

Er löst der Könige Schwertschärpe,
Er legt Stricke um ihre Lenden.

In Gefangenschaft führt er Priester barfuß,
Er stürzt die Mächtigen.

Er schüttet Verachtung auf die Hochgeborenen,
Er löst der Gewaltigen Gürtel.

Er giebt den Völkern Wachsthum und legt sie öde,
Er läßt sie sich über die Grenzen ausbreiten und treibt sie wieder zurück.

Er raubt den Höchsten der Erde den Verstand,
Er läßt sie umherstreifen in pfadlosen Wüsten.

Mein Auge hat all' dies gesehen,
Mein Ohr hat es gehört und verspüret.

Wenn nun Jeremias das Buch Hiob gekannt hat, ja wenn nur die Anführung des Namens in Ezechiel der Dichtung gelten muß, so kann die

Umwälzung, auf welche hier angepielt wird, nicht der Untergang des Reiches Juda sein, sondern muß sich — wie schon erwähnt — auf die Eroberung des Reiches Israel durch die Assyrier beziehen.

VI.

Wir kommen den Lebensverhältnissen des Dichters noch näher, wenn wir auf die Art seiner Kenntnisse achten. Dabei entdecken wir, daß er Reisen unternommen und nicht nur auf Aegyptens und Arabiens Naturverhältnisse und äußeres Leben geachtet hat, sondern auch Antheil an der Kultur dieses Landes gehabt hat.

Zuvörderst an dessen astronomischer und astrologischer Kenntniß. Schon zu Beginn der Dichtung wünscht er, daß die Beschwörer seinen Geburtstag verfluchen sollen, die Beschwörer, die die Sternbilder des Drachens über den Horizont zu heben vermögen und dadurch Sonnenfinsternisse herbeiführen. (In allen Mythologien des Morgenlandes kommt ein Drache vor, der ständig auf dem Sprunge steht, sich zu erheben, um die Sonne zu verschlucken.) Der Dichter kennt die Sternbilder. Es wird von dem großen Bären gesprochen, von dem Siebengestirn, von dem Riesen (wahrscheinlich Nimrod), unserem Orion. Immer wieder kehrt das Drachensternbild zurück. Gegen Schluß der Dichtung sagt Jehova:

Bist du es, der die Sternbilder auf zum Himmel führt,
Jedes zu seiner Zeit,
Und der den großen Bär mit seinen Jungen treibt?
(Die Jungen sind die drei Sterne, die dessen Schwanz bilden.)

Hier findet man auch weitere Hindeutungen auf die unter den Arabern so verbreitete Sternverehrung, wie auch Hiob sich dagegen verteidigt, daß er eine Handbewegung gemacht habe, die die Sternverehrer gebrauchten:

Hat mein Herz sich vielleicht heimlich verführen lassen,
Und hab' ich meine Hand zu meinem Mund erhoben?

Dies würde eine Hauptschuld gewesen sein,
Denn damit würde ich Gott auf's Höchste verhöhnt haben.

Hier kommen auch einzelne, rein mystische Vorstellungen vor:

Er wird von seinem Zelt, seinem Trost weggerissen
Und wird vor der Schrecken König geführt,

oder die Wendung in der Schilderung von des Herrn Kampf mit dem Unwetter:

Sein Hauch reinigt den Himmel,
Seine Hand verwundet die flüchtende Schlange.

Hier ist der Blitz nach einer uralten mythischen Vorstellung wie eine sich flüchtende Schlange aufgefaßt. Mythisch ist fernerhin dieser Zug:

Wer hat das Meer mit Thüren verschlossen,
Da es der Erde Mutterleib entsprang?

Aber zuweilen kommen auch merkwürdig richtige, tief sinnige Vorstellungen über die Natur vor, von denen man annehmen kann, daß sie ägyptischer oder arabischer Weisheit entstammen.

Man kann zwar nicht klar sehen, wie die alten Hebräer sich die Form der Erde dachten; aber Stellen in Jesaias wie in Hiob weisen darauf, daß sie die Oberfläche der Erde als kugelförmig betrachteten. Wenn von der Grundlage der Erde oder deren Stützen gesprochen wird, so ist dies zuweilen vielleicht nur poetischer Sprachgebrauch; aber höchst auffallend ist nichts desto weniger eine Stelle im Buche Hiob (XXVI, 7), wo die Erde frei im Himmelsraume schwebt, ohne durch irgend Etwas aufrecht gehalten zu werden.

Er breitet den Nordwind über das Leere aus,
Er hänget die Erde an Nichts.

Lord Bacon ließ sich, wie aus seinem Werke „De dignitate et augmentis scientiarum“ hervorgeht, von dieser Stelle sogar überzeugen, daß der Verfasser des Buches Hiob die Kugelform der Erde gekannt hat. Ein solcher Schluß ist keineswegs nothwendig, ja er muß sogar unwahrscheinlich genannt werden, wenn man bedenkt, daß der nicht wenig spätere griechische Denker Anaximandros (geb. 610), der zuerst von allen Griechen zu der Anschauung kam, daß die Erde frei im Himmelsraume schwebte, sich dieselbe als einen Säulenschaft oder einen Cylinder dachte, genauer: ihr die Form des Tambourins gab. Daß der Dichter des Hiob Aegypten besucht hat, ist deutlich genug. Wenn es heißt:

Meine Tage sind hingeglitten wie Schilfrohrboote,

so verräth dies, daß der Verfasser Rohrboote auf dem Nil gesehen hat.

Wenn Bildad sagt:

Wächst Papyrus wohl außerhalb der Sümpfe?
Kann das Schilf ohne Wasser wachsen?

so ist es klar, daß der Verfasser die Heimat der Papyruspflanzen gesehen hat. Besonders erkennt man seine Vielgereisheit aus seinen Schilderungen von Arabiens und Aegyptens Thierwelt. Hier tritt seine scharfe Beobachtung in vielen feinen kleinen Zügen hervor. Die Lebensgewohnheiten bei wilden Thieren, wie dem Löwen, bei Vögeln, wie dem Raben oder dem Strauße, bei Säugethieren, wie der Ziege oder dem Wildesel, bei einem zum Kriegsgebrauch erzogenen Thiere, wie dem Pferde, sind mit Sicherheit und häufig mit Poesie dargestellt.

Jehova sagt, um Hiob zu beschämen:

Bist du es, der für die Löwin Beute jagt?
Der der jungen Löwen Hunger stillt,

Wenn sie sich auf ihrer Wildbahn zusammenbücken,
Wenn sie sich auf Lauer in's Gebüsch legen?

Der Verfasser kennt das Treiben der jungen Raben, wie der jungen Löwen:

Wer ist es, der dem Raben sein Futter bereitet,
Wenn seine Jungen zu Gott schreien
Und hin und her fliegen, ohne Futter zu finden?

Er läßt Jehova das Leben der Ziegen in folgenden Versen schildern:

Kennst du die Zeit, wenn die Steinböcke gebären?
Giehst du Nacht auf die Hirbin, wenn sie kälbert?

Kennst du die Monate, wann sie schwanger gehen?
Weißt du die Zeit, wann sie gebären?

Sie hücken sich, gebären ihre Jungen
Und sind von ihren Wehen befreit.

Die Jungen gedeihen, wachsen im Freien,
Laufen fort und kommen nicht mehr zurück.

Man gebe wohl auf den naiven Widerspruch Acht, daß der Verfasser darüber so gut Bescheid weiß, wo er doch gerade den Menschen unwissend sein läßt, und Jehova allein wissend.

Von dem Wildesel heißt es:

Er verlacht das Lärmen der Stadt,
Er hört nicht des Treibers Zuruf.

Er streift in den Bergen umher, wo er Nahrung findet,
Er suchet dort Alles, was grün ist.

Der Strauß wird auf folgende Weise geschildert:

Der Strauß schlägt munter mit den Flügeln.
Kennt er wohl die Empfindlichkeit der Federn und Flaumen?

Nein, der Erde läßt er seine Eier zurück,
Und im Sande läßt er sie wärmen.

Er vergißt, daß Füße auf sie treten können,
Daß sie von wilden Thieren zerdrückt werden können.

Er ist hart gegen seine Jungen, als wären sie nicht sein,
Kümmert sich nicht darum, daß seine Mühe umsonst sein kann.*)

Denn Gott hat ihm die Weisheit geraubt,
Er hat ihm nicht Verstand gegeben.

Aber wenn er in Eile vorwärts läuft,
Verlacht er das Pferd und dessen Reiter.

Doch alle diese kurz gefaßten Schilderungen werden durch die inspirirte Schilderung des Kriegshengstes übertroffen. Die volle Freude über die Schönheit des Thieres findet man hier:

*) Die Mühe, die Eier zu legen.

Bist du es, der dem Pferde die Kraft giebt,
Der seinen Hals mit flatternder Mähne bekleidet?

Hast du es springen gelehrt wie eine Heuschrecke,
Während es durch sein stolzes Wiehern schreckt?

Vor Stärke schnaubend, scharrt es in den Boden,
Stürzt vorwärts, um den Waffenselnd zu treffen.

Es lacht der Furcht und zittert nicht
Und fleht nicht vor dem Schwerte.

Auf seinem Rücken rasselt der Köcher,
Blitzen die Lanzen und Wurfspieße.

Es setzt nach, stürzt weiter des Wegs mit bröhnendem Getöse,
Es kann sich nicht zügeln, wenn die Trompete ertönt.

Beim ersten Trompetenruf sagt es: Hui!
In weiter Ferne wittert es die Schlacht,
Der Häuptlinge donnernde Stimmen und des Kampfes Tojen.

Keines dieser Thiere wird um seiner selbst willen beschrieben. Der Zweck ihrer Beschreibung ist: Jehova will Hiob die Unzulänglichkeit seiner Fähigkeiten einsehen lassen, selbst jene Vorgänge, die am einfachsten erscheinen, erklären zu können. Hiob ist nicht im Stande, zu begreifen, was die Eigenthümlichkeit des Löwen, des Straußes, des Pferdes bewirkt. Er hat sie ihnen ja nicht gegeben. Und für die Auffassung des israelitischen Alterthums ist Macht und Wissen das Gleiche, zwei Seiten ein und derselben Sache.

Als Jehovah das Wort zum zweiten und letzten Male nimmt, bringt er zwei Thiere aus Aegypten vor, das Nilpferd und das Krokodil, vor welchen der Mensch Furcht empfinden muß, und hier tritt stark die Unvernunft hervor, daß der Mensch den herausfordern will, der sie erschaffen hat. In dem ersten Falle muß Hiob also seine Unwissenheit einräumen, in dem zweiten seine Ohnmacht. In dem ersten Falle kann er sich damit begnügen, die Beschränktheit seines Verstandes einzugestehen im Vergleiche zu Jehovahs allumfassendem Wissen.

In dem zweiten muß er seine Menschenschwachheit im Vergleiche zu der ungeheuren Stärke zweier unförmlichen Thiere bekennen.

Es liegt in der Schilderung des Nilpferdes eine Naturbeobachtung, die an die Darstellung von Thieren auf assyrischen Reliefsen oder an ägyptische Thierstatuen erinnert.

Sieh' auf das Nilpferd, das ich so gut wie dich erschaffen habe,
Das Gras wie der Ochse frist.

Seine Kraft ist in seinen Lenden,
Seine Stärke in des Bauches Muskeln.

Sein Schwanz ist fest wie ein Ceberbaum,
Die Sehnen seines Bugs sind ineinander verschlungen.

Seine Knochen sind Kupferrohr,
Seine Rippen Eisenstangen.

Es ist das gewaltigste von Gottes Geschöpfen,
Sein Schöpfer hat ihm sein Schwert (Hauzähne) gegeben.

Unter Lotosbüschen liegt es,
Verbirgt sich im Schilf und Sumpf.

Lotosbüsche beschatten es,
Des Waches Weiden schützen es.

Kann man es wohl offenkundig fangen?
Stricke durch seine Nase ziehen?

Die prachtvolle Beschreibung des Krokodils, die nun folgt, ist aus einem doppelten Grunde interessant, erstens wegen der Freude über die Stärke bei dem doch sonst wenig begeisterten Thiere, die einen ungewöhnlich lebhaften Naturfinn verräth, dann, weil die israelitische Leidenschaft, sich imponiren zu lassen und zu imponiren, inmitten der Beschreibung solche Macht über den Verfasser gewinnt, daß er in das ganz Uebertriebene und Phantastische geräth; das Krokodil wird unter der Entwicklung seiner Eigenschaften zu einem wahren Fabelthier, bei dessen Vorstellung in Feuer und Gewalt geschwelgt wird.

Der Anfang ist noch nüchtern:

Kannst du wohl den Leviathan mit Haken aufziehen,
Seine Zunge mit einer Angelschnur als Geiß zwingen?

Einen Schußring in seine Nase setzen,
Seinen Riefer durch einen Haken durchbohren?

Wird er viele Bitten an dich richten,
Dir viele sanfte Worte geben?

Kannst du seine Haut mit Pfeilen füllen,
Seinen Kopf mit Harpunen durchbohren?

Leg' Hand an ihn,
Und du wirst es nicht zum zweiten Male thun!

Stolz sind die Rinten, die seine Schuppen bilden,
Schließend, wie ein geschlossenes Siegel.

Fest liegen sie aufeinander,
Kein Lufthauch kann durch sie dringen.

Nun nimmt die ungebundene, morgenländische Einbildungskraft vollen Lauf:

Sein Niesen strahlt das Licht aus,
Seine Augen sind wie der Morgenröthe Augenlider

Rauch kommt aus seinen Nasenlöchern,
Wie aus einem siedenden Kessel.

Sein Odem bringet Kohle in Gluth,
Lohe schlägt aus seinem Mund.

.....

Auf seinem Hals wohnt Stärke,
Vor ihm tanzt die Angst.

Fest wie Stein ist sein Herz,
Hart wie der unterste Mühlstein,

.....

Er versteht die Tiefe wie ein Kessel in's Kochen,
Daß das Meer wie ein Salbgefäß wird.

Hinter sich läßt er einen leuchten den Streifen,
Es ist, als ob das Meer Silberlocken bekäme.

Nichts auf Erden ist seinesgleichen,
Er ist König über alle die stolzen Thiere.

Die Quintessenz von Jehovas großer Donnerrede in Hiob ist die, daß Gottes Werke verstehen, sein Wesen, seine Pläne und Wege begreifen zu wollen, eine Ueberhebung ist, eine Niedrigkeit, eine dumm dreiste Vermessenheit, welche die härteste Strafe verdient und nur einem bis zur Verzeihung Unglücklichen vergeben werden kann, wenn er sich demüthigt und bereut.

VII.

Diese eigentlich israelitische Grundvorstellung läßt sich auf die Auffassung zurückführen, die die älteste israelische Sage über die Erschaffung der Welt erzeugte, und die in dem jehovistischen Document des ersten Buches Moses enthalten ist.

Neben dieser Grundauffassung und deren Consequenzen läuft ganz gewiß im Alterthume ein zweiter Gedankengang, wahrscheinlich beeinflusst durch die höhere weltliche Cultur der umwohnenden Volksstämme, ein Gedankengang, nach welchem es keine Sünde und auch keine Unmöglichkeit für den Menschen ist, Gottes Wesen und Wirken in der Welt zu erfassen; aber dieser Gedankengang ist jünger und weniger ursprünglich, und er verschwindet auch früh. Das erste Capitel des ersten Buches Moses ist die Frucht eines solchen Vernunft- und Culturglaubens: „Die Welt war eine öde Vermengung, und Finsterniß lag über dem Abgrunde, und Gottes Geist ruhte über den Wassern. Da sagte Gott: Es werde Licht! Und es ward Licht.“ Aus dem Chaos entwickelt sich hier Alles systematisch, ein keimender Verjuch, eine Evolution wissenschaftlich darzustellen. Wie Wellhausen richtig bemerkt: Zuerst entsteht das Große, dann das Kleine, das Wasser vor den Fischen, der Himmel vor den Vögeln, das Land und die Pflanzen vor den Thieren, die Thiere vor den Menschen. Hier ist — wahrscheinlich unter

Einwirkung babylonischer Wissenschaft — ein Versuch gemacht, eine Stufenleiter von Wesen aufzustellen. Und wohl zu merken: Der Mensch ist hier als mit Gott verwandt aufgeführt, wesentlich mit Gott; und er wird unmythologisch auf ein Mal in zwei Geschlechtern erschaffen: „So erschuf Gott den Menschen in seinem Bilde; in Gottes Bilde erschuf er ihn; Mann und Weib erschuf er ihn.“ Und Gott fordert den Menschen auf, sich die ganze Welt unterthänig zu machen, d. h. eine Art Gott auf Erden zu sein, und er unterwirft dem Menschen Alles, giebt ihm die Früchte aller Bäume zur Nahrung und setzt ihn ein zur Herrschaft über die Fische des Meeres und die Vögel des Himmels und über alles Lebende, das sich auf Erden regt. Da für die ursprüngliche Auffassung des Alterthums Macht Wissen und Wissen Macht umschließt, so sieht man, daß Elohim den Menschen sowohl Macht als Wissen gönnt. Keine Auffassung kann in schärferem Gegensatz zu der stehen, die in Hiob zu Worte kommt, welche die uralte israelitische ist, die in dem zweiten Capitel des ersten Buches Moses hervortritt, wo das Jehova-Dokument beginnt, d. h. mitten in dem vierten Vers, inmitten eines Satzes, dessen Anfang abgeschnitten ist, mit den Worten: „Dieses Mal schuf Jehova Erde und Himmel und alle Pflanzen des Feldes, die nie vorher hervorgeprossen waren.“

Hier ist die ganze Schöpfungs-Geschichte vollständig verschieden und spitzt sich auf die Pointe zu: Jehova fürchtet, daß der Mensch Einsicht in die Natur der Dinge erlangen kann und ihm dadurch gleich wird.

Alles ist hier ursprünglich und nativ: Jehova formt den Mann aus dem Staube des Feldes und haucht den Geist des Lebens in seine Nase. Dann pflanzt er einen Garten, setzt den Mann hinein, erlaubt ihm, von den Früchten aller Bäume zu essen, und verbietet ihm nur die Früchte des Weisheitsbaumes. Der Mann ist ganz allein im Garten. Da es für ihn nicht gut ist, allein zu sein, und er nach Gesellschaft verlangt, bildet Jehova zuerst die Thiere und führt sie ihm vor. Der Mann giebt ihnen Namen, aber findet in ihnen für sich keine Gesellschaft; da findet Jehova einen besseren Ausweg — er bildet das Weib aus der Rippe des Mannes.

Das ist das Vorpiel zu dem großen Drama, dessen Stadien das paradiesische Idyll, die Versuchung, der Fall und die Austreibung des Menschenpaares aus dem Edengarten sind, weil es sich verführen ließ, wie Gott werden zu wollen, nach der Kenntniß von Gut und Böse zu streben, d. h. von Nützlich und Schädlich, kurz nach Erkenntniß und Wissen zu verlangen.

In dem ersten Capitel, das einem anderen Grundtexte entstammt, wird dem Menschen die Aufgabe gestellt, sich zum Herrscher über die ganze Erde zu machen, und da Macht und Wissen untrennbar sind, so wird von dem Manne gefordert, daß er die höchste Einsicht erreichen soll. Hier in dem zweiten und dritten Capitel ist es dem Menschen streng verboten, von dem Weisheitsbaume zu essen, denn dann vermischt er sich, wie Gott sein zu wollen. Will er Einsicht in die Beschaffenheit der Natur erlangen, dann

strebt er über die Schranken seines Wesens hinaus. Den Weltenlauf verstehen zu wollen, erforschen, nach welchen Regeln er gelenkt wird, das bedeutet in Gottes Werkstätte schauen und ihm auf die Finger sehen — eine Ueberhebung ohne Gleichen. Während im ersten Capitel die Gottheit den Menschen ausdrücklich nach ihrem Bilde erschaffen und ihn zu ihrem Stellvertreter auf Erden gemacht hat, stellt Jehova in dem zweiten Capitel als fluchwürdige Vermessenheit dar, Einsicht erlangen und so Gott gleich sein zu wollen.

Es ist die letzte Auffassung, die durchdringt, und die uns mit einer Energie ausgesprochen begegnet, welche den Fragetrieb und Zweifel des Menschen abweist in Hiobs klagerischem, aber israelitisch erbaulichem Buche.

Während der Elohist, der von einer stufenweisen Umbildung und dem Fortschritte spricht, ein Optimist mit Entwicklungsglauben ist, ist dagegen der alte Jehovist von der tiefsten Schwermuth bejeelt und sieht Alles schwarz: Einsicht, Verstehen in höherem Sinne ist dem Menschen unterzagt. Und doch werden sie von diesen verbotenen Gütern angezogen und suchen sich des Schatzes zu bemächtigen, den Gottes Eifer ihnen vorenthält, ungefähr wie die Menschen nach der griechischen Mythe das Gut des Feuers begehren, das Zeus ihnen verzagte.

Der Jehovist ist unwissenschaftlicher, aber tiefer als der Elohist. Man sehe, von wem' verzweifelt schwermüthiger Lebensanschauung er ist: „Die Erde ist verflucht. Mit Kummer sollst du dich Zeit deines Lebens ernähren. Dornen und Disteln sollst du erzeugen, und du sollst die Kräuter des Feldes essen. Im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot verzehren, bis du wieder zu Erde geworden bist, denn von ihr bist du genommen, Staub bist du, und zu Staub sollst du wieder werden.“

Des Jehovisten Auffassung von dem Leben als einer bösen Beschwerde, als einer Art Sklavenarbeit, hoffnungslos und aussichtslos, ist es, die uns bei Hiob entgegentritt:

Ach, des Menschen Loos auf der Erde ist das des Kriegers,
Seine Tage gleichen denen des gedungenen Söldners.

Wie des Sklaven Loos, der nach Schatten seufzt.
Wie des Tagelöhners Loos, dessen Hoffnung seine Löhnung ist.

So wurde Drangsal Monate mein Loos,
Und kummervolle Nächte mein Theil.

Raum hab' ich mich gelegt, so sage ich: Wann soll ich aufstehen,
Die Nacht zieht sich in die Länge,
Und ich werf' mich in Angst auf mein Lager bis zum Tagesgrauen.
.....

Schneller als des Webers Schiff gehen meine Tage
Und schwinden ohne Hoffnung hin.
.....

Denke ich, mein Bett soll mich trösten,
Mein Lager meine Klage mildern,

So schreckst du mich mit Träumen,
Erschreckst mich durch Gesichte.

Darum hat meine Seele den Tod gewählt,
Meine Knochen haben nach Vernichtung gerufen.

Der Jehovist ist indessen nicht nur Derjenige, der zuerst den in *Hiob* durchklingenden pessimistischen Grundton ange schlagen hat, sondern auch Derjenige, der zuerst den Unwillen Jehovas gegen das Streben der Menschen nach Einsicht und intellectueller Cultur dargestellt und empfunden hat.

Der Grundgedanke ist, daß Fortschritt des Menschengeschlechtes in Cultur Rückschritt in Gottesfurcht ist. Im Streben nach Einsicht in den Zusammenhang der Dinge wird der Mensch Jehovas Nebenbuhler, aber Jehova liebt keine Nebenbuhler. Was Jehova am meisten fürchtet, ist, daß die Menschen alle eine Sprache sprechen und dann wider ihn zusammenhalten werden. Bei dem Elohisten (I. Mos. 10) entwickelt sich die Scheidung der Völker und der Sprachen aus sich selbst heraus, ganz natürlich und friedlich. Alle Völkerstämme werden von Japhet, Sem und Ham hergeleitet mit zum Theil ganz überraschender Einsicht in Geographie und Völkerverhältnisse, so wenn die Meder, die Jonier (Javan) und die Armenier auf Das bezogen werden, was wir das kaukasische Geschlecht nennen. Für jede Abtheilung wird der Schluß gezogen, daß die Länder von ihnen und mit ihnen bevölkert wurden, von Jedem nach seiner Sprache, seinem Geschlecht und seinem Volk: „Diese sind die Kinder Hams nach ihren Stämmen und Sprachen.“ Hier sind die vielen Sprachen schon eine natürliche Sache, keine Strafe des Herrn.

Aber in dem folgenden (11.) Capitel, das dem Jehovistischen Grundtext entstammt, ist dies schon vergessen. Hier wird mit den Worten begonnen: „Die ganze Erde hatte eine Zunge und eine Sprache.“ Und es wird als ein Verbrechen der Menschen geschildert, nach Cultur zu streben. Sie sagen zu einander: „Wohlan, laßt uns Ziegel streichen und sie gehörig brennen!“ Und dann: „Laßt uns eine Stadt bauen und einen Thurm, und dessen Spitze soll bis zum Himmel reichen, laßt uns ein Zeichen machen, daß wir nicht über die ganze Erde zerstreut werden!“ Aber Jehova erblickt in diesem Beginnen die Gefahr, die ihm aus dem weiteren Fortschreiten der Menschen in dieser Richtung drohen kann. Er sagt: „Haben sie erst Dies gemacht, so kann ihnen Nichts weiter verwehrt werden, was zu thun sie sich in den Sinn kommen lassen.“ Darum fährt er nieder, verwirrt ihre Zungen, so daß der Eine den Anderen nicht verstehen kann, und führt auf diesem gewaltsamen Wege das Ausbreiten der Menschen über die Erde herbei, das im Capitel 10 ganz friedlich vor sich ging und durch einfache Abstammung erklärt wurde.

Der Jehovist haßt, wie die Propheten nach ihm, in voller Uebereinstimmung mit der ursprünglichen Geistesrichtung Israels, alle weltliche Civilisation. Er hat den Blick auf Babylon gerichtet mit seiner hohen wissenschaftlichen und künstlerischen Cultur, einen Blick, den, wie man sich denken kann, die alten israelitischen Nomaden gehabt haben, wenn sie in geringer Entfernung außerhalb der Stadt lagerten, von ihren Zeltplätzen auf stolze Monumente und himmelhohe Thürme sahen, die ihre Zinnen weit über die Mauern der Stadt erhoben. Diese Thürme erschienen ihnen wie eine Herausforderung Jehovas. Die Kenntniß und die Kühnheit, die nothwendig war, um so prachtvoll und so hoch zu bauen, erreichte den Gipfel menschlicher Ueberhebung. Man beleidigte Jehova durch solch einen Mangel an Demuth. Man beleidigt ihn überhaupt, wenn man die Welt und ihre Grundform verstehen will. Er wird nicht die Nebenbuhlerchaft dulden, die darin liegt. Er ist ein eifriger Gott.

Daher die Grundanschauung des Verhältnisses zwischen Gott und Menschen, das Vermessene in dem Versuche des Menschen, Gottes Absichten und Wege zu erfassen, die uns so ausgeprägt in Hiob begegnet.

Wir sehen, daß das Grundproblem in Hiob die Frage ist, welche die Kernfrage im Judenthum bildet. Wie geht es zu, daß es unter des gerechten Gottes Herrschaft oft dem Schuldbeladenen gut geht und dem Unschuldigen unendlich schlecht? Und wir sahen, daß diese Frage mit ihrer Abweisung beantwortet wird, Jehova weist sie ab, indem er diese Fragestellung allein schon als Vermessenheit ansieht. Es ist anmaßend von dem Menschen, so unwissend, wie er über die Geheimnisse des Daseins und so ohnmächtig, wie er im Vergleiche zu den anderen Geschöpfen Jehovas ist, dessen Plänen und den Mitteln nachspüren zu wollen, die er anwendet, um sie auszuführen:

Wo warst du, da ich die Erde gründete?
Sag' mir es, wenn du Erkenntniß hast!

Wer hat deren Maß gesetzt — du weißt es ohne Zweifel —
Wer spannte die Richtschnur über sie?

Hast du an des Meeres Quellen gestanden?
Bist du auf des Meeres Grund gewandelt?

Haben des Todes Thore sich dir gezeigt?
Hast du sie gesehen, die Thore der Finsterniß?

Kamst du zu des Schnees Bewahrungsorten?
Zu den Böden, woher der Hagel kommt?

Weißt du den Weg, auf welchem das Licht sich verbreitet,
Und der Ostwind über die Erde fährt?

Hat der Regen einen Vater,
Wer erzeugte die Tropfen des Thaus?

.....

Kennt du die Geseze des Himmels,
Und lenkst du dessen Herrschaft über die Erde?

Das ist der Schlussatz, der immer wiederkehrt. Mit anderen Worten: Der Mensch hat keine Einsicht in das Wesen der Natur, kein Wissen von den Gesezen des Weltalls und darf solches Wissen nicht begehren. Jeder Versuch, zu einer zusammenhängenden Naturerkenntniß und dem vernünftigen Begreifen des Laufes oder der Geseze der Weltenlenkung zu gelangen, wird im Keim erstickt. Keine Wissenschaft konnte auf dem Boden des alten Israel gedeihen, nicht einmal die abstracteste, die elementare Geometrie. Wo im Buche der Könige (7, 23) das große Becken im Tempel Salomos beschrieben wird, ist sein Durchmesser genau auf 10 Ellen angegeben, sein Umfang auf genau 30 Ellen. Diese 2 Zahlen widerlegen einander. Falls die Durchschnittslinie richtig angegeben ist, beträgt der Umkreis 31,415, und so wird noch im Talmud unrichtig angenommen, daß der Umkreis sich zu der Durchschnittslinie wie 3 zu 1 verhält.

Die mathematischen Kenntnisse, die die Grundlage für jede Naturwissenschaft bilden, fehlten den Hebräern gänzlich. Sie erhoben sich nie über die Anfangspunkte der Arithmetik, und ihr höchst unvollkommener Almanach beweist hinlänglich, auf wie niedriger Stufe die Astronomie bei ihnen stand. Propheten und Priester hatten gerade so viel Begriff von Physik, daß sie zuweilen als Wundermänner betrachtet werden konnten, und hier und da haben sie einige Kenntnisse von der ärztlichen Kunst gehabt. So war Jesaias Leibarzt des Königs Hiskia. In Naturgeschichte und Ethnographie verspürt man mitunter etwas Einsicht. Aber Alles, was die Hebräer an wissenschaftlichen Begriffen befaßen haben, haben sie augenscheinlich den Aegyptern und Chaldäern entlehnt.

Die religiöse Grundauffassung selbst machte es ihnen unmöglich, Wissenschaft zu erzeugen. Alle Kraft sammelte sich immer mehr auf die Entwicklung des religiösen Grundgedankens und eine diesen beantwortende Geschichtsschreibung und Poesie. Das Buch Hiob steht in dieser Poesie gleichzeitig da als der ausführlichste und der pathetischste Ausdruck sowohl des freien menschlichen Fragens und Zweifelns, das zeitweise zum Aufruhrgeiste werden konnte, als auch der religiösen Grundauffassung, die den Keim des Aufruhrgeistes ertödtete.





Der Begründer der Völkerpsychologie.

Eine Studie zu Moritz Lazarus' 70. Geburtstage.

Von

Moritz Brasch.

— Leipzig. —

Warum so wenige philosophische Schriftsteller in Deutschland wahrhaft populär geworden sind? Man wird vielleicht die Berechtigung zu dieser Frage in Abrede stellen, indem man geltend macht, daß der wirkliche und echte Denker auf Allgemeinverständlichkeit verzichten muß, da er niemals gewillt sein darf, auf Kosten des tiefen Inhalts formelle Concessionen zu machen. Ich will das Lektüre zugestehen, möchte aber doch darauf hinweisen, daß die Schwierigkeit des Verständnisses philosophischer Werke einer doppelten Quelle entspringen kann: der wirklichen Tiefe des gedanklichen Inhalts einerseits oder der mangelhaften Darstellungskunst des betreffenden Schriftstellers andererseits. Dieses Lektüre meinte jedenfalls die Frau von Staël, als sie vor nunmehr achtzig Jahren in ihrem noch immer lehrwerthen Buche über Deutschland schrieb: „Le talent de s'exprimer avec méthode et clarté est assez rare en Allemagne; les études speculatives ne le donnent pas.“ Es ist wohl seit der Zeit der Staël etwas besser geworden; aber im Wesentlichen hat das Wort der geistvollen Französin auch für heute noch seine Gültigkeit.

Zu den wenigen deutschen Philosophen der Gegenwart jedoch, deren Schriften weit über die eigentlichen wissenschaftlichen Fachkreise hinaus in's gebildete Publicum gedrungen sind, gehört in erster Linie Professor Moritz Lazarus in Berlin. Ein feinsinniger Denker aus der Schule Herbart's, hat er sich schon vor 40 Jahren selbstständigen philosophischen Untersuchungen zugewandt und bei der Bedeutung, welche die Psychologie als Grundwissenschaft in dem Systeme seiner Schule einnimmt, die psychologische

Analyse auch auf andere Gebiete, insbesondere auf Ethik, Aesthetik, Sprachphilosophie, Religionswissenschaft und Cultur- und Sittengeschichte mit großem Erfolge übertragen. Hierbei müssen wir bemerken, daß die Art, wie Lazarus diese psychologische Analyse handhabt, der ruhige, scharfe und feine Blick, wie er die dem gewöhnlichen Auge unzugänglichen und complicirteren Verhältnisse und Beziehungen des menschlichen Seelenlebens entwirrt und darlegt, endlich auch die lichtvolle Klarheit seines Stils allen seinen Werken einen besonderen Werth in der philosophischen Litteratur unserer Zeit verleihen. Lazarus' Hauptwerk: „Das Leben der Seele, in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze“ (3. Aufl. 3 Bde., Berlin 1883) hat thatsächlich auch eine große Verbreitung gefunden und sich, zumal in seinen ästhetischen Theilen, in litterarischen und Künstlerkreisen viele Freunde erworben. Dieses Letztere ist erklärlich, da unser Philosoph eigentlich nicht metaphysische Aesthetik schreibt, sondern seine fein eindringenden Schönheitsanalysen an den Kunstwerken selbst, also gewissermaßen unter öffentlicher künstlerischer Controle vollzieht. —

„Das Leben der Seele“ ist keine zusammenhängende, systematische Darstellung der Psychologie als Wissenschaft. Es besteht vielmehr aus einer Reihe mehr oder minder zusammenhängender Monographien aus dem Gebiete der Psychologie, Sprachphilosophie, Aesthetik und Culturpsychologie, welche in sich allerdings kein geschlossenes Ganze einer einheitlichen Weltanschauung darbieten, aber doch die wesentlichsten Principien seiner Philosophie erkennen lassen. Das Werk, wie es jetzt in drei stattlichen Bänden vorliegt, hatte ursprünglich eine durchaus andere Gestalt. Fast vierzig Jahre sind es her (1855), seitdem der damals noch sehr junge Professor in Bern den ersten Band desselben hatte erscheinen lassen. Seitdem hat er fortwährend Veränderungen und Erweiterungen an demselben vorgenommen. Aber diese unaufhörlichen Modificationen sind zu charakteristisch für die ganze Forschungsmethode unseres Philosophen, als daß wir diesem Punkte hier, nicht einige Bemerkungen widmen sollten.

Lazarus gehört als Denker, wie schon oben angedeutet wurde, nicht zu den großen philosophischen Systematikern unseres Jahrhunderts, wenn auch anerkannt werden muß, daß er innerhalb seiner Schule seit mehr als vier Decennien eine hervorragende Stelle einnimmt. Er selbst lehnt aber auch den Ruhm ab, seine Weltanschauung, die er nach der psychologisch-ästhetischen Seite hin in bemerkenswerther Weise ausgebaut hat, als ein in sich vollendetes System auszugeben. Er will sich weder mit Drobisch, noch mit Strümpell, noch mit Volkmann, den großen Systematikern der Herbart'schen Schule vergleichen. Vielmehr hält er es für „unthunlich“, das gesamte menschliche Seelenleben in systematischem Zusammenhange darzustellen: gewiß ein beachtenswerthes Geständniß, welches aber ebenso sehr von der gewissenhaften Selbstbescheidung dieses Philosophen zeugt, als es zugleich für die Art und die Methode seiner Studien charakteristisch ist. — Auf

Herbart'schem Boden stehend, weiß er seinen Blick doch frei zu halten von der engen Umgrenzung, die ein bestimmtes System nun einmal mit sich bringt, und Lazarus würde nicht der Begründer einer zwar noch vielfach lückenhaften und des Ausbaues bedürftigen, aber doch neuen philosophischen Wissenschaft, der Völkerpsychologie, geworden sein, wenn die Grenzen der Welt ihm innerhalb der Linien eines bestimmten Systems eingeschlossen dünkten. Indem er aber genöthigt war, das Material zu seinem Neubau von den verschiedensten Seiten her selbst zusammenzutragen und der Fülle einzelner Beobachtungen und Specialstudien die völkerpsychologischen Ideen abzugewinnen, mußte zwar sein Blick für das Einzelne und Interessante an Schärfe und Sinnigkeit zunehmen, aber seine Kraft, diese Menge anziehender und feiner Bausteine zu einem architektonischen Ganzen zu verbinden, hielt dem nicht Stand.

Indeß ist Lazarus' Stellung in der Geschichte der wissenschaftlichen Bewegung des 19. Jahrhunderts doch so wesentlich bedingt durch seine im Verein mit Hermann Steinthal vollzogene Begründung der Völkerpsychologie, daß wir hier diesem Gegenstand einige weitere Bemerkungen widmen müssen. Es war vor etwas mehr als drei Decennien, daß die beiden genannten Gelehrten die Herausgabe einer vierteljährlichen Zeitschrift unternahmen, welche nach dem Programm sowohl, als nach dem Inhalte der ersten Hefte das höchste Interesse aller Derjenigen erwecken mußten, welche der wissenschaftlichen Bewegung der Zeit folgten, mehr aber noch aller Derjenigen, welche selbst zum Aufbau der neuen Wissenschaft beitragen zu können hofften. Die „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“ (Berlin 1860—92) sollte aber nicht nur dieser neuen, allerdings noch wenig begrenzten und vielfach schwankenden Disciplin, welche zwischen Culturgeschichte und Psychologie mitten inne steht, zum Organ dienen, sondern zugleich ein Sammelpunkt werden für alle diejenigen Forscher, welche von ihrem Specialgebiet aus irgend welche Beziehungen zur neuen Wissenschaft anknüpfen wollten. Und in letzterer Hinsicht war es nicht nur auf die eigentlichen Psychologen und Geschichtsphilosophen abgesehen, sondern vor Allem auch auf die Männer der Sprachwissenschaft, der Sagen- und Mythenforschung, der vergleichenden Religionswissenschaft, ferner auf die Ethiker und Moralistiker, nicht minder aber auch auf die Historiker aller Art, wie die Cultur-, Sitten-, Kunst- und Litterarhistoriker, soweit sie das Bedürfniß fühlen, die völkerpsychologischen Elemente, d. h. die Wirksamkeit des menschlichen Gesamtgeistes, auf ihren speciellen Gebieten einer wissenschaftlichen Untersuchung zu unterziehen. Thatsächlich hatte sich auch eine stattliche Reihe von Gelehrten aller der genannten Zweige als Mitarbeiter an der Zeitschrift betheiligt.

Vor Allem aber gingen die beiden Herausgeber derselben selbst mit gutem Beispiel voran, indem sie, jeder in seinem Gebiete, eine Anzahl Arbeiten veröffentlichten, welche gewissermaßen vorbildlich wurden für alle

Diejenigen, welche durch eigene Untersuchungen zum Aufbau der völkerpsychologischen Wissenschaft beitrugen. Insbesondere hat Lazarus in den ersten Bänden der Zeitschrift eine Reihe von Abhandlungen publicirt, welche als grundlegend angesehen werden dürfen. Außer dem einleitenden Programm in Bd. I (S. 61—79), welches Begriff, Wesen und Methode der Völkerpsychologie entwickelt, sind noch folgende größere Aufsätze von ihm zu nennen: „Ueber den Ursprung der Sitten“ (Bd. I), „Verdichtung des Denkens in der Geschichte“ (Bd. II), „Ueber das Verhältniß des Einzelnen zur Gesamtheit“ (Bd. II S. 393—453), „Einige synthetische Gedanken zur Völkerpsychologie“ (Bd. III S. 1—94), „Ueber die Ideen in der Geschichte“ (Bd. III S. 385—486) und viele andere kleinere Abhandlungen. Die letztgenannte Studie bietet übrigens neben ihrer grundlegenden Bedeutung für die Völkerpsychologie zugleich einen werthvollen Beitrag zur Philosophie der Geschichte und zur Theorie der Historik dar, dieses trotz aller Blüthe der geschichtlichen Wissenschaften bei uns noch so sehr vernachlässigten und noch gar sehr in Argen liegenden Zweiges derselben. Wir wollen hier nur ergänzend hinzufügen, daß wir neuerdings durch zahlreiche Arbeiten in England, Frankreich und Italien, welche sich an die exacten Werke Buckles, Drapers und Comtes anlehnen, in der Theorie der Historik, trotz der Arbeiten Droysens, Sybels, Doergens und Bona Meyers, bei Weitem schon überflügelt worden sind.

Lazarus' Geschichtsauffassung ist — und dieses müssen wir vorweg bemerken — wesentlich teleologisch und in weiterer Beziehung — theistisch. Von diesem Standpunkte aus, obwohl er sonst wenig zur wissenschaftlichen Polemik geneigt ist, wendet er sich sowohl gegen die speculativ-dialektische Geschichtsbehandlung Hegels und seiner Schule (Michelet, Wiedermann, Conrad Hermann u. A.), als auch gegen August Comte und Thomas Buckle und ihre Schulen, deren causaler Mechanismus in der Geschichte zwar der mechanischen Atomistik der heutigen naturwissenschaftlichen Weltanschauung entspricht und zu letzterer gewissermaßen das Pendant in der wissenschaftlichen Auffassung der Gegenwart bildet, den er aber doch als „anti-ideal“ verwirft.

Lazarus gelangt zu einem Einblick in seine Wissenschaft von drei verschiedenen Standpunkten aus: von einem psychologischen, einem anthropologischen und einem geschichtlichen. Der erste der genannten Standpunkte ist der wesentlichste und dringt am tiefsten in die Sache ein; und doch ist gerade er bisher am wenigsten beachtet worden. Es ist in unserer Zeit ganz allgemein und auch unter wissenschaftlichen Männern — Historikern, Ethnologen, Philosophen und Juristen — die Rede vom „Volksgesist“ und von verschiedenen „Volksgesistern“. Soll Dieses aber einen wissenschaftlichen Sinn haben, so muß dieser Begriff selbst eine Stelle in der Wissenschaft haben, wo sein Inhalt, Umfang und seine Bedeutung in Form wissenschaftlicher Erkenntniß gewonnen und festgestellt wird. Diese Stelle müßte offenbar, da von einem „Geiste“ gesprochen wird, in der Wissenschaft des Geistes,

in der Psychologie, sein. Vergebens suchen wir aber in den bisherigen Wissenschaften danach: in der Geschichte, in der Geschichtsphilosophie, in der Geographie, in der Sprachwissenschaft wird der „Volksgeist“ genannt, aber gerade hier, wo man es doch erwarten sollte, geht man seiner Erörterung aus dem Wege. Nun lehrt aber die Psychologie, daß der Mensch durchaus und seinem Wesen nach gesellschaftlich ist, d. h. daß er zum gesellschaftlichen Leben bestimmt ist, und weil er nur im Zusammenhange mit seines Gleichen Das werden und Das leisten kann, was er sein und leisten soll, bestimmt nicht durch irgend welche von Außen her kommende religiöse oder ethische „Postulate“, sondern durch seine physisch-psychische Natur. Was wir „Geist“ nennen, das ist das gemeinsame Erzeugniß der menschlichen Gesellschaft. Hervorbringung des Geistes aber ist „das wahre Leben und die Bestimmung des Menschen“. Also ist der Mensch zum gesellschaftlichen Leben bestimmt, und der Einzelne ist nur insoweit Mensch — als er in der Gemeinsamkeit lebt, als er am Leben der Gattung participirt. Nun besteht diese Antheilnahme am Leben der menschlichen Gattung nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die Vergangenheit. Daher ist der Einzelne, welcher an der gemeinsamen Geistesbildung participirt, nicht nur durch seine Zeitgenossen, sondern noch mehr durch verfloßene Jahrhunderte und Jahrtausende bestimmt und von ihnen abhängig im Denken, Fühlen und Wollen. Der Zusammenhang nun, in welchem der Einzelne zu seinen Zeitgenossen wie zu den verstorbenen Individuen der Vergangenheit steht, ist nicht von gleicher Innigkeit; innerhalb des großen Kreises der Gesellschaft bilden sich kleinere Kreise und immer engere Gemeinschaften bis zur Familie: Kreise, welche sich vielfach berühren und schneiden. Dies ist der Grund für die mannigfaltige Complicirtheit in den Verbindungs- und Trennungsverhältnissen der Menschheit. Dem entspricht die nach Richtung und Innigkeit unendliche Verschiedenheit in der Theilnahme des Einzelnen am Gesamtgeiste und die unendliche Verschiedenheit der Individualitäten. Aber trotz aller Verschiedenheit der Individuen — nach Art und Intensität der Persönlichkeit — sind sie doch immer in ihrer Entwicklung durch die räumlichen Verhältnisse eines bestimmten Ortes, und durch die zeitlichen eines bestimmten Zeitpunktes, also durch einen besonderen Volks-, Familien- und Standesgeist, sowohl nach dem Grade ihrer möglichen Bildung, wie auch nach Inhalt und Form des Geistes bedingt. Nicht nur sein Wissen, sein Gewissen, sein Fühlen und sein Wollen, sondern auch sein Thun und sein Genießen, sein Empfangen und darum auch sein Schaffen ist mit seiner Geburt an diesem Punkte der geistigen Gesamtentwicklung im Voraus bestimmt.

Der verehrte Leser, der mit mir dem Gedankengange unseres Philosophen bisher aufmerksam gefolgt ist, wird nicht verfehlen, gerade an den letzteren Punkt eine Reihe von Fragen zu knüpfen, welche ebenso viel Probleme enthalten, von denen das wichtigste jedoch das der Möglichkeit

einer sittlichen Freiheit des Einzelnen ist. Doch müssen wir — des mangelnden Raumes wegen — diese Frage hier bei Seite lassen und fahren in der Analyse der Ideen fort, durch welche Lazarus die Völkerpsychologie wissenschaftlich zu begründen bemüht war.

Der Psychologie, als Wissenschaft von der individuellen Seele, steht die Völkerpsychologie, als Wissenschaft vom Volksgeiste, d. h. als Lehre von den Elementen und Gesetzen des geistigen Völkerlebens gegenüber. Was ist nun das innerste Wesen dieses Volksgeistes? Soll derselbe kein inhaltsleeres Wort, sondern die Quelle, das Subject, der Träger aller inneren und höheren Thätigkeiten der Volksgesamtheit sein, so muß die Auffassung des Volksgeistes die Totalität aller seiner Erscheinungen umfassen. Die Völkerpsychologie ist nicht, wie Herbart gemeint hat, „eine politische Grundlehre“, vielmehr verhält sie sich zur Politik, wie etwa die Psychologie zur Pädagogik oder zur Aesthetik. Völkerpsychologie und Politik sind Beide auf denselben Gegenstand, auf die Kräfte des Volksgeistes, gerichtet: aber während Jene nur erkennen will, will Diese leiten und wirken. Die Völkerpsychologie ist eine rein theoretische Wissenschaft, die Politik aber ist die Ethik der Völker und eine Technik der Staaten (Staatskunst). — Aber wie die Seele im Leibe wohnt und mit ihm aufs Innigste verknüpft ist, so wohnt der Volksgeist in den gesellschaftlichen Einrichtungen und Institutionen der Gesellschaft. Jeder Staat ist die individuelle äußere Ausprägung eines individuellen Inneren. Völkerpsychologie und Politik setzen daher einander voraus: um Thatfachen des geistigen Lebens eines Staates und um Thatfachen der äußeren Politik zu begreifen, müssen sie zusammenwirken. Aber der Volksgeist führt kein außerhalb der Einzelnen gesondertes Dasein: er lebt in den Individuen. Er macht daher — und dies sind seine Functionen — dieselben Grundprocesse, wie Hemmungen, Verschmelzungen, Apperceptionen und Verdichtungen durch, wie die individuelle Seele. Aufgabe der Völkerpsychologie ist es daher, diese Verhältnisse, welche bestehen, theils zwischen den Elementen des Volksgeistes als Einheit gedacht (z. B. das Verhältniß zwischen Religion und Kunst, zwischen Staat und Sittlichkeit, zwischen Sprache und Intelligenz), theils zwischen den Einzelgeistern, die das Volk bilden, wissenschaftlich zu erkennen. — Dieses „zwischen den Elementen des Volksgeistes“ ist freilich etwas schwer zu denken und erinnert fast an Epikurs Götter, welche zwischen den körperlichen Atomen (*intermundia*, *μετακόσμια*) in ewiger, seliger Ruhe wohnen sollen. — Der Volksgeist besteht in den einzelnen Geistern, sagt Lazarus, welche zum Volke gehören. Gerade unter diesem Gesichtspunkte aber, daß der Volksgeist seine Subsistenz in den einzelnen Geistern hat, ist eine wissenschaftliche Untersuchung über seine Wirksamkeit allein möglich; denn die Philosophie der Geschichte redet immer von neuen Principien, die in die Welt kommen und wirken. Wie aber wirken denn Principien, wenn nicht auf die einzelnen Geister? Von einer Volksseele, nach der Analogie des Gedankens einer

Weltseele, haben wir keine irgendwie in der Erfahrung gegebene Erkenntniß. Wir würden uns deshalb völlig vergeblich bemühen, von irgend welchen Gesetzen ihrer Erscheinung und ihrer Entwicklung zu reden. Durch die Beobachtung des Einzelnen also muß untersucht werden, was es heißt, daß neue Principien entstehen. Man muß zu diesem Behufe wissen, wie sie im Einzelnen sich bilden oder zur Geltung kommen und wie sie wirken. Dann aber wird es auch weiter nothwendig, über den Einzelnen hinauszugehen. Denn wenn nun die reale Wirksamkeit in demselben vor sich geht, wie und wodurch ist die Wirkung im Allgemeinen, in der Gesamtheit? Hier muß man die Circulation der Ideen, die gewissermaßen chemische Umwandlung derselben aus dem Laufe derselben durch den psychischen Organismus des Volksgeistes begreifen; die Umwandlung, welche diese selbst erfährt, die Endosmose der Ideen, muß erkannt werden.

All Das erfordert Analysen des historischen Geschehens, welche, als Anforderungen hingestellt, unmöglich erscheinen und in der That große Schwierigkeiten haben. So aber erscheint es bei zusammengesetzten Erscheinungen überall. Der Mensch hat Blut; was ist da zu analysiren? so fragte man sich wohl auch. Der Mensch sieht die Dinge, Sprechen und Verstehen findet statt; auch hier fragte man, was zu analysiren sei. Und doch bestehen die Erkenntniße, welche wir über diese Proceße gewonnen haben, nur in der Analyse derselben.

Doch hier müssen wir uns wieder eine kleine Zwischenbemerkung gestatten: Chemische Veränderungen, „Vertheilung des Blutes durch den Organismus“, „Endosmose der Ideen“ — dies Alles sind nur Bilder, die der Physiologie entlehnt sind. Aber wo wir eine Erklärung von Proceßen im psychischen Organismus erwarten, können uns diese Analogien aus dem physiologischen Leben Nichts klar machen und weder ein „gleichsam“, noch ein „gewissermaßen“ führt uns zum ersehnten Ziele. — Es verhält sich dies ganz ebenso wie in dem Verfahren mancher modernen Sociologen (z. B. Albert Schäffles in Tübingen), welche zur Erklärung gesellschaftlicher Vorgänge eine Menge terminologischer Ausdrücke aus dem Gebiete der Naturwissenschaften heranziehen. Er spricht z. B. vom „Bau“ und den „Functionen“ des socialen Körpers, von „Verdauungs- und Circulationsproceßen des socialen Stoffwechsels“, von den „Zellen“ gesellschaftlicher Organismen u. dergl. So lange die Sociologen uns aber nicht vorher beweisen, daß die socialen Gesetze und die Proceße und Gesetze in der Natur ganz identisch seien, werden mit solchen Bildern und Analogien keine exact wissenschaftlichen Wahrheiten erkannt, sondern höchstens der Schein exacter Wissenschaftlichkeit erreicht.

„Wollen wir,“ fährt Lazarus fort, „das Wesen des Volksgeistes wissenschaftlich begreifen, so müssen wir uns Dessen bewusst werden, was er mit dem Individualgeist Gemeinsames und was er Verschiedenes von ihm hat. So verfährt auch unser Philosoph. Für das Erstere citirt

er einen Ausspruch Herbarts: „Wenn im öffentlichen Leben ein Wechsel von Functionen die bürgerliche Ruhe stört, so lag das Vorbild nicht bloß, sondern selbst der Ursprung hiervon offenbar in dem Tumult der Leidenschaften, die in den Gemüthern gähren.“ Im Gesamtgeist also, folgert Lazarus, verhalten sich die Einzelgeister so, wie sich im Individuum die einzelnen Vorstellungen oder überhaupt geistigen Elemente verhalten. — In Betreff der Verschiedenheit zwischen dem individuellen und dem Gesamtgeiste äußert sich unser Philosoph folgendermaßen:

„Die Grundverschiedenheit zwischen beiden besteht offenbar zunächst darin, daß im Individuum die großen und oft sehr disparaten Massen der Vorstellungen durch die Einheit des Subjects zusammengehören; im Volksgeist aber entspringt umgekehrt die Einheit des Subjects nur aus der Gleichheit oder Vereinbarkeit des Inhalts in den Individuen. Wir lassen es dahingestellt, daß auch innerhalb des Volksgeistes oft genug von den Gegensätzen die Rede ist und sein darf, die er in sich birgt, ohne daß wir darum die wirkliche Einheit desselben aufgehoben sehen, und daß umgekehrt auch innerhalb der Einheit des Individuums als Subject, in ihm, als thätiger Geist betrachtet, eine Gegensätzlichkeit und Zerrissenheit sich ausbilden kann, gegen welche die Subjectseinheit keinen Schutz bietet. Wir weisen vielmehr nur darauf hin, daß beim Individuum, falls es in einer Weise entwickelt wäre, die Masse der Vorstellungen in ihm eine solche Einheit bilden, daß die Einheit des Subjects ganz gleichgiltig würde, daß sie als Factum und nicht als Grund für jene innere Einheit bestände, daß sie die That, aber nicht den Werth der Einzelheit bezeichnete. Wie sich also über dem ursprünglichen Bande der Seeleneinheit das höhere Band der geistigen Thätigkeit webt, das im Inhalt und in der Form derselben seinen Ausdruck findet: so auch entwickelt sich umgekehrt im Volksgeiste außer der Gleichheit und Einheit des geistigen Geschehens die Einheit der Existenz.“

Soweit in aller Kürze die psychologische Begründung der neuen Wissenschaft, soweit sie Lazarus in jenem Programm entwickelt.

Neuerdings ist indeß von verschiedenen Forschern gegen das Princip und die Methode der Völkerpsychologie, z. B. Ed. von Hartmann, (Zeitschr. f. Philos. u. philos. Kritik Bd. 58), Prof. Hermann Paul in Freiburg („Principien der Sprachgeschichte“), insbesondere aber von Prof. Wilhelm Wundt in Leipzig („Philosophische Studien“ Bd. IX., S. 1—127) Widerspruch erhoben worden. Der Letztere insbesondere macht geltend, daß Lazarus-Steinthal, welche mit der Begründung der Völkerpsychologie den ursprünglichen Standpunkt Herbarts verlassen haben, den Fehler gemacht hätten, daß sie doch die einzelnen Voraussetzungen Herbarts beibehalten, indem sie zwar immer von Einzelprocessen auch in der individuellen Seele reden, aber gleichwohl allen ihren Erklärungen die Herbart'sche Idee eines Vorstellungsmechanismus, welcher eigentlich alle Entwicklung

ausschließt, zu Grunde legen. Auch in Bezug auf die Stellung der Völkerpsychologie in der Reihe der Wissenschaften, wie sie Lazarus formulirte, hat Wundt beachtenswerthe Einwürfe erhoben, indem er meint, daß die Vertreter der Geschichte und der verschiedenen anderen Geisteswissenschaften mit der ihnen hier zugebachten Rolle nicht zufrieden sein werden, da ihnen doch gegenüber der Völkerpsychologie die „Leistung von Handlangerdiensten zugemuthet“ werde. Lazarus-Steinthal hatten nämlich die historischen mit den Naturwissenschaften in Parallele gestellt und nach Analogie des Verhältnisses, welches zwischen der beschreibenden Naturgeschichte (Mineralogie, Botanik, Zoologie) und der erklärenden Naturlehre (Chemie, Physik, Physiologie) obwaltet, eine ähnliche Beziehung zwischen der Geschichte, als einer Art beschreibenden und schildernden Naturgeschichte des Geistes und der Völkerpsychologie als einer Art erklärender Naturlehre des geschichtlichen Lebens der Menschheit statuirt. Denn im Sinne Lazarus-Steinthals bleibe, trotz der schätzbaren Vorarbeiten, welche Culturhistoriker, Philologen und Sprachforscher liefern, immer noch die Aufgabe bestehen, aus den so gewonnenen Thatfachen „allgemeine Gesetze“ zu finden, wozu ja in erster Linie die Völkerpsychologie berufen sei. Wundt aber verwirft diese ganze von Lazarus vorgeschlagene Arbeitstheilung, weil diese nicht mehr den wirklichen wissenschaftlichen Verhältnissen der Gegenwart entsprechen. „Wohl ist alle Geschichte,“ sagt der Leipziger Psychophysiker, „wenn man will, Darstellung der gewordenen Wirklichkeit im Reiche des Geistes. Aber nimmermehr kann eine solche Darstellung auf die Causalerklärung des Geschehens Verzicht leisten. Neben der umfassenden Berücksichtigung der äußeren Naturbedingung befließt sich daher jede historische Disciplin der psychologischen Interpretation. Ob es freilich jemals gelingen wird, „Gesetze des geschichtlichen Geschehens“ von ähnlichem Charakter wie die Naturgesetze zu finden, kann füglich bezweifelt werden. Wenn dies aber möglich sein sollte, so würde sie sich ganz gewiß nicht das Recht nehmen lassen, sie aus der umfassenden Kenntniß der Thatfachen selbst abzuleiten.“

Dieser letzte Punkt in dem Einwande Wundts ist meines Erachtens doch hinfällig. Denn mag der Historiker über den größten Umfang geschichtlicher Thatfachen verfügen, so wird dieser doch zur Auffindung von „Gesetzen“ des historischen Geschehens nicht ausreichen; denn er muß zu diesem Behufe einen über alle geschichtlichen Thatfachen hinausgehenden Standpunkt gewinnen, und diesen kann er nur mit Zuhilfenahme anderer die bloß geschichtliche Betrachtungsweise ergänzender Disciplinen erlangen. Im Uebrigen hat Steinthal selbst in einer ebenso scharfsinnigen als geistreichen Abhandlung („Zeitschr. f. Völkerpsychologie“, Bd. 17, Heft 3) Wundt geantwortet und seine Einwürfe zu entkräften gesucht. In Bezug auf die vermeintlichen „Handlangerdienste“, zu welchen die anderen Wissenschaften der Völkerpsychologie gegenüber verurtheilt sein sollen, fragt Steinthal: „Ist der Mineraloge der Handlanger des Chemikers, der Physiologe der des Physikers?“

Nicht minder bedeutungsvoll und zu interessanten Ausblicken führend wie der psychologische, ist der anthropologische, resp. ethnologische Standpunkt, d. h. der Gesichtspunkt der wissenschaftlichen Erörterung der Differenz der Volkscharaktere, von welchem aus Lazarus seine Wissenschaft ansieht. Was speciell den ethnologischen Standpunkt betrifft, so unterscheidet Lazarus gegenüber Carl Ritter und Wilh. von Humboldt, den beiden Vorläufern auf diesem schwierigen und complicirten Gebiete, eine physische und eine psychische Ethnologie, und die letztere ist eben die Völkerpsychologie.

Der dritte, der historische Standpunkt, von welchem aus unser Forscher seine neue Wissenschaft zu begründen sucht, ist der gehaltreichste, aber auch derjenige, wo der aufmerksame Leser die meisten Fragezeichen an den Rand schreiben möchte. Ueberall drängen sich hier neue Zweifel, neue Fragen und Probleme auf. Auch vielfache Collisionen mit anderen, schon bestehenden und zum Theil altberühmten Disciplinen sind hier unvermeidlich. Doch müssen wir uns ein näheres Eingehen auf alle diese interessanten Einzelfragen, von wie großem, insbesondere methodologischem Werthe ihre Erörterung auch wäre, hier versagen. Sicherlich ist dieses oder jenes dieser Specialprobleme in den späteren Bänden der leider jetzt eingegangenen „Zeitschrift für Völkerpsychologie“ eingehend behandelt worden. — Doch können wir uns nicht enthalten, hier auf die tiefgreifende Erörterung noch hinzuweisen, welche Lazarus in Bezug auf das innere Verhältniß zwischen der von ihm begründeten Wissenschaft der Völkerpsychologie und der zwar älteren, aber nicht minder unfertigen, widerspruchsvollen und lückenhaften Philosophie der Geschichte anstellt:

„Wie die Biographie der einzelnen Persönlichkeit auf den Gesetzen der individuellen Psychologie beruht, so hat die Geschichte, d. h. die Biographie der Menschheit, in der Völkerpsychologie ihre rationale Begründung erhalten . . . Man glaube nicht, daß diese Aufgabe von der Philosophie der Geschichte schon gelöst, oder daß ihre Lösung von derselben zu erwarten sei. Daß sie ihr oft vorgezeichnet habe, ist allerdings anzuerkennen; allein sie hat, statt der Entdeckung der Gesetze der Völkerentwicklung, meist nur eine übersichtliche und räumliche Darstellung des geistigen Inhalts, der Quintessenz der Geschichte, gegeben, wobei denn auch gewöhnlich von einem bestimmten Begriff ausgegangen wurde, welcher als die Idee und das Ziel der Menschheit von vornherein festgestellt war, das zu erreichen der Gang der Geschichte sei. So kam es ihr denn auch mehr darauf an, den Geist der einzelnen Völker summarisch zu schildern, um dann besonders die relativen Fortschritte von einem zum andern in's Auge zu fassen und so ein concentrirtes Bild der gesamten Menschheit zu gewinnen*). Davon, daß auch die Zukunft schon mit hineinprophesiert

*) Lazarus selbst hat später einen Beitrag zu einer derartigen Philosophie der Geschichte geliefert in seiner geist- und gehaltvollen Schrift: „Ueber die Ideen in der

wurde, wollen wir hier nicht reden. So viel ist gewiß, daß nicht die Gesetze der Entwicklung, sondern vielmehr eine Schilderung derselben allemal die Hauptsache war. Nur einzelne Bemerkungen zielten darauf hin, vielfach wiederholte historische Thatfachen als gesetzmäßig zu bezeichnen. . . Die Völkerpsychologie kann nur von den Thatfachen des Völkerlebens ausgehen, aus der Beobachtung, Ordnung und Vergleichung der Erscheinungen allein kann sie hoffen, die Gesetze des Völkerlebens zu finden. Daß eine „Construction“ der verschiedenen Volksgeister und der aufsteigenden Kräfte nach irgend welchen fertigen Kategorien keinerlei Art wissenschaftlich begründeter Resultate abgeben kann, wird man heutzutage gern zugestehen. Die „Construction“ kann sich — geistvoll behandelt — ganz dem Gesetze der Wirklichkeit fügen, finden wird sie es nimmermehr!“

Das Letztere ist vollkommen zutreffend und wir haben aus der Hegel'schen Schule genug solche Versuche erhalten (z. B. Bruno Bauers geschichtsphilosophische „Constructionen“ der letzten vier Jahrhunderte), welche obige Bemerkung rechtfertigen. Und doch möchten wir unserm verehrten Freunde gegenüber geltend machen, erstens, daß nicht alle Geschichtsphilosophie bisher nur apriorische „Construction“ gewesen ist. Wir erinnern hier nur an Herders schönen, mehr descriptiven Versuch, das allmähliche Wachsthum der Humanitätsidee im Geschichtsprocesse nachzuweisen, oder an Josias von Bunsens großes, freilich etwas stark christianisirendes Werk „Gott in der Geschichte“ (3 Bde.). Weder der Eine noch der Andere wollte „construiren“. Freilich ist es richtig, daß alle diese, der alten Schule angehörenden Forscher, mehr den Inhalt des Geschichtsprocesses schildern, als historische Gesetze finden wollen. Aber die der neueren Schule Buckles angehörenden Bemühungen Lechys, Drapers, Bagahots, Edward Tyllors u. A., die historischen Entwicklungsgesetze zu finden, dürfen doch nicht so ganz mißachtet werden. Freilich sind es mehr als 30 Jahre her, seitdem Lazarus Obiges geschrieben hat. Und seit dieser Zeit hat sich auch auf geschichtsphilosophischem Gebiete Mancherlei verändert.

Wir haben oben darauf hingewiesen, daß Lazarus' Geschichtsanschauung eine teleologisch-theistische sei. Wüßten wir dies nicht aus seinen sonstigen ethischen und religionsphilosophischen Arbeiten, aus seiner Völkerpsychologie erführen wir es nimmer: und dies halten wir für einen Beweis für den wissenschaftlichen Charakter dieser seiner Disciplin, die nur darauf ausgeht, die Gesetze der Völkerentwicklung aufzusuchen, ohne sich hierbei von der theologisch-religiösen Voraussetzung einer göttlichen Vorsehung und Weltregierung stören oder fördern zu lassen.

Die Begründung der Völkerpsychologie ist die Hauptthat in dem wissenschaftlichen Leben unseres Philosophen. Sie ist gewissermaßen seine genialste

Geschichte“, welche ursprünglich in Bd. III seiner „Zeitschrift für Völkerpsychologie“, später aber (1872) auch in Buchausgabe erschienen ist.

Jugendleistung, obgleich dieselbe nach Lazarus angeblich sich immer noch innerhalb des Geistes und der Grundvoraussetzungen seiner Schule bewegen soll (vergl. Herbart's „Lehrbuch zur Psychologie“, 2. Ausg. S. 240 und dessen Gef. W. Bb. IV. S. 31). „Herbart war,“ sagt Lazarus, „nahe daran, die Völkerpsychologie zu finden . . . er ist an ihr vorübergegangen.“ Aber die wesentliche Ausbildung seiner Lehre hat Lazarus doch Anderen, insbesondere dem scharf- und feinsinnigen Professor Hermann Steinthal, seinem Schwager und Mitherausgeber der genannten Zeitschrift, überlassen. Schon Lazarus' Vielseitigkeit der geistigen Interessen ließ ihn nicht bei einem einzelnen Gegenstande lange beharren. Ab und zu kehrt er wohl zu dem völkerpsychologischen Ideentreife zurück, wie manche anziehende Monographie zur Psychologie der Sitten in seinem Hauptwerke „Das Leben der Seele“ beweist, im Großen und Ganzen aber ist später seine Aufmerksamkeit durch andere Fragen absorbiert. Zu diesen gehören z. B. die ästhetischen Probleme. Auch hier tritt Lazarus nicht als Systematiker auf. Vielmehr wird er durch gewisse litterarische und künstlerische Zeitströmungen veranlaßt, sich diesen Fragen zuzuwenden. Die früher mehr theoretisch discutierte, seit Richard Wagners Auftreten aber praktisch, ja actuell gewordene Frage über die Zusammenwirkung verschiedener Künste (Poesie, Musik, Malerei, Architectur, Plastik, Tanz und Mimik) zu einem in seiner Wirkung gesteigerten gemeinsamen Kunstwerke (das sogenannte „Kunstwerk der Zukunft“ Wagners) gab auch unserem Philosophen Veranlassung, alle diese hier einschlägigen ästhetischen Fragen einer eindringenden Untersuchung zu unterwerfen. Die betreffende Monographie von fast 300 Seiten nimmt jetzt fast die ganze erste Hälfte des dritten Bandes seines Hauptwerkes ein. Hierbei tritt nun Lazarus ganz und gar aus dem Rahmen seiner Schule hinaus, und in völliger Unbefangenheit erkennt er die ästhetischen Leistungen der ihm sonst antipathischen Hegel'schen Schule, also solcher Männer, wie Vischer, Werder, Schasler u. A. an. Bei der unglaublichen Verwirrung, die in der heutigen Litteratur- und Kunstcritik über die ästhetischen Principienfragen herrscht, möchte ich unsere gebildeten Leser auf die genannte Monographie in Bb. III noch ganz besonders hinweisen.

Stets haben die ethischen, politischen und nationalen Zeitfragen das Interesse unseres Philosophen geweckt. Er steht als Denker zwar über seiner Zeit, zugleich aber mitten in derselben. Ihre Strebungen und Gegensätze, ihre Leidenschaften, Kämpfe und Ideale finden in ihm einen verständnißvollen Interpreten und Kritiker, indem er bald die Zeichen und Aeußerungen eines verhüllten Zeitgeistes sinnig deutet, bald aber auch den Sünden und Gebrechen einer verirrten Volksströmung zornig entgegentritt. Aber selbst dort, wo er polemisch auftritt, zeigt er niemals ein agitatorisches Element: er bleibt der ruhige Denker, welcher überzeugen, aber nicht durch allerlei Stilkünste blenden und überrumpeln will. Lazarus hat seine hierher gehörigen Reden und Abhandlungen in mehreren Bänden, welche einen weiten Leserkreis gefunden

haben, gesammelt und herausgegeben: „Ideale Fragen“ (3. Aufl. 1884), „Was heißt national“ (2. Aufl. 1880), „Unser Standpunkt“ (1881), „Treu und frei“ (1887): Producte eines sittlich feinen, hochgestimmten idealen Sinnes, eines warmen und humanen Empfindens, in eine edle und abgeklärte Form gebracht. In ihnen spricht mehr der Weise und der Seher als — der Volkstribun. Heute aber kann leider nur der Letztere auf ein großes Publicum zählen. — Schließlich erwähnen wir noch ein sinniges Büchlein von ihm, halb pädagogisch, halb ästhetisch: „Die Reize des Spiels“ (1883).

Lazarus als akademischer Lehrer entspricht ganz dem Schriftsteller Lazarus. Er verfügt weder über den schneidig pointirten, zuweilen an's Rokette grenzenden Ton Dubois-Reymonds, noch hat er das komödiantische Pathos Michiels, noch das mathematisch-monotone Einerlei des Helmholtz. Wie in seinen Werken die objective, kühle, reservirte, fast höfliche Haltung nur selten durch ein ethisirendes, zu feierlicher Getragenheit des Stils sich steigrendes Element durchbrochen wird, so ist auch sein mündlicher Vortrag, dem wir freilich hassenswerthen und gemeinen Zeitercheinungen gegenüber oft einen kräftigeren Ton wünschten. Er prahlt auch nicht mit der Fülle des Wissens, wie mancher seiner akademischen Collegen, er reißt nur selten hin, aber immer fesselt er seine Zuhörer durch den psychologischen Tiefblick und den ästhetischen Feinsinn seines Vortrages — und so ist auch seine persönliche Erscheinung: der weiche, blondgelockte Christuskopf ist freilich längst ergraut, aber er zeigt doch noch die edlen Linien des echten Idealisten. Und der einst so seelenvolle und feurige Blick dieses großen blauen Auges, durch welches unser Philosoph in seinen Jugendjahren so manches Frauenherz gerührt haben mag, ist noch nicht erloschen, aber hart und scharf geworden, wie der eines Criminalrichters.

Am 15. September d. J. begeht Moritz Lazarus seinen 70. Geburtstag: ein arbeitsreiches Gelehrten- und Denkerleben liegt hinter ihm. Mögen ihm noch viele Jahre im Dienste der Wissenschaft und der Wahrheit vergönnt sein!





Philosophen und Astronomen des XVII. Jahrhunderts und die ethische Seite der Musik.

Von

Alfr. Chr. Kalischer.

— Berlin. —

I.

Er von den Werken der Großmeister der griechischen Philosophie auch nur eine oberflächliche Kenntniß besitzt, der wird es wissen, welchen hohen Rang darin die Musik als seelenerziehendes Mittel behauptet. Insbesondere ist es Platon, welchem die Musenfunde (μουσική — Musik, Poesie und Orchestik umfassend —) als das eiserne Fundament aller Erziehung zu Staatsbürgern gilt.

Nicht nur sein „Staat“, noch vielmehr seine „Gesetze“ gehen in ihren praktischen wie theoretischen Staatsbetrachtungen stets von der Musik aus. Die Musik ist das bleibende Symbol all' seiner Staatsweisheit.

Diese musische Begeisterung, kraft welcher die Musik das Alpha und Omega aller staatserhaltenden Erziehung ist, ging im Zeitalter der Renaissance vom göttlichen Platon auf die philosophischen und musikalischen Geister dieser Zeiten über.

Waren es im XVI. Jahrhundert mehr die philosophisch gebildeten Tonkünstler, Theologen und Dichter, welche in solchem platonischen, oder auch aristotelischen und pythagoräischen Sinne die Musik verherrlichten, so sehen wir im XVII. Jahrhundert die Philosophen und Astronomen selbst hierbei in den Vordergrund treten.

Die Musik-Philosophie oder Musik-Aesthetik im weiteren Sinne ist ja auch bei uns im Ganzen nur erst fragmentisch behandelt; namentlich ist hier das XVII. Jahrhundert noch eine vollständige terra incognita für die Musikgeschichte. Kaum daß ein Musiker oder Musikhistoriker eine Ahnung

davon hat, daß Philosophen, wie Bacon von Verulam, Cartesius und Leibniz, oder Astronomen bezw. Mathematiker wie Kepler, Gassendi und Huyghens sowohl über die mathematische, physiologische, als auch über die ethische Seite der Musik erstaunliche Dinge niedergeschrieben haben.

Im Folgenden soll nun aus den musikwissenschaftlichen Werken eben-
genannter Denker ein kritischer Ueberblick über alles das dargeboten werden,
was dieselben über die ethische Seite der Musik vorgetragen haben.

Man beherzige jedoch, daß gerade im XVII. Jahrhundert der Wort-
begriff „Ethik“ ein weit umfassenderer wird, als in den früheren Jahr-
hunderten. Nennt ja Spinoza, der Hauptphilosoph dieses Jahrhunderts,
sein gesamntes Weltssystem: Ethik. Darnach ist die Ethik als die Ganzheit
aller Weltordnung anzusehen. — Dieser Neigung, den Zusammenhang des
Universums als Ethik in höherem Sinne zu bezeichnen, schließen sich auch
die großen Astronomen des Jahrhunderts an, die sich nun mit besonderer
Vorliebe der Sprache und des Geistes der Musik bedienen, um ihre der-
artigen Gedanken auszudrücken.

So erlebt das XVII. Jahrhundert ein besonderes Wiederaufblühen des
Pythagoräismus in der Musik mit der Harmonie der Sphären, wie sie die Neu-
Pythagoräer und ebenso der Schöpfer des Ptolemäischen Weltsystems dargestellt
haben. Das XVII. Jahrhundert wird so gerade eine höchst bedeutende
Epoche der Musikphilosophen, der Musikmathematiker und besonders der
Musikastronomen.

Den Reigen eröffne der Staatsmann und Philosoph Bacon von Veru-
lam, der von 1561—1626 lebte.

Der Verfasser des „Novum organon“, einer der Hauptväter aller
empirischen Philosophie, widmete auch der Musik seine vielseitige Geistes-
kraft. In seinem ziemlich umfangreichen Werke: *Silva silvarum sive*
Historia naturalis in decem Centurias distributa ist der musikalischen
Kunst, vornehmlich in akustischer und mathematischer Beziehung, ein weites
Feld eingeräumt. — Es ist ein ursprünglich englisch geschriebenes Werk,
das jedoch in der lateinischen Uebersetzung von Jakob Gauer (1648) am
meisten bekannt geworden ist. Von den zehn Centurien, in die das ganze
Werk zerfällt, beschäftigen sich die 2. und 3. Centurie mit der Musik.

Bacon verherrlicht besonders die theoretische Behandlung der Musik.
Sein leitender Gedanke ist folgender (a. a. O. p. 83)*): „Auf mannigfache
Weise und nicht unglücklich ist die Praxis der Musik bisher bebaut worden;
die Theorie hingegen, vornehmlich diejenige, welche die Ursachen der Praxi
enthält, nur ganz obenhin (admodum perfunctorie) berücksichtigt worden.
Denn sie ist auf gewisse mystische Subtilitäten beschränkt worden, von denen

*) Die Uebersetzungen werden hier auf Grund der lateinischen Ausgabe von
Gauer vorgeführt.

weder der Gebrauch noch die innere Wahrheit mit Sicherheit feststeht. Darum werden wir unserer Gewohnheit gemäß die contemplative Seite mit der activen (praktischen) verbinden."

Die interessantesten Dinge, die nun ein Bacon im weiteren Verlaufe über den Ton, die Consonanzen, Dissonanzen, über den Bass im Gegensatze zum Discant und über die anderen oberen Stimmen mittheilt, haben uns hier nicht zu beschäftigen, sondern nur Das, was bei aller empirischen, streng wissenschaftlichen Betrachtung Bacon's dennoch für den ethischen Geist des Tones zum Vorschein kommt.

So ist unserem Philosophen die Musik namentlich ein Symbol der Ordnung. Diesen Gedanken entwickelt Bacon in dieser originellen Weise (Caput 111, p. 89):

„Die Ursachen des Tones, inwiefern derselbe den Ohren angenehm oder unangenehm erscheint, können aus all' den Dingen illustriert werden, die unser Auge (visum) ergötzen oder verletzen. Zwei Dinge sind dem Auge angenehm: Die Farben und die Ordnung. Das Ergötzen an den Farben symbolisirt oder hat mit dem Vergnügen seine Uebereinstimmung, welches wir aus dem einstuimigen Tone (d. h. Melodie) empfangen; aber das Wohlgefallen an der Ordnung symbolisirt mit der Harmonie. Daraus erkennen wir, in wie hohem Maße uns Kunstanlagen (topiaria)*) in den Gärten, Vorsprünge der Gebäude und irgends beliebige Figuren gefallen, die durch Gleichförmigkeit wohl proportionirt sind (als Globus, Pyramiden, Kegel und Cylinder), während allem Ungleichförmigem Nichts als Deformität (Häßlichkeit) innewohnt. Dieses beiderseitige Wohlgefallen, welches Gehör und Gesicht gleicherweise betrifft, entsteht aus der wohl befolgten Proportion (Curythmie). So muß es zur Gewißheit werden, daß durch Gleichförmigkeit und Symmetrie die Harmonie erzeugt wird."

So erkennt also ein Forscher, wie Bacon, am Wesen der Musik mit voller Klarheit den Geist der Ordnung als eines Fundamentes aller Moral. Und das ist eine auch heute erst recht geltende, zutreffende Wahrheit.

Auch eine andere Bacon'sche Betrachtungsweise, wonach die Physiologie des Tones besonders geeignet erscheinen muß, auf das Gemüth und die Gesittung des Menschen mit großer Kraft und Gewalt einzuwirken, ist der Mittheilung wohl werth.

Im 114. Capitel seiner *Historia naturalis* (p. 90 f.) belehrt uns Bacon von Verulam also: „Als etwas durch die Erfahrung Erprobtes nahm es bereits das Alterthum an, daß sich kraft des Gehörs und der mannigfaltigen Weisen (Melodien) der Musik in unseren Sitten eine große Alteration ergebe. So geht die Meinung, daß der Mensch (durch dieselbe)

*) Das topiarium umfaßt ebensowohl das Wesen der Kunstgärtnerei als dasjenige der Gartenmalerei.

mit kriegerischem Geiste erfüllt werde, daß er sanft, auch weiblich werde, daß er ernst, munter und zum Mitleide geneigt u. s. w. gemacht werde, weil nämlich das Gehör unmittelbarer durch Erschütterten bewege, als die übrigen Sinne, und weit unförperlicher, als der Geruchssinn. Gesicht- und Gefühlsinn nämlich besitzen Organe, welche keineswegs einen so entgegenkommenden (ungesuchten) und unmittelbaren Zugang zum Geistesleben (*ad spiritus accessum*) darbieten, wie das Gehör. Was den Geruchssinn anbetrifft (der gewiß seine Kraft den Lebensgeistern unmittelbar eindrückt, und der bei bleibendem Objecte als ein heftiger vorhanden ist), so ist derselbe eine gewisse Mittheilung von Hauch oder Dunst aus dem den Geruch entsendenden Objecte. Der Harmonie jedoch steht ein leichter Eingang offen, so daß dieselbe, ohne irgendwelche Vereiningung und offensundige Bewegung (uns) nahekommt und die Lebensgeister häufig afficirt, in welchen — selbst wenn sie in eine gleichförmige Ordnung der Lage gebracht sind — keine geringe Alteration und Bewegung zum Vorschein kommt, und dies sogar von einem beträchtlich entfernten Objecte her (*ex remoto ad intervallum objecto*). Dieses Alles beweist, daß zwischen den Tönen und modulirten Gesängen ihrer Natur gemäß eine gewisse Verwandtschaft mit den (seelischen) Affecten bestehe.

Denn von den Tönen (Tonarten, *toni*) sind einige heiter, (andere) trauervoll, feierlich (oder) solche, die das Gemüth zum Mitleid oder zum Kriege hinlenken; so daß es nicht zu verwundern ist, daß die Lebensgeister, da ja an den Tönen die Fähigkeit erkannt worden ist, dieselben zu bewegen, auch wirklich (durch Töne) alterirt werden. Es ist auch schließlich beobachtet worden, wie eben die verschiedenartigen Töne die Seele verschiedenartig beeinflussen und in derselben ihnen conforme Seelenbewegungen hervorrufen, — daß also im Menschengeschlechte durch die Musik die eigentliche Verfassung der Seele, wie sie auch vor der Alteration bestanden haben mag, genährt und gepflegt wird. Es steht ferner fest, daß unterschiedliche Tonarten und ihnen entsprechende Gesänge diese und jene Völkerschaften und (Einzel-) Menschen anheimeln, je nachdem die Vorführungen (*experimenta*) eine Sympathie mit den Seelen derselben besitzen“ (freier übersetzt: Sympathie in den Seelen derselben wachrufen).

So haben wir hier in diesen denkwürdigen Sätzen des genialen Bacon von Verulam zum ersten Male eine Art naturwissenschaftlicher Beweisführung für die in der Natur begründete eigenartige Oberherrschaft und Zauber- gewalt des Tonwesens. Und damit ist auch gleich der ethische Schlüssel gegeben. So wie gute Musik tief in die Gemüther dringt und diese mit ähnlichen Regungen erfüllt: so kann es auch mit schlechter, unedler Musik geschehen; darum ist Nichts so gefährlich, menschenverderbend als schlechte, unsaubere, lascive Musik. — Die Disposition der Seele — um wieder mit Bacon zu reden — wird durch die Musik, also durch gute, nie durch schlechte „genährt und gepflegt“.

Die Musik ist darum in Wahrheit ein zweischneidiges Schwert: sie kann nach der guten wie nach der schlechten Seite von der einschneidendsten Macht werden. Hier heißt es also stets — und hat zu allen Zeiten so gegolten: mit Argusaugen auf gute, edle, reine Musik Wacht zu halten. Sagt unser Schiller mit Recht: „Die Kunst ist nur durch die Künstler gefallen,“ so gilt das vornehmlich von der Musik; die Tonkunst fällt schließlich nur durch die Tonkünstler, die es in ihrer Kraft und Gewalt haben, reine, lautere Musik zu schaffen, vorzutragen, um dadurch die Gemüther auf's Nachdrücklichste zu veredeln. —

Daß andererseits ein Experimentalgeist wie Bacon im Zusammenhange mit der Ton-Physiologie auch zu feinen Bemerkungen über die Anatomie des inneren Ohres gelangt, wie sie gerade die Tonphysiologie unseres Jahrhunderts besonders stark mitentwickelt hat, das soll wenigstens aus einem kurzen Capitel (282) der Bacon'schen *Historia naturalis* ersaßt werden.

Darin lehrt dieser Philosoph Folgendes: „Auch durch das Zeugniß des Auges und des Ohres steht es fest, daß die Sinnesorgane Sympathie und Conformität mit Dem haben, woraus die Reflexion entsteht, — wie vorher gesagt worden ist. Denn so wie das Licht des Auges einem Krystall nicht unähnlich ist, oder dem Glas oder dem Wasser: so befindet sich im bucktenreichen Ohre eine Höhlung mit einem harten Knöchelchen, um die Schalle zum Stehen zu bringen und zurückzuwerfen (*sistendis et reverbendis sonis*), und jenes (*ossiculum*) hat eine Aehnlichkeit mit den Vertern, aus denen das Echo hervorbricht.“

So hatte Bacon den Echoquell im Ohre beleuchtet. Die neuere und neueste Zeit fand in diesen Dingen noch weit mehr: eine Art Tastatur oder Claviatur im Ohr-Labyrinth, nämlich die Corti'schen Fasern oder das Corti'sche Organ (Corti'sche Membran).

Nach all Diesem darf man sich wohl überzeugt halten, daß Bacon von Verulam zur näheren Beleuchtung des Problems von der Wechselwirkung zwischen Musik und Moral einen bedeutsamen Beitrag geliefert hat.

II.

Wir gelangen nunmehr zu einem unsterblichen Astronomen, zu Johannes Kepler, dem Entdecker der Gesetze über die Planetenbewegungen, zu Kepler, welcher das Wesen der Musik zum ersten Male in einem ganz eigenartigen Zusammenhange mit dem Weltall beleuchtete.

Kepler, der von 1571—1630 lebte, unternahm im Lichte des Kopernikanischen Weltsystems, was viele, viele Jahrhunderte vor ihm der antike Ptolemäus auf Grund seines, des ptolemäischen Weltsystems unternommen hatte, nämlich: die uralte pythagoräische Theorie von der Sphärenharmonie wissenschaftlich zu begründen.

Johannes Kepler hat diese phantasiereichen Theorien in einem eigenen Werke behandelt, in seiner berühmten *Harmonice mundi*, d. i. Harmonie der Welt. Es ist ein lateinisch geschriebenes Werk in 5 Büchern (*Harmonices mundi libri V*), das zu Linz im Jahre 1619 erschienen ist.

Das 1. Buch nennt Kepler das geometrische, das 2. das architektonische, das 3. das eigentlich harmonische, das 4. das metaphysische und astrologische und das 5. das astronomische und metaphysische. Grundgedanke ist unserem Astronomen in seiner großen Aufgabe: überall das Wesen der musikalischen Harmonie ausfindig zu machen. Es ist der größte musik-astronomische Versuch, der je gemacht worden ist. Die Musik als Abglanz des Kosmos, des Weltganzen, das harmoniedurchzogene Weltall darzuthun: das ist von keinem Forscher so glänzend unternommen worden, wie von Johannes Kepler.

In der Dedicationsvorrede an König Jakob von Großbritannien theilt uns der Verfasser Folgendes über das Grundgeheimniß seiner Betrachtung mit: „Indem ich die Ursachen über diese Beschückung meiner Harmoniebedinge erwog, war für mich jene vielfache Dissonanz in den menschlichen Dingen wohl reichlich vorhanden; ist diese ja so offenkundig, daß sie nothgedrungen auffallen muß. Doch ist sie aus lieblichen und articulirten (deutlichen) Intervallen erzeugt, deren Natur die ist, daß sie das Gehör mitten in der Discordanz durch die Aussicht auf die Nachfolge einer süßen Eintracht (*promissione successuræ suavis concordiae*) wieder gewinnt und durch die Erwartung derselben gespannt erhält. Darum erschien die Ueberzeugung eines christlichen Menschen würdig, daß es Gott sei, der die gesammte Melodie des menschlichen Lebens gemäß der Größe der göttlichen Geduld lenke, daß er mit nichten durch die Reichlichkeit der Dissonanzen (*prolixitate dissonantiarum*) bekümmert werde und die Hoffnung wegwürfe, wobei man erwog, daß nicht die Vorsehung Gottes langsam arbeite, sondern daß unsere, der Einzelwesen, Lebensbahn (*aevi spatium*) schnell dahinfliege. Er lehrte freilich durch heilige Orakel, daß Alles von Gott zu gewissen, heilsamen Zwecken bestimmt sei: auch all' jenes Dissonirende da, um die Süßigkeit der Consonanz klar zu machen und zu empfehlen.“

So giebt also Kepler schon hierin die Summe seiner musikmoralischen Anschauung damit, daß die prästabilirte Harmonie trotz aller großen Dissonanz des Weltaseins offenbar erkannt wird. Den Vorläufer der Leibniz'schen „*Theodicee*“ darf man wohl hierin erkennen.

Auf die rein mathematische Behandlung in den ersten Büchern der Kepler'schen Weltharmonie brauche ich hier in keiner Weise einzugehen, ebenso wenig auf das 3. Buch dieses Werkes, welches die eigentliche Theorie der Musik vorwiegend mathematisch behandelt. In diesem Betracht gehört der Astronom Kepler, wie sich's von selbst versteht, zu den entschiedensten Musik-Pythagoräern oder Musik-Mathematikern.

Freilich können — beiläufig bemerkt — die 16 Capitel dieses 3. Buches

den reichlich vorhandenen Musik-Mathematikern unserer Zeit von großem Interesse sein. Man verwundert sich fast ob des Astronomen und Mathematikers berauschende Freude an allerhand Experimenten mit den Saiten (chorda): „experimentum mirabile in chordis“. Man erkennt aus dem Allen deutlich, daß sich die Naturforscher und Astronomen der damaligen Zeiten alle tapfer mit der Mathematik der Tonkunst beschäftigt haben; wir wissen, daß dieselben noch heutzutage eine nicht unbeträchtliche Genossenschaft hinter sich herziehen.

Andererseits kann man aber auch aus diesen musiktheoretischen Capiteln mit Vergnügen und Staunen erkennen, wie sich just zur Zeit Keplers aus den alten (Kirchen-) Tonarten heraus unsere zwei modernen Tongeschlechter, Dur und Moll, mit einer gewissen Klarheit und Sicherheit herauszuschälen beginnen. — Das gehört jedoch nicht hierher; giebt überdies nichts besonders Originelles aus dem Geistesreiche Keplers, vielmehr im Ganzen nur die musiktheoretischen Ansichten des aus der Entstehungsgeschichte des Musikdramas (*dramma per musica*) ruhmvoll bekannten Vincenzo Galilei.

Das Eigenartige Keplers in Bezug auf die musikastronomische Weltbetrachtung ist im 4. und 5. Buche seiner Weltharmonie enthalten. Er bekennt dort offen (Lib. IV, p. 107): „Mich hat das Beispiel des Ptolemäus angetrieben, welcher, nachdem in den zwei ersten Büchern seines Harmoniewerkes die Harmonie doctrin über den Gesang absolviert war, im 3. Buche zu erweisen unternahm, daß alle vollkommenen Naturen die harmonische Kraft mit einander theilen. Die Disputation beginnt Jener selbst mit eben derselben (d. h. Kepler'schen) Grundfrage: „Unter welche Gattung der Dinge ist die Natur oder die Kraft der Harmonie und deren Wissenschaft zu bringen?“*) — Die Prüfung und Censur des Ptolemäus habe ich nun allerdings in einen Appendix zu diesem meinem Werke verwiesen: was jedoch zu dieser Frage des Ptolemäus auf Grund meiner Principien zu antworten ist, das hat aus besagtem Grunde in diesem 4. Buche vorangeschickt werden müssen.“

Und nun folgt der Kepler'sche Harmonie-Weltbau. Im 4. Buche behandelt der Meister der Astronomie und der Musik-Astronomie in 7 Capiteln folgende Gegenstände: 1. Ueber das Wesen der harmonischen Proportionen, sowohl in sinnlicher als in intellectueller Beziehung. 2. Wie viele und welcher Gestalt sind die Fähigkeiten der Seele gemäß den Harmonieen? 3. Welches sind die Gattungen der Dinge, der materiellen wie der immateriellen, in denen die Harmonien — sei es von Gott oder vom Menschen — ausgedrückt sind? 4. Welcher Unterschied besteht zwischen den Harmonien in diesem 4. Buche und zwischen jenen, die im 3. Buche betrachtet worden

*) „Sub quod genus rerum referenda sit Natura seu vis Harmonica eiusque scientia.“

sind?*) 5. Ueber die Ursachen der wirksamen Configurationen und über deren Zahl und Stufenordnung. 6. Welche Verwandtschaft besteht zwischen den Aspecten und den musikalischen Consonanzen, in der Zahl und in den Ursachen derselben? 7. Der Epilog betrachtet die sublunarishe Natur und diejenige der untergeordneten Seelenkräfte.

Wir haben uns zu vergegenwärtigen, daß Kepler den Begriff der Harmonie zunächst rein musikalisch nicht im Sinne eines Accordes — wie wir thun — anieht, noch ansehen kann, sondern im antiken und allenfalls contrapunktischen Sinne der geschickten Anordnung der einzelnen Stimmen. Sonst ist ihm der Begriff „Harmonie“ symbolisch stets der Geist der höheren Ordnung, der Ordnung im Kosmischen. Und so nennt Kepler im 1. Capitel des 4. Buches die Seele selbst eine uns vorgeordnete Harmonie, eine archetypische oder Original-Harmonie (Paradigma); „endlich wird die Harmonie vollständig beeeelt und so gottheitserfüllt“ (p. 120).

Eine derartige Harmonie findet Kepler im ganzen Naturreiche, in Thieren nicht minder, als in Pflanzen, und dann in allen Gestirnen. „So geschieht es daher, daß Kinder, rohe Menschen, Landleute, Barbaren und selbst wilde Thiere die Harmonien der Stimmen wahrnehmen, obwohl sie Nichts von der harmonischen Wissenschaft begreifen.“ (p. 121.) Dieser Instinct ist nach Kepler auf göttlichen Ursprung zurückzuführen. In diesen und noch vielen anderen ähnlichen Dingen erweist sich Kepler als schöpferischen Vorläufer des bekannten Polyhistor Athanasius Kircher, des Verfassers des großen Werkes „Musurgia universalis“.

Des Weiteren wurden von Kepler alle Affecte, als Liebe, Haß und dergleichen auf solche Harmonien zurückgeführt.

Um die Art der eigentlichen Kepler'schen Musik-Astronomie kennen zu lernen, diene folgende Probe aus dem 3. Capitel des 4. Buches (p. 125): „Darum verhält sich die Sache mit den uns bekannten Werken Gottes also: wenn wir damit auch das vergleichen, was die Menschen den Harmoniegesetzen beizählen, so werden wir hier theils Dasselbe, theils Verschiedenartiges zu sagen haben. Zunächst wird in den Gesängen nicht minder als am Himmel eine fortlaufende Vergrößerung und Verringerung der Quantität dargeboten; diese ist nun freilich in den Bewegungen der Gestirne durch bestimmte Naturgesetze nothwendig, in der menschlichen Stimme ist sie weder nothwendig, noch auch ohne Schwierigkeit.“ — — — — — „Daher ist es nicht zu verwundern, daß an den Himmelsbewegungen trotz anhaltender Vergrößerung und Verkleinerung, die nicht vermieden werden konnten, auch die unfreundlichen Intervalle (intervalla inconcinna) mit Freundlichem und Consonirendem vermischt geblieben sind, daß aber im menschlichem Gesange, nachdem alles Ungefällige eliminirt ist, allein das Liebliche und

*) D. h. eigentlich musikalische Harmonien und symbolische, vom Geiste der Musik hergeleitete.

Conjonirende wahrgenommen werde. Und es hat der Gesang Nichts, dessen er sich vor den himmlischen Bewegungen rühmen dürfe: denn diesen ist ein anderer Dienst aufgetragen, den sie auszuführen haben; die harmonische Bindigkeit (*contemperatio*) ist für sie selbst nur etwas Hinzukommendes, Zufälliges: der Gesang hat aber außer den Harmonien nichts Anderes zu berücksichtigen; er sucht nichts Anderes, er ist lebiglich zu dem einen Zwecke des Ergößens bestimmt (*in unum solum finem delectationis intentus est*).“

Etwas dunkel und unklar bleibt innerhin der Sinn dieser wie anderer Reden des denkwürdigen Mannes von der Weltharmonie. Halten wir nur fest, daß Harmonie hier immer noch im antiken Sinne von Wohlgeordnetheit, Ebenmaß, Eurythmie angewendet wird.

Wie nun Kepler bei allen hochwichtigen astronomischen Problemen die Musiklehre zu Hilfe nimmt, so unter Anderem auch bei der Astronomielehre von den Aspecten oder Configurationen der Planeten.

Man versteht in der Astronomie unter Aspecten oder Configurationen die verschiedenen gegenseitigen Hauptstellungen der Planeten, der Sonne und des Mondes im Thierkreise (*Zodiacus*). — Kepler hat zu den vorhandenen Configurationen neue hinzu entdeckt und auch eine eigene Theorie für alle Aspecten aufgestellt. Freilich ist hiermit die Grenze erreicht, wo die Astronomie aufhört, strenge Wissenschaft zu sein, um mehr der astronomischen Phantasie, d. i. der Astrologie, Platz zu machen; war ja auch Kepler der Astrologie nicht eben abhold.

Die Kepler'sche Grundthese darüber soll angeführt werden, um darzutun, wie dieser Astronom das Wesen der Musik mit all' diesen subtilen Fragen der Astronomie in Verbindung brachte. Das Kepler'sche Axiom aus dem Jahre 1606 lautet (*lib. IV, p. 151*): „Gott, der Schöpfer habe entweder gemäß den Harmonieen des Gesanges innerhalb der Octave (wie sie im 3. Buche beschrieben sind) die Gesetze für die zu ordnenden Aspecte hergenommen, oder er habe den himmlischen Aspecten (Configurationen) die Ehren der Menschen, als Richter jener Concordanzen, angepaßt“ (*aut ad coelestas Aspectus attemperasse aures hominis, Concordantiarum illarum judices*).

Die Zahlenverhältnisse, in denen auch die heutige Astronomie noch die wichtigen Configurationen (Stellungen) der Planeten ausdrückt, sind analog den musikalischen Intervallenverhältnissen aufgestellt, aber nach der Kepler'schen musikastronomischen Betrachtungsweise. Hier eine kleine Probe davon, wie Kepler die Aspectbezeichnungen mit den musikalischen Intervallen in Parallele setzt.

So entspricht ihm ein Sextilis der Mollterz, ein Quintilis der Durterz, die Quadratstellung der Quarte, der Trinus (Gedrittstellung) der Quinte, ein Sesquadrus der Mollsepte, der Biquintilis der Dursepte, die Gegenstellung (*oppositus*) der Octave, weil — so demonstriert Kepler — „wofern

Du von der ganzen Seite eine solche Portion wegnimmst, wie sie irgend ein beliebiger Aspect von der Kreisbahn der Sterne wegnimmt, dann das Residuum der Chorde mit der ganzen Seite jene Consonanz ausmacht, welche hier einem jeden beliebigen Aspecte zugeschrieben wird*)."

Im weiteren Verlaufe lesen wir bei Kepler den Grundgedanken, daß alles Das, was vom Himmel und von der Erde gesagt ist, auch von der menschlichen Seele gilt: Alles unter dem Symbole der Harmonik.

III.

Das 5. und letzte Buch der Kepler'schen Weltharmonie wird uns zunächst dadurch interessant, daß alle damals bekannten Planeten selbst durchaus nach Art der musikalischen Intervallenverhältnisse erkannt, bezeichnet und festgesetzt worden: Dieses geschieht zumeist nach der Berechnung eines anderen großen — antikopernikanischen — Astronomen, des Tycho de Brahe.

Einige Proben mögen diese Art illustriren (cf. p. 195): „Vergleicht man die äußersten Intervalle der verschiedenen Planeten untereinander, so beginnt schon ein gewisses Licht der Harmonik zu erglänzen (*affulgere incipit aliqua lux harmonices*). Die äußerste Divergenz des 1 & 2 (d. i. des Saturn und Jupiter) beträgt ein Weniges über eine Octave (*paulo plus quam Diapason*), ihre Convergenz die Mitte zwischen der großen und kleinen Septe. So umfaßt die äußerste Divergenz des 2 & 3 (d. i. des Jupiter und Uranus) fast eine Doppeloctave (*Disdiapason*), ihre Convergenz fast eine Duodecime (*Diapente cum Diapason*)“ 2c. 2c. — „Das sind also die Harmonien, die unter den Planeten gehörig vertheilt sind, und es existirt unter den vorzüglichsten Verhältnissen (nämlich der Convergenzen und Divergenzen der äußersten Bewegungen) keines, welches nicht irgend welcher Harmonie so sehr nahe käme, daß — falls die Saiten so gespannt wären — die Ohren nicht mit leichter Mühe eine Unvollkommenheit unterscheiden könnten, die alleinige Abweichung zwischen Jupiter und Mars ausgenommen.“

In diesen Abschnitten haben wir den Begriff „Harmonie“ (*Harmonia*) als identisch mit consonirenden Intervallen anzusehen; hier ist also Harmonie soviel wie Consonanz. Das leuchtet aus folgender Stelle noch deutlicher hervor (p. 201): „Vollkommene Harmonien werden daher gefunden zwischen den Convergenten des Saturn und Jupiter, nämlich die Octave; zwischen den Convergenten des Jupiter und Mars, nämlich Octave mit beinahe der Mollterz; zwischen den Convergenten der Erde und Mars,

*) *Sextilis* = sechster Schein (*Aspect*), *Quintilis* = fünfter Schein, *Gesünft*-schein. Dieselben Namen kommen im altrömischen Kalender vor, z. B. *Sextilis* = sechster Monat, der später dem Augustus zu Ehren August genannt wird. *Sesquadrus* oder *Sesquiquadrus* = einer Entfernung von anderthalb Quadranten; *biquintilis* (*aspectus*) = Zweifünftelschein.

nämlich die Quinte; zwischen den Perihelien*) derselben die kleine Septe; zwischen den äußersten Umdrehungen der Venus und des Mercur die große Septe; zwischen den Divergenten, sogar zwischen den Perihelien, die Doppeloctave (Quintdecime, Disdiapason**), dergestalt, daß ohne Nachtheile der Astronomie, wie sie unter Allen wohl am subtilsten nach den Brahe'schen Beobachtungen aufgebaut worden, nur ganz geringfügige abweichende Rückstände (residua) aufgebraucht werden können, vornehmlich in den Bewegungen der Venus und des Mercur."

Oft noch nennt Kepler die Harmonien als von Gott erschaffen, 3. B. p. 202: „nachdem die Harmonien erfunden waren, welche Gott selbst der Welt incorporirt hat“ (inventis Harmoniis, quas Deus ipse in mundo incorporavit).

Es ist dann des Weiteren festzuhalten, daß Kepler sämtliche Perihelien und Aphelien der Planeten unter Intervallenverhältnissen darstellt. So heißt es in diesem Sinne: „Alle Schlüssel des Durgesanges innerhalb einer Octave (mit Ausnahme des A-Schlüssels) werden daher von allen 'äußersten Bewegungen des Planeten bezeichnet, ausgenommen die Perihelien (Sonnennähe) der Venus und der Erde und das Aphelium (Sonnenferne) des Mercur“ (p. 201).

Durch Noten illustriert Kepler seine musikastronomische Intervallentheorie noch deutlicher. Auf ähnliche Weise werden ihm auch alle Schlüssel innerhalb einer Octave des Mollgesanges, mit Ausnahme des f (Septe) von den Aphelien und Perihelien und den meisten Bewegungen der Planeten ausgedrückt.

So findet Kepler also auf astronomischem Wege eine Mitbegründung der Dur- und Mollscala, wie sie damals etwa bestand. Und nun? Da sich bei uns nach und nach eine beträchtlich andere Mollscala herausgebildet hat, wird diese musikastronomische Weisheit schon darum für uns keine zwingende Beweiskraft mehr haben. Man erkennt hieran, wie an all' solchen Erscheinungen, daß Naturwissenschaft und Musik doch wesentlich heterogene Dinge sind. Musik bleibt als Kunst von gleichem Wesen durch alle Zeiten, ob auch die naturwissenschaftliche Betrachtung derselben stets zu anderen Resultaten gelangen muß.

Aber hochinteressant bleibt die Kepler'sche Methode dennoch: für die Macht und Höheit der Musik giebt sie ein helleuchtendes Zeugniß ab.

*) Perihelium (von περί und ἥλιος — um die Sonne) oder Sonnennähe ist der Punkt, in dem ein Planet beim Umlaufen der Sonne am nächsten kommt; Aphelium (von ἀπὸ und ἥλιος = von der Sonne) oder Sonnenferne der Punkt, in welchem der Planet in seinem Umlaufe die größte Entfernung von der Sonne zeigt.

**) Es scheint, daß Kepler auch Terzen und Sexten zu den vollkommenen Consonanzen zählt, während die strenge Theorie jener Zeiten nur Prime, Octave und Quinte als vollkommene Consonanzen gelten ließ, die beiden consonirenden Terzen und Sexten jedoch als unvollkommene Consonanzen bezeichnete.

Nachdem nun Kepler die Lehre erschöpfend vorgetragen, daß am Himmelsfirmamente auf einem doppelten Wege, gleichsam in den zwei Gattungen des Cantus (Dur und Moll), die musikalische Scala, oder das System einer Octave offenbart sei, ruft er in schwärmerischer Entzückung aus (p. 205): „Nun dürftest Du Dich wohl nicht weiter wundern, daß die ausgezeichnetste Ordnung der Sonne oder die Stufen im Systeme oder in der Scala der Musik von den Menschen festgesetzt worden ist, da Du ja siehst, daß sie selbst in dieser Sache nicht anders, denn als Affen Gottes des Schöpfers (Dei creatoris simias) handeln und gleichsam ein gewisses Drama der Ordnung himmlischer Bewegungen abspielen.“ So sehr also ist für einen Kepler, Musik und Schöpfung des Weltalls zu einer einigen Harmonie verbunden.

In seiner weiteren astronomischen Intervallentheorie stellt Kepler unter Anderem für alle Planeten bestimmte Notenformeln auf. Auch entspricht ihm allgemein jeder Planet einem festen Tone oder Modus (Tonart). So lehrt unser Astronom: „Dem Saturn würde ich den siebenten oder achten Ton geben; dem Jupiter den ersten oder zweiten, dem Marsplaneten den vierten oder sechsten; der Erde würde ich den dritten oder vierten Ton geben, dem Mercur aber würden wegen der Weite der Entfernung alle Töne (modi) eignen, für Venus aber wegen der geringen Entfernung gar feiner“ u. s. w.

Kepler schreitet nunmehr zu höherer Betrachtungsweise auf und ruft dabei die Gottheit also an: „Jetzt, o Himmlicher, ist höherer Ton erforderlich, da ich nunmehr durch die Harmonie-Scala der himmlischen Bewegungen zu Höherem emporsteige“ (p. 207).

Die höhere Weltharmonie wird in vielfachen Weisen und Wendungen gepriesen. Ich hebe Einiges hervor.

„Nichts Anderes,“ lehrt Kepler, „sind die Himmelsbewegungen, als ein gewisser anhaltender Concentus*). (rational, nicht vocal), welcher durch dissonante Spannungen gleichsam durch gewisse Synkopationen oder

*) Der Begriff des „Concentus“ ist in der Musikgeschichte ein ebenso dehnbarer als wandelbarer. Im Allgemeinen ist concentus soviel wie Zusammenstimmen, Mitgesang, — etwa dem griechischen Ausdrucke „Symphonia“ (συμφωνία) entsprechend, — demnach eine harmonisch geordnete Melodie; späterhin mit der Ausbildung wirklicher Accorde soviel wie Zusammenklang mehrerer Stimmen. Auch die Ausführung eines Chors oder Orchesterjages hieß dann „Concentus“. — In der Geschichte des Gregorianischen Kirchengesanges hat „Concentus“ noch immer eine eigenartige Bedeutung. Dieser Ritualgesang zerfällt nämlich in zwei Hauptgattungen: 1) in Concentus, d. h. in solche Gesänge, die einen geschlossenen, melodischen Zug in sich tragen, und die vom Kirchenchor vorgetragen werden, wie die Responsorien, Antiphonien, Psalmen, Hymnen, Chorgesänge soviel wie Zusammenklang mehrerer Stimmen. Auch die Ausführung eines Chors oder Orchesterjages hieß dann „Concentus“. — In der Geschichte des Gregorianischen Kirchengesanges hat „Concentus“ noch immer eine eigenartige Bedeutung. Dieser Ritualgesang zerfällt nämlich in zwei Hauptgattungen: 2) in Accentus, accentus ecclesiastici, d. h. in solche Kirchengesänge, die nicht eigentlich gesungen, sondern nur im choralmäßigen Sprech- und Gesetone vorgetragen werden (im modus choraliter legendi; das Choraliter-Lesen). Hier bei Kepler kommt diese gregorianische Bedeutung des „Concentus“ nicht in Betracht, sondern vielmehr die des harmonischen Zusammenstimmens verschiedener Stimmen.

Cadenzen (durch welche die Menschen jene natürlichen Dissonanzen nachahmen) zu bestimmten und vorgeschriebenen Schlußformeln hinstrebt, zu den einzelnen der sechs Termini (gleichsam Stimmen), und der durch solche Zeichen die Unermesslichkeit der Zeit bestimmt und kenntlich macht (? iisque Notis immensitatem Temporis insigniens et distinguens), so daß es nicht weiter zu verwundern ist, daß endlich vom Menschen, dem Affen seines Schöpfers, die Art, nach dem Convent zu singen, erfunden worden, die den Alten unbekannt geblieben war, so daß nämlich die Perpetuirlichkeit der ganzen Weltzeit in einem kurzen Theile, etwa einer Stunde, durch die kunstfertige Symphonie mehrerer Stimmen sich abspielte, und daß man Gottes, des Werkmeisters, Gefallen an seinen Werken durch den süßesten Sinn des Vergnügens, welches aus dieser Musik als Nachahmerin Gottes (ex hac Dei imitatrice Musica) geschöpft wurde, bis zu einem gewissen Punkte kostete.“

So wird also die Musikschoepfung als solche — als eine Nachahmerin der Gotteschoepfung selbst angeeignet. Diese Anschauungsweise, die Musik als Abglanz, als Spiegelbild des ganzen Universums zu betrachten, kommt in dieser unzweideutigen Weise wohl zum ersten Male bei Kepler vor. Voll von einer solchen Weltbetrachtung sind dann spätere Philosophen; in neuester Zeit in erster Reihe Arthur Schopenhauer.

Im weiteren Verlaufe der Kepler'schen Weltharmonik wird es merkwürdig, wie dieser Meister die vier menschlichen Stimmen: Sopran, Alt, Tenor und Bass mit den Planeten in Zusammenhang bringt. Kepler sagt (p. 213): „Obgleich die Vocabeln der menschlichen Stimmen (sc. Discant, Alt, Tenor, Bass) weder am Himmel als Stimmen oder Töne existiren — in Folge der höchsten Ruhe der Bewegungen — und nicht einmal die Subjecte, in welchen wir Harmonien antreffen, unter der Art wirklicher Bewegung erkannt werden — da wir ja nur die Bewegungen betrachten, die der Sonne gemäß sichtbar werden —, obgleich endlich keinerlei Ursache am Himmel ist, welche die Stimmen in bestimmter Zahl heranriefe, um eine Harmonie zu bilden, wie sie im menschlichen Gesange erscheint —, so weiß ich dennoch nicht, wie mir diese bewundernswerthe Congruenz mit dem menschlichen Gesange Gelegenheit giebt, daß ich auch diesen Theil der Vergleichung, selbst ohne feste, natürliche Ursache, zu verfolgen gezwungen werde. Denn die Eigenthümlichkeiten, welche der Gebrauch dem Bass (nach Liber III, cap. 16) zuertheilt und welche die Natur anerkennt: eben dieselben Eigenheiten behaupten am Himmel gewissermaßen der Saturn und Jupiter; diejenigen des Tenors treffen wir am Mars; die Eigenthümlichkeiten der Altstimme haften dem Erd- und Venusplaneten an; diejenigen des Discants hat der Mercur, wenn auch nicht in der Gleichheit der Intervalle, so doch wenigstens im Verhältnisse derselben.“

Fernerhin: „Wie nun 1) dem Alt der Bass entgegengesetzt wird, so giebt es zwei Planeten, welche die Natur der Altstimmen haben, zwei,

welche die des Basses haben, wie in jeder beliebigen Gattung des Gesanges von beiden Seiten eine, während von den übrigen Stimmen nur je eine (vorhanden ist). Und wie 2) der Alt, fast die höchste Stimme, in der Enge (Beschränkung) ist, aus nothwendigen und natürlichen, im 3. Buche explicirten Ursachen: so haben die fast innersten Planeten, Erde und Venus, die engsten Bewegungsintervalle, die Erde nicht viel mehr als einen Halbton (Semitonium), Venus nicht einmal eine Diësis (Viertelton). 3) Wie der Tenor zwar frei ist, aber dennoch bescheidenlich einhergeht, so kann Mars — Mercur allein ist ausgenommen — das größte Intervall, nämlich eine Quinte (?) ausführen. Ferner 4) wie der Bass harmonische Sprünge macht, so behaupten Saturn und Jupiter harmonische Intervalle, ja, sie gelangen unter einander selbst von der Octave bis zur Duodecime (a Diapason usque ad Diapente epi Diapason veniunt); und 5) wie der Discant am freiesten ist, freier als alle übrigen (Stimmen) und zugleich der behendeste, so kann auch der Mercurplanet mehr als eine Octave in der kürzesten Rückkehr durchheilen.“ —

Für und wider einen derartigen Erguß ist eben Dasselbe zu sagen, was man bei Gelegenheit adäquater Vorkommnisse aus den Epochen der musisch-scholastischen Weisheit des Mittelalters, etwa eines Johannes de Muris*) sagen kann. Dort — wie immer — muß die musikalische Theorie als wenig stabil erkannt werden. Man muß ein für allemal sagen: mit jedem Fortschritte der musikalischen Theorie mußte sich das musisch-scholastische Gebäude umgestalten. Ähnliches gilt von der Kepler'schen Musikastrologie. Denn zu Keplers Zeiten operirte man ja nur mit 6 Planeten. Wie mußte also dieser ganze Vergleich hinfällig oder doch ganz umgestaltungswürdig erscheinen, wenn man die stattliche Anzahl der Planeten und Planetoiden, über welche das astronomische Wissen der Gegenwart verfügt, in diesen Betrachtungskreis ziehen wollte! — Aber ein hohes historisches Interesse dürfen solche Darstellungen entschieden in Anspruch nehmen — und der Musik bleibt der ewige Ruhm. —

Andere, ähnliche Symbolisirungen in Keplers Weltharmonik übergehe ich. Nur das verdient noch hervorgehoben zu werden, wie Kepler alles Derartige mit gläubigem Gemüthe ersieht und schließlich in eine Verherrlichung der Kirche übergeht, weil er kraft der überall waltenden Harmonie Gott und Kirche als den höchsten Inbegriff aller harmonischen Ordnung preist.

Also beschließt Kepler seine Hauptbetrachtungen in musikinoralischer und musikreligiöser Weise: „Heiliger Vater, erhalte uns in der Consonanz der

*) Joannes de Muris (Jean de Meurs), einer der bedeutendsten Musiktheoretiker des 14. Jahrhunderts, ist etwa 1300 in der Normandie geboren. Hauptschriften von ihm sind: „Tractatus de Musica; Musica theórica“ und die umfangreichste: „Speculum musicae“. Von seinem Musisch-scholasticismus hat Verfasser dieser Studien Proben mitgetheilt in „Musik und Moral“, ein cultur-historischer Essay, Hamburg 1888, (S. F. Richter), p. 44—46.

gegenseitigen Liebe, damit wir eins seien, so wie auch Du mit Deinem Sohne, unserem Herrn, und mit dem Heiligen Geiste eins bist; und so wie Du alle Deine Werke durch die süßesten Bande der Consonanzen zur Einheit geschaffen hast; und wie aus der versteckten Eintracht Deines Volkes (?) möge der Körper Deiner Kirche auf dieser Erde gebaut werden, so wie Du aus den Harmonien den Himmel selbst gegründet hast."

Zur Zeit Keplers war es immerhin noch etwas sehr Kühnes, Gewagtes, die Sonne als festen Mittelpunkt der Welt, also die Heliocentricität so zu preisen, wie es Kepler zu Ende seiner denkwürdigen Weltharmonik thut. So apostrophirt er die Sonne einmal (p. 244 im Epilogus de Sole conjecturalis): „Von der himmlischen Musik (wende ich mich) an den Hörer, von den Mäusen an ihren Chorführer Apollo; von den sechs umlaufenden und die Harmonien bewirkenden Planeten an die Sonne, die im Mittelpunkt aller Bahnen ist, (an die Sonne), die nicht von der Stelle zu bewegen ist (immobilem loco), sich aber dennoch in sich selbst zurückwälzt."

In der Sonne erblickt Kepler des Weiteren den schlichten Intellect, die Wohnung des Nus (νοῦς), den Quell aller Harmonie.

Das Ganze beschließt der unsterbliche Astronom mit frei gestalteten Worten des königlichen Psalmisten, wie folgt: „Unser großer Gott, dessen hohe Tugend und Weisheit ohne Zahl ist; lobet ihn, ihr Himmel, lobet ihn, Sonne, Mond und Planeten! Gebraucht jeglichen Sinn, jegliche Zunge, um euren Schöpfer zu preisen, lobt ihn, ihr himmlischen Harmonien, lobet ihn, ihr Richter der offenbarten Harmonien; lobe auch du, meine Seele, den Herrn, deinen Schöpfer, so lange ich leben werde: denn aus demselben und durch denselben und in demselben ist Alles, καὶ τὰ αἰσθητὰ, καὶ τὰ νοερά; sowohl das, was wir absolut nicht wissen, als das, was wir wissen — den kleinsten Theil des Anderen. — Demselben sei Lob und Ehre und Ruhm in alle Ewigkeit, Amen."

Das ist der Schluß des wunderbaren Keplerbuches *Harmonices mundi libri sex*.

IV.

Unsere Betrachtung führt jetzt zu einem Manne, der nicht nur als Mathematiker, sondern auch als Philosoph und Physiker groß dasteht, zu dem französischen Gelehrten Pierre Gassend, oder, wie er gemeinhin genannt wird, Petrus Gassendi, der 1592 in der Provence geboren ward und 1655 zu Paris als Professor der Mathematik am collège royal gestorben ist.

Gassendi war auch Theologe, als solcher Canonicus; ferner Astronom, Anatom, er ist überhaupt einer der umfassendsten Geister der ganzen Epoche. Der Kritiker Bayle nennt ihn „den größten Gelehrten unter den Philosophen und den größten Philosophen unter den Gelehrten". Der Philosoph Gassendi trat als heftiger Gegner der aristotelischen, wie auch später der

cartesianischen Philosophie auf. Seine Bedeutung als Philosoph liegt in der Neubelebung des Epikuräismus und der damit verbundenen atomistischen Weltanschauung, womit er der Vorläufer der modernen physikalisch-mechanischen Weltbetrachtung wurde. — Seine Schüler, die Gassendisten, wirkten in seinem Geiste fort.

Die Astronomie unter Anderem verdankt ihm eine vollständige Entwicklungsgeichte dieser Wissenschaft bis zu ihm hin. — Gassendi und seine Jünger haben für die praktische Ethik auch darin ihren besonderen Werth, daß sie als Gegner der Jesuitenmoral austraten. —

Ein so eminenten Geist konnte auch — schon in seiner Eigenschaft als Mathematiker und Naturforscher — nicht theilnahmlos an der Tonkunst vorbeigehen. Und so besitzen wir denn auch von diesem vielseitigen Gelehrten eine Anleitung zur musikalischen Theorie. Diese, wie alles Andere, in lateinischer Sprache verfaßte Schrift hat den Titel: *Manuductio ad theoriam, seu Partem speculativam Musicae* (Anleitung zur Theorie oder zur speculativen Seite der Musik). In der Gesamtausgabe der Werke Gassendis, 3. B. in der großen Florentiner Ausgabe, steht diese Abhandlung im 5. Foliobande, S. 575—599, umfaßt also 25 doppelspaltige Folioblätter.

Wie zu erwarten steht, giebt der Mathematiker Gassendi seine Theorie der Musik ganz im mathematisch-pythagoräischen Sinne. Doch diese Seite seiner Arbeit, die im Einzelnen außerordentlich Interessantes und Frappantes darbietet, kann uns hier nicht beschäftigen. Wir haben es lediglich mit den speculativen, vornehmlich ethischen Spuren in dieser Gassendi'schen *Manuductio* zu thun.

Weil die Definition der Musik auch heutzutage noch so viel Schwierigkeiten bereitet, ergreife ich zunächst die Gelegenheit, Gassendis Definition vom Wesen der Musik, wie sie sein einleitendes Capitel (*caput prooemiale*) enthält, vorzuführen. Gassendi definirt: „*Musica est canendi, seu modulandi ars*“, d. h. „die Musik ist die Kunst zu singen, oder die Kunst abzumessen“, denn so müssen wir den Begriff des Modulirens im Geiste jener Musik-Mathematiker auffassen. Gassendi erklärt dann weiter: „Singen ist aber nichts Anderes, als die Stimme mannigfaltig gemäß den mannigfaltigen Graden der Höhe, Tiefe, Schnelligkeit und Langsamkeit zu verändern (*moduliren*); eben darum, weil die Stimme durch mannigfache Maße (*modi*) oder Tacte (*moduli*) verändert wird, ist Moduliren Dasselbe, was Singen ist. An dieser Stelle wird daher der Ausdruck so genommen, daß dessen Bedeutung sich nicht nur auf den Ton, der durch den Mund entsteht wird, sondern auch auf den Ton, der durch Instrumente (*organa*) ausgedrückt wird, zu erstrecken pflegt.“ Kurz: wir erfahren durch diese Definition weiter Nichts, als daß die Musik die Kunst ist, geordnete Töne hervorzubringen; was die Musik zur Kunst und zur Sonderkunst macht, wird nicht berührt. — Hören wir jedoch Gassendis weitere Aufschlüsse, welche Das zu ergänzen ge-

eignet sind, was die Definition selbst — in ihrer Unzulänglichkeit — unausgesprochen läßt.

„Und freilich,“ lehrt Gassendi, „ist wie die Stimme selbst, so auch der Gesang von Natur da; aber die Beobachtungen, die man über die Lieblichkeit und Rauigkeit des Gesanges angestellt hat, haben die Kunst erzeugt, durch welche man durchaus nur lieblich oder so singen könnte, um so zu sagen, die Ohren passend zu streicheln. Da nun aber die Menschen sich seitdem höher erhoben haben, um die Ursachen einer derartigen Süßigkeit und Rauheit zu ergründen: ist es geschehen, daß neben der Praxis des Gesanges der gleichsam vorzügliche speculative Theil der Musik gewonnen ward.“

„Darum wird die Musik auch zu den liberalen Künsten gerechnet und führt ihren Namen von den Muses selbst, welche Göttinnen als Hüterinnen des Gesanges angesehen werden, und sie ist zugleich einer von den vier vorzüglichsten Theilen der Mathese*) (ex quatuor primariis Matheseos partibus), indem sie darin die Arithmetik überflügelt, daß sie die Zahlen nicht nackt, sondern wohlklingend und harmonisch berücksichtigt; sie ist daher eine sich selbst zugehörige Materie“ (quae proinde est ipsi subjecta materies).

Die ethisch-symbolische Art bei Betrachtung der Consonanzen und Dissonanzen tritt unter Anderem in Folgendem hervor.

Gassendi stellt das auch heute noch wichtige Problem auf: „Aber warum in aller Welt erscheint die Octave lieblicher als der Einflang?“ (At quorsum diapason videtur suavior unisonantia?) und giebt diese interessante, aber auch seltsame Antwort: „Natürlich aus dem Grunde, aus welchem der heitere Himmel nach einem Sturm angenehmer als die anhaltende Heiterkeit hervortritt; und ebenso das Aufhören der Krankheit oder des Schmerzes angenehmer als die Heftigkeit.“(?) — „Daher fügen auch die Harmoniker bisweilen eine Dissonanz bei, welcher, damit sie unmittelbar vorangehe, sogleich eine vollkommene Consonanz folgt“ — „Daraus siehst Du auch ein, daß die Consonanz die Dissonanz auf der Stelle auffaugen soll, damit das Ohr gleichsam nicht zerstreut und der Süßigkeit der Harmonie beraubt werde.“

Es darf nicht verschwiegen werden, daß die Latinität in diesen Gassendischen Darstellungen viel zu wünschen übrig läßt, namentlich leidet der hier unmittelbar darauffolgende Passus an großer Unklarheit.

*) Das Wort „Mathese“ (μαθησις, mathesis) soll hier offenbar soviel wie Wissenschaft überhaupt bedeuten, nicht etwa die Mathematik allein, noch weniger in dem Sinne der Weissagung aus den Gestirnen (= Astrologie). Gassendi hatte ja eben hervorgehoben, daß die Musik zu den liberalen Künsten gehört. Bekanntlich gab es im Mittelalter deren sieben, von denen drei das untere Stadium der Gelehrtenbildung vertraten, das Trivium, nämlich Grammatik, Dialektik und Rhetorik, deren vier vorzüglichere aber die obere Stufe im Cursus der Studenten bildeten, das Quadrivium, welches Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie umfaßte. Darum spricht Gassendi von der Musik als von einem der vier vorzüglichsten Theile der „Mathese“ oder Wissenschaft überhaupt.

Des Weiteren bleibt uns nun aber Gassendi darum denkwürdig, weil er für seine Zeit, wie kein Anderer, die ethische Bedeutung der zwölf Tonarten festgesetzt hat. Die zwölf altkirchlichen Tonarten sind also in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts noch mächtig genug; Gassendi nimmt sie im Allgemeinen noch so an, wie sie des Glareanus*) „Dodecachordon“ entwickelt hat. Wir bekommen hiermit durch Gassendi eine höhere Potenz ähnlicher musikalischer Ideen, wie sie im frühesten Mittelalter Theodorich der Große und sein Geheimsecretär Cassiodorus aufgestellt hatten**).

Gassendi aber lehrt: (a. a. O. V. Fol. 598a): „Der erste Ton (sc. der dorische) eignet daher Reigentänzen und Tänzen überhaupt, wird demnach die üppige (neckende) Tonart genannt (modus lascivus).“ Dorisch etwa d—d'; Mitte: a.

„Der zweite Ton (Hypodorius), an sich freudig genug, nimmt dennoch wegen seiner Verwandtschaft mit dem sechsten Tone dernaßen eine Richtung zum Ausdruck verliebter Affecte, daß er deswegen der schwächende und Weinerliche genannt wird (languens lamentabilisque).“ — Eine Tonreihe etwa von A—a; Mitte: d.

Der dritte Ton (Phrygius) wird die würdevolle (gewichtige) Tonart genannt (gravis), weil diese vornehmlich geeignet ist, würdevolle und ernsthafte Dinge auszudrücken.“ — Eine Octavreihe etwa von e—e'; Mitte: h.

„Der vierte Ton (Hypophrygius), welcher zum Ausdruck der Traurigkeit, des Glends, der Bekümmerniß geeignet erscheint, wird der thränenvolle und demüthig bittende genannt (flebilis et supplex).“ — Eine Octavgattung wie H—h; Mitte: e.

„Der fünfte Ton (Lydius), welcher kühnen, schwierigen und widerwärtigen Dingen eignet, wird der strenge, herbe und grausame genannt (severus, austerus, immitis).“ — Eine Octavreihe wie f—f'; Mitte: c'.

„Der sechste Ton (Hypolydius) wird der Schmeichler genannt (Assentator), weil er vorzüglich passend erscheint, um das Wirren, Rosen, die Sehnsucht der Liebenden auszudrücken.“ — Eine Octavgattung wie c—c'; mit der Mitte: f.

„Der siebente Ton (Mixolydius) heißt der heitere und muntere (hilaris alacrerque), weil er den Geist von Sorgen und Kummer ablenkt

*) Glareanus, (eigentl. Heinrich Loris, Lortius), der Humanist und Musiker, ist 1488 zu Mollis im Canton Glarus geboren; † zu Freiburg 1563. — Epochemachend für die Musikwissenschaft sind seine „Isagoge in musicen“ (1516) und besonders sein „Dodecachordon“ (1547), worin er die Lehre von zwölf Tonarten gegenüber der herrschenden Theorie von den acht Kirchentonarten nachwies.

**) Auf Grund der fünf antiken Tonarten: dorisch, phrygisch, äolisch, iastisch (ionisch) und lydisch. Vergl. des Verfassers bereits angeführte Schrift „Musik und Moral“ (1888), p. 35—36. Die Charakteristik der Tonarten ist dort — trotz der Namensgleichheit — eine wesentlich andere.

und zur Heiterkeit und Fröhlichkeit befähigt.“ — Eine Octavreihe wie $g-g'$, mit der Mitte: d' .

„Der achte Ton (Hypomixolydius) ist der religiöse (Religiosus), weil er insgemein angewendet wird, um die Reue, die Thränen und andere Worte und Affecte der Frömmigkeit auszudrücken.“ — Eine Octavreihe wie $d-d'$ mit der Mitte: g .

„Der neunte Ton (Hyperdorius, Jonius) ist der hitzige, jähzornige (iracundus), weil er passend angewendet wird, um Drohungen, Emotionen des Gemüthes auszudrücken, weshalb er sogar auf übermüthige Dinge übertragen wird.“ — Eine Octavreihe wie $c-c'$, mit der Mitte: g^* .

„Der zehnte (Hypohyperdorius ac hypojonius) Ton ist der schamhafte (pudicus), weil er eine mit Schamhaftigkeit gemischte Lieblichkeit an sich trägt und eine Beruhigung und Mäßigung des Willenstriebes darthut.“ — Eine Octavreihe wie $g-g'$, mit der Mitte: c' . — Nach Glareanus ist dieses der Tonus Hypoaeolius, siehe hier unter 12.

„Der elfte Ton (Hyperphrygius aeolius) ist der feine (polirte oder geschmückte, politus), weil er etwas Geschmücktes, Gefeiltes, und Kunstvolles an sich trägt; weshalb er sich denn auch lyrischen Dichtungen besonders gut anbequemt.“ — Eine Octavreihe wie $A-a$, mit der Mitte: e . Bei Glareanus ist der elfte Tonus der Jonicus.

„Der zwölfte Ton (Hypohyperphrygius ac hypaeolius) ist der trauervolle (luctuosus), weil er, mit dem 4. und 6. Modus verwandt, zum Ausdruck schmerzlicher und jammervoller Dinge passend ist.“ — Eine Octavreihe wie $e-o'$, mit der Mitte: a^{**} .

So weit Gassendi und seine *Manuductio in theoriam musices*.

Man wird über die hier vorgetragene Charakteristik der mittelalterlichen Tonarten, welche Psychologie und Moral gleicherweise berücksichtigt, weniger lächeln, wenn man sich vergegenwärtigt, daß auch moderne und allermodernste Aesthetiker des Tones nicht davon loskommen können, unsere 24 (genau genommen 30) Dur- und Molltonarten in ähnlicher Weise zu charakterisiren. — Kurz und gut: die Aesthetik der Tonarten ist noch heutzutage ein keineswegs abgethanes Problem; es beschäftigt ebenso noch die Tonphysiologen unserer Zeit, wie die reinen Ton-Aesthetiker.

Die Gassendi'sche Charakteristik der älteren Tonarten kann aber darum nur historische Reliquie für uns sein, weil diese Tonarten überhaupt ganz anderen Tonarten der modernen Musik, besonders seit Bach und Händel, Platz gemacht haben.

*) Nach Glareanus' Dodecachordon ist der neunte Ton der Aeolius, etwa $A-a$, mit der Mitte: e .

**) Bei Glareanus ist der zwölfte Tonus der Hypoionicus, wie $g-g'$, mit der Mitte: c' ; siehe oben unter: 10.

V.

Wir gelangen nunmehr zum eigentlichen Vater der modernen Philosophie, zu René Descartes, der gewöhnlich Renatus Cartesius genannt wird; ein Mann, ebensowohl durch exacte Naturforschung, mathematische Kraft, wie durch tiefes philosophisches Denken ausgezeichnet. Die Kenner der Physik wissen es, daß sein Name unter Anderem in der Erscheinung des sogenannten „cartesianischen Teufels“ verewigt ist.

In der Philosophie ist er der directe Vorläufer Spinozas; in der Mathematik Schöpfer der analytischen Geometrie. Cartesius ist 1596 zu la Haye in der Touraine geboren und 1650 zu Stockholm gestorben.

Es giebt, mit einer einzigen Ausnahme, keinen hervorragenden und hervorragendsten Denker, der das Grundwesen der Musik nicht entweder rein ästhetisch, oder rein wissenschaftlich, d. i. mathematisch-physikalisch zu ergründen unternommen hätte. Alle sind sie mehr oder weniger von der eigenartig superioren Macht und Gewalt der Musik durchdrungen. Cartesius nun, der Schöpfer des unsterblichen Wortes: cogito, ergo sum, hat die Musik gleich im ersten Stadium seines wissenschaftlichen Lebens zum Gegenstande der Forschung gemacht. Der 21jährige Cartesius, der — dank der Art und Weise, wie die Philosophie im Jesuiten-Collegium zu La Flèche gelehrt wurde — einen Ueberdruß gegen alle Wissenschaft empfangen und sich demzufolge aller ritterlich-weltlichen Lust ergeben hatte, nahm Kriegsdienste, focht unter Moriz von Oranien und dem Feldherrn von Tilly in Holland und Deutschland; die ersten hervorragenden Schlachten des schrecklichen 30jährigen Krieges sehen unseren Cartesius mitten im Getümmel: so die Schlacht am weißen Berge (1620) unter Voucquoi. Und mitten in jenem tollen Kriegsleben kam sein Forschergeist doch wieder zu sich. So entstand gerade damals, vor Breda in Holland, seine erste wissenschaftliche Arbeit: „de musica“ (über die Musik), welche erst nach dem Tode des großen Denkers von einem seiner Schüler herausgegeben wurde. Daß dieses „Compendium Musicae“ von Renatus Cartesius überwiegend mathematischer Natur ist, begreift sich bei einem so vorzüglichen mathematischen Kopfe von selbst: darum können sich vornehmlich die Musik-Mathematiker unserer eigenen Zeit an diesem nicht sehr umfangreichen, lateinisch geschriebenen Compendium erfreuen. — Jener Herausgeber wollte damit denn auch den Studirenden der Musik und der Mathematik zugleich ein Geschenk machen (*Musicesque et rerum Mathematicarum studiosis hac quoque parte gratificari*); er empfiehlt des Cartesius Compendium über die Musik sowohl um seiner Kürze willen, als auch besonders ob seiner Methode und Durchsichtigkeit.

Daß nun jedoch ein Mann wie Cartesius, der wie alle Großen im Reiche des Geistes das Ethische als die Quintessenz des Daseins anschaut, auch hier in seiner Musikbetrachtung die moralische Wirkung und Bedeutung

des Musikalischen nicht unberührt läßt, wird man leicht einsehen: ja hierbei ist dieser exacte Philosoph nicht selten von eigenartiger Mystik beherrscht.

So sagt Cartesius gleich zu Anfang, wo er vom Schall (Ton, tonus) spricht, Folgendes: „Das scheint uns die menschliche Stimme besonders angenehm zu machen, weil sie am meisten unserem Gemüthsleben gleichförmig ist. Darum mag uns eben diejenige eines sehr befreundeten Menschen angenehmer vorkommen, als diejenige eines feindseligen Menschen: gemäß der Sympathie und Dispathie der Affecte, in demselben Vernunftsinne, in dem man behauptet, daß das auf eine Pauke gespannte Fell eines Schafes vor Entsetzen gar verstumme, wenn es zu einer Zeit angeschlagen wird, wo ein Wolfsfell auf einer anderen Pauke zum Erklingen gebracht ist“ (*ovis pellem tensam in tympano obmutescere, si feriat, lupina in alio tympano resonante*).

In Betreff dieses Philosophen sollen nur noch die Gedanken mitgetheilt werden, in denen er die moralische und psychologische Wirkung des Rhythmus und des Tempus in der Musik zum Ausdruck bringt. Cartesius lehrt (p. 4): „Was nun die mannigfachen Gemüthsbewegungen anbetrifft, welche die Musik durch die verschiedenartige Mensur (Mensuralmusik) erwecken kann, so sage ich ganz allgemein, daß das langsamere Zeitmaß auch in uns langsamere Affecte ansache, als da sind: Schwermuth, Traurigkeit, Furcht, Stolz u., daß das schnellere Maß auch schnellere Gemüthsbewegungen erzeuge, wie die Fröhlichkeit und so weiter; und in ebender selben Weise ist auch von der doppelten Art des Tactrhythmus (*battutao*, der *Battuta*) zu reden, daß nämlich die gevierte *Battuta* (*quadrata*)*), oder diejenige, welche beständig in gleichtheilige Maße zerfällt, langsamer ist, als die gedrittelte *Battuta* (3theiliger Tactrhythmus), oder der aus drei gleichen Theilen besteht. Der Grund liegt darin, daß die letztere mehr den Sinn beschäftigt, da in derselben mehr zu betrachten ist, nämlich drei Glieder, wo in der anderen nur zwei sind: aber dieser Sache genauere Untersuchung hängt von einer ausgesuchten Kenntniß der Seelenbewegungen (*motuum animi*) ab, über welche es nichts Klares, Entschiedenes giebt. — Ich will jedoch nicht übergehen, daß die Macht des Rhythmus (*temporis vim*) in der Musik so bedeutend ist, daß sie durch diesen allein eine gewisse Ergözung für sich gewähren könne, wie es an der Pauke, einem kriegerischen Instrumente, offenbar wird, an welcher nichts Anderes zum Vorschein kommt, als der Rhythmus (*mensura*), welcher jedoch — wie ich meine — dort nicht ausschließlich aus 2 oder 3 Gliedern zu bestehen braucht, sondern auch vielleicht aus 5 oder 7 und noch anderen (*sed etiam forte quinque aut septem aliisque*). Da nämlich bei einem solchen Instrumente der Sinn nichts Anderes

*) Etwa so viel wie die gerade Tactart oder im weiteren Sinne: *ritmo a quattro battute*, im Gegensatz zum 3theiligen Tacte oder im weiteren Sinne: *ritmo a tre battute*.

als den Rhythmus (tempus) wahrzunehmen hat, darum kann im Zeitwesen (Rhythmus, in tempore) die Verschiedenheit größer sein, damit sie den Sinn mehr beschäftigen.

So weit Cartesius. Daraus ist manches recht Interessante festzuhalten. Es ist gewiß einerseits ebenso antheilerweckend als lehrreich, daß Cartesius, ähnlich wie die hellenischen Philosophen Platon und Aristoteles, die sittliche Bedeutung des Rhythmus erkennt; aber Cartesius versucht es als Erster, den physiologischen Beweis dafür beizubringen. Ganz neu ist es, wie bereits Cartesius die Bedeutung des Rhythmus an sich betont, wie der Rhythmus schon ganz allein durch sich künstlerische und damit ethische Wirkungen hervorzubringen vermag.

In neuester Zeit ist die hohe Bedeutung des Rhythmus von Aesthetikern mannigfach betont worden, namentlich weil durch gewisse Partien der Beethoven'schen Musik ganz neue Offenbarungen für diese Idee dargeboten wurden; man denke z. B. in der C-moll-Symphonie im Scherzo an dessen phänomenalen Uebergang zum triumphirenden Finale, wo in allererster Reihe der Rhythmus solche Wunder wirkt.

Auch der Umstand ist an jenem Cartesius'schen Gedankengange als sehr geistreich hervorzuheben, daß er zuerst vom 5theiligen und 7theiligen Rhythmus spricht, der künstlerisch zu rechtfertigen ist. Und in Wahrheit kommt auch die heutige Musik nicht über 2-, 3-, 5- und 7theilige Tactarten hinaus. Damit würde schließlich auch die Erkenntniß zusammenhängen, die unserer musikalischen Gegenwart noch immer ein Buch mit 7 Siegeln zu sein scheint, daß es auch im Einzelwerthe der Noten nur 2-, 3-, 5- und 7theilige als unter sich gleiche Notengruppen geben kann, also neben den durch 2 zu theilenden Notenwerthen nur noch Triolen (durch 3), Quintolen (durch 5) und Septolen (durch 7 theilbar) und nichts darüber hinaus. All' solche fruchtbaren Betrachtungen finden ihre Reime im Compendium Musicos des Cartesius.

VI.

Zu den Männern, die uns in diesem Sinne beschäftigen müssen, gehört auch der als Mathematiker, Physiker und Astronom gleich ausgezeichnete Christian Huyghens (Hugenius), der zu Haag 1629 geboren ward und ebendasselbst im Jahre 1695 starb. Dieser umfassende Geist hat nicht nur fast jedes Gebiet der Mathematik, Physik und Astronomie schöpferisch bereichert, sondern auch der Musik weitgehende, nutzbringende Aufmerksamkeit gewidmet. Die Wissenschaft verdankt ihm unter Anderem die Grundlegung der Wahrscheinlichkeitsrechnung, eine Verbesserung des Teleskops, die Aufstellung der Wellentheorie des Lichtes (Undulation), die Entdeckung des größten der 7 Trabanten des Saturn, die Theorie der Centrifugalkraft, die Ausstättung des Uhren-Räderwerkes mit einem Pendel, und zahlreiches Andere. —

In der Musik hat er sich naturgemäß besondere Verdienste um die mathematische Seite dieser Kunst erworben; hierher gehört sein berühmtes Werk „*Novus Cyclus Harmonicus*“ (Neuer Harmonischer Cyclus), worin er ganz neue Tabellen zur Temperaturlehre aufstellte, ein Werk, das für die Einführung der außerordentlich bedeutungsvollen „gleichschwebenden Temperatur“ sehr einflußreich geworden ist. Für unsere vorliegenden Zwecke kommt dieses Werk nicht in Betracht.

Es giebt aber eine andere, sogar populär gewordene Schrift dieses großen Mannes, worin die ethisch-kosmische Seite der Musik zwar nicht als Selbstzweck behandelt, aber doch nebenbei in diesem Sinne gewürdigt wird. Es ist dieses die Huyghens'sche Schrift „*Kosmotheoros*“ (Weltbetrachter, Weltbeschauer), oder „*Muthmaßungen über die himmlischen Lande und deren Schmuck*“ (*ΚΟΣΜΟΘΕΩΡΟΣ, sive de Terris Coelestibus earumque ornatu conjecturae ad Constantinum Hugenum Fratrem*“ etc.). Die Schrift kam 1699 heraus. Im Jahre 1703 erschien eine deutsche Uebersetzung des lateinisch geschriebenen *Kosmotheoros*.

Diese Schrift stellt, um es kurz zu sagen, eine Art transcendentaler Astrologie dar. Huyghens unternimmt darin als einer der Ersten und Verufensten den Versuch, nachzuweisen, daß alle Himmelskörper ebenso wie die Erde beschaffen und geartet sind. Dieselben vegetabilischen, animalischen Prozesse und Functionen sind auf den anderen Planeten und auf den Fixsternen, wie auf unserer Erde; ja, wie auf der Erde, so leben auch auf anderen Himmelskörpern menschliche Wesen, die ebenfalls alle Künste und Wissenschaften pflegen, wie die Erdbewohner.

Es begreift sich leicht, daß eine derartige Schrift, von einem Manne wie Huyghens, das höchste Aufsehen machen mußte. Und in Wahrheit ist der Weltbeschauer (*Kosmotheoros*) auch in fast alle lebenden Sprachen übersetzt worden.

Huyghens beginnt sein an seinen Bruder Constantin gerichtetes Werk also:*) „Raum ist es möglich, bester Bruder, wenn irgend Jemand mit Kopernikus die Meinung hegt: die Erde, welche wir bewohnen, sei einer aus der Zahl der Planeten, die sich um die Sonne bewegen und von ihr alles Licht empfangen, daß ein Solcher nicht zuweilen denken sollte, es sei doch keineswegs vernunftwidrig, daß wie diese unsere Erdkugel (Globus), so auch jene übrigen (Planeten) nicht der Cultur und des Schmuckes, und vielleicht auch wohl nicht der Bewohner entbehren mögen.“

Dieser Grundgedanke wird nun eingehend nachgewiesen. Huyghens lehrt darin mit Recht, daß eine derartige Betrachtung über sich hinausführen lehre, daß sie vom Egoismus befreie und zur Weisheit und Gottseligkeit anleite. Und darin liegt in Wahrheit das ethisch-religiöse Element

*) Die hier dargebotenen Uebersetzungsproben werden nach dem lateinischen Originale vorgeführt.

dieses Kosmotheoros. — Aus der Gleichartigkeit der Erde mit den anderen Planeten wird nun gefolgert, daß auf den Planeten Thiere und Gewächse sind, daß es den Planeten nicht an Gewässern, ebenso auch nicht an vernunftbegabten Bewohnern gebricht. Wesen giebt es dort wie bei uns mit denselben Tugenden, Lastern und Beschäftigungen, mit gleichen Sinnen, die nicht viel anders als die unsrigen beschaffen sind; mit denselben Lüsten und Empfindungen.

Es wird ferner dargethan, daß die Bewohner der Planeten allerhand Künste, darunter auch die Astronomie ausüben, ebenso die dazu dienlichen Handwerkskünste, als Geometrie, Arithmetik, Schreibekunst, Optik u. s. w. Die Planetenbewohner sind nach Hinghens entweder gleich groß mit den Erdbewohnern oder größer, sie lieben Geselligkeit, finden Wohlgefallen an lieblichen Reden und Gesprächen, bauen sich zum Schutze wider die Elemente Häuser; sie treiben dort überall auch Schiffahrt und demgemäß auch alle dazu gehörigen Künste und Gewerke.

Und nun ergeht sich Hinghens auch des Weiteren darüber, wie die Musik auf den Planeten und anderen Himmelskörpern gepflegt wird. „Uebrigens“ — so lehrt Hinghens liber I, p. 73 — „ist es gewiß, daß Dasjenige, was der geometrischen Wissenschaft als einheitlich und ewig innewohne, ähnlicher Weise auch in Harmonie-Dingen (in *Harmonicis*) gefunden werde; da alle Consonanzen durch feststehende Mensur und Proportion bestimmt werden, daß aber alle Ordnung der Klänge, daß jede Erhöhung am Gesange, sogar einer einzelnen Stimme, sich auf die Consonanzen gründet. Daher kommt es, daß bei allen Völkern dieselben Ton-Intervalle gesungen werden, sei es, daß die Stimme stufenweise oder sprungweise fortschreitet. Ja, glaubwürdige Autoren erzählen, daß in den Ländern Amerikas ein Thier gefunden werde, welches mit seiner Stimme die sechs musikalischen Töne*) nacheinander vernehmen lasse, so daß es den Anschein hat, die Natur schreibe dieselben in unveränderlicher Weise vor.

Da nun alles Hierhergehörige sich auf eine bestimmte einzige und nothwendige Weise verhält, ist es wahrscheinlich, daß die Freude an der Musik ebenso wie die an der Geometrie sich noch auf mehr Wesen, als auf uns allein erstrecke.“

Das ist bei allem Interessanten so eine Stelle, die den wunden Punkt aller derartigen Expectorationen erkennen läßt. Alle Musikphilosophen, Aesthetiker, die ihre Speculation auf die jeweilige bestehende Grundlage der Musik begründen und zusetzen, vergessen gemeinhin ebensowohl, daß die Musiklehre vor ihnen ein völlig anderes Ansehen gehabt hat, wie auch, daß die Musikform so entwickelungsfähig als möglich ist und bleibt, also daß auch nach ihnen eine ganz andere Theorie-Basis die Weihe einer prag-

*) Sechs Töne nach dem alten Hexachordsystem; bevor das jetzige Octavsystem Kraft gewonnen hatte.

matischen Sanction in Anspruch nehmen wird. Es muß daher in Bezug auf die ganze Entwicklungsgeschichte derartiger Speculationen als verfehlt angesehen werden, daß die höhere Ansicht vom Wesen der Musik auf eine bestimmte theoretische Grundlage hin exemplificirt wird. — Das Allgemeine darin muß viel mehr so gesucht und aufgestellt werden, daß es für alle Entwicklungsstadien der Musik in gleicher Weise zulänglich erscheint. — Wir kehren zum Kosmotheoros zurück.

Huyghens lehrt dann weiter (p. 74): „Wenn sie nun also (sc. die Planetenbewohner) „durch harmonische Töne und durch Gesang ergötzt werden, kann es kaum anders sein, daß sie nicht auch gewisse musikalische Instrumente gefunden hätten, da es ja vorkommt, daß man auch zufällig auf Erfindungen solcher Art geräth. — Aber wie gewiß und bestimmt auch die Töne und Intervalle des Gesanges sind, so sehen wir dennoch bei den verschiedenen Völkern eine je andere Art und Norm des Singens, wie ehemals bei den Dorern, Phrygern, Lydern, in unserem Zeitalter bei den Franzosen, Italienern, Persern (!): so kann es geschehen, daß die Harmonik der Planetarier (Planetenbewohner) von derjenigen all' dieser Völker beträchtlich abweicht, obwohl sie für ihre Ohren höchst willkommen sein mag. Es ist kein Grund vorhanden, weshalb wir sie (die Planeten-Harmonik) für roher als die unsrige halten sollten; auch keiner, weshalb sie sich dort nicht der chromatischen und gewisser enarmonischer Töne bebienen sollten?“ — (p. 75): „Ja sogar, damit sie nicht weniger als wir in diesen Dingen erreicht haben; so mag ihnen auch wohl der Zusammenklang (concertus) mehrerer Stimmen oder Saiten und deren kunstvolle Vermischung zugesprochen werden; ferner der Gebrauch dissonirender Töne, des Tritonus und der verkleinerten Quinte*) (usus diapente diminutae). Ich weiß, daß dieses kaum irgend welche Wahrscheinlichkeit für Viele haben wird, noch weniger, wenn wir sagen, daß die Insassen auf dem Jupiter oder der Venus ebenso gelehrt sind, wie diejenigen, welche in Frankreich oder Italien in dieser Kunst excelliren . . .

„Ja, es ist wohl möglich, daß sie selbst erfahrener als jene sind, und vornehmlich mögen sie in der theoretischen Seite dieser Kunst derartige Einblicke gethan haben, wie sie just bei diesen unseren Landsleuten bislang noch zu wenig begriffen worden sind. Denn wenn man etwa unsere Musiker fragen wollte, weshalb die Consonanz der Quinte nach einer anderen ähnlichen in fehlerhafter Weise gesetzt wird (Quinten-Parallelen), werden Einige sagen, es solle die zu große Süßigkeit vermieden werden, welche aus der Wiederholung der angenehmsten Consonanz erwüchse; Andere

*) Tritonus, wie etwa f—h, das Intervall der übermäßigen Quinte, aus drei Ganztönen bestehend; verkleinerte (kleine) Quinte, wie etwa h—f': ältere Theoretiker nennen sie die „verminderte“ Quinte; die meisten Theoretiker der Gegenwart nennen ein solches Intervall „kleine Quinte“, weil sie einen kleinen Halbton kleiner ist als die große, früher: reine Quinte.

werden sagen, man müsse in harmonischen Dingen der Abwechselung huldigen (*varietatem in harmonicis sequendam esse*). Solcherlei tragen nämlich die vorzüglichsten Autoren der Kunst, unter ihnen selbst Cartesius, vor. Aber der Bewohner des Jupiter oder der Venus wird vielleicht folgenden wahrhaften Grund davon ausführen können, daß man beim unmittelbaren Fortschreiten von einer Diapente (Quinte) zur anderen Etwas vollführe, als wenn wir plötzlich den Bestand der Tonart (*toni statum*) verwandelten, weil die Quinte, zugleich mit dem dazwischen liegenden Terztone (*ditoni sono*), der — wo er fehlt — vom Geiste erzeugt wird, sicherlich das Bild der Tonart (*toni speciem*) festsetze; eine derartige plötzliche Veränderung wird aber mit Recht als den Ohren unangenehm und unbegründet anerkannt, da auch im Ganzen genommen, diejenige (Fortschreitung) meistens als die härtere auffalle (außer im Durchgange), die von drei consonirenden Tönen zur Harmonie dreier anderer geschieht, wenn keiner der vorhandenen Töne dabei bleibt“ (d. h. gemeinsam ist; *nullo priorum manente*). —

Man muß hier billig anerkennen, daß Hinghens hiermit — soweit es möglich ist — die vorzüglichste Aufklärung über das Quintenverbot gegeben hat, die wir überhaupt bis heute besitzen. Noch unsere allerjüngste Zeit sendet immer neue Kämpfer pro und contra das alte starre Quintengesetz in die Arena; gewiß hat von all' Diesen kaum Einer eine Ahnung, daß der Naturforscher und Mathematiker Hinghens so interessante Dinge darüber aufgestellt hat.

Hinghens schreitet nun in seinen planeten-musikalischen Betrachtungen noch weiter fort und gelangt zu seinem Leib- und Magenstück, zur Temperatur der Intervalle, in welcher Beziehung er ebenfalls den Planeten weit höhere Erkenntniß und Erleuchtung zuerkennt, als den unwissenden Erdbewohnern seiner Zeit. Und daran knüpft unser Autor wieder, indem er, wie er sagt, von seiner Traumwelt zur realen Erdenwelt zurückkehrt, einen tapferen Excurs über die damals durch ihn erst zu rechtem Leben erweckte wichtige Lehre von der gleichschwebenden Temperatur, die selbst heutzutage noch einige eingefleischte Musikmathematiker beseitigt sehen möchten.

Und damit nehmen wir von Christian Hinghens und seiner außerordentlich interessanten Schrift „*Kosmotheoros*“ oder Weltbeschauer Abschied.

VII.

Der Zeitfolge nach kommen jetzt noch zwei Denker ersten Ranges in Betrachtung, der eine freilich nur von der negativen Seite. Diese sind Spinoza und Leibniz.

Unter allen großen Philosophen dürfte Benedict von Spinoza (1632—1677) der Einzige sein, der die Musik nicht nur gänzlich vernachlässigt hat, sondern der auch gelegentlich zu verstehen giebt, daß er allen

überschwänglichen Anschauungen vom Grundwesen der Musik durchaus abhold ist. Vielleicht liegt es mit daran, daß Spinoza die ästhetische Seite der Philosophie überhaupt unberücksichtigt gelassen hat. Wir sind in allen Hauptwerken des unsterblichen Weisen nur zwei Stellen aufgestoßen, welche die musikalische Kunst so en passant erwähnen; beide sind in Spinozas Fundamentalwerk, in seiner Ethik — nach geometrischer Weise demonstrirt — enthalten. Im Anhange zum 1. Stücke der Ethik, welches von Gott handelt, spricht Spinoza ein wenig von den Sinnen und berührt dabei flüchtig die Aesthetik des Gesichtsinnes und des Gehörsinnes. Vom Gehör heißt es da: „Was endlich das Gehör erregt, von dem heißt es, es mache Geräusch, Schall, Harmonie: dieses Letztere hat die Menschen so bethört, daß sie glaubten, auch Gott ergöke sich an der Harmonie. Es giebt auch Philosophen, welche sich einbildeten, daß die himmlischen Bewegungen eine Harmonie bilden. Alles Dies zeigt deutlich, daß Jeder nach Beschaffenheit seines Gehörs über die Dinge geurtheilt, oder vielmehr die Regungen seiner Einbildungskraft für die Dinge genommen hat. Deshalb ist es kein Wunder (um auch dies nebenbei zu bemerken), daß, wie wir erfahren, unter den Menschen so viel Streitigkeiten entstanden sind und endlich daraus der Scepticismus. Denn obgleich die menschlichen Körper in Vielem übereinstimmen, weichen sie doch in dem Meisten von einander ab“ u. s. w.

Spinoza spricht hier in Wahrheit wie ein Amosos (ἄμωσος); in seiner Antipathie gegen die Musik hat er die einfache, unantastbare Wahrheit übersehen, daß nicht einzelne, sondern alle großen Geister, Propheten, Denker Dichter und Künstler — mit alleiniger Ausnahme seiner selbst — der Musik diese erhabene Stellung im Weltwesen eingeräumt haben; eine solche Ansicht muß demnach wohl im Wesen der menschlichen Natur selbst begründet sein. Darum wird vom Verfasser dieser Studien der Beweis aus der ganzen Entwicklungsgeichte der Musik und der Cultur überhaupt geführt.

Noch einmal, im 4. Theile der Ethik, welcher „von der menschlichen Unfreiheit oder der Macht der Seelenbewegungen“ handelt, wird der Musik flüchtig Erwähnung gethan. Da will Spinoza seine paradoxe Erklärung von Gut und Böse erhärten und jagt dabei, in der Einleitung dieses Theiles: „Was das Gute und Böse betrifft, so bedeutet auch dieses nichts Positives in den Dingen, nämlich in den an sich betrachteten; es sind nur Daseinsweisen des Denkens, oder Begriffe, die wir daraus bilden, daß wir die Dinge mit einander vergleichen. Denn ein und dasselbe Ding kann zu derselben Zeit gut und böse und auch indifferent sein. Die Musik z. B. ist für die Mißmuthigen gut, für den Trauernden böse, für den Tauben aber weder gut noch böse.“

In diesem Gedanken ist Alles verkehrt: denn der Mißmuthige kann durch Musik noch mißmuthiger werden, der Trauernde aber erst recht durch die Musik erhoben und getröstet werden, — und auch für den Tauben ist solche Erhebung möglich. Freilich muß man eine Ahnung von der inneren

Musik haben, die dem großen Spinoza jedenfalls nicht verliehen war, denn sonst würde er anders darüber gesprochen haben. — Daß der Verfasser dieser Studien aber trotzdem zu den glühendsten Bewunderern und Verehrern des herrlichen Spinoza gehört, das hat er durch verschiedene im Laufe des letzten Decenniums veröffentlichte Schriften reichlich dargethan. —

Um so erfreulicher ist es nun für das vorliegende Thema, daß Spinozas großer Zeitgenosse, der umfassende Geist eines Leibniz (1646 bis 1716) uns so außerordentlich für diese so eben kundgewordene Geringschätzung und Vernachlässigung der Musik durch Spinoza entschädigen kann.

Merkwürdigerweise weiß man in Sachen der Musik im Allgemeinen von Gottfr. Wilh. von Leibniz Nichts mehr, als daß er die Musik seltsam genug als unbewußtes Rechnen definiert habe. Dagegen nimmt ihn jedoch bereits Gottfried von Herder in seiner ästhetischen Schrift „Kalligone“ in Schutz. Im 3. Theile dieser Aesthetik ist vom Schönen und Angenehmen der Umrisse, Farben und Töne die Rede. Und dabei spricht es Herder aus: „Auch den Unbegriff, daß unser Vergnügen an der Musik aus Zahlenschriften entstehe, hat man Leibniz aufgebürdet, ihm, der für die Musik ein großes Gefühl hatte und sie würdig angewandt wünschte. Wenn er irgendwo sagt, daß die Seele bei der Musik ihr selbst unbewußt rechne, so zeigen eben diese Worte, ihr selbst unbewußt, daß er dabei etwas Höheres als ein trockenes, nichts sagendes Zahlenschriften dachte.“

Daß dem so sei, geht aus Nichts klarer hervor, als aus der kleinen Skizze, die wir von Leibniz selbst über die moralische Macht der Musik besitzen. Herder hat diese Leibniz'sche Skizze als Abhandlung unter dem Titel „Ueber Macht und Anwendung der Musik“ in deutscher Uebersetzung in seiner „Kalligone“ mitgetheilt. — In der lateinischen Originalausgabe haben diese Leibniz'schen Gedanken keinen besonderen Titel erhalten. Man findet sie unter Anderem im 4. Bande der Leibniz-Ausgabe von Ludwig Dütens (Godofredi Guilelmi Leibnitii etc. Opera omnia etc. Genevae 1768). Dieser 6. Band der Leibniz'schen Werke (in Quartformat) enthält ein merkwürdiges Stück unter dem Collectiv-Titel: „Leibnitziana Sive Meditationes, Observationes et Crises variae Leibnitianae Gallico et Latino sermone expressae“ (p. 294—334). Das ist das universellste und gelehrteste Collectaneum, das man sich denken kann; Gedankenpäne, sozusagen, für alle erdenklichen Gebiete des menschlichen Geistes. Jede Wissenschaft, jede Kunst ist hierin vertreten. Es sind dieses offenbar gelegentliche Aufzeichnungen, die Leibniz über alle ihn beschäftigenden Fragen *pêle-mêle* gemacht hat. Das Ganze ist in meist recht kleine Capitel (mit römischen Ziffern bezeichnet) abgegrenzt, deren es hierbei im Ganzen 189 giebt.

In musikalischer Beziehung amüsirt darunter Cap. CXXXVIII (p. 323), worin uns Leibniz eine artige Anekdote erzählt. Irgend ein curiojer Mensch

hatte folgende Anordnung getroffen. Da er ein großes Haus und mehrere Diener besaß, schaffte er sich eine Hirtenpfeife (fistulam) an und vertheilte die Töne unter die Diener, damit er sich nicht, sobald er derselben bedurfte, durch Rufen aufriefe (rancescoret, eigentlich: ranzig machte), dem Einen wies er das Ut (C) zu, dem Anderen re (= d), einem Dritten mi (= E) und so weiter. So war ein Jeder an seinen Ton gewöhnt und vernahm so den blasenden Herrn; fast ebenso, wie nach der Erzählung des Verfassers vom „Fliegenden Reisenden“ (volantis peregrinatoris) die Menschen auf dem Monde nicht mit deutlichen Worten, sondern nur in Tönen sprechen (tonis tantum loqui).

Ein anderes Capitelschen (CLXX, p. 329) enthält folgende interessante Dinge über das Aeußere und die Lebensführung Spinozas: „Le fameux juif Spinoza avoit un teint olivâtre, et quelque chose d’Espagnol dans son visage; aussi étoit-il originaire de ce pays-là. Il étoit philosophe de profession et menoit une vie tranquille et privée, passant sa vie à polir des verres, à faire des lunettes d’approche et des microscopes. Je lui écrivis une fois une lettre touchant l’Optique, que l’on a insérée dans ses oeuvres.“ —

Noch eine dritte Probe theile ich mit, deren Kennenlernen gewiß jeden Politiker, besonders jeden Volkswirth unserer Zeit in das hellste Erstaunen setzen wird. Welche Bewegung heftet sich nicht an das Schlagwort: „Kauf bricht Miethe.“ Nun, eines dieser Capitel bei Leibniz behandelt juist diese jetzt so brennende Frage, nämlich Cap. CVIII (p. 317). Es beginnt also: „Peccant saepe Juris consulti, quod regulas faciunt, ubi non sunt, v. g. „Kauß gehet vor Miethe“, das heißt: Die Rechtskundigen fehlen oft darin, daß sie Regeln aufstellen, die es nicht sind, wie „Kauß gehet vor Miethe.“ Leibniz fährt fort: „Daraus folgern sie, daß der Miether vom Verkäufer des Hauses ungestraft verjagt werden könne, was falsch ist, denn ihm ist Indemnität zu leisten.“ (Inde colligunt, conductorem posse expelli impune a venditore domus, quod falsum est, nam indemnitas ei praestanda est.) Und so versieht hier Leibniz noch weiter mit vortrefflichen Gründen den Gedanken, daß der Kauf nicht die Miethe oder Pacht breche. Dabei will Leibniz dem Miether sogar das ius retentionis gewahrt sehen, auch wenn er sich kein derartiges Recht stipulirt habe. — Die Interessenten mögen das Weitere in diesem Abschnitte dort selbst nachlesen. —

Nach diesen Abschweifungen kehren wir zu unserem Thema zurück und berücksichtigen aus dieser Gedankenansammlung des Leibniz nunmehr das Cap. LXIX (p. 306—307), welches der Musik gewidmet ist. —

Leibniz geht von der Anschauung aus, daß die Macht der Schönheit und Harmonie die Menschen befähigt, das Allerübelste standhaft zu ertragen. „Es ist ausgemacht,“ — so beginnt jener Abschnitt — „daß Märtyrer die ausgefuchtesten Qualen aus keinem anderen Grunde, als durch die starke

Einbildung auf zukünftiges Ergötzen ertragen haben; überhaupt ist es ja unmöglich, dem Schmerz oder Freude zu widerstreben, wenn wir nicht ihre Gegenbilder vor Augen setzen (*nisi contrariis oppositis*). Es wird Sache des Weisen sein, sich überhaupt einmal die Schönheit des zukünftigen Lebens, — das ist Gottes, in welchem es beruht, und das ist die Liebe Gottes, oder die Harmonie der Dinge — fest einzuprägen. Wenn er sich diese (Schönheit) kräftig genug eingegraben haben wird, wenn er daraus ein beständiges Wohlgefallen schöpft, wenn sie sich immer wieder (in ihm) erneut, so wird Zweierlei daraus folgen: einmal, daß der Mensch in seinem Handeln immer das Ende bedenken wird, andererseits, daß er durch keinerlei Qualen von der Liebe zu Gott abwendig gemacht werden kann*).

Leibniz setzt Dieses des Weiteren auseinander, belegt es durch Beispiele aus Bibel und Geschichte. Besonders aber sollen derartige Eindrücke, Vorstellungen den Menschen bereits von Kindheit an durch das Medium der Künste eingepflanzt werden; aller Kunstgattungen solle man sich hierzu bedienen. Indem nun Leibniz die Wichtigkeit derartiger Vorstellungen für das Heil und Gedeihen der Menschen weiter ausmalt, gelangt er dahin, unter den Künsten der Musik den obersten Rang in solchem Heilsplane anzuweisen. „Es entsteht aber,“ so werden wir belehrt, „eine starke Vorstellung (*imaginatio*) entweder durch Gemälde oder durch Töne: denn durch die übrigen etwas gröberen Sinne werden die Dinge nicht ebenso verständlich gemacht. Malereien sind faßlicher, Töne mächtiger, denn dort ist Ruhe, hier Bewegung. Die Worte des Tones sind es, welche vornehmlich die Erinnerung an Gemälde oder an geschehene Dinge erneuern. Darum haben Worte, die zu Liedern und Gesängen hinzugethan werden, weil sie zugleich Bilder erwecken und Töne erscheinen lassen, eine unglaubliche Bewegungskraft (*incredibilem habent vim movendi*). Ich zweifle auch nicht, daß die Menschen durch Gesänge in Leidenschaft gebracht werden können, daß sie dadurch in Ohnmacht fallen, angeregt, gereizt werden, daß sie zu Lachen und Weinen, zu jeder Art von Affect getrieben werden können.“

Leibniz ist auch sehr wohl des Umstandes eingedenk, daß die Macht der Musik zur Förderung des Reformationswerkes wesentlich beigetragen hat. „Und ich sehe,“ sagt derselbe, „daß die letzten Restauratoren der Religion diese Kunst benutzt haben, damit sie durch Gesänge das Volk in ganz Deutschland und Frankreich zu den wahren Heilighümern hinlenkten. Welche unglaubliche Gewalt die Musik gehabt hat, wissen Diejenigen sehr wohl, welche wahrnehmen, daß auch jetzt das Volk durch beständige Wiederholungen solcher (Gesänge) mit dem größten Vergnügen erfüllt werde, und daß es kaum einen Handwerker giebt, kaum eine Nähterin, die sich

*) Die Uebersetzung mußte auch hier aufs Neue nach dem Originaltext übernommen werden, weil die Herder'sche theils unvollständig, theils zu frei, willkürlich und ungenau ist.

durch solche Annehmlichkeit nicht die Arbeit würzte und über den Ueberdruß daran hinwegtäuschte. Darum halte ich dafür, daß sich die Poeten (d. h. Wort- und Londichter) nicht besser um den Staat verdient machen können, als wenn sie beinüht wären, mit aller Kraft und aller Farbenpracht den Gemüthern ewige Glückseligkeit zu schildern und einzuprägen. Freilich werden auch Laster durch Gesänge und Dramen verherrlicht; schon ist es ein Vorurtheil des Volkes, daß Liebeslieder die geschmackvolleren zu sein pflegen. Und darum würde es besser um das menschliche Geschlecht bestellt sein, wenn die Komödien angewendet würden, um die Schönheit des ewigen Lebens zu entwerfen und die schrecklichen Strafen der Verbrechen zu schildern. Da nun einmal Gesänge in den Gemüthern die höchste Freude erwecken können, da Soldaten durch Kriegstrompeten zur Todesverachtung entflammt werden können, da endlich alle Affecte durch die Tonkunst in Bewegung gesetzt werden können; so wird auch ein Jeder durch eine möglichst lebendige und deutliche Erinnerung an solche Musik sich alle beliebigen Affecte und die Freude an solchen Affecten anthun können. Die Sybariten setzten Preise für Den aus, der neue Arten des Genusses ausfindig machte (*qui nova genera voluptatis reperiret*). Ich aber meine, daß die Christenheit (*republicam Christianam*) Demjenigen zu größtem Danke verpflichtet wäre, der es bewirken konnte, daß man die größte Annehmlichkeit in der Frömmigkeit fände“ (*ut summa sit jucunditas in pietate*).

Damit beschließt Leibniz dieses Capitel der oben bezeichneten Gedankensammlung hervorragender Art. Wir dürfen es mit Genugthuung erkennen, daß dieser univervelle Geist in so schöner und in so zutreffender Weise die Ehrenrettung der Musik als einer seelenerziehenden Macht übernommen und zu Stande gebracht hat.





Kurd von Schlözer als Geschichtsschreiber.

Von

Bruno Gebhardt.

— Berlin. —

Als im Jahre 1882 Kurd von Schlözer zum preussischen Gesandten bei der Curie ernannt wurde, war eine alte und schöne Tradition wieder lebendig geworden: auf diesen Posten Männer zu berufen, die sich auch durch wissenschaftliche Thätigkeit Namen gemacht haben. Wilhelm von Humboldt, der erste bevollmächtigte Minister Preussens am römischen Hofe, Niebuhr und Bunsen — sie Alle waren aus der Wissenschaft in die Diplomatie übergegangen und walteten in Rom nicht blos des politischen Amtes, sondern erschienen auch als die Vertreter und Beförderer deutscher Geistescultur auf dem altclassischen Boden, dem diese soviel Kraft verdankte, auf dem sie erwachsen. Vielleicht waren jene wissenschaftlichen Männer nicht immer die erfolgreichsten Diplomaten den schlaunen Monsignori gegenüber, an ihrer Werthschätzung auch seitens der Curialen hinderte das nicht, und daß sie würdige Vertreter ihres Staates waren, daran zweifelte auch Niemand.

Auch Kurd von Schlözer hatte eine reiche, wissenschaftliche Thätigkeit hinter sich, als er in den diplomatischen Dienst Preussens trat, der ihn nach Rom, nach Mexico, nach Washington und wieder nach Rom führte. Durch die Familientradition war er geradezu zum Historiker bestimmt und in Sonderheit auf osteuropäische Geschichte gelenkt. An die russische Chronik des Mönchs Nestor, die sein Großvater herausgegeben und übersetzt hatte, knüpften seine eigenen ersten Arbeiten an.

Auch als Sohn der alten Hansestadt Lübeck mit ihrer stolzen Vergangenheit gewann er geschichtliche Antriebe, und die meisten seiner Arbeiten berühren die Geschichte der Stadt in engerer oder weiterer Beziehung. Seine Universitätsstudien waren allerdings in erster Reihe dem Arabischen

zugewandt: Wüstenfeld in Göttingen, Lassen, Freytag und Gildemeister in Bonn nennt er seine Lehrer auf diesem Gebiete, aber hier wie dort hatte er auch schon historischen Studien sein Augenmerk zugewandt, hörte Havemann und Schaumann und an der rheinischen Universität bei Dahlmann englische Geschichte. Auf die Einwirkung Johannes Classens, seines Rectors am Catharineum zu Lübeck, führt er seine Vorliebe für die Geschichte zurück, die in seiner letzten Studienzeit zu Berlin ihn fast ausschließlich in Anspruch nahm. Ritter und Ranke erwähnt er in erster Reihe, und ihr Einfluß ist in seinen eigenen Schriften auf das Deutlichste wahrnehmbar. Daneben hörte er noch Böckh, Roze, Trendelenburg und bei seinem älteren Freunde und Landsmann Ernst Curtius, der sich eben erst (1843) habilitirt hatte, griechische Topographie und Kunstgeschichte.

Schlözers Doctorarbeit ist noch dem Kreis seiner arabischen Studien entnommen: Abu Dolef Misaris Ben Mohalhal de itinere asiatico commentarius lautet der Titel. Er giebt nach einer belehrenden Einleitung den arabischen Text der Reisebeschreibung, die lateinische Uebersetzung und textkritische und exegetische Anmerkungen dazu. Die gelehrte Erstlingsarbeit erschien 1845, ist Karl Ritter gewidmet und als seine Opponenten bei der Vertheidigung der Thesen walteten Wilhelm Wattenbach, Hugo Baron von Bülow und Reinhold Pauli ihres Amtes. So betrat Schlözer an der Seite zweier jungen Leute, in denen später die Geschichtswissenschaft hervorragende Meister verehrt, die wissenschaftliche Laufbahn.

Schon im folgenden Jahre, 1846, veröffentlichte Schlözer eine kleine Arbeit „Les premiers habitants de la Russie: Finnois, Slaves, Scythes et Grecs. Er nennt sie ein historisches und geographisches Essai; sie ist ursprünglich in einer französischen Revue erschienen und im Separatabdruck seinem Freunde Ernst Curtius gewidmet. Was sie enthält, verräth schon der Titel. Die damalige tonangebende historische Zeitschrift von Adolf Schmidt begrüßte die kleine Arbeit sehr freundlich und charakterisirt sie folgendermaßen: „Was durch die Forschungen von Schaffarik, F. H. Müller u. A. festgestellt ist, verbindet der Verfasser mit den Resultaten, die er aus eigener sorgfältiger Prüfung aller, namentlich von Herodot uns überlieferten Nachrichten gewann, zu einer ungemein klaren und anschaulichen Darstellung. Herodot einerseits, andererseits die geographische Beschaffenheit des Landes, die Nachrichten neuerer Reisenden und die dort entdeckten Reste der Vorzeit nebst dem, was wir von der Eigenthümlichkeit dieses Volkes wissen, bildet die Grundlage seiner Forschungen; aber auch die Ergebnisse der vergleichenden Grammatik finden wir vielfach benutzt und angewandt — nicht jenes früher beliebte Spiel mit willkürlichen Etymologien, sondern die durch die Untersuchungen eines Kop und Lassen besonnen und sicher fortschreitende Wissenschaft.“ Karl Ritters Schule verräth der Verfasser auf's Deutlichste, wenn schon das zweite Capitel sich mit der Geographie Rußlands beschäftigt und den Satz an die Spitze stellt: „Die Beziehungen eines Volkes zu den

fremden Nationen, die Entwicklung seines Geistes, der Gang seiner Civilisation, kurz, seine ganze Geschichte hängt sehr vom Charakter und der geographischen Lage des Landes, das es bewohnt, ab.“ Die Schrift behandelt nacheinander, vor Allem auf Grund Herodots und Nestors, die Finnen, die Slaven, die Scythen, Kurier, Sarmaten und die griechischen Colonien an den Küsten des schwarzen Meeres und weist den Ursprung einer Sage, die Herodot von den Scythen erzählt, bei den Slaven nach. In engstem Anschluß an diese Arbeit fügt sich die nächste, „Rußlands älteste Beziehungen zu Scandinavien und Constantinopel“ (1847). Wiederum beginnt der Verfasser mit der geographischen Bildung, schildert die älteste Kultur des Landes auf Grund von Nestors Angaben und den Forschungen von Schaffarik in seinen slavischen Alterthümern, geht den großen Umwälzungen, die das neunte Jahrhundert in den slavischen Ländern hervorrief, nach und weist dann an der Hand der geschichtlichen Thatfachen auf, wie von Constantinopel aus das Christenthum eindrang, von Scandinavien aus die kriegerische Unterjochung erfolgte. Auch in diesen Schriften sind Ritters Einflüsse wahrnehmbar, der Recensent in der Schmidt'schen Zeitschrift glaubt auch Ranke als Muster für die Darstellung erkennen zu können und warnt den Verfasser vor dem Streben nach pikanten Wendungen. In der That macht sich auch schon in dieser Arbeit eine Eigenthümlichkeit Schläzers geltend, die, wie wir sehen werden, den Tadel der gelehrten Kreise später hervorrief: es ist sein Wunsch und sein Bestreben nach eleganter Darstellung, wobei er gelegentlich vor Pikanterie und stärker zugepigten Wendungen nicht zurückscheut.

Den nächsten Jahren verdankt sein Hauptwerk, „Die Geschichte der deutschen Ostjeeländer“, seine Entstehung. Es erschien in 3 kleinen Bänden von 1850—53. Der erste, „Livland und die Anfänge deutschen Lebens im baltischen Norden“, setzt bei Karl dem Großen ein. Seine Versuche, auch im europäischen Norden das Christenthum zu verbreiten, führten zur Gründung einer Kirche in Hamburg. Sein Sohn Ludwig setzte die Bestrebungen fort, aber die Normanneneinfälle machten ihnen ein vorzeitiges Ende. Erst der Bremer Adalbert, erfüllt von den großartig gedachten Plänen eines nordischen Patriarchats, nahm sie wieder auf; er gewann großen Einfluß, und es gelang ihm, den ganzen skandinavischen Norden in Abhängigkeit von der Bremer Kirche zu bringen. Sein Tod, die veränderte Stellung des Papstthums seit der Erhebung Gregors VII. auf den Stuhl Petri, die Besorgniß gerade, die in Rom vor einer Wiederaufnahme der selbstständigen Absichten Adalberts durch einen seiner Nachfolger herrschte, bewirkte die Loslösung Scandinaviens von jener Abhängigkeit. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, da diese Wendung eintrat, entdeckten Bremer Schiffer am Ausfluß der Düna ein neues Land, Livland. In Anknüpfung an beide früheren Schriften schildert Schläzer als Vorgehichte den finnischen Norden Europas: Esthen, Liven, Curen, Letten, das Verhältniß dieser Völker nach West und Ost, zu Scandinavien und den slavischen

Stämmen, das Vordringen der Russen, alles Das wird in großen Zügen klar und belehrend angeführt. Ganz prächtig ist das Bild von dem Leben und den Sitten der Esthen, das Schlözer entwirft, und zu dem ihm ebenso die Nachrichten in der Chronik Heinrich des Letzten wie Volkslieder und Volksagen die belebenden Züge leihen. Mit Vorsicht braucht er diese nur zur Begründung des Volkscharakters. „Trotz dieser äußeren Fehden und Kämpfe,“ heißt es, „waren aber die Esthen doch kein eigentliches Kriegervolk. Das erkennen wir besonders in dem Charakter ihrer Sagen, in denen sich keine nach Außen gerichtete Thätigkeit, sondern eine behagliche Gemüthlichkeit und ein harmloser Friede abspiegeln, während sich die Poesie der ihnen verwandten Finnen schon frühe zum Heldengebichte emporshaw und in einfacher, aber mächtiger Form die alten Völkerkämpfe zu verherrlichen strebte. Freilich ist uns, neben einer großen Menge lyrischer Poesien späterer Zeiten, aus der esthnischen Sagenwelt der früheren Jahrhunderte bis jetzt leider nur ein winziger Theil bekannt geworden, da erst die jüngste Vergangenheit demselben einige Achtung geschenkt hat; und wohl mag noch heute, wenn sich an langen nordischen Winterabenden die zahlreiche Familie in der räucherigen Hütte um den Herd versammelt, von Greisen und Matronen beim eintönigen Schalle der Kantelet gar manche schöne Sage über die Großthaten der alten Götter und Heroen den andächtig lauschenden Söhnen und Enkeln vorgetragen werden, die denen da draußen verborgen bleibt. Denn auch dem Esthen wurde einst von Wammemunne, dem nordischen Orpheus, nachdem er mit seinem Gesange die Berge, Wälder, Menschen und Thiere bezaubert hatte, die Kantelet geschenkt und ihm zugleich die Gabe des Gesanges verliehen. Aber vor dem Fremden verstummt das Lied des Esthen. Mißtrauen und Verachtung haben sich tief in die Herzen des unterdrückten Volkes eingeschlichen, und nur da, wo er sich allein und unbelauscht unter den Seinen weiß, wagt er jene ihm lieben Erinnerungen an die Vergangenheit aufzufrischen.“ Schlözer giebt nur einige dieser reizenden Sagen wieder. „Kennst Du die Leuchte in Altvaters Hallen? Soeben ist sie zur Ruhe gegangen, und da, wo sie erlischt, glänzt noch der Widerschein am Himmel. Schon zieht sich der Lichtstreifen hinüber nach Osten, wo sie sogleich in voller Pracht wieder die ganze Schöpfung begrüßen soll. Kennst Du die Hand, welche die Sonne empfängt und zur Ruhe bringt, wenn sie ihren Lauf vollendet hat? Kennst Du die Hand, welche die erloschene wieder ansacht und ihren neuen Lauf am Himmel beginnen läßt? Altvater hatte zwei treue Diener aus dem Geschlecht, dem ewige Jugend verliehen war; und als die Leuchte am ersten Abend ihren Lauf vollbracht hatte, sagte er zu Kemmarik: ‚Deiner Sorgfalt, mein Töchterchen, vertraue ich die sinkende Sonne an. Lösche sie aus und verbirg das Feuer, damit kein Schaden geschieht.‘ Und als am andern Morgen die Sonne wieder ihren neuen Lauf beginnen sollte, sagte Altvater zum Krit: ‚Dein Amt, Söhnchen, sei, die Leuchte anzuzünden und zum neuen Lauf vorzu-

bereiten.' Treulich übten Beide ihre Pflichten, und keinen Tag fehlte die Leuchte am Himmelsbogen. Und wenn sie im Winter am Rande des Himmels hingehet, erlischt sie früher am Abend und beginnt später am Morgen ihren Lauf. Und wenn sie im Frühling die Blumen und den Gesang erweckt, und im Sommer mit ihren heißen Strahlen die Früchte zur Reife bringt, so ist ihr nur eine kurze Ruhezeit vergönnt, und Nemmarik übergiebt die erlöschende unmittelbar der Hand des Krit, der sie sogleich wieder zum neuen Leben ansacht.

Jene schöne Zeit war nun gekommen, wo die Blumen erblühen und duften; und Vögel und Menschen erfüllten mit ihren Liedern den Raum unter Nemmariks Zelt. Da sahen Beide sich zu tief in die braunen Augen, und als die erlöschende Sonne aus ihrer Hand in die seinige ging, wurden die Hände auch gegenseitig gedrückt, und Beider Lippen berührten sich.

Aber ein Auge, das nimmer sich schließt, hatte bemerkt, was zur Zeit der stillen Mitternacht im Verborgenen vorgegangen war, und anderen Tages rief der Alte Beide vor sich und sagte: 'Ich bin zufrieden mit der Verwaltung Eures Amtes und wünsche, daß Ihr ganz glücklich werden möget. So habet denn einander und verwaltet Euer Amt hinfort als Mann und Weib.'

Und Beide entgegneten aus einem Munde: 'Alter, störe unsere Freude nicht. Laß uns ewig Braut und Bräutigam bleiben, denn im bräutlichen Stande, wo die Liebe immer jung und neu ist, haben wir unser Glück gefunden.'

Und der Alte gewährte ihre Bitte und segnete ihren Entschluß. Nur einmal im Jahre, auf vier Wochen, kommen Beide zur Mitternachtszeit zusammen. Und wenn Nemmarik die erlöschende Sonne in die Hand des Geliebten legt, folgt ein Händedruck und Kuß. Und die Wange Nemmariks erröthet und spiegelt sich rosenroth am Himmel ab, bis Krit die Leuchte wieder anzündet und der gelbe Schein am Himmel die neu aufgehende Sonne ankündigt. Zur Feier der Zusammenkunft schmückt aber der Alte noch immer die Fluren mit den schönsten Blumen, und so oft dann Nemmarik zu lange am Busen Krits verweilt, rufen scherzend die Nachtigallen ihr zu: locist tüdruf, locist tüdruf! öjst! säumiges Mädchen, säumiges Mädchen! Die Nacht wird zu lang!"

Doch aus dem poesievollen Kreis sagenhafter Schilderung führt uns die Darstellung wieder in den strengen Gang der geschichtlichen Ereignisse. In livischen Landen erscheinen die Deutschen, und damit beginnt eine neue Epoche der Entwicklung für jene. Der Augustinerpriester Meinhard gründet am Ufer der Düna eine Kirche, eine kleine Gemeinde sammelt sich um ihn, gegen die Einfälle der Litthauer, gegen die Feindschaft der Semgallen schützt er die Ansiedelung durch Wall und Graben, und der Erzbischof von Bremen nahm die neue, vielversprechende Colonie unter seinen Krummstab. Bald aber trat der Rückschlag ein, die Neubefehrten fielen ab, die ganze Gründung schien verloren, als Albert von Buchhöden, der Bremer Dom-

herr, ein Staatsmann und Feldherr von großer Begabung, das verlorene Werk aufnahm. Er und seine Thätigkeit bilden auf lange hinaus den Mittelpunkt der livischen Geschichte. Eine nordische Kreuzfahrt kam zu Stande, an der Spitze der tapferen Schaar zieht er in das Land ein, bald erheben sich die Mauern und Zinnen Rigas, wo Albert seinen Sitz als Bischof nimmt, und zum dauernden Schutze des neu gewonnenen Gebiets stiftet er den Orden der Schwertbrüder. Und nothwendig war dieser kriegerische Schutz, denn unaufhörlich drangen die wilden Reiter Schwärme der Litthauer und die Schaaren der russischen Dünafürsten vor und bedrohten die christlich-deutschen Anpflanzungen. Gewaltig scholl der Kriegsruf, mächtige Kämpfe spielten sich ab, ein wildbewegtes, aber kräftiges, thatenfrohes und erfolgreiches Leben war es, das sich hier entwickelt. Aber „das ist ja einmal das traurige Schicksal,“ sagt unser Geschichtschreiber am Ausgange der 40er Jahre, „welches den Deutschen bei allen seinen staatlichen Unternehmungen beglückt, daß in demselben Augenblicke, wo unter kräftiger und besonnener Hand des Einen ein großes, lebensfähiges Werk Gestalt und Einheit zu gewinnen scheint, auch schon von anderen Seiten, und zumeist gerade den einflussreichsten, eine solche Unzahl von kleinlichen und selbstsüchtigen Interessen sich Geltung zu verschaffen weiß, daß ein jedes Zusammenwirken in weiteren Kreisen dadurch unmöglich gemacht wird. So im Großen, so im Kleinen. In Livland waren es die Schwerritter, von denen der erste Anstoß zu inneren Spaltungen und Zwistigkeiten ausging.“ Je mehr der Orden an Zahl und Bedeutung wuchs, desto lebhafter war sein Streben nach Selbstständigkeit. Bis dahin unter der Herrschaft des Bischofs, entzog er sich derselben, bald artete die Trennung in offene Feindschaft aus, die das ganze große Werk aufs Schwerste schädigte. Schon aber richteten sich begehrliche Blicke auf das neu gewonnene Gebiet. Der Kampf gegen die Esthen bewirkt die Einmischung der Nowgoroder; gegen sie ruft Albert die Dänen zu Hilfe, die längst den Wunsch, sich einzumischen, hegten. Sie setzen sich im Norden Esthlands fest, wenden sich feindlich gegen die Deutschen, und alle Bemühungen Alberts bei Papst und Kaiser gegen sie scheitern an der gezwungenen Rücksichtnahme beider Häupter der Christenheit auf die großen europäischen Fragen. So verlassen, unterstellt er Livland und Esthland der dänischen Herrschaft, aber die Eingeborenen und Zugewanderten beider Länder widerstreben dieser Neuordnung, und die Esthen erheben, unterstützt von den Russen, die Fahne des Aufstands gegen Deutsche und Dänen. Drei Jahre dauert der Krieg. Glänzender Waffenthaten dürfen sich die Deutschen rühmen, sie erobern Dorpat — in vortrefflicher Schilderung wird die Belagerung von unserem Autor vorgeführt — die Esthen liegen am Boden, die Russen wünschen den Frieden, die Dänen sind ihres Führers beraubt, da König Waldemar von Graf Heinrich von Schwerin gefangen gehalten wird, ungehindert genießen die Deutschen die Früchte ihrer Siege. In Dorpat, zu Reval im Westen Esthlands, im Lande der Semgallen,

überall werden neue Bisthümer eingerichtet. Ein päpstlicher Legat, der zu dieser Zeit im Lande erscheint, nimmt die dänischen Besitzungen für die Curie in Anspruch, nur Reval bleibt ihnen, bis Königs Waldemars Stern in der Schlacht bei Bornhövede (1227) gänzlich erblüht. Jetzt wird auch dieses letzte Bollwerk der dänischen Macht deutsch. Alberts gewaltiges Lebenswerk war zu Ende, Großes hatte er erreicht, und in der Geschichte der Germanisirung der Ostseeländer lebt sein Name glanzvoll fort. Was er nicht mehr erlebte, die Unabhängigkeit der livländischen Kirche von Bremen, wurde seinem zweiten Nachfolger mit dem erzbischöflichen Pallium zu Theil.

Schon hatte aber auch der deutsche Ritterorden seinen Einzug in das Land Konrads von Masovien gehalten; zu gleicher Zeit gründete Ringold, der Bittauer, sein Reich, und im Streben nach nationaler Geschlossenheit bedrohte es das christlich-deutsche Livland. Da erging der Hilferuf nach Deutschland; was durch dänische Umtriebe bisher verhindert war, erfolgt nun: die Vereinigung der Schwertbrüder mit dem deutschen Ritterorden, Livland und der Süden von Esthland werden Ordensprovinzen, der Norden kommt an die Dänen, das Erzbisthum Riga behält nur die höchste Gerichtsbarkeit. Im Schlußcapitel erzählt uns der Verfasser die Schicksale der Insel Gothland; auch hier erscheinen die Deutschen, Wisby ist ihre erste Niederlassung und erhebt sich zum Mittelpunkt des Handels in ganz Nord-europa. Auch in Nowgorod gründete der deutsche Kaufmann seinen Kauffhof mit großem eigenen Recht der Selbstverwaltung. „So gebiethen durch deutsche Betriebsamkeit in Nowgorod wie auf Gothland diese Handelsstiftungen, die, unter sich wie mit dem Mutterlande im engsten Verbande lebend, gar bald dem deutschen Wesen in allen nordischen Gebieten Ansehen und Einfluß zu verschaffen wußten, zur selben Zeit, da jene Rittercolonien am Embach, an der Düna und im Grivathale, durch festen Anschluß an den deutschen Orden neu gekräftigt, das Haus der deutschen Kirche hier zu schützen und zu erweitern strebten. Und als nun mit dem Fall der Hohenstaufen der alte Geist der Zwietracht im Reiche wieder wach ward, die deutschen Nord- und Ostseestädte aber zum Schutze ihrer Freiheiten und ihres Handels die Hanja gründeten, die durch weitverzweigte Verbindungen mit Nowgorod, Wisby, Riga, Reval, Dorpat zu rascher Blüthe sich empor-schwang, da hob für dieses baltische Außen-Deutschland eine neue Zeit des Ruhmes an. Und an die Spitze des mächtigen Städtebundes trat jetzt das reichsfreie Lübeck, um während zwei Jahrhunderte dem deutschen Werk im Norden Kraft und inneren Halt zu geben.“ Die Glanzzeit der Hanja begann, die uns Schläger im zweiten Bande, „Die Hanja und der deutsche Ritterorden in den Ostseeländern“ (1851), schildert.

In die größten Zeiten unserer mittelalterlichen Geschichte führt uns die Gründung Lübecks, in das Zeitalter Barbarossas und seines gewaltigen Gegners, Heinrich des Löwen. Das wendische Lübeck ward von den seeräuberischen Rugiern zerstört, das Schaumburgische sinkt in Flammen nieder,

das welfische erst steigt zu Ruhm und Glanz auf. Die Thatkraft Heinrich des Löwen führte in der günstig gelegenen Travestadt einen starken Aufschwung herbei, eng verknüpft mit seinem Schicksal, macht sie die Kämpfe gegen die Hohenstaufen, gegen die Schaumburger mit, sie geräth in die Herrschaft der Dänen und kommt endlich zu Deutschland zurück, um seit 1226 dem Reiche als freie Reichsstadt anzugehören. Bald erringt sie im ganzen baltischen Norden eine führende Stelle, herzerhebend schreitet im 13. Jahrhundert das Deuththum dort vorwärts. „Um das Jahr 1170, da Helmold schrieb, gedenkt er am Schlusse seiner Chronik der Erbauung Rostocks an der Warnow. Dreißig Jahre später gründet der große livische Kirchenfürst, Albert von Burghöden, seinen Bischofsitz Riga an der Düna. Im Jahre 1209 legte Jaromar von Rügen an dem Meeresarme der Ostsee, der die Insel vom Festlande trennt, die Stadt Strälsund an, die bald wetteifernd neben dem alten Wolgast und Stettin emporblühte. Ein Decennium später übernimmt Waldemar der Däne seine Heerfahrt gegen Esthland, welcher die Burg und Stadt Reval ihr Entstehen verdanken. Dann zieht um das Jahr 1226 der deutsche Orden in das Polenland. Im Osten der Weichsel beginnt der Kampf mit den Preußen, und binnen Kurzem füllten sich nun die nördlichen Uferlande des Stromes, sowie die ihm benachbarten Gebiete mit den Burgen, Waffenplätzen und geistlichen Stiftungen der mönchisch-kriegerischen Eroberer. Dort werden Kulm, Thorn, Marienwerder angelegt, und während das von Alters her hochwichtige Danzig im Westen des Weichseldeltas an neuer strategischer Bedeutung gewann, gründeten im Osten desselben betriebame Colonisten aus Lübeck um das Jahr 1237 neben der festen Ordensburg Elbing die Handelsstadt gleichen Namens an derogat. Fast zur selben Zeit ward im Obotritenlande die Stadt Wismar, an der pommerschen Küste Greifswald erbaut. Mit den siegreichen Fortschritten des Ordens nach Nordosten gelangten dann die Deutschen bald auch in den ihnen so lange bestrittenen Besitz der Küstenlande zwischen Weichsel und Memel; im Jahre 1250 ward an der Mündung des letztgenannten Flusses die Burg und Stadt Memel angelegt, und fünf Jahre später, ungefähr zur selben Zeit, da am livischen Gestade Pernau entstanden sein soll, gründete König Ottokar von Böhmen nach dem ruhmvollen Ausgange seines Kreuzzuges gegen die Preußen das feste Königsberg am Pregelstrom. So waren im Verlaufe von kaum hundert Jahren auf einem Küstengebiete von etwa 250 Meilen Ausdehnung vierzehn der größten Städte entstanden und zugleich den von früher her dort bestehenden neue Bahnen geöffnet.“

Den Handel nach der baltischen Küste trieben vornehmlich die nieder-sächsischen Binnenstädte, die erfreuliche Colonisationsthätigkeit an der Nord- und Ostsee änderte aber den Zug des Verkehrs, und zwischen Jenen und Diesen trat nun eine Concurrrenz ein, die schließlich durch ein Hand in Hand Arbeiten am besten aus der Welt geschafft wurde. So entstanden

seit der Mitte des 13. Jahrhunderts die Städtebündnisse zur Sicherung und Hebung des deutschen Handels im europäischen Norden. Und während das Reich unter den Kämpfen der Kaiser und Päpste und in der kaiserlosen Zeit immer tiefer sank, erblühte an der Peripherie ein neues, kräftiges Deuthum. Aber je weniger Schutz die Städte von den officiellen Gewalten erhoffen durften, desto zahlreicher und enger wurden ihre Verbindungen. Man pflegt mit Recht das Jahr 1241 und das Bündniß zwischen Hamburg und Lübeck als Anfang der Hanse anzunehmen, stufenweise schritt es weiter, und wir sind jetzt auf Grund der Hansarecesse über die Entwicklung genauer unterrichtet, als es unser Autor vor mehr als 40 Jahren sein konnte. Der Kampf gegen König Erich von Norwegen 1283 macht Epoche in dieser Entwicklung, der Bund wurde ein politischer, erweiterte sich, auch durch Zutritt benachbarter Fürsten, und die Unterwerfung Norwegens verlieh ihm ein starkes Gefühl der Kraft und des Selbstbewußtseins. Unbestritten aber stand Lübeck als Haupt an der Spitze, zumal seitdem 1295 der Oberhof von Wisby dorthin verlegt wurde, also dort in letzter Instanz alle Proceße für das Comptoir des gemeinen Kaufmanns von Nowgorod entschieden wurden. Dort versammelten sich die Mitglieder zu den Tagfahrten, unter den Augen des dortigen Rathes wurden alle Angelegenheiten des gemeinen Kaufmanns geordnet.

Zeitlich gleich lief die Entwicklung des zweiten Factors, der die baltischen Lande dem Deuthum gewann: des deutschen Ordens. Reichlich unterstützt aus dem Innern Deutschlands, kämpfte er mit größtem Erfolge und befestigte schrittweise seine Herrschaft durch Gründung von Burgen und Waffenplätzen, um die Städte entstanden, wie in der obigen Schilderung bereits gedacht ist. Auch innere Kämpfe blieben ihm nicht erspart, als Albert Suerbeer von Innocenz IV. zum Legaten und Erzbischof der baltischen Kirchenlande ernannt wurde. Aus den Streitigkeiten um die Wahl ging der Orden als Sieger hervor. Noch einmal kam ein kritischer Moment für seinen Bestand; zu derselben Zeit, da Clemens V. den Templerorden aufhob, gelangten auch gegen den deutschen Orden von der baltischen Geistlichkeit Klagen an ihn. 230 Anklagepunkte hatte der Erzbischof von Riga der dort tagenden päpstlichen Commission vorgelegt, aber um dem Schicksal des Templerordens zu verfallen, dazu war er schon in seinen Besitzungen zu mächtig, dazu war er auch nicht mehr genug eine kirchliche Institution, sondern schon zu sehr eine national-deutsche. Der clericale Kampf gegen ihn verlief resultatlos, und in der goldenen Zeit des Ordens, als Winrich von Kniprode an seiner Spitze stand, mußte der Erzbischof auf alle bisher über den Orden behaupteten Rechte verzichten. Und nun stieg die Macht des Ordens mehr und mehr: ein langjähriger Krieg mit den Polen endete (1343) günstig für ihn; wenige Jahre darauf trat Waldemar IV. von Dänemark ihm Esthland ab, derselbe Waldemar IV., mit dem auch die Hanse schwere Kämpfe durchzufechten hatte. Sein Plan,

die Vorherrschaft im Norden zu erlangen, und die Ansprüche des durch eine straffe innere Organisation gefesteten Bundes auf die alleinige Herrschaft in der Ostsee mußten zum Zusammenstoß führen. Waldemar eroberte 1361 Gothland, der Krieg begann, die Hanseaten erobern Kopenhagen, die Unvorsichtigkeit des Lübecker Bürgermeisters Wittenborg, die er durch den Tod von Hentershand büßen mußte, führte den Verlust der Flotte herbei und zwang zu einem Waffenstillstand. Neue Uebergriffe des Königs drängten zur Abwehr, und hier trifft, was Schlözer bei mangelhaftem Material nicht so deutlich sah, die Geschichte der Hanse und des deutschen Ordens zusammen. Der Hochmeister Winrich von Kniprode war es, der die zur Hanse gehörigen Städte zu scharfem Auftreten veranlaßte. Tagfahrten zu Köln, zu Lübeck und Rostock faßten die Beschlüsse, der holsteiniische Abel und der Schwedenkönig Albrecht von Mecklenburg traten bei, und der Krieg begann im Frühjahr 1368 und führte zur gänzlichen Unterwerfung Waldemars. Schon 1370 kam der Friede zu Stande, und mächtiger als je stand der Bund da. Wir Rückblickenden wissen, daß die Hanse ihren Höhepunkt erreicht hatte; wie ein äußerer Ausdruck dessen erscheint der Besuch Karl IV. in Lübeck (1375). Glänzend war der Empfang, und der Kaiser soll, wie der alte Chronist Detmar erzählt, gesagt haben: „Ihr seid Herren! Die alten kaiserlichen Register weisen aus, daß Lübeck eine der fünf Hauptstädte des Reiches ist, und daß die Rathsmänner Eurer Stadt zugleich kaiserliche Rätthe sind, welche überall in den Rath des Kaisers treten dürfen, ohne daß sie deshalb Erlaubniß nachsuchen.“ Die fünf Städte sind Rom, Venedig, Pisa, Florenz und Lübeck. Aus den Tagen des Glanzes wenden wir nur ungern den Blick zum „Verfall und Untergang der Hanse und des deutschen Ordens in den Ostseeländern“, die Schlözers dritter, 1853 erschienener Band schildert. Aber nicht beklagen und bebauern soll der Historiker, sondern verstehen lernen, und den Einblick in die Verhältnisse, die zum Untergang führten, gewinnen wir aus der Schrift. Wir sehen die Nachbarmächte erstarken, Polen mit Litthauen sich verbinden, den Orden in steten Kämpfen mit dieser erwachsenden Macht, bis endlich die unglückliche Schlacht bei Tannenberg seine Kraft an der Wurzel trifft. Alle Versuche, durch innere Reformen und Aufbietung aller Kräfte nach außen wieder zum alten Ansehen zu gelangen, waren vergeblich, der zweite Friede zu Thorn entriß dem Orden einen Theil seines Gebietes und seiner Selbstständigkeit. Und in analoger Weise rafft sich die Macht Scandinaviens in der Calmarer Union zusammen, während innere Streitigkeiten die Kraft der Hanse schwächen. Der demokratische Aufruhr in Lübeck veranlaßt die Einmischung der Dänen, unaufhörliche, für die Hanse unglückliche Kriege füllen die Jahre, hemmen den Handel, der durch den merkwürdigen Zug der Häringe von der Ost- in die Nordsee ohnedies in die Hände der Niederländer übergeht. Diese aber fanden seit der Verbindung Hollands mit dem neuburgundischen Reich an diesem einen stärkeren politischen

Rückhalt und schieden aus dem Hansabunde aus, auch die preussischen Städte und die des Binnenlandes lösten sich mehr und mehr ab, und in den noch treu Bleibenden hörte vielfach die Interessengemeinschaft, die Einheit auf, und besonders die Rivalität zwischen Lübeck und Cöln schädigte den ganzen Bund.

Sollen wir diese rückläufige Bewegung noch weiter verfolgen? Mit dem Fall Nowgorods in die Hände des Großfürsten von Moskau, Iwans III., ging auch dieser wichtige Platz verloren, die Fahrten nach Schonen mußten aufgegeben werden, die Tage des Glanzes waren vorbei. Zwar vegetirt der Bund noch nahezu zwei Jahrhunderte, 1669 fand die letzte Tagfahrt statt, aber seine Bedeutung war dahin.

Noch früher endet die Geschichte des deutschen Ordens. 70 Jahre kämpfte er noch um seine Existenz, dann trat die Säkularisation und Reformation ein, neue Bahnen öffneten sich dem Lande für die Zukunft.

Es ist ein eigenartiges und im Ganzen doch wundervolles Capitel der deutschen Geschichte, das Schlözer in seinem Werk uns vorführt. Bei der Beurtheilung desselben vergesse man nicht, daß es zu einer Zeit geschrieben ist, da die Quellenforschung über diesen Gegenstand noch im Argen lag. Erst 1870 erschien der erste Band der Hanserecesse, erst 1857 Voigts grundlegende Geschichte des deutschen Ritterordens. Mit dem damaligen Material ist Schlözers Werk vortrefflich gearbeitet. Vorzüglich sind aber drei Punkte hervorzuheben, die dem Buche dauernden Werth geben und für den Verfasser charakteristisch sind: das gesunde nationale Urtheil, das die Thatfachen begleitet, der universale Blick auf die Weltverhältnisse, deren Einfluß auf den Sondergegenstand stets festgehalten ist, und die ungemein klare, anschauliche Darstellung selbst der verwickeltsten Dinge, die stellenweise in trefflichen Charakteristiken und getragenen Schilderungen ihren Höhepunkt findet. Liebe zur Heimat und Stolz auf ihre Vergangenheit haben sein Werk veranlaßt und ihm oft die Feder geführt, aber ohne Verblendung und Voreingenommenheit, und dieser Wärme des Gefühls, mit der der Autor bei seinem Gegenstande weilt, entzieht sich auch der Leser nicht.

Eine Art Gelegenheitschrift, veranlaßt durch verwandtschaftliche Beziehungen, ist das Büchlein „Die Familie von Meyern in Hannover und am Markgräflichen Hofe zu Baireuth.“ Bis in das 16. Jahrhundert rückwärts verfolgt Schlözer die Familie, schildert einzelne hervorragende Mitglieder derselben, unter denen der Wichtigste und Interessanteste der Herausgeber der *Acta pacis Westphalicae* ist, über deren Entstehung manches Neue in der Schrift enthalten ist. Auch zu hübschen, graziösen Schilderungen Baireuther Hof- und Gesellschaftszustände des vorigen Jahrhunderts findet der Verfasser Gelegenheit, wie überhaupt das ganze Büchlein zierlich und nett ist. Es bildet sozusagen den Uebergang zum zweiten Kreis von Schlözers historischen Arbeiten, die der Geschichte des vorigen Jahrhunderts gewidmet sind, und in deren Mittelpunkt Friedrich der Große steht. Die erste der drei einschlägigen Arbeiten behandelt „Chasot“ (1856). Auch zur Abfassung dieses

Buchez ist wohl Schlözer durch die Beschäftigung mit der Vergangenheit seiner Vaterstadt angeregt worden. Verbrachte doch Chasot als Commandant von Lübeck die zweite Hälfte seines Lebens dort. Höchst elegant und fesselnd geschrieben, unter Verwendung von mancherlei Archivalien, unter denen auch Fragmente von Chasots verlorenen Memoiren*) sich befinden, schildert Schlözer den merkwürdigen Lebensgang des kühnen Mannes, der eines Duells halber die französischen Dienste verläßt, die Freundschaft des großen Königs genoß, als Militär und Diplomat Dienste leistete, mit dem König zerfiel, den preussischen Dienst verließ, dann wieder versöhnt, noch mancherlei freundschaftliche Beziehungen zum Hofe von Sansjoui aufrecht erhielt und seine Söhne in der preussischen Armee unterbrachte. Von Schlözers Art der Geschichtschreibung giebt das Buch ein treffendes Beispiel. Er hält sich durchaus nicht immer eng an sein Thema, sondern ergeht sich bei mancherlei Gelegenheiten in mancherlei Excursen über Dinge, die enger oder loser mit seinem Gegenstand in Verbindung stehen. So finden wir eine ganz reizende Schilderung des Schlosses Rheinsberg und seiner Umgebung, des Lebens und Treibens im Kreise um den Kronprinzen, weiter eine solche einer Berliner Opernvorstellung. Die Erwähnung der Barbarina, zu deren Verehrern Chasot gehörte, giebt ihm Anlaß, ihre romantische Zwangsexpedition aus Venedig nach Berlin zu erzählen. Ein Fest bei Hofe im Jahre 1750, eine Schilderung Berlins und eines Zusammen treffens mit dem König im Jahre 1776 nach dem Tagebuch eines Lübecker Kaufmanns läßt er sich nicht entgehen, wenn auch in beiden Fällen Chasot Nichts damit zu thun hat. Die ganze Schrift liest sich ganz reizend, zeigt uns Schlözer als einen vortrefflichen Stilisten, und wenn auch Chasot keine große geschichtliche Rolle spielte, so verdiente doch der Mann, den Friedrich den Matador seiner Jugend nannte, ein so zierliches Wiederaufleben in der Erinnerung der Nachwelt.

Derselben Zeit gehört das kleine Buch „Choiseul und seine Zeit“ an (1857). Auch bei ihm gilt vor Allem das uneingeschränkte Lob der äußeren Form.

Mehr und mehr merkt man, wie Schlözer sich an Rantes Art gebildet hat: in der Gruppierung der Thatfachen, vor Allem aber in der Charakteristik der Persönlichkeiten. Man lese z. B. die Charakteristik Kaunitz': „Die Etiquette und das Ceremoniell, welches einst in anmuthiger Form vom ritterlichen Hofe Karls des Kühnen ausgehend, mit dem burgundischen Erbe den habsburgischen Höfen zu Madrid und Wien überkommen war, hatte besonders hier durch das Zusammentreffen mit der Grandezza der Spanier und dem eckigen Wesen der Deutschen jene starre, verschrumpfte Gestalt angenommen, in welcher es sich, unberührt von den feinen Pariser Sitten, bis unter Karl VI. erhielt. Die Bildung der damaligen Wiener Hofwelt war aus einer peinlichen Pedanterie und gutmüthigen Leichtfertigkeit, steifem

*) Neuerdings hat Gaedertz die Abschrift einer Uebersetzung aufgefunden.

Kastengeist und biederer Derbheit auf's Wunderlichste zusammengesetzt, übte aber auf Jeden, der sich diesen höheren Sphären der Gesellschaft näherte, unwiderstehlichen Einfluß aus. Auch Kaunitz blieb nicht unberührt von dem bizarren Wesen seiner Umgebung. Ein kleinlicher Eigensinn und ein eitles Wohlgefallen am äußerlichen Treiben waren die Grundzüge seines Privatlebens, das daher eine durchweg carifirte Gestalt annahm. Seinem Anzuge wandte er die größte Sorgfalt zu: die Auswahl eines Stoffes kostete ihm oft lange Stunden der Ueberlegung; mit dem Reinigen seiner Diamanten und Dosen konnte er ganze Morgen zubringen. Um seine Perrücke zu pudern, mußten vier Bediente mit Blasebälgen in einem Zimmer große Puderwolken unablässig in Bewegung setzen, während welcher Zeit Kaunitz auf- und niedergehend, den feinsten Puder mit seiner Perrücke aufzufangen und zugleich eine richtige Vertheilung desselben zu erreichen suchte. Sein Frühstück mußte gewogen werden, Kaffee wie Zucker. Seine einzige Nahrung selbst bei den größten Tafeln bestand in einem Hühnchen mit Reis. Die Reitschule besuchte er täglich, ritt hier drei Pferde, jedes aber nur eine gewisse Minutenzahl. Wie Richelieu auf seine Verse, so war Kaunitz hauptsächlich stolz auf seine Reitkunst. Als der Fürst Signe ihm daher einst einen vornehmen Russen vorstellte, sagte er demselben: Ich rathe Ihnen, sich mein Porträt zu kaufen, denn man wird in Ihrem Lande froh sein, das Abbild eines der berühmtesten Männer zu sehen, eines Mannes, der am besten zu Pferde sitzt, der als der beste Minister seit fünfzehn Jahren die Monarchie regiert, der Alles kennt, der Alles weiß, sich auf Alles versteht. Den höchsten Grad seiner Bewunderung wußte er nur durch die Worte auszudrücken: Mein Gott, das hätte ich selbst nicht besser machen können. In ihm, glaubte er, ruhe der ganze Schwerpunkt der Monarchie, und mit Schrecken dachte er an die künftigen Generationen. Dem Ausruf der Minister Ludwigs XV: *Après nous le déluge* lag daher, wenn Kaunitz ihn anwandte, weniger Verwegenheit, als die wunderlichste Selbstgefälligkeit zu Grunde. Um einen großen Geist zu schaffen, der im Stande sei, ein Reich herzustellen, meinte er, gebrauche die Vorsehung ein volles Jahrhundert; in nächstfolgenden ruhe sie dann aus von ihrer Arbeit. „Ich zittere daher, wenn ich an das Schicksal denke, welches der Monarchie nach meinem Tode droht.“

„Und unter diesem Wesen, das jeden Anflug von Natürlichkeit zu scheuen und sich in den ausschweifendsten Lächerlichkeiten zu gefallen schien, lebte der schärfste politische Verstand, der Alles mit der größten Gründlichkeit, Umsicht und Sicherheit durchdrang und fast immer seinen Zweck zu erreichen wußte. Es ist nicht anders, bemerkt Hormeyr, als ob jedesmal seine Seele aus sich herausgetreten wäre, um die großen Geschäfte mit ganz anderen Mitteln, nach ganz anderen Grundsätzen zu ordnen, und sich dann wieder zurückgezogen, nur an seiner Person und in seinem Hause gleichsam zu tändeln. Hier erschien er eigensinnig, kleinlich, dort war es immer für das Eblere und für das Größte. Bei einer äußeren, unver-

änderlichen Ruhe war sein Geist in voller Thätigkeit. Alles überlegte er behutsam, prüfte Fall für Fall, wog sorgsam das Für und Wider ab. Jede Uebereilung haßte er, und das Talleyrand'sche: *point de zèle* befolgte schon Raunkitz mit der größten Consequenz. Hatte er dann seinen Entschluß gebildet, so war Nichts vermögend, ihn von seiner Meinung abzubringen. Dann war ihm keine Zeit zu lang, keine Mühe zu groß, um seinen Plan auszuführen; dann ging er mit der vollen Sicherheit des Genies an's Werk. In der Politik erschien ihm Nichts unmöglich; ein geschickter Mensch, meinte er, könne Alles wagen. Hierzu kam noch eine unbegrenzte Verschwiegenheit und Täuschungsgabe, die sich aber nicht in kleintlichen Unwahrheiten verlor. Was er dachte, sagte er nicht; sagte aber selten Etwas, was er nicht dachte."

Ist das nicht ein Cabinetsstück von Charakterzeichnung?! Amüsant, und doch gerecht, pikant, und doch wahr!

Für das Büchlein über Choiseul hat Schlözer vor Allem französische Memoiren benutzt, und der leichte, oft leichtfertige Stil derselben und ihre Anekdoten, die man wohl auch Hof- und Gesellschaftsklatsch nennen darf, haben der Schrift einen gewissen Stempel verliehen. Es soll dies durchaus kein Vorwurf sein; im Gegentheil, er entnahm ihnen das Beiwert zur historischen Gestaltung, die Kleinmalerei und die Einzelzüge für die Charakteristik der leitenden Persönlichkeiten. Wie amüsant ist das Erscheinen der Marquise Pompadour, wie geistvoll sind Pitt und Choiseul in ihrer Stellung und Haltung aus den englischen und französischen Zuständen heraus, wie fein die gesellschaftlichen und litterarischen Zustände Frankreichs geschildert, wie kraftvoll und von innerem Interesse getragen die Geschichte Corsicas erzählt! Kurz, nicht als großes, neue Aufschlüsse bringendes und das historische Urtheil über Zeiten und Menschen bestimmendes Werk darf das Buch betrachtet werden, sondern als geistreiche und geschmackvolle Leistung eines gewandten Schriftstellers, dem es Freude macht, den Irrgängen der Diplomatie und den kleinen und großen Leidenschaften der Menschen nachzugehen.

Und Aehnliches gilt auch von Schlözers letztem Werk: „Friedrich der Große und Katharina II.“ (1859), nur daß es auf werthvollen Archivalien beruht und seiner Zeit manches Neue brachte. Kein Geringerer als Georg Waitz hat dieses Buch zum Anlaß einer Kritik der Schlözer'schen Historiographie genommen. *) Er tadelt neuere Geschichtswerke in der Gesamtheit und findet, daß bei ihnen „die Kritik zur Paradoxie, die Objectivität zur Gleichgiltigkeit, das Streben nach Auffassung des wahren Zusammenhanges der Dinge zur Tendenz geworden sei“, er wirft einen etwas verächtlichen Blick auf die jüngsten Leistungen Schlözers, beobachtet dann, daß die Bücher dieses Autors zu denen gehören, „die sich recht eigentlich die Aufgabe gestellt haben, die Geschichte in die große Welt, d. h. hier besonders in die

*) Historische Zeitschr. v. Sybel. Bd. III.

Kreise, welche auf elegante Form Gewicht legen, einzuführen; er hat ein schönes Talent, angenehme Erzählung, gute Gruppierung, klare Darstellung, er läßt es dabei auch an Fleiß nicht fehlen.“ Aber er macht insbesondere dem eben erwähnten Werke den Vorwurf: „Auf wenigen gedruckten Bogen schreiten die großen Persönlichkeiten, die gewaltigsten Ereignisse an Einem vorüber, ohne daß man nur das Gewicht ihrer Tritte hört oder erinnert wird an die Schwere der Geschehnisse, die sich durch sie vollziehen. Wenigstens gewiß Nichts von dem Geist, in dem wie der Historiker auch der wahre Dichter seine Gestalten zu zeigen versteht, ist hier wahrzunehmen.“

Es ist doch eigentlich ein recht schwerer Vorwurf, so vorsichtig auch die Worte gewählt sind; aber ich meine, der Gegensatz zwischen beiden Auffassungen ist ein tieferer, ein methodologischer. Mit Recht hat Waiz oben nach dem Publicum gesucht, für das Schlözer schreibt, denn schließlich das Ziel, das ein Schriftsteller sich steckt, der Kreis, für den er schafft, giebt seiner Schrift Richtung und Form. Und da sehen wir hier zwei Seiten auseinandertreten, die besonders scharf schon im vorigen Jahrhundert sich geschieden haben. Es ist der Gegensatz, etwa auf die kürzeste Formel gebracht, zwischen der damaligen deutschen Geschichtsschreibung in ihrer respectablen Schwerfälligkeit und der Voltaire'schen, etwas leichten Eleganz. Man denke an die großen Sammelwerke, an die Schaubühnen, Diarien wie Abelins *Theatrum europaeum*, Wagners gleichbetiteltet Werk, Ludolffs *Allgemeine Schaubühne der Welt*, Zieglers historisches Schauspiel der Zeit, an die hallische Weltgeschichte und selbst an Masfou und Büнау und den ehrwürdigen Schmidt, die immerhin schon einen Fortschritt bedeuten — und andererseits an Montesquieu und Voltaire. Den Charles XII. nannte Schloffer nicht viel besser als einen Roman, Villemain ein Meisterstück der Erzählungskunst, und Strauß setzt hinzu: beide Urtheile sind richtig. Ohne Schlözers Thätigkeit mit der Waiz'schen gleichzustellen, ich meine, sie repräsentiren zwei Richtungen, die allerdings in Ranke zusammentrafen und ihn eben zum größten Meister machten: die profunde und respectable, aber etwas langweilige Schwerfälligkeit, die von Fachgenossen nur für Fachgenossen schreiben läßt und an der Spitze der vielbändigen Werke ein *odi profanum vulgus* zu tragen scheint — und die graziöse Leichtigkeit der Diction, die Kühnheit der Auffassung, selbst auf die Gefahr, daß nicht jedes Wort in Anmerkungen zu belegen ist, und die Neigung, ein bißchen amüßant, vielleicht auch ein bißchen pikant die Sache darzustellen, im Helden mehr den Menschen von Fleisch und Blut als eben den Helden zu sehen. Muß denn das auf Kosten der Wahrheit geschehen? Im Gegentheil, es giebt Zeiten und Personen, bei deren Schilderung man der Wahrheit näher kommt, wenn man durch das *Boudoir* statt durch die *Antichambre* geht. Trifft die Schuld den Historiker oder nicht vielmehr seinen Gegenstand? Und wenn die Geschehnisse der Staaten und Völker von frivolen Häuptern geleitet wurden, wo soll man die sittlichen Gesichtspunkte des Urtheils hernehmen, ohne sie hineinzutragen?

Doch die Betrachtung führt uns zu weit und führt uns über den Vorwurf des Kritikers und das Werk des Historikers hinaus. Also daß dem Verfasser der deutschen Rechtsgeschichte das etwas novellenhaft gehaltene Buch Schlözers nicht gefallen konnte, ist uns sehr erklärlich; das darf aber nicht hindern, es in mancher Beziehung eine vortreffliche Leistung zu nennen. Die diplomatischen Vorzüge sind mit meisterhafter Klarheit entwickelt, die Charakteristiken wieder feinsinnig und liebenswürdig, die Schilderung des russischen Hofes ganz reizend. Man vergesse auch bei diesem Werke nicht, daß es geschrieben, ehe die Publication der politischen Correspondenz Friedrichs und die zahlreicher anderer Quellen über diese Zeit begonnen hatte; wir wissen über manche Punkte heute mehr, urtheilen auf Grund besserer Kenntnisse auch hie und da anders, aber ich finde beispielsweise, daß Schlözers Darstellung der ersten Theilung Polens, mit der das Werk schließt, indem ich sie mit den neuesten Schilderungen bei Reimann und Brückner etwa vergleiche, durchaus das Richtige getroffen hat. Und so scheidet man von dem Buche mit dem Bedauern, daß es die letzte historische Arbeit Schlözers blieb. Ob ein kleiner anregender Aufsatz „Katharina II. und ihre Denkwürdigkeiten“ im fünften Bande von Sybels historischer Zeitschrift aus seiner Feder stammt, ist wahrscheinlich, aber nicht sicher. Dort werden auf wenigen Seiten die Authenticität der Memoiren und ihre Abfassung Anfangs der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts nachgewiesen und ihr Inhalt kurz, aber scharf charakterisirt.

Herr von Schlözer verließ das Feld der Geschichtschreibung, um selbst Geschichte zu machen und für den künftigen Historiker vielleicht selbst einmal der Gegenstand der Forschung und Darstellung zu werden. Wer sein Leben schildern wird, wird seiner wissenschaftlichen Thätigkeit einen breiten Raum anweisen müssen. Historische Werke veralten ja unendlich schnell, das Material wächst fortwährend, die Forschung bringt in die Tiefe und die Weite, und was noch vor wenigen Jahren als grundlegend oder abschließend galt, ist heute überholt. Aber wenn die Kunst der Darstellung sich mit der Reife des Urtheils verbindet, schafft sie Werke, die immer Genuß bereiten, wenn auch die Belehrung schon in jüngeren Arbeiten gesucht werden muß. Die deutsche Geschichtschreibung war immer reicher an Forschern als an Darstellern, die Litteratur es immer an Untersuchungen als an lesbaren Werken. Und ein Drittes kommt hinzu: Die deutschen Geschichtschreiber waren fast immer Männer des Ratheders, selten des handelnden Lebens oder wenigstens im Besitz der dazu nöthigen Eigenschaften. Nach diesen drei Seiten ist Schlözers Stellung in der Geschichtswissenschaft zu charakterisiren: er verband mit reifem Urtheil die Kunst der Darstellung, auf diese mehr als auf die minutiöse Untersuchung führte ihn sein Talent, das ihn zur politischen Thätigkeit, zur Diplomatie befähigte.



Sei gelobt.

Eine indische Sage.

Von

Henryk Sienkiewicz *).

— Warschau. —



In einer hellen Mondnacht, da wurde der weise und mächtige Krishna nachdenklich und sagte:

„Ich dachte, der Mensch sei die schönste Schöpfung auf Erden, und täuschte mich. Da sehe ich die Lotosblume unter dem Hauche des nächtlichen Windes sich neigen. Wie überragt sie an Schönheit alle lebenden Wesen: ihre Blätter haben sich just im silbernen Mondlicht erschlossen . . . und ich kann meine Augen nicht von ihr wenden . . .“

„Ja, es giebt unter Menschen Nichts, das ihr ähnlich wäre,“ wiederholte er seufzend.

Eine Weile später dachte er aber:

„Warum sollte ich, der ich ein Gott bin, durch die Macht des Wortes nicht ein Wesen schaffen können, welches Das unter Menschen wäre, was die Lotosblume unter den Blumen ist? So sei es denn, den Menschen und der Erde zur Freude. Lotosblume, verwandle Dich in eine lebende Jungfrau und erscheine vor mir.“

Die Woge erzitterte leise, als berühre sie der Schwalbe Flügelschlag, die Nacht wurde heller, der Mond erglänzte tiefer, der Drosseln Nachtlieb ertönte lauter, um dann plötzlich zu ersterben. Und das Wunder geschah: in menschlicher Gestalt stand vor Krishna die Lotosblume.

Der Gott selbst wurde stübzig.

„Du warst des Sees Blume,“ sagte er, „so sei fortan die Blume meiner Gedanken und sprich.“

*) Uebersetzung aus dem Polnischen von Bronisława Neufeld.

Und das Mädchen begann zu flüstern, so leise, wie das Murmeln der weißen Lotosblätter, von Sommerlüften geküßt:

„Herr! Du hast mich in ein lebendes Wesen verwandelt, wo wirst Du mich jetzt wohnen heißen? Gedanke, Herr, daß, als ich eine Blume gewesen, da erzitterte ich und schloß meine Blätter bei jedem Windeshauch. Mich erfaßte die Furcht, Herr, vor Regen und Gewitter, vor Donner und Blitz, sogar vor sengenden Sonnenstrahlen erfaßte mich die Furcht. Du gebotest mir, die einverleibte Lotosblume zu werden, da bewahrte ich also meine frühere Natur, und jetzt wird mir bange, Herr, vor der Erde und vor Allem, was auf ihr besteht . . . Wo wirst Du mir denn zu wohnen befehlen?“

Krişna erhob seine klugen Augen zu den Sternen, dachte eine Weile nach und frug:

„Willst Du auf den Bergesgipfeln leben?“

„Dort ist Frost und Schnee; ich fürchte mich, Herr.“

„Nun . . . so werde ich für Dich einen Palast aus Krystall auf dem Seegrunde errichten.“

„In den Wasserstiefen schleichen Schlangen und andere Ungeheuer; ich fürchte mich, Herr.“

„Willst Du endlose Haiden?“

„O, Herr! Die Haiden werden von Gewitter und Sturm zerstampft wie von wilden Heerden.“

„Wie soll ich über Dich verfügen, fleischgewordene Blume? . . . Ach! In den Höhlen Elloras leben heilige Einsiedler . . . Willst Du, ferne von der Welt, in einer Höhle wohnen?“

„Es herrscht dort Finsterniß, Herr, ich fürchte mich.“

Krişna setzte sich auf einen Stein, seinen Kopf auf die Hand stützend. Das Mädchen stand vor ihm zitternd und bebend.

Indessen erstahlte im Osten die Morgenröthe. Goldig schimmerten des Sees Wogen, die Palmen und Bambusbäume. Die rosigen Reiher, die blauen Kraniche und die weißen Schwäne auf den Gewässern, die Pfauen und Bengali in den Wäldern schlugen im Chor an, und zugleich ertönten die Klänge von Saiten, auf einer Perlemuschel aufgespannt, und die Worte eines menschlichen Liedes.

Da erwachte Krişna aus seiner Träumerei und sagte:

„Der Dichter Walmiki begrüßt den Sonnenaufgang.“

Eine Weile später rückten die Schleier der purpurnen, die Lianen bedeckenden Blumen auseinander, und am See erschien Walmiki.

Als er die lebende Lotosblume erblickte, hörte er auf zu spielen. Die Perlemuschel entglitt leise seinen Fingern zur Erde, seine Hände fielen an den Seiten schlaff herab, und er stand sprachlos, als hätte ihn Krişna in einen Baum verwandelt.

Und der Gott freute sich dieser Bewunderung seines eigenen Werkes und sagte:

„Erwache, Walmiki, und sprich. —

Und Walmiki sprach:

„Ich liebe!“

Nur dieses einen Wortes erinnerte er sich, nur dieses eine Wort konnte er aussprechen.

Krišna's Antlitz erstrahlte plötzlich.

„Wundervolles Mädchen,“ sagte er, „ich habe einen Platz gefunden, der Deiner würdig ist auf Erden: wohne in des Dichters Herzen.“

Und Walmiki wiederholte zum zweiten Mal:

„Ich liebe!“

Der Wille des mächtigen Krišna, der Wille der Gottheit zog das Mädchen zu des Dichters Herzen. Der Gott bewirkte auch, daß das Herz Walmiki's durchsichtig wurde wie Glas.

Heiter wie ein Sommertag, ruhig wie eine Welle des Ganges, schritt das Mädchen in die ihr beschiedene Stätte ein. Aber plötzlich, als sie tiefer in das Herz Walmiki's hineinschaute, erblaßte ihr Antlitz, und die Furcht berührte sie mit eisigem Hauch. Krišna stugte.

„Lebende Blume,“ fragte er, „fürchtest Du Dich auch vor dem Herzen des Dichters?“

„Herr,“ antwortete das Mädchen, „wo hast Du mir zu wohnen befohlen? In diesem einen Herzen erblicke ich schneeige Bergesgipfel und der Gewässer Tiefen, von eigenthümlichen Geschöpfen bevölkert, und die Haide mit Sturm und Gewitter und die dunklen Höhlen Elloras; so fürchte ich mich denn wieder, o Herr!“

Aber der gute und weise Krišna sagte:

„Beruhige Dich, lebende Blume. Wenn im Herzen Walmiki's einsame Schneefelder liegen, so sei Du der warme Frühlingsodem, unter welchem sie zerschmelzen; wenn dort tiefe Gewässer sich befinden, so sei Du die Perle dieser Tiefen; wenn dort die Dede der Haide herrscht, so säe in dieser Dede des Glückes Blumen; wenn Du dort die dunklen Höhlen Elloras findest, so sei in dieser Finsterniß der Sonne Strahl —“

Und Walmiki, der indessen die Sprache wiedergewonnen hatte, fügte hinzu:

„Und sei gelobt!“





Ein fest.

Skizze

von

L. Lindemann.

— München. —

Daheim wurde ein Fest gefeiert, ich fuhr nach Hause, um dabei zu sein.

Von Morgens früh drängten sich die Gratulanten; die Stuben dufteten nach Wein, Kuchen und Blumen. Jeder war gerührt, Jeder war froh bewegt. Das war ein Händeschütteln, Küssen, Umarmen! Es kam sogar eine Deputation von Herren im Frack und in weißen Handschuhen — ein feierlicher Moment! Es war ein Tag, den man froh mit erlebt — und froh war, überstanden zu haben.

Am Spätnachmittage war eine Pause eingetreten; am Abend sollten die ganze Familie und alle Freunde zum festlichen Mahl versammelt sein.

Die Eltern schliefen; ich selbst saß im kleinen Salon auf dem Sopha, froh erregt — aber zufrieden damit, eine Weile nicht lächeln zu dürfen. Ich schloß die Augen, ich war wirklich müde. Hin und wieder sah ich blinzeln auf und freute mich an dem Farbeffect der Blumen am Fenster; die Sonne stand bereits tief, und die Blumen leuchteten auf in diesen letzten Strahlen — — —

— Plötzlich ein Gefühl, als ob Jemand mein Herz zusammenpreßt — Hat denn Niemand an Dich gedacht? Wie warst Du noch im vorigen Jahre hier in diesen Räumen so glücklich mit uns. Und heute! Alles voll Liebe, voller Glück und Heiterkeit — und Du? — Fort! —

Nein, Du sollst Etwas haben von diesem Tag.

Schnell — ehe die Gäste kommen.

Ich raffe Blumen zusammen und gebe dem Kutscher die Weisung, so rasch als möglich zu fahren. Der Wagen poltert über das Steinpflaster; endlich hält er vor dem Friedhofsthor.

Ich trete ein. Wie still ist's hier! Es ist fast Dämmerung; das trockene Herbstlaub wird vom Wind gefegt. Kein Mensch weit und breit — nur die endlosen Hügelreihen. Alles still — so still.

Nur wenig Schritte noch, dann kann ich Dein Grab sehen. Dort ist es schon! Gleich bin ich bei Dir — — o wie fürchterlich!

Zu Häupten ein tiefes, gähnendes Loch! — —

— Ist denn der Sarg eingebrochen und liegt die kalte, nasse Erde Dir auf Gesicht und Brust?

So feierst Du unser Fest mit? — —

Der Himmel sah! Am Horizont ein greller rother und gelber Streif, von dem die kahlen Bäume sich tiefschwarz abheben.

Plötzlich ein schriller Ton — ich fahre zusammen. Der Todtengräber zieht die Glocke zum Zeichen, daß der Friedhof geschlossen wird, und sein großer Hund setzt sich hin und heult — und heult!

Ich werfe mich über das Grab und weine fassungslos. Du hier so allein in diesem Grauen, in dieser Dunkelheit, Du, die alles Schöne so liebte und alle Wärme, alles Licht!

Und zu Hause das Fest — sind sie denn Alle wahnsinnig?

Ich schütte die Blumen auf das Grab — ach, es hilft Nichts, es hilft Nichts; hier leuchten sie nicht.

Und diese Glocke — dieses Heulen!

Noch wenige Minuten, und ich muß gehen. Mir graut, und doch möchte ich die ganze Nacht hier bleiben, damit Du nicht so allein bist. —

Ich muß fort zu den Lebenden. Leb' wohl. — — — — —

Ich bin zurückgekehrt; Niemand weiß, wo ich gewesen. Ich fühle die Augen und kühle mich rasch festlich an; die ersten Gäste kommen bereits.

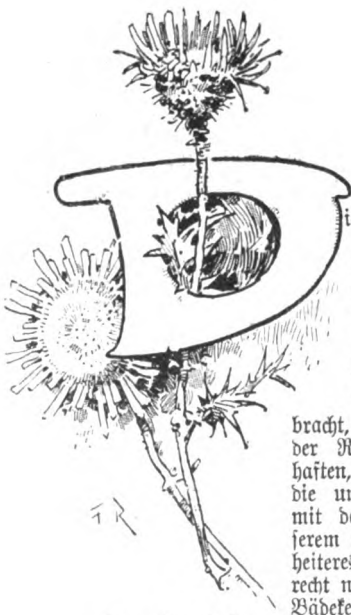
Lauter frohe Gesichter, Scherze, Lachen, Gläserklingen! Ich lache und scherze mit. Toaste werden gehalten, und der Eine spricht von dem Andenken an die Verstorbenen. Manche sind ernst dabei, Manche sentimental; Einige haben Thränen in den Augen — eine wohlthuende behagliche Traurigkeit, bei der das Gefühl überwiegt: „Es ist doch recht angenehm, daß ich lebe und daß es mir so gut schmeckt.“

— Das Fest ist vorüber; Alle schlafen. Endlich schlafe auch ich und träume — daß sie noch lebt, und kann nicht begreifen, warum ich mich so um sie geängstigt habe.





Don der Deutschen Verlags-Anstalt.



Die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, die sich durch ihre illustrierten Classiker-Ausgaben — wir erinnern an den illustrierten Hauff, an die Grimm'schen Märchen, an die kürzlich erschienene Neuauflage des illustrierten Schiller, dem eine solche der Goethe'schen Werke folgt — um eine würdige, künstlerische Fassung der besten geistigen Schätze des deutschen Volkes bedeutende Verdienste erworben, — hat neuerdings fast gleichzeitig drei neue hervorragende Prachtwerke auf den Markt gebracht, die allerdings einem andern Gebiete angehören: dem der Reiselitteratur — das Wort weniger in seinem Lehrhaften, als im künstlerischen Sinne gefaßt. Es sind Werke, die uns Landschaften oder Menschen oder Beides zusammen mit dem Auge des Künstlers sehen lassen wollen, die unserm ästhetischen Sinn, unserer Empfindung genug thun und heiteres Wohlbehagen erregen wollen — keine umschriebenen, recht nützlichen und recht praktischen, aber auch recht trockenen Bäder.

Dem einen Reisenden ist die Natur, dem andern der Mensch das interessantere Object. Bedingt die erstere, wenigstens soweit es den bildlichen Theil des Werkes betrifft, — führt uns Eduard Jetsche in seinem den Umgebungen Wiens gewidmeten Werke*) vor. Eduard Jetsche erfreut sich des Vortheils, den Zeichenstift wie die Feder mit gleicher Gewandtheit handhaben zu können. So vermag hier der Zeichner dem Schilderer und umgekehrt sich auf's Engste anzupassen, so vermag der Eine den Andern vortrefflich zu ergänzen und abzulösen. Jetsche führt uns zuerst in die nächste Umgebung Wiens: nach Schönbrunn, Laxenburg, sodann in den Wienerwald, an die Donau, in die Vor-alpen und den Semmering, schließlich in das südlüche und westliche Hochgebirge: zum

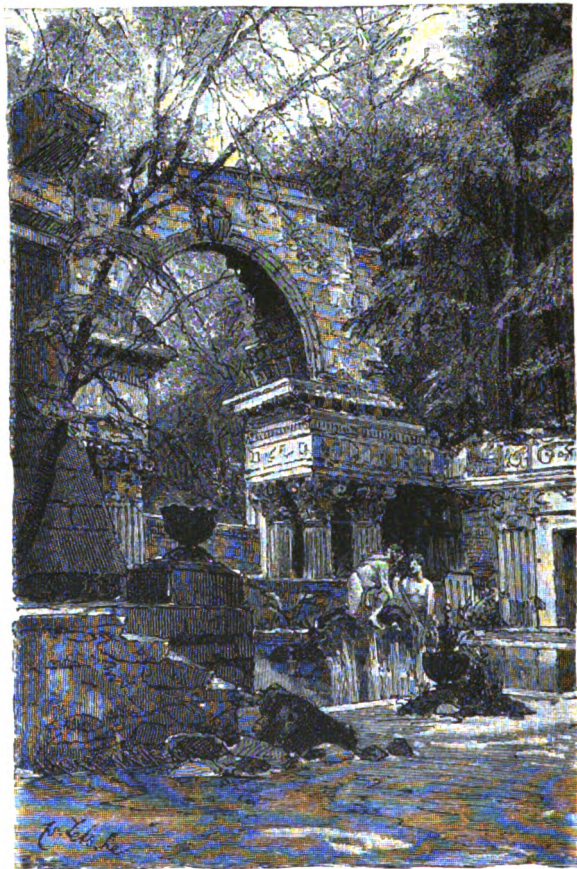
*) Aus den Umgebungen Wiens. Schilderungen und Bilder von Eduard Jetsche.



Waldbach.

Aus: Eduard Zetzsche, „Aus den Umgebungen Wiens“. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt
Nord und Süd. LXX. 210.

Schneeberg, auf die Ragalpe, in das Detischergebiet und das Gebiet des Dürrsteins. Zetzsche weiß warm und anschaulich zu schildern und seine Beschreibung durch interessante historische und culturhistorische Details zu würzen. Die von ihm herrührenden 90 Voll- und Textbilder geben die großartigen und lieblichen Schönheiten der Landschaften stimmungsvoll wieder; die xylographische Ausführung ist vortrefflich wie die



Die Römische Ruine im Park von Schönbrunn.

Aus: Eduard Zetzsche, „Aus den Umgebungen Wiens“. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

ganze Ausstattung des Werkes, die dem Rufe der Deutschen Verlags-Anstalt vollauf entspricht.

Ausschließlich der Menschenschilderung ist ein anderes Werk, das uns in die moderne Großstadt verlegt, gewidmet; und zwar ist es der Mensch von besonders ausgeprägter Eigenart, der in seiner charakteristischen Erscheinung dem Stifte des satirisch-humoristischen Künstlers ein so dankbares, willkommenes Object bietet. „Münchner Or'ginale“ sind es, die uns eine Anzahl der begabtesten Münchner Künstler vorführen*). Wo sich Meister

*) „Münchner Or'ginale,“ von Conrad Dreher. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

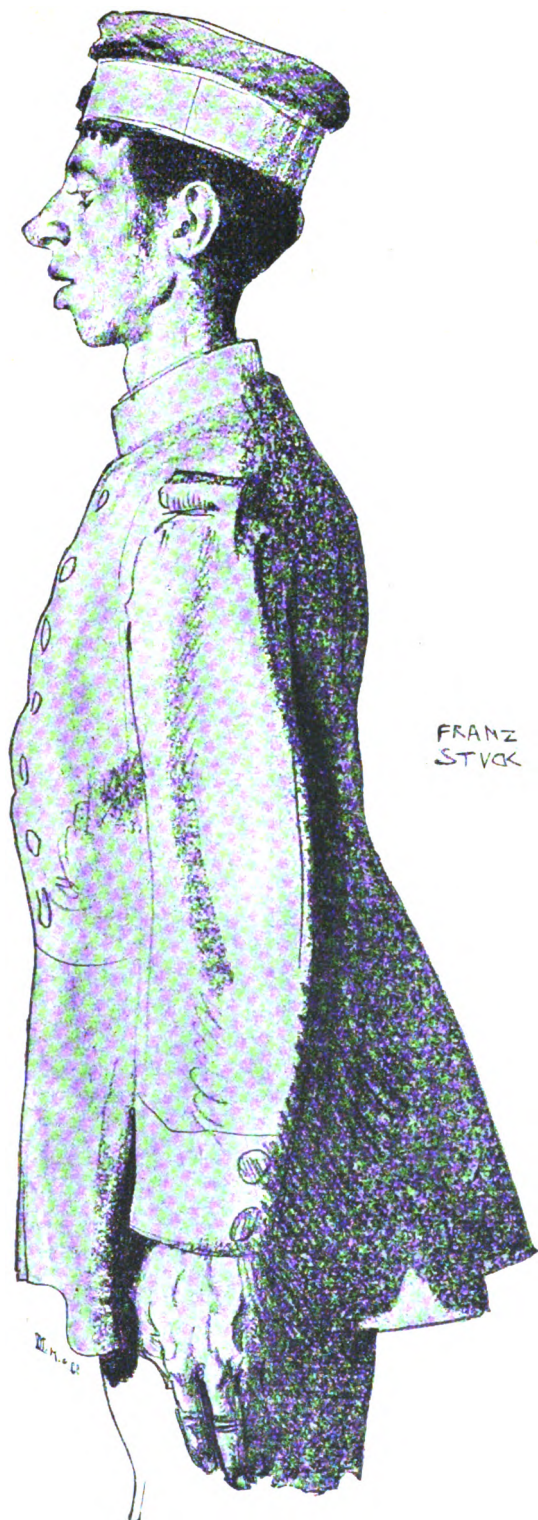


Aus: „Mündener Originale.“ Von Conrad Dreher. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

der humoristischen Zeichnung wie Ed. Grünner, August Oberländer, Theodor Gräß, Franz Stud, Adolf Hengeler und andere, als Illustratoren der „Mündener Fliegenden Blätter“ bekannte, Künstler vereinen, — da muß natürlich ein Werk entstehen, dessen siegreicher Humor, dessen lebensvolle Charakteristik nicht zu überbieten ist. Da finden wir alle jene Prachtgestalten Ikar-Athens: den Packträger, das Rabinweib, den jüdischen Hausierer, die Kaffee- und die Bierkellnerin, die Zeitungsfrau, den „Wagelprogen“ und neben diesen und anderen Typen der Großstadt auch ein paar kraftvolle, gesunde Erscheinungen aus der nahen Gebirgswelt.



Aus: Conrad Dreher, „Münchener Originale.“ Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.



Aus: Conrad Dreher, „Münchener Originale.“ Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

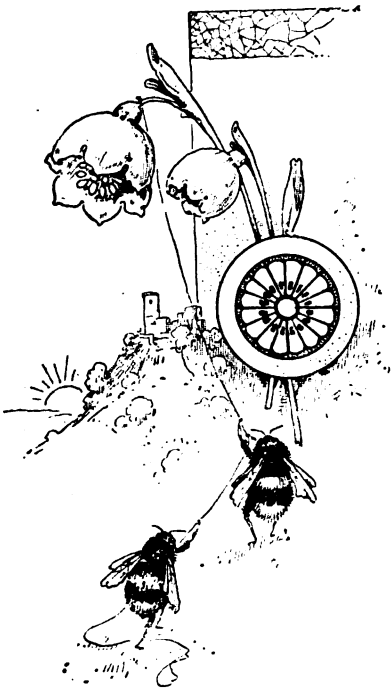


Ruine Stahremberg.

Aus: Eduard Jettche, „Aus den Umgebungen Wiens“. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.



Aus: Fritz Reiß, „Lustiges aus'm Schwarzwald.“ Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.



Aus: Fritz Reiz, „Lustiges aus'm Schwarzwald“.
Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Möge den drei Werken die Gunst des Publicums, die sie vollauf verdienen, in reichem Maße zu Theil werden.

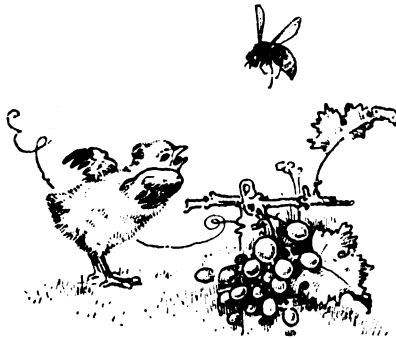
*) Lustiges aus'm Schwarzwald. Mit Illustrationen von Fritz Reiz. Text von J. J. Hoffmann und G. Domsch.

Conrad Dreher, der beliebte Münchner Komiker, der als Begründer des Schliersee Bauerntheaters auch weit außerhalb der Mauern Münchens bekannt geworden ist, hat zu den Bildern gutgemeinte, zum Theil auch wohlgelungene humoristische Verse, theils hochdeutsch, theils im Dialekt, geliefert.

An der Spitze der Münchner Originale steht Conrad Dreher selbst, dessen Portrait Meister Lenbach gezeichnet hat. —

Hat das eine der beiden Werke lediglich die Natur, das andere lediglich den Menschen bildlich verkörpert, so wird ein drittes Werk „Lustiges aus'm Schwarzwald“*) Beiden gerecht. Die durch leichte Färbung belebten Zeichnungen führen uns nicht nur anmuthende landschaftliche Scenerien, sondern auch die verschiedenen Gestalten des Schwarzwaldes in ihren originellen Trachten, Genrebilder, Scenen aus dem Volksleben u. s. w. in einer humorvollen, die Caricatur aber vermeidenden Darstellung vor Augen. Die Aufgabe, die hübschen Bilder von F. Reiz durch das Wort zu erläutern, haben J. J. Hoffmann und G. Domsch in Versen und Prosaplaudereten, welche die Eigenart schwäbischen Volksthum lebendig wiedergeben, mit Glück gelöst.

Leider müssen wir mit Rücksicht auf das Format unserer Zeitschrift darauf verzichten, aus dem letztbesprochenen Werke größere Bilder hier zu produciren, so daß unsere Leser nur einen unvollkommenen Eindruck von der Qualität der Reiz'schen Illustrationen erhalten. —



Bibliographische Notizen.

Zeitschrift für Deutsche Philologie. Begründet von Julius Zacher. Herausgegeben von Hugo Gering und Oskar Erdmann. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

Vor andern germanistischen oder philologischen Zeitschriften zeichnet sich die Zeitschrift für deutsche Philologie bei wissenschaftlicher Gründlichkeit durch große Mannigfaltigkeit des Inhalts aus, so daß sie auch den nicht mit streng fachwissenschaftlichen Studien sich befassenden gebildeten Laien, die ein tieferes Interesse für ihre Muttersprache haben und sich einen Ueberblick über die verschiedenen Gebiete der germanistischen Wissenschaft zu verschaffen und zu erhalten wünschen, warm empfohlen werden kann. Alte und neuere deutsche Literatur, alle Theile der Sprachwissenschaft, Volkslehre, Mythologie, Alterthümer und Culturgeschichte werden berücksichtigt; Personalnotizen und Zeitschriftenschau, auch aus dem Auslande (Dänemark und Schweden), weisen den Leser auf bemerkenswerthe Vorgänge in der wissenschaftlichen Welt und alle in das germanistische Fach schlagenden beachtenswerthen Erscheinungen hin.

Die uns vorliegenden ersten zwei Hefte des 27. Bandes enthalten folgende Abhandlungen: „Der große Waldegott der Germanen“ von M. Moediger; „Dandouin de Sebourc in altmiederbändischer Bearbeitung“ von W. Goltzer; „Sprachliche Bemerkungen zu der von Seemüller herausgegebenen österreichischen Reimchronik Ottokars“ von F. Beck; „Ueber das altdeutsche Babewesen“ von E. Martin; „Zu Maiber's Lutherana“ v. G. Christmann u. J. Meier; „Goethe's Gedichte Auf Niebings Tod und Almenau“ von H. Dünker; „Kestner, Lotte und Gotter“ von H. Schlösser; „Johann Frisner“, Nekrolog von Konrad Maurer; „Zur Kaiserchronik“ von F. Vogt; „Altdeutsche Predigten“ von Ph. Strauch; „Zum Helianb“ von H. Gering; „Zu Max v. Schenkenborf's Gedichten“ v. H. Sprenger; „Von dem Reichthum Priester Johans“ von F. W. E. Roth; „Zu Dietrich's Flucht“ von H. Sprenger; „Zum Till Culenspiegel“ von bemselben; „Kleine Nachträge zum Deutschen Wörterbuche“ von R. Reichel. —

Auch die litterarischen Besprechungen und kleineren Beiträge bringen viel Werthvolles und Interessantes. Wir machen auf die beachtenswerthen Erörterungen aufmerk-

sam, die der Herausgeber Oskar Erdmann — der, wie wir aus den Personalnotizen ersehen, als Mitarbeiter am Deutschen Wörterbuche für den von M. von Leger unvollendet hinterlassenen Band (von tolp bis uz) eingetreten ist — im Anschluß an J. Boeschels Abhandlung in den Wissenschaftl. Beihfte zur Zeitschrift des allgem. Dtsch. Sprachvereins über die Inversion nach „und“ giebt. Diese oft oberflächlich discutierte Frage wird von O. Erdmann mit gründlicher Darlegung des geschichtlich entwickelten Sprachgebrauchs und zugleich mit sorgfältiger Sönderung der verschiedenen Stilarten behandelt. W.

Die dramatische Kunst in Danzig von 1615—1893. Von Otto Kub. Danzig, Theodor Bertling.

Dieser erste Versuch einer zusammenhängenden Geschichte der dramatischen Kunst Danzigs darf auf mehr als locale Bedeutung Anspruch machen; das Büchlein enthält Manches, was für die Theatergeschichte überhaupt, im weiteren Sinne für die Culturgeschichte von Werth ist. Der Kenner der Danziger Theaterverhältnisse in den letzten Jahrzehnten wird in dem tabellarischen Theil manche Irrthümer, Lücken und Inconsequenzen finden, deren Beseitigung in einer etwaigen späteren Auflage sehr wünschenswerth ist. O. W.

Die Leistungen der deutschen Frau in den letzten 400 Jahren auf wissenschaftlichem Gebiete. Von Elise Delsner. Gubrau, Max Lemke.

Frau Elise Delsner ist als Vorkämpferin für die Frauenfrage längst schon weithin bekannt, und als eine der bedeutendsten unter ihren Mitstreberinnen ist sie zu bezeichnen, nicht nur wegen ihres Talentes, sondern weil sie sich nicht begnügt, zu behaupten, sondern sich auch bestrebt, zu beweisen, wofür sie in die Schranken tritt. Nur jene Emancipation der Frau halten wir für unbedingt gerechtfertigt, die das Niederreißen aller Schranken, welche wider die Erwerbsmöglichkeiten der Frauen ausgerichtet sind, anstrebt! Es ist nach unserem Dafürhalten absolut zeitwidrig, das Recht der Individualität so beeinträchtigen zu wollen, daß die Möglichkeit, auf jedem Arbeitswege das tägliche Brod zu verdienen, gesetzlich gehindert

wird; und das Recht der Individualität den Frauen absprechen, das hieße den Errungenschaften unserer Cultur an die Krone greifen! Frau Elise Oelsner wirkt seit beinahe dreißig Jahren praktisch und theoretisch, durch opferwilligste Vereinsthätigkeit und durch geschriebenes und gesprochenes Wort für die Förderung der sittlichen und intellectuellen Fortbildung des weiblichen Geschlechts. Dieses Mal hat sie ihre scharfe und blanke Waffe erhoben, um wider jenes Verbot zu kämpfen, das den Frauen in Deutschland die meisten Hörsäle unserer Hochschulen, wo die Befähigung zur Ausübung eines akademischen Berufes erworben wird, verschließt. Tief in die Jahrhunderte ist Elise Oelsner eingedrungen und hat durch fleißiges Forschen und unermüdeliches Suchen ein beweiskräftiges Material für die geistige Befähigung der Frauen zusammengetragen, wider das selbst ein Inquisitionsmächtig mit seinen Argumenten nicht aufkommen könnte. Das uns vorliegende, sehr empfehlenswerthe Buch ist nur der erste Theil der Werkes, der uns die Leistungen der Frauen im Gebiete von Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft — der üblichen Zweiteilung — vorführt; in einem anderen Theile sollen wir erfahren, welche Verdienste die deutsche Frau sich auf religiösem und philosophischem Gebiete erworben. Aber jetzt schon stimmen wir in vollster Ueberzeugung ein in den Ruf Elise Oelsners: Die gebildete Frau Deutschlands ist reif für jedes wissenschaftliche Studium, und nur Voreingenommenheit kann versuchen, sie daran zu hindern!

A. W.

Wegweiser durch das Riesengebirge und die Grafschaft Glatz. Von D. Segner. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Der bewährte Führer liegt nun in neunter, unter Mitwirkung des Riesengebirgs-Vereins bearbeiteter Auflage vor, die ebensovohl hinsichtlich der Zuverlässigkeit der Angaben wie der Ausstattung alles Lob verdient. Die böhmische Seite des Riesengebirges ist eingehender als bisher berücksichtigt worden. Von den kartographischen Beilagen seien erwähnt: Specialkarte des Riesengebirges, desgleichen des Isergebirges, ein nach der Natur aufgenommenes Panorama von der Schneekoppe aus der Vogelschau, Panorama vom Riesengebirge (von Warmbrunn aus), Stadtplan von Hirschberg, Karte der Grafschaft Glatz und vom Gelsenke, ein Routennetz.

Von der in der Reiselitteratur immer mehr einreißenden Reclamemacherei, welche die Glaubwürdigkeit solcher Werke völlig in Frage stellt, hält sich das vorliegende Werk durchaus frei; sogar auszeichnende Sterne bei Gasthöfen zc. sind weggelassen, ein Verfahren, das wir nur billigen können. Der Preis des Führers beträgt nur 2 Mk.

— a.

Eine suchende Seele. Roman von ***. Leipzig, Carl Reizner.

In eine Mädchenseele sind die Zweifel an Gott eingezogen! Einst hatte das Mädchen inbrünstig beten können, und Gottes Allmacht und Güte waren ihr die Pole, zwischen denen die Welt sich bewegte — dann waren im Sturme und Drange des Lebens die Zweifel über sie gekommen! Und sie ringt und kämpft um der Wahrheit Licht; von überall her sucht sie Gründe, und von überall her kommen die Gegenstände ihr, bis — die Liebe ihr Herz erfüllt! In der Liebe sieht sie dann die Offenbarung des Göttlichen hier auf Erden; in ihr die Verkündung echter Gotteslehre, den Inbegriff der wahren Religion. — Die Gestaltung dieses Themas ist sicher eine wohlberechtigte und ausgiebige dichterische Aufgabe, die aber zu lösen dem Verfasser des obigen Buches nicht sonderlich gelungen ist. Seine Figuren sind nicht Gestalten von Fleisch und Blut; sie sind ungeschlechtete und mit Sprache ausgestattete Abstractionen eben des dichterischen Themas. All' ihr Denken und Thun culminirt einzig in der großen Frage: Ist Gott? und in Discussionen hierüber. Man wird schier müde ob des unaufhörlichen „Für“ und „Wider“; ein Herzens-Interesse an den Personen kann daneben kaum aufkommen. Was nützen da eine Anzahl recht sinniger Aussprüche und reifer Gedanken, wenn nirgends das Leben selbst pulst und ruft! So schreibt man Abhandlungen, aber keine Geschichten.

A. W.

Neue Novellen von Alfred Friedmann. Mannheim, J. Bensheimer.

Das neueste Novellen-Buch Alfred Friedmanns enthält nur zwei Erzählungen: „Mädchenfreundschaft“ und „Liebe und Pflicht“ — Beides Dichtungen von hohem poetischen Werth. Auf die Lebenswahrheit hin darf man Alfred Friedmanns Gestalten selten prüfen und noch seltener die Totalität seiner Geschichten. Aber eines eigenartigen Zaubers ist er Meister; bis in das Herz hinein werden

wir ergriffen von einzelnen Situationen; wir glauben wirklich zu erleben, was doch nur Phantasie-Gebilde sein kann! Alfred Friedmann gebietet eben über reiche poetische Kraft und echte poetische Fehlfähigkeit für des Herzens Regen, sowohl für dessen glühendes Verlangen als für die Bitterniß seines Verzichtens — das ist's, was uns seine Dichtungen, trotz aller innerlichen Unwahrscheinlichkeiten und logischen Widersprüche, rein menschlich so nahe bringt!

A. W.

Kleine Schriften von Heinrich Natter. Mit einem Vorworte von Ludwig Speidel und dem Portrait Heinrich Natters. Innsbruck, Edlinger's Verlag.

Der zu früh verstorbene treffliche Bühnhauer zeigt sich in den vorliegenden kleinen Skizzen und Märchen als origineller Erzähler. Seinen vielen Freunden wird diese Gabe aus seinem Nachlaß doppelt lieb sein, denn aus den anspruchslosen Blättern des Büchleins redet nicht nur der Künstler, sondern vor Allem der gemüthstiefe, gute Mensch.

Einsiedler und Genosse. Sociale Gedichte nebst einem Vorspiel von Bruno Wille. Vorwort von Julius Hart. Berlin. S. Fischer's Verlag.

Julius Hart und der Verfasser selbst schrieben diesem Büchlein Geleitsworte. Ist das nicht des Guten zu viel? Dyril, welche einer Erklärung bedarf, wird selten dadurch empfohlen. Bruno Wille denkt und dichtet so klar und schön, daß der Leser auch ohne Commentar ihm leicht folgen kann. Der Inhalt zerfällt in zwei Theile: Der Einsiedler und der Genosse. Schon in den Gedichten der ersten Abtheilung, die der Verfasser als Jugendgedichte bezeichnet, findet sich Treffliches, besonders manche eigenartige Naturbetrachtung, jedoch das Beste bietet die zweite Abtheilung. Hier erringt sich W. als socialer Dichter durch seine eble Begeisterung für das Höchste und Beste Achtung. Oft nimmt seine Sprache, mehr in kräftigen Rhythmen, als in melodischen Versen ausklingend, einen erhabenen, prophetischen Ton an, der große Gemüthstiefe und innige Ueberzeugung verräth. N.

Der Regenbogen. Sieben Dichtungen von Theo Herrmann. Verlag von Oskar Damm. Dresden. N. Moskau.

Wollte der Dichter durch den Titel seines Buches die regenbogenartige Schönheit des Ganzen andeuten, so ist ihm dieser

Vergleich mißglückt. Die einzelnen Dichtungen sind nur so verschieden, wie die Farben des Regenbogens. Theo Herrmann besitzt Talent, aber mehr zur Naturschilderung als zur poetischen Erzählung. Während seine Poesie in „Lenz im Blockland“, „An der Nordsee“ und vor Allem in „Haidegeirner“ einen hohen künstlerischen Aufschwung nimmt, ermatten in den anderen Dichtungen mehr oder minder ihre Schwingen und sinken zuweilen tief in's Prosaische hinab. N.

Tanz und Andacht. Gedichte aus Tag und Traum von Gustav Falke. München, Druck und Verlag von Dr. E. Albert & Co.

Würde nicht heutigen Tages aller feineren Poesie und besonders der Dyril so wenig Verstandniß und Theilnahme entgegengebracht, so müßte ein Dichter wie Gustav Falke längst in aller Leute Mund sein. Kraft, Adel, Grazie, tiefe Empfindung, frischer Farbenschmuck und gesunder Humor sind die hervorragenden Merkmale seiner Dichtungen. Als ein feinfühler Künstler erwägt er sorgfältig Bild und Beleuchtung, Wort und Weise. Zur Erläuterung des eigenthümlichen Titels „Tanz und Andacht“ dient das Vorwort: „Ob mit Tanz wir oder Beten hin vor unsere Gottheit treten, gestern Schelme, heut Propheten, immer fromm sind wir Poeten.“ In der That spricht aus allen Theilen des vorliegenden Buches die wahre Frömmigkeit des Poeten, die geistige, göttliche Erhebung. Der Leser empfindet nach, was der Dichter in dem kleinen Gedicht „Zwischen Tag und Abend“ stimmungsvoll schildert: „Und ich fühl' mich hingetragen, wo die reinen Flammen weh'n, singend um den Sonnenwagen selig heitere Schaaren geh'n. Ueber Wolken, über Welten, Triumphatorschritt, ziehen sie den Neugesellten, den Erhöhten, den Erhellten, ihre goldne Straße mit.“ Das Buch bietet so viel Anmuthiges und Schönes, daß eine Auswahl schwer fällt. Sein Inhalt zerfällt in Phantasiestücke, Vermischte Gedichte und Gedichte in Prosa. Die Phantasiestücke und Gedichte in Prosa sind zuweilen wunderbar wie die Bilder Böcklin's (z. B. Die Regeninsel, Der Berg, Der Ueberfall), aber niemals unschön. Nicht nur an Zahl, sondern auch an geistigem Gehalt die reichste Abtheilung bilden die Vermischten Gedichte. Hier offenbart sich die weite Seelenwelt des Dichters am vielseitigsten und gemüthvollsten. Hier schlägt er die herzegewinnendsten Töne an. Wie neckisch ist „Der Schutz-

engel“, wie rührend „Mich friert so sehr!“ Welche Zufriedenheit mit dem herben Dichterlose spricht aus „Gewinn!“ Ja, Falke kann mit Recht sagen: „Weil ich denn ein Dichter bin, fühlt' ich doppelt Schmerz und Schmerzen, aber durch das Dunkel hin leuchten goldner Himmelskerzen.“ N.

Neue Gedichte. Von Detlev von Liliencron. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Die Kritik hat sich bisher an Liliencron schwer verknüpft. Seine Freunde schaden ihm durch blindes, unmäßiges Lob, seine Feinde durch Unverständnis und ungerechten, hämischen Tadel. Erst die Nachwelt wird ihm gerecht werden. Eins aber steht schon jetzt unbestritten fest und wird wiederum durch seine neuen Gedichte bewiesen, das ist: sein bedeutendes, bahnbrechendes, urwüchsiges Talent. Nach der Erklärung Schillers, der den Genius daran erkennt, daß er in der Natur die Natur mehr, dürfte sich Liliencron sogar ein Genie nennen. Die treffendste Charakteristik von sich giebt er selbst in der Strophe: „Zu weilen schießt ein Stern herab, in eines Menschen Brust hinab: Ein Dichter, der der Zukunft zollt, ein mächtiger Künstler gräbt sein Gold, zahllos sind ihm die Feinde, klein zählt ihm die Gemeinde.“ Leider fragen die meisten Beurtheiler bei der Aufzählung der Fehler dieses Dichters nie danach, ob die Vorzüge der Art sind, daß man die Mängel darüber vergessen darf. Auch die neuen Gedichte enthalten einige Kraftausdrücke und Lebensjudger, die ohne Schaden wegleiben könnten. Aber was bedeutet jene leichte Spreu gegenüber dem schweren, goldenen Weizen, den der Poet auf der vollen Tenne seiner Gedanken würfelt! Wie oft beschäftigt er sich mit dem höchsten Ernst des Lebens, mit dem Tode, und gewinnt ihm immer neue ergreifende

Gestalten ab, z. B. Stupor, Der Kranz, Der souveräne Herr, Die Pest, Der eine Tag im Jahre, Die heilige Flamme! — Welch' ein tiefes, wahres, echt deutsches Gemüth spricht aus den Gedichten: Der Raibaum, Heimkehr, Ein Erinnern, Einen Sommer lang, Schöne Junitage, Das Kornfeld, Abschied, Die vergessene Hortensie, Pietà! Von lieblichen Liebesbildern sind hervorzuheben: Beppi, Zwiegespräch, Versteckte Jasminen, Das eine Kleid, Trostköpfe, März, Frühlingnacht und die herrlichen „Stammelverse nach durchsehnter Nacht“. Dazu kommen noch farben- und gedankenvolle Schilderungen (Büdder Lüng, Der schwermüthige König, In Bruggfred) und ein kerngesunder Humor (Walbfahrt, Ich und die Rose warten, Betrunknen, Und so bleibt's halter beim Alten, Einmarsch in die Stadt Wafsburg). Ist das nicht des Schönen mehr als genug? N.

Vom stillen Ocean. Gedichte von Richard Jordan. Halle a. d. S. Druck und Verlag von Otto Hendel.

In dem Gedicht „Vergleichniß“ sagt Jordan beiseiden: „Graue Vöglein, halb erst flügge, können ihre Lust nicht zügeln; zwitschern leis nur, und doch zittern sie vor Sehnsucht mit den Flügeln. Meinen Liebern sind sie ähnlich“ u. s. w. Den vorliegenden Gedichten haftet wenig Unreifes an. Sie sind fern von der deutschen Heimat in Guatemala entstanden; daher herrscht in ihnen der Ton der Wehmuth, der Sehnsucht, des Heimwehs vor. Ihre Wirkung beruht nicht auf blendendem Bilderreichtum und neuen, kühnen Gedanken, sondern auf froher, warmer Empfindung. Besondere Erwähnung verdienen: „Himmelskunde“, „Im Sturm“, „Geistesgruß“, „Sei wieder gut“, „Der erste Brief von unsrem Kind“, „Tröstlich“, „Runde“, „Aus dem Tagebuche eines Mönchs“, „Silber aus der Wildniß.“ N.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Aus einer modernen Junggesellen-Klausur. Eine Inventur. 2. Aufl. Leipzig, C. F. Müller.
Bacher, W., Varianten zu Abraham Iben Esras Pentateuch-Commentar aus dem Codex Cambridge Nr. 46 Strassburg, K. J. Trübner.
Bock, A., Tarantella. Roman. Zwei Bände. Berlin, Bibliogr. Bureau.
Boy-Ed, I., Die Schwestern. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Browning, R., Ausgewählte Gedichte. Uebers. von E. Ruete. Bremen, M. Heinsius Nachf.

Carnegie, A., Die Pflichten des Reichthums. Zwei Aufsätze. Vom Verf. autoris. deutsche Ausg. Leipzig, P. Hobbing.
Diercks, G., Nordisch-germanische Göttersagen. Dritte Aufl. Berlin, S. Cronbach.
Dubois, F., Die anarchistische Gefahr. Uebers. von M. Trüben. Autoris. deutsche Ausg. Amsterdam, A. Diekmann.
Dumas, A., Die drei Musketiere. Mit Illustr. von M. Leloir. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

- Eckart, R.**, Stand und Beruf im Dichterwort und Volkstum. Erster Band: Fürsten und Adel. Zweiter Band: Medicin und Justiz. Hannover, C. Meyer.
- Eckermann, J. P.**, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Mit Einleitung, Anmerkungen, Namen- und Sach-Register. Herausg. von L. v. d. Linden. Erster Band 1823—1827. Leipzig, H. Barsdorf.
- Erdmann, C.**, Ein Ei des Columbus. Klärende sociale Beobachtungen. Berlin, Bibliogr. Bureau.
- Ewert, E.**, Maria Pally. Novelle. Danzig, Th. Bertling.
- Freericks, H.**, Der Apoll von Belvedere. Eine archäolog. Studie. Paderborn, F. Schöningh.
- Friedmann, A.**, Der Gelger von Gmünd. Ein Wunder- und Zauber-Märchen in drei Acten, nach einer alten Sage gedichtet. Berlin, Rosenbaum & Hart.
- Goldberg, O.**, Getheilte Pflicht. Ein Schauspiel in vier Aufzügen. (Bühnen-Manuscript.) London, Selbst-Verlag.
- Greinz, R. H.**, Heinrich Helne und das deutsche Volkslied. (Cultur- und Litteratur-Bilder, Heft 2.) Neuwied, A. Schupp.
- Grosse, B. J.**, Rudolf. Eine lyrische Erzählung. Berlin, Bibliogr. Bureau.
- Grotowsky, P.**, Gedichte. Grossenhain, Baumert & Ronge.
- Gumpenberger, H. v.**, Alles und Nichts. Dichtungen in drei Abtheilungen und zwölf Bildern. Grossenhain, Baumert & Ronge.
- Heksch, A. F.**, Illustrierte Führer auf der Donau von Regensburg bis Sullna. Revidirt und theilweise neu bearbeitet von Joseph Kahn. Mit 50 Abbildungen und 5 Stromkarten. Wien, A. Hartleben.
- Hérison, Graf M. v.**, Der kaiserliche Prinz. (Napoleon IV.) Autoris. Ausg. Augsburg, Gebr. Reichel.
- Hildebrand, R.**, Ueber das Problem einer allgemeinen Entwicklungsgeschichte des Rechts und der Sitte. Graz, Leuschner & Lubensky.
- Hirth, G.**, Die Localisationstheorie angewandt auf psychologische Probleme. München, G. Hirth.
- Kandt, M.**, Ueber die Entwicklung der australischen Eisenbahnpolitik nebst einer Einleitung über das Problem der Eisenbahnpolitik und Praxis. Berlin, H. Mamroth.
- Kapff-Essenther, F. v.**, Himmel und Hölle. Roman. Berlin, Rosenbaum & Hart.
- Kayserling, M.**, Christoph Columbus und der Antheil der Juden an den spanischen und portugiesischen Entdeckungen. Nach zum Theil ungedruckten Quellen bearb. Berlin, S. Cronbach.
- Keller, C.**, Das Leben des Meeres. Mit botan. Beiträgen von C. Cramer und H. Schinz. Mit Illustr. Liefg. 3. Leipzig, T. O. Weigel Nachf.
- Keyserling, Grünh. M.**, Strandgeschichten. Berlin, Pfeilstücker.
- Lavendel, C.**, Mexikanische Nächte. Hamburg, C. Heyle.
- Leimbach, K. L.**, Ausgew. deutsche Dichtungen für Lehrer und Freunde der Litteratur. Zehnter Band. 1. Liefg. Leipzig, Kesselring'sche Hofbuchh.
- Maupassant, Guy de, Yvette.** Uebersetzt und mit Einleitung von Heinz Towote. Berlin, W. F. Fontane & Co. 1894.
- Maurer, Th.**, Zeit-Sonette. H. Kraeuter'sche Buchh.
- Mombert, A.**, Tag und Nacht. Gedichte. Heidelberg, J. Hörning.
- Notowitsch, N.**, Die Lücke im Leben Jesu. Aus d. Französischen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Ottmann, V.**, Taschenbuch für Schriftsteller und Journalisten auf das Jahr 1894. Leipzig, C. F. Müller.
- Parmod, M.**, Antisemitismus und Strafrechts-pflege. Berlin, S. Cronbach.
- Pfungst, A.**, Neue Gedichte. Leipzig, W. Friedrich.
- Pitlik, C.**, Sonnenschein und Wetterwolken. Ausgewählte Dichtungen. Linz, E. Mareis.
- Reform.** ostdeutsche. Blätter zur Förderung der Humanität. III. Jahrg. Nr. 13 und 14. Königsberg in Pr., Braun & Weber.
- Rosegger, P. K.**, Spaziergänge in der Heimat. Nebst einem Anhang: Ausflüge in die Fremde. Wien, A. Hartleben.
- Router, G.**, L'Amour de Marguerite. Roman contemporain. Sixième édition. Paris, H. Le Soudier.
- Schack, A. F. Graf v.**, Perspektiven. Vermischte Schriften. Erster Band. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Schafheutlin, A.**, Die Götterfarce. Berlin, Rosenbaum & Hart.
- Schmidt, M.**, Zum goldenen Steig. Culturbild aus dem bayrisch-böhmischen Waldgebirge. München, Seitz & Schauer.
- Schnitzer, M.**, Käthe und ich. Erlebnisse und Erfahrungen aus junger Ehe. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft.
- Schönlehn-Carolath, Prinz Emil zu,** Bürgerlicher Tod. Novelle. (Literarisches Schatzkästlein II. Band.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Schumann, G.**, Particularist Blümchen aus Dresden in Karlsbad. Mit Illustr. Leipzig, Abel & Müller.
- Particularist Blümchen aus Dresden in der Schweiz. Mit Illustr. Leipzig, Abel & Müller.
- Particularist Blümchen aus Dresden in Bayreuth. Leipzig, Abel & Müller.
- Steinbrecht, G.**, Ewige Krankheiten. Novelle. Berlin, E. Rentzel.
- Strehlke, Fr.**, Deutsche Lieder in lateinischer Uebersetzung. Zweite verm. Aufl. Berlin, Bibliogr. Bureau.
- Unser Vogtland.** Monatschrift. Herausg. von G. Doehler. Mai 1894. Leipzig, Rossberg'sche Hofb.
- Wagner, Chr.**, Neuer Glaube. Mit dem Bild d. Dichters. (Literarisches Schatzkästlein I. Bd.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Wilczek, E. Graf,** Historische Genrebilder vom Mittelmeere. Marinegeschichtliche Skizzen. Wien, C. Konegen.
- Winter, J. u. A. Wünsche,** Die jüdische Litteratur seit Abschluss des Kanons. Liefg. 20. Trier, S. Mayer.
- Withowski, G.**, Die Walpurgisnacht im ersten Theile von Goethes Faust. Leipzig, F. W. v. Biedermann.
- Zeitschrift für Hypnotismus,** Suggestionstherapie, Suggestionstheorie und verwandte psychol. Forschungen. 1894 Juni. Berlin H. Bräger.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schleifische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlander, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Aord und Süd.
Line deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
von
j)aul tindau.
siebzigster Vand.
M!> den portial!« von-
Nnl>»If oon Vennlgse, Il><» Vo^'Ld, l»i>> Illoseberf.

Wre^lau
Schlesische Vnchdruckerei, Kunst- und verlag«»Anftalt
v. 3. 5chottlaendei.

Inhalt des 70. Bandes.
 Juli. — August. — September.
 Friedrich Althaus in London.
 Lord Rosebery. Ein Charakterbild 292
 Friedrich Voeltcher in Berlin.
 Rudolf von Vennigsen 2t
 Hda Voy-Ed in Lübeck.
 Die letzten. Novelle <2?
 Georg Vrandes in Aopenhagen.
 Da? Vuch Hiob. Antorisierte Uebersetzng von A, Neustädter .. 20K
 Aloritz Vrafch in teipzig.
 Der Vegrnnder der Völkerpsychologie. Eine 3tndie zu Moritz
 tazarns' 7o. Geburtstage 229
 Alfred Freiherr von «Lberstein in Wiesbaden.
 Feld'Telegraphie 22
 tudwig Fuld in Mainz.
 Zur Abänderung des deutschen Strafverfahrens ^08
 Vruno Gebhardt in Berlin.
 Unrd von Lchlöze» als Geschichtsschreiber 282
 Rudolf von Gottschall in teipzig,
 Adolf Friedrich Graf von Zchack 90
 Alfred holzbock in Berlin.
 In der dänischen Hauptstadt N»
 Alfr. Chr. Kalischer in Berlin.
 Philosophen und Astronomen des XVII. Jahrhunderts und die
 ethische Leite der Musik 222
 Richard Aoehlich in Vreslau.
 Der Trappist. «Line Skizze ^.^.-.^>>^!, U2
 IVI48427

Inhalt de» ?o. Vandes.
 I. kindemann in München.
 «Lin Fest. 5ki;;e ^02
 A. Rogalla von Vieberstein in Breslau.
 England gegenüber der veränderten tage im Mittelmeer 25?
 Fr. Rubinstein in Berlin.
 von Zeit und Ewigkeit. «Li» Veitlag zur Psychologie des täglichen
 tebens ,92
 Caesar schoeys in Breslau.
 Das Gutachten des Vorstandes der Berliner Anwaltskammer zur
 Frage der freien Advocatur 222
 Franz öeroaes in Berlin.
 Vit Herkunft der modernen Malerei 202
 Henryk Sienkiewicz in Warschau.
 Lei gelobt. «Line indische 5age, Ueberfetzung aus dem polnischen
 von Vronislawa Neufeld 299
 August Silberstein in Wien.
 Der blaue Mazl, «Line heitere Voif und Maler.Geschichte 279
 Alexander Zwientochowski in Warschau.
 Iwlienische Lkizzen. Aus dem polnischen von M a l w i n e p o s n e 1 -
 Garfein ... «6. ^2
 Heinrich Teweles in j)rag.
 Ida Voy>Ld ,24
 E. vely in Verlin.
 Ivohllhatigkeit. Novelle ,.228
 Bibliographie ,28 22^ . ^4
 Vibliogiaphische Notizen l2<^ . 272 4l2
 Mit den Portrait? von:
 Rudolf von Vennigsen, radirt von Wilhelm Rohr in München; Ida
 Voy-«Ld, lord Rosebery, radirt von Johann lindner in München.

^uli 18Y4.

Inhalt.

<L. vely in Verlin. ^"

wohlthätigkeit. Novelle ^

Friedrich Voettcher in Verlin.

Rudolf von Aennigsen , <.

Alfted Freiherr von Lberstein in Wiesbaden.

Feld«Celegraohie . ,

Alexander öwientochowski in Warschau.

Italienische Skizzen. Aus dem Polnischen von Malwine O osner.

6"f"" 66

Rudolf von Gottschall in teipzig.

Adolf Friedlich Graf von Schack q«

tudwig Fuld in Mainz.

Zur Abänderung de? deutschen Strafverfahrens ,()g,

Richard Koehlich in Vreslau.

Der Crappist. Line 5kizze ,,,

Alfted holzbock in Verlin.

In der dänischen Hauptstadt ,,»

Vibliogravhie ^ ^

Vibliogeophische Noch«,

<,2<l

Hlerzn ein Portrait: Rudolf von Vennigfen.

Hldrung von Wilhelm Rohr in München.

,il««^ 3"^x^" "bactionellen Inhalt von «Mord und Süd« be-

Redaction von «Horb und Süd« Vreslau.

Ziebenhufenerstr. HK.

ih!"
wohlthätigkeit.
Lovelie
von
E. Vely.
— Verlin. —

„Frau Commerzienrätthin!"

Die Frauenstimme erklingt aus dem Nebenranm, der Ant-
wortende sitzt am Kamin und hat dem Glimmen der Kohlen im Dämmer-
licht zugesehen. Er ist eine breitschultrige, mächtige Gestalt, die sich be-
haglich zurückgelehnt hat in den tiefen Sessel, ein Kopf mit ergrauenden
Haaren und klugen, blauen Augen, große Hände, die, wenn sie jetzt auch
weich und gepflegt sind, doch nicht verleugnen, daß sie einst praktisch zuge-
griffen bei körperlicher Arbeit — das ist der Commerzienrath und vielfache
Millionär Fritz Derffner.

Ten Titel hat er erst kürzlich erhalten, und es macht ihm große Freude,
ihn so oft als möglich angewendet zu hören oder ihn selber auszusprechen.
Ein leichter Schritt kommt über den Teppich zu ihm heran.

„Noch im Dunkeln, Fritz?"

„Ja — nnt mir uud meinen Gewissensbissen!" giebt er zurück und
wendet den Kopf nicht einmal zu ihr hin.

Sie lacht, es ist ein wohlthuender Laut. „Ach, Du, der Veste und
Weichherzigste der Menschen!"

„Das ist es eben, daß Du mich für fo gut hältst," protestirt er, und
das kommt fast polternd heraus. „Aber — daß ich heuchle, kannst Du
wenigstens nicht behaupten, ich sage es Dir immer, jeden Tag, Du über-
schätzest mich, Olga!"

1»

2 <L. vely in Verlin.

Sie streicht ganz leise mit der schmalen Hand über sein Haar.

„Nun denn, mein Sünder, mein Tyrann und was Du sonst noch sein willst, laß mich bei meinem Glauben! So lange ich Dich für das halte, was ich in Dir zu sehen glaube, bist Du es mir ja —“

Er fängt ihre Finger mit einer raschen Bewegung und läßt sie dann ebenso hastig wieder los, als brennten dieselben bei der Berührung.

„Du hast für Alles Deine klugen Auslegungen, Olga —“ sagt er zwischen den Zähnen hin, und dann ist es nur ein undeutliches Gemurmeln, das nachkommt. Sie stützt sich auf die Lehne seines Sessels; sie ist eine ungewöhnlich grobe und sehr schlanke Frau, ihr graublasses Antlitz hat nicht den mindesten Reiz, ihre grauen Augen sind von müdem und klugem Ausdrucke, aber doch solche, die weder gefallen noch abstoßen, das einzig Hübsche tonnen nur Kenner feinerer Art schätzen, es ist das reiche, aschblonde Haar, das sich in seltener Fülle um ihren Kopf legt, der so schwer daran zu tragen hat, daß sie ihn immer ein wenig nach vorn geneigt hält.

Sie mag dem Ende der dreißiger Jahre nahe sein und gehört zu den weiblichen Wesen, die niemals jung und frisch ausgesehen haben; der Commerzienrath zählt zwanzig mehr, und doch passen sie zu einander, ist der Unterschied nicht einmal bemerklich.

: ' - „Fritz“ flüstert sie, „dies wird Dir nun bald zur fixen Idee. Und ich meine, es ist nicht gut, wenn ich so weit fort gehe und Du die Räume l«r >fnü>.est. Soll ich Licht anzünden lassen?“

„Nein — es ist behaglicher so,“ sagt er, den lispelnden Laut seiner westfälischen Heimat nicht verleugnend.

„Setz Dich auch her. Du bist eben erst nach Hause gekommen?“

fragt er dann, als sie den Stuhl ihm gegenüber gerückt. Die aufzuckenden Lichtflammen beleuchten sie Neide.

„Und habe nur oben »lein Kleid gewechselt,“ erzählt sie. „Ter Aufenthalt in der Volksküche ist nicht gerade der behaglichste, und ich bringe immer ein Kochparfüm in den Kleidern mit — aber Du solltest sehen, wie ich bereits gelernt, die Fleischrationen sicher abzutheilen, es ist Alles im Leben Uebung und guter Wille —“

„Und Deine Fabrikschule?“

„Oh, vortrefflich, namentlich ruft es eine lustige Stimmung hervor, wenn ich, wie kürzlich zu Deinem Geburtstage, ihueu ein Fest gebe.“

„Machst mich wohl gar zu einem nationalen Helden?“ sagt er, zwischen Lust und Unlust kämpfend.

„Zu einem populären Namen hast Du den Deinigen gewiß gemacht,“ entgegnet sie, „und es hat mir gar nicht schlecht gefallen, als der Lehrer Dich den Kindern als „Kind aus dem Volke“ rühmte und an Deinem Beispiel zeigte, zu welcher Hochachtung und Wohlhabenheit man durch Fleiß und Energie gelange. Und wie dann die jungen Kehlen in ein schmetterndes Hoch auf Dich ausbrachen — ach, Fritz“ — ihre Stimme zittert vor Ae-

wohlthätigkeit. 3

wegung, und sie greift mit der Hand über die Lehne des Sessels und umfaßt mit ihren schlanken Fingern seine breiten.

„Weißt Du, Fritz, daß ich an alles Andere eher gedacht hätte, als daß ich eine „wohlthätige Frau“ werden würde. — Aber Du hast es so haben wollen, vor zwei Jahren meinst Du, es sei nun an der Zeit, auch in irgend eins der Comics zu treten — Wir sind ja unter der Hand in Deinen Arbeiterfamilien wohlthätig genug gewesen, so daß ich die Nöthigung nach außen nicht recht einsah. Aber — Dein Wunsch — Du kennst mich ja und mußt nun auch zugeben, daß ich mich auf dem neuen Posten recht gut mache.“

„Wo thätest Du das nicht, Olga!“ sagt er halblaut.

Sie überhört das und biegt sich noch ein wenig mehr herüber: „Gesteh' mir nun aber auch Eins, die Eitelkeit sprach bei Dir mit — Du wolltest mich in dem Comité sehen, wie' jene anderen Frauen unseres Kreises auch, und ganz in der Ferne schwebt Dir die „herkömmliche Auszeichnung“ vor, die allerhöchsten Orts einmal diesen unermüdlich für das Wohl Anderer wirkenden Damen wird. Ja, Du bist eitel für und auf mich! Obwohl ich in unseren vier Wänden bekenne, daß es heute noch nichts Herrlicheres für mich giebt, als allein Dir zu leben, für „Dein Wohl“ zu sorgen.“

„Du — bist ein Engel, Olga!“

Sie lacht, und das klingt erfrischend und humorvoll.

„Keine Ueberschwänglichkeiten, Fritz. Als ich damals meine Hand in Deine legte, gelobte ich mir vielerlei — ich habe einsehen lernen, das war noch längst nicht genug!“

„Damals!“ sagt er, wie in Träumerei an Vergangenes verloren, und dann schweigen sie Beide, in ihrem harmonischen Einverständnis; wissend, daß ihre Gedanken sich mit dem gleichen Stoff beschäftigen.

Damals!

Ein Arbeiterkind, aus fehr unerfreulichen häuslichen Verhältnissen stammend, hat er von der Pike auf gedient, als Schlosserlehrling an den Essen und Schraubstühlen gearbeitet, mit unsäglich herben Entbehrungen sich die Mittel zu einer Fachschule errungen, mit der Technik am Tage gekämpft und sich den Schlaf gestohlen, um theoretische Bildung einzubringen. — Und dann kam „ein Anfang“ mit kleinen Mitteln und fehr wenig Aussicht, aber mit eisernem Fleiß und gleichem Willen.

Und so hat er's zum wohlhabenden Fabrikherrn, dann zu Reichthum und Ansehen gebracht, wie ein König geehrt in der Fabrikstadt, wie ein Vater geliebt von seinen Arbeitern.

Lange ist er einsam durch's Leben gegangen. Freunde und Fremde haben gespottet:

„Für das Umschauen nach einer Frau nimmt er sich keine Zeit.“

Da hat er in einer Abendgesellschaft, zu welcher er nur ganz gezwungen ging, Olga Wantrup getroffen. Sie war aus dem Süden gekommen, eine

4 <L. vely in Verll».

Cousine der Hausfrau, von Veruf eine „angehende, nützliche Tante“, wie sie ihm nach den ersten fünf Minuten mit dem lebenswürdigen Humor erzählte, der an ihr so erfrischend wirkte.

„Ohne Talent zu irgend einen« Talent“, ziemlich weltlich erzogen als Tochter eines Bildhauers, besaß sie Mittel genug, unabhängig zu sein, und» die Laune, nützen zu wollen, wo es nicht als „Muß“ von ihr verlangt wurde. Im elterlichen Heini, das sie früh durch den Tod von Vater und Mutter verlor, hatte sie das „Können“ in jeder Beziehung schätzen lernen, durch den Umgang mit Menschen von jeder Berufs- und Lebensklasse hatte sie große und freie Anschauungen gewonnen.

So, ein „Ich“, das nicht nach außen reflectirte, sondern „für sich“

— „in sich“ sich ausleben wollte, trat sie dem Mann der Arbeit gegenüber.

Und er, der manchmal noch befangen war, fühlte sich frei und leicht beim Plaudern mit ihr. Sie wußten aber gegenseitig nicht, wie viel sie sich schon geworden, bis die Stunde des Scheidens kam.

Als ihre Hände in einander lagen und ihre Blicke sich trafen, da kam die Erkenntniß über sie. Sie war die Tapfere, sie lachte und wollte über den Augenblick hinscherzen, aber ihn übermannte er.

„Gehen Sie nicht, Olga, ich kann Sie nicht entbehren — bleiben Sie bei mir, seien Sie mein Weib!“

Das war seine schlichte, aus dem Herzen kommende Werbung gewesen.

Erstaunt sahen die Mütter hübscher, jüngster Mädchen, die immer noch auf eine Bekehrung des Millionärs gehofft hatten, ihn die zweiunddreißigjährige blasse Olga Wantruv vorziehen.

Die Thatfache, daß ein gastliches Haus sich aufthat, in dem sie die Honneurs so machte, daß selbst Fritz Derffner nach kurzer Zeit die ihn: noch anklebende Schüchternheit an ihrer Seite überwand, ließ alle kritischen Zungen, die ihr sonst wohl den Anfang und die Stellung erschwert hätten, zu ihrer Lobpreisung übergehen — sie wurde für eine „musterhafte Frau“ erklärt.

„Olga!“

«Fritz!“

Etwas Hohles ist in feiner Stimme, „Du fugst, man ist das, wofür der Andere uns hält — wenn Dir nun einmal die Augen aufgingen und Du erkennen müßtest, daß Du in einer Selbsttäuschung befangen warst —“ er hüstelt, als werde es ihm schwer — „in Bezug auf mich!“

„Närrischer Mensch, Du sprichst ja doch nicht im Ernst!“

Ein Ruck, der Sessel kracht unter dem Gewicht seines Körpers.

„Wenn — wenn ich Dir ein Geständniß zu machen hätte —“

„Du?“

Ein rother Flammenschein zuckt über ihr Gesicht, es sieht jünger und beinahe schön so aus. „Mußt Du etwa, um Dein Gewissen zu erleichtern, bekennen, daß Du mir ein wenig gegrollt hast, weil ich nicht ganz so selig wie Du über „den Commerzienrath“ war?“

wohlthätigkeit. 5

Sie legt den Arm um seinen breiten Nacken. „Als ob es Etwas in der Welt gäbe, das Dich größer in meinen Augen machen könnte, zu höheren Ehren zu erheben vermöchte, als Du sie für mich besitzt.“

„Und wenn es nun gar etwas gäbe, daß mich kleiner, — sogar wie erbärmlich erscheinen ließe?“

Er wartet in dem Dämmerlicht auf ihre Frage, seine Finger haben sich tief in die Atlaspolster des Sessels gegraben, ein leichtes Keuchen ist in seiner Stimme, eine Unruhe in seinen Füßen, die auf dein persischen Deppich scharren.

„Fritz!“ — was sie sagen will, bleibt ungesprochen. Der Diener tritt ein und entzündet die Gaslampen, erst am Kamin, dann den blitzenden Beneticmischen Kronleuchter — nun taucht sich auch das Nebenzimmer in die Lichtfluth, dann der dritte Raum.

Der Eommerzienrath Derffner beschattet die Augen mit der Hand, als thue ihm die Helle weh, aber was soll er dagegen sagen, es ist sein eigener Befehl, stets Licht um sich verbreitet zu sehen, und der Diener hat sich schon um drei Minuten über die bestimmte Zeit verspätet.

„Es ist ein unangenehmes Schneegestöber,“ sagt Frau Olga, mit einem Blick nach den Fenstern, vor denen jetzt die Vorhänge niedergelassen werden.

Alles ist wohligh in diesen Räumen und wohnlich, nichts überladen, nichts von zu großem Neichthum redend. Gute Bilder, hübsche Marmorgruppen geben etwas künstlerisch Ausschmückendes, charakterisiren die Bewohner.

In dem hellen Licht ist der Eommerzienrath ein Anderer geworden, das Unsichere, Erregte weicht plötzlich aus seinem Wesen.

„Ich muß noch einen Gang durch die Fabrik machen,“ sagt er.

„Ohne Deinen Thee, nein, das dulde ich nicht!“

Sie giebt dem Diener einen Wink und schiebt dann ihren Ann durch den des Gatten. So gehen sie ein paar Mal in dem großen Zimmer mit einander auf und nieder, tactgemäß ist's — sie hat sich ja in allen Dingen ihm angepaßt. Die Eommerzienräthin ist schmucklos und einfach gekleidet, sie weiß, äußere Zuthat macht weder ihre Person hübscher, noch gilt sie etwas in den Augen ihres Mannes — aber auf den „Nahmen“ für sich und ihn, auf das Heim hält sie. Nun lassen sie sich wieder auf dem alten Plätzchen nieder.

Der Diener rückt den kleinen Porzellantisch an ihre Seite, die Flamme flackert schon unter dem silbernen Kessel. Sie hat feingeformte Hände und es sieht gut aus, wenn sie sich in häuslicher Beschäftigung bewegen. Dann bleibt der Diener stehen, während sich ihr Gatte mit Ergebenheit fügt, zuvor den Nachmittagstrank zu nehmen.

„Gnädige Frau, es ist auch Jemand draußen, der Sie zu sprechen wünscht — eine Frau.“

„Wer?“

„Jemand von meinen Armen?“

6 k. vely in Veilin.

„Ich kenne sie nicht, Frau Commerzienrath," erwidert der Diener, welcher erst seit Kurzem im Haus ist. „Sie meint, ich solle nur sagen: Die Mutter von der Toni — Toni Baumann — hieß es, glaub' ich."

„Ach!" der Laut kommt aus Fritz Derffners Munde, und er scheint selber davon überrascht, denn er schweigt eben so schnell wieder.

„Toni — freilich, meine Näherin — sie soll krank sein," sagt die Hausfrau, ohne den Kopf zu heben und die Einmischung des Gatten zu bemerken. „Ich möchte Deinen Thee nicht vernachlässigen, Fritz, hast Du etwas dagegen, wenn ich hier ein paar Worte mit der Frau spreche? ich habe das Mädchen immer gern gehabt."

„Ich, wie sollte ich!" erwidert der Commerzienrath, aber es ist mit so erstickter Sprache, daß Olga nach ihm hinüber sieht.

„Doch nicht Dein Herzklopfen, Fritz?"

„Nein — nein!"

Nach wenigen Secunden schiebt sich mehr, als sie geht, eine kleine Gestalt durch die Thüre, welche der Diener hinter ihr schließt. Sie sieht in dem braunen Mantel mit dem großen Kragen kugelrund aus, rund und gedunsen ist auch das Gesicht, das aus einer schwarzen Kapuze blickt.

„Gu'n Abend!" sagt die Frau kurz und schweigt dann wieder. Vielleicht macht sie der Raum mit der ungewohnten Helle befangen; ihre kleinen, listigen Augen gleiten über die Spiegel, die Bilder, die Möbel mit einem tarnenden Allsdruck und suchen dann die beiden Menschen an dem silber-blitzenden Theetisch.

Wie sie keinen Muth zur Anrede findet, — so deutet nämlich Frau Olga ihr Schweigen, — fragt diese: „Sie sind die Mutter der Toni — also —."

Der Commerzienrath sitzt, sein Gesicht mit der Hand beschattend, regungslos auf seinem Platz.

„Und Sie kommen?" — hilft die Dame nach.

„Ich komm' — ja —", — wieder stockt die Zunge, und die Blicke wandern durch den Raum, prüfend, schätzend, und um den breiten Mund zuckt es, und dann schieben sich die Hände hervor unter dem Mantel. Sie stecken in wollenen Handschuhen und falten sich über der Magengegend. Es ist etwas Drolliges und Widerwärtiges zugleich in der Erscheinung des Weibes. „Ich habe nämlich immer schon kommen wollen," fährt sie fort, „aber die Toni hat es nich' gelitten. Und daß ich hier bin, weiß sie auch nicht." Ein krächzendes Lachen. „Na ja, die Toni is ein hübfches und zierliches Ding, un ich habe oft fchon Noth mit den Leuten gehabt, daß sie nicht glauben wollten, daß es meine Tochter wäre. Na, ich habe es ja im Taufschein, Toni, Tochter der Wittwe Mm« Naumann. Was ihr Vater war, der konnte sich sehen lassen, Faßbinder is er gewesen, von dem hat

wohlthätigkeit.?

sie's mit den, Aussehn. Na, er war ein schlechter Kerl un is nach Amerika, un ich habe das Wurm aufzubringen gehabt."

„So!" etwas gedehnt klingt dies eine Wort, und die Commerzienräthin sendet dabei einen prüfenden Blick über die seltsame Gestalt hin.

„Nie die Männer sind," fährt die Frau fort, „erst beschwatzen, dann in's Unglück stürzen, und dann gehen sie ihrer Wege! — Es is 'ne Sorte, hat schon meine Mutter gesagt."

„Ich meine," fällt Frau Olga ein, um den Redestrom zu unterbrechen, „die Toni muß Ihnen Freude machen — sie ist fleißig, bescheiden —"

„Na ja — na ja," glucksend kommt das über die breiten Lippen, „das hat sich auch man so!"

Ter Löffel klirrt in der Tasse des Commerzienraths, während Frau Olga sagt: „Ich habe mehrmals nach Ihrer Tochter geschickt, und sie hat stets sagen lassen, sie sei krank —"

„Na, ja —"

„Was fehlt ihr denn, kann man etwas thun?"

Die Wittwe Naumann kommt mit trippelnden Schritten bis in die Mitte des Zimmers.

„Na — die schwache Gesundheit hat sie von ihrem Vater — was mein Sohn is, der is aus besserm Holze, denn wenn »mein Mann nich von, Zimmergeiüst so unglücklich gestürzt wäre, lebte er heute noch, und es sähe anders für mich auf der Welt aus."

„Das sind ja recht traurige Erlebnisse," erwidert die Commerzienräthin und kommt zu dem Motiv zurück, das die Frau hergeführt.

„Haben Sie den Arzt gefragt?"

„Ach, was halte ich darauf," fällt die rundliche Frau ein. „Wenn sie sich gut pflegen könnte, das wäre die Hauptsache — aber bei Unser» einem sieht es nich so aus, wie hier, und was wir über die Lippen zu bringen haben, das is auch darnach — Hunger un Kummer, wie es immer bei armen Leuten is."

„Ihre Toni ist stets ordentlich und fleißig gewesen," lobt die Dame noch einmal.

„Na ob! Ich habe ihr auch immer gesagt: die Männer sind 'ne Lorte!"

„Nun, ich will sehen, was sich für sie thun läßt!"

„O," fährt die Mutter fort, „thun läßt sich schon was, und die Frau Commerzienräthin is ja für wohlthätig bekannt. Und in diesem Falle — na, ich habe immer schon hergewollt, aber Toni hat es nich gelitten. Sie kann ja nu auch nich ganz besonderen Staat mit mir machen," setzt sie cnnisch lächelnd hinzu, denn ihre Augen sind ihrem Spiegelbilde begegnet. „Aber ich bin nu doch mal die Mutter!"

Olga Derffner sieht ein, daß sie neben der eigenen Geduld die ihres Gatten noch mehr auf die Probe setzt ^ sie bittet ihn mit einem freund-

9 <L, vely in Verlin.

lichen Blick um Verzeihung. Wie hat sie missen können, daß die hübsche Näherin eine solch unangenehme Mutter hat.

„Vielleicht seh' ich selber einmal nach!“

„Ne, um die Welt nich,“ protestirt die Wittwe, „dann schämt sich Toni die Augen aus dem Kopfe — bei uns sieht es nich so aus — ne, aber wenn ich wirklich um 'ne kleine Unterstützung —“

Die Geduld des Eommerzienraths ist erschöpft, er springt auf und drückt der Frau eine Münze in die Hand.

„Gehen Sie, nun ist es genug!“ ruft er und faßt sie an der Schulter und schiebt sie der Thür zu. Und erschreckt oder beherrscht von seinem Blick und seiner entschlossenen Art gehorcht sie — ihre Lippen bewegen sich wohl noch, als wolle sie etwas sagen, dann aber zieht sie vor, so schnell als möglich das Zimmer zu verlassen.

Aufathmend steht Fritz Derffner da, aber sein Gesicht ist sehr blas,.

Olga schüttelt den Kopf. „Tu warst vielleicht ein wenig zu schroff in Deiner Art, ‚wohlthätig/ zu sein,“ meint sie.

„Aber — das Weib war ja betrunken!“ ruft er, „hast Du denn das nicht bemerkt?“

Und er eilt zum Fenster und reißt es auf, als habe der Atheni der sonderbaren Besucherin den Raum verpestet. Die Schneeluft dringt ein, die Vorhänge blähen sich auf, das Licht flackert — er scheint das Alles eine Weile gar nicht zu spüren und steht und starrt in die Nacht hinaus. Endlich kommt Olga in ihrer geräuschlosen Weise heran, schließt die Flügel und tritt neben ihn.

„Sieh, Fritz, selbst in Deinen Erregungen muh ich Dich bewundern — und jetzt habe ich wieder den Beweis, wie Alles in Dir edel und rein ist — das Weib widerte Dich an. Du kannst nur in geistig reiner Luft athmen!“

Das letzte Haus iu der Vorstadtstraße, die in's freie Feld führt und wunderbarer Weise deu Dichter Wieland als Taufpathen erhalten hat, obwohl die Fabrikarbeiter, welche es bewohnen, schwerlich je die Bekanntschaft des Mannes gemacht haben, wird ganz besonders heftig von dem Schneesturm umbraust.

Das rüttelt, rasselt, ächzt und kracht um Dachfirst, Bodenluke, an Haus- und Hofthür und an den Fenstern — es ist, als wollte der Wind an dem letzten „Object“ sich noch einmal recht austoben.

Das Haus ist nur zweistöckig, aber mit einein nnverhältnißmäßig großen Schornstein versehen, es steht frei, rechts stößt ein kleiner Garten daran, aus dem drei kahle Obstbäume ihre Aeste in die Luft strecken, die, bei jedem Windstoß leise knarren. Links liegt ein niedriges Stallgebäude aus dem ab und an das klägliche Meckern einer Ziege erschallt.

— wohlthätigkeit. 9

Eine dünne Schneeschicht hat sich gegen die Vorderwand geworfen, sonst würde man sehen, wie überall der Kalk abgefallen ist und große Lehm-flecke hervorschauen zwischen dem Holzfachwerk — auch die eingeschnittene Inschrift des einen Längsbalkens: „Gah in, gah ut in Gottes Hut," ist schwer noch lesbar — dem Aeuherten des bescheidenen Bauwerkes muß lange nicht nachgeholfen sein.

Hinter den buntgeblühten Kattinnvorhängen der rechts von der Haus-thür liegenden beiden Fenster schimmert Licht. Den Schnee abschüttelnd und fest mit den Füßen aufstampfend, kommt ein breitschulteriger Mann quer über die Straße auf das Haus zu, zögert dann ein paar Secunden, ver-sucht durch die Fenster zu schauen, wer in dem Raum, wo das Licht brennt, anwesend ist, und als ihm das nicht gelingt, drückt er rasch auf die Klinke der Thür.

Ein einziger, schriller Glockenlaut schallt durch den dunklen Eingang, wieder wartet der Mann, als solle Jemand kommen, der nach dem Ein-tretenden frage oder ihn willkommen heißt, und wie auch das vergeblich ist, geht er auf die Zimmerthür zu, durch deren Schlüsselloch ein Lichtstrahl fällt, und pocht bescheiden an.

Vorgebeugt lauscht er, ganz leise sagt eine Frauenstimme: „Herein."

Nun öffnet er, er bleibt jedoch auf der Schwelle stehen, indem er spricht: „Ich komme aber aus dem Unwetter!"

„Bitte, das macht ja nichts!" wird ihm geantwortet.

Ter juuge Meusch, augenscheinlich dem Arbeiterstande angehörend, hat erst seinen Anzug gewechselt, ehe er hierher kam; es ist Alles nett und sauber an ihm.

Neben dem Eingang steht ein Stuhl, auf den legt er seine nasse Mütze, den dicken Ueberrock, in welchem noch Schneeflocken hängen, und ein Packet, das mit Bindfaden umschnürt ist. Dann reibt er seine Hände, die ein wenig erstarrt sind, und macht ein paar Schritte weiter in das Zimmer, in dem es noch immer still geblieben.

„Einen Schirm kann man nicht offen halten, und durch muß man doch," meint er, nach der Richtung sprechend, wo sich in dem Lampenschein ein blondhaariger Kopf über eine Näharbeit beugt. „Und nun guten Abend auch endlich!"

„Guten Abend!"

„Sie scheinen ja allein zu sein, Toni! Wo sind denn die Andern — bei dein Sturm?"

Indem er fragt, kommt er näher und streckt der Sitzenden seine Hand hin, in die sie ganz flüchtig, als dürfe sie keinen Augenblick bei ihrer Arbeit säumen, die Fingerspitzen legt.

„Wohin die Mutter gegangen ist, hat sie nicht gesagt, und Hans — nun, der kommt ja nie direct von der Arbeit nach Hause."

«Hm!"

!0 L. vely in Veilin.

Der Besucher muß wissen, daß er hier willkommen ist, denn er nimmt sich unaufgefordert einen Stuhl und setzt sich unweit der Nähenden. Auf seinem kräftigen Körper bewegt sich ein gut geformter Kopf mit blonden Haaren und braunen Augen, seine Gesichtsfarbe ist frisch, und selten schöne Zähne blitzen unter seinem Schnurrbart hervor, wenn er lächelt, wie jetzt.

Ueber den blonden Scheitel des Mädchens spielt der Lampenschein, er ist dicht, und das Haar fällt wellig von ihm nach den Seiten ab. Wie sie vorhin ausschaute, fah der Gast in ein blasses Gesicht mit braunen, schwärmerischen Augen, einem kirschrothen Mündchen und einer feingebogenen Nase.

„Wie geht es denn, Toni?“ fragt er.

Sie macht eine fröstelnde Bewegung unter dem großen Tuch, das sie kreuzweise um die Schultern geschlungen hat.

„Mich friert immer!“

„Und es ist hier doch so warm,“ meint er mit einer Bewegung nach dem Ofen, dessen eine eiserne Wand glühend roth herüber leuchtet.

„Es mag wohl sein!“ erwidert sie leise. Etwas wunderlich Apathisches ist über dem jungen Geschöpf, das kaum achtzehn Jahre zählen mag.

„Ich meine, Toni, Sie sitzen zu viel im Haufe und haben keine Bewegung, und das immerwährende Nähen —“ leicht grollend stößt er das hervor und stockt dann.

„Man muß doch verdienen,“ flüstert das Mädchen. „Und seit ich nicht mehr in die fremden Häuser geh' — die Leute sehn nur gern ganz Gesunde um sich — muh ich hier arbeiten — das Leben ist theuer — Herr Konrad!“

„Ja doch —“ giebt er zu.

„Und das ist auch nicht so schlimm mit dem Ueberarbeiten, die Leute fangen schon an, mich zu vergessen, seit ich zu Hause bleibe, und nicht immer habe ich zu thun.“

„Hm!“ er geht nach dem Stuhl an der Thür zurück und bringt ihr das Packet.

„Da, wenn ich nicht zu dumm eingekauft habe, davon follte die Mutter Schürzen haben, so hübsch, wie Sie sie machen können.“

Sie prüft den Stoff. „Gut und billig — und sehn Sie, nun sorgen Sie ja selber für Arbeit“ — etwas Rührung klingt doch aus ihrer Stimme — „und, Konrad, was für ein braver Sohn Sie sind!“ Er wird roth bei ihrem Lobfpruch und geht nicht darauf ein.

„Wenn Ihr Bruder seinen Lebenswandel änderte, Toni, — der hat einen großen Wochenlohn!“

Sie seufzt nur.

„Und die Mutter hält auch wohl nicht Alles so zusammen, wie sie könnte!“

wohlthätigkeit. ü

Toni giebt keine Antwort, der Faden gleitet nur noch schneller durch die weißen, kleinen Finger.

„Sie müssen nicht böse sein — aber wenn ich daran denke, wie es bei uns zu Hause ist, am Rhein — man macht so unwillkürlich seine Vergleiche. Seien Sie mir nicht böse, Toni,“ wiederholt er gutmüthig.

„Ach nein!“

Der überheiße und dumpfe Raum, in dem es ihm so warn« wird, daß er mit seinem Tuch über die Stirn fahren muß, ist nun zwar in Ordnung gehalten, und Konrad Sierke mag wissen, daß das Tonis Hände thun — aber behaglich und anheimelnd ist es trotzdem nicht darin. Ein Ledersopha schaut von der Wand herüber, es weist Nisse an dem Fußende auf, die von schweren, nägelbeschlagenen Männerstiefeln herrühren mögen, und das weiße gehäkelte Deckchen, das auf der Lehne liegt, täuscht über jenen Defect nicht hinweg. Auf einer Commode daneben, an der sämtliche Schlösser fehlen, stehen ein paar Vlumenvafen, die am Rande zerschlagen sind, das Prachtstück im Zimmer ist ein Glasschrank, aber was hinter seinen Scheiben geborgen ist, hat eine unruhige Hand durcheinander gewürfelt, Porzellan, Frauenhauben, Schürzen. Beim Ofen ist ein gepolsterter Großvaterstuhl, Toni sitzt an einem kleinen Tisch, neben ihr steht die Nähmaschine. Ueber dem Wolltuch, das Schultern und Taille verbirgt, kommt ein weißer Leinenkragen zum Vorschein, den eine kleine Korallenbrotsche zusammenfaßt; sie hat ein braunes Kleid und eine saubere bunte Schürze an.

„Wir, die Mutter und Schwestern sind ja auch auf die Arbeit angewiesen, aber es ist doch anders,“ fährt Konrad fort und reibt seine breiten Hände an den Knien, „und wir sind lustig mit einander — wenn ich in den Feiertagen hinüber geh, da sollten Sie einmal dabei sein, Toni — das ist eine Freude!“

Der blonde Kopf senkt sich noch tiefer auf das weiße Linnen.

„Das glaube ich wohl,“ murmeln die rothen Lippen.

Die Finger des jungen Arbeiters machen ungeschickte Bewegungen.

„Sehen Sie, Toni, hier muß ich immer denken, Sie paßten gar nicht zu den Andern!“

„Es sind doch meine Angehörige“, wirft sie hin.

„Ja, aber — zum Kuckuck — Goldlack und Disteln stehen auch auf einem Beet, wenn ich so sagen soll, und wachsen dicht nebeneinander aus derselben Erde heraus.“

Die Röthe steigt Konrad bis an die Haarwurzeln, und nun räuspert er sich.

„Sehen Sie mal, Toni, es ist oft ganz wunderbar im Leben! Dazu, um das einzusehen, braucht man kein Professor zu sein, das kann ein schlichter Arbeiter auch. Und darum sage ich: Sie gehören hier gar nicht her — und^ Toni, möchten Sie nicht auch fort?“

12 <L. vely in Veilin.

„Nein!“ Es ist ein Geräusch dabei, als schlugen ihre Zähne aufeinander, als schüttle sie ein kalter Frost.

„Toni —“ er springt auf, macht ein paar Schritte nach dem Ofen hin und kommt dann, denn da wird's ihm ja noch heißer, rafch wieder zurück, „das kann ich nicht glauben, das kann nicht Ihr Ernst sein! Sie haben es in sich, das Verlangen nach dem Besseren, und dann — die“, seine Miene ist dabei verächtlich, „die — sind ja noch nicht mal gut mit Ihnen, so daß man's begreifen konnte, daß Sie hier nicht fort möchten!“ Wie aus wunder Brust kommt die Bitte empor: „Ach, Herr Konrad, hören Sie damit auf — es thut mir weh, so weh!“

Nun ballt sich die eine der rothen Fäuste, und es ist, als wolle sie mit donnerndem Geräusch auf die blanke Tischplatte niederfallen, dann besinnt sich aber der junge Riese und schluckt den ausbrechenden Zorn hinab.

„Toni — Sie haben sich doch mal fortgeseht, Sie fühlen den Unterschied, sagen Sie mir das nur —.“

Sie hebt den Kopf, und die schönen braunen Augen sehen ihn eine Secunde lang mit einem so flehenden und doch zugleich lieben Ausdruck an, daß er noch tiefer bewegt wird.

„Ach, Konrad, warum soll ich nicht die Wahrheit sagen, Sie sind ja so theilnahmsvoll gegen mich!“ bringt sie langsam und tonlos hervor. „Es ist mal so mit mir gewesen, daß ich mich fortgeseht habe — aber das ist vorbei, und nun ist ja doch Alles zu spät — Alles! und was hilft es d'rum, d'rüber nachzudenken, wie es anders sein könnte!“

Ganz nah kommt sein Kopf dem ihrigen.

„Toni, Sie meinen Ihre Krankheit.“

„Ja!“ den Laut glaubt er zu vernehmen, ihre Lippen schließen sich aber so fest, als hätten sie nichts geäußert, und alles Blut weicht plötzlich aus ihnen.

„Ach, an die Krankheit glaube ich nicht recht — die vornehmen Fräulein sehen just so blaß aus, wie Sie. Und da haben die Aerzte denn den Namen Blutarmut!) erfunden — meine Mutter lacht immer darüber. „Blut-arme“ Leute wie unsereins, sagt sie, die haben zu so etwas keine Zeit. Den Andern verschreibt dann der Doctor Luftveränderung und Bewegung.“ Er lacht mit frohem Laut. „Ich will mal Ihr Arzt sein, Toni! Hier können Sie nicht froh werden, das fehe ich ganz gut ein — ich —“ er blickt nach den Balken der Zimmerdecke, an denen sich Wolken vom Qualm der Lampen gebildet haben — „ich käme gewiß nicht hierher, wenn — na, erst bin ich ein ganz guter Kamerade für Euren Hans gewesen, aber auf die Länge gefiel es mir doch nicht —“ er schnippt mit den: Daumen durch die Luft und überläßt der jungen ZuHörerin die Ergänzung und Auslegung seiner Worte.

„Toni, meine Mutter ist eine brave Frau, die viel durchgemacht hat auf der Welt, die wird Sie gern aufnehmen, das behaupte ich, und da leben Sie auf und dann — dann —.“

wohlthätigkeit. 43

Er macht eine Bewegung mit den Armen in die Luft hinein, die zierliche Gestalt da vor ihm würde ja doch jeder Berührung ausweichen, das weiß er.

„Nein, o nein,“ schaudert sie, „niemals. Ich passe nicht zu denen, ich will nicht!“

„Sie sind verschüchtert,“ besänftigt er, „Hans seine Roheit und dann das nit der Mutter, Sie wissen ja, was ich meine, das bedrückt Ihren redlichen Sinn — meine Mutter wird das verstehen und es Ihnen ausreden. Und nun gar die Mädchen, die Schwestern — kerngesund sind sie und lustig und waschen und bügeln und singen dabei, und wenn am Sonnabend das Geschäft vorbei ist, fängt's am Montag wieder an, gleich unverdrossen.“ Er kann es gar nicht genug ausmalen, das Leben daheim und sieht die verschüchterte Sinnvflanze schon dazwischen. Und wenn nun die leere Luft umarmt ist und er doch ihren blonden Scheitel so faßbar nahe hat und die Löschchen am Halse über dem Kragen und dem häßlich verhüllenden Tuch und die weiche Rundung der Schultern, da kommt ein heißes Verlangen über ihn, und er nähert seinen Mund der rosigen Ohrmuschel und flüstert hinein, was er lange noch hat verschweigen wollen, bis sie genesen und erstarkt wäre am heimischen Strom unter gesund denkenden Menschen:

„O Toni, Toni, sag' mir auch nur, daß Du nur gut bist, ein wenig gut nur, Mädchen — denn guck, ich bin Dir's von ganzem Herzen.“ „Oh — oh —“ ein langgedehnter Schmerzensschrei, und dann gleitet das Nähzeug zu Boden, und sie schüttelt sich und hebt abwehrend die Hände.

„O Konrad, Konrad, sieh, warum hast Du mir das gesagt, warum? ach!“ kommt es von ihren Lippen.

„Toni! Mädchen!“ Er kann ihr Gebühren nicht fassen. Bis in die Nähe des Ofens gleitet sie, und dort vor dem Stuhle sinkt sie zusammen und birgt das blasse Gesichtchen in den Händen und ächzt und schluchzt.

Das ist ein seltsames Resultat seines ehrlichen Geständnisses. Er steht rathlos, verlegen und wagt nicht, ihr zu folgen, und hat auch nicht den Muth, zu gehen.

„Ja — warum habe ich es gesagt —“ spricht er in die dumpfige, bedrückende Luft hinein.

Sie hebt sich ein wenig auf den Knien. „Konrad, das — das kann niemals fein, das schlag Dir aus dem Sinn,“ fleht sie, „Du bist ein guter und ehrlicher Mensch, das paßt nicht hierher, nein, nicht hierher — und Du —“ sie streckt wieder abwehrend die Hände aus, „Du kannst ein ganz anderes Mädchen bekommen — und sollst es auch!“

„O je!“ macht er und schüttelt den Kopf, „das lasse ich mir nun nicht so vorschreiben!“

<H <L. vely in Verlin.

Aergerlich ist er jetzt freilich, mit sich und mit ihr. Wenn sie schwach und krank ist, er sieht es ja nun eben, wie sie sich nur zitternd wieder erheben kann, dann war es gewiß nicht die rechte Stunde, da konnte er seine Wünsche und Pläne noch für sich behalten. Aber — so kurz braucht sie auch nicht zu thun — er ist ein Mensch, dem schon mehr als, ein Mädchen gezeigt hat, daß es ihn möchte, daß es ihm gut sein wollte.

Er tritt auf den Stuhl zu, wo sein Nock liegt, und beginnt ihn anzu- ziehen, sehr umständlich verfährt er freilich damit, aber endlich muß er doch fertig werden.

An den Armstuhl mit dem großblumigen Kattunbezug gelehnt, blickt sie starr zu ihm hinüber, sie weiß ja, daß er nun gehen wird, muß — Ja, wenn sie, nur ein Wort sagte, aber sie bleibt so stumm, wie drüben die Holzbank, auf welche sie ihre Füße beim Nähen setzt!

Nun greift er nach seiner Mütze mit dem Lederschirm und biegt sie ein paar mal hin und her, als könnte er nicht unterscheiden, wie sie auf- gesetzt wird.

„Hm!“

Sie legt beide Hände gegen die Brust, wie das da d'rin klopft, er muß es hören können — weiß er denn nicht weshalb? weil sie ihm gut ist — und es doch nicht sein darf!

„Ja — und nun guten Abend auch, Toni!“

Er ist in der Thür, da stößt sie einen Schrei aus und stürzt ihm nach.

„Konrad, Konrad, geh so nicht, sag' mir um Gottes Barmherzigkeit willen, daß Du mir nicht böse bist — sag's doch — o sag's doch!“

Darum läuft sie ihm nach mit diesem geisterbleichen Gesicht, den er- hobenen Armen.

„Das ist Alles?“ fragt er spöttisch, verletzt, „das kann Dir hernach ja auch gleich sein, Toni Baumann!“ und dann schlägt er die Thüre zu.

Sie lehnt sich an den Pfosten derselben, seine tappenden Schritte ver- klingen auf der Hausflur, nun kommt der schrille Klang der Glocke — o, wie der in ihren armen Kopf einschneidet — jetzt tritt er über die beiden Steine draußen, und nun ist nichts mebr hörbar, gar nichts — Todten- stille —!

Die schönen, braunen Augen sehen angstvoll durch den Raum — lebt sie denn noch, kann sie denn noch leben? warum hat der liebe Gott kein Erbarmen und sendet ihr den Tod, den sie täglich ruft. —

Wie lieb hat sie Konrad, wie lieb, nun weiß sie es erst recht! Sie wankt, im Hellen unsicher und tappend, wie er vorhin draußen im Duuklen, ihrem Platze zu und nimmt die Arbeit zur Hand.

„Ein anderes Mädchen,“ murmelt sie, „ein anderes, das besser ist als ich —“ und dann sinkt sie ohnmächtig zurück.

wohlthätiglejt. 55

Die Sonntagsglocken erklingen von allen Thürmen gleichzeitig durch die klare Frostluft über die schneebedeckten Dächer hin —, die Kirchengänger treten aus den Häusern, die Schlote rauchen nicht, die Hände und Fäuste, welche in der Woche arbeitsmüde geworden, ruhen aus — Sonntagsfeier für fromme Seelen, Arbeitsruhe für angestrengte Körper, Eitelkeitsfest für putzfüchtige Geschöpfe — die Glocken schwingen und klingen.

In dem Hause der Wittwe Baumann ist's auch „sonntäglich“ nach gewohnter Art. Toni hatte geputzt und gefegt und weißen Sand auf Flur- und Stubenboden gestreut und tritt jetzt an's Fenster und sieht durch die Scheiben hinüber auf's Nachbarhaus, ob sich die Anna dort wohl schon zeigt, mit der sie sonst gemeinsam zur Kirche gegangen. Ja, da ist sie — aber sie schaut nicht einmal mehr herüber nach dem letzten Hause, wie in alter Gewohnheit wartend, ob man sich ihr anschließt — sie sind nun schon lange nicht mehr miteinander gegangen.

Die Mutter sitzt am Tisch und trinkt zum zweiten Male Kaffee, und Hans Naumann liegt auf dem Sopha, des Sonntags halber in Pantoffeln, gähnt, blickt die Decke an und meint, daß er noch viel zu früh aufgestanden sei.

„Na,“ sagt die Frau, in deren Schöße eine schwarzweiße Katze schnurrt, und führt die Untertasse an die breiten Lippen: „den lieben, langen Tag kann man doch nicht schlafen!“

„Wenn man die liebe, lange Nacht wacht — doch!“ ruft der Sohn.

Er gleicht ebenfalls nicht der Mutter, er ist ein hübscher, braunhaariger Mensch, nur ein roher Zug liegt auf seinem Gesicht.

„Ja, das is Dein Fall,“ brummt die Wittwe, beide Ellenbogen auf den Tisch sehend, „ich mag gar nicht wissen, wann Du diese Nacht wieder gekommen bist!“

„Ist auch gar nicht von Nüthen, Du alter Drache!“ ruft Hans, feinen einen Filzpantoffel in die Luft schleudernd und ihn dann wieder mit der Fußspitze auffangend.

„Und was Du verzecht und verjubelt vom Wochenlohn —“ spricht ne wieder hinüber und schüttelt den ergrauten Kopf, um den die noch ungekämmten Haare hängen.

„Ist auch am Ende die Sache von dem, der es verdient!“ ruft der Sohn und macht das Experiment des Schleuderns und Auffangens mit dem andern Fuße und Pantoffel.

„Oho — Du bist von Rechts wegen der Ernährer der Familie und kannst dazu angehalten werden,“ meint die Frau gelassen, den fetten Hals über der blau und weiß gestreiften Nachtjacke hin» und herdrehend.

„Ja, doch! Angehalten --“ lacht der Bursche, „sie soll'n mal den anhalten, der auf und davon geht. Und das könnte ich doch an jeden« Tage.“

„Freilich, das könntest Du,“ giebt die Mutter zu und fchließt die blinzelnden Augen secundenlang, „aber Du bist ein viel zu guter Junge,

N»r!> und Süd. I^XX. 2««, 2

1,6 < 3. vely in Verlin,
als daß Du das thättest." Und nun streiäielt sie zärtlich das Thier auf
ihrem Schöße.

„Kommt darauf an!" Er pfeift den Anfang eines (Gassenhauers,
giebt sich eine andere Lage und sagt dann: „Und zwej Frauenzimmer wie
Ihr, die sollten sich doch durch die Welt bringen können, ganz behaglich."
Toni setzt sich an ihre Maschine, welche sie sofort rasseln und
surren läßt.

„Die Toni mühte es ganz anders verstanden haben — und Tu
auch!" ruft der Bursche.

„Ach, das halsstarrige Geschöpf, das will ja von seinem eigenen Vor-
theil nichts wissen!" Zorngeröthet sagt die Wittwe das und »nacht eine Faust
hinüber uach der Richtung, wo das schwächtige Mädchen sitzt.

„Nichts mehr zn fischen von der Seite?" fragt Hans bedeutungsvoll
nickend.

„Wenn sie wollte, das müßte eine Goldmelle sein — aber, die dumme
Gans!" Und wie nun der lebte Tropfen aus der Untertasse geschlürft ist,
schüttelt die Frau die Katze ab und tritt neben den Sohn.

„So dnmm ist noch Keine gewesen, wie die da!" ruft sie hämisch.

„Ja —" er wirft den lockigen Kopf herum, „wozu bist Tu denn da.
Alte?"

„Ich sage Tir ja, todtschlagen kann man sie eher, als daß sie ihren
V ortheil wahrnimmt. Und das wäre doch so leicht," flüstert die Wittwe.
Ter Liegende giebt sich eine andere Lage.

„Hm! — dem von dort oben ist das Spiel bald leid geworden —
na ja — aber nun mühte es ausgenützt werden mit der Heimlichkeit —
last uus mal drüber nachdenken, Mutter, ob Tu oder ich, siehst Tu, 'ich,
das ist so 'ne Sache, die College» könnten dahinter kommen —"

Ein Kichern und Lachen der Frau, ein Schwanken und Ueberlegen,
dann siegt doch die Eitelkeit; sie schiebt die Hand in die Tasche, und als
sie sie wieder hervorbringt, läßt sie ein Goldstück vor seinen Augen blitzen.

„So klug, wie Du, mein Junge, bin ich auch noch —"

„Tonnerwettcr!" zischelt er und stützt sich auf den Ellenbogen, „alte
Hexe!"

Sie freut sich der kindlichen Anerkennung und verbirgt ihre Münze wieder.

„So, so," nickt er, „dann kannst Tu es ja wohl diese Woche allein
bestreiten. —"

„Ne, so ist es nich gemeint — rück nur raus — wenn'Z nur dazu
is, daß wir uns einen guten Punsch heute Abend machen," grinst die Alte.

Der Sohn greift schnell in die Tasche und schnellt kunstfertig ein
Silberitück auf den Tisch. „Mehr setzt es diesmal nicht!" ruft er. Und
verständnißvoll die Mutter anblinzeln, fügt er hinzn:

„Tas Fräulein da muß ja ein Heidengeld mit ihrer Näherei ver-
dienen, stoß die nur auch an."

wohlthätigkeit.!?

„Ach, die!“ brummt die Alte und schlürft nach dem Tische, um die Münze zu betrachte«. „Drei Mark — ne, das is doch 'ne Sünde. Toni, von drei Mark trennt er sich!“

Tas Mädchen giebt keine Antwort, die Maschine rasselt weiter.

Toni trägt dasselbe braune Wollkleid und das große Tuch, für sie ist kein Sonntag mehr — und sie hat sich doch so gern einmal geputzt, genau wie die Andern auch.

Ihre Stirn senkt sich, sie hat ein Bild uor Augen, sich selber in dem dunkelblauen iUeid, das ihr wirklich so gut stand. Es ist dasselbe, i» den: sie Konrad zuerst gesehen hat. Ein stöhnender Laut will sich auf ihre Lippen drängen, aber sie unterdrückt ihn gewaltsam und beschäftigt sich um so eifriger mit ihrer Arbeit.

Mit einem Ruck springt der Liegende empor und kommt an die Seite der Schwester. Sein schlanker, nerviger Körper steckt in einem abgeschabten schwarzen Sammetjacket; ein buntes Halstuch hängt mit langen Enden auf die Brust herab. Er scheint es zu lieben, sich einen etwas flotten Anstrich im Äußeren zu geben.

„Laß doch das Ting mal in Ruhe,“ sagt er, „das nimmt Einem ja den Kopf ein; mir thut meiner ohnehin fchon weh!“ Und dann stützt er sich gegen die Fensterwand und fragt: „Hast Tu „den Rheingrafen“ lange nicht gesehen?“ und wie sie verständnißlos dieser Bezeichnung gegenüber thnt, fügt er hinzu, „den Sterke, den Conrad mein' ich!“

Toni preßt die Lippen zusammen und fragt dann statt einer Antwort:

„Warum willst Tu das wissen?“

. „Ih, man hat doch für die was übrig, die hinter unseren Schwestern her sind —“ lacht er roh, und dann schnippt er die Daumen zusammen.

„Na, oder is es damit vorbei?“

„Vorbei!“ wiederholt sie tonlos, zu sich selber.

Hans Naumann fährt durch seine lockigen Haare.

„Berstell Tich nur nicht, Mädchen, — der „lange Peter“ will ilm genern Abend hier auf's Haus haben zugehen sehen.“

Keine Antwort, sie beugt den Kopf tiefer, vergißt aber, die Maschine zu bewegen.

Tie Wittwe hat sich in den Armstuhl am Ofen niedergelassen und streckt die in ausgetretenen Schuhen steckenden Füße weit von sich. Sie gähnt und hat kein Interesse an dem, was dort am Fenster die Halbgeschwister mit einander reden.

„Und der „hinkende Teufel“, Ehrstlieb, behauptet, Konrad hätte mal in 'ner mittheilsamen Stunde gesagt. Tu hättest es ihm angethan, und wenn Tu nicht wärest, hätte er schon längst eine Rauferei mit mir gehabt und mir ein paar Tinge ausgezahlt. Ich gelte nun zwar als der Stärkste von all den Jüngern, aber das weiß der Henker, der Conrad is mir über, und wenn ich unter dem seine Fäuste unverlangt käme — dn kennte ich schon was

I>8 <L. vely in Verlin.

Angenehmeres. Und das is auch wahr, daß ich ihn gehänselt habe, weil er deutlich zeigte, daß er mit mir nichts mehr zu thun haben wollte —"

Er lacht roh auf und legt seine Hand auf die Schulter der Sitzenden.

„Da muh ich mich wohl gar noch bei dem Fräulein bedanken, he!"

Sie zuckt unter feiner Berührung zusammen und macht dann eine schüttelnde Bewegung.

Der Nursch versteht sie wohl, aber er zieht seine Hand nun erst recht nicht zurück.

„Oho — Fräulein Zimmerlich," höhnt er, „seil wann thust Du

denn so vornehm? hast früher manche Ohrfeige hinnehmen müssen, und fo lange ich hier Herr in, Haufe bin, steh' ich nich dafür, daß das sich nicht noch mal ereignet. Und wenn ich nicht will, daß Du mit dem Rheinländer schön thust und mit ihm herumstehst, — dann will ich es eben nicht — hast Du mich verstanden?"

Die Alte macht ihm von ferne ein Zeichen, diefe lauten Worte hat sie vernommen, und so ist's recht, dem Mädchen einmal wieder zeigen, daß es keinen eigenen Willen hat.

Nun wendet Jene aber dem Bruder das Antlitz zu, und die braunen Augen, die sonst solch sanften Ausdruck haben, flammen, und jähe Röthe fchietzt auf Wangen und Hals.

„Ich steh' nicht mit ihni herum — ich thu' nicht fchön mit ihn»!" fugt sie, aber es ist in einem Ton herzbrechenden Jammers.

„So ein Lump, solch ein Mädchenjäger, der sich was auf sein glattes Gesicht einbildet," poltert Hans.

Nun wird Toni's Stimme fester: „Ich leide aber auch nicht, daß Du ihn schinähst — Dir tommt's nicht zu. Dir gewiß nicht!"

„Hohoho — seh' mal Einer, das ist ja ganz aus dein Häuschen!"

ruft der Burfche .. ." Sieht ja wahrhaftig aus, als hätte die stille Mamfell felber einen Narren an ihm gefressen! Aber das leide ich nicht, das patzt mir nicht!" Wild und roh kommt das heraus, und er stampft mit dem Fuße auf. „Nein, das paßt mir gar nicht! Der Rheinbruder, der sich in der Fabrik überall gut anzuschwatzen weiß und sich für einen Tugendbold auffpielt — der, der foll nicht fein Getändel mit meiner Schwester haben —- und mich dann auslachen!"

Auf und nieder rennt er im Zimmer, Drohungen und Anfschuldigungen hervorstoßend, während seine Wuth immer noch mehr zunimmt. Es ist, als bat die Alte ihre Freude daran, sie nickt zustimmend mit dem grauen Kopfe. Tonis zierliche Gestalt steht unbeweglich da, soviel er auch mit den Fäusten in der Luft herumfuchteln mag.

„Er will nicht mit mir tändeln —" sagt sie gelassen.

„So — und kommt bei Nacht und Nebel, wenn ich und die Alte nicht da sind! — Warnm kommt er denn? — Was wollte er denn? was wollte er gestern, he?"

wohlthHtigkeit. ly

Er faßt nach ihrem Handgelenk, als wollte er seinen« Gebot Nachdruck geben, aber sie entweicht ihm mit einer schnellen Bewegung.

„Rühr' mich nicht an,“ sagt sie leise, aber es klingt wie eine Drohung aus dem Ton, und dann setzt sie hinzu:

„Was er wollte? er kam nicht, um mich zu erniedrigen und in den Staub zu ziehen, wie die Mutter und Du es mir wollt — und es thatet —“ sie schlägt eine Secunde lang die zitternden Hände vor das Gesicht, und dann hebt sich ihre Brust unter einem freien Athemzug, und ein ihr Leidens- gesicht fast verklärender Ausdruck kommt in dasselbe. Ein seltsames Ver- langen wird in ihr wach, — sie hat das Glück, das wunderbare, das ihr so nal>' war, nicht erfassen dürfen — aber einmal möchte sie diesen Menschen, die sie quälen und martern, doch sagen, daß es ihr erschien, einmal vor ihnen in dem Glänze dastehen, den es, obgleich entschwindend, über ihr Leben ge- worfen.

„Was er wollte?“ ihre schonen Augen sind in einen feuchten Schimmer getaucht.

„Er war da, um mich zu fragen, ob ich ihm gut sein könnte, so gut — ihn zu heirathen!“

Nun das gesagt ist, fällt sie auf den Stuhl zurück, auf welchem sie vorhin gesessen und der derselbe ist, auf dem sie gestern gelehnt, als sie die Worte gehört: „Ich bin Dir gut aus ganzem Herzen!“

Unwillkürlich weicht der neben ihr Stehende ein paar Schritte von ihr zurück — es ist so etwas Sonderbares in ihrem Wesen, das ihn zu einer Art von Nespect zwingt.

„Seine Frau — Du?“ ruft er.

„Ich!“ kommt es nochmals, aber tonlos empor aus ihrer wogenden Brust — „ich!“ und ein Zittern geht durch ihre Glieder.

Der Glanz, in dem sie sich eine Secunde sonnen wollte, ist nun plötz- lich verschwunden und Nacht, dunkle, einsame, um sie her. Sie legt den Kopf gegen die Stuhllehne, o, wie es ihr in den Schläfen pocht, wie es ihr den Athem nimmt!

„Alte, hörst Du?“ ruft Hans jetzt, als muß er noch immer an der Wahrheit der Worte zweifeln, „der Rheinländer, das Musterbild, von dein sie Alle sagen, daß er es noch mal zu was bringt, der will sich Deine Tochter langen —“

„Ja, doch, was is denn dabei?“ fragt die zurück und schlägt die Arme übereinander. „Daß das Mannsvolk albern is über ihr Milchgesicht, das wissen wir ja wohl —“

„Na —“ er guckt in den Spiegel über der Eommode, welcher als Schmuck eine kleine bunte Fahne trägt und sagt: „Daß er mit Dir und mir als Verwandtschaft besonders prahlen würde, das glaube ich nick —“ Die Frau stößt einen grunzenden Laut aus, sie und ihr Erstgeborner verstehen sich immer.

20 <L. vely in Seilin. —

„Un wann is denn die Hochzeit?" fragt Hans nun und schwenkt sich mit einer Tanzbewegung herum.

„Alte, da soll's hoch hergehn, was meinst Tu — unsre Jüngste, Einzige. Na, so red doch/ Frau Sierke in 8p6."

„Hans!" nur das sagt Toni, aber ein unendliches Weh liegt in dem Wort, und der Ausdruck verfehlt diesmal seine Wirkung nicht.

„Na — guck nur, Mutter, — die is im Stande gewesen und hat Nein gesagt!"

Die Wittwe Baumann löst ihre Arme und kommt zu der Gruppe.

„Wenn Du das gethan hättest, Mädchen, die ordentliche Versorgung, und daß man Dich auf einmal los würde, denn Deinen Vortheil hast Du doch nicht verstanden! Mir sollte das mal geboten gewesen sein, als ich jung war! — So red' doch nur! — „Nein" hast Du doch nicht gesagt?" sie blickt förmlich angstvoll in das blasse Gesichtchen.

„Ich habe gethan, was ich mußte, einen, ehrlichen, redlichen Menschen gegenüber —"

Eine Pause; Hans Baumann lacht, spitzt den Mund, pfeift einige Töne, wie er aber sieht, daß die Mutter die Faust ballt, zieht er sich zurück.

„Laß doch, an der ist Hopfen und Malz verloren."

„Hast wohl gar —" roth ist die Frau in: Gesicht, und Wuth verzerrt ihre Züge, „gesagt —"

„Nein!"

„Und warum willst Du nich — glaub nur, der da oben hätte sich gefreut und Dir noch 'ne Ausstattung gegeben —"

„Mutter," sagt das Mädchen plötzlich und faltet die Hände wie zum Gebet, „den Konrad hätt' ich nicht betrogen, gewiß nicht, aber ich hätte die Stunde auch nicht überlebt — die mir wie in einem Spiegel vorgehalten hat, wie glücklich ich 'mal hätte werden können. In den Fabrikteich wäre ich noch gestern Abend gelaufen —"

„Hu!" macht Hans und schüttelt sich mit einer Grimasse, als spüre er das eisig kalte Wasser auf feinem lebenswarmen Körper.

„Mein Leben ist werthlos, und für Alle wäre es eine Erlöfung gewesen," spricht die sanfte Mädchenstimme weiter, „wenn ich ihn, ein Ende hätte machen dürfen!"

„Na!" die erboste Alte macht eine schleudernde Handbewegung, „warum hast Du es nicht gethan?" schreit sie in gellendem Tone.

Ein ächzender Laut. „Ich konnte es nicht, durfte — keine Mörderin werden!" Die Wittwe reiht die Augen weit auf.

„Papperlapapp — schöne Redensarten!" stößt sie hervor. „Das ist, weil Tu so viel Bücher gelesen hast und so gen, in vornehmen Häusern warst, wo's übertrieben zugeht, da lernt sich das, daß man spricht, was kein Mensch verstehen kann."

— wohlthätigkeit. 2!

Hans kommt vom Fenster zurück, ein sonderbares Lächeln spielt um seinen Mund, und er faßt nach den: Arn: der Mutter.

„Na, Alte, gieb Dich nur. Ich habe die Mamsell Zimmerlich schon verstanden, und das kann Dir am Ende noch lieber sein, wie so'n Schwieger-
sohn von Rheinländer! Hahaha! Angelhaken kennst Du ja, und was so'n
Fisch für lustige Sprünge macht, den: der Haken in's Fleisch gegangen
ist, weißt Du auch. Brr! Der kommt nicht wieder los! Nein — gewiß
nicht. Ruck, und nochmal Ruck, — Mutter, wir haben einen Hecht ge-
sungen, dem die Jagd im Karpfenteich schlecht b/kommen ist —“

„Tummer Junge!“ sagt die Wittwe und stößt dem Sprößling nnt
den Knöcheln ihrer Hand leicht in die Rippen. „Bist Du denn auch närrisch
geworden? Wer kann denn nun wieder daraus klug werden?“

Da legt er seine beiden Arme um ihre Schultern und wirbelt sie in
der Stube herum, daß der weiße Sand auffliegt, und dann raunt er ihr
ein paar Worte zu. Das Gesicht der Frau wird einen Augenblick wie
Narr, und Toni wankt hinaus.

Sie haben eines der kleinen Mittagsmahle gehabt, die so vornehm
sind im Hause Derffner bei aller Anspruchslosigkeit nach außen, die ihnen
<5rau Olga zu geben weiß. Jetzt hat sie die Gäste, von denen der dritte,
ein junger Arzt, der Sohn des anwesenden Sanitätsraths, eben abberufen
morden ist, in das Arbeitszimmer ihres Gatten treten lassen, wo sie den
Kaffee nehmen.

Die verwittwete Regierungspräsidentin von Börner, eine ehemalige
Hofdame, bleibt in der Mitte des Gemaches steh« und sagt, liebenswürdig
wie immeri „Wissen Sie, theure Freundin, daß dieses der anziehendste
Raum in Ihrem Hause ist? ich lasse mir das nicht abstreiten.“

„Und ich opponire auch nicht,“ erwidert Frau Olga mit ihrem weichen
Lächeln.

„Es sollte so sein, ich habe es gewünscht!“

Sie hat zusammengetragen und gefällig aufgestellt zwischen den
eichenen Stühlen mit den schweinsledernen Bezügen, was erfreulich und bc-
ziehungsvoll mit Beruf und Arbeit des Gatten zusammenhängt. Da sind
die Vilder der ersten kleinen Maschinenhäuser, die er baute, und jener,
die zu einem Stadtcompler anwuchsen, Ehrengeschenke und Diplome, Nrbeiter-
spenden und fürstliche Gaben, hier ein Maschineumodell, dort ein Plan
von der Hand des Gatten: es ist ein Museum seines Fleißes und seiner
Kunstfertigkeit, ohne Absicht, zu prahlen, mit der Absicht, dem Besitzer dieses
Raumes zu sagen: Du hast keine Stunde Deines Lebens verloren. —
Wie sie den breitschultrigen Mann jetzt an der Seite seines besten
Freundes, des weit älteren Sanitätsraths, stehen sieht, kommt ein leiser
Seufzer von ihren Lippen. Der ist, eine eiserne Natur von Haus aus.

22 <L. vely in Verlin.

ein rechter Lebenskünstler gewesen, mit Egoismus und Rücksichtslosigkeit hat er sich ausgelebt, und zufrieden lächelnd blickt sein kluges Gesicht mit dem sarkastischen Zug auf seine Mitmenschen: Wühlt, grabt, rast in Vergnügen oder müht Euch ab in qualvoller Arbeit und mit der Sucht nach Erwerb — ob Ihr mit siebzig wohl so zufrieden zurückblickt auf die Spanne Dasein, wie ich." Wird Fritz Derffner einmal beschaulich die Früchte seines arbeitsreichen Lebens genießen? Und für wen schafft er und speichert er auf? Bringt plötzlich das Bewußtsein, daß sein Haus ohne Kinder blieb, den verdrossenen Zug in sein ehrliches GesW, den sie seit Kurzem darin forschend wahrgenommen? Und warum weicht sein Blick, den sie sonst nur liebevoll auf sich ruhend wußte, ihr setzt öfter aus?

Sie weiß, er hat an ihrer Seite vollauf das häusliche Glück gefunden, das er erwartete, als er um sie warb — nur die hellen Kinderstimmen fehlen, die das Haus beleben sollten, nur der Sohn, dem er die Hand auf das Haupt legen könnte: Bau weiter, erwirb, was Du ererbt — und die Tochter, die ihm einst wieder Enkel zuführen würde.

Wunderbar, wie oft hat er ihr mit wärmstem, überzeugendsten! Tone die Versicherung gegeben, daß an seinem Glücke nichts fehlt, daß sie ihm Alles sei!

Sie vergißt fast die Aufmerksamkeit für ihre Gäste über dem Grübeln nach dem, was ihren Gatten bedrückt.

Der Sanitätsrath zieht ihre Hand an seine Lippen.

„Lyn» 6e», das war heute wieder eine reizende Tischstunde — und da diese jetzt das „bewegendste Element" in meinem Leben geworden, werden Sie einmal das Bewußtsein haben, daß der alte Zelting Ihnen seine „letzen Freuden" dankt. Ich hoffe, das ist doch auch etwas werth, vom Standpunkt wohlthätiger Menschenliebe, in der Sie jetzt ercelliren, aus!"

„Welch eine Frau Sie aber auch haben!" sagt in der gleichen

Secunde die Präsidentin dem Hausherrn, „ein Engel!"

„Ja!" stößt er hervor, und sein Blick sucht den Boden.

„Sie geht völlig nur in Ihnen auf — doch, das wissen Sie ja besser, als ich s Ihnen vorsingen kann."

„Ja — ich weiß, meine Gnädigste!" sein Auge trifft das lebensgroße Bild Olga's, das über seinen» Schreibtisch hängt, und irrt dann wieder in die entfernteste Ecke.

„Neben dem großen Glück von Erfolgen und Neichthum — auch noch dies ideale häusliche Leben," meint die Dame und blickt an ihrem grau-seidenen Kleide hinab, das schon seit fünf Jahren bei „großen und kleinen Gelegenheiten" hat mitthun müssen — je nachdem, kurz oder lang, mit echter Spitze und dem Familienschmuck des gräflichen Hauses Netzberg, dem sie entstammt.

Frau Olga Derffner ist in Wolle, dunkelblau und unscheinbar, aber

Frau von Nörner ist Kennerin genug, um zu wissen, daß die anspruchslosen

woblthäligkeit. 23

Toiletten der Fabrikantenfrau bei den ersten Finnen ein kleines Vermögen kosten. Sie ist nicht neidisch — aber bitter. Sie war nicht glücklich in ihrer Ehe und wurde „schlecht versorgt“ als Wittwe mit drei »hübschen Töchtern und einem talentvollen Knaben hinterlassen. Für sich erwünscht sie nichts mehr, all ihr Denken und Empfinden bezieht sich auf ihre Kinder. Aber mögen ihre Mädchen, wohlerzogen und gescheidt, auch unter hundert Anderen hervorragen, sie haben schlechte Aussicht, irgend eine gute Heirath zu machen.

Sie hat sie jetzt nach drei verschiedenen Orten zu Verwandten reisen lassen, vielleicht bietet sich doch eine Chance. — Und nun ihr Knabe, so ähnlich dem Mann, den sie aus Liebe erwählt, so talentvoll und geweckt — und sie so machtlos, sein Lebensschicksal äußerlich günstig zu gestalten, und zu stolz, fremde Hilfe für sich in Anspruch zu nehmen. Je mehr sich ihre spärlichen Mittel erschöpfen, um so banger blickt sie in die Zukunft, und um so klagloser lächelt sie ihre Kinder an.

Der Commerzienrath steht auf, geht an's Fenster, sieht hinaus, als wolle er das Wetter prüfen, und dann nach der Uhr, die neben der Skizze, welche sein ärmliches Geburtshaus darstellt, steht und das Geschenk eines Herzogs ist, der seine Fabriken besuchte.

„Oho,“ fällt der Sanitätsrath ein, „lieber Freund, um diese Stunde des Plauderns beim Lieblingstrank der Orientalen lassen wir uns nicht bringen.“

„Das ist auch ein Symptom, diese stete Unruhe,“ sagt Frau Olga und bittet ihren Gatten mit einem Mick an ihre Seite.

Er gehorcht, und die ehemalige Hofdame fragt, erstaunt zu ihr tretend: „Symptom“ — um des Himmels willen, das soll doch nicht etwa gar eine Consultation bedeuten? In dieser Heimstätte der Gesundheit und des Glückes!“

„So etwas!“ entgegnet Frau Olga, nach der Hand des Commerzienraths fassend, „wir sind ja unter den intimsten Freunden des Hauses. Dersfner klagt nicht, aber er fühlt sich nicht wohl!“

„Doch, doch!“ protestirt der Genannte, „Ietting, bestätige das!“ fast heftig kommt das heraus.

Ehe jedoch der Sanitätsrath, seinen klugen Kopf neigend, eine Aeußerung machen kann, fällt Olga schon wieder ein: „Dann ist es seelisch, dann drückt Dich etwas! Aber, Fritz, komm nun nicht mit der Entschuldigung: Geschäft, Entwürfe, Pläne. Die sind Dein Lebenselement — seit ich an Deiner Seite bin, bist Du rastlos thätig gewesen, und sie können nicht plötzlich die Herrschaft über Dich gewinnen — es wäre gegen Deine Natur!“

„Ja — Frauenaugen!“ sagt der Arzt, der ein Kenner, wie ein Bewunderer des weiblichen Geschlechts gewesen ist und es bleiben will.

„Wenn ich versichere —“ Dersfner stockt, es ist, als will er den Kampf aufgeben, dann wischt er über sein Gesicht, das sich geröthet hat. „Du hast mich niemals bisher gequält, Olga.“

2H <L. vely in Verlin.

In ihren Mienen zuckt es. „Es ist das letzte, was ich »lochte! Aber — da ich vielleicht Dein Vertrauen nicht ganz mehr besitze oder verdiene — oder Du mich endlich schonen willst — hier sind die Freunde des Hauses!“ und wie nun seine Antwort kommt, beugt sie sich vor. „Ich will Dir sagen, was Dir fehlt — Du denkst an Dein, an unser kinderloses Alter —.“

„Mein Gott, nein!“ — es ist aber ein seltsamer Don, und sein Blick weicht wieder dem ihren aus.

„Das ist nun mal eine fixe Idee, bei sonst ganz gescheidten, glücklichen Ehefrauen,“ fällt Ielting ein. „Ich fage, es ist ein schattenreiches Glück, Kinder zu besitzen, gar keine Bedingung zur Daseinsfreude — und Fritz und ich haben oft über diesen Punkt gesprochen.“

Er, der eiserne Mensch, der den ältesten Sohn eines geringen Vergehens halber ganz verstieß und nie darnach gefragt hat, ob er in der Fremde verdarb oder starb — der freilich ist in Frau ^lgas Augen in dieser Beziehung nicht comuetent.

„Ich habe allen Ernstes daran gedacht, mit meinem Mann die Frage zu erörtern, ob wir nicht ein Kind adoptiren sollen!“ sagt jetzt ihre klare Stimme.

„Olga!“ ruft der Eommerzienrath.

„Ha!“ macht der Arzt und wiegt nach feiner Gewohnheit das weiße Haupt. Die Präsidentin schnellt in eine kerzengrade Haltung — „ah,“ sagt sie langgedehnt.

„So, so, so! Knabe oder Mädchen, obscurer oder nachweisbarer Herkunft? mit ererbten Anlagen zum Verbrecherthum oder aus einem höheren Luftkreise mit denen zu behaglichem Lebensgenuß und Nichtsthuerei. — Dazwischen ist ja allerdings noch eine Auswahl — ich male nur die beiden äußeren Grenzen!“ spricht der alte Tactor, nachdem die Pause des Erstaunens für sie Alle vorüber ist.

Der Herr des Hauses sitzt da und starrt auf das Deppichmuster, und Olga macht dein Scmitätsrath ein Zeichen, eine wchmüthige Freudigkeit liegt auf ihren Zügen — sie bedeutet, daß sie das Richtige getroffen zu haben glaubt.

„Das Wie und Was,“ fagt sie, den Sarkasmus völlig ignorirend, „tritt erst dann auf die Tagesordnung, wenn man sich mit dem Gedanken vertraut gemacht hat. Sie, lieber Freund, haben den Sohn, der die ärztliche Kunst, wie Sie, zu seinem Beruf gemacht hat. Sie finden das ganz natürlich! Wenn nun Terffner all seine Schöpfungen auch gerne in den Händen eines Wesens sähe, das ihm attachirt ist, dem er seine Pläne vertrauen kann?“ Der Sanitätsrath giebt sich eine noch bequemere Lage in dem breiten Sessel. „Datata! Wenn Sie wüßten, verehrte Frau, wie Ralph und ich uns über den „Geist der Medicin“ streiten, wie alte und neue Methoden mit einander kämpfen — und wir Neide sehr schwer das Wahre einsehen wollen, daß wir nichts wissen können.“

w«hlthätigkeit. 25

Sie hebt die schlanke Hand. „Fritz ist aus anderem Stoff, als Sie!

Worüber Sie sich ärgern, darüber freut er sich vielleicht.“

Der Fabrikant hat die Hand gegen die Stirn gelegt, sein Gesicht ist dadurch halb verborgen.

Die Präsidentin bekommt eine plötzliche Unruhe in die Finger, sie machen zuckende Bewegungen. Sie war am Hof ihrer tadellosen Haltung tmal ein Vorbild, das verleugnet sich auch jetzt noch nicht. Der feine Mund athmet nur leise, die blauen Augen behalten ihren sanften Ausdruck, nur die zierlichen Nasenflügel vibriren etwas.

„Also — doch auf einen Knaben reflectirt!“ murren der Sanitätsrath.

„Soll'n wir mal ausschreiben oder nachlesen: Ein schöner Knabe zu verschenken?“

„Schlimm genug,“ sagt die energische Hausfrau, „das? das grausame Leben Mütter zwingt, sich solch kostbaren Gutes, wie es ein Kind ist, auf die Weise zu entäußern!“

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, aber heute finde ich Sie zum ersten Male, seit all der langen Zeit, in welcher ich die Ehre habe, Sie zu kennen, romantisch,“ ruft der alte Arzt.

„Mag sein — man kann nie für sich einstehen, wie man noch wird,“ giebt sie zurück. „Ich habe mich schon in die Lage gedacht, daß ich ein ganz kleines Kind persönlich ziehen könnte!“

„Mus reinem Behagen an schlaflosen Nächten?“ forscht Zeltling.

Und nun lacht auch der Hausherr, wenngleich sein Ton etwas unnatürlich lustig klingt.

„Meine beste Olga, das ist in der That ein wenig romantisch aufgefaßt — verzeih mir!“

Nur die Präsidentin bleibt ernst — sie hat plötzlich ganz sonderbare Ideen bekommen. Sanft ihre Finger auf die Hand der Hausfrau legend, sagt sie:

„Sie müssen ein verwaistes Kind aus gutem Hause finden — das wäre die erste Bedingung!“

Und ihr ist, als schöbe man ihr ein Spiel Karten zum Mischen zu — warum soll nicht eine höhere Fügung walten — und ihrem Knaben „das Glück“ zu Theil werden. „Oder“ — fährt sie überlegend fort — „ein solches, das Ihnen von selbstlos denkenden Eltern anvertraut würde — derartige Beispiele kenne ich aus Erfahrung!“

Es ist nur hingeworfen, absichtslos, ein Samenkorn auf aufgewühlten Acker — wer weiß aber, ob es nicht keimt und Wurzel schlägt! Die Kunst der „Anregung“ hat sie auch bei Hofe geübt, wo sie den Namen die „kluge Betzberg“ trug.

Eine Erwiderung von irgend welcher Seite wird abgeschnitten, denn der Tiener meldet den Schlitten.

Wie erlöst springt der Commerzienrath auf und faßt den Arm des Arztes.

26 E. vely in Verlin,

„Eine herrliche Luft, sie wird uns gut thun!“

„Hm!“ Der Freund hat selber die hier drinnen in den letzten Augenblicken bedrückend gefunden.

Während sich Frau von Vörner in einen Pelzmantel der Hausfrau hüllen läßt, die vorsorglich diesen Befehl gegeben, flüstert sie: „Fast scheint es mir, als hätten Sie Recht, wie in allen Dingen, meine Liebe! Es mag ja solch eine Sehnsucht über diesen rastlos thätigen Mann gekommen sein — und wenn das das Mittel wäre, mein Himmel, ftas ist nicht schwer zu erhalten.“

„Glauben Sie, glauben Sie wirklich?“ fragt Olga — „o, wenn er würde, wie früher. Er ist wirklich sehr verändert!“

„Nur consequent, nur immer wieder auf die Sache zurückkommen,“ mahnt die wohlklingende Stimme neben ihr, während den feingeformten Füßen Pelzstiefel übergezogen werden. Sie hat es gern, in den, Hause hier verwöhnt zu werden, es behaglich zu haben, wie einst bei Hofe.

„Mein Kuno wartet sicher schon auf den Augenblick, in welchem der Schlitten an unserem Hause vorüber sausen wird,“ sagt sie, als man sich zu dem Gefährt begeben. „Ach, der gute Junge, das Prachtkind —“ und dann kommt ein wehmüthiger Seufzer über ihre Lippen. „All der Freude, welche mir der kleine Bursche bereitet, wird sein armer Vater nicht theilhaftig! Wie sehr ich das oft beklage!“

„Hm! hm!“ die Lippen des Arztes pressen sich zusammen, er macht seine Wahrnehmungen.

Der Schlitten gleitet durch die belebten Straßen — überall fliegen den Insassen höfliche Grüße zu — die bekannteste und beliebteste Persönlichkeit der Stadt ist der Commerzienrath, die wohlthätigste Frau seine Gattin. Die Bahn ist spiegelglatt, die großen und kleinen Gebäude tragen malerischen Schmuck, krystallne Zapfen hängen von den Dächern in den wunderlichsten Formationen, eine weiße Kappe hat der eine Kirchthurm, Schneemänner in den verschiedensten Gestalten machen die Honneurs, und jubelnde Kindergruppen umgeben sie und wirbeln die Schneebälle durch die Luft. —

„Mein Kuno!“ sagt die Präsidentin und drückt Frau Olga die Hand, als sie an einem freundlichen Hause der Vorstadt vorüber gleiten. Hinter den Scheiben eines Fensters wird ein blonder Kopf sichtbar. „Sehen Sie, nicht draußen beim Spiel, wie die anderen Knaben, obwohl er nichts Schöneres kennt, als sich im Freien herum zu tummeln — aber er weiß auch seine Pflichten, der kleine tapfere Mann, und nimmt auch die Bücher vor.“

Die Frau an ihrer Seite nickt zerstreut zu diesem Ausdruck mütterlicher Freude, sie blickt auf den Gatten, den, sonst nichts entgeht, was groß oder klein ist in der Natur, in der Staffage — er sitzt still, in sich versunken da.

wohlthätigkei». 2?

Nun kommt das Arbeiterviertel, nette, saubere Häuschen, hinter manchem Fensler blühende Blumen — Olga Derffner weiß, wie Einzelne sich auf-
rafften, die das Schicksal und die Verhältnisse gebeugt gehabt, auf den
Zuspruch ihres Mannes, auf seine eingreifende Hülfe materieller und
moralischer Art. Zwei Frauen stehen schwatzend und lebhaft gesticulirend
neben einander, den braunen Mantel mit dem großen Kragen der einen hat
sie schon gesehen, wo doch? Nun wendet sich der Kopf mit der verhüllenden
Kapuze — ein rundes, grinsendes Gesicht sieht nach den Insassen des
Schlittens herüber.

Die Mutter der kleinen Näherin! — wie einer Unterlassungssünde
schuldig erscheint sie sich. Sie vergaß, sich nach Toni Baumanns Ergehen
zu erkundigen. Freilich griff an jenem Abend ihr Gatte selber helfend ein
— aber mit Geld ist doch nicht Alles gethan, vielleicht hätte ein Trostwort
von ihr das arme Mädchen aufgerichtet.

„Laß den Schlitten halten, Fritz!“ bittet sie und winkt dann die Frau
heran. Breitspurig kommt die Wittwe über den Schnee.

„Wie geht es Ihrer Toni?“

„O die!“ sagt das Weib und kneift die Augen zu und reißt sie hann
plötzlich wieder weit auf. „Die kann sich ja nicht beklagen. Wenn Einer
das kann, so bin ich es, die sie allein im Hause hat sitzen lassen!“

„So ist sie fort — wohin?“ forschet Olga, „es muß ihr also besser
gehen?“ —

„Zur Erholung, bei Verwandten — da unten wo, in Bayern liegt es
ja wohl!“ Die Frau bringt das in Pausen vor und blickt die Damen
und Herren im Schlitten der Reihe nach unverschämt an.

„Nun, das ist doch eigentlich erfreulich für Sie,“ meint die Eommerzien-
räthin. Das Weib zuckt die Achseln.

„Wie man's will. Unsereins bringt die .Ander auf, und dann hat man
nichts von ihnen, als Aerger. Na, ja doch! Sie können sich das nicht
vorstellen, Herr Eommerzienrath,“ fügt sie unverschämt hinzu. „Was aber
mein Hans is, der hat sich über den Inspector beklagt, der immer so grob
mit ihm is — den» könnten Sie das auch mal sagen! Mein Junge is
ordentlich, das kann ich behaupten, gerade weil ich seine Mutter bin! Und
Sie wissen das ja auch wohl, Herr Eommerzienrath!“

Sie bekommt keine Antwort, der Kutscher hat den Wink erhalten, weiter
zu fahren, und Frau Minna Baumann schleudert von dem Platze, auf dein
sie so unbeachtet stehen gelassen ist, dem dahinsausenden Gefährt eine Ver-
wünschung nach.

Der „launige April“ hat diesmal Beständigkeit gezeigt, er hat so be-
harrlichen Sonnenschein gebracht, daß man den hohen Winterschnee zeitig
vergessen hat, und die Pflanzen sprießen hervor und künden den Frühling

28 <L. vely in Verlin.

an; Vögelschaaren sind früh aus dein Süden gekommen und erfüllen die Luft mit zwitschernden Stimmen — und Hoffnungen werden in den Menschenheizen wach, so bunt und verschieden, wie die aufblühenden Blumen.

Um die Villa Derffner grünt es überhaupt zeitiger als irgendwo fönst — Frau Olga kennt die Vorliebe ihres Gatten für Strauch, Vamn und Blüthe, und darnach ist mit dem Gärtner die Vereinbarung getroffen, das Früheste und Dankbarste in die Nähe des Hauses zu bringen. Und diesmal hat sie ganz besonders das Kommen der besseren Jahreszeit herangeseht, ihm wird's ja auch gehen, wie anderen Menschen, er wird ans dem Winterschlaf der Grübeleien zur Dafeinsfreude wieder erwachen.

Ihre anderen Pläne, die Gedanken an Reifen und an Hausbesuch sind von ihm nicht gebilligt, und auf jenes Thema, das sie an dem Tage der Schlittenfahrt angeregt, hat sie noch nicht zurückkommen mögen, trotz des Rathes der Frau von Borner. Derffner hat zu wenig Neigung für die Erörterung desselben gezeigt, und der ganz offen kundgegebene Widerstand des Sanitätsrathes muß vor Allem besiegt werden.

Inzwischen hat die Präsidentin so oft als möglich ihren Blondkopf Kuno in die Villa gesandt — seine frischen blauen Augen sollen frühliche Umfchau halten und ihr Ausdruck den Ehepaar sagen: seht, wenn man sich kindlich-harmlos freut, das ist denn doch noch eine ganz andere Sache!

Aber trotz allen Sonnenscheins und aller lauten Anerkennungen zu Ehren des Aprilmonds, fällt's ihm doch in einer Nacht ein, zu zeigen, das; er wandelbar zu sein vermag. Da heult plötzlich der Sturmwind an den Mauern entlang, fährt in die Schlote, rüttelt an den Scheiben, und endlose Negengüsse prasseln herab, schlagen auf die Steine, waschen den Kies fort, reißen und wühlen, wo sich ein Widerstand bietet. Es ist, als ob eine neue Sintfluth kommen wollte — und wenig Menschen werden in dieser Nacht sich eines ungestörten Schlafes erfreut haben.

Auch Olga Derffner nicht; sie hat den plötzlichen Ausbruch des Unwetters, das sie aus einem beängstigenden Traum erwachen ließ, zuerst fast dankbar begrüßt, dann aber ist ihr zum Bewußtsein gekommen, wie zerstörend der Regenguß um Haus und Garten gewüthet haben muß — und mit einem Blick auf ihren ruhig schlafenden Gatten hat sie seiner anerkennenden Worte gegen den Gärtner gedacht. Wenn er heute aufsteht, wird von der reizenden Anlage vor dem Fenster seines Arbeitszimmers wenig mehr eristiren, und die neue Grotte dort unten, wo der Garten in Parkanlagen übergeht, wird ebenfalls sehr gelitten haben.

Und sie stellt sich das Gesicht des „alten Johann“ vor, wie er jetzt staunt, horcht, dann wohl, die Gefahr für feine Schöpfungen ermessend, auch flucht.

Und inuner weiter heult's und braust's und strömt's und prasselt's — sie denkt an die Fabriken und die Feuergefahr, an die Einwohner der Stadt, die eine Unvorsichtigkeit in solcher Tturmnacht in Asche legen kann.

wohlthätigkeit. 29

Ihr Gatte schläft — regelmäßige, ruhige Athemzüge sind». Heine quälenden Träume — wie sollten ihm die auch nahen? Ein besserer Mensch hat noch nicht sein ergrauendes Haupt auf die Kissen gebettet. Und endlich dämmt der Morgen, und um ein Geringes läßt der Sturm nach, sie erhebt sich und schlüpft in das Ankleidezimmer und rollt die Jalousie auf und zieht die Vorhänge auseinander — genau, wie sie's erwartet, die Sträucher geknickt, die Blumenbeete vernichtet, das Erdreich aufgewühlt, fortgeschwemmt. — Eine tüchtige Arbeit, bis Alles wieder hergerichtet sein wird!

Sie kleidet sich an — im ganzen Hause ist's noch still, aber drüben im Pavillon, wo der alte Johann mit seiner rundlichen, betagten Gattin haust, sind auch die Läden aufgefliegen. Den Gärtner werden Zorn und Ungeduld ebenfalls nicht länger auf dem Lager gelassen haben — und kopfschüttelnd wird seine Sauna bei ihm gestanden und mit ihm geklagt haben.

„Wir haben kein Kind, aber viele, viele schöne Kinder," sagt sie oft mit ihrem weltfremden Lächeln, „all' die herrlichen Blumen, welche mein Johann pflegt und die stolzen Bäume, die er gepflanzt hat und die nach dem Himmel weisen, in den wir einmal miteinander kommen wollen!" Und Olga Derffner freut sich an der Idylle im Gärtnerhause, und Johann und Susanne haben ihr Philemon und Baucis in's Moderne übersetzt.

'Nun steht sie in ihrem dunklen Morgenkleide und überlegt, ob sie sich nicht, ein Tuch um das Haupt geschlungen, hinaus wagen soll nach dem Pavillon, gleich mit dein Alten Rücksprache zu nehmen. Im Park, am Wasserfall, da wird der Sturm noch ärger gehaust haben. Vielleicht siud bald tüchtige Hände nützig und kann sie sich dann an ihren Mann wenden. Tie Villa empfängt im Innern das Licht durch eine große Glaskuppel, im Erdgeschoß ist so eine Vluenenhalle gebildet mit plätscherndem Springbrunnen, ein kühler, reizender Aufenthalt auf kostbarer Steinmosaik für den Sommer, im ersten Stock ist eine rundlaufende Gallerie, auf welche sämmtliche Thüren münden. Statuen stehen daselbst in Nischen, nnd Fresken in pompejanischem Stil schmücken die Wände.

Olga öffnet leise die Thür des Toilettenzimmers. Bang! es ist noch so still im Hause, daß der Laut schrill und scharf wiedertönt — ihr Blick sucht das gläserne Kuppeldach, nein, da ist nicht das mindeste Unheil angerichtet — aber, indem sie weiterschreiten will, bietet sich ihren: Fnß dicht an der Schwelle ein Hinderniß. Ein Korb hier? sie bückt sich erstaut, da gleitet durch den verursachten Stoß der Teckel von dem länglichen Weidengeflecht und —

„Nein," sagt sie laut in den ergrauenden Morgen hinein, und ihre tappende Hand sucht eine Stütze an der Wand, „nein!" und daun stockt ihre Stimme, und ihr Blick irrt von der Höhe, wo er sich dem einfallenden Licht zuwendet, wieder ans den Gegenstand am Boden, nnd ihre zitternde

30 <L. vely in Veilin.

Rechte wischt über das Antlitz, als wolle sie augentäuschende Dinge aus dessen Gesichtskreis scheuchen.

Aber es ist doch Wirklichkeit!

Langsam gleitet sie auf den Boden nieder und beugt sich dicht, dicht über das weiße Kissen mit den rosa Schleifen, das der herabfallende Deckel hat sichtbar werden lassen — erst ist sie blaß, nun kommt eine heiße Roche in ihre Züge.

„Mein Gott,“ stammelt sie und faltet unwillkürlich die Hände, dann, sie lösend, fährt sie mit fünftem Finger über die kleine Wange — weich und warm, und dicht ihr Ohr an den geschlossenen Mund haltend, fühlt sie einen winzigen Athemzug —

„Es lebt, es ist Wahrheit,“ murmelt sie und staunt und staunt auf's Neue.

Weich, fein die Umhüllung des Kindchens, mit einer Zierlichkeit sind Spitzen und Bänder um die kleine Gestalt gehäuft, einer Weihnachtspuppe gleich, wie sie in wohlhabenden Häusern unter den Christbaum jauchzender Kinder gelegt wird.

„Und nun hier, auch wie ein Christgeschent an meiner Schwelle,“ sagt Frau Olga, ebenfalls bewundernd.

Lichtbraune Härchen umkränzen den kleinen Kopf, die Fäustchen sind geballt an die Wangen gezogen.

„Wenn ich nur wüßte, welche Farbe die Augen haben,“ sagt die Frau, immer noch auf den Knien liegend, vor sich hin und hat alles Andere vergessen, den Sturm, den schlafenden Gatten, das Seltsame dieses Fundes — nur fem dämmert ihr eine Kindheitserinnerung auf, ein Bild, vor dem sie lange entzückt gestanden: hohes Schilf, ein grünfchimmernder Strom, ein gleitendes Körblein mit schneeigen Tüchern darauf und ein rosiges Kind in denselben, und dann von der andern Seite, in schillernde Stoffe gehüllt, mit goldenen, klirrenden Ketten behängt, die stolz einerschreitende Finderin des Knäbleins. Und durch ihre Kinderträume ist der Wunsch gezogen, auch einmal eine solch lebendige Puppe finden zu dürfen!

Und in derselben Secunde kommt ein Laut über die Kindeslippen, und die Augen öffnen sich, groß und blau, und suchen den Lichtschein.

„Oh — oh!“ ruft Olga und nimmt den Korb empor, als ergreift sie Besitz von ihm und seinem Inhalt — und dann gleitet eine glänzende Thräne auf das flatternde Band.

Es rafchelt leise bei der Bewegung, ein Papier ist's.

Nun kommt sie mit ihren Gedanken zurück in die Gegenwart: nicht der Wunsch ihrer Kindheit hat sich erfüllt, den sie vor dem Mosesbilde gehabt — es ist eine jener „Wirklichkeiten“, wie sie das moderne Leben täglich hervorruft — man hat in das reiche, tunderlofe Haus ein verlassenes, junges Wesen getragen, dessen Dasein Niemandem zur Freude gereicht — um ihm die Möglichkeit einer besseren Existenz zu verschaffen. Eine Kinderaussetzung, wie mau häufig von solchen liest — und nun, wo eine kühlere Empfindung

wohlthätigkeit. — 2;

bei Frau Olga anzukommen sucht, faßt sie auch nach dem Blatt, das irgend eine Aufklärung bringen wird.

Es ist dickes Papier, auf das eine beinah zierliche Hand, der es wenig gelungen ist, sich zu verstellen, geschrieben.

„Der wohlthätigsten Frau!“

Tas Blatt zittert in Olga Terffners Hand, dann entziffert sie eine halb von Thränen verwischte Nachschrift:

„Wenn der Knabe „Konrad“ heißen dürfte.“

„Eine gewöhnliche, ganz klug berechnete Kindesaussetzung,“ wieder will sich die Frau das in den: grauen Licht des Regentages sagen — und wiederum durchzieht ein seltsam weiches Gefühl ihr Herz — die Nachschrift rührt sie, nicht der Appell an ihre Zldresse — „Konrad“, sagt sie flüsternd, auf das kleine, verlassene Geschöpf niederblickend, das sie mit den großen Augen anzuschauen scheint.

Ob der Name der Mutter, die sich dieses „kostbaren Gutes“ — ja, sie erinnert sich, diesen Ausdruck neulich in der Polemik mit dein Snnitätsrath gebraucht zu haben — entäußern mußte, besonders theuer war?

Ob so der Mann heißt, an den der Knabe die Kindesrechte besitzt?

Ein Geräusch! in der Halle wird eine Thür geöffnet — sie zuckt zusammen, sieht sich wie furchtsam um, hebt dann den Korb wieder empor, trägt ihn in das Gemach, auf dessen Schwelle er stand.

Zwischen den mächtigen Spiegeln, den mit rosigen Spihenwolken überhängten Tischen, setzt sie ihn nieder — es war ihr eben, als käme die rauhe Wirklichkeit und wollte ihr ihren Fund entreißen. Wie sie nun aber da steht, nur ein Vorhang trennt das Schlafzimmer von diesem Raum, wird es doch wieder ein wenig nüchtern in ihr.

Was wird Fritz sagen, und wie kommt es, daß man es verstanden hat, gerade auf jener Stelle den Fund geschehen zu lassen? Muh es nicht Jemand gewesen sein, der genaue Kenntniß von den Einrichtungen und Wohnheiten ihres Hauses hat? Und dann gleitet ihr Blick nach der verhängten Thür — ganz andere Fragen werden noch über die Lippen des Mannes dort drinnen drängen — sie macht förmlich eine schützende Bewegung über den Weidenkorb hin: armer, kleiner Findling!

Tann überlegt sie, ob sie mit der Nachricht von deni seltsamen Ereigniß an das Lager ihres Gatten treten soll — noch hat Niemand im Hause Kenntniß davon, aber irgend ein Zufall kann jeden Augenblick die Entdeckung herbeiführen — hat er nicht das erste Anrecht?

Sie lauscht — sein Schritt! er ist also schon aufgestanden — jenseits des Schlafzimmers rauscht das Wasser im Nadebassin, dann wird er hierher kommen. —

Sie sinkt auf einen Stuhl, ihr Kopf brennt, — an ihre Schwelle gelegt, wie der erfüllte Wunsch ihrer Kindheit, ist's nicht zugleich wie ein Fingerzeig, daß ihr Plan von neulich sich ebenfalls erfüllen foll?

«ord und Süd. I^x. «N8. 3

22 <L, vely in Nerlin.

Secunden, Minuten vergehen, sie kommt sich wie eine Schuldbeladene vor! Ob sie nicht das corpus äolioti an der Stelle hätte lassen sollen, wo sie es fand — Andre zu Zeugen herbeirufend? Vage Ideen von allerhand abenteuerlichen Ereignissen ziehen durch ihr Hirn — da — fängt plötzlich die zarte Kinderstimme an hörbar zu werden — ein leises Wimmern ist's, ein Klagen scheint's ihr. —

Sie beugt sich wieder über das kleine Wesen, dessen Köpfchen sich rothet — still, ach nur still! — beinah hätte sie den Namen geflüstert, um welchen das Papier bittet — still, still! —

Aber schon ist die dünne Stimme beharrlich durch die Vorhänge gedrungen. — Während sie, den Korb schüttelnd, halb ungeschickte Bewegungen macht, den Rücken den« Eingang des Nebengemaches zugewendet, erscheint dort plötzlich Fritz Derffner.

„Olga! — Olga?“ klingt es erschreckt, fragend zu ihr hinüber.

Sie wendet sich wie bei einem Unrecht ertappt — aber wie sie in sein Gesicht sieht, gewahrt sie, daß er ebenfalls fehr blaß, fast verstört ist.

„Olga — was ist, was soll denn das?“ fragt er, während das Gewimmer fort klingt durch den Raum, in welchem noch nie eine Kinderstimme laut geworden ist. Sie huscht zu ihm hin, faßt nach seiner Schulter und dreht sich dann sein Antlitz zu.

„Fritz — wie ein Wunder ist's — und doch ein häufig vorkommendes Ereigniß — dies Kind ist bei uns ausgesetzt — ich fand es vorhin auf der Gallerie, dicht vor dieser Thür. —“

„Ah —“ lang gedehnt, mit einen, sehr schweren Athemzuge kommt das heraus.

„Nicht wahr, das ist sehr sonderbar? — ich habe mich auch noch gar nicht erholen können!“ fährt sie fort. Und wie er nun nichts sagt, keine Bewegung macht, schlingt sie die Arme um die in der Sammetmorgenjacke steckende Gestalt und sagt: „Um Gotteswillen, Fritz, Du denkst doch nicht etwa, weil ich vor ein paar Monaten davon sprach? — o Fritz, nur das nicht — nur nicht!“

Er legt die Hand auf ihr Haupt, und es ist fast etwas darin von einer segnenden Geberde: „Nein, mein liebes, ehrliches Weib — solche Gedanken kommen nicht in meine Seele!“

Sie lacht fast convulsivisch: „Eh Du kamst, sieh, da siel der Gedanke plötzlich mit solcher Schwere auf mich nieder — nun ist's gut, o. nun ist Alles gut.“ Und sie zieht ihn mit sich, bis dicht an den auf dem Tisch stehenden Korb heran. „Sieh nur, wie reizend er ist, der kleine Konrad — aber, wenn er nur nicht schreien wollte — es klingt, als fühlte er sich nicht behaglich hier —“ und sie streichelt das Gesicht «nd die kleinen, geballten Hände.

Ob sich der Commerzienrath den Inhalt des Korbes ansieht und wie seine Mienen dabei sind, das zu beobachten nimmt sie sich keine Zeit. Sie

wohlthätigkeit.' 23

nestelt an den Schleifen, glättet die Spitzen, zupft an den Kissen. „Du kleiner Schelm, sei doch nur wieder gut.“

Das Papier, das ihm Olga darreicht, lange betrachtend, sagt endlich Fritz Derfsner: „Das giebt keinen Anhalt, gar keinen — und nun muß etwas geschehen! Hast Du im Hause suchen lassen? Sind Spuren gefunden?“

„Aber Fritz! — erstens weiß es Niemand, dann — in dieser Nacht —“ Er wendet sich nach dem Fenster. „Freilich, die ist ganz besonders geschickt benützt. Aber — wie kam man in's Haus — hier, bei uns? Nun, das wird die Polizei schon ausfindig machen.“

„Die Polizei?“ sie fragt es erstaunt, ängstlich, „ja, warum denn die?“ -

Er richtet sich steif empor.

„Nöthige Formalitäten! Man muß doch nach der gewissenlosen Mutter forschen — auf derartige Vergehn steht Strafe, natürlich — und —“

Es klingt fchroff.

Sie legt eine Hand auf den Findling und faßt mit der andern nach seiner Rechten.

„Fritz, weil eine unglückliche Mutter — sag' mir, nur eine Unglückliche oder Betrogene trennt sich auf diese Weise von ihrem Kinde, nicht wahr? — Gieb mir das zu — Du mußt es thun!“

„Ja, ja,“ murmelt er, als sei er auch von dem Gedanken ergriffen.

„Also dafür, daß die uns das Vertrauen schenkt und unserer Fürsorge ihr Kind übergiebt, sollen wir polizeilich nach ihr forschen, sie wohl gar verfolgen — bestrafen lassen — sie in Schande stürzen und dies unschuldige Kind dazu? Nein, nie, nie!“

„Eine Unglückliche, Betrogene,“ wiederholt der eisenfeste Mann, und es zuckt in seinem wetterharten Gesicht, und er fährt mit der Hand durch sein Haar.

„Ja —“ und sie streichelt eins der kleinen Händchen, „wer könnte sich denn sonst von solch einem kleinen Wunder trennen!“

Daß er gar nichts zu bewundern findet, erzürnt sie fast.

„Sieh doch nur, Fritz, das sollen Finger sein, das will eine große Hand werden, und der Mund da vielleicht einmal befehlen — kann man's nur denken?“

Er geht auf und nieder, hörlos auf dem dicken Teppich; plötzlich ist sie neben ihm.

„O Fritz, wenn uns, uns solch ein Geschöpfchen geschenkt wäre, damals, als wir jung waren und uns wohl Beide darnach sehnten! Wie wir's angestaunt hätten! Und das Ding da fragt mit kläglichem Stimm: Warum Hab ich nicht Vater und Mutter, die mich an ihr Herz nehmen?“

Er antwortet mit einem dumpfen Laut, sie meint, er will Einwürfe machen und küßt ihn rasch, seine Lippen schließend. „Nein, ich will Dir

3*

2H «. vely in Verlin.

nicht in der Uebereilung ein Versprechen abringen — nur die „Arme“

nicht verfolgen, nur von den Formalitäten möglichst abstehn!“

„Dein gutes Herz!“ sagt er, in den grauen Morgen sehend.

„Und Deine Humanitären Gesinnungen!“ wirft sie ein.

„Ich weiß aber kaum, was zu thun ist!“ meint er.

„Für das Kind zu sorgen, das Natürlichste!“ sagt Frau Olga bestimmt. „Er hat sich schon ganz in mein Herz hinein geweint, der kleine Konrad,“ dabei macht sie wieder allerhand Versuche, das Knäblein zum Schweigen zu bringen, und wie sie auf's Neue nichts fruchten, wendet sie sich lächelnd an den Gatten.

„Nun schilt mich nur die unpraktische Person, ich denke nicht an das Nächste, daß der kleine Bursche hungrig sein wird!“ Und dann drückt sie auf die Klingel. „Der Sanitätsrath nmß, und mag er mich noch so sebr verwünschen, seine Kaffeestunde unterbrechen und hierher kommen — ich will mich sofort unterrichten lassen.“

Und wenige Minuten später weiß Jeder in der Villa Derffner, welch ein Gast über Nacht eingekehrt ist, und Herr Johann Müller findet zum ersten Male kein Gehör für seine Klagen über die Verwüstung, welche der Sturm angerichtet, die Commerzienrätthin hat Wichtigeres zu thun — den Findling zu besorgen.

Kurze Zeit, nachdem zu ihm gesandt, ist der Sanitätsrath die wenigen Schritte herübergekommen, er hat mit kundiger Hand das Kind ohne Rücksicht auf Spitzen und Bänder, in denen es, einer Attrape gleich, emporgehoben, gewogen und geschätzt und es für kerngesund und etwa zwei Wochen alt erklärt. Dann hat er augenblinzeln gemeint:

„Gut ausgewählt, der bringt seine Anwartschaft auf die Lebensdauer

.Achtzig' nnt auf die Welt.“

„Ausgewählt?“ fragt Frau Olga.

„Meine Nllernädigste, Sie trugen ja doch ein merkwürdiges Verlangen nach schlaflosen Nächten, krähenden Stimmchen und dergleichen zur Schau, und ein alter Skeptiker, wie ich bin, glaubt gar zu leicht an Correcturen des Zufalls!“

„Herr Sanitätsrath!“ ruft sie, zurückweichend.

Fritz Derffner aber faßt den Arm des Freundes und sagt fast heftig:

„Keinen solchen Scherz mehr! — Ich werde Alles thun, das Dunkel zu lichten! Olga weiß, daß ihr jeder Wunsch erfüllbar ist — hier waltet der Zufall, wie im Märchen —“

„Hm! Und warum nicht auch mal ‚Märchenleben‘,“ fagt der alte Herr.

„Jedenfalls ist Alles von der Hauptperson, fei sie nun Mutter oder Helfershelfer, gut construiert. Und vor der Hand behalten Sie wohl das Kind, Frau Commerzienrätthin!“

„Fntz — das ist doch natürlich?“ fragt sie.

„Vor der Hand!“ wiederholt der Fabrikant.

wohlthätigkeit.

55

Und der Arzt fügt hinzu:

„Halten ihm eine Amme, sind entzückt von seinem Gedeihen — und die ‚hinter den Eoulissen‘ lachen sich in's Fäustchen!"

Er sieht über die Sachen hin, in denen man das Kind fand. „Geschmack sogar — und der kommt mir in diesem Falle beinah zum ersten Mal vor, na, die Variationen entzücken ja!"

Tann schüttelt der alte Herr Derffner die Hand.

„Als Kinder-Arzt schlag' ich aber meinen Sohn vor, dem wird das Aufilchn zur Nacht leichter."

Und wie er die Marmortreppen hinuntergeht, murmelt er: „Wer ist denn nun hier der Düpirte? — Er, sie oder ich? — ob mir die Erkenntnis! wohl noch wird?" (Schluß foi«t»).

Rudolf von Bennigsen.

von

Friedrich Vaettcher.

— Veilin. —

Immer lichter weiden die Reihen der Männer, welche, nachdem sie als parlamentarische Mitarbeiter an der großen Umwälzung der deutschen Dinge im dritten Viertel unseres Jahrhunderts theilgenommen, noch heute im öffentlichen Leben ausharren. Viele hat der Tod dahingerafft. Andere genießen in stiller Zurückgezogenheit die wohlverdiente Ruhe, Einzelne haben der Politik in Unmuth den Rücken gekehrt. Aber ungebrochen, trotz der 79 Jahre, die er an diesem 19. Juli vollendet, steht auf dem alten Posten im Reichstage Derjenige von ihnen, welchem wie keinem Anderen das Verdienst gebührt, die parlamentarischen Institutionen für die nationalen Zwecke fruchtbar gemacht zu haben. Derjenige, welchem die Geschichte bezeugen wird, daß er des gewaltigen Kanzlers werthvollster Helfer beim politischen Aufbau und Ausbau des Reiches gewesen ist: Rudolf von Bennigsen.

Er hat im Dienste seines hannoverschen Heimatlandes hochwichtige Aemter bekleidet, die Arbeit und der Ruhm seines Lebens aber liegt auf dem parlamentarischen Felde. Frei von selbstsüchtigem Streben, den Blick immer nur auf das Wohl des Ganzen gerichtet, klar in den Zielen, ohne sich auf den geradesten Weg zu denfelben eigewinnig zu versteifen, fest und unabhängig gegenüber der Regierung, aber stets bereit, sich mit ihr zum Nutzen des Vaterlandes zu verständigen, ist er das Muster eines ersprießlich wirkenden Volksvertreters geworden.

Als er in den Verhandlungen mit dem Fürsten Bismarck seine erfolgreiche Eompronßthätigkeit entfaltete, haben ihm seine Gegner, die Einen aus Reid, die Anderen aus Beschränktheit, oft nachgesagt, daß ihm der

Rudolf von Vennigsen, 3?

Staatsgewalt gegenüber das Rückgrat fehle. Venu nicht schon sein Charakter überhaupt, so hätte ihn seine Vergangenheit gegen jeden derartigen Verdacht schützen sollen. Es ist wahr, Bennigsens innerstes Wesen ist auf Vermittelung, auf positives Schaffen gerichtet; aber die Anfänge seines politischen Wirkens vollzogen sich im Nahmen der schärfsten Opposition, und er hat, wenn es Roth that, diesen Ton auch in späteren Jahren angeschlagen, selbst noch in einer Stellung, welche Anderen als eine unüberwindliche Fessel der freien Meinungsäußerung erschienen wäre. So sehr hat dieser Mann sein parlamentarisches Verhalten allzeit nicht nach persönlichen oder Parteirücksichten, sondern lediglich nach den Erfordernissen der Sache eingerichtet.

Vennigfens erstes politisches Auftreten fällt in das Jahr 1855. Die 48 er Bewegung kam für ihn zu früh. Andere feines Alters hat sie fortgerissen, für ihn war sie ein Gegenstand aufmerksamer Beobachtung. Von altem niedersächsischen Adel, war er, der Sohn eines hannoverschen Offiziers, zwar aufgewachsen in den Anschauungen seines Standes, aber sein umfassender Geist hob ihn bereits in jungen Jahren über die Vorurtheile hinaus, welche in der Aristokratie seines Heimatlandes vielleicht fester wurzeln, als in irgend einer anderen. Neben dem Studium der Jurisprudenz hatten ihn schon von der Universität her philosophische Probleme lebhaft beschäftigt, und so hat er wohl auch die politischen Dinge mit kühler Reflexion von der Höhe des philosophischen Standpunkts betrachtet. Zum nicht geringen Theile das Verdienst des als Jurist wie als Mensch gleich vortrefflichen Planck, späteren Reichstagsabgeordneten und jetzigen Mitgliedes der Lummission für das bürgerliche Gesetzbuch, ist es gewesen, ihn zu praktischer Theilnahme an der Politik herangezogen zu haben. Mit Planck, welcher das jedem liberalen Geiste drohende Mißfallen der hannoverschen Negierung bereits am eigenen Leibe erfahren hatte, wurde Vennigsen Anfang der fiinfziger Jahre befreundet, fpäter, als er 1854 nach Göttingen versetzt wurde, mit Miquel. Im Verkehr mit diesen Männern reifte 1855 sein Entschluß, ein Mandat zur hannoverschen Zweiten Kammer anzunehmen.

Es war die Zeit, da unter dem eben an's Nuder gelangten Minister von Norries die Neaction in Hannover mit dein Bruche der Verfassung von 1848 ihren Triumph feierte. Vennigsen rüstete sich, dieser zum Verderben führenden Politik Widerstand zu leisten. Aber die Negierung verweigerte ihm den Urlaub zum Eintritt in die Kammer. Er beantwortete die Maßregel mit dem Austritt aus dem Staatsdienste und widmete sich der Landwirthschaft. Die muthige That genügte, um ihn weithin als den rechten Mann für die Lage erkennen zu lassen. Vei den Neumahlen von 1857 wurde er doppelt gewählt; die liberale Opposition hatte ihren Führer, Herr von Borries seinen Meister gefunden.

Der erbitterte Kampf, welcher nun auf Jahre hinaus zwischen den beiden Männern entbrannte, hat Bennigsens Namen alsbald über ganz Deutschland getragen. In der trostlos düsteren Atmosphäre der fünfziger

38 Friedrich Voettcher in Verlin.

Jahre erschien dieser Name Tausenden wie der erste Hoffnungsstrahl. Mit Bewunderung blickten die liberalen Männer von Nord und Süd auf den jungen Streiter, der es mit einem der fanatischsten und gefährlichsten Machthaber der Neaction aufzunehmen wagte. Herr von Borries war kein stilltsmännisches Genie, jedoch von nicht geringer Begabung und überaus energischem Willen. Seine Gegner bekämpfte er nicht nur mit den Waffen des Geistes, sondern auch mit den ihm in seiner amtlichen Stellung zustehenden Machtmitteln, in deren Anwendung er selbst vor der brutalsten Rücksichtslosigkeit nicht zurückscheute. Die polizeiliche Ueberwachung durch seinen würdigen Helfershelfer, den Polizeidirector Wermuth, haben sich nicht nur Nennigsen und seine Freunde, sondern auch Andere, selbst der damalige Minister a. D. Windthorst, gefallen lassen müssen. Nicht einen gewöhnlichen Muth also erforderte es, diesem Gewaltmenschen gegenüber sich als Führer der liberalen Opposition zu bekennen und zu behaupten. Und noch weit ernster ward der Kampf, als er über den Rahmen eines hannoverschen Verfassungsstreites hinauswuchs, sich auf das große Problem der nationalen Neugestaltung Deutschlands ausdehnte, in dessen Hintergründe für das hannoversche Staatswesen die Frage von Sein und Nichtsein stand. Das Jahr 1859 hatte die ganze Jämmerlichkeit der Lage Deutschlands von Neuem zum Bewußtsein gebracht. Das Gothaer Programm, welches nnt der Reactiurung des Bundestages begraben zu sein schien, stand plötzlich durch die Ereignisse glänzend gerechtfertigt da. Angesichts der Gefahr, in einen ungeheuren Krieg verwickelt zu werden, der noch da;u die Interessen der deutschen Nation unmittelbar gar nicht berührte, begriff man die Nothwendigkeit einerseits einer Trennung zwischen dein eigentlichen Deutschland und dem österreichischen Vülkerconglomerate, andererseits der festen Zusammenfassung der deutschen Kräfte unter einer starken Centralgewalt, welche nur in Preußens Hand gelegt werden konnte. Schon während des Krieges waren an den verschiedensten Punkten Deutschlands Kundgebungen in diesem Sinne laut geworden, jetzt, unmittelbar nach dem Präliminarfrieden von Villafranca, erließ Vennigsen mit 34 gleichdenkenden Freunden eine Erklärung, in welcher diese Forderungen nebst derjenigen eines deutschen Parlaments in programmatischer Form zusammengefaßt waren. Es war der Ausgangspunkt zur Nildung des Nationaluereins, welcher Mitte September in einer großen Versammlung zu Frankfurt mit Nennigsen als Präsidenten in's Leben trat. Nur das thatkräftige Zusammenwirken einer Anzahl bedeutender Männer vermochte in wenigen Wochen diesen Erfolg zu erzielen; vor Allem Miguels Feuereifer gebührt ein hervorragender Theil des Verdienstes. Sein eigentliches Gepräge und seine werbende Kraft aber erhielt der junge Verein durch den Namen Rudolf von Bennigsen. In ihm erblickte der vorgeschrittene wie der gemäßigte Liberale eine Bürgschaft. Dieser Mann, der seit Jahren die allgemeine bürgerliche Freiheit gegen einen adeligen

Rudolf von Vennigsen. 39

Landesgenossen in hartem Kampfe vertheidigte, war sicherlich ein unabhängiger, wahrhaft freisinniger Charakter. Andererseits hatte dieser Mann keineswegs in irgend einer Katastrophe mit dem durch Geburt und Tradition ihm überkommenen Wesen gebrochen; vielmehr hatte in seinem Auftreten stets eine besonnene Ruhe gelegen, die ihn selbst im heißesten Kampfe nicht verließ, und so durfte man sich zu ihm auch in der Leitung der nationalen Bewegung eines verständigen Maßhaltens versehen. Wo immer er austrat, erschien er als der geborene Führer. Seine ruhige und doch fesselnde, nicht selten packende und gewaltige Beredsamkeit, die Klarheit und Entschiedenheit der Anschauungen, die Höhe und Weite der Gesichtspunkte, der tiefsittliche Ernst und daneben eine an Unzugänglichkeit streifende Vornehmheit — das Alles übte einen Zauber aus, der nicht an« wenigstens die rasche Ausbreitung des Nationalvereines über so weite Schichten des deutschen Volkes bewirkte, ihm die Besten des deutschen Bürgerthums, namentlich die gebildeten Kreise desselben, zuführte.

Kaum je hat ein politischer Verein eine so bedeutsame Wirkung ausgeübt. Ohne feine vorbereitende Arbeit würde die nationale Umgestaltung unter Preußens Führung im deutschen Volke nicht entfernt jenes entgegenkommende Verständnis; gefunden haben, welches die Wunden einer weltgeschichtlichen Wandlung so wunderbar rasch vernarben ließ und dem neuen nationalen Staatsgebilde alsbald den Boden ersprißlichen Gedeihens schuf. Leicht ist diese Arbeit wahrlich nicht gewesen. Schon bei der Gründung des Vereins war es nicht gelungen, in das Programm ein ausdrückliches Verbotniß zu der preußischen Spitze aufzunehmen, und das Verhalten des Ministeriums Bismarck während der Conflictsjahre war so wenig geeignet, eine volksthümliche Strömung für Preußen zu gewinnen, daß dieselbe vielmehr in die Gefahr gerieth, von den Sirenenklängen, wie sie Herr von Beust ab und zu ertönen ließ, bethört zu werden. In erster Linie Bennigsen's fester Leitung und durchschlagender Überzeugungskraft ist es zu danken, daß diese Gefahr vermieden wurde und die Thätigkeit des Nationalvereins trotz Allem den preußisch-deutschen Bestrebungen zu gute kam.

Der Verein ist dafür von den preußenfeindlichen Staaten des Deutschen Bundes auf's Erbittertste bekämpft worden, nirgends aber so wie in Hannover, wo Herr von Borries die ganze Rüstkammer seiner polizeilichen Schreckmittel zur Anwendung brachte, von der Auflösung der Versammlungen bis zu der Anlegung von schwarzen Listen und dem an alle Landesbehörden gerichteten Rescript, welches die Übertragung irgendwelcher öffentlichen Arbeiten oder Lieferungen an Mitglieder des Nationalvereins verbot. Tiefer Verfolgungsfanatismus lag in dem Wefen der verhängnißvollen Verblendung, an welcher das Königreich Hannover zu Grunde ging. Selten hat die Geschichte ein so tragisches Schicksal gesehen wie dasjenige des unglücklichen Georg V. Es schien, als ob der König, welcher sehend aufgewachsen war und eine gute Bildung besaß, mit dem Augenlicht

40 Friedrich Voettcher in Veilin,
auch jedes Maß für das politisch Mögliche verloren hätte. Wenn es einen Staat in Deutschland gab, der auf die Verständigung mit Preußen angewiesen war, so war es Hannover, welches das Gebiet seines großen Nachbarlandes in zwei Hälften zerschnitt. Nur in einem Bundesstaate, wie ihn Nennigsen erstrebte, nur bei einer Einrichtung, welche die Machtmittel der deutschen Nation in die Hand Preußens legte, konnte Hannover hoffen, ein politisches Sonderdasein auf die Dauer zu behaupten. Statt dessen setzte König Georg jedem Gedanken an eine Schmälerung seiner Hoheitsrechte im allgemeinen nationalen Interesse eine an Blasphemie grenzende Vergötterung der Welfendynastie entgegen, erhob er Herrn von Borries, als derselbe den Bestrebungen des Nationalvereins gegenüber mit Rheinbundsideen gedroht hatte, in den Grafenstand. Und damit nicht genug, reizte man Preußen, welches die Verbindung über hannoversches Gebiet nicht entbehren konnte, durch allerlei kleinliche Chicanen bis zum Aeußersten.

Nennigsen hat nicht nur als deutscher, sondern auch als hannoverscher Patriot gehandelt, indem er, all den niederträchtigen Anfeindungen — selbst den Vorwurf des Hochverraths hat man ihm nicht erspart — die Stirn bietend, diese unselige Politik bis zum Ende bekämpft hat. Noch an dem entscheidenden 15. Juni 1866 beantragte er in der Zweiten Kammer, an den König das dringende Ersuchen zu stellen, diejenigen Räte der Krone, welche die Abstimmung Hannovers für den vom Bundestage angenommenen österreichischen Mobilmachungsantrag befürworteten, unverzüglich zu entlassen, den Bundesbeschluß nicht auszuführen und jedes Heraustreten aus einer völligen Neutralität ohne die dringendste Notwendigkeit zu vermeiden. Wäre im Sinne dieses Ersuchens gehandelt worden, so hätte die Selbstständigkeit Hannovers gerettet werden können. Statt dessen erblickten die Parteigänger des unversöhnlichen Welfenthums in der aufrichtig gemeinten Bitte den Gipfel des Verraths.

Das Schicksal hat seinen Lauf genommen. Nennigsen aber hat hervorragend dazu beigetragen, daß seinem Heimatlande eine weitgehende provinzielle Selbstständigkeit erhalten blieb, und er hat dann dieser Provinz zuerst 20 Jahre als Landesdirector, darauf als Oberpräsident bis auf den heutigen Tag alle Kraft gewidmet, welche ihn, seine Stellung im Dienste des Gesamtvaterlandes übrig ließ.

Das Jahr 1866 brachte nicht die volle Verwirklichung dessen, was seinerzeit die Gründer des Nationalvereins erstrebt hatten, aber für die Lande nördlich des Mains war die bundesstaatliche Einigung unter Preußens Führung sowie eine einheitliche Volksvertretung erreicht, und zu den süddeutschen Staaten war nach Ausschluß Oesterreichs ein Verhältnis; vereinbart, welches den künftigen vollen Anschluß derselben an den Norddeutschen Bund erhoffen ließ. Alles kam jetzt darauf an, den Preis eines schmerzlichen Bruderkrieges so zu sichern, daß nicht, wie so oft zuvor, die staatliche Zusammensetzung unseres Volkes nach einem verheißungsvollen Anlaufe wieder

Rudolf von Vennigsen. H[^]

vereitelt würde. Es galt, ohne Zögern dem nationalen Staatswesen eine Verfassung zu geben, welche die Machtstellung desselben gegenüber den von außen drohenden Gefahren fest begründete und im Innern die berechtigten Ansprüche an eine freiheitliche Entwicklung befriedigte.

Eine dornenvolle Aufgabe! Der erbitterte Kampf, welcher in Preußen zwischen Regierung und Abgeordnetenhaus ein halbes Jahrzehnt lang gewüthet hatte, war zwar durch die nach dem Kriege ertheilte Indemnität zu einem vorläufigen Abschluß gekommen; aber die Fragen, um welche hauptsächlich er sich gedreht hatte, mußten bei der Berathung der Verfassung für den Norddeutschen Bund mehr oder weniger deutlich wieder auftauchen, und da die Hauptpersonen der Kämpfer von ehemals sich auch auf dem neuen Boden gegenüberstanden, so lag die Gefahr nahe, daß die eben erst zurückgedrängte Leidenschaft alsbald bei diesem oder jenem Anlaß von Neuem auflodern könnte. Da ist es denn von nicht hoch genug zu schätzender Bedeutung gewesen, daß aus den annectirten Provinzen und aus den übrigen Bundesstaaten in den constituirenden Reichstag eine große Anzahl gemäßigt liberaler und nationalgesinnter Männer eintrat, welche an dem preußischen Conflict nicht theilgenommen waren. An ihrer Spitze stand Vennigsen. Dem Ansehen, welches ihm aus der Vergangenheit bereits beizubringen war, der staatsmännischen Begabung, die er hier, auf dem größeren Wirkungsfelde, nun zum ersten Male positiv schaffend entfalten konnte, gelang es, in der sofort nach dem Zusammentritt des Reichstags gegründeten nationalliberalen Fraction der zu einer Verständigung mit der Regierung entschlossenen Richtung das Uebergewicht zu verschaffen. Er ist, unterstützt und ergänzt durch Miquel, von Anfang an für die Haltung der nationalliberalen Partei der entscheidende Factor gewesen; in erster Linie seiner Art, die Dinge zu behandeln, verdankt man die werthvollsten Erfolge, welche, solange diese Partei dem Reichstage den Stempel aufgedrückt hat, für die Befestigung und den Ausbau des nationalen Staates erreicht sind.

Das eigenste Verdienst der nationalliberalen Partei sind die von ihren Gegnern so arg geschmähten Compromisse gewesen, Verständigungen, die bald mit der Regierung, bald mit den konservativen Parteien zu treffen waren.

Nach beiden Richtungen hin hat Vennigsen eine überaus glückliche Thätigkeit entfaltet; besonders aber den Fürsten Bismarck gegenüber hat kein anderer Parlamentarier auch nur entfernt den Grad von Einfluß besessen, wie er. Der gewaltige Staatsmann hat, solange er in Amte war, das Parlament doch immer halb wie einen Feind betrachtet; namentlich sein altes Mißtrauen gegen die Liberalen hat ihn nie ganz verlassen. Die Verhandlungen mit ihm hatten demgemäß ihre Schwierigkeiten. Zu Vennigsen indeß hatte er Vertrauen; er schätzte ihn als den ebenbürtigen Politiker, und so ist es möglich gewesen, daß er sich mit ihm oft noch verständigte, wenn bereits jede Aussicht abgeschnitten zu sein schien.

Noch mühevoller aber war für den nationalliberalen Führer nicht selten

H2 Friedrich Voettchei in Vetlin.

die Vermittlung unter den eigenen Freunden. Der Gegensatz zwischen den Altpreußen und den Uebrigen war nicht der einzige; deutlich unterschieden sich eine mehr doctrinäre und eine vorzugsweise auf die praktische Berücksichtigung der concreten Verhältnisse ausgehende Richtung. Dazu gesellte sich, namentlich als nach der Gründung des Reichs die Süddeutschen hinzugegetreten waren, die Divergenz in den wirthschaftspolitischen Anschauungen. Und zwischen den verschiedenen Standpunkten einen befriedigenden Ausgleich zu finden, wurde noch erschwert durch den Umstand, daß es größtentheils geistig hervorragende Männer waren, welche sich gegenüberstanden. Gewiß, die Nationalliberalen haben viele Compromisse abgeschlossen; die meisten derselben aber hat man in der Oeffentlichkeit gar nicht gesehen, sie vollzogen sich im Schöße der Partei. Daß sie lange Jahre hindurch glücklich zu Stande kamen, hat in erster Linie die Meisterhand Vennigsens bewirkt. Von dem Gelingen der Erompomißthätigkeit aber hing damals nicht weniger, als der Aufbau des nationalen Staates auf dem Boden constitutioneller Einrichtungen ab. Wäre die Verfassung des Norddeutschen Bundes, so wie sie schließlich vereinbart wurde, nicht zu Stande gekommen, so wäre deshalb der Bund der Fürsten freilich nicht gecheitert, aber das Verlangen des Volkes nach einem deutschen Parlament wäre unerfüllt geblieben, und für die innere Eonsolidirung der staatlichen Neubildung hätte die wirksamste Klammer gefehlt. Fürst Bismarck hat in den achtziger Jahren einmal geklagt, daß die Hoffnungen, welche er auf den Reichstag gesetzt, getäuscht seien, daß die bessere Bürgschaft für den dauernden Bestand des Reiches in den Negierungen liege. Leider hat die spätere Entwicklung diesen Klagen nicht ganz Unrecht gegeben. Nichtsdestoweniger bleibt wahr, daß es im Norddeutschen Bunde und in den Anfängen des Reichs wesentlich die Arbeit des Reichstages gewesen ist, welche den, neuen Staatswesen einen festen Halt in den Anschauungen des Volks geschaffen hat. Die Verwirrung, die Enttäuschung, die Unzufriedenheit, welche das Scheitern des Verfassungswerks hätte hervorrufen müssen, würde den Umtrieben der inneren und äußeren Feinde Preußens mächtigen Vorschub geleistet haben, und zweifellos wäre die Lage Deutschlands in dem unvermeidlichen Augenblicke, als der französische Ueberfall über es hereinbrach, eine sehr viel ungünstigere gewesen, als diejenige, welche das glorreiche Jahr 1879 vorfand.

War von so entscheidender Bedeutung die Compromißarbeit bei der Berathung der Verfassung im Jahre 1867, so war sie es, abgesehen von ihrem Eingreifen bei den zahlreichen in der Zwischenzeit erlassenen grundlegenden Gesetzen, zum zweiten Male im Frühjahr 1874, als es sich um die endgiltige gesetzliche Regelung des Militärwesens handelte. Einer gründlichen Entscheidung der Frage, welche den Hauptgegenstand des preußischen Conflicts gebildet hatte, war man bisher durch Provisorien aus dem Wege gegangen. Die Dauer der Dienstzeit freilich war in der Verfassung ausgesprochen, das Recht des Reichstages in Bezug auf die Bemessung der

Rudolf von Vennigsen. — H3

Militärausgaben aber harrte noch der genaueren Gestaltung. Lange schien ein Bruch zwischen der Regierung und dem Parlamente über diese Angelegenheit nicht ausgeschlossen, was inmitten einer Lage, in welcher die Feinde Deutschlands bereits in dem fanatischen ultramontan-particularistischen Ansturm des „Culturkampfes“ einen Stützpunkt besahen, eine Gefahr geradezu für den Bestand des Reiches bedeutete. Das von den Nationalliberalen in der Form des Septennats herbeigeführte Compromiß hat nicht nur damals die Gefahr beschworen, es ist auch die dauernde Grundlage für eine befriedigende Regelung der großen verfassungsrechtlichen Streitfrage geblieben. Noch ehe ein Jahrzehnt seit der Umwälzung von 1866 verflossen war, stand der junge Nationalstaat nach außen wie nach innen vollkommen gefestigt. Eine Wehrverfassung war geschaffen, welche Deutschland in den Stand setzte, die in beispiellosen Siegen errungene Machtstellung sicher zu behaupten. Niedergerissen waren die Schranken, welche den Deutschen in der zweckmäßigsten Betätigung seiner Arbeitskraft beengten, ein einheitliches Wirtschaftsgebiet gewährte mittels der Freizügigkeit und Gewerbe-freiheit jedem tüchtigen Streben offene Bahn, die Rechtseinheit war in der Gerichtsverfassung, im Verfahren, im Strafrecht erreicht, im Civilrecht in sichere Aussicht genommen. Wieviel auch von dem Neugeschaffenen sich später verbesserungsbedürftig erweisen mochte, mit dieser umfassenden Gesetzgebungsarbeit war es gelungen, das neue Reich über die kritischste Epoche seines Daseins, wo ihm die Erbsünde der Deutschen, die Neigung zu inneren Hader, hätte am gefährlichsten werden können, glücklich hinüberzuführen. Es wird der dauernde Ruhmestitel der nationalliberalen Partei sein, in patriotischem Zusammenwirken mit dem leitenden Staatsmann diesen weltgeschichtlichen Erfolg ermöglicht zu haben. Zahlreich genug sind dabei die Klippen gewesen, welche sie im eigenen Inneren zu überwinden hatte. Vennigsen's sicherer Blick für das Erreichbare hat schließlich fast immer auch die Widerstrebendsten vermocht, diesem Erreichbaren das Wünschenswerthe unterzuordnen.

Ein schwacher Punkt indeß - war in der festen Fundamentirung des nationalen Staates geblieben: die finanzielle Abhängigkeit des "Reiches von den Einzelstaaten. Von Anfang an war die nationalliberale Partei mit dem Fürsten Bismarck darüber einverstanden gewesen, daß die Matricularbeiträge als vorübergehender Nothbehelf zu betrachten seien. Jetzt galt es, durch eine groß angelegte Finanzreform das Reich auch nach dieser Seite auf die eigenen Füße zu stellen. Neue Steuern durchzusetzen, ist in allen Ländern mit parlamentarischen Einrichtungen stets die schwierigste Aufgabe gewesen. Selbst gegenüber einem Reichstage, in welchem die Nationalliberalen den vorwiegenden Einfluß besahen und mit den conservativen Elementen jederzeit eine Mehrheit zu bilden vermochten, war der Mühsal genug vorherzusehen. Ganz naturgemäß reifte diese Lage in dem Reichskanzler den Plan, den Führer der Nationalliberalen an der Regierung zu betheiligen und da-

HH Friedrich Voettcher in Veilin,
durch die Mitwirkung der ausschlaggebenden Partei für das große Werk zu sichern. Das; die langen Verhandlungen, welche während der an das Entlassungsgesuch vom April 1877 sich anknüpfenden zehnmonatigen Urlaubszeit Bismarcks über diese Angelegenheit gepflogen wurden, schließlich im Februar 1878 gescheitert sind, ist für die weitere Entwicklung der politischen Dinge in Deutschland von verhängnißvoller Bedeutung geworden. Von da ab begann die Entfremdung zwischen dem Fürsten Bismarck und den Nationalliberalen, es begann die Erschütterung jener festen und zuverlässigen Mehrheit, welche ein Jahrzehnt hindurch die Unterlage großer gesetzgeberischer Erfolge gewesen war. Wäre das Scheitern nicht zu vermeiden gewesen?

Bennigsen für sich allein würde sich mit dem Reichskanzler über ein Programm verständigt haben; aber er forderte den gleichzeitigen Eintritt zweier Parteigenossen, von Forckenbecks und von Staussenbergs, zum Mindesten denjenigen des Elfteren, in die Regierung. An sich war diese Forderung unbestreitbar gerechtfertigt. Daß eine große Partei viele Jahre lang als Regierungspartei handelt, ohne im Geringsten an der Macht betheiligt zu sein, ist ohne Beispiel in constitutionellen Ländern. Mit vollendeter Selbstlosigkeit hatte die nationalliberale Partei bisher so gehandelt. Wenn sie jetzt, Angesichts der neuen großen Verantwortung, welche ihr die Finanzreform auferlegen würde, eine stärkere Garantie für die Führung der Verwaltung in ihrem Sinne verlangte, so war das im Grunde selbstverständlich. Aber andererseits war unter den eigenartigen Verhältnissen, wie sie zur Zeit Kaiser Wilhelms I. und seines großen Kanzlers bestanden, nicht minder klar, daß das Verlangen nach einer so weitgehenden Berücksichtigung des parlamentarischen Einflusses bei der Besetzung der obersten Aemter den ganzen Plan gefährden müßte. Dazu kam, daß Forckenbeck seine Mitwirkung von der Bewilligung bestimmter Lauteten abhängig machte, und diese Forderungen scheinen es hauptsächlich gewesen zu sein, welche, da Bennigsen sie zu den seinigen machte, die Verhandlungen zum Scheitern brachten. Zwei Jahre später hat Forckenbeck in einer Sitzung der nationalliberalen Fraction rund heraus erklärt, er habe sie absichtlich so formulirt, daß der ganze Plan zu Falle kommen mnhte. Nicht Bennigsen also, sondern Forckenbeck trifft in erster Linie die Verantwortung, daß eine Combination vereitelt wurde, welche die innere Entwicklung des Reiches möglicherweise in ganz andere Bahnen geleitet hätte.

Nur bleibt die Frage, ob Bennigsen richtig handelte, indem er sich mit Forckenbeck vollständig solidarisch machte. Bennigsen bedurfte die Unterstützung der gesumten nationalliberalen Fraction, wenn die im Reiche bevorstehenden Aufgaben gelöst werden sollten; denn neben den 127 Nationalliberalen stellten im damaligen Reichstage die beiden conseruativen Fractionen nur 74 Stimmen, alle drei Fractionen zusammen besaßen also nur zwei Stimmen über die absolute Majorität. Ohne die Verständigung mit Forckenbeck aber, der, ohnehin umgeben von dem Nimbus des Reichstagspräsidenten, Laster,

Rudolf von Vennigsen. H5

Bamberger. Stauffenberg hinter sich hatte, mar an die Unterstützung der gesammten nationalliberalen Fraction nicht zu denken. Hätte Vennigsen es darauf ankommen lassen sollen, daß die Fraction sich spaltete, um nachher etwa durch eine Auflösung des Reichstags den Versuch zu machen, die Wähler auf seine Seite zu ziehen? Vismarck würde gegen ein solches Unternehmen kaum etwas eingewendet haben. Vennigsen hat es unterlassen, ohne Zweifel hauptsächlich deshalb, weil er jene Spaltung, die ihm als ein Unglück für das Vaterland erschien, verhüten wollte. Da die Spaltung später doch eingetreten ist, so mag Mancher vom Standpunkte der historischen Neurtheilung den damaligen Entschluß Bennigsens bedauern. Jedenfalls aber liegt in demselben die treffendste Widerlegung jener nichtswürdigen Verleumder, nach deren Darstellung Vennigsen in seinem ganzen politischen Handeln immer von dem Streben, an die Macht zu kommen, geleitet gewesen wäre. Hätte ihn wirklich der egoistische Ehrgeiz beseelt, welchen jene niedrigen Seelen ihm nachsagen, er hätte die verlockende Gelegenheit, die sich ihm Anfang 1878 bot, wahrhaftig nicht ausgeschlagen!

Da es ihm stets lediglich um die Sache zu thun war, so ist Bennigsens Eifer für eine zweckmäßige Ordnung des Finanzwesens auch nach dem Scheitern des an seinen Namen sich knüpfenden Wnistervprojectes nicht erkaltet. Vorwiegend seinem Einflusse gelang es, daß dem neuen preußischen Finanzminister, Hobrecht, welchem die große Aufgabe nunmehr zufiel, seitens der nationalliberalen Fraction eine freundliche Gesinnung entgegengebracht wurde. Mit ihm hatte man Aussicht, in: nächsten Jahre zu einer Verständigung gelangen zu können. Da kam durch die am 11. Juni erfolgte Auflösung des Reichstages eine folgeschwere Verschiebung der Lage. Fürst Vismarck, unter dem Eindrucke der mißglückten Verhandlungen des Winters, ergriff den Anlaß des Nobiling'schen Attentats, um das Uebergewicht der Rationalliberalen zu brechen. Es gelang nicht ganz; noch blieben sie die stärkste Fraction des Reichstages, aber an dreißig Sitze gingen ihnen verloren, und zum ersten Male seit den« Vestehen des Reiches wurden sie von der Gesammtzahl der beiden conservativen Fraktionen übertroffen.

Sollte dem gemäßigten Liberalismus der bisher behauptete Einfluß gewahrt werden, so bedurfte es mehr als je eines geschlossenen, aber verständlichen, zur Verständigung über das Rothwendige bereiten Auftretens der Fraction. Dem stand indeß innerhalb derselben eine starke Erbitterung über das Verhalten der Negierung wie der Eonservativen während des Wahlkampfes gegenüber, und es fehlte nicht an Versuchen, diese Stimmung für eine oppositionelle Stellungnahme zu dein Socialistengeseh zu verwe'rthen. Niemals hat sich Vennigsens Vermittelungskunst in glänzenderem Hichte gezeigt, als in jener Lage, in welcher die gewaltige Erregung der vorangegangenen Monate noch heftig nachzitterte. Ueber den wirklichen Werth des Socialistengesehes mögen heute die Ansichten auseinandergehen, darüber jedoch kann eine objective Betrachtung keinen Zweifel lassen, daß im Herbst

H6 Friedrich Voettcher in Verlin.

1878 der Erlaß dieses Gesetzes eine Nothwendigkeit mar. Sein Scheitern würde unter den damaligen Verhältnissen schwere Erschütterungen der Gesundheit unserer politischen Entwicklung zur Folge gehabt haben, Erschütterungen, die zum Mindesten nicht den liberalen Bestrebungen zu gute gekommen wären. Darum war es ein Glück, daß es Nennigsens sicherer Führung gelang, die Partei, auf deren Haltung Alles ankam, mit ihrer ganzen Kraft für den positiven Erfolg einzusetzen.

Anders in dem verhängnisvollen Jahre 1879! Der neue Reichstag besaß, wie eine am 19. October 1878 von 294 Abgeordneten unterzeichnete Erklärung erkennen ließ, eine schutzzöllnerische Mehrheit. Darauf fußend, entschloß sich Fürst Nismarck, die Finanzreform mit einer Umgestaltung des Zolltarifs in protectionistischer Richtung zu verbinden. Durch diese Verquickung zweier so viel umstrittener Probleme mußte ein einheitliches Vorgehen der nationalliberalen Fraction auf das Aeüßerste erschwert werden. Bezüglich der Finanzreform konnte man in ihr auch jetzt noch eine gemeinsame Verhaltenslinie zu finden hoffen; über die Schuhzollfrage aber bestanden, der Verschiedenheit der wirthschaftlichen Interessen entsprechend, in der Partei diametral auseinandergehende Ansichten. Für eine Ausgleichung derselben in dem Matze, daß ein geschlossenes Eintreten der Fraction für eine die Regierung befriedigende Erfüllung des combinirten Planes ermöglicht würde, war von vornherein wenig Aussicht. Gelang aber die Verständigung zwischen den Nationalliberalen und der Regierung nicht, so war damit keineswegs, wie in früheren Fällen, die Sache entschieden, sondern in dem neuen Reichstag war zum ersten Mal die Möglichkeit gegeben, daß sich aus den beiden conservativen Fractionen und den, klerikalen Centrum eine Majorität bildete. Bisher hatte das Centrum sich freilich nur einer feindseligen Opposition befleißigt; für eine schutzzöllnerische Actio indes; war es, wie seine Netheiligung an der Erklärung der 204 gezeigt hatte, zu haben, und damit konnte leicht die Brücke zu einer Verständigung auch über die andere Aufgabe geschlagen werden. Kam aber das große Werk der Finanzreform mit Hilfe des Centrum gegen die Nationalliberalen zu Stande, so war nicht nur die nationalliberale Partei aus der maßgebenden Stellung, welche sie seit 1867 eingenommen hatte, verdrängt, sondern es erwuchs die Gefahr, daß die von den Hochconservativen und dem Centrum gemeinsam gepflegten reactionären Bestrebungen einen sich allmählich steigenden Einfluß auf die Regierung gewinnen könnten, zuni Mindesten, daß die Reichspolitik für die Folgezeit auf eine sehr schwankende und unzuverlässige parlamentarische Basis gestellt werden würde. Bennigsen erkannte mit seinem klaren Blick diese Gefahr sofort in ihrer ganzen Tragweite und nahm demgemäß seine Stellung. Es ist das Verhängniß nicht allein der nationalliberalen Partei, sondern Deutschlands gewesen, daß ihm die Fraction nicht gefolgt ist. Hätte dieselbe sich von Anfang an, unter Vorbehalt von Verbesserungen im Einzelnen, grundsätzlich und ent-

Rudolf von Vennigsen. H?

schlossen auf den Boden der Regierungsvorlage gestellt, so wäre neben der Erhebung der ultramontanen Partei zu einem entscheidenden Factor in der deutschen Politik auch die Entfesselung jenes rücksichtslosen Interessenegoismus verhütet worden, welcher seitdem immer weiter gewachsen ist und jetzt nicht viel weniger, als die revolutionäre Socialdemokratie, bald von dieser, bald von jener Seite die Grundfesten der Staats- und Gesellschaftsordnung unterwühlt. Heute, beim Rückblicke auf diese Entwicklung, werden nicht wenige der damaligen Gegner des Vennigsen'schen Standpunktes zugeben, wie weise es gewesen wäre, wenn man nach seinem Rathe gehandelt hätte. Vennigsen selbst hat es an keiner Bemühung mangeln lassen, die Fraction vor dem schweren Fehler zu bewahren; aber hier scheiterte seine Kraft. Der wirtschaftliche Gegensatz in der Fraction war, durch die politisch-oppositionellen Elemente geschickt ausgebeutet, je länger, je mehr zu einer Kluft geworden, deren Ueberbrückung sich als unmöglich erwies. Fürst Vismarck verständigte sich mit dem Centrum um den Preis der Franckenstein'schen Klausel, d. h. der Verewigung der Matricularbeiträge, der finanziellen Abhängigkeit des Reiches von den Einzelstaaten.

Wie traurig immer ein solcher Ausgang war, so bot doch diese Clausel, welche den von den Nationalliberalen in Gemeinschaft mit dem Reichskanzler verfolgten Plan auf den Kopf stellte, die Handhabe, die Einigkeit der national-liberalen Fraction, wenn auch in einem negativen Votum, noch in: letzten Augenblicke wieder herzustellen. Rasch entschlossen ergriff Vennigsen diese Handhabe. Angesichts der trüben Perspective, welche die Zukunft bot, schien es ihm doppelt nochwendig, den nationalgesinnten Liberalismus fest zusammenzuhalten. 15 Mitglieder freilich, die Gruppe Volk-Schaust, erklärten in diesem Augenblick ihren Austritt aus der Fraction; auf sie aber durfte man sich gegenüber den reactionären Anschlägen der clerical-conservative Mehrheit auch nach der Trennung verlassen.

Fürst Bismarck hatte, als er des Centrums sicher war, es sich nicht versagen können, seiner Freude darüber, nun endlich von der Rücksicht auf die Nationalliberalen entbunden zu sein, einen mit elementarer Gewalt hervorbrechenden Ausdruck zu geben. Schon das nächste Jahr sollte ihm zeigen, wie wenig er die Partei entbehren konnte, welche ihn allezeit selbstlos, nur um seiner nationalen Ziele und Verdienste willen unterstützt hatte. Sowohl bei der Erneuerung des Militärsepiennats, wie bei der ersten Verlängerung des Socialistengesetzes versagte das Centrum; für die letztere stellte es nur 13, für die erstere keine einzige Stimme. Lediglich dem Umstände, daß die nationalliberale Partei ihrer alten Politik treu blieb, war das Zustandekommen beider Gesetze zu danken. Fürst Bismarck machte keinen Hehl daraus, daß seine im vorigen Jahre auf das Centrum gesetzten Hoffnungen getäuscht seien.

Es hätte scheinen können, als wäre die Parteigruppierung von 1879 nur eine Episode gewesen, als wäre die alterprobt Stütze der Reichspolitik, Ad und SLb. 1879, 108. 4

H8 Friedrich Voettcher in Verlin,
die conservativ-nationalliberale Majorität, wiederhergestellt. In Wirklichkeit
lagen die Dinge anders. Seit Forckenbeck während der Zolltarifverhandlungen
das Präsidium des Reichstages niedergelegt hatte und in die Fraction zurück-
gekehrt war, trat seine Absicht, die nationalliberale Partei zu spalten, immer
klarer zu Tage. Im schärfsten Gegensatze dazu war Bennigsen bemüht,
die Einigkeit der Partei zu erhalten. Daraus ergab sich ein heftiger Kampf
Forckenbecks gegen Bennigsen, dessen Ende im Sommer 1880 die von Forcken-
beck, Stauffenberg, Nürnberger und Nickert geführte Secession war, nachdem
Laster sich schon im März von der Fraction getrennt hatte.

Man hat die Secession vielfach als einen Schritt »d irato aufgefaßt
und die Theilnehmer an demselben als „geärgerte Freihändler“ bezeichnet.
Für Manche unter ihnen, namentlich für Vamberger, mag das zutreffen,
nicht aber für den eigentlichen Urheber. Andererseits hieße es zu klein von
Forckenbeck denken, wenn man ihm lediglich persönliche Motive unterlegen
wollte, ausgehend von der Erwägung, daß zwei erste Führer, wie Bennigsen
und er!, in demselben Parteiverbände nebeneinander nicht möglich seien.
Wie aber wäre es dann zu verstehen, daß ein Politiker von dem Ansehen
Forckenbecks sich über die ungeheuere Schädigung des liberalen Einflusses,
welche die Secession nothwendig zur Folge haben mußte, hätte täuschen
können? Er mochte Manches an der Politik des mächtigen Staatsmannes
auszusetzen haben, aber dieselben Gründe, welche ihn im Interesse des
Vaterlandes und der Partei ehemals bestimmt hatten, seine Wünsche unter-
zuordnen, bestanden fort und nicht mit vermindertem, sondern mit ver-
stärktem Gewicht.

Es giebt nur eine Erklärung für Forckenbecks Handlungsweise: die
Hoffnung auf den Kronprinzen. Man hielt sich überzeugt, daß derselbe,
zur Regierung gelangt, mit dem Bismarck'schen System brechen, ein liberales
Regiment einführen werde, und man wollte ihm eine nicht mit Nismarck
verknüpfte regierungsfähige liberale Partei bereit halten. Darum hatte
Forckenbeck 1878 die nationalliberale Ministercombination vereitelt, darum
trieb er, als Bennigsen die alte Bahn nicht verlassen wollte, zum Bruche.
Daß er dabei geglaubt haben sollte. Alles mit sich fortreißen und den
ruhmvollsten Parteiführer, den verdientesten Parlamentarier vollständig
isoliren zu können, ist ebenso wenig anzunehmen, wie daß er über die nach-
theiligen Folgen einer Spaltung im Unklaren gewesen wäre. Aber er mochte
den möglichen Schaden gering anschlagen, da bei dem hohen Alter des
Kaisers jeder Tag den Unschwung bringen konnte, und dann durfte er ja
sicher sein, daß Bennigsen eine von dem neuen Herrscher eingesetzte liberale
Negierung nicht im Stich lassen würde.

Ein tragisches Geschick hat alle diese Pläne vernichtet. Daß die Ur-
heber der Secession diesen Factor nicht in ihre Rechnung gestellt hatten, ist
verzeihlich; kein Mensch konnte damals, angesichts der kraftvollen Heldenge-
stalt des Kronprinzen, diesen furchtbaren Ausgang ahnen. Aber der Politiker

Rudolf von Vennigsen. H9

soll niemals der Hoffnung die Wirklichkeit opfern. Dies gethan zu haben, ist Forckenbecks und seiner Genossen Schuld. Das Jahr 1879 hatte den Einfluß des gemäßigten Liberalismus geschwächt, erst durch die Secession aber hat derselbe die Position wirklich verloren, in welcher er ein wirk-samer Damm gegen alle Extreme, eine Bürgschaft für eine stetige Ent-wicklung des Staatswesens zu sein vermochte. Was das bedeutete, hat die Folgezeit gelehrt.

Nichts vermöchte die selbstlose patriotische Realpolitik Vennigsens Heller zu beleuchten, als der Gegensatz zu dein Verfahren der Secession. Gerade diese Realpolitik aber war es, welche durch den Verlust der alten Position am schwersten getroffen wurde. Trotzdem gab Vennigsen die Hoffnung nicht auf, noch nützlich wirken zu können, felbst als er nach den Reichstagswahlen von 1881 >die Zahl seiner Freunde weiter 'vermindert und das Verhältniß zur Regierung immer unersprißlicher werden sah. Be-sonders denkwürdig bleibt die gewaltige Rede, mit welcher er am 15. Juni 1882 Vismarcks verzweiflungsvoller Klage über die parlamentarischen Zu-stände im Reiche eine ruhige Zuversicht auf das Gelingen des nationalen Werkes auch in der Zukunft entgegensetzte.

In schreiendem Widerspruche dazu schien es zu stehen, daß er ein Jahr später plötzlich aus dem parlamentarischen Leben vollständig zurücktrat. Die Secession, damals noch in der Blüthe ihrer Hoffnungen, brach in un-bändigen Jubel aus. Sie faßte den Schritt des nationalliberalen Führers als eine Rechtfertigung ihrer eigenen Handlungsweise, als das Bekenntnis; daß seine Politik der Verständigung, des Zusammengehens mit dem Fürsten Bismarck zu Ende sei; und da Niemand von dem Manne, der die Ver-körperung der Besonnenheit und der Selbstbeherrschung war, annehmen konnte, daß er sich von einer augenblicklichen Verstimmung habe hinreißen lassen, so schien ja diese Auslegung nicht ohne Anhalt zu sein. In der Dhat zog sich Vennigsen zurück, weil er zunächst keiue Möglichkeit zu frucht-barem Wirken mehr sah. Der Verständigung mit anderen Parteien des Reichstages bereitete das Ueberwuchern des Fractionsgeistes immer größere Hindernisse- auch auf den Fürsten Vismarck vermochte er nicht mehr, wie früher, im Sinne der Nachgiebigkeit einzuwirken. Dazu kam, daß nickt minder unbefriedigend für ihn die Lage im Abgeordnetenhouse wurde, wo er sich der Nothwendigkeit einer Einschränkung der in den siebziger Jahren unter seine,« Präsidium geschaffenen Falk'schen Gesetzgebung nicht verschließen konnte, darüber aber zu der großen Mehrheit der eigenen Freunde in einen gewissen Gegensatz gerieth.

Vennigsen war jedoch niemals der Mann, die Flinte in's Korn zu werfen. Alles persönliche Ungemach, welches die veränderten Verhältnisse besonders für ihn niit sich gebracht hatten, würde ihn sicherlich um so weniger zur Niederlegung seiner parlamentarischen Mandate bestimmt haben, als durch dieselbe das Ansehen der von ihn« so lange geführten Partei

2V Friedrich Voettchel in Veilin,
zweifelloos beeinträchtigt wurde. Aber er mußte sich sagen, daß, wie die Dinge lagen, er nicht nur seine Kraft, sondern auch seine Autorität nutzlos verbrauchte, während der Tag kommen würde, an welchem durch Beides dem Vaterlande noch werthvolle Dienste geleistet werden könnten. In dieser Erwägung haben sich damals seine Freunde in den schweren Schlag gefunden, der ihnen durch das ungeahnte Ausscheiden des Führers bereitet ward. Und der Tag, da man Bennigsens bedurfte, ist gekommen. Der in: October 1884 gewählte Reichstag, in welchem die Stärke der ultramontanen Partei noch mehr, als in dem vorangegangenen, gestiegen war, sollte nicht sein Ende erreichen, ohne daß die unheilvollen Folgen der parlamentarischen Vorherrschaft des Centrums in wahrhaft verblüffender Weise zur Erscheinung gekommen wären. Die vollendetste Kennzeichnung dieses Reichstages wird immer jene Polendebatte im Januar 1886 bleiben, in welcher der Führer der Socialdemokratie, Herr Liebknecht, seine Schmähungen der nationalen Reichspolitik mit dem stolzen Ausrufe begleiten durfte: „Wir sind die Majorität!“ Am 14. Januar 1887, bei der Abstimmung über die Erneuerung des Militärseptennats, kam die Katastrophe. Ueberwältigend brach sich unter dem Eindrucke der Reichstagsauflösung die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Rückkehr zu der alten nationalliberal-conservativen Mehrheit Bahn. Nennigsen war der Berufenste, ihre Wiederherstellung zu bewirken. An seiner Seite erschien Miquel, der zehn Jahre lang dem Reichstage fern geblieben war. Den alten Freunden gelang es rasch, mit den beiden conservativen Parteien jenes Wahlcartell zu vereinbaren, welches eine geschlossene Phalanx von 217 Abgeordneten aus der Urne hervorgehen ließ und die alterprobte parlamentarische Grundlage der Reichspolitik fester als je erneuert zu haben schien. Während des Cartellreichstags trat in der Leitung des Reiches der Umschwung ein, der früher oder später eintreten mußte. Aber es kam anders, als man viele Jahre lang erwartet hatte. Statt des Systems, auf welches, man kann fast sagen: eine Generation sich eingerichtet, erschien, unvorbereitet und unvermittelt, das Unbekannte. Die nächste Folge ist eine betrübende Unsicherheit in dem Gange der öffentlichen Dinge gewesen, eine Unsicherheit, die bis auf den heutigen Tag nicht gehoben ist. Der Hero der Reichsgründung muß unthätig abseits stehen, ein Geschlecht von Epigonen steuert das Schiff durch gefährvolle Brandung, ohne daß ein festes Ziel erkennbar wäre. Allerwärts erheben selbstsüchtige Bestrebungen das Haupt und rütteln mit fanatischer Blindheit oder mit satanischer Frivolität an dem, was zwei Jahrzehnte in unsäglichen Mühen geschaffen. Unser öffentliches Leben wird mehr und mehr der Tummelplatz einer wüsten materialistischen Hetzerei, und entsprechend sinken Geist und Ton in den Verhandlungen der Volksvertretung zu einer erschreckenden Tiefe hinab. Unter solchen Umständen im Reichstage auf dem Posten zu bleiben, kann einem Manne von dem hohen Sinne und der ruhmvollen Vergangenheit

Rudolf van Vennigsen. 5f

Vennigsen's sicherlich keine Freude sein. Den näheren Freunden hat er schon vor Jahren von dem Entschlusse gesprochen, sich mit dem vollendeten siebenzigsten Jahre aus der Oeffentlichkeit zurückzuziehen und den Nest des Lebens seiner liebsten Erholung, der Beschäftigung mit den Wissenschaften, zu widmen. Sein patriotisches Pflichtgefühl hat ihn den Entschluß umstoßen heißen. Wie schlecht verstehen ihn doch die, welche ihm selbst jetzt noch ehrgeiziges Streben nachsagen möchten! Sein einziger Ehrgeiz ist, mit zu helfen, daß das Vaterland die bösen Krisen der Gegenwart glücklich überdauere. Mehr als irgend ein Anderer ist er heute im Reichstage Träger der Überlieferungen einer großen Zeit. Sein Ansehen, seine Erfahrung, seine staatsmännische Begabung ermöglichen ihm, einen weit über die numerische Stärke der heutigen nationalliberalen Fraction hinausreichenden Einfluß durch Nath und That auszuüben; sein unerschütterlicher Glaube an die Zukunft des Vaterlandes befähigt ihn, den in weiten Kreisen des deutschen Bürgerthums eingerissenen Kleinmuth zu bekämpfen, fowie durch Warnung und Ermahnung der Rückkehr zu einer idealeren Staatsauffassung die Wege zu ebenen. Vennigsen hat dem Vaterlande ein Menschenalter hindurch Großes geleistet; in den Wirren der Gegenwart aber ist er ihm eine wahrhaft unschätzbare Kraft. Daß der edle Mann heute schon auch bei den Gegnern die gerechte Würdigung finde, wird der Parteihaß verhindern, von dem unsere Zeit so bedauerlich durchtränkt ist. Möge ihm der verehrungsvolle Dank der Freunde ein schwacher Lohn für das Opfer eines reichen Lebens sein!

Feld-Telegraphie.

von

Alfred Freiherr von Eberstein.

— Wiesbaden. —

^s Generalstabswerk 1870/"71 sagt auf V, i486:

„Die kriegerischen Leistungen der fechtenden Theile eines Heeres sind in hohem Grade abhängig von der Art und Weise, wie die Verkehrsverhältnisse desselben geregelt, die verschiedenen Bedürfnisse an Verpflegung und Munition ihnen zugeführt, für Kranke und Verwundete gesorgt, der Ersatz an Mannschaften, Pferden und Material bewirkt wird. Nur eine umsichtige Leitung dieser wichtigen Dienstzweige und die vollste Hingebung aller dabei betheiligten Personen vermag den Truppen trotz der Wechselfälle des Krieges die erforderliche Schlagfertigkeit zu bewahren.“

Von Seite 1437—1449 wird die Feld-Telegraphie abgehandelt.

Ehe jedoch darauf eingegangen wird, erscheint es rathsam, die geschichtliche Entwicklung der Kriegs-Telegraphen zu beleuchten. Der Zweck und die Bedeutung der Telegraphie ruht wesentlich auf der sicheren und schnellen Durchführung der Gedanken des Feldherrn. Dnrch eine zweckentsprechende Anwendung der Telegraphie werden aufreibende Hin- und Hermärsche der Truppen vermieden, sowie auch blutige Berührungen mit dem Feinde, durch sie können die Entbehrungen der Mannschaften durch große Ränne umfassende Maßregeln der Verpflegung gelindert werden.

Somit wird die Kriegs- oder Feld-Telegraphie ein wichtiges Hilfsmittel und ein nothwendiges Werkzeug zur Erlangung des Sieges fein und werden. Die Geschichte der Kriegstelegraphen verschiedener Länder ist in einer weit ausgedehnten Literatur behandelt. Gerade die Feldzüge Nord-Amerikas und der Brasilianisch-Paraguayer Krieg haben wichtige Daten und Enthüllungen gebracht.

Die ersten Mittheilungen über Signal-Telegraphen reichen bis in das früheste Alterthum. Der Prophet Ieremias ermahnt die Kinder Benjamins, Signalfeuer anzuzünden. 509 vor Christi communicirt Agamemnon mit seiner Königin über Berg und Thal mittelst Signalfeuer. Aeschylus giebt in seiner Tragödie Agamemnon eine Beschreibung, durch Fackelsignale über den Ida und Athos zu telegraphiren. Im peloponnesischen Kriege werden die Signalfeuer öfters angewendet. Ein Einwohner von Sidon empfiehlt Alexander II. vor seiner Expedition nach Indien optische Signal-linien zu errichten, um mittelst derselben in 4—5 Tagen mit den entfernten Theilen seines Reiches Verbindung zu halten. Der Grieche Aeneas zur Zeit des Aristoteles empfiehlt einen Fackel-Telegraphen, der zugleich mit einem Apparat zum Messen der Zeit-Intervalle der Signale verbunden war und damit die erste Andeutung chronoscenischer Signale gab, die erst in dem Signal-Corps der nordamerikanischen Armee zur Anwendung kamen. Polybius empfiehlt den Gebrauch von Fackeltelegraphen zu Kriegszwecken. In den punischen Kriegen wurden Distanzsignale zur Uebertragung von Nachrichten angewendet, und Cäsar hat in den gallischen Feldzügen sich optischer Signale bedient. Vercingetorix erfuhr am Abend den Sieg der Carenter bei Orleans. Auf der chinesischen Mauer sind noch heut Signalthürme vorhanden. In Constantinovel blieben leuchtende Nachtsignale zum Schutze gegen Einbrüche der Türken im Gebrauch.

Erst im 16. Jahrhundert brachten die Fortschritte in der Physik das Verlangen, die Mittel einer schnellen Signalcommunication zu vervollkommen. 1684 sagte der englische Physiker Hook, daß Depeschen über weite Entfernungen durch verschieden geschnittene Objecte, im Nahmen aufgehängt, wobei ein jedes Object einen bestimmten Buchstaben bezeichnete, befördert werden könnten.

Diese Vorschläge wurden nicht zur Ausführung gebracht, bis die französische Revolution 1793 den optischen Signal-Apparat von Chappe einführte.

Diese Telegraphen wurden zwischen Paris und ^ille mit 22 Stationen eingerichtet.

Am 39. November 1794 wurde dem Senat die den Oesterreichern abgewonnene Wiedereinnahme von Condé auf dieser Linie telegraphirt. Der Divisionschef im Kriegministerium Miot erfand den Namen Telegraph «Fernschreiber». 1801 wurde von Napoleon eine Linie Paris-Mailand errichtet. In Preußen functionirten optische Telegraphen noch bis 1859 auf der Linie Berlin-Trier. Am Tage der Einnahme von Sebastopol, an:

9. September 1855, wurde ein optischer Telegraph auf dem Malakoff errichtet. Die Befehle, welche während der Schlachten von Sebastopol telegraphirt wurden, sind das würdige Ende der Chappe'schen Erfindung in Europa. Bis auf den heutigen Tag haben optische Telegraphen ihren Platz als Zusatz zu dem elektrischen Signalwesen in den Armeen behalten.

5H 'Alfred Freiherr von «Lberftein in Wiesbaden.

Während Nacht und Nebel sind die optischen Telegraphen nicht anwendbar. 1833 erfanden Gauß und Weber den elektrischen Telegraphen, die Engländer Wheatstone und Cooke verbesserten diesen 1839. Der Telegraph fand in England allgemeine Verbreitung und wurde später durch Einschaltung eines durch eine Feder bewegten Räderwerks verbessert. Von ganz besonderem Einfluß in der Entwicklung der Telegraphie war die von Werner Siemens 1846 gemachte Erfindung, den Leitungsdraht mittelst einer Umhüllung von Guttapercha zu isoliren. Schon 1847 wurden von Preußen isolirte Drähte unter der Erde gelegt. Doch war die Isolation der Drähte nicht ausreichend, die Drähte versagten. 31) Jahre später war es Werner Siemens und der Rührigkeit Stephans geglückt, ein unterirdisches politisch-militärisches Telegraphennetz in Deutschland zur Ausführung zu bringen, das heut als Muster eines telegraphischen Systems betrachtet wird.

In England entstanden bereits 1839 elektrisch-telegraphische Verbindungen London-Birmingham. Bei der Belagerung von Sebastopol fand bei den Engländern der elektrische Telegraph die erste Anwendung im Kriege als bequemes Communicationsmittel zwischen den Hauptquartieren und Divisionen. Zwischen Varna und der Krim functionirte ein durch Guttapercha isolirter Kupferdraht.

In, indischen Kriege 1857—1858 wurden von den Engländern den avancirenden Colonnen elektrische Feld-Telegraphen nachgebaut. Die eigenthümliche Trockenheit der Luft ermöglichte, daß nicht isolirter Eisendraht, auf dem Boden abgewickelt, auf 100 englische Meilen functionirte.

1854—1856 war bereits in der preußischen Armee Feld-Telegraphen-Material den Pionier-Abtheilungen zugetheilt und trat bei Manövern in Function. Somit hat Preußen auch in dieser Beziehung die Spitze in der Feldtelegraphie genommen. Diese im Frieden ausgebildeten Feldtelegraphen-Abtheilungen begleiteten 1864 die Armee nach Düppel.

Die Franzosen hatten 1857 in Algier elektrische Telegraphen, in Chatham in England wurde eine Militär-Telegraphen-Schule gegründet.

1859 verwandten auch die Spanier in Marokko die elektrische Telegraphie. Der General O'Donnell gebrauchte einen Vorposten-Telegraphen, der, aus leichten Kabeln, auf Trommeln gewickelt, auf Mauleseln transportirt und von Handkarren abgewickelt wurde. Der größte Theil dieser Leitungen wurden eingegraben.

Von 1860 hatte fast überall der Militär-Telegraph die Verbindung des Hauptquartiers bis zum Staatstelegraphen zu bewirken. Noch 1859 wurde bei den Franzosen der Kriegstelegraph nur durch Staats-Telegraphen-Beamte versehen. 1861 erhielten sich zwei zu gleicher Zeit gegen Ancona marschirende italienische Corps telegraphisch in Verbindung; es kam für Feld-Telegraphen construirtes Material mit ausschließlich militärischem Personal zur Verwendung.

Feld-Telegiaphie. 55

1862 brachte Kapitän Bolton ein Militär-Telegraphen-System für die englische Armee in Vorschlag, das, wie das von Forville und Trouv6, keine Anwendung fand. Erst in neuester Zeit hat Siemens' Vorposten-Telegraph, auf Ideen fußend, welche Hauptmann Buchholtz vom preußischen Eisenbahn-Regiment 1873 bekannt gab, Vorschläge gebracht, welche allgemeine Anerkennung gefunden haben. Die Siemens-Halske'sche Fabrik in Berlin hat nach andauernden Versuchen diesen Telegraphen zu seiner jetzigen Form gebracht.

Im amerikanischen Secessionskriege 1861—65 und in den» Brasilianisch« Paraguyer Kriege 1865—69 wurde der Militär-Telegraph zur Verbindung operirender Truppentheile bereits als Notwendigkeit betrachtet. Alle Telegraphenlinien der Privat-Compagnien des Nordens wurden nach Ausbruch des Krieges unter militärische Eontrolle gestellt. Ter Süden nahm Besitz von der Privatlinie und erlaubte nur ausnahmsweise die Benutzung zu Privatzwecken. Außerdem wurden etwa 4090 Meilen bis zum October 1862 ausschließlich für militärische Zwecke errichtet, für die Militär-Telegraphie 3219400 Dollars verausgabte.

Während der Schlacht beiFredericksburg am 13. December 1862 haben die Feldtelegraphenlinien zum ersten Male unter Feuer gearbeitet. Vom Hauptquartier des kommandirenden Generals waren Leitungen nach den« rechten und linken Flügel gelegt, und auch die avancirende Colonne war mit dem Hauptquartier verbunden. In ähnlicher Weise wurde auch in dem weiteren Verlaufe des Feldzuges verfahren. Telegraphische Schlachtbefehle bildeten die Regel, und die marschirenden Colonnen wurden durch Telegraphenlinien verbunden. Noch über die Vorposten fast wurden Telegraphisten in Feindes Land als Spione entsendet, welche sich in die feindlichen Telegraphenleitungen einschalteten, was uni so leichter zur Ausführung kommen konnte, da die Südstaaten selten Ziffer-Depeschen benutzten.

Ohne den Kriegstelegraphendienst wäre der Norden nicht dazu gekommen, die Revolution der Südstaaten zu unterdrücken.

Man bediente sich ausschließlich des sogenannten amerikanischen Ruhestromes, d. h. die Linien waren auch in der Ruhe.von dem elektrischen Strom anhaltend durchflößen, so daß etwaige Unterbrechungen in der Linie sich automatisch sofort kund gaben. Auch Vorposten-Telegraphenstationen in stationären Luftballons kamen zur Anwendung.

Daneben wurden auch optische Signal-Telegraphen verwendet, so daß man auch nach der Seite mit Bewunderung über den Eifer und die patriotische Hingabe berichten niuß.

Auch während des 5 jährigen Paraguyer Krieges kamen auf beiden Seiten Kriegstelegraphen zur Verwendung. Vorerst war es Paraguay, das unter der Herrschaft von Lopez mit despotischer Energie alle militärischen Maßregeln traf- eine Telegraphenschule in Asuncion beförderte die

56 Alfred Freiherr von Eberstein in Wiesbaden.

theoretische Ausbildung, und die eigenartig« Isolirung des Landes, da es während fünf Jahren von jeder Zufuhr, auch, brieflichen Korrespondenz von der Außenwelt geschieden war, entwickelte die militärischen Maßnahmen zu allseitiger concentrirter Kraftäußerung. Der Paranáfluß mit 2 Kilometer Flußbreite wurde durch ein selbstgefertigtes Kabel überschritten. Alle Materialien, selbst das Papier mußte von Seiten der Regierung geschafft werden, und man muß die vielseitige Energie anerkennen, die die Republik Paraguay zur militärischen Abwehr des Feindes in Bewegung setzte. Der Morse-Schreiber fand in Paraguay allgemeine Verwendung, und empfiehlt von Fischer-Treuenfeld diesen entgegen den Klopff аппаратаn für Kriegszwecke, auch ist im Gefecht bei Eurupayty der Beweis geliefert, daß trotz des bedeutenden Kugelregens der Telegraph nicht unterbrochen wurde. Auf Brasilianer Seite kam der Telegraph hauptsächlich für Operationen zur Verwendung. Der brasilianische General-Telegraphen-Director de Eapanema schuf erst nach Beginn des Krieges 1865 die Kriegstelegraphie. Dadurch, daß man glaubte, der Krieg würde bald siegreich vollendet werden, waren die Organisationen nur provisorische. Bei der Belagerung der Festung Humaita spielte der Telegraph die allerwichtigste Rolle, wie während des Marsches und der Operationen im Ehaco in Front der Festung Angostura. Wenn Capanema berichtet, daß dem Telegraphen die brasilianische Armee in Paraguay mehr als einmal ihre Rettung verdankte, so muß diesem Urtheil zugestimmt werden. ^

Es ist eine eigenartige Erscheinung, daß diesen amerikanischen Vorgängen gegenüber der Kriegs-Telegraph in den europäischen Armeen nicht die Bedeutung gewinnen konnte. Je größer die Armeen sind, desto mehr muß die Armee-Organisation conservativ gerichtet sein. Es muß Alles beobachtet. Alles versucht werden, aber zur Einführung darf erst dann geschritten werden, wenn das Neue sich unzweifelhaft bewährt hat. Die mit allen Reuerungen verbundene Unruhe wirkt schädlich, und was doch zu jeder Zeit von Wichtigkeit ist, die Kosten sind sehr beträchtlich. Die Reueinführung eines Gewehres kostet z. B. etwa 390 Millionen. Da die deutsche Armee jetzt etwa 2500909 Mann stark ist und man erfahrungsmäßig für die Feldarmee eine doppelte Garnitur Gewehre für nöthig erachtet, jedes Gewehr über 59 Mark kostet, so wird die Rechnung mit Hinzunahme der Munition etwa stimmen. Es erschien gerechtfertigt, diesen Grundsatz mit der Bestimmtheit hier zum Ausdruck zu bringen, da dies oftmals nicht genug anerkannt wird.

In Preußen wurde 1863 die Anwendung des Militär-Telegraphen auf Grund einer A. E. O. dahin beschränkt: „Ein Hauptquartier mit den Divisionsquartieren, oder mehrere Hauptquartiere unter sich in telegraphische Communication zu bringen oder irgend einen momentan wichtigen Punkt, z. B. im Haupt- oder Divisionsquartier, einen bedrohten Küsten- oder Grenzpunkt in möglichst kurzer Zeit mit einer bereits bestehenden Staats-Telegraphen-

Feld-Telegraphie. 5?

leitung so zu verbinden, daß von diesem Punkte aus mit jeder Telegraphen-Station des Landes direct correspondirt werden kann." 1864 im Januar wurde eine preußische Feld-Telegraphen-Abtheilung mobil gemacht, um an dem dänischen Kriege Theil zu nehmen, im März 1864 folgte eine zweite Telegraphen-Abtheilung, die der alliirten Armee, zur Disposition gestellt wurde.

Trotz der anerkannten Erfolge dieser Kriegstelegraphen-Abtheilungen wurde die Friedens-Organisation erst 1869 definitiv abgeschlossen.

Die denselben gestellte Aufgabe bestand:

- 1) In der Herstellung und betriebsfähigen Einrichtung der telegraphischen Verbindung zwischen dem Hauptquartier des Armeecommandos und dem Staats-Telegraphen-Netze. Die Verbindung muß nach Maßgabe des Vorschreitens der Armee täglich hergestellt sein.
- 2) In der Ergänzung des Materials der der überirenden Armee beigegebenen Feld-Telegraphen-Abtheilungen, welche in erster Linie für die Herstellung der Verbindungen zwischen den: Hauptquartiere der Armee und den einzelnen Armee-Eorps, also für taktische Zwecke bestimmt sind. Die Etappen-Abtheilungen sind demgemäß anhaltend hinter der Armee stationirt, während- die Feld-Abtheilungen ausschließlich für militärische Operationen zu verwenden sind.

Bald gesellte sich das weitere Ziel dazu, den Feld-Telegraphen auch taktischen Zwecken zur Verbindung einzelner Stabsquartiere mit den Truppenverbänden dienstbar zu machen. Eine kriegsministerielle Verfügung vom 13. Mai 1868 sprach dieses Ziel klar aus, daß die Feld-Telegraphen-Abtheilungen lediglich taktischen Zwecken für Sicherheitsdienst, Necognoscirung, Verpflegung :c. dienstbar gemacht werden sollten. Das für Vorpostenzwecke zu schwerfällige Material neben ungechulter Mannschaft ließ dieses Ziel vorläufig nicht erreichen.

So kam es, daß Preußen 1870 nur 7 Feld-Telegraphen- und 5 Etappen-Telegraphen-Abtheilungen mobil machen konnte. Die Leistungen dieser Formationen überstiegen die Erwartungen, so daß der Telegraphie ein bedeutender Antheil an den schnellen und sicheren Erfolgen des Krieges zufiel. Der Kronprinz Albert von Sachsen, Manteuffel, Goeben, haben der Feld-Telegraphie besonders Lob gespendet.

Bei der Belagerung von Metz und Paris wurde zur Uebermittlung der Befehle und Meldungen innerhalb der Einschließungslinie durch Nriefrelais, durch neu angelegte Telegraphenlinien, durch ständig mit Offizieren besetzte Kirchthürme mit guten Fernröhren Alles geleistet, was eine gut organisirte Verbindung von Vorposten, von sämmtlichen Stabsquartieren erforderte.

Der schon oben angeführte Abschnitt V. über Feld-Telegraphie in dem Generalstabswerke über den Feldzug 1871>/71 ergiebt alle Details, auf die zu verweisen ist.

58 Alfred Freiherr von «Lberstein in Wiesbaden,
Während der Belagerung von Paris wurden die Kriegs-Telegraphen -
Direktionen in Nancy, Epernay (Nheims) und Lagny errichtet, um den Dienst
zwischen der operirenden Feld-Armee und der Heimat zu «ermitteln. Die
Feld-Telegraphen-Abtheilungen arbeiteten in vorderster Linie, indem ihr
Material später durch dasjenige der Etappen-Telegraphen-Abtheilungen er-
setzt wurde, und diese bauten wieder ab, sobald an deren Stelle die festeren
Leitungen der Staats-Telegraphie traten.

Von Paris wurde Versailles der Mittelpunkt des Telegraphennetzes.
Um Paris wurden zwei nebeneinanderlaufende Linien eingebaut, Longjumeau
Villeneuve, St. Georges, Lagny, Gonesse, Margency, St. Germain en Laye
waren die Hauptorte.

Den Verkehr nach Deutschland vermittelten von Lagny zwei Linien
über Bar le Duc, Nancy auf Landau und über Nheims, Metz auf Saar-
brücken.

In gleicher Weise wurden auch die Verbindungen nach Amiens und
Nouen, nach Orleans und Chartres und bis Le Mans, Tours, Blois einge-
baut, sowie nach Epinal-Vesoul, Dijon-Gray, die Lisaine-Stellung wurde
unter sich und mit dem Hauptquartier verbunden.

Die Leitungen der Feld-Telegraphie erreichten bis zum Ende des Krieges
eine Länge von 10300 Kni mit 407 Stationen, während die Staats-
Telegraphie 12500 1cm Drahtleitung mit 118 Stationen in Betrieb er-
hielt. —

1872 wurde der russischen Militär-Telegraphie von Gay de Forville
ein für Vorpostendienst geeigneter, leicht transportabler Telegraphen-Apparat
vorgeschlagen, jedoch nicht acceptirt. Ein ähnlicher Vorschlag wurde 1873
von Trouvö der französischen Armee gemacht. Mit hohem Interesse wurde
dieser Vorschlag in allen militär-technischen Kreisen aller Länder verfolgt.
Hauptmann Buchholtz und Siemens (Frischen) haben diesen Trouvö'schen
Vorschlag brauchbar gemacht, wodurch das in Amerika 12 Jahre früher
angewandte Verfahren, die wichtigsten Dispositionen und Befehle bis zu
den Vorposten telegraphisch zu befördern, festen Fuß faßte.

Die englischen Versuche beim Herbstmanöver 1872 bei Wiltshire
beschreibt Major Weber; sie schlugen wohl deshalb fehl, weil Kabel an Stelle
von Stangenleitungen angewendet wurden. So war die Benutzung des
englischen Militär-Telegraphen im Ashantee-Kriege 1873 ungenügend, wenn-
gleich im weiteren Verlaufe des Krieges trotz des übereilt gefertigten Materials
Erfolge erzielt wurden.

In Spanien war bereits 1859 im Kriege mit Marokko ein leichter
Gebirgstelegraph nützlich angewandt worden. 1874 leistete der Telegraph
bei Bilbao gute Dienste. Doch giebt es bis heute in Spanien keine Organi-
sation für Etappen- und Feld-Telegraphen.

Im türkisch-russischen Kriege waren bei den Türken keine
Telegraphen-Truppen eingegliedert, wenn auch der Telegraph Anwendung

Feld-Telegraphie. 5H

fand. Die Russen waren ihren Gegnern in Verwendung der Militär-Telegraphie weit überlegen. Von hervorragender Bedeutung wurde die Kriegs-Telegraphie des General Lajareff gegen Mukhtar Pascha in den Bergen von Kurukdere im October 1877. Den glücklichen Ausgang des Feldzuges in Armenien hat Rußland wesentlich dem Telegraphen zu danken. Die Engländer haben in dem Zulu-Kriege 1879 wiederum die Grundsätze moderner Kriegführung außer Acht gelassen, indem sie im Caplande den Krieg ohne nöthige Vorbereitungen begannen. Thatsächlich eröffneten sie im Januar 1879 die Operationen in Feindesland, 100 Meilen von der nächsten Telegraphen-Station, was Major Weber in London am 26. März 1879 scharf und rücksichtslos kritisirte. Erst im April 1879 wurde von Aldershot ein Feld-Telegraphen-Train nach Natal entsandt. Optische Signal-Communicationen brachten im weiteren Verlaufe des Feldzuges gute Resultate. —

Dieser historische Rückblick wird Jedermann klar gemacht haben, daß die Feld-Telegraphie auch schon im Frieden organisirt sein muß, damit für den Fall des Krieges Alles an Material und Mannschaft so vorbereitet ist, daß mit der Thätigkeit der Feld-Telegraphie begonnen werden kann. Je leistungsfähiger, beweglicher, bis in die vordersten Linien arbeitender die Militär-Telegraphie sein wird, je rascher und sicherer sie die Verbindung der marschirenden Colonnen unter sich herstellt, je reichhaltiger hierzu die Mittel an Material und Personal, je vielseitiger das Material ist, desto wirksamer und erfolgreicher wird die Militär-Telegraphie als eine wichtige Hilfswaffe des Krieges hervortreten.

Der Krieg ist eine complicirte Erscheinung, alle Kräfte müssen in ihm angespannt werden, damit das große Ziel jedes Krieges, die Niederwerfung des Gegners, so erreicht wird, daß der Wille des Gegners gebrochen und er gezwungen ist, sich dem Sieger unterzuordnen.

Der Werth telegraphischer Verbindungen nimmt im Allgemeinen mit der geringeren Entfernung der Stationen von einander ab. Bis 7—10 Km werden Offiziere oder Ordonnanzen auf leistungsfähige Pferde der telegraphischen Verbindung vorzuziehen sein. Wie oft aber kommt es im Kriege, ja auch in der Schlacht, häufiger noch bei einer Belagerung vor, daß die zu verbindenden Entfernungen viel größer sind. Da wird stets der Militär-Telegraph eine sichere Hilfe bringen, die je länger, desto mehr von allen Truppenverbänden mit Dank angenommen wird.

Auf Marschen von Parallel-Colonnen wird es zu erstreben und zu erreichen sein, daß wenige Stunden nach Eintreffen in den Quartieren das Hauptquartier mit den Generalcommandos telegraphisch verbunden ist. Diese Leitungen müssen wieder abgebaut werden, um am nächsten Tage die Verbindungen zwischen den durch den Marsch gewonnenen Quartieren auf's Neue herzustellen. Es ist demnach nothwendig, an Personal reichlich versehen zu sein, um diesen anstrengenden Dienst verrichten zu können.

60 Alfred Freiherr von «Lberstein in Wiesbaden.

Ini Falle der Ruhe wird allerdings die Arbeit erleichtert sein, aber die Telegraph« wird sich bis auf Brigaden, Abschnittscommandanten, Vorposten, Cllvallerie- und Artilleriereseruen, Beobachtungsposten, Parts ausdehnen können. Wie viel Ordonnanzen-Pferde tonnen durch ein richtig funttionirendes Telegraphennetz gefchont werden!

Oben ist schon der Unterschied von Feld-Telegraphie und Etappen-Telegraphie stizzirt worden. Die Feld-Telegraphie ist für den Dienst in vorderster Linie bestimmt, während die Etappenlinien die Verbindung mit den Staats-Telegraphen herzurichten haben, erste« werden leichteres, letztere werden schwereres Material verwenden.

Die Oberleitung der Kriegs-Telegraphie geht vom Chef der Militärtelegraphie im großen Hauptquartier aus und steht direct unter dem Oeneral-Quartiermeister, der das Ineinandergreifen von Feld-, Etappen- und Staats-Telegraphen nach allen Richtungen hin zu überwachen hat.

Für den Feld-Telegraphendienst waren in der deutschen Armee 8 Feld- und 6 Neserve-Feld'Telegraphen-Abtheilungen in Aussicht genommen.

Da aber jedes General-Eommando neuerdings eine Feld-Telegraphen-Abtheilung erhalten soll, so ist diese Formation in neuster Zeit noch vermehrt.

Neben gutem Material kommt es auf eine wohl disciplinirte, gut geschulte Telegraphentruppe an. Die Ingenieur-Offiziere müssen im Telegraphendienst wohl unterrichtet, die Pioniere mit allen Arbeiten vertraut sein.

Das Material besteht aus blankem ca. 2 mm starten« Kupferdraht, welcher auf etwa 4 m hohen, mit je einem Isolator versehenen hölzernen Stangen befestigt wird, oder aus N mm starkem isolirten Draht mit einer Kautschukhülle und Hanfumspinnung. Dieser ist den Umständen nach auf die Erde zu legen.

Diefer letztere Draht kann auch eingegraben werden, um ihn vor Zufallstreffern zu schützen. Jede Abtheilung hat ein leichtes Fluhtabel von ca. 309 m Länge. Die Herstellung von 1 Meile Feldleitung kann in 2l/-2 Stunden geschehen. Ist es angängig, zwei Colonnen gleichzeitig anzustellen, so kann sich die Zeit fast um die Hälfte verringern. Mehr als 4 Meilen Leitungsbau vorwärts wird eine Telegraphen-Abtheilung nicht leisten können.

Es ist demnach möglich, daß eine Feld-Telegraphen-Abtheilung jeden Tag 11/2^-2 Meilen Leitung legen und ebenso viel abbauen kann. Will man daher bei einem Marsch die Eorpscmmandos jeden Tag mit dem Hauptquartier und unter sich telegraphisch verbunden haben, so muß jedes General-Eommando eine Feld-Telegraphen-Abtheilung haben.

Das Obercommando oder große Hauptquartier wird die Verbindung nach rückwärts zu halten haben, während die General-Eommandos die Verbindung unter sich herzustellen haben werden.

Bei Belfort functionirte an der Lisaine während der Schlacht der Telegraph. Da Störungen auch unter den günstigsten Umständen nicht zu

Feld>Telegraphie. 6^

vermeiden sein werden, so wird jede Telegraphen-Station einige brauchbare Ordonnanzen zugetheilt erhalten müssen.

Vorhandene permanente Leitungen sind zu benutzen und dergleichen zerstörte wieder herzurichten. Der Rückzug einer Armee wird es selten ermöglichen, die Telegraphenlinien so fundamental zu zerstören, daß eine Herstellung mehr Arbeit und Material kostet, als die Streckung einer neuen Linie.

Die Etappen-Telegraphen-Abtheilung baut die Feldleitungen in dauerhafterer Weise, welche für die Verbindung mit der Operationsbasis beizubehalten sind, um das Anfangs dazu benutzte Feldmaterial wieder zur Disposition zu stellen. Der Etappen-Telegraphie ist kein Stangenmaterial zugetheilt; sie muß es von zerstörten Leitungen nehmen oder requiriren. Von diesen dem Zufall unterworfenen Arbeiten ist es kaum möglich, die Tagesleistung der Etappen-Telegraphie festzustellen. Das dauerhafte Material ist etwa 2,5 mal stärker verzinnter Rostdraht mit kräftigeren Isolatoren ermöglicht, den Bau dauerhafter herzustellen und den Anschluß an das heimliche Telegraphen-System zu bewirken.

Von unterirdischen Verlegungen wird im Feldtriede kaum die Rede sein können. In unserer Feldtelegraphie ist allgemein der Morse-Farbschreiber eingeführt. Mit einem solchen Apparat können etwa 500 Worte in einer Stunde befördert werden. Genügt diese Leistung für die Correspondenz nicht, so müssen mehrere Leitungen in Thätigkeit gesetzt werden. Wird der Feldkrieg zum Positionskrieg, so wächst damit die Bedeutung der Telegraphie, erweitert sich bis zur Verbindung mit kleineren Truppenverbänden.

Bei einer Belagerung wird, wie bei Metz und Paris, die ganze Linie der Einschließung, die höheren Commandos und taktisch besonders wichtige Punkte verbunden werden. Die Reserve-Feld-Telegraphen-Abtheilung werden mit ihrem reichlichen Material Verwendung finden, oder es wird durch Neuformationen der Bedarf zu decken sein. Bei Durchführung des formlichen Angriffs wird durch Anwendung von telegraphischen Verbindungen in den Parallelen die Arbeit wesentlich erleichtert; es werden Kräfte für den Ordonnanzdienst gespart, welche sonst feindlichen Geschossen ausgesetzt wären.

Die Haupt- und Zmischendepots werden mit der 1. und 2. Artillerie-Aufstellung und der 1. Parallele zu verbinden sein, und wird dieses Netz bis zur 3. Parallele ausgedehnt werden können und müssen. Außerdem werden mit Netzen Transversalleitungen anzubringen sein. Das Kabel wird am Besten schußsicher eingebaut, 1,25 m Tiefe genügt. Das Durchsetzen der Brustwehre mit den Kabeln ist zu vermeiden, und wird im Allgemeinen das Kabel auf den Revers der Approchen und Parallelen Platz finden.

Für die Correction des Geschützfeuers von den vor die Batterie vorgeschobenen Beobachtungsposten sind die tragbaren Telegraphen und Telephone zu benutzen. Diese wurden von den Russen vor Plewna an-

b2 Alfred Freiherr von Eberlein in Wiesbaden.

gewendet. Diese tragbaren Apparate enthalten in Tornistern 4 miu Kabel, das sich direct aus denselben abwickelt. Das Kabel ist mit Hin- und Nückleitung versehen, während sonst bei allen sonstigen Telegraphen-Anlagen die Nückleitung durch die Erde erzielt wird, was bei jeder Stationirung die Eingrabung einer Metallplatte oder eines Drahtseils in den Boden möglichst bis auf den Grundwasserspiegel voraussetzt. Dieser Siemens'sche Apparat wird sich als Vorpostentelegraph in künftigen Kriegen allgemeine Anerkennung verdienen. Vier Mann, von denen zwei als Telephonisten ausgebildet sind, genügen zur Bedienung dieses tragbaren Apparates.

Die Spiegel-Sextanten sind seit langer Zeit zur trigonometrischen Netzlegung verwandt worden. Zum Telegraphiren können diese, mit Morsezeichen in Verbindung gebracht, durch längere oder kürzere Lichtzeichen Nutzen schaffen. Möglichst wasserfreie Luft und Sonnenschein lassen die Möglichkeit zu, bis auf 80 Km mit Sicherheit zu telegraphiren. Die Engländer haben in Indien, in Abessinien und in allen tropischen Gegenden, wo bei viel Sonnenschein die Luft wasserfrei ist, diesen Apparat zur Anwendung gebracht. Im Festungskriege ist derselbe bei uns auch während der Nacht mit Hülfe des elektrischen Lichtes verwendet worden und wird auch später durch nichts Besseres ersetzt werden können. Da die Schlachten bekanntermaßen nicht nur bei Sonnenschein geschlagen werden, so wird im Feldkriege kaum erfolgreich und sicher der Heliograph oder Spiegel-Sextant gebraucht werden können, und erscheint es als eine gewagte Behauptung, wenn Tageszeitungen selbst besserer wissenschaftlicherer Färbung Artikel brachten, daß bei den bevorstehenden Manövern in Preußen größere Versuche mit dem Heliographen in Aussicht ständen.

Daß bei dem Bau unserer Festungen, namentlich in Straßburg und Metz, die Erfahrungen der Telegraphie im ausgedehntesten Maßstabe in permanent gesicherten Bauausführungen angewandt wurden, erscheint unnöthig besonders hervorzuheben, zumal auf die Details dieser Bauten nicht näher eingegangen werden darf. Auch im Frieden functioniren in großen Festungen und großen Garnisonen diese Telegraphenanlagen, die auch mit Telephoneinrichtungen versehen sind. Der Dienst wird dadurch wesentlich erleichtert, doch trifft auch hier zu, daß die Ruhe und Selbstständigkeit der Truppenbefehlshaber dadurch eingeschränkt wird. Die Parole ist ausgegeben, zum morgigen Tage eine langgeplante Uebung mit Betheiligung von Cauallerie und Artillerie angeordnet, als eine Stunde, nachdem die Befehle den Betreffenden zugegangen, vom Gouvernement oder der Diviston ein Kriegsgericht zu morgen befohlen wird, wozu die meisten Offiziere commandirt sind. Wo bleibt da die Erleichterung des Dienstes durch die Telegraphie? So geht es jedoch bei allen Einrichtungen dieser Erde und erscheint es am iDrte, auf einen Uebelstand aufmerksam zu machen, den Gustav Freytag in dem viel bemängelten Buch: „Der Kronprinz und die

deutsche Kaiserkrone" in seiner tactlosen Offenheit auf's Neue der Welt erzählte. Wozu nahm auch der Kronprinz diesen Schriftsteller 1870 in sein Hauptquartier auf? Die kronprinzliche tägliche Korrespondenz nach Homburg brachte durch den bekannten Morier in Tannstadt diese Herzensergüsse nach England und dadurch zu den Franzosen, der spätere Großherzog von Hessen schrieb an seine Gemahlin Alice: „Wie konnten die Schreibenden jemals beurtheilen, ob das Geheimhalten irgend einer Neuigkeit von militärischer Wichtigkeit war?" Die neue Feldpostdienstordnung wird dieses Uebel einschränken, aber was nützen Verordnungen, wenn sie nicht von Männern zur Allsführung kommen?

Die neuerdings in ungeahnter Ausdehnung zur Verwendung gekommenen Telephone haben selbstverständlich auch in der Militär-Telegraphie Bürgerrecht erlangt. Einfachheit und Billigkeit gegenüber dem Morse-Schreibapparat hat dem Telephon die weite Verbreitung verschafft. Ein mit gutem Gehör begabter Mensch kann das Telephon ohne vorherige Unterweisung gebrauchen. Ferner ist dasselbe in der Dunkelheit verwendbar. Jedoch wird das Telephon zu Kriegszwecken nur auf kurze Distancen verwendet werden können. Auf mehr als 69 Km Entfernung ist die Anwendung des Telephons im Kriege unsicher. Bei anhaltendem Geräusch, Wagenverkehr, heftigen: Wind, plätschernden: Regen, wie Kleingewehrfeuer ist das Telephon nicht anwendbar. Auch ist der Belag einer geschriebenen Depesche nicht vorhanden, und wenn auch angeordnet würde, daß das durch das Telephon Gehörte sofort zu Papier zu bringen wäre, so bleibt das Gehör ein trügerischer Sinn. Das durch den Morse-Apparat gegebene schriftliche Document ist der mündlichen Ueberlieferung durch das Telephon vorzuziehen. Das Correspondenzsystem für den Kriegsgebrauch allein auf das Telephon zu basiren, erscheint ausgeschlossen.

Als Apparate für das leichte Feldtelegraphen-Material dienen die sogenannten Klopfer (pallourz), bei welchen die mit gewöhnlichen Morsezeichen übermittelte Depesche nur nach dem Gehör aufgenommen wird. Doch trifft die Aufnahme durch das Gehör, was von einem geübten Telegraphisten leicht zu erlernen ist, auf ähnliche Unsicherheiten wie beim Telephon. Telephone wie Klopfer eignen sich auch zum Abfangen von Depeschen aus feindlichen Telegraphenlinien, indem diese Apparate vermittelt kurzer Drahtstücke leicht unbemerkt in die betreffenden Leitungen eingeschaltet werden können. Ist diese Gefahr vorhanden, so kann davor nur die Chiffrireschrift bewahren. —

Die Selbstständigkeit, Ruhe und der Friede ist der jetzigen Welt durch die Telephonie und Telegraphie geraubt. Die Zeit spielt bei der Telegraphie keine Rolle. Es giebt wenige Nerven, die sich an das Telegraphiren gewöhnen tonnen. Unsere schnelllebige Zeit verlangt die Telegraphie, ohne sie ist unsere Zeit nicht zu verstehen. Denkt man sich aber in einen Alexander, einen Hannibal hinein, die größten Feldherren des Alterthums, wie aller

»Ott, »>!>> Elld. I.IX. 208, 5

6 H Alfred Freiherr von Lberstein in Wiesbaden.

Zeiten, so würde der großartigen Entschlußkraft in hochfliegendsten Plänen, z. B. dein Uebergang Hannibals über den großen St. Bernhard, über die den Puniern fremden Schneegefilde der Alpen, durch die Telegraphie ein Ziel gesetzt sein. —

Wenngleich der Luftballon nicht direct zur Feldtelegraphie gehört, so muß doch seiner Erwähnung gethan werden. Wir haben eine Luftschiffer-Äbtheilung, und Viele versprechen sich von der Vallonthätigkeit in künftigen Kriegen ungewöhnliche Dinge. Daß diese Hoffnungen oftmals phantasiereich sind, entspricht den die Welt beherrschenden Bestrebungen des neuen Eusebius. Die Taschen unternehmungslustiger Besitzer von Vergnügungslocalen mögen dadurch gefüllt werden. Alles Neue hat für die gaffende Menge das allgemeinste Interesse.

Kann der Luftballon, der daltou eaptif, als Hühnerobservatorium in der Schlacht, während einer Belagerung Verwendung finden?

Guyton de Morneau trat 1794, also vor 100 Jahren, mit dieser Idee hervor, der alles Kriegerische als Genie ausbeutende Napoleon Bonaparte erfaßte die Idee des Ballons, der am 26. Juni 1794 in der Schlacht von Fleurus gute Dienste geleistet hatte, richtete Luftschiffer-Compagnien ein, doch bald trat er davon zurück, bis 1870/71 ein Gcmwetta und Andere aus Paris in einem Luftballon entwichen.

Erst in neuester Zeit ist es dem Professor Dr. Ahmann gelungen, die Schwierigkeiten zu überwinden, welche sich der präzisen Ermittlung von Temperatur und Feuchtigkeit entgegenstellten, so daß der Luftballon für die meteorologische Wissenschaft an Bedeutung gewann. Selbst der Stand des Thermometers hängt nicht nur von der Temperatur der umgebenden Luft ab, sondern auch von den Luftmassen, die durch Ein- und Ausstrahlung beeinflußt werden.

Der Ahmann'sche Aspirations-Pfenchrometer beruht auf dem Principe, daß den äußerst feinfühligsten, in einer spiegelnden Metallhülse eingeschlossenen Thermometern durch einen von einem Uhrwerk getriebenen Exhaustor dauernd große Mengen von frischer Luft zugeführt werden, so daß die einzelnen Lufttheile nicht Zeit behalten, sich an der höher temperirten Umhüllung zu erwärmen.

Es erscheint auf Grund dieses Beispieles die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß in künftigen Kriegen der Ballon, vor Allem auch der d«11»u o»ptil, i» Belagerungen und bei stationären Schlachten erfolgreiche Anwendung finden kann.

Die Kriege sind Nationalkriege geworden. Die Größe der Armee verlangt eine stets wachsende Energie der Kriegführung, daher muß die Kriegstelegraphie mit allen Mitteln der Technik der Kriegführung dienstbar gemacht werden.

Dies ist auch bei allen Armeen anerkannt und zum Ausdruck gebracht.

Feld-Telegraphie, 65

Die Vervollkommnung der Kriegs-Telegraphie hängt nicht so sehr von dem Bestreben des Personals ab, alles Denkbare zur Vervollkommnung zu ersinnen, sondern von dem Organismus der Regierung, die Friedensformationen für den Krieg auskömmlich zu machen.

Hauptmann Nuchholtz faßte die Resultate der Erfahrungen der letzten Kriege in Folgendem zusammen:

1. Enge Verbindung der Feld-Telegraphen mit den bestehenden großen Linien unter einheitlicher Leitung, sowie Gliederung des Ganzen in strategischer Hinsicht nach der Hauptzone des Kriegstheaters und in taktischer nach der durch die Arbeiten bedingten Stärke der einzelnen Abtheilungen.
2. Errichtung von Friedensstämmen für die Feld-Telegraphen-Truppen und Ersatz der Beamten bei denselben durch hierzu besonders ausgebildete Unteroffiziere und Gefreite.
3. Ausreichende Uebung dieser Truppen im feldmäßigen Vau mit bekanntem Fahrzeug, unausgesetzte Prüfung und Verbesserung des Materials und regelmäßige Betheiligung der Telegraphen-Truppen bei den größeren Manövern, um dadurch diese Einrichtung den Generalstabsoffizieren und den Truppen selbst vertrauter zu machen.

Damit ist Alles gefagt.

Es faßt auch Alles ein, was über Briefftauben-Post, über optische Signale, über Sonnen-Telegraphen, Heliostat und Heliograph, über Luftballon-Stationen zu sagen wäre. 8i vi« pncsm, para dkluin.

^"3^^ '^^^ ^

Italienische Skizzen*).

von

Alexander SwientochllwMj**).

— Warschau. —

Die Landschaft.

^ines Tages, — es war ein grausamer Tag, — mußte ich auf Befehl des ehrenwerthesten Doctor Eha meine Bücher schließen, die Feder weglegen und reisen — nach Italien. Der Arzt rieth es mir, einigen Personen ist mein Leben theuer, ein guter Freund versprach, mich bei meiner Arbeit zu vertreten, und die braven Herrschaften S . . . mich, den Kranken, zu bewachen — und so reiste ich. Ich sollte in die Berge, an's Meer, um durch den Anblick der wunderbaren Natur, durch die beseligende Macht ihrer Reize den Schinerz, der unaufhörlich in meinen: Herzen wachte, in den Schlaf zu wiegen; und fo durchlief ich, um feinen Krallen zu entgehen, beinah ganz Italien, ich besichtigte alle feine bedeutenden Denkmäler, erforschte seine werthuollsten Kunstschatze, und nun sitze ich an meinem schriftstellerischen Stickrahmen und gedenke, aus meinen Eindrücken für meiue Leser einige Neisebilder zu entwerfen. Doch ihr tonnt ruhig fein — die Trauertone werde ich weglassen. „Wenn ein Berg brennt“, — sagen die Areolen, — „so weih es die ganze Welt; brennt aber ein Herz, wer weiß es dann?“ Diese Wahrheit will ich mir merken. Wer nach Italien reist, muß vor Allem auf Grund der allgemeinen Meinung der äußeren Schönheit des Landes Ehrerbietung geschworen haben. Es ist dies die Pflicht eines jeden Geistes, der sich das Verständniß für die *) Diese Skizzen verfaßte der Autor in Italien, nach dem Tode seines hoch» begabten Tohnes.

**) Aus dem Polnischen von Malwine Posner»Garfein.

Italienische Skizzen. 6?

Poesie in der Natur nicht absprechen lassen will. Mancher Tourist hat sich wohl, wenn er seine Heimat wiedersah, in Trauerklagen über italienisches Oel und Kalbshirnpasteten ergangen, jedoch den kleinsten Zweifel über die wunderbare Schönheit der italienischen Landschaft verbirgt er tief im Grunde seines Herzens. Unbegrenztes Entzücken ist hierin eine fast unwiderrufliche Pflicht geworden, daß die Reisenden sogar diejenigen Aussichten lobpreisend besingen, an denen sie im Eoupü schlafend vorbeigeeilt. Der selige Kremer blähte sich schon bald hinter den Thoren Krakaus feierlich auf und ließ nicht von der Stimmung, bis er aus Italien wieder heimkehrte. Die lange, nur für ameritanisches Pökelfleisch Bewunderung athmende „Miß“ empfindet schon an der italienischen Grenze das Bedürfnis!, ihr Album aufzuschlagen und darin die Skizze des ersten besten Verges, den ein kleines, belastetes Manlthier besteigt, zu entwerfen. Alles ist ihr hier (so lange sie ihre Börse nicht zu öffnen braucht) „splendid“. Seitdem wir unser Karpathengebirge verloren, gehört viel Muth und eine sehr angenehme Umgebung dazu, seine Abneigung gegen Berge zu äußern. Der Redaction der „Gazeta Warszawska“ gegenüber würde ich dieses kecke Nekenntniß nie wagen. Zum Glück waren meine Reisegefährten nicht nur verständige, sondern auch nachsichtige Leute. Als ich also in Italien bekannte, daß ich für Berge keineswegs schwärme, siel ein Blick voll gütiger Nachsicht von den Augen des Herrn S ... auf meine Füße, Madame S . . . ließ hingegen ihre sanften, mitleidsvollen Blicke auf meinem Hcmpte ruhen. Sie glaubten, mein wunderlicher Geschmack entspringe dem Unvermögen, Anhöhen zu besteigen, und meiner Aufregung, welche mir die Empfindung erhabener Ruhe unzugänglich mache. Indessen steht diese meine Eigenheit mit den genannten Zuständen keineswegs in Beziehung. Ich habe nie verstanden, warum ein Haufen Sand oder Steine schon darum schön sein soll, weil er groß ist. Er verstellt und versperrt nur den Raum, bedrückt den Menschen, schlägt ihn nieder. Ein Jeder möchte gerne den Gipfel dieses Berges besteigen, mit dem Auge die weiteste Aussicht umfassen. An feinem Fuße kann man sich unmöglich glücklich, zufrieden fühlen: der Berg zertritt die Seele, roh, grausam, wie ein Tyrann seine Sklaven, und wie ein Tyrann erfreut und belebt er sie nur dann, wenn sie seinen Nucken erklimmen. Ich habe nie gesehen, daß ein Mensch, zwischen einem Berge und dem Meere stehend, sich in den Anblick des Berges vertieft hätte. Eine weite Aussicht beflügelt den Gedanken und läßt ihn im Fluge größere Kreise ziehen; zwischen Bergen schlägt er sich herum wie im Käfig. Würden die Wege hoch über den Givfeln der Alpen und Apenninen dahinlaufen, könnten nur von den Waggonfenstern aus unbegrenzte Strecken umfassen, wir würden dann thatsächlich Tiefes empfinden; wenn aber der Zug, wie eine Schlange zwischen himmelhohen Felsen hingleiten muh, wenn ihn riesenhafte, todte, kahle Gestalten mit Glatzen oder grauen Häuption umringen, die den Blick hemmen und mit einem einzigen sich abreißenden Buckel den kleinen Haufen Menschen,

68 Alexander Lwientochowski in Warschau.

der sich da unten bewegt, zerschmettern könnten, — dann fühlen wir förmlich, wie sich ihr Druck auf unsere Brust legt. Ich glaube unumstößlich daran, daß die Ebenen weit mehr zur Entmickelung und Veredlung der Menschheit beigetragen haben, als die Berge. Tic ersteren stellen den Menschen nach allen Seiten frei hin und zwingen ihn fo zur Selbstbeherrschung: die letzteren beschirmen ihn und reizen ihn, seinen Leidenschaften nachzugehen. Wenn Kam Abel getödtet hat, so war es wahrscheinlich in den Bergen geschehen; wenn er Gewissensbisse empfunden, so war es entschieden auf flachem Lande. Ich wenigstens würde auf diese Weise sein Leben illustriren. Würde ich eine Thal verbergen wollen, ich wünschte, dieselbe in einer Schlucht zu vollziehen . . . Und daher rathe ich Banditen, verfolgten Aposteln und unglücklichen Liebhabern, die ihr Leben zu sichern wümfchen, in die Alpen oder Apenninen zu fliehen, jedoch nicht auf ihre Gipfel.

Damit ein Berg schön sei, muß er auf oder in sich irgend welches Leben haben: Bäume, Thiere, Vögel, oder — einen Vulcan. Ein großer Theil der Alpen und Apenninen ist an Bäumen und Thieren sehr arm. Oft gleitet das Auge meilenweite Strecken entlang einzig an kahlen, grauen Felsen vorüber, die selten hie und da au den Seiten von Fichten oder Olivenbäumchen bewachsen sind, zwischen denen man nicht einmal eine Krähe krähen hört. Tritt aber die Pflanzenwelt dichter und üppiger auf, dann ist sie fo zwergartig, fo ärmlich, daß sie kaum einige Abwechselung in die Landschaft zu bringen vermag. Die schlanken Erpressen stehen von einander weit entfernt, die niedrigen, kugelförmig belaubten Olivenbäume sind so grau, daß sie beinahe gar nicht von ihrem Hintergründe abstechen und vielmehr in seinen Farben aufgehen. Nur selten, wenn die Sonne ihren Glanz auf sie ergießt, tauchen sie in einer wunderbaren bläulichen Klarheit auf. Tiefer Effect ist jedoch nur das Verdienst des Lichtes. H. Taine sagt, daß seiner Meinung nach nur diejenige Landschaft für schön gelten kann, welche Wald und Wasser besitzt. Italien besitzt zahlreiche Flüsse und Bäche, und dieser Umstand rettet bisweilen die todten Züge seiner Landschaft. Was Wald anbetrifft, fo ist Italien diefer Schmuck von der Natur ganz und gar nicht geschenkt worden. Ich weiß nicht, ob in ganz Italien ein Joch unseres Waldes — in einen, Stücke — zu finden ist. Seine kunstvoll geschnittenen Gärten sind nur aufgeputzte Armuth im Vergleiche mit den nordischen und mitteleuropäischen Parks. Die dieses Schmuckes beraubten Berge verdanken ihre Anziehungskraft einem Weingarten, einem mittelalterlichen Schlosse, einer Hütte, hängend wie ein Lerchennest, oder ichtlichlich ihren sonderbaren Formen.

Nachdem die ersten, durch ihre Mannigfaltigkeit betäubenden Eindrücke vorüber sind, merkt der Neisende, der sich den Alpen und Apenninen entlang dahinbewegt, einen gewissen beständigen Rhythmus, ein gewisses einförmiges Sichwiederholen der Landschaft, welches das Panorama in einige Haupt-

— Italienische Skizzen. 61

luven faßt. In den Alpen: riesenhafte Anhöhen, an der Spitze oft mit Schnee, an den Abhängen mit Laubgehölz bedeckt, hie und da von einem schäumenden Bach durchschnitten oder von einem einfachen Kirchlein gekrönt; weiter unten hangen an den wilden Felsen unter Weingärten zerstreute Hütten, manchmal liegt im Thal eine Stadt. In den Apenninen: kahle, grautürrte, mit Oliven-, Tannenbäumen oder Eypressen ärmlich bewachsene Hügel, mit mittelalterlichen Nurnen oder Ruinen. Wenn so ein Halbkreis von Bergen mit Ruinen, phantastischen Krümmungen und Falten, aus denen Villen, Gärten und Weinberge hervorblicken, den Rand des weiten Meeres umgürtet, so bildet das mit dem Meere ein wunderbares Bild, die schönste Form der italienischen Landschaft. Dann findet das Auge alle Bedingungen zum Entzücken: einerseits die stolze, kühne, bis an den Himmel steigende Anhöhe, — andererseits die endlose, blaue, ernste Fläche. So ist an der Ostseite Italiens der Weg von Rimini nach Termoli, und noch mehr der Weg von Spezia nach Genua an der Westseite. Es ist dies der schönste Eindruck der italienischen Landschaft. Die Tunnels, beinahe hundert an der Zahl, die im Wege von Spezia nach Genua fortwährend die Aussicht zersplittern, ermüden und reizen das Auge; aber durch das abwechselnde Enthüllen und Verbergen der wundervollen Mannigfaltigkeit der Landschaft, wird der Eindruck nur noch mächtiger. Das Meer rückt mit seinen sanft heranbraufenden Fluthen bis an den Bahnstreif, und dem Meeresstrande entlang ragen die felsigen Höhen entweder in borstenartigen, schmalen Fetzen, oft stramm gezogen, einem scharfen Winkel zulaufend, oder von riesigen, nägelförmigen Bruchstücken eines dunklen Felsens bedeckt oder auch mit grünem Laub geschmückt.

Das Leblose vieler italienischen Berge wird durch das mächtige Leben des Vesuvs ersetzt. Da steht er da am Rande einer schmal eingebogenen Bucht, der Stadt Neapel, die am entgegengesetzten Ufer daliegt, gegenüber, ihr beständig sein rauchendes Haupt zuwendend. Nach der letzten Eruption (1876) ist er ziemlich ruhig, obgleich er von Zeit zu Zeit einen neuen Sturz verkündet. Bei klarer Nacht erkennt man die Gefahr an der feurigen Lavawolke, die sich im Tampfe abspiegelt. Von der Ferne erscheint er als eine kahle, schwarze, ziemlich rund gewölbte Pyramide, deren Spitze ein weißer Rauchstreifen entsteigt; von der Nähe sieht er ganz anders aus. Der untere Theil des Berges, bis an die Stelle, wo sich das Observatorium befindet, ist zerfetzt, von tiefen Schluchten bedeckt, durch geronnene Lavaklumpen gekrümmt, worunter sich Weingärten dem geschlängelten Wege entlang erstrecken. Um diesen Weg zu Pferd oder im Wagen zurückzulegen, braucht man einige Stunden Zeit. Er schwingt sich langsam zwischen Felsen empor, deren Formen ihren vulcanischen Ursprung verrathen. Es ist sichtbar, daß diese in Knäule und Flechten gerollten, schwarzen, grauen oder gelblichen Massen als Flüssigkeit aus dem Krater herausgeströmt sind und hernach in Gestalt riesenhafter, dichter Fluthen gerannen. Der obere

70 Alexander Lwientochowski in Warschau.

Dheil des Vesuvs bildet ein großes Necken mit lockeren, felsigen Wänden. Da fährt die Eisenbahn, welche mittelst einer Locomobilmaschine kleine, zwölfsitzige, in Drahtlinien laufende Waggons von unten herauf und wieder hinunter geleitet. Die Senkung der Schienen ist so groß, daß der Zug beinahe lothrecht sich zu bewegen scheint. Diese lothrechte Fahrt, in Waggons ohne Wände, in einer Höhe von über 8000 Fuß, macht einen so starken Eindruck, daß schwächere Nerven eine gewaltige Unruhe empfinden. Nur Menschen, die auch einer Ballonfahrt fähig sind, erfahren keinen Schauer. Wir Alle wurden sichtbar blaß, obschon wir gegenseitig unsere Furcht in's Lächerliche zogen. Die Fahrt dauert an 10 Minuten. Von der sogenannten „8t2tiouß 8upsriore“ bleibt jedoch noch eine halbe Stunde Fußweg, bis man die Spitze des Verges erlangt. Die Stärkeren bewegen sich leichthin auf den Stegen vorwärts, die Schwächeren müssen die Hilfe der Führer in Anspruch nehmen, indem sie sich mit den Händen an den Gürtel und mit dein Nucken auf die Hände dieser Führer stützen. Man wird jedoch von solcher Energie durchdrungen, daß Madame S., welche vor einem zweiten Stockwerk zittert und die man in einer Sänfte herauftragen wollte, ohne große Müdigkeit zu empfinden, den Berg bestieg. Das Endziel dieser Reise belohnt all ihre Mühsal. Der Anblick der Vergdecke, welche die Form eines abgestumpften Spitzwinkels hat, wirkt betäubend. Seine höckerige, rissige Oberfläche ist mit gelben Satzschichten bedeckt, aus den erwärmten Spalten steigt Schwefeldampf empor, und in der Mitte, aus der Hauptöffnung, brechen gewaltige Rauchwolken hervor, mit denen der Vulcan alle fünf Minuten einen Haufen Steine herausspeit, die wieder in seinen geheimnißvollen Schlund zurücksinken. Wie die eigentliche Form diese-: Trichters ist, bleibt unergründlich, da man trotz der Annäherung an seinen Rand durch die Dampfwolke nichts zu unterscheiden vermag. Lava strömt hier nicht aus. Um diese zu sehen, muß man viele Meter hinuntersteigen, zum „neuen Krater“, der sich an der Vergeswand, auf der Seite nach Pompeji zu, gebildet hat. Dieser Ausflug ist schwierig und sogar lebensgefährlich, da auf dieser Strecke die Erde unter den Füßen weicht. Er lohnt jedoch, gewagt zu werden. Aus den Oeffnungen an der weiten Krümmung des Berges schlägt die Gluth, wie aus den Gluthbecken einer ungeheuer großen Küche; darin, gleich unter der Felsenschale, bewegt sich langsam die weißglühende ^aua. Die Gluth, die Einen kaum stehen läßt, muß wohl groß sein, da ein riesengroßer Stein, hineingeworfen in diese Feuerfluth, augenblicklich schmilzt. Wie schauerlich der Anblick dieses Abgrundes ist, kann man daraus schließen, daß es bis jetzt kein Selbstmörder gewagt, sich hineinzustürzen. Durch einen langen unterirdischen Ennal stieß die Lava niedriger nach außen hervor, strömt hernach in einem schmalen Eanal der Stadt Pompeji zu, kühlt ab und gerinnt. Ganz verwirrt durch den Anblick dieser Hölle, kehrte ich auf die Spitze des Berges zurück, wo der Schwefeldampf die übrige Gesellschaft zu ersticken drohte. Ich sah mich

Italienische Skizzen. ?I.

um — unter unseren Füßen badete der weite, endlose Horizont im Lonnenglanze. Das Meer leuchtete, mit seiner ruhigen, blauen Fläche, — die Städte waren in kleine, verwirrte Haufen weißer Schachteln zusammen-gelaufen, die Nachbarberge an der Erde zusammengekauert. Von der Pracht dieses Anblickes beseelt, vergaß ich Alles, Alles . . . Nur das vergaß ich nicht, daß mein Sohn gelebt hat, ich fühlte nichts, als daß ich ihn ver-loren hatte, ich sah nichts, als das Grab, worein er gebettet worden . . . Er und ewig — er! Sogar hier, wie allüberall, wich sein Schatten nicht von meiner Seite.

II.

Das INecr.

Indem wir den Vesuv herabfuhren, betrachteten wir das Meer, soweit uns daran der unserem Wagen nachlaufende Haufen bettelnder Kinder, Krüppel und Krämer nicht hinderte. Welches prächtige Licht- und Farben-spiel! Als ob sie wüßte, daß so viele Augen auf sie geheftet waren, lockte die Bucht mit allen Farben, in welchen überhaupt die Wogen zu schillern vermögen. Grau, grün, blau, erglänzte sie weiterhin gleichsam in milch-weißem Lichte, mit welchem der über den Gipfeln sich ergießende Schimmer der untergehenden Sonne zusammenfloß. Die Schisie im Hafen, wie eine Herde grasender Schwäne, wiegten sich ruhig hin und her, von Zeit zu Zeit einen, nur ihnen verständlichen, Warnungsruf pfeifend. Die auf den« Meere verstreuten Barten ließen die weißen Flügel ihrer Segel gleich Fisch-adlern, welche, in der Luft hängend, ihre Beute belauern, erglänzen. Zwischen den Riesenschiffen bewegten sich kleine Hafenboote und Barken mit Touristen. Fern am Horizont waren Fahrzeuge sichtbar, welche sich undeut-lich hin und her zu bewegen schienen.

Scheinbar immer dasselbe — und doch findet das Auge immer neue Aussichten. In der Dhat, trotz seiner Einförmigkeit besitzt das Meer eine sonderbare Mannigfaltigkeit. Es scheint, als gäbe es nichts Monotoneres, als das rhythmische Anschlagen der Wogen an die Ufer, und doch kann man stundenlang dies mächtige Brausen hören und schauen. In dm regelmäßigen Athemzügen des Riesen fühlt man eine unbeschreibliche Macht — die Macht des Lebens. Der Felsen und das Wasser — sie sind Beide leblos, doch nur in der Ehemie, nicht in einer italienischen Landschaft. Ein Berg, der kahl ist, erscheint als ein todter Körper, der in seinem Innern keine Seele birgt. Das Meer hat eine Seele. Es ist schwer zu fassen, daß diese ewige Bewegung der Wogen nur ein Sichüberstürzen des Wassers, durch mechanische Kraft erzeugt, sein solle. Es scheint, als wäre es ein Abglanz innerer Empfindungen irgend welcher Riesenerven. Der Gedankenflug der Mythologie bewegte sich selten in der Region der Berge, im Meere barg sie hingegen immer ihre großen Götter. Man wird wirklich von der Lust an-geheimelt, zu glauben, daß Neptun, von Nymphen und Dritonen umgeben.

?2 Alexander Zwientochowsli in Warschau.

im Meere herrsche. Und wenn uns dann die Ueberlegung aus den Nebeln der Phantasie auf den festen Boden der Wissenschaft bringt, so belebt auch diese den Meeresabgrund mit so vielen verschiedenartigen Geschöpfen, daß wir mit aller Kraft unsere Phantasie in: Zaume halten müssen, damit sie nicht denselben die Wandlungen an diesem unermeßlichen und so beweglichen Antlitz zuschreibe. Ich benutzte jede Gelegenheit, auf einem Boote in's volle Meer zu gehen und gab mich dort der Betrachtung des Fischfanges hin. Tann schwand vor meinen Augen alle Mühsal dieser sonnengebräunten Arbeiter, die, um die Erde zu ernähren, das Meer seiner Schätze berauben. Jedes Versenken der Angel, jedes Auswerfen der Netze brachte eine neue Beute: hier eine buntfarbige Muschel, da einen bärtigen Fisch, hier wieder einen mächtigen Krebs. In Neapel wurde ein berühmtes Aquarium gegründet, welches mit den bedeutendsten Laboratorien in Verbindung steht und auf Kosten einiger Nationen erhalten wird; wir sehen dort in Miniatur eine Welt, die für uns Einwohner des festen Landes märchenhaft ist. Man findet hier nicht Hai- und Walfische, wie in New-Iork, aber eine wunderschöne Sammlung von seltenen Arten niederer Gattungen, angefangen von Hummern und Kröten bis zu Zooptmten und gallertartigen Hydern. Es ist ein zauberhafter Anblick, der den Eindruck eines Spazierganges auf dem Meeresgrunde macht. Die riesenhaften Krebse und Fische schwimmen ernst an den Scheiben vorüber, klammern sich an die Felsen und schauen auf die neugierigen Gesichter der Menschen mit demselben Befremden wie wir, indem wir ihre Gestalten bewundern. Eine sonderbare Begegnung! Beide Seiten fühlen nicht, welches Glied sie in der allgemeinen Kette der Kreaturen von einander trennt. Ein Pater, ein Jesuit, sagt ernst, indem er seinem Knaben eine Familie von Krustenthieren zeigt: „Tiefe Ungeheuer hat Gott am dritten Tage erschaffen.“ Als in demselben Augenblick ein bärtiger Krebs seinen Kopf erhob, glaubte ich in seinen Augen ein Lächeln und die Frage zu lesen: Will etwa dieses große Ungeheuer das kleine auffressen? Die schwache Kenntnis; der Sprache Vieler, mit denen ich verkehrte, machte mir schon oft Kummer: wie empfand ich jetzt den Wunsch, mich mit diesem Krebse zu verständigen, mit diesem Krebse und den anderen sympathischen Geschöpfen, die. Gleiches mit Gleichem vergeltend, uns von hinter der Scheibe anguckten. Wie viele curiose Geheimnisse würden sie mir erzählen, und wie gut hätte ich sie unterhalten können. Sicher würden sie herzlich kichern, wenn ich ihnen z. V. erklären würde, daß jener Jesuit nur darum das Kind begleitet, damit der Knabe nicht auf die Idee einer Verwandtschaft zwischen Fisch und Krebs ver falle; daß es hinter diesem Aquarium Kirchen giebt, wo man eigens um Ab laß für solche sündhafte Einfälle beten muß; daß wir Menschen weder uns frei bewegen, noch uns zu sehr in die Höhe heben, noch zu tief nach unten steigen dürfen; daß es in den Beziehungen zwischen Menschen Fälle giebt, wo Karpfen — Hechte genannt werden müssen :c. Zum Unglück konnte ich all dieses den Gefangenen im Aquarium

Italienische »tizen. 72

nicht erzählen, und so begnügte ich mich mit einem stummen Austausch der Blicke. Ich verlies; sie jedoch mit einem Gefühle der Dankbarkeit für den annähernden Vegriff, den sie nur von den Bewohnern der Meerestiefe gegeben, und mit einem Seufzer, daß er, mein Geliebter, Unvergeßlicher, all das nit mir zusammen nicht sehen konnte. Beim Ausgange erblickte ich in der letzten Abtheilung noch einige Glascylinder, worin weiße, häutige Körper herumschwammen: das waren die niedrigsten Organismen, in denen nur der Zoologe organische Keime annimmt. Mit schmerzliche!« Vorwurfe fah ich sie an: sie, die ihre Existenz nicht empfinden und deren Tod Niemand beweinen würde, sie leben und werden noch lange leben, und mein Sohn — durfte nicht leben. O, verflucht seist Du, Du beste aller Welten, sammt Deinem Verstande und Deinem höheren Zwecksystem! Was soll Dir die lebenslange Qual einiger Herzen, die Du durch dieseu furchtbaren Schlag zerschmettert hast! —

Es giebt in Europa kein Aquarium, das den: neapolitanischen an Reichthum der vielen seltenen Arten, an sachverständiger Einrichtung, an der Wahrheit, mit welcher hier die wirklichen Bedingungen des Lebens auf dem Meeresgründe wiedergegeben sind, gleichkäme. Von dem Augenblicke, als ich mit diesen Sammlungen näher bekannt wurde, empfand ich eine noch größere Freude an den Meerfahrten. Oft suchte ich durch die krnsthallene Fluth auf den Meeresboden zu fchauen, in der Hoffnung, daß ich einen meiner neuen Bekannten wiederfinden würde. Ich fah nichts: — nicht einmal die kleinen, schelmischen, aus Unerfahrenheit Muth schöpfenden Fische kommen auf die Fläche heraufgeprungen. Der jedesmalige Zweifel wird jedoch augenblicklich durch die hier herumfahrenden Fischer zerstreut, welche mit Netz oder Angel ihre verzweifelt um Freiheit ringende Beute Heraufziehen. Es giebt also da unten, unter unserer Barke eine Welt voll Leben und Mannigfaltigkeit, eine Welt, in die das Raubthier „Mcnfch" seine Hand oder eine verrätherische Lockspeise taucht, um die Beute zu stehlen. Indem ick diesen Fang betrachtete, dachte ich unaufhörlich an die „unerschütterlichen, allgemeinen Grundsätze der Moral." Wenn also ein Mensch dem anderen gegenüber sich zu steif benimmt, wenn er den Anderen nicht durch einen ganz tiefen Bückling ehrt, fo kann er zuweilen hinter Riegel kommen, — die Dhiere dürfen jedoch straflos beraubt und gemordet werden. Von zwei Verbrechen würde das muthwillige Vergiften sämtlichen Gethiers in der neapolitanischen Bucht für geringer gelten, als der einein, an ihrem Ufer spazierenden Geistlichen versetzte Stoß . . . Ach, es geht mir ja nickt darum, zu beweisen, daß die Menschen keine Hasen erschießen und keine Krebse fangen sollen: ich möchte nur darthun, daß unsere Moral, die uns mit solchem Stolze erfüllt, mehr Gewaltthätigkeit als rücksichtslose „Gerechtigkeit" umfaßt. Wozu sie also vom Himmel herzuleiten?

Die kunstvoll geschnitzten und phantastisch gekrümmten Ränder dieser, riesenhaften Gefäße, in welchen die italienischen Meere eingeschlossen sind

?H Alexander ZwientochowZki in Warschau.

verleihen denselben einen malerischen Anblick. Von dieser Einfassung abgesehen, blendet die See durch ganz besondere Neize. Wenn sie bei schönem Wetter ihre Wellen blau überzieht, wenn sie ihnen ein aus Sonnenschimmer gewebtes Goldgemand überwirft, wenn sie sich dahinstreckt in feierlicher Ruhe, dann kann sie keck in den über sie gebeugten Himmel schauen. Ihre Wogen locken zur Umarmung: da ich mich nicht hineinstürzen durfte, trank ich wenigstens aus ihnen . . . Salzig, bitter — haben sie den Geschmack des Lebens . . .

Nur ein Mal während unseres Ausenthaltens erzürnte es sich, das Meer. Drei Tage lang schlug es mit solcher Wuth an die Ufer der neapolitanischen Bucht, als ob es dieselben zu zerschmettern gedachte. Welch' furchtbare Kraft und welcher Starrsinn! Trotz der tausendfachen Erfahrungen, die ihm die Unmöglichkeit, dieses Hemmniß zu zerstören, bewiesen hatten, donnerte es mit immer größerer Kraft. Die zurückgefleuderten Wellen bäumten sich bei Begegnung ankommender Fluthen zornig auf und warfen auf den Boulevard so viel Wasser heraus, daß es unmöglich war, sich dem Ufer zu nähern. Auf dem schlafenden Löwen laufen die Mäuse herum, wenn er aber seine Mähne schüttelt und anbrüllt, weiden sie voller Schrecken still. Kein Fischer würde sich jetzt auf's Meer wagen, wenn er auch die Gewißheit hätte, daß die Lachse von selbst in sein Netz springen würden. Der Anblick dieser düsteren, bewegten Wellen, die heftigen Schläge der Wogen an die Ufer, betäuben dermaßen die Sinne, daß ich, in die Betrachtung dieses Meeressturmes vertieft, kaum von Zeit zu Zeit die gewöhnliche Strophe des Schmerzes zu wiederholen vermochte: warum sieht er es nicht, der Theuerste, der aus meinem Leben Gerissene!

III.

Die Städte. — Neapel.

Das Sprichwort: „Neapel sehen und dann sterben“ findet bis heute noch Anhänger, obschon nur insofern, als sich diese auf die erste Hälfte des Spruches beziehen. Neapel wiederzusehen wünschen Viele; dann zu sterben, fühlt Niemand das Bedürfnis; wer sonst keine Gründe hiefür hat. Neapel ist auch nichts weniger, als ein irdisches Paradies! Schmutzig, eng, lärmend, an Architektur arm, könnte es ebensogut eine ganz entsprechende slavisch-jüdische Stadt abgeben, wenn diese Merkmale nicht auch italienisch wären, und wenn es nicht die wunderschöne, rein italienische Einrahmung zu eigen hatte. Es ist gewöhnliches Glas in brillantener Einfassung. In der Form eines Hufeisens um die Bucht gebogen, mit beiden Enden unmittelbar an andere Städte grenzend, liegt Neapel weit ausgestreckt da, hoch am Abhänge, herabschauend auf das weite Meer, die seinen Wogen entsteigende Eaprerä, den ernst drohenden Vesuv und eine Kette von Anhöben, mit Villen überstreut.

Italienische 2tizen. 75

Die Hauptader von Neapel bildet neben den Stränden die breite, schräge, lange Straße, Toledo genannt, beinahe die längste Straße in Italien, die eine ununterbrochene Fluth von inländischen Faulenzern und ausländischen Gaffern durchströmt. 45000 Einwohner dienen dazu, dieses große Bett zu füllen; sie thun es um so lieber, da es so schön gepflastert ist. In dieser Beziehung theilt Neapel den Ruhm der größeren Städte Italiens. Besonders für den Warschauer, welcher in der Erzählung seines Lebens, die er seinen Kindern zum Besten giebt, zu den glücklichsten Schicksalswendungen den Umstand zählt, auf dem Warschauer Pflaster die Beine nicht gebrochen zu haben, für den Warschauer sind die steinernen Tafeln der italienischen Straßen der Gegenstand einer ungewöhnlichen Bewunderung, die bereits in Kattowitz und 5Dswiencim beginnt, ihren Höhepunkt jedoch in Turin oder in Neapel erreicht. Jedes Mal, wenn ich über diese glatten, dicht aneinander gepaßten Tafeln schritt, dachte ich bei mir-, so oft einer unserer Unternehmer hierher kommt, sagt er mit Widerwillen: „Das verfluchte Land, — von Steinlieferung wird hier nicht einmal ein Hundeknochen abfallen; bei uns ... ja bei uns ... da wird immer was gebraucht.“ Ja, es ist ein verflucht schlimmes Land! Zwar hat es reiche Felsen, wenn es sie jedoch nicht hätte, dann würde es für das Gold, das bereits im Warschauer Pflaster begraben worden ist, seine Straßen mit Porphyra ausgelegt haben.

Tiefe Estriche sind die Hauptrettung gegen die Unflätigkeit der Italiener. Letztere verrichten Alles — überall. Denken wir uns, daß Solches auf Kieselboden, oder auf unseren, weit auseinander gerückten Pflastersteinen geschieht. Die breiten und gut angepaßten Platten ziehen den Schmutz nicht ein und wahren auf diese Weise die Reinlichkeit, — gegen die Natur des Volkes. Ein leichter Regen wäscht Alles weg. Natürlich sorgen auch die Stadtbehörden für Reinlichkeit, obschon sich ihre Aufsicht gewöhnlich nur auf die mehr sichtbaren Punkte erstreckt. Daher erinnert Neapel, gleich vielen anderen Städten Europas, an die Wohnung einer unflätigen Familie, wo die Gastfäle ordentlich, fogar luxuriös erhalten werden, hingegen die für die Familienmitglieder bestimmten Zimmer alle menschlichen Sinne verhöhnen. Die Toledostraße ist eben so ein Saal: Die schmalen Passagen links und rechts warnen unsere Nase, daß dort das Auge der Munizipalität selten Nachschau hält. Das ist auch eine der wenigen Straßen, wo an den Fenstern keine Wäpfchen zum Trocknen dahängt.

Diese Decoration ist nicht einmal der wunderbaren Strandgegend erspart worden, so daß die der Landessitten unkundigen Reisenden bei der Einfahrt von See zu glauben geneigt sind, die Stadt hätte sich ihnen zu Ehren mit Flaggen geschmückt. Indessen sind es Jacken, Hemden und ... den Rest möge sich der Leser denken. Erst der weiter am Strande ausgebreitete Garten befreit uns von dieser Garnirung. Es ist ein gewöhnlicher italienischer Garten, ohne Schatten, er hat jedoch das Meer an der Seite.

?6 Alexander 5wient«ch«w5ki in Warschau.

Wenn wir den ungewöhnlichen Ruhm Neapels von irgend welchem Schmuck herleiten wollten, so müßten wir als solchen diese großartige Nachbarschaft bezeichnen. Dicht am Meere und auf ähnliche Art, haben sich einige größere Städte Italiens niedergelassen: keine jedoch schmiegt sich so nah an seinen Busen, umschlingt ihn so fest mit ihren Armen. Der Hafen ist zur Seite getreten, keine Niederlagen (wie in Genua) versperren hier den Anblick dieses wunderbaren Spiegels, worin sich der klare Himmel, wie verzaubert, bewundert. In der That, ferne von allem Getümmel und unangenehmen Gerüchen, läßt es sich hier am besten, am faulsten träumen. So deutlich ist die Empfindung dieses Ermattens der Sinne, daß ich an den Gesichtern der Vorübergehenden unwillkürlich eine wollüstige Ohnmacht wahrzunehmen glaubte. Alle Augenblicke kommt ein verliebtes Paar vorüber. Eins schreitet dicht vor mir: er, der augenscheinlich zum Liebesgirren nicht geschaffen ist, wirft ihr dessenungeachtet irgend welche Flammenworte in's Ohr; sie, behend und lieblich wie ein Kätzchen, wechselt die Farben, faßt ihn bei der Hand, schmiegt ihr Gesichtchen an seinen Arm, will sich abkühlen ... am Feuer. Man merkt förmlich, wie ihre Herzen um die Wette in schnellerem Rhythmus schlagen, ihre Nerven zittern so leidenschaftlich, als ob sie ohne Zeugen wären. Endlich bleibt er stehen und beugt sich nieder, um sie zu küssen; sie entzieht sich der Liebkosung, wirft den Kopf zurück, doch ohne Beleidigung, gewiß nur, um ihn zu warnen: es kann sie doch irgend Jemand sehen! Ich ging ihnen weiter nicht nach, denn die einfache Neugierde war ja befriedigt, und ich hatte nicht die Pflicht, die Tauben zu verscheuchen.

In irgend einer Beschreibung Indiens las ich, daß das Klima der Insel Ceylon auf die Europäer einen sonderbar verweichlichenden Einfluß übt. Unter den Beweisen führt der Autor einen fehr schlagenden an. Ein eingetrockneter deutscher Philologe begab sich dorthin, den Sanskrit zu studiren. Im Anfange berichtete er über den Fortschritt seiner Studien, später verstummte er. Nach einigen Jahren suchte ihn ein Landsmann, der gerade in Indien weilte, auf und fand ihn in der Gesellschaft von vier oder fünf schönen Bajaderen, die ihrem verzärtelten Liebhaber den Nest der wissenschaftlichen Grillen aus dein Kopfe zu verjagen trachteten. Griechen, Osken, Römer, Gothen, Normannen, Germanen, Spanier: — sie gingen Alle unter den verrätherischen Liebkosungen dieses Klimas zu Grunde. Die zauberhafte Parthenope wiegte hier in Sirenenumarmungen die Energie aller Krieger in den Schlummer. Jeder Samson sank schmachkend am Busen seiner Telila nieder. Nicht umsonst hatte Lucullus hier am Pausolipo und dein Pirrofalcone seine Gärten angelegt, und der letzte römische Kaiser konnte sich kaum eine prächtigere Stätte wählen, die letzten Tage zu verleben. Seine Vorgänger hielten sich hier sehr gerne auf, so oft sie für ihre Orgien eine anregende Umgebung wünschten. Tiberius, Elaudius, Nero — viele römische Ungeheuer krochen aus ihren Höhlen, um sich in der

Italienische Zkizzen.??

neapolitanischen Sonne zu baden und ihre schwarzen Gewissen durch den sonnigen Strahlenglanz zu erhellen.

Beinahe alle Städte Italiens sind zum Photographiren wie geschaffen.

Unverstand hat die Photographie als treueste Wiedergabe der Wirklichkeit

bezeichnet, obschon man ihr eher den Vorwurf der scheußlichsten Lüge

wachen könnte. Sie giebt Alles wieder, doch wie! In ihren Bildern

schwindet alle Häßlichkeit der Objecte. Sehet sie an, die alten, abgekratzten,

schmutzigen Bauten und vergleicht sie mit ihren Photographien: wieviel

Unwahrheit in den letzteren, wieviel vertuschte Schmutzflecke und gekünstelte

Anmuth! Daher kommt eben die Enttäuschung, die wir an jedem Orte

Italiens empfinden. Ter schönen Bilder in unseren Albums eingedenk,

hoffen wir, hier unbefleckte Wunder zu erblicken, indessen deckt die Wirklich-

keit die unter dem lügenhaften Schleier der Photographie verborgene Häßlich-

keit auf. Neapel bildet hiervon keine Ausnahme, umfomehr da seine Architektur

im Vergleiche mit anderen Städten Italiens arm ist. Es giebt hier keine

Alterthümlichkeiten, wie in Rom, keine riesenhaften Paläste und mittelalter-

lichen Häuser, wie in Florenz. An den Seiten einiger größeren Straßen

schlängelt sich ein Gewirr schmaler, dunkler, übelriechender, für den Fremdling

nicht zu entwirrender Gassen, die von oben in sonderbarsten Windungen

herablaufen. Ter einzige Kunstschatz ist das National-Museum, wohin ich

nieine Leser später führen werde.

In Ermangelung wirklicher Denkmäler fchuf die Speculation auf

menschliche Neugierde — erdichtete. In der Unigegend von Neapel be-

finden sich verschiedene Grotten und Stätten, durch den Aufenthalt großer

Geister, welche dieselben vielleicht nie erblickt haben, berühmt. Für einen

Franc kann man sogar Vergil's Grab besichtigen und noch andere Sehens-

würdigkeiten — laut dem Handbuch von Baedeker.

Toch diese Armuth an Kunstproducten, begünstigt sie nicht das träge

Verfallen der Geisteskräfte in Träumerei und in das „tar uients?“ Hier

wird ein Jeder leicht zum „la^arun^“, obgleich er nicht zerlumpt auf den,

Boulevard inmitten der Austerkrاملaden daliegt, sondern aufgeputzt auf dem

Toledo herumfpaziert. —

IV.

Pompeji.

Eine zweistündige Wagenfahrt genügte, um 1800 Jahre in der Ge-

schichte zurückzugehen, um von Neapel nach Pompeji zu gelangen. Andere

haben bereits vor mir der Vorsehung gedankt dafür, daß sie den Vesuv

zwei römische Städte zu verschütten bestimmte und uns dieselben als Muster

alterthümlicher Nester bewahrte. So bin ich der Pflicht, über die Weisheit

der „unergründlichen Gesetze“ zu schwärmen, enthoben. Wir ahnen nicht

das Tasein dieses großen Grabes, bevor wir nicht an seinen Pforten stehen.

78 Alexander ^wientochowsli in Warschau,

Der Weg läuft dem Meere entlang, unter schmutzigen Steinen und Spalieren mit Maccaroni, welche auf Stangen trocknen. Oft hebt ein schmiereriger Junge die heruntergefallenen Knöllchen vom Boden und hängt sie wieder auf. Eine junge Gefährtin unserer Expedition gelobte laut, indem sie diese Genrebilder bewunderte, sich von nun an nicht einmal durch eine Pomidorensauce mit Maccaroni versöhnen zu lassen.

Wir bleiben vor einem Restaurant stehen, welches sich an einen hohen einförmigen Wall lehnt. Nachdem wir durch das gewöhnliche Fegefeuer (für die Taschen), die Passage mit der „Lavafabrikation“, gegangen sind, kommen wir herauf, wo uns der Wegweiser durch eine kurze Schlucht in das in den Mauern des Thores eingerichtete Museum führt. Die werthvollsten Denkwürdigkeiten aus den ausgegrabenen Häusern sind nach Neapel gebracht worden; hier befinden sich nur Ueberreste von Gefäßen, Schnitzereien und Malereien. In Glaskisten finden wir die versteinerten, lavabedeckten Körper der Bürger und Bürgerinnen. Die geschichtliche Tradition läßt über dieselben Folgendes verlauten: — An dem furchtbaren Tage des 24. August 79 fiel ein Aschenregen, der die Stadt mit einer, eine halbe Elle hohen Schicht bedeckte. Sodann begann die Flucht; jedoch blieb ein Theil der Einwohner zurück, sei es aus Unkenntniß der Gefahr, sei es aus Bedauern, seine Schätze zu verlieren. Obschon man bis nun erst 90 Menschen (3 Hunde und einige Pferde) ausgegraben hat, so ist die Zahl der Opfer auf 200 berechnet worden. — Ich gestehe, die ganze Erklärung hat in meinem Gedächtnis; etwas wie Hohn nachgerufen. Indem ich diese unter Glas aufbewahrten Pompejaner betrachtete, blieb mir die Wahl, einen jeden von ihnen als Idioten oder als Geizhals zu bezeichnen. Ein bedeutend größeres Mitleid empfand ich beim Anblick eines Kindes und eines Hundes: Verstand war ja nicht ihre Pflicht, Habsucht nicht der Beweggrund ihres Zurückbleibens gewesen. Als ich jedoch das Museum verließ, dachte ich mir: weshalb soll ich denn der Tradition so absoluten Glauben schenken? Hat sie denn in die Herzen derjenigen, die unter der Lava ihren Tod fanden, geschaut? Den sicheren Tod erhoffend, hat sich vielleicht so mancher traurige Sklave, so mancher verzweifelte Vater oder Gemahl in seine Arme gestürzt ... Die Natur konnte dem Leben keinen besseren Trost lassen, als den Tod . . .

Dicht beim Thore beginnt eine der Hauptstraßen dieser Todtenstadt eine Straße, die in das Innere der Stadt führt. Du schaust Verwüstung und Leere, aber auch eine Welt, von der unsrigen ganz verschieden. Von Häusern, Tempeln und Bauten sind nur noch Gerippe zurückgeblieben, ohne Dächer, jedweder Verzierung beraubt, von innen zertrümmert; diese Neberreste ermöglichen jedoch der Phantasie, die Ruinen wieder zu erbauen und dieselben zu beleben. Jedes Haus, (das keinen Laden enthält), ist eine kleine Festung, in die eine kleine, schmale Thür führt. Nicht ein Fenster bricht nach der Außenseite der Mauern durch, das Haus mit der Straße

Italienische Slizen. ?H

in Verbindung zu setzen. Es ist eben ein dem Mittelpunkte, dem inneren Hause zustrebendes Leben. Rund um ein winziges Gärtchen oder einen Hof «pluvvin) stehen dicht an einander gepreßte Zimmer, von einem bei uns undenkbaeren Maße. Oft ist ein ganzes Schlafzimmer nicht größer, als ein Bett bei uns. Nur das milde Klima, welches den Einwohnern, erlaubte, diese Käfige immer offen zu halten, schützte sie vor Erstickung und gab ihnen die gewünschte Bequemlichkeit. Manche Häufer haben Stockwerke, durch Steinstufen verbunden, wo nicht einmal zwei Personen an einander vorübergehen können. Es scheint, als müsse hier weniger Raum gewesen sein, als heut zu Tage in den meist übervölkerten Städten Europas. Jeder Zoll Erde ist ausgenützt. Indem wir die kleinen Vierecke derjenigen Häuser, wo die inneren Wände bereits eingefallen sind, betrachten, begreifen wir kaum, wie dieselben tabernakel, «tabernakel, vß^tibulum, atriui, pßrißtviui, aeei,» und andere Einrichtungen umfassen konnten; ja, sogar ein Gärtchen, ein Tempel und ein kleiner Fischteich durften nicht fehlen. Wenn ein Wanderer aus dem Alterthume ebenfo nach Warschau käme, wie wir nach Pompeji, er würde nicht wenig staunen über unsere Raumverschwendung, über den Ueberfluß an leeren Plätzen, über die Geräumigkeit der Zimmer und Gärten.

Dank dieser Eonstruction, der Unterschiede des soeial-politischen Lebens sogar ungeachtet, muß Pompeji den Eindruck einer todten Stadt gemacht haben. Nachdem die auf öffentlichen Plätzen berathschlagenden Bürger und die den Befehlen ihrer Gebieter nachjagenden Sklaven nach Haufe gekehrt waren, nachdem man die Läden und Magazine geschlossen hatte, hat wohl auf den Straßen eine Todtenstille herrschen müssen. In den modernen Städten sind die Fenster eine sehr wichtige Verbindung zwischen dem öffentlichen und privaten Leben, zwischen der Gesammtheit und der Familie, Mischen Straße und Wohnung. Man bedarf keiner paradoxen Beweise, um einzusehen, daß, wie die Fenster einerseits der Ausdruck der socialen Entwicklung sind, sie auch andererseits ihren Hebel bilden. Die durch sie abgeschnittenen und in sich geschlossenen, centrifugen Familienatome werden zu einer organischen Verbindung. Indem wir heute eine Frau, die gerne zum Fenster Herausschaut, verhöhnen, vergessen wir, daß die Frau eben diesem Fenster einen bedeutenden Theil ihrer Freiheitsrechte verdankt. Mit dem Augenblicke, da man die Hauswände durchbohrte und die Aussicht auf die äußere Welt eröffnete, sprang das erste Glied der Hörigkeit der Frauen. Hätte die erste Frau, die dereinst durch's Fenster in die Straße herabsah, die ferne Zukunft sehen können, sie hätte zweifelsohne den Hoffnungsstrahl der Unabhängigkeit ihres Geschlechtes geschaut.

Das fühlt ein Jeder heraus, der durch die Straßen von Pompeji einmal gegangen: Alles ist hier nur für die Freiheit des Mannes bestimmt. Während sich dieser auf den Straßen herumtrieb, auf den Plätzen Reden hielt, Handel oder Gewerbe betrieb, saßen seine Mutter, seine Frau, seine Nord und Süd. I.XX. 2N8. 6

80 Alexander Zwientoch«w5i» in Warschau.

Töchter und Schwestern im Hause eingesperrt und vermochten nicht einmal heimlich herauszugehen und nachzuschauen, was er treibe. Das Straßen-publicum heutzutage besteht hauptsächlich aus Frauen: in den alterthümlichen Städten bestand es hauptsächlich aus Männern. Denn die Frau hatte kein Fenster, an das sie sich hinwagen durfte.

Obgleich man bis jetzt kaum einen Drittheil der Stadt aufgedeckt hat, so kann man wohl mit Sicherheit behaupten, daß eben in diesem Theile die Hauptbezirke begriffen waren. Denn diejenigen Bauten und Plätze, die wohl den Brennpunkt des öffentlichen Lebens gebildet haben müssen, sind bereits alle sichtbar: das Forum, das Chalcidium (die Börse), die Thermen (Bäder), das Amphitheater, die Tempel u. s. w. Es sind dies beinahe sämmtlich Ruinen, um die kaum einzeln stehende Säulen, abgebrochene Bogen, Thore, Treppen, Bruchstücke architektonischer Verzierungen, kleine Monumente und Fresken sichtbar sind. Natürlich war es nicht die Lava, die all' diese Verwüstung hervorgebracht! Jeder aufgedeckte Stadtwinkel trug den Stempel eines plötzlich erstickten Lebens; doch aus Furcht vor Diebstahl wurden die werthuollsten Denkwürdigkeiten nach dem neapolitanischen Museum geführt, und man ließ nur ebensoviel zurück, damit die Phantasie, welche diese Trümmerstücke wiederherstellen wollte, sich auf irgend etwas stützen könne. Man hätte ihr jedoch die Arbeit ein wenig erleichtern sollen: ein einziges Haus, eingerichtet ganz so, wie im Alterthume, würde weder eine archäologische Verschwendung, noch ein gefährliches Wagnis; den Dieben gegenüber sein. Man half dieser Nothwendigkeit ab, indem man im „Museo Nazionale“ ein hölzernes Modell eines Pompejanischen Hauses errichtete, welches jedoch diesen einen Hauptfehler hat, daß man in's Innere nicht gelangen und dasselbe nicht besichtigen kann.

Ich würde sehr entrüstet sein, wenn ich aus irgend einer alten Chronik erführe, daß die Pompejaner ihre Munizipalität mit soviel Beschwerden, wie wir die unsrige, belästigten. Die Häuser, in geraden gleichen Reihen gezogen, die Straßen so gerade und fest gepflastert, daß man auf den Steinen die Spuren der Räder merkt. Die Hauptpunkte der Stadt decken von verschiedenen Seiten weite Aussichten auf. Einer von ihnen legt den furchtbaren düsteren Mörder Pompejis bloß. Der Vesuv raucht höhnisch, als ob er eine neue Mordthat ankündigen, die Menschen warnen wollte, daß er eine zu große Annäherung ihrer Wohnstätten nicht dulden werde. Dicht neben uns stand ein Geistlicher, vertieft in die Betrachtung des Berges; ich las auf seinem Antlitze: Du, Vulcan, wenn Du über die ganze Erdkugel Deinen Schwefelregen ergießen würdest und uns dienen wolltest! wir würden schon mehr solcher Pompeji schaffen . . .

Was die überall, also auch hier, herumkriechenden englischen Würmer dachten, ist mir unbekannt, da ich nicht merkte, auf welcher Seite sie ihre Baedeker aufgeschlagen hatten. Ich hörte nur die Seufzer einer in einer Sänfte getragenen Großmutter Nilbions, die nicht um Vieles jünger als

Italienische Skizzen. 8^

Pompeji und so häßlich war, daß der Vesuv es nicht gewagt hätte, sie zu überschütten. Sie forschte den Führer sehr angelegentlich aus, um zu erfahren, welche Art Opfer auf dem Altar der Venus dargebracht wurden. Ein Liebespaar, das hinter der Statue der Göttin stand, hätte wohl der Greisin Bescheid geben können. — Ach, diese Liebespaare! — seufzte auch ich. Sie können sich ihrer Romane nicht einmal in Pompeji enthalten!

V,

Vor Rom.

Würde der brave, ehrenwerthe Professor Dombrowski mit uns die Reise durch die Campagna von Reapel nach Rom gemacht haben, er wäre mit mir sehr zufrieden. Denn er hätte sich überzeugt, wie viel ich von Geographie und römischer Geschichte, welche Gegenstände er im Gymnasium von Lublin vortrug, behalten habe und wie wenig mir zur Vervollkommenung meiner diesbezüglichen Kenntnisse fehlt. Ich hätte beinahe was drum gegeben, wenn ich jetzt aufstehen dürfte, er mir gegenüber im Waggon Platz nähme und früge: „Also wiederhole, was mir vor siebzehn Jahren über Capua, Hannibal und die Rache der Römer gelernt haben!“ Ich hätte ihm ganz genaue Antwort gegeben, denn noch heute höre und sehe ich, wie er zum Schlusse des Vortrages, in den wir uns mit Andacht vertieften, zu sagen pflegte: „Die Schwächeren werden Zdanowicz*) durchnehmen, die Besseren Povliński**) und die Allerbesten — den von mir geschriebenen Eursus, — und Landkarten sollen sie zeichnen.“ Gewöhnlich wollten mir Alle zu den Allerbesten gehören, wir wählten demnach beinahe alle den von ihm geschriebenen Eursus und zeichneten unsere Karten mit solchem Eifer, daß das vierteljährliche Zeugniß oft unter lauter mangelhaften Nummern in allen übrigen Gegenständen ein wohlverdientes Lob in Geschichte aufwies. Dieser Eifer hatte seine Quelle nicht nur in dem großen pädagogischen Talente unseres Leiters, der es mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit verstand, den Stolz und den Ehrgeiz seiner Schüler zu wecken, sondern auch in einem ganz speciellen Umstände: wir haßten die Römer — und da wir wahrnahmen, daß der Professor unsere Gefühle theilte, faßten wir eine noch größere Liebe zu ihn:. Ach, wie oft haben wir Triumphe des römischen Schwertes beweint und mit Jubel seine Niederlagen gefeiert! Je nachdem, wie der Weg des Fortunarades für Roni ausfiel, überzogen sich unsere Gesichter mit Trauer oder Freude. Wer gehört hätte, wie laut und enthusiastisch ein Jeder von uns von den glückgekrönten Kriegszügen Hannibals berichtete, und wie leise und traurig von Scipios Siegen erzählt wurde! Die ersteren hätte man gerne bis in's Fabelhafte gezogen, die letzteren vollständig verschwiegen. In

») Polnisches Lehrbuch der Weltgeschichte.

») Ebenfalls.

6*

82 Alexander Zwientochowsli in Warschau.

den Zügen der Schüler konnte man lesen, nach welcher Seite sich die Schicksalsschale der Römer heute senkte, und nachdem die Stunde abgelaufen war, ertönten im Schulsaal entweder Jubelrufe, oder man berathschlagte mit gedämpfter Stimme über die Mittel, die den sympathischen Helden sichere Rettung bringen würden. Oft schien es, als ob ihnen die ganze Klasse hilfeleistend zueilen wolle. Diejenigen, die den Schluß dieses erschütternden Dramas nicht erwarten konnten, eilten dem Vortrage voran, indem sie sich aus dem Lehrbuche die Geheimnisse der Fortsetzung holten, blinzelten den bekümmerten Gefährten Trost zu oder warnten die Leichtgläubigen vor einer trügerischen Hoffnung. Nie werde ich vergessen, wie die trunkene Freude über die Pyrrhussiege ini Nu schwand, als einer von uns laut rief: „Freut Euch nicht, noch ist er nicht bei Neneuent gewesen!“ Kurz darauf wurde uns die Bedeutung dieser rätselhaften und schreckerregenden Prophezeiung klar. Professor Dombrowski wurde ganz traurig, als er uns die Erfüllung derselben erklärte. Beinahe, daß ich damals laut rief: „Herr Professor, ist es denn nicht sehr häßlich von Curius gewesen, nach Pyrrhus' Elephanten mit brennenden Wurfgeschossen zielen zu lassen?“

Seit jenen Leiden und Freuden waren viele Jahre vergangen, und doch sind meine damaligen Gefühle für Rom bis heute unverändert geblieben. Als ich der Stadt nahte, bedauerte ich, daß meine Schulkameraden nicht um mich seien, daß Professor Dombrowski nicht an der Spitze unserer Expedition stehe, daß, an die Thore der weltbeherrschenden Stadt gelangt, wir nicht mit Triumph, wie ein Mann, rufen können: „Endlich bist Du gefallen. Du alter Verbrecher, und Deine Mörderhand sollst Du nie mehr erheben dürfen!“ Der wilde Gallier hat gewiß die blühenden Felder Italiens nicht mit solcher Genugthuung angeschaut, als ich die Trümmer der alten Römermacht. Seit jeher hatte ich zwei heiße Wünsche: die Ruinen Athens zu küssen und auf Roms Ruinen auszuspucken. Dieser letztere sollte eben befriedigt werden. Bebe mein Herz beim Gedanken, daß ich' über das berühmte Forum, über die Trümmer des Eapitols und des Palatino schreiten werde, so war es nur, weil nur die Wollust, die Verwüstung dieser Räuberhöhle zu schauen, bevorstand. Viele, viele verständige und braue Leute betraten mit Pietät und Temuth der alten Roma Grab. Ich gestehe, daß ich diese thörichte Verehnmg nie verstand. Denn nur die Nachkommen jener barbarischen Teutonen, welche aus einem mißglückten Zuge gegen die Römer sich doch bei diesen viel Lebensweisheit heimgeholt haben, dürften heute vor diesem Grabe ehrerbietig die Stime beugen. Erinnerungen steigen hier auf Schritt und Tritt vor uns auf, doch sind es Erinnerungen, die eher eineil Fußtritt, als ein Äns-Herz-Drücken verdienen. Denn was hat denn eigentlich dieses Rom gewirkt, was der Welt vermacht? — welche Wissenschaften, welche Andenken? Zuerst umschrieb es mit einem immer längeren Radius den Kreis seiner Beute, weckte zum

Leben eine lange Reihe von Helden, denen es nur soviel Ruhm zugestand, als sich derselbe in Kriegsraub offenbarte. Wie eine Riesenschlange auf Hrein Lager zusammengeringt, warf es sich auf näher und weiter wohnende Volker und erstickte sie grausam in seinen Ringen. In seinem stets aufgerissenen, nie zu sättigenden Rachen verkamen sie Hundertweise, ohne zuweilen einen letzten Todesschrei von sich geben zu können. Tugend hieß bei ihm — Tapferkeit: — Tücke mit Muth vereint. Nachdem es seine Bürger in die Ketten des Militärzwanges geschlagen hatte, nachdem es alle unprivilegirten Elemente: die Frau, den Plebs, den Sklaven in Knechtschaft zertreten, legte es das Joch dieser heimischen Zustände auch den eroberten Völkern auf. Man hat seine Eulturapostelschaft viel gepriesen: in der Thal besaß und verbreitete Rom« die Eivilisation, aber nur insofern es dieselbe den Griechen gestohlen. Seine Litteratur, seine Philosophie, seine Wissenschaften, seine schönen Künste — all' dies ist nur Anleihe oder Raub bei den Hellenen. Nicht ein römischer Dichter verstand es, die Reize eines dummen Römermädel zu besingen, wenn er es zuvor nicht bei den griechischen Sängern erlernt hatte. Und die schönsten Blüthen von Griechenlands Musen, nach Rom verpflanzt, erquickten mit ihrem Wohlgeruche nur die Nasen der Mächtigen und der Läsaren. Sind es vielleicht die Thaten dieser letzteren, welche uns heute blenden sollen? Gewiß hatte auch Rom einen Marc Aurelius, so wie es die Gracchen hatte, so wie es in jeder Zeitperiode Menschen besaß, die sich unter der milden oder verfaulten Masse durch Verstand oder Edelmuth ausgezeichnet haben . . . Wer wird jedoch darum ihre Umgebung, welcher sich die Mehrheit zuneigte, preisen? Individualitäten wie Themistokles, Aristoteles, Perikles, Demosthenes sind durch die Geschichte Roms nicht einmal als kaum sichtbare Schatten geglitten. Ta herrschte unwandelbar der kecke Bandit oder der grausame Tyrann. Nicht eine große Idee, die sich bis heute forterhalten hätte, hat hier das Tageslicht erblickt, und die von irgendwo hergebrachten Ideen wurden an's Kreuz gefchlagen. Von der unschuldigsten Philosophensecte angefangen bis zum Christenthume hat hier jeder neue Gedanke mit dem Vlute seiner Vetter die Kerker, den Eircus und die öffentlichen Plätze befleckt. Jeder Zoll dieser Erde ist von irgend einer großen Alutschuld belastet. Ta wir in seine Mauern treten, däucht es uns lammerrufe ungerächter Beschimpfungen aus diesen Mauern steigen zu hören. Aller Eigenwille der morgenländifchen Satrapen ist nichts in: Vergleiche mit diesem schmachvollen Meere von Grausamkeit und Wollust, worin die römischen Kaiser badeten. Wo wurde ein zweiter Nero, ein zweiter Ealigula und Tiberius geboren? Wo ist noch ein Mensch gewesen, der in soviel Verbrechen und Schandtaten hätte athmen können? Wo ist ein zweites Volk, das so aller Würdebar so lange die Negierung von Ungeheuern ertragen hätte? Als endlich auf den blutbesprengten Spielarenen das Kreuz sich erhob, als den Thron der Eäfaren der Papst bestieg, welches Geschick ward von

8H Alexander Zwientochowski in Warschau.

dieser Stätte aus der Welt zu Theil? Wieder breitete die Bedrückung ihre eisernen Arme in Rom aus, legte den freien Gedanken auf die Folter und erhellte die Finsterniß, die nach dem Verlöschen der hellenischen Fackeln eingebrochen war, nur noch durch das Flammenmeer der märtyrerischen Scheiterhaufen. In der Hölle des Mittelalters sehen wir Teufel, die am Inquisitionsherde rastlos thätig sind. Das Feuer verschlingt Gotteslästerer und wirft einen bedrohlichen Schein auf das Haupt derjenigen, die sich Gottesvertreter nennen. Rom wurde ein trüber, schwarzer Berg, aus dessen Innerem Fluthen geistigen und moralischen Verfalles sich wälzten und sich über die Welt ergossen. Langsam erlosch auch der Vulkan des ehemaligen Christenglaubens, die Risse seines Kraters wühlte sich das elendeste Gewürm zu seinem Neste. Und so wurde Rom wieder die Plage der Menschheit. Es ist Rom und immer wieder Rom, das mit seiner furchtbaren Last die Menschheit niederdrückt. In dem größten Getümmel der Geschichte bricht am lautesten dies eine Wort durch. Zwanzig und einige Jahrhunderte bilden in der Geschichte einen ununterbrochenen Faden des Kampfes mit Rom, eines Kampfes, dessen letzte Ergebnisse bis in unsere Tage reichen und dessen Ende wir nicht mehr erblicken werden. Das Eine steht einmal fest: Die Reste dieser großen Nastille müssen früher oder später schwinden. Unter solchen Betrachtungen blieb ich an Roms Mauern stehen, an den Mauern, über die dermaleinst das Roß eines carthagischen Heerführers nicht zu fetzen vermochte und über die fpäter sogar ein mit Gold belasteter Esel eines carthagischen Schwindlers springen konnte. Finster sahen uns die schartigen Wände der Ruinen bei der Bahnstation an, als ob sie es herausfühlten, daß wir nicht mit Ehrerbietung zu ihnen kamen. Die Nacht hüllte die Stadt in ihr Bahrtuch, worunter an der Seite der alten, todten Wölfin ihre bis nun am Leben gebliebene, in Fanatismus verfallene Tochter in Schlummer sank. —

VI.

Das alte Rom.

Die alte Wölfin, Ioviu« vetu8, die sich auf sieben Hügeln ausgestreckt hatte, ist heute kaum erkennbar. Die zerbrochenen Knochen ihres Gerippes sind theils begraben, theils liegen sie zerstreut umher. In erster Reihe ziehen den Reisenden die Orte an, wo ihre Brüste, ihr Kopf und ihr Schweif geruht haben: die Brüste, womit sie ihre blutgierige Nachkommenschaft nährte — das Forum; der Kopf, wo die entsetzlichen Ränke geschmiedet wurden — das Capitol, und der Schweif — die Palatinische Anhöhe.

Indem wir das kleine unregelmäßige Viereck unter Ruinen von Tempeln, Basiliken und Bogen gewahren, empfinden wir unwillkürlich Verwunderung: das ist also dieses Iuvuiniuanum, dieser Reichsplatz, dieser politische Ring, wo alle Jahrmärkte stattfanden. Und wie konnten denn hier Versammlungen der Bürger, Reclutionen Platz haben? Die mittelst

Italienische Sliz;en. 85

des „heiligen Weges“ mit ihm verbundene Julius «Basilica nahm mehr Raum ein. Die Phantasie möchte gerne seine engen Nahmen dem großen der Geschichte entnommenen Traumbilde anpassen; doch der unerbittliche Führer verkleinert ihn nach und nach, indem er belehrt, daß hier der Tempel Julius Cäsars, dort Castors und Pollur' Tempel sich befand, hier Fokus Säule, dort S. Severs Bogen u. s. w. Da giebt's keinen Rath, denn es ist sogar unbegreiflich, wie all' diefe Bauten neben einander Platz hatten; ein Leichteres ist's, zu errathen, weshalb sie so gedrängt dastanden. Jeder Held und jeder Tyrann wollte in dieses Herz des Volkes ein Denkmal für sich einschieben, auf daß dieses den Bürgern feinen Ruhm in's Gedächtniß rufe. Ueberhaupt waren es die Cäsaren, die sich am liebsten hier an Jupiters Seite und im Angesichte des „8snaw8 populicius romani“ Altäre errichteten. Von dieser ganzen architektonischen Eitelkeitsausstellung sind kaum S. Severs Bogen und Tempelruinen zurückgeblieben. Wenn nichts unsere Blicke fesselt, beginnen wir unwillkürlich Erinnerungen zu wecken und — träumen. Hier träumt man von den jungen Jahren der Republik, da sie, ohne ihren Bogen aus der Hand zu lassen, ihrer Beute nachjagte; man träumt von ihren reifen Jahren, da sie drei Welttheile in ihr Joch einspannte; man träumt von ihrem Greisenalter, da die ihrer Mordthaten satte, in ihrer Schmach wüthende Wölfin endlich unter dem Stamme des Kreuzes sterbend dalag. Das Fomm und seine Umgebung ^- es ist ein Kirchhof; warum fchreiten wir über diese Trümmer nicht mit demselben Gefühle, welches wir auf Menfchengräbern empfinden — mit dem Gefühle von Trauer und Versöhnung? Weil mir noch heute Glieder von der Kette tragen, in welche Rom die Menschheit schlug. Ein Reisender, von wie weit er auch käme, findet hier in geschichtlichen Erinnerungen diese ersten Harpningestalten, die, nachdem sie im Laufe der Jahrhunderte eine Reihe von Veränderungen erfahren, noch heute sputen. Unsere Poeten liebten es, auf den Ruinen Roms niederzusinken und hier zu schwärmen. Ich verstehe diese Vorliebe, doch ich verstehe nicht die Thränen der Trauer, durch welche sie diese häßlichen Gräber von Gemaltthat, Grausamkeit und Schandthaten ehrten. Vor meinen, Geiste glitt eine lange Reihe Schatten vorüber, und während der niederträchtige Flaminius, der wilde Metellus, der raubsüchtige Mummius und andere Gespenster vorbeistreiften, Gespenster, mit griechischem Blute befleckt, deren Triumphe man an dieser Stätte rühmte, ^ da empfand ich ein Gefühl solcher Scheu, als wenn ich hinter diesen Schieckbildern den letzten Beschützer des freien Hellas erblickt hätte, der nach verlorener Schlacht seine Frau erwürgte und sich in die Flammen eines einstürzenden Hauses warf. Mein theurer, kleiner Sohn, der Vertraute aller meiner Gefühle und Gedanken, war nicht an meiner Seite . . . Auch er hätte aufgefeufzt . . .

Ich will meine Leser nicht mehr in den anderen, späteren „Foren“ herumfuhren (das Forum von Cäsar, August, Rerva, Trajan u. s. w.).

86 Alexander Lwientochowski in Warschau.

wo sich das gebrochene kranke öffentliche Leben einst dahingeschleppt hat. Denn sie sind alle Bilder einer noch größeren Verwüstung, und keines von ihnen war so lange ein so wichtiger Geschichtskessel gewesen, wie eben dieses „Römische“ Forum, welches unter dem Schutze des capitolinischen Jupiter stand. —

Der kleinste unter den Hügeln, wo sich der Tempel dieses Gottes und der Göttin Juno, wie auch die Burg <»rx) erhob, und wo sich heute die Museen, der Senatorenpalast und die Kirche befinden, — hat beinah' gänzlich seine frühere Gestalt und seine Bauten eingebüßt, so daß der sich über seinen abhängigen Rücken dahinschlängelnde „heilige Weg“ oben, unter neuen Bauten, verschwindet. Nur noch das Tabularium (das Staatsarchiv), an dessen Gebälk sich eine Seite des Senatorenpalastes angelehnt hat, ist das Einzige, was vom alten Capitol zurückgeblieben ist. Auf den« Platze ist also kein einziger Stein zu finden, der Vlutspuren der großen Volkstribunen bewahrt hätte. Aber auch hier leben Erinnerungen auf. Es dünkt uns, daß wir die Senatoren mit Stangen und wuchtigen Stöcken unter der Anführung des Hohenpriesters ans den Volksbeschützer stürzen sehen, auf Tiberius Gracchus, welchem ein verräterischer Gefährte den Schädel mit einem Stück Nankgeländer spaltet, und dessen Körper dann der siegestrunkene Haufe durch die Straße Roms schleppt und in den Tiber schleudert. Es scheint uns, daß wir die habgierige Schnur nahen sehen, die, nachdem sie den Schädel Casus' ausgehöhlt und mit Blei gefüllt hatte, denselben dem über diese Gabe hocherfreuten Eonsul Olnmvius zu-trägt, um sich den versprochenen Preis zu holen. Weiter gleitet an uns der Schatten des edlen Manlius vorüber, der, für das von ihm geübte Aus-lösen der Schuldner verfolgt, der Freiheit beraubt, von dem hungrige« Haufen, den er retten wollte, verrathen, in einem Haine verurtheilt, zum Tarpeji-schen Felsen hinschreitet, von den, ihn die rachsüchtige Hand des Patriciats hinabstürzen wird. Von der Erinnerung angezogen, begeben wir uns auf diesen Hinrichtungsplah. Eine Hausmeisteriu läßt uns durch eine Pforte in einen kleinen Garten hinein, führt uns an einen steilen Rand, weist auf einen etliche Fuß niedriger gelegenen fchmutzigen Hof eines Hauses, und sagt: — Das ist der Tarpejische Felsen! — Wir geben ihr einige Centimes und fliehen vor der . . . Enttäuschung. Denn der von dieser Höhe hinab-gestoßene Manlius hätte . . . ruhig nach Hause geheu können. Doch die Phantasie tröstet uns, indem sie uns versichert, daß die Römer die . . . Menshencascaden gewiß gut eingerichtet hatten, nur die Zeit hat sie verdorben. Dem Capitol gegenüber zeigt das Colosseum sein riesenhaftes Oblongum, — das größte Theater, wo über 80.900 Bürger, Ganz-, Halb-, und Viertelblut, sich an den Kämpfen der Gladiatoren, der wilden Thiere und . . . Schisse ergötzte. Die Eröffnungsfeier dieses Gebäudes soll hundert Tage lang gewährt haben, und kaum 5000 Thiere haben durch das Schauspiel ihres Todes die Marterlust der Römer sättigen können. Das war ein

Italienische Lkizzen. 8?

wirtliches Fest! Die Geschichte hat diesen ersten Schmaus verzeichnet, jedoch die Zahl der Opfer, die man zu den weiteren Festmahlen verbrauchte, hat sie nicht berechnet. Gewiß würde dieser schreckliche Bottich alle in ihm zerfleischten Körper zusammen nicht umfassen ^ trotz seines 524 Meter weiten Umkreises. In ihm stehend, verspüren wir beinah' den frischen Nlutgeruch und fehen ein, das; ein Iubetgebrüll von W.OM Zuschauern eine prachtvolle Begleitung zu den Schmerzensrusen der sterbenden Opfer bilden mußte. Wie vielsagend würde er hier, an diesem Orte lächeln, der selige Darwin! Jedoch heute erbraust das zu 2/3 zerstörte Eolosseum nicht mehr vom stürmischen Beifall des bestialischen Publicums; es ertönt nicht vom Jammergeschrei der verscheidenden Gladiatoren; Cäsaren, im Anblicke dieses blutigen Ringkampfes ihre düsteren Antlitze erhellend, sitzen hier nicht mehr in den Logen. Grabesstille — nur Lerchen zwitschern da oben, und unten flüstern die Engländer Verwunderung über ... die Unanständigkeit der zwerghaften Sträuche, die, jeder Achtung für die ernstesten Erinnerungen dieser Stätte bar, in ihrer Ungezogenheit auf den Mauern wachsen. Noch größere Unart haben jedoch die Römer begangen, indem sie einen großen Theil des Eolosseum zu Baumaterial verschleppten. Irgend ein Franzose hat berechnet, daß das noch hier zurückgelassene Material — Eteinblocke und Ziegeln — den Werth von tt Millionen Francs vorstellt. Ein Anbeter der Roma bat mich, ihm ein Andenken von hier mitzubringen: ich nahm für ihn ein Steinchen aus der Mauer. Thut nichts, daß ich dadurch den italienischen Schatz um irgend einen Theil eines Centime ärmer gemacht habe, — ich habe ja um eine Minute Romas Tod näher gerückt! Es giebt nämlich eine Prophezeiung, daß Rom solange fortbestehen wird, solange das Eolosseum dasteht. Zum Glücke besitzen die Italiener keine Gerichte, die aus einer Maus einen Elephanten zu machen verstünden, denn dann würde ich vielleicht als ein böser Absichten gegen ihre Hauptstadt Verdächtiger jenes Steinchen hart büßen und die Beschreibung meiner Reise hier abbrechen müssen.

Um das Eolosseum herum haben sich viele verschiedene Bogen und Basiliken niedergelassen; ich will mich nicht, wie ein zweiter Hamlet, in philosophischen Betrachtungen über diese Gerivpesammlung ergehen, denn zu solchen Meditationen regt weit mehr der Palatinus an, welcher dermaleinst die „Koma quilärata“ trug und heute mit Trümmern von Palästen und Schlupfwinkeln der Tyrannen übersät ist. Hier hat die Zeit am mächtigsten ihre Rache geübt. Von den großartigen Bauten, zu denen beinahe alle Eäsaren ihr Scherflein beigetragen, sind heute kaum kleine Ueberreste zurückgeblieben. Zuweilen dienen einige zerschlagene Säulen als einziger Beweis, daß hier Gerichtssitzungen, dort Orgien, hier wieder Versammlungen von Dichtern stattgefunden haben. Jedoch die bloßen Namen von Tiberius, Ealigula, Nero oder Heliogabal ersetzen völlig sichtbare Belege. Es ist genug, einen dieser Namen zu nennen, daß der Gedanke ini Fluge aus Er-

88 Alexander Zwientochoweki in Warschau.

innerungen ein lebendes Bild entwirft. Hier begann die über das Forum geworfene Brücke, durch welche Caligula nach dem capitolinischen Iuvitertempel zu gehen pflegte, dort — die unterirdischen Ausgänge, die aus Tiberius' Wohnung nach dem Palaste von August führten. Am besten haben sich S. Severs Bauten erhalten; von ihren Galerien aus konnte man die Festspiele im großen Circus sehen. Auch ein kleines Haus von Tiberius ist noch einigermaßen frisch.

Der Palatinische Hügel erhebt sich beinah' über das ganze alte Rom.

Die Nero und die Tiberius hatten also eine sehr schöne Aussicht, um die es ihnen wenig zu thun war, aber auch eine weite Aussicht, an der ihnen schon weit mehr lag. Ein Jeder von ihnen konnte das Leben in der Stadt betrachten, jede heftigere Bewegung wahrnehmen, sich den Mann ausersehen, den zu enthaupten, oder die Frau, die zu schänden es sich verlohnte. Wie Aare in den Wolken hängend, lauerten sie hier auf ihre Beute. Wie elendiglich stürzten diese Tempel der Majestät, der Macht, der Unzucht und Grausamkeit ein. Furchtsame Eidechsen gleiten heute ungestört über die Ruinen der Paläste, an welche die alte Welt nicht ohne Grauen denken durfte und denen irgend ein versteckter Republikaner kaum einmal einen strengen Blick zuzuwerfen wagte.

Von dem Gipfel des Palatinus sieht man die hinter der Stadt grauenden Thermen des Caracalla. Rom pflegte seine Bäder mit ganz besonderer Sorgfalt und Luxus einzurichten. Man muß ihm diese Tugend, unter wenig anderen, lassen: indem es die Seelen beschmutzte, wusch es sorgfältig die Leiber, ebenso wie sich das Christenthum die entgegengesetzte Sünde zu Schulden kommen ließ: indem es die Seelen reinigte, vergaß es den Körper, und darum fangen die von ihm auferzogenen Völker erst jetzt zu baden an. Es ist schwer, sich heute einen Begriff von dem in den Thermen herrschenden Luxus zu machen. Es waren riesenhafte Anstalten, die nicht nur Bäder und gymnastische Säle, sondern auch herrliche Clubs umschlossen. Beinah' jeder Cäsar trug zu der Verschönerung der alten Thermen bei oder errichtete neue.

Die Ruinen von sechs solchen Anstalten sind bis heute da, geben jedoch einen nur schwachen Begriff von dem künstlerischen Reichthume derselben.

Die größten, die Caracalla zu bauen ansing und die von Heliogabal und S. Sever vollendet worden sind, konnten 1600 Badende unterbringen.

Da wir die kolossalen Schalen dieses zerschlagenen Beckens, seinen Umkreis, seine Wände, seine Wölbungen schauen, — glauben wir der Geschichte.

Hier wurden der berühmte Farnesische Stier und Herkules gefunden. Und wären diese Meisterwerke der alten Skulpturkunst nicht ein genügender Beweis für den Luxus der römischen Bäder, so liegt eine neue Entdeckung vor, die den Alterthumsforschern eine sehr üble Ueberraschung bereitet hat.

Das einzige vollkommene Denkmal der römischen Baukunst ist der Corinthische Tempel, heute in eine Kirche, das sogenannte Pantheon, verwandelt. Da Vitruvius unter den drei Tempeln Roms, die er erwähnt, diesen nicht nennt,

so entstanden gewisse Zweifel, die sich jedoch bald legten. Ich gestehe, daß während ich dieses schöne Bauwerk mit den zwei Glockentürmen, den Esels-ohren Bernins, betrachtete, diesen Tempel anschaute, welchen Papst Urban VIII., seiner Nronzeverzierung vollständig beraubt, wohin das Licht nur durch die Oeffnung in der mächtigen, die ganze Wölbung umfassenden Rotunde, Eintritt findet, während ich dieses Kunstwerk betrachtete, empfand ich keinen Argwohn. Eines nur wunderte, mich: der nicht beglaste Ausschnitt, durch welchen Regenfluthen ebenso gut wie Sonnenstrahlen hineinströmen können und noch mehr — die unmittelbare Nachbarschaft der angrenzenden Thermen Agrippas. Und da verbreitet sich mit einem Male vor einem Jahre die Kunde, daß ein neues Durchforschen dieser Ruinen, die einst ausgelachte Hypothese eines italienischen Gelehrten bestätigt: daß dieses Pantheon, wo Raphael und Victor Emanuel ruhen, gar kein Tempel gewesen ist, sondern ... ein Damvfreservoir bei der Badeanstalt. So nützten denn die christlichen Römer, inwiefern sie nur die alten Bauten vor der Verwüstung der Zeit zu retten vermochten, dieselben ohne Ceremonien aus. Auf Schritt und Tritt erkennt man in den Wänden altes Gebälk, worauf neues befestigt worden ist. Ein Stück von den Thermen wurde zu einer Kirche, ein zweites zu einem Stadtgebäude, ein drittes zu einem Hause umgestaltet; dort schaut aus einem neuen Bau eine alte Wand hervor, hier steckt irgend welche Säule. Die Wiege des römischen Volkes, der Aventin, hat das schlimmste Loos erfahren. Oft lachen uns diese Umänderungen mit einer hüllischen Ironie an. Während unserer Wanderung suchten wir lange das Mausoleum von Augustus. „In dem Hofe dieses Hauses,“ erwiderte uns ein Bürger. Wir treten ein — vor uns erhebt sich ein vielstöckiges Haus. — Ein schmutziges Mädcl führt uns in das Innere und erklärt, indem es verschiedene Kammern öffnet: „Hier ist der Pferdestall, da — die Narrengarderobe und dort —“ „Was ist denn dort?“ — fragen wir verwundert. „Der Circus!“ — antwortet das Mädchen ruhig. „Und wo ist das Mausoleum?“ „Das war ganz unten, darüber wurde ja dieses Gebäude aufgeführt!“ O, du arme Asche des römischen Cäsars, wie hat man Dich da geschändet! Wäre es etwa das Werk der Nemesis? Das Eine steht fest: auf dem Grabe des Perikles würden es die Griechen nicht wagen, einen Circus zu errichten . . .“ <2chwh?»>«»>). ???

Adolf Friedrich Graf von Schack.

von

Rudolf von Gllttschall.

— leidig. —

eben den Tagesbenchmtheiten und ihren» oft ebenso leicht er-
runenen wie leicht vergessenen Ruhm hat es immer hervor-
ragende Geister gegeben, welche in der Pflege höherer Tichtung,
unbekümmert um den geringeren oder größeren Antheil des Publicums,
die höchste Genugtuung fanden uud ihrem Talent oder ihrem Genius rückhalt-
los folgten. Ja, wenn wir den Briefwechsel unserer Clafsiker genauer durch-
studiren — und wir brauchen dabei nicht einmal zwischen den Zeilen zu
lesen — so finden wir, daß auch Schiller uud Goethe sich oft genug über die
Theilnahmlosigkeit der Menge beklagten, daß auch sie nicht zu den Tages-
berühmtheiten gehörten und hierin mit >totzebue, Iffland und Vulvius
nicht wetteifern konnten. Auch in unserer Zeit giebt es Tichter, die ihren
eigenen Weg gehen und nicht um de» Veifall des Publicums buhlen und die
um Haupteslänge über viele Lieblinge desselben hervorragen. Zu diesen gehört
auch Adolf Friedrich Graf von Schack, der am 14. April d. I. in
Rom verstorben ist. Er ist einer jener auserlesenen Geister, welche die
Ueberlieferungen unserer classischen Epoche fortsehen, soweit dieselben eine
höhere Gedankenrichtung und einen freien Weltblick, künstlerischen Adel der
Form und das Ideal der Humanität vertreten, die aber dabei auch dem
Genius der Neuzeit, ihrer philosophischen Tenkweise und ihren politischen
Bestrebungen huldigen. Ein so schöpferischer Dichter wie Graf Schack ver-
dient es wohl, daß ein Gesamtbild seiuer Bestrebungen und Leistungen den
Zeitgenossen vorgeführt werde.

Adolf Friedrich Graf von Schuck. 9<

lieber seine Lebensschicksale, wenigstens bis zum Jahre 1872, hat er uns selbst in seinen Memoiren") Auskunft ertheilt.

Er ist am 2. August 1815 in Schwerin geboren und «erlebte seine ersten Knabenjahre auf dem benachbarten Gute Nrüsewitz. Hier übte die Gouvernante seiner Schwester, Hedwig Dregendorff, einen sehr bestimmenden Einfluß auf ihn aus; sein erster Musiklehrer war Otto Nicolai, der damals noch ganz unbekannte Komponist der „lustigen Weiber von Windsor“. Nach kurzem Aufenthalt auf dem Pädagogium in Halle, wo er sich in den engbeschränkten Pensionsverhältnissen außerordentlich unglücklich fühlte, kam er auf das Gymnasium zu Frankfurt a. M., wohin sein Vater als mecklenburgischer Nundestagsgesandter versetzt worden war. Hier absolvirte er seine Glimnasialstudien, deren Kreis er durch eigenen Fleiß vervollständigte, indem er auch das Italienische und Spanische in ihren Bereich zog und Tante, Ariost und Ealderon in der Ursprache las. derjenige von allen lebenden Dichtern, der auf ihn den größten Eindruck machte, war Graf Platen — und zwar weniger die Vollkommenheit seiner metrischen Gebilde, als der edle und hohe Geist, der Schwung der Gedanken in allen feinen Werken. Ehe Schack die Universität Vonn bezog, machte er seine erste italienische Reise nach Florenz und Venedig. In Vonn, wo er Jurisprudenz studirte, wandte er mehr als seinen Fachstudien den romanischen und altindischen Vorlesungen seine Theilnahme zu. Dann kam er nach Heidelberg, wo ihn mehr als der Pandektist Thibaut der Musiker Thibaut interessirte. Nach einer Reise in Spanien und Italien vollendete er seine Studien in Berlin; 1838 bestand er das erste juristische Examen und arbeitete dann drei Vierteljahre am Berliner Criminalgericht und Stadtgericht, die „trostloseste Zeit seines Lebens.“ „Acht bis neun Stunden des Tages mußte ich Protokoll führen, nicht selten bei glühender Sonnenhitze, Leichenobduktionen beiwohnen, und wenn ich Nachmittags erschöpft nach Hause kam, fand ich auf meinem Zimmer hohe Stöße von Acten vor, aus denen ich demn Delationen anfertigen mußte.“ Aus dieser „Tretmühle der Geschäfte“ flüchtete sich Schack in's Freie; er nahm auf ein Jahr Urlaub, reiste nach Griechenland, wo er mit Geibel und Eurtius zusammentraf, nach Aegnuten, Arabien, Palästina und zurück über Spanien und Portugal; er trat nun in die diplomatische Carrière ein, welche ihm seine Familienbeziehungen eröffneten und welcher er treu blieb, bis er sich ganz von den Geschäften zurückzog. Hier wehte eine freiere Luft, als in den Berliner Gerichtsstuben, und auch seine Reiselust fand reiche Befriedigung. Wir finden ihn in Paris, dann als Reifebegleiter des Großherzogs von Mecklenburg wieder in Italien, in Kleinasien und in der Türkei. Im Revolutions-*) Ein halbes Jahrhundert. Gedenken und Aufzeichnungen von Adolf Friedrich Graf von Schack. Drei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1888.

92 Rudolf von Gottschall in Leipzig,

Jahr 1848, dessen stürmische Bewegungen er in Frankfurt miterlebte, machte er als Begleiter des Fürsten von Hohenlohe, der von dem Reichsverweser als Gesandter Gesamtdeutschlands an den Papst und nach Griechenland geschickt wurde, die Reise dorthin mit; er traf den Papst in Gaeta, schildert ihn als einen wohlwollenden, herzenguten Mann, während König Ferdinand von Neapel sich schon im Aeußeren und im ganzen Wesen als echte Tyrannennatur darstellte. In den nächsten drei Jahren wurde Schack als Nundesbevollmächtigter der mecklenburgischen Negierung nach Berlin geschickt, nachdem Preußen das Dreitonigsbündniß mit Sachsen und Hannover abgeschlossen. Dann wohnte er in gleicher Eigenschaft dem Erfurter Parla-mente bei. Nach dem Scheitern des Unionwerkes und nach der Demüthigung Preußens in idlmütz trat Schack 1851 aus dem Staatsdienste aus. Er benutzte die neugewonnene Freiheit zuerst zu einer Reise nach Spanien. Als er dann in Berchtesgaden die Bekanntschaft des Königs Mar von Bayern gemacht, erhielt er von diesem die Einladung, sich in München niederzulassen. Gesundheitsrücksichten, welche Schack nach Rom, Neapel und Algerien führten, verzögerten indeß seine Uebersiedelung nach der Isarstadt, wo er indeß seit 1855 eine dauernde Heimstätte fand; doch brachte er meistens nur einen Theil des Jahres, Herbst und Winter, etwa bis zu Weihnachten in München zu, den längeren Theil des Winters in Italien und den Sommer auf seinen Besitzungen in Mecklenburg.

Die Memoiren des Grafen Schuck sind auch mit kritischen Glossen durchwirkt, die sich meistens an seine Begegnungen mit namhaften Dichtern knüpfen. Was er über Achim von Arnim und Brentano, über Grabbe und Immennann, über A. W. von Schlegel und Hölderlin sagt, beweist scharfe Beobachtung der Persönlichkeiten und freimüthiges Urtheil. Seine Ehrenrettungen erstrecken sich nicht bloß auf Borkämpfer der Sturm- und Drang-epoche im vorigen Jahrhundert wie Knigge, sondern sie gehen bis in's Alterthum zurück und suchen dem vielverkannten römischen Tragiker Seneca gerecht zu werden. Die Anerkennung Nörne's ist eine lebhaft und warme, was bei einem deutschen Diplomaten überraschen mühte, wenn Graf Schack nicht aus dieser Schablone herausgewachsen wäre; er erkürt, daß er dem Menschen Börne ein liebevolles Angedenken bewahre, sowie ihn als Schriftsteller hochachte; er verdiene einen bleibenden Platz in unserer Literatur, wie etwa Lichtenberg, dem er an Geist nicht nachstehe, während er ihn an Wärme des Gefühls übertreffe. Für Victor Hugo ist Schuck sehr begeistert, er nimmt ihn mit Recht gegen den Vorwurf in Schutz, daß er ein bloßer Rhetoriker sei. Victor Hugo bleibt Frankreichs größter Dichter des neunzehnten Jahrhunderts.

Die Tagebuchblätter, der dritte Theil der Memoiren: „Ein halbes Jahrhundert“, bringen Reiseskizzen mit oft glänzender Landschaftsmalerei, wie z. B. die Schilderung eines Sonnenaufganges auf dem Pik von Teneriffa ein Cabinetsstück ist; doch ebenso reich sind sie an geschichts-

Adolf Friedrich Graf von Schack. H3

philosophischen Betrachtungen, und sie verrathen eine Weltanschauung, die zum Theil mit Darwinschen Theorien und Schopenhauer'schen Ideen befruchtet ist.

Während der ganzen Epoche seiner diplomatischen Laufbahn, der zahlreichen Reisen nach dem Süden Europas, ja auch während des ersten Jahrzehntes seines Münchener Aufenthaltes, bis zum Jahre 1864, wo seine Gedichte erschienen, hat Schack zwar seinem Namen in der deutschen Literatur bereits einen schönen Klang erworben, aber doch nur als Literaturhistoriker und ausgezeichneter Uebersetzer fremdländischer Poesien; seine eigene dichterische Schöpferkraft offenbarte sich erst in überraschender Weise durch die zahlreichen Erzeugnisse, die seit dem Jahre 1864 erschienen sind.

Sein Hauptwerk auf literargeschichtlichem Gebiet ist jedenfalls die „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien“ (3 Bde. 1845—46), ein aus den Quellen geschöpftes Werk, zu dessen Abfassung mehrfache Reisen in Spanien den Autor besonders befähigten, ein Werk, das ein 8wu6aiä wölk unserer Literatur ist und das sich durch seine geschmackvolle Darstellung vor der Geschichte des spanischen Theaters auszeichnet, welche Leopold Klein im achten bis elften Bande seiner Geschichte des Dramas veröffentlicht hat. In ihren Urtheilen stimmen zwar beide Literaturhistoriker oft überein, und Klein citirt häufig seinen Vorgänger; aber die genial-barocke Manier des Letzteren und die bisweisen etwas buntscheckige Anhäufung eines nicht genugsam verarbeiteten Materials treten doch gegen die durchsichtige Darstellung Schucks in Schatten. Auch hat dieser sein Werk nicht nur durch einen Band „Nachträge“ (1854), vervollständigt, sondern vor Allem durch sein „Spanisches Theater“ (2 Bde. 1854), in welchem er sehr formgewandte Übertragungen spanischer Dramen liefert, wie er in seinen« mit Geibel zusammen herausgegebenen „Romancero der Spanier und Portugiesen“ (1860) die epische Lyrik dieser Völker in nicht minder formgewandter Weise unserer Literatur angeeignet hat. Ein bedeutendes Werk ist Schucks „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien“ (2 Bde. 1865). Moritz Earriere sagt über das Werk: „Schack umfaßt und schildert wie ein Dichter die Poesie und Architectur eines dichterischen Volkes aus dem Orient und entwirft ein glänzendes Bild der Werke, die dasselbe auf europäischem Boden hervorgebracht; es ist allerdings mehr begeisterte Schilderung als Kritik und Entwicklungsgeschichte; aber für die letztere ist der Boden noch nicht bereitet.

Dafür giebt uns Schack eine vortreffliche Charakteristik des Gesamteindrucks und eine Reihe von Dichterbildern, eine anziehende Blüthenlese von Liedern der Liebe und des Weins, des Preises der Herrlichkeiten von Natur und Kunst, wie der Helden und Fürsten oder der Völkerklage, und mir erfreuen uns seiner leuchtenden und klangreichen Uebersetzungen.“

9^ Rudolf von Gottschall in Leipzig. —^

Das Werk enthält auch eine Schilderung der hervorragendsten Bauten der Araber in Spanien. Schack läßt die Zauberpracht der Alhambra aus der Natur, der Geschichte und Poesie Granadas aufsteigen; wir verspüren einen Hauch von der großen Seele des Orients, die in dieser marmornen Fluthenwelt athmet.

Die berühmte Nachdichtung des Firdusi, des großen persischen Epos, begann Schack mitten in der revolutionären Bewegung des Jahres 1848. „Ich betrachte es als ein Glück," sagt er in seinen Memoiren, „daß ich inmitten der politischen Stürme, die nun bald Deutschland und Europa durchtoben sollten, in der Periode zweckloser Reaction, die darauf folgte, mich bei der Nachdichtung des großen Persers in die frühere Vorzeit und das ferne Hochasien flüchten konnte, indessen wüstes Geschrei der politischen Parteien vor meinem Ohre hallte. Während ich selbst bisweilen in das verworrene Getriebe des Tages hingerissen ward, lebte ich des Abends am Orus und unter den vom ersten Morgenroth der Geschichte bestrahlten Gipfeln des indischen Kaukasus mit den „Helden Irans." Die „Heldensagen des Firdusi" erschienen 1851; die „epischen Dichtungen aus dem Persischen des Firdusi" (2 Bde.) 1853; Neides vereinigt in dritter Auflage 1876. Durch diese Uebersetzung tritt Schack mit Nückert in die Schranken, der auch einzelne Abschnitte des Schunumeh in freier Bearbeitung nachgedichtet hat. Schack hat 19 theils unmittelbar auf einander folgende, theils durch erläuternde Erzählungen des dazwischen liegenden Textes verbundene Abschnitte übersetzt, und zwar in einer kristallklaren Form, welche, frei von allen Vertunstelungen, der deutschen Sprache nie Gewalt anthut. Gleichwohl wird der Eindruck des Originals nirgend verwischt. In den „Stimmen vom Ganges" (1857) erscheint Schack durch poetische Aneignung indischer Gedichte abermals als ein Nachfolger Nückerts; doch strebt er nicht nach dem Ruhm des Sprachgewaltigen und Sprachbändigers, welcher die deutsche Poesie und Poetik durch neue Formen und Wendungen zu bereichern sucht, sondern er gießt den Inhalt der orientalischen Sagen und Gedichte in die üblichen durchsichtig klaren Gefäße, in denen unfere Dichter den Trank ihrer Begeisterung zu credenzen pflegen. Was diesen Lotosblumenkranz betrifft, welchen Schack aus indischen Blumen geflochten, so macht er uns mit vielen anmuthigen Phantasiebildern aus Sage und Dichtung des alten Hindostan bekannt. Aus seinen „Memoiren" erfahren wir, daß Richard Wagner die Absicht kundgethan, eine der Erzählungen in Schacks „Stimmen vom Ganges" als Opernart zu benutzen, und der Titel seiner letzten beabsichtigten Oper „Der Büber" dürfte hierauf zurückzuführen sein. Es fällt in Deutschland den, Publicum, wenn es einmal einen Schriftsteller in einer bestimmten Rubrik untergebracht hat, ausnehmend schwer, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß derselbe auf einem anderen Ge-

Adolf Friedrich Graf von Schack. 95

biete etwas leisten könne; es bedarf dazu eines gewissen gewaltsamen Rucks, wie wenn ein Wagen aus einem Geleise in's andere hinüber geschoben wird. Schack war bekannt und gefeiert als poetischer Uebersetzer; nun trat er auf einmal als selbstständiger Dichter auf. Das überraschte, das befremdete; man konnte sich anfangs nicht darein finden. Und was war natürlicher, als das; man glaubte, die Gedichte würden noch die Spuren jener früheren wissenschaftlichen und anregenden Thätigkeit tragen und gleichsam noch mit dem Oele des Orients gesalbt sein? Die 1867 erschienenen „Gedichte“ widerlegten aber alle diese Vermuthungen und Befürchtungen; der Dichter zeigte sich keineswegs von den Mustern des Orients beherrscht. Es weht ein thliträftiger abendländischer Geist durch seine Gedichte; wir bleiben auch mit Ghaselen und Matumen und anderen östlichen Versbildungen verschont, und nirgends überwiegt die in einzelne Gnomen aufgelöste Didaktik. Schack hat durchaus nicht das Zeug zu einem Vrahmanen, und wenn sich etwas von orientalischem Geist in ihn« abspiegelt, so ist es mehr die Ritterlichkeit der iranischen Helden, Firdusis arisch-germanische Energie oder die westöstliche Thatkraft der an der Alhambra thronenden mohamedanischen Ritter. Wohl sehnt er sich bisweilen, wie in dem Gedichte „India“, nach den das Weltgeheimniß hütenden Tempeln am Gangesstrom, dorthin, wo der Geist der Unwelt in den windbewegten Palmen von den Wunderträumen der ersten Weltnacht singt; doch das bleibt nur eine vorüberfliehende Stimmung; dieser „brütende Diefsinn“ wird nie die Seele der Dichtung selbst. Die Lieder aus Granada feiern elegisch die versunkene Herrlichkeit der Khalifeu. Einige dieser Gedichte sind meisterhaft; besonders dasjenige, das mit den Strophen beginnt:

Äbmdlüfte, Geister wandeln Funkelend gros; wie eine Sonne,
Durch das Laubweit auf und nieder, Gießt der Wunderstern aus Süden,
Toch berauscht vom Tust der Mandeln Gießt (Sanopiis süh'ie Wonne,
Sinken sie in Schlummer nieder. Heißern Traumglanz auf die Müden.
Pracht und Duft dieser Dichtung wirkt berauschend! Auch findet sich eine orientalische Ballade: „Mahmud der Gasneuide“. Sonst aber wird der Orient nicht als Fundgrube von Stoffen benutzt. Das würde auch nicht passen zu dem Weltbürgerthum, welches, mit einem gewissen freudigen Optimismus verbunden, der beherrschende Grundzug dieser Gedichte ist. In dem Einleitungsgedicht „An den Genius“ spricht sich bereits als Grundzug die an allem Großen und Schönen sich erfreuende Bildung aus: in der Hymne, die der Dichter dem kommenden Jahrhundert widmet, wird das durch seinen Geist siegreiche Menschenthum gefeiert; er nimmt das glänzende Lolorit doch nur aus den Bestrebungen unseres Jahrhunderts, die er, vielleicht rascher, als es der Weltgeist in einem Säculum vermag, der Vollendung entgegenführt. In der Ode: „Die Sibylle von Tibur“ verkündet die alte Prophetin, die Seherin der Urwelt, die sich ablühenden Weltalter und schließt, indem sie den Aufgang der großen Sonne verheißt: „Der neue Gott, der alle Ge-
?!°id und kiit,. i.xx, ?n». 7

96 Rudolf von Gottschall i» leipzig.

schlechter erschuf und die goldene Zeit." Derselbe zukunftsfreudige Idealismus beseelt die Hymne auf Amerika, welche großartige Naturbilder enthält. Exotische Bilder mit Freiligrath'schem Eolorit sind „Mttagsruhe bei Magnesia", „Jaffa", „Auf de,m Nil", während sich auch classische Landschaften im Poussin'schen und Claude Lorrain'schen Stil finden: „Die Tempel von Aegina", im „Theater des Dionysos" u. A. Auf dem Gebiete der geschichtspphilosophischen Freske bewährt sich Graf Schuck als ein dichterischer Kaulbach, er begegnet sich hier mit Hermann Lingg, nur daß dessen Gemälde einen düstern pessimistischen Zug haben, während Schucks Gedichte mehr an den „Schutt" von Anastasius Grün erinnern, in dessen Schlußbild die Rosen das Kreuz überwuchern.

Schack ist kein Liederdichter, und er hat auch wenig Lieder gedichtet, wenngleich sich ein paar hübsche Stimmungsbilder in der Sammlung finden.

Auch seine Balladen stehen dicht an der Grenze der poetischen Erzählung durch bunte, farbenreiche Ausführung. Sehr viele sind dem Alterthum entnommen; einige haben tiefere Bedeutung, wie „Die seligen Gefilde".

An die schwunghaften Reflexionsgedichte der ersten Sammlung schließen sich die viel später erschienenen „Weihegesänge" (1878) an, welche zum Theil in reimlosen Hymnenversen geschrieben sind und uns hervorragende Erscheinungen auf dem Gebiete des geschichtlichen Lebens, großartige Landschaftsbilder, kosmische Anschauungen und Bilder des Erdlebens auf Grund der neuen naturwissenschaftlichen Theorien vorführen. Die Bereicherung der Poesie durch die mit dichterischem Adel eingekleideten Resultate der Naturforschung gehört überhaupt zu den großen Vorzügen der Schack'schen Dichtungen, die gerade dadurch ein ganz modernes Gepräge erhalten. Die weite, weltumfassende Tendenz des Ganzen spricht sich in dem schönen Gedicht „Auf-Ulf" aus:

Auf, aus unfern Erdennächteii, Fühle jenes mächt'ge Ganze,
Drin Du zagend irrst, verwaist. Das uns Alle trânt und nährt;
Von den Sorgen, die Dich knechten, Sonne Dich in seinem Glänze
Ringe Dich empor, mein Geist! Wärme Dich an seinem Herd!
Arm ist, wen in seinem engen Auf der Neinen, matterhellten
Kreis das Ich gefangen hält; Grde nicht, die jetzt Dich bannt.
Aber Denen, die ihn sprengen, In dem «rohen All der Welten
Blüht und duftet noch die Welt, Ist der Menschheit Vaterland.
Und die Wesenschaarm alle
Von des Abgrunds tiefstem Grund
Vis zum höchsten Sonnenballe
Eint ein großer Geisterbund.

Die volltönende Lyrik, die sich am liebsten stets in Hymnen des Gedankens und Fresken der Schilderung bewegt, ist auch die Seele der zahlreichen erzählenden Dichtungen Schucks. Das älteste diessc Gedichte ist „Lothar" (1872); in der Widmung des Gedichtes an Ferdinand

Adolf Friedrich Graf von Schack. 9?

Gregorovius heißt es: „Indem ich in kurzem Zwischenramme verschiedene Dichtungen herausgebe und noch weiter herausgeben werde, wünsche ich, daß Sie dieselben nicht für Früchte einer übereilten Thätigkeit der letzten Jahre halten mögen. Obgleich ich bis vor Kurzen« nur mit litterarischen Werken anderer Art hervorgetreten bin, habe ich mich doch von Jugend auf der poetischen Production mit Begeisterung gewidmet, und Manches von dem, was jetzt erscheint, ist schon vor geraumer Zeit entstanden. So dieser „Lothar!“ Derselbe ist eine Frucht meiner Wanderungen durch jene Länder, in denen wiederholte Reisen mich fast heimisch gemacht haben und die, auf äußeren Anlaß, von Neuem zu besuchen ich mich jetzt anschicke. Ich schrieb ihn zum größten Theil angesichts der Gegenden, durch welche ich meinen Helden führe, unter den Palmen und Zelten Syriens und auf dem Dache des lateinischen Klosters von Jerusalem, an den Ufern des Guadalquivir und auf der herrlichen, über dem Abgrund hängenden Alameda von Ronda, auf einer Nilbarke und inmitten der ungeheuren Trümmer des hundertthorigen Theben. Einiges von dem faktischen Inhalte, namentlich die afrikanischen Abenteuer in der Episode des sechsten Gesanges, beruht auf den Erzählungen eines mitreisenden Franzosen.“

Lothar, einem edlen Geschlecht entsprossen, dessen Stammschloß am Fuß der waldigen Harde steht, dessen Vater als Patriot und Genosse der Arndt und Stein nach Rußland geflüchtet ist, Schüler eines würdigen Pfarrers Eberhardt, durch innige Jugendfreundschaft mit dem Mitschüler Hugo verbunden, studirt in Heidelberg, besucht, in burschenschaftliche Umtriebe verwickelt, das Schloß seines aristokratischen Oheims, verliebt sich in dessen Tochter Adele, hat aber das Unglück, im Duell, zu dem er provocirt wird, den Vruder derselben, einen Hofherrn und wüthenden Demagogenfeind, zu erschießen. Die Schwester sagt sich in Folge dessen von ihm los. Lothar flüchtet und theilhaftig sich an den Freiheitskämpfen der Spanier unter Riego gegen die französische Nnee des Herzogs von Angoulême. Aus drohender Gefahr durch das edle Opfer eines spanischen Mädchens gerettet, fällt er in die Hände der Muselmanen, wird vom Bey von Oran zum Sklaven gemacht, erlebt buntwechselnde Abenteuer in den Wüsten Afrikas: dann wiederbefreit, theilhaftig er sich nach einer Nilfahrt und einer Reise durch Palästina am griechischen Freiheitskampfe gegen die Türken, wird bei der Erstürmung von Missolonghi gefangen, durch die Geliebte und den Freund seiner Jugend aus der Gefangenschaft gerettet und kehrt dann in seine Heimat zurück.

Der Held dieser Dichtung ist weder ein blasirter Lhilde Harold, noch ein abenteuerlustiger Don Juan; er hat nichts von der wüsten Genialität, nichts von dem Spleen eines englischen Lords; er ist ein deutscher Idealist, der, wohin ihn auch das Leben verschlagen haben mag, den Idealen seiner Jugend treu bleibt. Was an Byron erinnert, ist die stimmungsvolle Landschaftsmalerei, in welcher die Schilderung stets von der Reflerion durch-

98 Rudolf von Gottschall in Leipzig.

wirkt ist, die Weltwanderimg, an deren Faden sich eine Reihe von Abenteuern knüpft, der Haß gegen die Machthaber des Restaurationsepoche, gegen welche auch Byron seine scharfe Satire „Das eiserne Zeitalter“ geschleudert hat, ist der Pylhellenismus, der unseren Helden wie den Dichter des Childe Harold dazu führt, sich am griechischen Befreiungskämpfe zu betheiligen. Wenn Schuck diese Dichtung in neuester Zeit verfaßt hätte, so zweifeln wir nicht, daß ihn: die großen politischen Bewegungen derselben andere Anhaltspunkte für seine Erfindung gegeben hätten, als diejenigen, die er damals den, Restaurationszeitalter entnommen hat. Die europäische Politik ist in eine so durchaus neue Phase gerückt, daß jene krampfhaften Befreiungsversuche in einer sonst dem politischen Tode verfallenen Zeit die Unmittelbarkeit des Interesses eingebüßt haben. Freilich, der Geist, in dem der Dichter diese Ereignisse darstellt, hat nichts Veraltetes; auch verknüpft er die Freiheitsbestrebungen der Burschenschaft am Schluß mit der glorreichen Erneuerung des deutschen Reichs. Die dichterische Form des „Lothar“, welcher in Reimzeilen mit wechselnder Zahl der Füße geschrieben ist, hat eine wohlthuende Krystallklareit und Durchsichtigkeit. Die Kindheit- und Jugenderinnerungen lassen das traulich Anmuthende nicht vermissen, welches für das deutsche Gemüth in solchen Schilderungen liegt; die mehr novellistische Partie der Dichtung, die Liebe und das Duell mit dem Better, ist lebendig dargestellt) obschon derartige Begegnungen und Abenteuer sich in der Prosanovelle spannender gestalten lassen als in den Versen, in denen namentlich die Feinheiten und Schlagwörter des Dialogs ausgeschlossen sind. Die Schilderungen spanischer Landschaften und Guerillakämpfe sind im wärmsten Colorit gehalten. Den Preis möchten wir indeß den Wüstenfcenen des sechsten und siebenten Gesangs ertheilen, die eine afrikanische Gluth der Schilderung athmen.

Wenn Schack in „Lothar“ zwar nicht persönliche Erlebnisse geschildert, aber doch die Stimmungen, die ihn während seiner Jugendjahre und seiner Reisen beherrschten, wiedergegeben hat, so führt er uns in den erzählenden Dichtungen „Episoden“ (1869) in die verschiedensten Zeitalter und Weltgegenden, nach Venedig und Konstantinopel, nach Damaskus, in das alte Hellas, in die Märchenwelt. Die beiden venetianischen Episoden erscheinen uns als die besten: „Giorgione“ mit seinem heilem an Paolo Veronese erinnernden Hochzeitsbild und „Dandolo“ mit der glänzenden Schilderung der Meerfahrt des Blinden, die an ähnliche schwunghafte Stellen der Byron'schen Gedichte erinnert. In der Erzählung „Lais“ ist der griechischen Ueberlieferung eine psychologisch fesselnde Wendung gegeben. Die Priesterin der Aphrodite auf dem Isthmus in Korinth, nach einem Leben voll Sinnenrausch sich einsam fühlend, entbrennt in wahrer Liebe für einen Jüngling, dem sie nach Thesalien folgt. Als flüchtige Dienerin der Göttin hat sie Amt und Leben verwirkt. Die Verfolger ereilen sie in einem iheessalischen Tempel, wo sie todt gefunden wird, zu den Füßen der Aphrodite, der sie vorher einen be-

Adolf Friedrich Graf v«n Schack, 99

geisterten Hymnus geweiht hat. An diese „Episoden“ schließen sich die „Tag- und Nachtstücke“ (1884) an, welche ebenfalls Vilder aus allen Zonen und Zeiten vorführen, mit verschiedenartiger Tönung der Darstellungsweise, bald poetische Novellen, bald Geschichtsfresken. Sie stehen nicht zurück hinter den „Episoden“ in ihrem Farbenglanz; doch ist das düstere Eolorit, die elegische Stimmung vorwiegend; wir heben als die bedeutendsten hervor: „Kassandra“, „Eamoöns in Eintra“ und „Der Gefangene von Valladolid“.

Wenn diese „Tag- und Nachtstücke“ wie die „Episoden“ frei und willkürlich aneinandergereiht sind, ohne einen durchgängigen Faden, so fehlt dieser nicht in den „Nächten des Orients“ (1874), welche eine der hervorragendsten Dichtungen Schacks sind. Die Architektonik dieser Erzählungen wird, trotz der verschiedenartigen Elemente, von einem leitenden Grundgedanken getragen, welcher die tiefsten Probleme weltgeschichtlicher Auffassung betrifft und sich um die Fragen des Optimismus oder Pessimismus in der Geschichte dreht.

Die Antwort, die der Dichter giebt, läßt sich dahin zusammenfassen, daß die Anschauung der gepriesensten Glanzepochen der Vergangenheit bei ihm eine pessimistische ist, daß er sich aber der Zukunft gegenüber optimistisch verhält. Wir bekennen, daß hierin ein Widerspruch liegt. Wenn das Elend der Welt bisher zu jeder Zeit, nur in anderen Formen sich wiederholt hat, so steht die Hoffnung auf eine schönere Zukunft auf schwachen Füßen. Dieser in die Zukunft hinausweisende Zeigefinger kommt für die Dichtung selbst überhaupt wenig in Betracht, da dieselbe mit vollen Händen Bilder des menschlichen Elends ausstreut, und zwar Bilder, die mit den tiefsten Schlagschatten, wie sie einer markigen Darstellungsebene zu Gebote steht, ausgestattet sind.

Der im Orient reisende Dichter preist die Nomadenfreiheit, bis ihn Leichen und Trümmer in der Wüste auch hier an die Kämpfe und das Elend der Menschen erinnern. Er macht einen Halt auf einer gewaltigen Trümmerstatt der Vorzeit und sehnt sich hier zurück nach dem früheren Kindheitsalter der Menschheit. Da trifft er eine magische Erscheinung, an welche sich die Narnenerzählung knüpft, einen alten Magier, einen Weltwanderer, heimisch in den ältesten wie in den neuen Zeiten, der ihm auslacht, weil er sein Herz an verschollene Ammenmärchen hängt. Er ist im Besitz eines Elixirs, das seine Sklaven in, tiefsten Grund der Tempelhohlen Indiens gefunden haben. Wer von diesem Saft einen Tropfen kostet, dem thun sich die Pforten der Vergangenheit auf, und er darf nur die Zeit wählen, die er als Gegenwart erblicken will. Nun wünscht der Dichter in Eden zu weilen, das beglückte Leben dort mitzugenießen. Es öffnen sich ihm Edens Pforten, und eine in Anapäst dahinstürmende Urwaldsidylle entrollt uns ein Bild des von allen Schrecken der Natur heimgesuchten Paradieses. Diese Urwaldsidylle ist der schärfste Gegensatz gegen die Überlieferungen der biblischen Sage; sie zeigt uns

I,00 Rudolf von Gottschall in leipzig.

das Paradies, wie es allein im Lichte der naturwissenschaftlichen Schöpfungsgeschichten erscheint, und den Menschen als Zeitgenossen vorweltlicher Geschöpfe. Die Stimmung, welche diese Idylle hervorruft, ist eine traumhaft ängstliche; uns erschreckt das Leben der tausendgestaltigen Thiere, die Schreie der Wuth, der Todesangst, die schuppengepanzten Ungethüme, die leuchtenden mißgestalteten riesigen Wiegen, die argen Geburten der Urwelt. Die dumpfe Thierwelt menschenähnlicher Gestalten, der Darwinischen Urahnen, will der Dichter in seine Kreise ziehn; das Raubthier tödtet und zerreißt mit seinen Tatzen die Mutter des Urweltvolkes. Das ist das Schema, welches den „Nächten des Orients“ zu Grunde liegt. Das Elixir verseht den Dichter fortwährend in gepriesene Zeiten und überall faßt ihn der Menschheit ganzer Jammer an. Der Idylle Edens folgt diejenige eines Pfahlbaudorfes mit ihrem innerlichen Unbehagen, fortwährend von Feinden und wilden Thieren bedroht. Der Dichter nimmt bei einem Häuptling Dienst in einer Hütte und wird zum Tode verurtheilt, weil er einen Liebeshandel der Häuptlingstochter begünstigt; auch der Liebhaber verfällt grausamer Hinrichtung. Im schönen Hellas, im Athen des Perikles, sieht er sich dann als Sklaven, dessen Schicksale nicht viel erfreulicher sind als diejenigen in dem Pfahlbaudorfe. Die Rümenvelt hat ihm Freund Ali so sarkastisch geschildert, daß er wenig Lust bekommt, auf dem Forum zu lustwandeln und die Aera der Cäsaren schauernd mitzuerleben. Diese Aera haben ja auch schon unsere Matarts mit der Feder, die Hamerling und Wilbrandt, mit tiefdunklem Colorit geschildert. Doch den Dichter lockt die ritterliche Zeit der Minne, und der Mephisto Ali versetzt ihn in die faustrechtliche Epoche, die Zeit der Kreuzzüge, deren Nohheit und Grausamkeit mit recht frappanten Zügen vor uns hintritt. Aehnlich ergeht es dem Dichter mit der goldenen Zeit der Renaissance, mit dem Rococozeitalter, mit der Zeit der französifchen Revolution. Somit ist der Gedankengang aus einem Gusse. Den, Geschichtsschwärmer, der die schönen goldenen Epochen im Zauberscheine der Phantasie erblickt, tritt der kaltblütige Philosoph gegenüber, der mit Zauberkraft jene schönen Zeiten vor unseren Augen erstehen läßt und von ihnen den gleißenden Goldschaumflitter abstäubt. So erscheint die Dichtung als eine auf den Kopf gestellte Theodicee, als ein Hoheslied des weltgeschichtlichen Pessimismus, der in der Gestalt des Mephisto-Ahasveros Ali das unsterbliche Weh der Menschheit mit kaltem Hohn verkündet. Nur gegen den Schluß hin verändert die Dichtung ihre Physiognomie in auffallender Weise. Da werden geistesfreie Zeiten, da wird der Fortschritt von Kunst und Wissenschaft verherrlicht, die große Friedensära der Zukunft, welche als Herolde die Eisenbahnen und Telegraphen verkündigen, und an diese glorreiche Zukunftshymne, diesen pananthropistischen Pään, reiht sich noch eine lyrisch schwunghafte Feier des deutschen Reichs. Doch woher diese entscheidende Wendung, welche die ganze bisherige Entwicklung der Geschichte Lügen straft, die ganze Weltverzweiflung, mit dem Hohn beträufelt aus der Giftblume der Philo-

Adolf Friedrich Graf von Schack. ^7". . . .ll><

sophie, welche der gespenstige Ali im Knopfloch trägt? Offenbar soll die Wissenschaft mit ihren großen Entdeckungen der Menschheit die Erlösung bringen, welche das Christenthum ihr nicht gebracht hat. Doch wird der höhnisch lächelnde Emir in Zukunft einmal auch hinter diese Begeisterung ein Fragezeichen setzen, sowie hinter die Andacht, die das neue deutsche Reich verherrlicht, und er wird sie vielleicht böswillig in eine Linie stellen mit derjenigen, welche des Buddha heilige Zehe feiert und, in Händen einen Kuhschweif, sich vor Indiens Pagoden zur Erde wirft. Für neue Reisegefährten der Zukunft hätte er gewiß das Elirir in Bereitschaft, welches auch aus dem neuen deutschen Reich genug Bilder des menschlichen Elends und sarkastisch gezeigelter Thorheiten wie in einer Lawina mäßigen, vorübergaukeln ließe.

Daß Schack ein Meister des Colorits und besonders ein orientalischer Landschaftler ersten Ranges ist, beweisen in diesem Gedichte manche als Zwischenglieder eingeschobene Schilderungen, wie diejenige des Paradieses Kaschmir.

Die Form der Dichtung ist klar, frei von jeder Trübung. Die wechselnden Nythmen schmiegen sich meistens dem Inhalt an und beruhen nicht auf unberechtigter Formenschwelgerei. Die reimlosen Anapäste der Urwelts-Idylle, ohne strenge strophische Gliederung, nur hin und wieder durch einen kurzem Vers sich scheidend und abschließend, passen ganz für die Darstellung dieser unregelmäßigen Naturgewalten, dieser hin und her sich wälzenden, sich schlängelnden oder mit dröhnendem Donner einherstürmenden Thierwelt. Die Pfahldorf-Idylle ist in Alexandrinern geschrieben, deren schwertrabende Bewegung ganz für die Charakteristik jener Urweltsepoche paßt. Der Alexandriner selbst ist solch ein Pfahlbauvers, der seine Längen gleichsam mit monotonen Schlägen in den Grund rammt. Dagegen hätten wir für die Darstellung der Episode aus Griechenland lieber die Trimeter gewünscht, statt des fünf Fußigen Jambus; für das Zeitalter der Renaissance die ja fönst von Schack mit Meisterschaft behandelten ottavs i-ims, für die Rahmenerzählung aber, die in wechselnden meisterlich beherrschten Rhythmen schwelgt, dieselbe durchgängige metrische Einkleidung.

Weniger bedeutend ist das Gedicht „Die Plejaden“ (1881), eine Erzählung, die in der glänzendsten Epoche der griechischen Geschichte spielt, in der Zeit, welche der Schlacht von Salamis vorausging. Der Held Kallias ist ein junger Athener, welcher nach Kleinasien reist, um dort die Ionier zum Bündniß mit dem Mutterlande bei dem bevorstehenden Kriege mit Persien aufzufordern. Die Abenteuer, die Kallias dort erlebt, die Liebe zu Arete, der Tochter eines jonischen Gastfreundes, seine Gefangenschaft und Befreiung, die Rückkehr nach Griechenland, seine Betheiligung an der Schlacht bei Salamis, die zu einem glänzenden Schlachtbilde Anlaß giebt, bilden den Inhalt der Dichtung, die gleichsam unter dem Sternbilde der Plejaden steht. Dem Schutze der Gottheiten, welche die Griechen in diesem Sternbilde

I.02.. ^—^- , Rudolf von Gottschall in Leipzig

verehrten, hat der Vater des Kallias den Sohn bei seiner Abreise empfohlen; zu ihm blickt derselbe empor, als er Gefahr läuft, von einer schönen Perserin umgarnt zu werden, und findet den richtigen Weg wieder. Die Dichtung enthält schöne Naturbilder und Vilder des hellenischen Lebens: sie ist in dem Versmaß der serbischen Epen, deni fünffüßigen Trochäus, geschrieben.

Die „Plejaden“ kann man als eine antike Novelle in Versen betrachten. „Memnon“ dagegen, die letzte Erzählung Schucks (1885), ist eine tiefsinnige Mythe, welche sich in Bezug auf geistige Bedeutung neben die „Nächte des Orients“ stellt, aber vor diesen die künstlerische Einheit der Form voraus hat, indem das Gedicht mit Ausnahme eines einzigen Hymnus durchweg in Terzinen geschrieben ist, allerdings in unechten Terzinen oder Terzinen mit blinden Fenstern, wie man es nennen könnte, indem der mittlere Vers der dreizeiligen Strophe reimlos bleibt und nur von zwei gereimten Versen umrahmt wird. Dieser Vers hat etwas Knappes, Männliches, Geschlossenes; doch bei Schucks Meisterschaft in der Beherrschung metrischer Formen wäre auch jene schwierigere Form keine hemmende Schranke gewesen.

Memnon ist der Held der ägyptischen Mythe, wir werden in „der Erde erstgeborenes Reich“, in die Riesenstadt der Ramassiden geführt!

Memnon, des Rhamses Feldherr, kehrt von einem Siegeszuge heim; er erbittet sich Urlaub vom König und besucht seine Lieben am oberen Nil. Ein rastloses Sehnen erfüllt ihn; dem Morgenrot!) der aufgehenden Sonne schlägt sein Herz entgegen. Durch eine Grabinschrift erfährt er, daß sein Vater Manetho auf feinen Fahrten im Morgenlaude bis dorthin gekommen, wo der Tag sich am Horizont erhebt; dort habe Hetho, der Morgenröthe schöne Göttin, ihn, den Verirrten als Gast bei sich aufgenommen; doch weil er sich der Unsterblichen vermählt, hatten die Götter ihn zur Strafe hinweggetrieben und auch von dem Sohne getrennt, den ihm Hetho geboren; aber nach dem Spruche des Schicksals kann der Sohn die Schuld des Vaters sühnen, wenn er die Mutter suche und finde, die seiner in Sehnsucht harret. Und Memnon zieht aus mit seinem Heere dem Sonnenaufgang entgegen, übervindet die Babylonier; — in einer Wüste geht ihn, sein Heer zu Grunde! Im Lande des Kusa rettet er dessen Tochter, die mit einem älteren Fürsten vermählt war, vom Tode auf dem Scheiterhaufen, den sie als Wittve besteigen soll. Von Kusa erhält Memnon eine Empfehlung an eine andere Tochter Matali, die weiter gegen Osten wohnt. Auf dem Wege dorthin geräth er in den prächtig geschilderten Zcmbergarten der Königin Balkis, welche ihm von seinem Zuge abräth, mit Worten, in denen sich die Tendenz der Dichtung ausspricht:
Tuichschwicftest Du auch alle Himmelssphäien,
Der Erde Zonen all', es war' umsonst:
Nur aus Nil selbst kann sich das Licht aebäien.

Adolf Friedrich Graf von Schack, >02

Versinken mich Dir Alles erst, was sichtbar:

Tann geht im Innern Dir die Sonne auf

Und strahlt in Deiner Seele unnernichtbar!

Doch Menmon läßt sich nicht irren; durch die tropische Wildnis; wo

er mit seinem Roß zusammenbricht, führt ihn der Weg; der Ohnmächtige

erwacht in einem prächtigen Zelte, wo ihn Matali pflegt, ein schlankes Weib

voll Jugendreiz. Sie liebt ihn und vermählt sich mit ihm«, nachdem sie

ihren Gatten vergiftet. Ausruhr tobt gegen die Mörderin. Menmon kann

deni Andrang des Volkes nicht widerstehen; er wird gefangen, geblendet und

wandert heimwärts von Land zu Land. Da fleht er zur Mutter, daß sie

ihn aus den Banden der Sinnenwelt erlöse und in ihr liches Reich auf-

nehme. Hier nimmt die Muse Schucks den höchsten Aufschwung-, die

Mutter erscheint ihm:

Da brach die Windsbraut durch des Ostens Thor

Und mächtig scholl durch leuchtende Gewölle,

Die sie nach oben trieb, ein Geisterchor.

Und hoch und immer höher aufzuglimmen

Begann der Glanz, und frohen Wiederhalls

Ertönten Eid' und Himmel von den Stimmen.

Und jubelvoll des Lichtes Sieg verkündend,

Dahin durch alle Räume stürzten sich

Die Feuergeister, Helle ringsum zündend.

Die dunlle Binde sanl von Mcmnons Blicken,

Des Adlers Sehkraft sah er sich verlieh«.

Um an dem Himmelsglanz sich zn erquicken.

Es war, als seien alle Sterne Sonnen,

Milchstraßen aus der Uermehlichkeit

Herab zu einem Strahlenmecn zerronnen.

Zu einer uoll'ren Helle sich zu klaren,

Rang fort und fort das Licht, als wollte sich

Ein neues reines Licht aus ihm gebären.

Die Dichtung Menmon athmet einen großartigen Schwung, wie diese

Stelle und der Hymnus beweist, in welchem die Königin Balkis begrüßt

wird; sie enthält großartige Schilderungen und gehört zu den vorzüglichsten

Erzeugnissen Schacks und der neuern Dichtung überhaupt. In allen diesen

Werken, die zwischen poetischer Erzählung und Gedankensymphonien schwanken,

erinnert Schuck in Bezug auf die Form an Platen; deni Inhalt nach zeigt

er sich als ein dem Lord Byron und Victor Hugo geistesverwandter Dichter.

Doch auch Byron und Victor Hugo hätten in Deutschland auf einem ver-

lorenen Posten gestanden. Das Volt der Denker und Dichter kennt

kaum „Memnon“ und die „Nächte des Orients“, dafür aber den „Trompeter

von Säktingen“ und den „Rattenfänger von Hameln“. Es ist etwas faul im

I,OH Rudolf von Gottschall in teipzig.

deutschen Litteraturstaatei die Stimme der Besten verhallt im lahrmarkts-lärm der Menge.

Wir wollen noch einen Blick auf die humoristischen Dichtungen Schucks werfen: es handelt sich bei ihm natürlich um einen stilvollen Humor, wenn dieser Stil auch in anscheinender Stilllosigkeit besteht — wir ineinen, einen Humor in dichterischen Formen. Da begegnen wir zunächst der Novelle in Versen in der Form von Lord Byrons „Don Juan“, dem humoristischen Epos mit seinen Plaudereien und seinein kecken, barocken Reimspiel; dann zwei Lustspielen, die nach dem Vorbild Platens geschaffen sind. Der Roman „Durch alle Wetter“ (2. Aufl. 1870) zeigt in seiner BeHandlungsweise alle Feinheiten eines sich in den kühnsten Arabesken ergehenden Humors, freilich auch glänzende, dichterische Schönheiten wie in der Urwaldsidylle. Auch Lord Byrons „Don Juan“ enthält die tiefpoetische Epifode der Haydee. Die Handlung ist fehr reichhaltig. Ein junger Diplomat ver- liebt sich in eine Sängerin, entführt sie von der Bühne noch im Costüm, reist mit ihr nach Baden'Baden, wo er verschiedene Duellabenteuer erlebt, und nach London, wo ein Impresario die Sängerin vi, clam ao pi-eonriu nach Amerika mit dem Schiffe entführt, welches das Paar nach Neapel bringen soll, während der Gesandtschaftsattachtz eine unfreiwillige Spazier- fahrt in die entlegensten Gegenden Londons und seiner Umgebung macht. Die Primadonna findet sich in ihr Schicksal, so gut es gerade geht, concertirt in Amerika, reist nach San Francisco auf der Pacific-Eisenbahn, er- lebt in Centralamerika ein Erdbeben und die erwähnte Urwaldsidylle. Ein junger Seecadet ist ein Mitgenosse all dieser Abenteuer und folgt ihr in Frauenkleidern nach Neapel, wo sie den Gatten aufsucht. Dieser ist in- zwischen in Räuberhände gefallen. Die Tochter des Näüberhcmvtmanns Pippa befreit ihn und folgt ihm in Knabenkleidern nach Neapel. Da haben wir eine jener in symmetrischen Linien sich bewegenden Doppelhandlungen, wie sie die altenglische Dramatik liebt, die sich wie Doppelsterne um dieselbe Achse der Erfindung drehn. Symmetrisch wird auch die Handlung zu Ende geführt. Nach Eifersuchtsszenen schließen die Liebenden den dauernden Bund, und auch Pippa und der Seecadet haben sich gefunden. Der „Roman in Versen“ ist reich an dichterischen Schönheiten. Wo die ernste Muse des Dichters nicht mit vollen Accorden in die Saiten greift, da schüttelt ein muth- williger Humor das Kaleidoskop seiner bunten Bilder in immer wechselnden Figurationen durcheinander. Dem Dichter gehorchen die ottav« i-im« bei allen kühnen Wendungen ohne Widerstreben. Gegen die Darstellungsweise selbst könnte man vielleicht einwenden, daß die einheitliche Stimmung nicht durchweg gewahrt, daß durch den parodistischen Ton, der selbst die Hauptkatastrophen ankränelt, die ernstere Theilnahme gefährdet wird, welche doch wieder die Haupt- personen und die prachtvollen Zwischenspiele der poetischen Schilderung in

Adolf Friedlich Graf von Schuck, 1,05

Anspruch nehmen. Dasselbe gilt von der humoristischen Erzählung „Ebenbürtig“ (1876), in welcher allerdings das satirische Element über das ernstere weit überwiegt. Der Held ist ein kleiner Fürst, welcher nur daraus bedacht ist, daß in seinen« Hause jede Mitzheirath vermieden wird — und die Ironie des Zufalls will es, daß alle seine Nachkommen Mesalliancen schließen und zuletzt er selbst, bekehrt von seiner Marotte, ihrem Beispiele folgt, während sein Diener eine alte Fürstin heirathet. Hier steht der Reimcarneval mit seinen kecken Capriccios in voller Blüthe. Der satirischen Poesie huldigte Schuck auch in seinen zwei politischen Lustspielen „Der Kaiserbote“ und „Cancan“ (1878). Das erste spielt im Jahre 1848. Der alte Barbarossa schickt einen Boten aus, der ihm verkünden soll, wie es in Deutschland steht. Dieser wandert durch die Lande, um zu prüfen, ob das deutsche Volk die nöthige Reife habe; doch der Bote erkennt, daß es noch auf einer niedrigen Stufe der politischen Bildung stehe. Dabei werden nun die damaligen Zustände, Hoch und Niedrig, die Rechte und die Linke scharf gegeißelt. Klaus, der Kaifeibote, und der ihn begleitende Amerikaner Till greifen selbst in die Handlung ein. Till spielt den Minister, den Mephisto im Faustmantel; Klaus hält in Narrentracht eine Kaiserrede, welche die Parabase des vierten Actes bildet. Barbarossa weiht, nachdem er Kunde vom Stand der Dinge auf der Oberwelt erhalten, den Grafen von Hohenzollern als den Sohn der Zukunft in prophetischer Rede. „Cancan“ spielt 1870 und geißelt das Napoleonische Frankreich zur Zeit der Kriegserklärung gegen Deutschland. Der Kaiser Napoleon selbst wird mit einem äußerst pathetischen Haß bedacht. Zu den Chorgesängen in dieser Dichtung werden nicht nur die Turcos, sondern auch die Affen des Jardin des Plantes mobil gemacht. Die Parabasen beider Komödien wetteifern mit denen Platens in Bezug auf den Wohlklang ihrer Anapäste und Tetrameter; sie haben das Verdienst, die Satire vom litterarischen Gebiet auf das politische übertragen zu haben: es sind Zeitgedichte, in denen Schuck als Vertreter einer schwunghaften politischen Lyrik erscheint.

Wenn wir uns jetzt noch dem Dramatiker Schuck zuwenden, so müssen wir erklären, daß wir seine Dramen nicht seinen Gedichten und Dichtungen geichstellen tonnen, so kunstgerecht ihr Aufbau, so edel ihre Sprache, so bedeutsam meistens ihre Grundgedanken sind; doch es fehlt ihnen im Ganzen der dramatische Nerv, und die Motivirung geht oft nicht genug in die Tiefe. Das bekannteste dieser Dramen ist das Trauerspiel „Die Pisaner“ (2. Aufl. 1876), das in München und unseres Wissens auch am Berliner Hoftheater gegeben worden ist. Gerstenberg hat den Dictator der Republik von Pisa, Ugolino, bereits zum Helden eines Dramas gemacht, das die von Dante geschilderten furchtbaren Scenen im Hungerthurm zum Gegenstande hat. In Schucks

I,N6 Rudolf von Gottschall in Leipzig.

Trauerspiel bilden diese nur den Inhalt des letzten Actes. Das Stück schildert die voraufgehenden Parteitämpfe in Pisa, in welchen sich Ugolino und der Erzbischof Ruggieri gegenüberstehen, jener ein Ehrgeiziger, der wie der spätere Eusebio sich zum Könige Italiens machen möchte, dieser an den Papst „Sixtus V.“ von Minding erinnernd, indem er hinter der Maske der Ruhe und Schwäche seinen glühenden Haß, sein heißes Rachegefühl verbirgt. Der Gegensatz dieser Charaktere ist echt dramatisch, aber doch nicht genug durchgeführt, da Ruggieri für den dramatischen Effect die Trümpfe aus der Hinterhand zu früh ausspielt. Beide Gegner haben dasselbe Weib geliebt. Der wilde Ugolino ersticht in einer heftigen Scene Azzo, den Sohn Ruggieris und dieses Weibes. Im Kampfe besiegt, wird er in den Hungerthurm gesperrt mit seinen Kindern, aus dem er nur sterbend hervorgeht. Das Stück ist im Ganzen in eine etwas grelle Beleuchtung gerückt. Die Heldin des Dramas „Timandra“ <1869> ist die Mutter des Spartanerkönigs Pausanias, welche den ersten Stein herbeiträgt, um den von den Ephoren Verurtheilten im Tempel einzumauern. Vorher, ehe sie von feiner Schuld überzeugt ist, tritt sie als begeisterte Verteidigerin des Sohnes auf. Pausanias, dessen Geliebte Mandane, die Tochter des Perserkönigs, ihm von Byzanz nach Sparta gefolgt ist, will allerdings die Verfassung Spartas umstürzen, doch nur um freiere und menschenwürdigere Einrichtungen an ihre Stelle zu setzen. Den gleichen Stoff hat Heinrich Kruse behandelt in seinem Drama „Das Mädchen von Byzanz“, doch erscheint hier Pausanias üppiger, ehrgeiziger, schuldvoller. In den übrigen Dramen „Gaston“ (1883), „Die Johanniter“ (1887), „Walvurga“ ist die Darstellungsweise, der kunstgerechte Aufbau, die durchsichtig klare Sprache rühmendswerth, auch meistens der einheitliche tragische Conflict festgehalten; zwei dieser Dramen aber müssen wir besonders hervorheben, weil sie wahre Gedanken-Dichtungen sind und mit einigen lyrisch-epischen Schöpfungen des Dichters gleiche Tendenz haben: „Heliodor“ (1878) und „Atlantis“ (1879). „Heliodor“ hat keinen tragischen Abschluß, sondern eine in die Zukunft reichende Gedankenperspective bildet die Schlussdecoration. Der Held ist ein vornehmer Athener, der zur Zeit, als die alte Welt aus den Fugen geht, die Römer wie die Ehrsten aus Hellas vertreiben will; doch Alarichs Gothen bemächtigen sich des Landes. Die Priester der eleusinischen Geheimnisse trösten Heliodor, daß die alten Götter zwar untergehen werden, aber auch der Gott der Ehrsten, und nur Eros bleiben wird, der älteste der Götter, der Gott der Menschenliebe. Den dramatischen Einschlag in das Gewebe der Dichtung bildet die Liebe Heliodors zu Makrime, der Tochter einer Ehrstenfamilie; sie wird von ihrem Bruder ermordet, als sie sich den alten Göttern wieder zuwendet. Den Charakter einer Gedankensymphonie trägt auch das handlungsreichere Drama „Atlantis“. Ein deutscher Graf Wolfgang führt zur Zeit des Ausbruchs der französischen Revolution eine Expedition nach dem Westen Nordamerikas, um dort das Ideal einer goldenen Zeit zu

Adolf Friedrich Graf von Schack.

!0?

verwirklichen; doch im Kampf mit widerstrebenden Genossen und eigenen Leidenschaften geht er selbst und sein Unternehmen zu Grunde.

So tritt Graf Schack vor uns hin als ein überaus fruchtbarer, edel-
urebender Dichter von vornehmer Begabung. Bis zu seinem Tode hielt
er sich vorzugsweise in München auf. Dort gründete er auch als großer
Kunstkenner und Schutzherr der Künstler, die er mit seinen reichen Mitteln
unterstützte, die berühmte, allen Fremden zugängliche Schackgalerie, die
kürzlich bei Gelegenheit seines Testaments so viel besprochen ward. Schack
selbst hat sie in seiner Schrift „Meine Gemäldesammlung“ (3. Aufl. 1884)
eingehend geschildert. Sie enthält prächtige Bilder von Schwind, Genelli,
Feuerbach und anderen hochbegabten Malern. Im Jahre 1876 wurde Schack
von dem deutschen Kaiser in den erblichen Grafenstand erhoben, später vom
Großherzog von Mecklenburg zum Wirklichen Geheimen Rath mit dem Titel
Ercellenz ernannt. Eine Gesamtausgabe von Schacks Werken erschien
1882—83 in 6 Bänden. Nach letztwilliger Verordnung soll eine wohlfeile
Gesamtausgabe jetzt veranstaltet werden, welche dazu dienen wird, des
Dichters Schöpfungen in weitesten Kreisen bekannt zu machen und die Klage
zu entkräften, welche Graf Schack in einer bisher von uns nicht erwähnten
Gedichtsammlung „Lotosblätter“ (<1883), in denen ein freier Weltblick sich
mit einer vorwiegend elegischen Stimmung vereint, ausspricht:

Bitter an den Lippen Nebt

Mir des Lebens Bechens Hefe,

Und wie heiß ich auch aestrebt.

Labt kein Kranz die glühenden Schläfe.

Was ich baute, seh' zerstört

Ich zu Boden niedersinken:

In der Luft ist miaehört

Meiner Worte Klänge verschollen.

Und bevor mein Volk, mein Land

Nach erkannte, wen sie hatten,

Unbetrauert, ungenannt

Werd' ich eingehn zu den Schatten.

Doch diese Klage ist unberechtigt. Schacks Name ist bekannt und ge-
achtet. Allerdings gehört er nicht zu den Modepoeten; doch auch Goethe
hatte Jahrzehnte lang eine kleine Gemeinde. Die Unsterblichkeit wird nicht
auf lärmendem Jahrmarkt ausgetrommelt, sie wächst heraus aus dem engen
Kreise der Besten seiner Zeit, denen der Dichter genug gethüm hat.

Zur Abänderung des deutschen Strafverfahrens.

von

Ludwig Luid.

— Mainz, —

Seitdem die deutsche Strafproceßordnung seit fast vierzehn Jahren in Heilung steht und Erfahrungen über ihre Bewahrung in ! reichem Maße vorhanden sind, schickt sich die Reichsgesetzgebung nunmehr an, dieselbe in zahlreichen Punkten abzuändern und dadurch einer großen Anzahl von Beschwerden und Wünschen Rechnung zu tragen, die im Laufe der Jahre zum Ausdruck gekommen sind. Der Gesetzentwurf, mit dessen Berathung sich der Reichstag in der nächsten Tagung schon beschäftigen wird, enthält keine systematische, von einheitlichen Gesichtspunkten ausgehende und von einem einheitlichen Grundgedanken beherrschte neue Regelung des Strafverfahrens, zu einer solchen dürfte die Zeit erst dann gekommen sein, wenn die gewaltige Aufgabe der Schaffung eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Gefammtgebiet des Reiches glücklich gelöst ist und die Ansichten der Wissenschaft bezüglich der Wege, die bei der Neuordnung dieses Rechtsgebietes zu betreten sind, sich nicht mehr so schroff und unvermittelt einander gegenüberstehen wie zur Zeit, der Gesetzentwurf, mit dessen Hauptinhalt wir uns im Rachstehenden beschäftigen, begnügt sich mit einem bescheideneren Ziel; er will einerseits einige nicht länger aufzuschiebende Reformen in das geltende Recht einführen, andererseits die bessernde Hand an verschiedene Bestimmungen legen, welche zu größeren oder kleineren Uebelständen Anlaß gegeben haben. Daß er hierbei im Ganzen das Richtige getroffen hat, darf mit gerechter Freude und gleicher Dankbarkeit anerkannt werden.

Im Mittelpunkte der Gesetzesvorlage steht die Einführung der staatlichen Entschädigung für Personen, welche schuldlos eine Straf-

Zur Abänderung des deutschen Straftatbestandes. ^NZ
Haft ganz oder theilweise verbüßt haben; nach langjährigen Bemühungen ist endlich der Widerstand, den man dieser Forderung entgegensetzte, gebrochen, die öffentliche Meinung und die allgemeine Rechtsüberzeugung haben den Sieg über doctrinäre Engherzigkeit und bürokratische Vorurtheile davon getragen, ein sichtlicher Beweis, daß die zähe Ausdauer der Volksvertretung auch in Deutschland am letzten Ende zu dem gewünschten Ziele führt, trotzdem die Grundsätze des Parlamentarismus bei uns nicht anerkannt sind. Es ist bedauerlich, daß die Gesetzgebung die Entschädigungspflicht des Staates nur in Ansehung der Straftat anerkennt, während eine Entschädigung bei schuldlos verbüßter Untersuchungshaft nach wie vor ausgeschlossen ist, indessen ist es immerhin schon ein gewaltiger Fortschritt, daß der Staat seine Entschädigungspflicht in der Beschränkung auf die Straftat nicht mehr bestreitet. Wir nehmen denselben dankbar an, verlieren jedoch nicht das Ziel aus den Augen, die Entschädigung auch auf die Untersuchungshaft zu erstrecken. Der Entwurf steht auf dem Boden der Ansicht, daß die Entscheidung über die Entschädigung den ordentlichen Gerichten gebührt, die Vorentscheidung durch die Justizministerien ist von keiner Bedeutung; damit wird anerkannt, daß es sich hierbei um einen Rechtsanspruch gegen den Staat und nicht um eine Gnadensache handelt; aus Rechtsgründen ist der Staat verpflichtet, für den Vermögensschaden aufzukommen, welcher feinen Unterthanen durch den Irrthum des Strafrichters erwachsen ist, nicht aus Billigkeitsrücksichten. Die Anerkennung dieses Standpunktes seitens der Reichsgesetzgebung ist grundsätzlich und praktisch von erheblicher Wichtigkeit, wir erblicken darin endlich wieder einmal eine Reform, welche so recht dem Gedanken des Rechtsstaates Rechnung trägt. Es mag wohl bemängelt werden, daß der Staat nur für den Vermögensschaden Ersatz leistet, allein ein Ersatz für den unmateriellen Schaden des unschuldig Verurtheilten ist ausgeschlossen. Oder giebt es einen Ersatz für die Qualen der Verzweiflung, die der moralisch Gebrandmarkte hat aushalten müssen, während er doch wußte, daß er unschuldig ist, giebt es einen Ersatz für die Thränen, die Weib und Kinder vergossen haben, während der unschuldige Gatte und Vater in Züchtlingskleidern Zwangsarbeit verrichtete? Hierfür Ersatz zu leisten, ist dem Staate trotz seiner Macht unmöglich, die Verhältnisse bringen es mit sich, daß nur der Vermögensschaden in Betracht kommen kann. Hätten wir die englische Einrichtung der Civiljury, so wäre nichts gerechtfertigter, als die Bemessung des Ersatzes der Entscheidung der Geschworenen zu übertragen, da wir aber dieses Institut — leider — nicht kennen und gegen die Heranziehung unserer Geschworenen gerechte Bedenken bestehen, so bleibt nur übrig, die Gerichte darüber entscheiden zu lassen, welche auch im Uebrigen über Schadenersatz und Entschädigung urtheilen, also die Civilkammern der Landgerichte. Es ist zu hoffen, daß dieselben unter voller Würdigung der socialpolitischen Seite der Frage mit der Entschädigung

<1,0 — ludwig Fuld in Mainz.

nicht knausern, sondern in liberaler Weise die Summen bestimmen, welche den Opfern des Lustizirrhums zukommen; die Befürchtungen, die hiergegen laut geworden sind, theilen wir bis auf Weiteres nicht.

Wie diese Reform, so befriedigt auch die Einführung der Berufung gegen die Urtheile der Strafkammern die öffentliche Meinung in vollstem Matze, und mit lebhaftem Beifall ist es zu begrüßen, daß die Oberlandesgerichte mit der Entscheidung über die Berufung betraut werden. Man mag immerhin einwenden, daß die Zulassung der zweiten Instanz mit dem Grundsätze der Unmittelbarkeit nicht vereinbar ist, das Volk kann sich nun einmal nicht damit befreunden, daß es in Strafsachen nur einen Richter der Thatfrage geben soll, es will lieber mit dem eben erwähnten Grundsätze gebrochen und dafür die Möglichkeit gewahrt wissen, gegen das Urtheil des unteren Richters die Entscheidung des oberen anrufen zu tonnen. Die Einführung der zweiten Instanz in Strafsachen wird in weitesten Kreisen der Nation als eine Vermehrung der Rechtsgarantien, als eine Verstärkung der zur Verhütung der Verurtheilung Unschuldiger bestehenden Eautelen betrachtet, mit Vergnügen verzichtet man auf die stärkere Besetzung der Strafkammern in dem Bewußtsein, daß ja nunmehr die Möglichkeit gegeben ist, gegen die Entscheidung der Strafkammer diejenige des Strafsenates anrufen zu können. Dem Criminalisten, welcher den Grundsatz der Unmittelbarkeit bis zu seinen letzten Eonsequenzen durchgeführt sehen will, mag dieser Verzicht nicht leicht werden, allein wohl oder übel ist er niit in den Kauf zu nehmen. Die Verminderung der Mitgliederzahl der Strafkammern von fünf auf drei ist der Hauptpreis, den wir für die Einführung der Berufung zahlen, derselbe ist ein recht hoher, allein ohne seine Bezahlung wäre schon aus finanziellen Gründen die Zulassung der Berufung in absehbarer Zeit nicht zu erwarten gewesen.

Die Einführung eines sehr raschen abgekürzten Verfahrens nach dem Vorbilde des französischen Nechtes für die Aburtheilung derjenigen Uebelthäter, die auf handhafter That ergriffen wurden, fowie die Erweiterung der Zulässigkeit des Versäumnißverfahrens bilden zwei weitere Reformen, welche sich als praktisch durchaus empfehlen. —

Bemerkenswerth sind die Aenderungen, welchen die Nestimmungen über Beeidigung der Zeugen unterworfen worden sind, znm Theile enthalten dieselben die Erfüllung langjähriger Wünsche. Hierher gehört vor Allem die Ersetzung des vor der Vernehmung zu leistenden Eides — Voreid — durch den nach der Vernehmung zu schwörenden, den Nacheid; des Weiteren ist hier zu erwähnen die dem Richter ertheilte Befugniß, von der Beeidigung des Zengen Abstand zn nehmen, wenn ihm dessen Aussage als durchaus un» glaubwürdig erscheint; daß der Gesetzgeber nicht einen Schritt weiter geht und dem Richter die gleiche Befugniß nicht auch dann einräumt, wenn die Zeugenaussage durchaus bedeutungslos ist, erscheint im Interesse der Verminderung zwecklos geleisteter Eide bedauerlich. Bedenklich ist es, daß das

Zur Abänderung des deutschen Strafverfahrens. ^ ^ ^

Gesetz die gleichzeitige Beeidigung mehrerer Zeugen gestattet' es liegt auf der Hand, daß dieses Verfahren das Ansehen, welches der Zeugeneid genießt, nicht fördert, wie es auch gewiß nicht dazu beiträgt, die Feierlichkeit der Eidesleistung zu erhöhen. Erfreulich ist es dagegen, daß die Gesetzgebung dem vielfach an sie gestellten Ansinnen, den confessionellen Eid wieder einzuführen, Widerstand geleistet hat, trotzdem diese Umformung der Eidesformel in Kreifen großen Beifall genießt, die einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die Gesetzgebung ausüben.

Daß die Beseitigung des confessionellen Eides für die Vermehrung der Eidesverbrechen — die übrigens ausweislich der Ergebnisse der Statistik in den letzten Jahren keineswegs eine Anomalie genannt werden kann — bedeutungslos war, bedarf nur der Hervorhebung.

Auch die Zuständigkeit der Strafgerichte wird von der Gesetzesvorlage in bemerkenswerther Weise abgeändert; erweitert ist die Zuständigkeit der Schöffengerichte und der Strafkammern, vermindert diejenige der Schwurgerichte, denen man gewisse Fälle des Meineids, des betrügerischen Nankerotts, der Urkundenfälschung und Verbrechen im Amte entzogen hat. Die geringe Zuneigung, deren sich diese Gerichte vielfach heute in Deutschland erfreuen, kommt in dieser Beschränkung der Zuständigkeit ebenfalls zum Ausdruck. Die Bedeutung des Schwurgerichtes ist in Deutschland fortan eine recht kleine, und die seit dem Sturm- und Drangjahre von 1848 zu beobachtende Abänderung ihrer Zuständigkeit, die fast ausnahmslos mit einer Verminderung gleichbedeutend war, könnte der Behauptung als Stütze dienen, daß in Deutschland für die Betheiligung des Laienelementes an der Strafjustiz das Schöffengericht und nicht das Schwurgericht diejenige Form bilde, für die sich die Rechtsentwicklung entscheiden wird. Wir unterlassen es, an dieser Stelle hierauf einzugehen, glauben aber hervorheben zu sollen, daß eine Beschränkung der Zuständigkeit in Ansehung der aufgezählten Strafthaten theilweise allerdings nicht unberechtigt ist, weil bei der Aburtheilung derselben die Geschworenen nicht nur vereinzelt, sondern im Verhältniß recht oft sich einer irrthümlichen Behandlung und Entscheidung schuldig gemacht haben; da zu der Entscheidung der in Rede stehenden Delicto zumeist eingehende juristische Kenntnisse gehören, so darf man den Schwurgerichten daraus keinen Vorwurf machen, dergleichen Delicte eignen sich nicht für die Entscheidung eines lediglich aus Laien bestehenden Collegiums, sie gehören vor ein Gericht, bei dem Laien nicht minder mitwirken, wie rechtsgelehrte Richter. Aenderungen der Strafprozeßordnung, welche nur den Juristen interessieren, bleiben hier unerwähnt.

Uebersichten wir die Aenderungen, welche die neue Gesetzesvorlage für das Strafverfahren enthält, so können wir unser Urtheil nur dahin zusammenfassen, daß wir in den meisten derselben wichtige Fortschritte und Verbesserungen sehen, von denen ein günstiger Einfluß mit Sicherheit zu erwarten ist. ?!ord unb E»b. I.XX. 208.

^» .L5?" / >» <"^
_ ^" ^_ ^ ^ ^
>H^^ c^^
-> ^ - >« ->» ^ , , ' ^ ^ «»! :
v| ^ | ' ^ <
^ <» 09 V'^ -

Der Trappist.

Eine 5>kizzc

von

Kichard Unehlich

— Vieslau. —

!!n einin Prouencer Thale, wo bald zwischen dunklen Wäldern, bald zwischen Wein- und Olivenpflanzungen die helle Durance strömt, steht, den schroffsten Felsen krönend, ein Trappistenkloster, ein Abkomme der berühmten Anstalt im französischen Norden. Ein trotziges Lug-in's-Üand, ragt von dein grauen Gestein das brüchige Gemäuer, weithin sichtbar, wie ein starres nwinóí,to muri hinein in das lebensvolle, paradiesisch schöne Land. Und dem Aeusieren entspricht auch der Inhalt: kein „kling klang Florw" poculirender Mönche hallt dem neugierigen Besucher aus weiuftdurchwürzten Kellergewölben entgegen, kein Klirren von Gold und Silber als Musik zum Würfelrollen, — ein Hauch des Friedens, der stillen Arbeit und Askefe zieht durch alle Räume, ein Hauch von jenem Geiste, der einst von den Ufern des heiligen Ganges, von den ceder-tmgenden Gestaden des Jordan aus über die Erde ging. Wohl lag in den tiefen, kühlen Kellergängen ein reicher Vorrath der edlen Weine von Burgund und Champagne, wohl barg ein kleines, geheimes Gemach so manche fchwere Eisentruhe voll gemünzten Edelmetalls, aber keines dieser Güter sollte dazu dienen, der Sinnenlnst der Bewohner zu fröhnen, — sie waren des .Klosters Gabe an die Kranken und Armen unten im Thale. Alltags, wenn die Frühgesänge der Matutinen verhallt waren, stieg einer der Brüder hinab, um nnt Worten und Gaben Trost und Hilfe in die Hütten der Bedürftigen zu bringen. „Die Engel vom Berge" nannte das dankbare Völkchen feine Wohlthäter, und der demüthige Gruß, die Adoration, die es ihnen allenthalben erwies, galt hier den edlen Mönchen felbst nicht minder als ihrem heiligen Berufe nnd Gewände. Aber keiner vom

Der Trappist. <<3

Orden — selbst der Prior nicht — genoß so inbrünstige Verehrung wie er, der jüngsten Brüder einer: Fröre Bönödicte. Aus weiter Ferne sandte man nach ihm, oft aus geringfügigen: Anlaß, warum — nun, fo konnte nur ein Dummkopf fragen, hier zu Lande wußte es jedes Kind, daß der Weinberg doppelte Ernte gab, wenn er segnend seine Hand darüber streckte, daß nie Hagel und Sturm die Felder verwüstete, die sein Fuß durchschritt. Es war ein schwüler Hochsommernachmittag. Weit und breit keine Spur eines Wölkchens, sengend, erbarmungslos brannte die Sonne auf die emsig schaffenden Landleute herab; durch die windstille Luft schwamm be- rauschend, einschläfernd, der Duft unzähliger Rosen; schläfrig, müde, zog wie eine silberne Schlange die murmelnde Durance vorüber. Eintönig klang das Rauschen der fallenden Halme, das Dengeln der Sensen, immer spärlicher wurden die herüber und hinüber geworfenen Scherzworte. Nur hoch in wolkenloser Bläue scholl das schmetternde Tirili der Lerche, wie ein jubelndes Kyrie klang es silberrein durch die blühende, goldene Luft. Den Schnittern rann der Schweiß in Strömen zur Erde, aber sie rasteten nicht, wußten sie doch, daß sein Auge, Fröre Benedictes Auge auf ihnen ruhte, denn dort, hoch oben, gegenüber der aufgehenden Sonne, lag das Fenster seiner kleinen Zelle.

Der Mönch war in der Thal zu Hause; er war erst spät, ermüdet, von einem Krankenlager zurückgekehrt, um sein frugales Mahl zu verzehren, an Einfachheit und Dürftigkeit ein wahres Spartanermahl, nur daß aller Fleischgenuß verpönt war, und — im (Gegensatz zu den Sussitien — Jeder einsam in seiner Zelle speiste. Denn gemeinsam war nur der Früh- und Abendgottesdienst, zu dem die Hora oder die Vesperglocke die Klosterinsassen versammelte, im Uebrigen war Einsamkeit streng geboten als die wichtigste Vorbedingung zur gottsuchenden Meditation und zur Ertüdtung der letzten irdischen Wünsche. Eine Holzpritsche mit wollener Decke als Nachtlager, ein Tisch und Stuhl und ein gefülltes Bücherregal bildeten das ganze Mobiliar, in einer kleinen Nische neben der Thür stand als sprechende Ver- körperung des niLmoitto nioi-i, als der Ordensdevise, ein Skelett. Die Bibliothek war nicht groß; neben den Schriften religiösen Inhalts, unter denen auch die vorzüglichsten Werke der Kirchenväter, der Scholastiker und Mystiker waren, stand eine kleine Gruppe medicinischer Bücher; denn Fröre N»'-nödicte besaß, auf Grund seiner einst mit Feuereifer betriebenen Jugendstudien, reiche Kenntnisse in der Arzneiwissenschaft, — er war denn auch der Aesculap des Klosters und der Umgegend. Halb verneckt — wie eingeschmuggelte Eontrebande — lugten einige philosophische Bücher hervor, darunter mehrere besonders abgegriffene Bände; es waren Schopenhauers Werke und Spinozas Ethik.

Der einsame Zellenbewohner war an's Fenster getreten; aber nicht dem Schaffen der emsigen Schnitter, nicht dem entzückenden Zauber der Landschaft galt seine Aufmerksamkeit, seine Blicke schweiften nach dem

I<H Richard Iloehlich in Vreslau.

stolzen Herrenschlosse, das von einer benachbarten Vergkuppe herübergrüßte. Das Schloß gehörte seit Jahrhunderten den Grafen von Leval. Früher, als noch ,die Nourbons regierten, hatten die ehrgeizigen, ritterlichen Besitzer meist am Hofe gewelt, dann aber, unter dem Empire und der Republik, zogen sie sich grollend von der Oeffentlichkeit zurück und lebten auf ihrem Stammsitze grüßtentheils der Jagd und dem geselligen Vergnügen. Von ihrer unerschütterlich royalistischen Gesinnung aber zeugte noch jetzt das weiße Vanner mit den silbernen Lilien, das lustig vom Giebel wehte; es blähte sich in seiner stolzen Höhe wie triumphirend über die tief unten im Thale flatternde Tricolore der Maine.

Aus weiter Ferne, wie klagend, scholl ein langer, verhallender Horn-ruf zu dem einsamen Lauscher empor; er schrak zusammen und drückte fest beide Hände auf das unter der Kutte hämmernde Herz.

Jahre versanken wie ein Traum; — aus dem Thore des Schlosses zog wieder, wie einst, eine glänzende Eavalcade zu Thal, zur Jagd. Hell leuchten die farbenprächtigen Gewänder, stolz wiegen sich die Neiherfedern in: Winde. Voraus sprengt ein herrliches Paar: auf milchweißem Zelter ein hohes, schlankes Weib mit tiefen blitzenden Augen und nachtschwarzem Haar, und an ihrer Seite auf feurigem Vollblut ein stolzer, bärtiger, kraftstrotzender Mann — er selbst: Roger, Vicomte de Leval. Und an ihn heran lenkt jetzt der kecke, immer lustige Graf Naoul; er erinnert den Freund an die Wette, die sie den Abend vorher beim Champagner geschlossen: wer der erfolgreichste Jäger sein würde. Er aber lächelt bloß; — was ist ihm alles Waidmannsglück, ihm, der die schönste Blume der Provence errungen: Addle de Beziers. Tann aber — 1'appstit viem eu Mandant, hat Raoul vorher gespottet — ist doch der Jagdeifer in ihm erwacht; sein Araber hat ihn bald den Blicken der Gesellschaft entzogen. Er merkt kaum, daß sich der Himmel rings umzogen hat, daß der erste ferne Tonner murr; erst der strömende Regenguß, der unter grellen Blitzen und betäubenden Schlägen niedergeht, läßt ihn für seine Gattin besorgt sein. Nun, Naoul ist ja wohl bei ihr als stets hilfsbereiter Eavalier, denkt er und lächelt selbst über seine Angst. — Und er hatte nur zu sehr Recht: sie waren zusammengeblieben — wie Tido und der Trojaner, und ... ein Lauscher verrieth es dem Grafen. Fröre Mn6dicte preßt hochaufathmend die heiße Stirn an die Scheiben; dort hinter der waldigen Kuppe lag ja der Erlengrund mit der kleinen Lichtung, auf der es sich nun zeigen sollte, wer der beste Schütze sei. Naoul hat durch'» Loos den ersten Schuß erhalten; er sendet die Kugel hoch über sich in die Luft und steht nun mit verschränkten Armen, bleich, doch festen Blickes, deni betrogenen Jugendfrennde gegenüber. Vor Rogers Augen schwimmt es wie Blnt, ein-, zweimal hat er die Waffe erhoben, um sie schaudernd wieder zu senken. „Triff — gut" schallt es herüber. Und mit wildem Lachen hat er die Kugel dem Feinde über die verschränkten Arme hinweg in's Herz gejagt. Er sieht ihn vornüber in'S thaufrische Gras

Der Trappist. ^5

stürzen, er sieht, wie ihm der Sterbende mit letzter Anstrengung die Rechte, Versöhnung heischend, entgegenstreckt. Er aber ist kalt, mit dem höflichen Gruße des Weltmannes, von dannen geschritten, vorüber an seinem Schlosse, wo die Gräfin in irren Fieberdelirien liegt. Was kümmert es ihn? —

Was darf es ihn kümmern? Er hat nur correct gehandelt: als Ehrenmann und als Mann von Welt. Aber die Stätte seines einstigen Glückes ist ihm verleidet; es treibt ihn hinaus in's Weite, im Strudel der Lüste will er sein Unglück begraben sammt der Erinnerung an sein Glück.

Bruder Bónódict seufzt; er weih, er hat seinen Vorsatz nur allzu redlich gehalten. Er hat der Venus Pandemos gehuldigt wie Keiner, an den grünen Tischen von Wiesbaden und Monte Carlo ist er der Schrecken der Bankiers gewesen, durch sein fabelhaftes Glück, — bis eines Tages — er hatte eben die Bank gesprengt — ihn ein junger liulcindischer Varon lachend zurief:

„Wer so wie Sie gewinnt, Graf, der kann doch wahrhaftig in der Liebe kein Glück haben!“ Noch in derselben Stunde war er abgereist. Das unwürdige Treiben widerte ihn an, sein Leben verlangte nach dem Inhalte, den edle Naturen nach schweren Schicksalsschlägen und schweren Verirrungen durch eigene Kraft erhalten. Er dachte an den Augustinermönch von Wittenberg, in dem der jähe Verlust des geliebten Jugendfreundes den Keim zum Reformator gepflanzt hatte, er dachte an jenen Abt, den Gründer des Trappistenordens. Das war ehemals ein gar lustiger, weltlicher Herr gewesen, der lieber als das Horaglöcklein die klingenden Becher hörte, der lieber als vor der bleichen Madonna vor einem lebendigen Menschenkinde von Fleisch und Blut auf den Knieen lag. Einst nach tollem Gelage wollte er in das Boudoir der Geliebten eilen, am dunklen Estrich stürzte er über einen Gegenstand, und als er hinsah, war es der hauptlose Rumpf der ermordeten schönen Frau. Und er war hingegangen und hatte La Trappe gebaut, als die Stätte strengster Askese im ganzen Abendlande.

Auch Roger war müde; er suchte Buße und Sühne. Mächtig erwachte in ihm, dem Sprößling der Tronbadours und Kreuzritter, die Sehnsucht nach dem Osten; aber nicht als blutiger Eroberer — als friedlicher Pilger wollte er die Stätten der Passion und das Wunderland des Buddha besuchen: Was als dunkler Drang in ihm geschlummert, was er auf dem Oelberge, — zu feinen Füßen Jerusalem — deutlich empfunden hatte, das gewann Gestalt und Wort in einer Eremitage an der heiligen Ganga. Es war ein alter Brahmine, dem er die Frage vorlegte: „Vater, was ist die Summe des Lebens?“

„Geben und vergeben.“

Geben und vergeben. Die drei Worte schlugen wie ein Blitz in seine Seele, sie sollten fortan sein Leben beherrschen mit siegender Gewalt. Als er nach sechs Jahren in die Heimat zurückkehrte, hätte Niemand in der gebeugten Gestalt mit dem bartlosen, geschorenen Haupte und den tiefgefurchten Zügen den kräftigen, stattlichen Roger de Leual wiedererkannt. Entschlossen

1^6 Richard Koehlich in Vieslau.

trat er vor den Prior des Trappistenklosters mit der Bitte, in den Orden aufgenommen zu werden, denn er auch all' seine bewegliche Habe zubrachte; dem Prior allein gab er sich zu erkennen und erzählte ihm seine Lebensgeschichte. Er wählte den Namen Benedict nach dem Gründer und Vater des echten Klosterwesens, dem Asketen von Nursia, und bald sollte auch die gute Vorbedeutung des Namens in Erfüllung gehen: gesegnet, gebenedeiet ward er von Allen als Priester, als Arzt, als Wohlthäter.

Auf einem feiner ersten Gänge begegnete er einer bleichen, schwarzgekleideten, noch immer jugendschönen Dame, die mit demüthigem Gruß an ihm vorüberschritt. Er erkannte sie auf den ersten Blick, die Unvergessene, noch immer Geliebte, — Adèle von Leval. Er hätte aufschreien, ihren Namen rufen mögen, aber er bezwang sich, daß außer einer flüchtigen, stiegenden Nüthe auf seinem Gesicht keine Spur des Seelenkampfes sichtbar ward.

Später saß er oft mit ihr in derselben Hütte, am selben Krankenbette, und er gestand sich mit Beschämung: die Worte des Brahminen waren in diesem Weibe längst in Erfüllung gegangen.

Jetzt hatte er eine feste, würdige Lebensaufgabe: in Liebeswerken wollte er mit dieser Frau, seiner Frau wetteifern, mit seinen heißen Wünschen aber ungekannt, ungenannt bleiben, um nicht den Seelenfrieden, die Weltentsagung zu stören. Was waren gegen diese Buße alle Fasten, alle Kasteiungen seines Berufs!

Wohl flüsterte ihm oft der Versucher in's Ohr: Wirf ab die Kutte, die erzwungene Weltverachtung, Du Heiliger Sohn der Welt, nimm wieder, was Dein ist, kehre ein in's Schloß Deiner Väter, sei wieder der tolle Roger wie einst. Schüler der Buddhisten, genieße die Sansara, ehe Dich das Nirwana verschlingt. — So klang es lockend, schmeichelnd, Tag für Tag, aber immer wieder, schon durch drei lange Jahre, hatte er den bösen Geist niedergerungen.

Benedict lächelte; es war ein seltsames, trübes Lächeln. Bald, wie bald, wird auch diese Versuchung schweigen, denn bald — vielleicht noch heut — stirbt Adèle von Leval. Vor Wochen schon hatte die unerschrockene Pflegerin von einem Krankenbette eine unheilbare Ansteckung heimgebracht, und heilt Morgen erst hatte er gehört, daß die Aerzte alle Hoffnung aufgegeben hätten.

Er trat vom Fenster weg und sank schwer auf den Stuhl; schweigend legte er die Arme auf den Tisch und darauf das müde, gramdurchwühlte Haupt. So faß er Minuten, Viertelstunden in unverwandtem Brüten.

Eine milde Stimme schreckte ihn auf; es war der Prior, der unbemerkt eingetreten war. Fröhen Mönche schneellte empor; er war nichts als der demüthige Mönch vor seinem Herrn.

„Eile, rüste Dich, mein Sohn,“ sprach der Prior mild, „die Herrin von Leval ringt mit dem Tode! gehe Du hinüber und bringe ihr der Kirche Trost und Gnade!“

Der Tiappift, ^?

Der Andere schwankte, daß er die Sitzlehne ergreifen mußte, er rang krampfhaft nach Worten, aber kein Laut kam über die bleichen, blutlosen Lippen.

„Gehorsam ist die erste Ordenspflicht," sprach der Alte streng und bestimmt, und weicher setzte er hinzu: „Kennst Du noch die Worte der Schrift, den Spruch, den Du Dir bei Deinem Eintritt erwählt hast als Leitstern für immerdar?"

„Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet . . ."

„Wohl, so erfülle das heilige Wort! — Gefegnet sei Dein Ausgang und Dein Eingang."

„Amen," klang es dumpf zurück, dann schritt Ersterer hinaus, seinein schwersten Kampf entgegen.

Lange sah ihm der greise Herzenskenner nach . . .

Die Sonne ging zur Nüste, golden brachen sich ihre letzten Strahlen in den Scheiben des alten Schlosses. Ein Purpurmeer überfluthete den weiten Horizont; wie eine goldgesäumte Oriflamme stand die Abendröthe hoch im satten Blau, und ihr rosiger Abglanz färbte auch das weiße Vanner mit den silbernen Lilien.

Schatten füllen die Thäler, von dem Trappistenkloster hallen die letzten Klänge des Vespereingangs weiter über die knieenden Menschen und das gesegnete Land. Vom Lilienbanner weicht jäh der letzte Nosenschimmer, leise, langsam sinkt es nieder — auf Halbmast. Aus dem stillen Sterbegemach von Leval schwingt sich der Todesengel zu neuem, nimmer endendem Fluge über die alte Erde. —

Es ist Nacht geworden; der Frieden wandelt über die Fluren und zwischen den Hütten; heißer, berauschender strömen die Düfte der Blumen aus. Und durch die lockende, blühende Nacht schreitet ein einsamer Mann dem heimatlichen Kloster zu, langsam, mit erhobenem Siegerhaupte, er — der letzte Leval.

In der dänischen Hauptstadt.

von

Ulfred yllzbocll.

— Neilin. —

Hie Zähigkeit, Ausdauer, Kraft und Unbeugsamkeit des Timen spiegelt sich wieder in Kopenhagens Schicksal. Gleich Berlin hat sich Kopenhagen, dessen Ursprung im 9. Jahrhundert liegen soll, vom Fischerdorf zur Hauptstadt durchgerungen. Jahrhunderte hindurch bis vor wenigen Decennien noch ein Spielball der Nationen, heute angegriffen von diesem, morgen in der Fehde mit jenem Volke, einmal Siegerin, noch öfter aber Besiegte, «inst ein Schutthaufen, dann wieder eine blühende Stadt, so gestaltete sich in der Zeiten Lauf Kopenhagens Schicksal. Als durch die Völkerschlacht bei Leipzig Europa ein neues Gewand erhielt, in den Landen« Friedensschalmeien ertönten, die Völker sich an Sieges- und Segensliedern erfreuen durften, da begannen für das kleine Dänemark und seine Hauptstadt neue Kämpfe, neues Ringen um Freiheit, Existenz und Recht. Ein mächtiges russisch-deutsch-schwedisches Heer drang in Dänemark ein. Die Uebermacht mußte über die Tapferkeit siegen, das dänische Heer den Schaaren dreier Nationen naturgemäß weichen. Im Januar 1814 wurde in Kiel Frieden geschlossen. Dänemark mußte das mit ihm seit 1380 vereint gewesene Norwegen an Schweden abtreten, Rußland behielt Finnland, und England wurde mit der Insel Helgoland beglückt, die, jetzt zu Deutschland gehörig, im Verlaufe von 80 Jahren drei Mal ihr vaterländisches Kleid wechseln mußte. Aber all' diese von dem Schicksal und der Macht ausgetheilten Schläge hat Kopenhagen mit zäher Ausdauer, mit unbeugsamer Kraft überwunden. Dänemarks Hauptstadt richtete sich auf, sie nützte den Frieden aus, sie kräftigte sich und wuchs im Innern, sie stärkte sich nach Außen. Die langen Friedensjahre hatten das zähe Dänemark so kräftig gestaltet, daß selbst die Wunden des Jahres 1864 rasch und glücklich vernarben und das herrliche Aufblühen seiner Hauptstadt weder aufhalten noch hindern konnten.

Kjöbenhavn, das heißt Kaufmanns-Hafen, wird Kopenhagen auf gut Dänisch genannt. „Kaufmanns-Hafen“, diese Bezeichnung charakterisirt die Bedeutung und das Gepräge Kopenhagens am treffendsten.

Der Schriftsteller, der Dänemarks Hauptstadt durch eingehende Schilderung der Stadteintheilung, Hauptplätze und Sehenswürdigkeiten für den Leser entdecken wollte, würde sich an eine äußerst schwierige und dabei äußerst überflüssige Aufgabe heranwagen.

In der dänischen Hauptstadt. I.I.9

Kopenhagen ist heutzutage in kurzer Zeit auf sehr bequeme Art zu erreichen. Selbst derjenige, der ein ausgesprochenes Talent für die Seekrankheit besitzt, tan» bei ganz kurzer Seefahrt glücklich nach Kopenhagen kommen, er benütze die Verbindung Warne« münde-Gjedser, und er wird in längstens zwei Stunden seine ganze innere Begabung Poseidon anvertrauen.

Der Hafen, der sich um einen grossen Theil der Stadt zieht, macht sich schon aus der Ferne durch mächtig ansteigende Mäste bemerkbar; von jedem Stadttheil, ja fast von jeder Hauptstraße aus ist ei» Stück Hafen mit Leichtigkeit zu erreichen, ein Schiff-fahrtebild zu bewundern. Mächtige Kauffahrteischiffe, überseeische große Damvfcr, elegante Passagierbampfer, schwer bcladene Segler, robuste Hafenarbeiter, keuchende Lastträger, rothwangige Matrosen, gebräunte Seebären bilden die einzelnen Bestand-theile des Hafcnbildes, das überall auftaucht und Kopenhagen so ganz und gar zu Kjübenhavn, zum „Kaufmannshaven" gestaltet.

Auch das berühmte Tivoli braucht nicht entdeckt zu werden, jenes großartige Vergnügungs-Etablissement, das trotz seiner räumlichen und decorativen Entfaltung, Aufwendung grandioser Beleuchtungseffecte einen einheitlich imposanten Eindruck nicht erzeugen kann, weil alles Sehenswerthe nicht vereint, sondern allzu zerstreut und aus» einander liegt, man möchte behaupten, zu sehr parzellirt ist. Jedoch der Kopenhagncr ist stolz auf sein Tivoli, und der Fremde bemüht sich, dem bunten, weltstädtischen Treiben Reiz und Geschmack abzugewinnen, und entdeckt mit Leichtigkeit, daß das breit und lang sich ausdehnende Tivoli nicht allein für Kopenhagens tont le monäs, sondern auch für Kopenhagens clsmi mnäs da ist.

Tas Thorwilldscn-Museum kann auch eine Schilderung entbehren. Dieser etruskische Tempel ist das gewaltigste Monument, das je einem Künstler errichtet worden ist: umgeben von seinen Schöpfungen, liegt unter einem einfachen, schmucklosen Grabhügel Thorwaldsen. Nur ein Künstler von der Genialität, der Phantasie und dem antiken Schönheitssim eines Thorwaldsen konnte die erhabene Idee haben, seine unsterblichen Werke möchten das Mausoleum für seine sterblichen Ueberreste bilden. In der Frauen-kirche (Fruekirle) sind bekanntlich des Meisters zwölf Apostel und Christus ausgestellt, allein die Eindrücke, die diese herrlichen Kunstwerke an dieser ehrwürdigen Guttcsstätte hervorbringen, sind nicht zu vergleichen mit der erhabenen, mit der beklemmenden und doch befreienden Wirkung, die der Anblick der Schöpfungen in dem der Kunst und ihrem Meister geweihten Tempel erzeugt.

Wer Gelegenheit gehabt hat) wiederholt und längere Zeit in Kopenhagen zu ver-weilen, das Leben und Streben daselbst zu beobachten, Einblicke zu gewinnen in das sociale, gesellschaftliche um, künstlerische Getriebe, der dürfte zu der Folgerung gekommen sein, daß der nutzere Charakter einen vollendet passenden Rahmen zu dem inneren Charakter der Stadt und seiner Bewohner bildet. Die dänische Hauptstadt ist weder reich an architektonischen Schönheiten und monumentalen Bauten, noch an eleganten Straßen und geräumigen, wohlgepflegten Plätzen. Sie wirkt nicht auf die Phantasie, sie macht einen vielleicht nüchtern zu nennenden Eindruck, sie intercssirt mehr, als sie erwärmt, aber sie fesselt trotz alledem durch ihr reges, ruhiges, durchaus nicht geräuschvolles Leben, durch ihre peinliche Sauberkeit und Freundlichkeit, durch eine vornehme Liebens-würdigkeit, eine Liebenswürdigkeit, die sich nicht aufdrängt und aus diesem Grunde vielleicht um so tiefer empfunden wird. Selten, daß mau in Kopenhagen, dem Tummel-platz nordischen Schiffsvolles, von lauten Trunkenen belästigt, durch pöbelhafte Reden und Auftritte verletzt oder gar durch Schlägereien abgestoßen wird. Nach nutzen hiu, im Verkehr mit ihres Gleichen oder den Fremden bewahren selbst die untersten Klasse» stets eine gewisse Ruhe und Rücksicht, zeigen sie eine förmlich wohlthu:nde Inuehaltung äußerlicher Formen. Der Kutscher wird kein Trinkgeld beausoruchen, aber er wird jedem seiner Fahrgäste freundlich ein s»r« ^«II nachrufen, und selbst der vornehmste Däne ist so Hofflich, diesen Gruß zu erwidern. Der Fremde fühlt sich nicht fremd in Dänemarks

^20 Alfred Holzbock in Berlin.

Hauptstadt, den» er findet an allen Orten, bei allen Menschen Entgegenkommen. Jeder ist bemüht, seine Wünsche zu verstehen, seine Fragen zu beantworten, nicht weil er einen Fremden vor sich hat, von ihm gar Nutzen ziehen will, sondern weil diese Form dem freundlich correcten Wesen des Kopenhagener entspricht. Die Rücksicht, die der Kopenhagener dem Fremden gegenüber zeigt, beansprucht er von letzterem in gleichem Maße. Er ist darin von einer Correctheit, die manchmal gesellschaftsgefährlich werden und selbst einen formgewandten Weltstädter in die peinlichste Situation bringen kann. Zu Lehr und Nutzen möchte ich, um meine Behauptung zu beweisen, die folgende Episode anführen. Ich hatte in Kopenhagen einen Kameraden, einen besseren fand ich nicht. Er war Berufscollege und mir gegenüber von einer herzlichen Liebenswürdigkeit. Wir verkehrten oft und gern zusammen. Eines Tages verabredeten wir, d. h. mein College, seine reizende junge Gattin und meine Wenigkeit, nach dem Theater gemeinsam zu soupiren. Mit einigen mir befreundeten Deutschen erwartete ich meinen College und seine Frau nach der Vorstellung. Da letztere ziemlich früh beendet war, beschlossen wir, erst noch ein Ln«ütr« varist« zu besuchen und dann zu soupiren. Wir sahen gemüthlich in einer Loge beisammen, als mich einer meiner deutschen Freunde ersuchte, auf einem anderen Fauteuil-Sitz Platz zu nehmen, um den „8tai- des Theaters besser sehen und hören zu können. Als ich nach wenigen Minuten unmittelbar nach der Beendigung der Vorträge in die Loge zurückkehrte, war mein Kamerad, der wenige Minuten vorher noch an meiner Seite saß, mit seiner Gattin verschwunden. Er ist einer der verantwortlichsten Rebacteure, allein das konnte er doch nicht verantworten, daß ein Fremder sich die Freiheit nahm, die gemeinsame Loge zu verlassen. Aus meinem guten Kameraden wurde plötzlich ein peinlich correcter Mensch. Seine Correctheit gipfelte in der lakonischen brieflichen Mittheilung, daß er und seine Frau in den nächsten Tagen nicht zu Hause sein würden. Der Fall ist bezeichnend. Er beweist, daß der Kopenhagener liebenswürdiger Großstädter genug ist, um dem Fremden freundlich und herzlich entgegenzukommen, daß er aber nicht immer als Weltstädter erscheint, der die Sitten und Formen des Fremden nicht ausschließlich nach dänischem rcsu. Kopenhagener Maßstab beurtheilt.

Bei den Mahlzeiten sieht es der Kopenhagener sehr gern, wenn sein Gast den heimischen Trinkelgebräuchen nicht aus dem Wege geht und sich als ein wackerer Zecher erweist. Der Toast in unserem Sinne ist meistens verpönt, er besteht gewöhnlich nur aus einem Wort: 81ml! — Prosit, oder auf Ihr Specielles ist ungefähr der Sinn dieses einsilbigen Trinkspruches. Ein Trinkspruch im wahrsten Sinne des Wortes. Zuerst nimmt der Hausherr sein Glas, führt es an den Mund, winkt seinem Gaste, ruft ihm freundlich „Mal- zu, und verschwunden ist der Wein, der Wirth lehrt das Was um, legt den Rand an den Daumen und führt so den sicheren Beweis, daß er es bis auf den letzten Tropfen feinem Gaste geweiht habe. Dann folgen die Hausfrau, die Familienangehörigen, die Freunde des Hauses :c., sie Alle rufen dem Gaste das kurze, aber inhaltsreiche Wort „8KI>I" zu. Und der Gast muß immer trinken, einmal, vielleicht auch zwei Mal, beweist er durch Umkehren des Glases, daß er es bis zum letzten Tropfen geleert habe, später sieht er jedoch hiervon schon im Interesse der Reinlichkeit ab, denn bereits beim zweiten Mal bemerkte er, daß die letzten Tropfen eigentlich dem Tischtuch gegolten haben. Natürlich hat auch der Gast die Verpflichtung, eine «Kal-Ruudreise mit combinirten Billcts anzutreten. Er macht Station bei allen Kliäl-Rmern und Trinkern, hält sich jedoch nirgends zu lange auf und ist froh, wenn er glücklich und ohne äußerlich sichtbaren Unfall das Endziel seiner feuchtfröhlichen Wanderung erreicht hat. Es steckt etwas von moralischer Urkraft, von urwüchsiger Gastfreundschaft in dieser Trinksitte, der auch die Frauen und Mädchen huldigen. Da werden nicht erst viel Worte gemacht, ein einzige« Wort wird ausgesprochen, und das sagt Alles: „Gast, ich trinke auf Dein Wohl; trinke mit!" Und der Gast trinkt mit, er kann sich dem schönen Brauch nicht entziehen, er begreift dessen Sinn und geräth dann schließlich in einen «Knl-Tumel, aus dem er

In der dänischen Hauptstadt. — ^21.

durch den sofort nach dem Essen und Trinken scuirten schwarzen, heißen Kaffee gerissen wird. Aber der Kopenhagener verlangt in seiner herzlichen, vornehmen Gastfreundschaft von seinem Gaste nicht allzuviel im Trinken, so wird z. B. sehr oft beim Diner, das eine schmackhafte Vereinigung von guter englischer und feiner, wenn auch nicht raffinirter französischer Küche bildet, die Suppe ausgelassen und gleich zu Beginn mit dem Wein und dem von letzterem unzertrennlichen 8K2I begonnen.

Das echte und rechte Kopenhagener Volksleben entfaltet sich bei schönen Tagen in den Nachmittagsstunden auf der Langen Linie. Längs den Nassem zieht sich diese in ihrer Art einzige Promenade hin, die einen Uebersblick bietet über ein buntes, fesselndes Hafenbild, einen Ausblick auf das unendlich sich hinziehende Meer. Die Lange Linie ist eine Art Strand, wie er den in der Nähe der dänischen Hauptstadt gelegenen Seebädern Klampenborg, Scodsborg :c. leider fehlt. Und wie am Strand eines Seebades sich das Gesamtbild der ganzen Vabegsgesellschaft abhebt, so entwickelt sich auf der Langen Linie unter den reizvollen Lichteffecten von Sonnen-, und Wasserstrahlen eine Scenerie, zu deren großartiger Gesamtwirkung alle Schichten der Kopenhagener Bevölkerung beitragen. Das große demokratische Princip, für das der Däne in der Theorie und nach Möglichkeit auch in der Praxis schwärmt und agitirt, das Streben und Trachten nach einer socialen Gleichberechtigung, der selbstbewußte Sinn, der ihn anscheinend seine Würde nicht durch heuchlerische Demuth vor den Mächtigen und Herrschenden verlieren läßt, findet in dem Leben und Treiben auf der Langen Linie ein wundervolles, das Gemüth erfreuendes, das Denken anregendes Abbild. Hier promnirt in einfachem Civilanzug der König mit seiner Familie, vor ihm geht ein simpler Arbeiter mit Frau und Kindern. Der Arbeiter grüßt seinen König höflich, ohne ihn anzustauen, und der Herrscher erwidert liebenswürdig den Gruß seines Unterthonen. König und Arbeiter finden es ganz natürlich, daß sie bei schönem Wetter auf der Langen Linie spazieren gehen. Trotzdem die Kopenhagener an ihrem Herrscher, namentlich wegen der Finanzen, immer etwas auszusetzen haben, lieben und verehren sie dennoch ihn und sein Haus aufrichtig und von Herzen. Eben, weil der König und seine Familie nach Außen hin sich so anspruchslos geben und nach Möglichkeit allen höfischen Pomp, alle vrovocirende Pracht fernhalten, werden sie geliebt. Der Kopenhagener schwilt nicht vor Stolz, aber vor Freude, wenn er sieht, wie ungesucht und ungezwungen, wie ohne alle Scheu der Herrscher unter und mit seinem Volke verkehrt. Es ist eine Idylle von seltener Eigenart, einen König mit seiner Familie, wie einen zärtlichen, bürgerlichen Familienvater Erholung suchen zu sehen an einer Stätte, an der Taufende und Taufende verkehren, alle Klassen seines Volkes/ vom Höchsten bis zum Niedrigsten, vom Reichsten bis zum Aermsten friedlich und froh sich vereinen. Und diese Idylle herrlichster Eigenart, dieses in seiner Art vielleicht einzige Schauspiel bietet bei mildem, freundlichem Sonnenschein die Lange Linie in Kopenhagen.

Die Behauptung, daß in Dänemarks Hauptstadt neben der dänischen die deutsche Sprache am häufigsten im Verkehr angewendet wird, entspringt keinem Chauvinismus, sondern entspricht den thatsächlichen Zuständen. Schon die Grenz- und Nerlehrsverhältnissc bedingen für den Kopenhagener eine durch Praxis und Theorie erworbene Kenntniznahme der deutschen Sprache. Der Fremdenverkehr wird meistens durch die Deutschen hervorgerufen, die bereits von Pflingsten an Kopenhagen mit Vorliebe als Ausflugsort aussuchen. Und darum erscheint es naturgemäß, daß die deutsche Sprache, deren Beherrschung man bei einem gebildeten Dänen als selbstverständlich voraussetzt, auch im breiten Verkehr angewendet und von Fremden zur Verständigung mit den einheimischen Bewohnern benutzt werden kann.

Die besseren Hotels entsprechen durchaus dem Charakter der Stadt, reinlich, solide, gut, auch großstädtisch, aber nicht weltstädtisch. Kopenhagen hat, da es auf zu feuchtem Grunde sich erhebt und der Boden zu geringe Festigkeit besitzt, keine Wasserleitung. Das Fehlen dieser Einrichtung vermißt der an Comort und Reinlichkeit gewöhnte Fremde in empfindlicher Weise in allen Kopenhagener Hotels und Restaurants. Das

^22 Alfred Holzbock in Veili».

einziges Hotel, das auf das Attribut „weltstädtisch“ Anspruch erheben darf, ist das von zwei Deutschen geleitete Hotel „Det Kongelige Hotel“. Nicht allein die eleganten Zimmer und Salons, sowie eine vortreffliche Küche verleihen diesem Hotel ein «eltstädtisches Relief, sondern mehr noch die großen behaglichen Restaurations- und Kaffehäuser, in denen alle Gesellschaftskreise, Mitglieder des Herrscherhauses und des Hofes, Künstler, Musiker, Schriftsteller, Kaufleute und Handwerker zwanglos verkehren, lies liegt im Charakter der Kopenhagener Verhältnisse, daß auch dieses vornehme, weltstädtische Hotel selbst in der lebhaftesten Fremdensaison keine weltstädtischen Preise aufrechnet. Das genannte Hotel macht hierin keine Ausnahme, denn es dürfte in der ganzen dänischen Hauptstadt wohl kein Hotel oder Restaurant existieren, das den Fremdenandrang während der Sommermonate durch eine Hinaufschraubung der Zimmer- oder Getränke- und Speisepreise in unsolider Weise sich zu Nutze machte. Alle Institutionen und Personen, auf die der Fremde angewiesen ist, zeichnen sich durch ihre Solidität aus, es giebt schwerlich einen Kommissionär oder Droschkenkutscher, durch den der Fremde in Kopenhagen über's Ohr gehauen würde.

Die Politik verdirbt nicht immer den Charakter, sie hebt und kräftigt unter Umständen das Selbstbewußtsein und documentirt den freien, unabhängigen Willen des Mannes, der frei und unabhängig denken will. Alljährlich am 5. Juni treibt jeder Kopenhagener Politik, trägt er, wenn vielleicht auch mit ein wenig Nennomisterei, seine politische Anschauung, sein politisches Glaubensbekenntniß offen, ehrlich und muthig zur Schau.

Am 5. Juni 1849 erhielt Dänemark die freie Verfassung, welche durch das Grundgesetz des dänischen Reiches vom König Friedrich VII. functionirt wurde. Der Tag, an dem das Land seine politische Freiheit erhielt, wurde zu einem Nationalfeiertag erhoben; er ist ein Feiertag geblieben bis heute, er wird ein solcher bleiben, so lange der im Dänen wurzelnde Sinn nach individueller Unabhängigkeit und Freiheit fest bleibt. Vor dem stolzen Reiterdenkmal Friedrichs VII. beginnt bereits am frühen Morgen die Feier. Auf mächtigem Granitsockel erhebt sich in Ueberlebensgröße die Reiterstatue: die Hand des Herrschers hält stark den Zügel des edlen Rosses, des Königs Mick ist nach der Küste gerichtet. Auf dem Monument sind die Worte: „Regeleik der 8. vvenä“, (iluliä! «v8N3 <^ivei, 5. „Inni 1849“ eingetahen. Durch zwei Worte hat Dänemarks Volk die Bedeutung dieses Herrschers, die größte That seines Lebens verewigt. Kürzer und herrlicher konnte der Däne Friedrich VII. nicht ehren, als durch die Worte „runä-lovenz Biver“, durch zwei Worte, in denen der Freiheitsinn eines Volkes und seines Herrschers ausgeprägt ist.

Keine ceremonielle Feier, keine nach genau erwogenem Programm künstlich und liebevoll inscenirte Festlichkeit spielt sich am 5. Juni eines jeden Jahres vor dem Denkmal Friedrichs VII. ab. Die Feier ist nicht an die Zeit noch an die Person gebunden, sie beginnt am frühen Morgen und endet am späten Abend, ihr Veranstalter ist das Volk. Vom Aufgang der Sonne bis zu deren Scheiden schaaren sich Greise und Kinder, Männer und Weiber, Vornehme und Bettler um das Denkmal, sie schmücken es mit grünem Laub, mit Blumen und Kränzen. Alles vereint sich in dieser Huldigung zu einer feierlichen Harmonie. Vor dem Bilde des Herrschers, der seinem Volke die freie Verfassung gab, scheint an dem Tage, an dem er sich vor 48 Jahren den ruhmreichen Beinamen „runä! c>v<>u3 Biver“ erwarb, jeder Standesunterschied aufgehoben. Den seltsamen Hintergrund zu dem mit duftigen, hosiungsfrohem, jungem Grün geschmückten Königsmonument bilden die Ueberreste des einst so stolzen Königsschlusses „Christianboig«Schloß“, das zuerst im Jahre 1794 eingeweiht, 1828 wieder aufgebaut und dann 1884 wieder ein Raub der Flammen wurde. Das mächtige, unter ungeheure Kosten und Lasten erbaute Königsschloß, die einer Laune entsprungene Schöpfung des verschwenderischen Königs Christian VI., steht jetzt angebrannt und leer, nur die äußeren Mauern dieses Kolosses, in dessen Innerem es bohl und wüst auslieht.

In der dänischen Hauptstadt. I.23

haben Stand halten können. Während wenige Schritte von diesem ausgebrannten Koloß das Volt das Andenken eines Herrschers in schlichter, sinniger Weise ehrt, weil er einst die Freiheit ehrte, erhebt sich die Ruine des einst so stolzen Königsschlusses als ein Wahrzeichen, da« selbst das Starrste und Mächtigste fallen und stürzen kann, das von der Liebe und Freiheit hingegen Errichtete im Gedächtnis; der Nationen und im Herzen des Einzelnen unuergänglich bleibt.

Am Tage der politischen Unabhängigkeitserklärung trägt der Kopenhllgner auch seine individuelle politische Unabhängigkeit zur Schau. In zwei grandiosen Masscnaufzügen gelangt das politische Glaubensbekenntniß zum Ausdruck. Hier Wels, hier Waiblingen. Hier vereinen sich die Anhänger, dort die Gegner der Regierung. Wenn Selbstbewußtsein und Sicherheit durch Ruhe documentirt wird, dann besitzen Anhänger und Gegner Beides am Tage der Unabhängigkeitserklärung in höchstem Maße.

Vom Nur« Boulevard marschiren um 2 Uhr die Gegner ab, vom IZhilstiansborg-Schloß um 5 Uhr die Anhänger.

Aus allen Richtungen, aus allen Stadttheilen strömen von der Mittagsstunde an die Arbeiterschaaren nach dem Nörre Boulevard. In einzelnen Trupps nahen sie heran Männer, Frauen und Kinder, sie schreiten sicher und bestimmt auf ihr Ziel zu, sie wissen genau, an welchem Punkt sie Aufstellung zu nehmen haben, sie vertheilen und formiren sich und bilden schließlich eine gewaltige, undurchdringliche Masse, die als ein einheitliches Ganzes erscheint und doch nur durch eine außergewöhnlich geschickte Organisation, durch ein bestimmtes System aus lauter kleinen Theilchen zu einem anscheinend festen Körper formirt worden ist. Ohne lautes Lärmen, ohne die übliche« Commandorufe vollzieht sich die Aufstellung. Findet ein Trupp zufälliger Weise nicht seinen Play, dann eilt hilfsbereit ein Polizist herbei, er studirt eifrig den Plan und führt die Irrenden zum rechten Ort. Und das Alles geschieht mit lächelnden Mienen, mit verbindlichem Wesen. Man denke sich einen deutschen Schutzmann, der bei einem Aufzuge von Socialdemokraten ein lachendes, liebenswürdiges Gesicht zeigt!

Um zwei Uhr ist Alles an Ort und Stelle, der Zug in allen Theilen geordnet.

Musik ertönt, die Massen setzen sich in Bewegung. Welche Massen?! Ta ist kein Ende abzusehen. Eine Zugabtheilung ist abgeschlossen. Tausende sind voibeimnrschirt, da erschallt Musik, und wieder dringen Massen hervor, und wieder nahen Taufende und Tausende und vereinen sich mit den Tausenden, die bereits voiangcschritten sind. Zwanzig, - fünfundzwanzig, - drcißigtausend. Wer will die Massen, die im Zuge schreiten, taxiren?

Und die Lehntausende, die den Zug sich anschauen, ihm mit Gleichgiltigcit, Neugier oder Snmpathie nachblicken, sie lassen hin und wieder ein Hurrah ertönen, das die Marschirenden freudig envidem. Aber die Ruhe und Ordnung wird nirgends verletzt, weder von den Teilnehmern, noch von den Zuschauern. Es macht einen wahrhaft wohlthuenden Eindruck, Männer, Frauen und Kinder aus dem Volke so angemessen und gesittet agiren, so frei von allen häßlichen Allüren zu sehen, die in anderen Ländern bei ähnlichen Ereignissen widerliche Rabauscenen verursachen. Tieser Zug in seiner einfachen, aber würdevollen Machtentfaltung ist eine der großartigsten Volksdemonstrationen, ein Schauspiel, dessen imposante Wirkung nicht allein im Aufgebot der Massen beruht, sondern auch in deren bewußter, nichts störender, nichts rerderbcnder, gleichsam von einem Meliterregisseur einfudirter Haltung.

Und dabei ist dieses Schauspiel nicht etwa monoton. Im Gegcntheil! Es wird durch eine bunte Mannigfaltigkeit, durch einen seltenen Farbenreiz belebt. Roth ist natürlich die Hauptsarbe. Der Mann trägt die rothc Sckleife im Knopfloch, die Frau am Busen, das Kind an der Schulter. Hunderte von rothcn Fahnen wehen in den Lüften, Hunderte von gestickten und geschmückten Bannern auf rothem Felde werden stolz im Zuge getragen. Tas Roth in Roth giebt hier nickt zu tragischen Vergleichen, zu vessimistischeu Auslassungen Anlaß, es erscheint im Zuge wie ein effectuoller Schmuck, dem die hellstrahlende Frühlingsionne noch einen besonderen eigenartigen Farbenreiz verleiht.

^2H Alfred Holzbock in Verlin.

Auch an Scenen, die trotz aller Tendenz idyllisch wirken, fehlt es nicht. Tu nahen Hunderte von singenden Kindern, da schreitet ein langer Zug von Frauen und Mädchen einher, geschmückt mit einfachen Blumen; in der Hand halten sie grüne Zweige, man konnte sie für Friedensengel in Arbeiterinnengewand halten, wenn sie nicht von einer starten Fahnenträgerin, die kraftvoll die rothe Fahne schwenkt, angeführt würden. Hinter den Weibern folgen Tausende von Männern, die ebenfalls froh und friedlich, wie Landleute in einem bauerlichen Zuge, grüne Zweige in Händen halten. Banner mit bunten Wimpeln und grünem Laub geschmückt, sorgen durch ihre Inschriften auch für den Humor. Ein Nanner kündigt den „oonz^rvative <'I„d 1'»r»iüdmn(isv" an, ein anderes enthält die sehnsuchtsvolle Widmung „Llzl cet» .V,!„!^li!" (Geliebter Adolph), ein drittes ironisirt die Freiheit des Arbeiters durch die Inschrift: „Wir haben Freiheit von Sonnabend Abend bis Montag früh."

Auf dem Nörrevold, einer mächtigen Wiese, löst sich der Zug auf, beginnt ein Volksfest in bescheidenem Stil. Die Massen sind nicht sonderlich lustig, sie trinken bei den Klängen der Musik Bier oder Kaffee, packen ihre Butterstullen aus, und nach einer Stunde ist die Nieschwiese mit Stullenzeitungspapier bedeckt, u,w zwar in einer solchen Ausdehnung, daß man von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Zeitungen unbedingt überzeugt wird.

Tie Ausschmückung der Wiese charakterisirt die an keine Nationalität gebundene politische Gesinnung der Feiernden. Tic Flaggen aller Länder rahmen dm mächtigen Festplltz ein, dessen Außenportal die weithin sichtbare Inschrift trägt: „Frilist, l.iFlie<i. l!r,»lur<l<ll<l". an dessen Inncnportal in Riesenlettern der Spruch prangt: „?l>IK>t« Villi» <>er b,i>>zte 1^,,«'."

Tie Ruhe und Ordnung, die bei der EntWicklung des Zuges einen so wohlthuenden, imposanten Eindruck machten, wirken hier störend. Wenn es bei einem Volksfest, bei einem Unabhängigkeitsfest nicht laut lustig zugehen soll, wo dann? 50000 und mehr Menschen sind an einem Ort vereint, um zu feiern und fröhlich zu sein. Man sollte glauben, da müßte es hoch hergehen, da mühte die ungebundene Fröhlichkeit, der frische, freie Sinn eines Voltes zum Durchbruch kommen. Nichts von alledem! Tie Eltern sitzen mit ihren Kindern im Rasen und verzehren die mitgebrachten Speisevorräthe, Haupt» sächlich Räucherfische, von fern her dringen die Klänge einer Mnsikcapelle, hin und wieder läßt ein Gesangsverein seine Weise» ertönen, besteigt ein Redner, ohne durch viel Zuhörer belästigt zu werden, eine Tribüne oder machen einzelne Paare den schüchternen Versuch, sich im Tanze zu drehen. Aber von einer Volksfeststimmung, in der sich in ungezwungener Weise ein politisches Selbstbewußtsein, ein Drang nach wirklicher Fieiheit freie Bahn bricht, kann nicht die Rede sein. Die Taufende und Tausende sind, wie der Berliner zu sagen pflegt, still vergnügt; sie lagern im Rasen, thun Nichts und essen und trinken dazn. Ter gewisse Hang, sein politisches Glaubensbckenutnih frei und offen zur Schau zu tragen, wird schließlich doch durch die Eigenart des nationalen Charakters eingeengt. Selbst hier, bei einem Fest, das die Massen des Voltes zusammenschaart, bewahrt der Kopenhagener Ruhe und Rücksicht, eine nahezu an Phlegma grenzende Correctheit, zeigt er eine Zurückhaltung, wo ein frisches, flottes Ausschierausgehen weit richtiger am Platze wäre.

An der Ruine des abgebrannten Königsschlosscs Chiistiansborg versammeln sich die Anhänger der Regierung. Um 5 Uhr marschiren sie ab, auch sie bilden einen stattlichen Zug von etwa zehntausend Theilnehmern. Beamte, Hoflieferanten und solche, die es werden wollen, kurz Männer, deren politische Gesinnung theils mit ihrer Ueberzeugung, theils aber auch mit ihrem Beruf und Geschäft Haud in Hand geht, vereinen sich am Tage der Unabhängigkeitserklärung zu einem Aufzuge. Eine gewisse steife Feierlichkeit durchzieht diese Massen, die, von dem Werth ihrer Gesinnung und ihrer Theilnahme am Zuge vollkommen durchdrungen, mit einer gewissen Grandezza marschiren, das Knopfloch des schwarzen Fracks oder reinlichen Salonrockcs mit einer blauen Schleife geschmückt

In der dänischen Hauptstadt. 175

aus der sich mit der Zeit ein Ordensband entwickelt. Aus den Fenstern der von Andersen besungenen Östergade, der belebtesten Straße Kopenhagens, wird krampfhaft Hurrah gerufen, auch mit Taschentüchern geweht und sogar blühender Flieder geworfen. Allein die auf den Straßen zuschauenden Massen bleiben kalt, und die Teilnehmer des Zuges, die einen Hurrahruf hörten, ein wehendes Taschentuch zufälliger Weise erblickten oder gar ein Stück Flieder erhaschten, sie danken für diese, hauptsächlich durch ihren sporadischen Charakter auffallenden Huldigungen mit freundlichem, lächelndem Gruße, wie Schauspieler, die über einen süßsauren Achtungserfolg aufzutreten. Eine großartige Farben- und Fahnen-Monotonie steckt in diesem Zuge. Fast jeder Teilnehmer trägt eine Tanebrog-Fahne, die in schöner, kraftvoller Symbolik mit dem weißen Krenn auf rothem Feld geschmückt ist. Es ist ein eigenartiges Schauspiel, diese Tausende von gleichen Fahnen, bei denen sich immer und immer wieder die weiße von der rothen und die rothe von der weißen Farbe abhebt, im Winde flattern zu sehen. Auf die Dauer wirkt es aber schließlich doch monoton und ermüdend, wenn man tausendfach und ohne Unterbrechung das Gleiche erblickt. Allein trotz alledem hat auch dieser Zug etwas Imposantes, kann auch er als ein Schaugevänge gelten, bei dem viele Tausende ihre momentane, theils von der Ueberzeugung, theils wohl aber auch von der Opportunität dictirte politische Gesinnung offen kundgeben. Im Park des Rosenborg-Schlusses löst sich der Zug auf, vereinen sich seine Teilnehmer zu fröhlichem Thun und Treiben. Ist auch hier die Stimmung keine überaus lustige, so steht sie doch halbwegs auf der Höhe eines Volksfestes. Der noch immer schöne Park mit seinen vereinzelt Bronze- und Marmorgruppen, unter denen sich auch die Statue des berühmten dänischen Märchendichters Hans Christian Andersen erhebt, bietet allerdings eine anheimelndere, sympathischere Scenerie, als die mächtige kahle Wiese auf Nørrebro. Hier kann man auch Kopenhagens schöne, kräftig gebaute, dunkelblonde, zart-, aber frischwangig, sich ungezwungen, mit natürlichem Charme bewegendes Frauen und Mädchen bewundern. Natürlich findet sich auch hier die lebenslustige junge Männerwelt ein, und so entwickelt sich schließlich in dem mit Trink-, Speise- und anderen Buden reichlich versehenen Park unter Musik und Sang ein fröhliches Treiben, bei dem nicht allein Essen und Trinken, sondern lebenswürdige Lustigkeit und Heiterkeit die Hauptfactoren bilden. In den Baumängen promenieren, wie in jedem Park, auch hier heimlich die unvermeidlichen Paare, die verliebten Paare, und gar Mancher hat im Park von Rosenborg am 5. Juni, am Tage der Unabhängigkeits-Erklärung, seine Unabhängigkeit durch einen innigen Händedruck und zwei vielversprechende Augen sich rauben lassen. Selbstredend artet auch hier die Lustbarkeit nicht in Ungebundenheit aus, ist auch bei dem Volksfest in Rosenborg-Park der allzu lauten und allzu stürmischen Fröhlichkeit eine Grenze gezogen, die der Kopenhagener nicht überschreitet.

Wenn man die Art und Weise erwägt, wie verschiedenartig sich die Massen beim Volksfest im grünen Park von Rosenborg und bei dem auf der kahlen Ryeskovwiese von Nørrebro geben, dann fühlt man heraus, daß sich hier die ewig Unzufriedenen, dort die ewig Zufriedenen amüsieren.

Allein weder die ewig Unzufriedenen, noch die ewig Zufriedenen vermögen trotz der Sicherheit und des Selbstbewußtseins, die sie am 5. Juni bei ihren Aufzügen zur Schau tragen, die Ueberzeugung wachzurufen, daß sie die Träger der Politik des dänischen Volkes sind. Hier sind die pagodenhaften Jasager, dort die principiellen Neinsager; die wirklich politisch reifen und gesinnungstüchtigen Männer, an denen Kopenhagen trotz des individuellen Selbstständigkeit- und Selbstbewußtseins des Einzelnen nicht allzu reich zu sein scheint, halten am 5. Juni mit ihrer wahren inneren Meinung keinen öffentlichen Umzug.

Auch in seinen Kunstanschauungen kommt der Kopenhagener über eine gewisse lebenswürdige Behaglichkeit, über eine nicht allzu aufregende Correctheit nicht heraus. Entsprechend diesen Anschauungen, denen natürlich die Leiter öffentlicher Kunstanstalten Rechnung tragen müssen, wird im Konten 'I' -ttret das bürgerliche Lustspiel in einem

<2S Alfred Holzbock in Verlin. —

geradezu classischen, hingegen du« classische Drama in einem geradezu bürgerlichen Stil dargestellt. Nach dem Repertoire der verschiedenen Theater scheint der Kopenhagen?! das seichte und leichte Lustspiel den ernste«, düsteren Problemen eines Ibsen, Björuson, Brandes und Ctrindberg vorzuziehen, dem französischen Sittciibrama mehr Geschmack abzugewinnen, als dem classischen Drama. Ibsen und Björnson weiden höchst selten ausgeführt, Strindberg ist auf der Kopenhagen« Bühne nur durch ein Märchenspiel »Sykke Peers Reise“, das der um die Verbreitung deutscher Litteratur in Dänemark hochverdiente O. Borchscnius bearbeitete, bekannt geworden. „Die Gespenster“ und „Rosmersholm“, zwei Ibscn'sche Dramen, die in Berlin künstlerisches Heimatsrecht erlangt haben, sind in der dänischen Hauptstadt noch niemals in dänischer Sprache gespielt worden. Goethes Faust in der meisterhaften Uebersetzung des Professors Hanse« vermochte die Kopenhagener nicht sonderlich zu fesseln und leinen tiefen, dauernden Erfolg zu erzielen, hingegen sind deutsche ^Possen und Operetten, in denen es viel zu lachen giebt, sehr willkommen. Eine große, gewaltige Erregung, eine tiefe, innere Erschütterung, selbst nur von der Bühne herab, widerspricht im Allgemeinen dem Charakter und Einpfinden des Kopenhageners. Allmählich bricht sich auch hier die Erkenntnis; Bahn, das; die Kniistpflege den Charakter, die Anschauungen und Ansichten einer Nation erheben und veredeln müsse und nicht sich diesen aus lässiger Angewohnheit und praktischen Rücksichten anschmiegen dürfe. Das v^ssmili '1'v.üüti-ot, unter der Leitung des kunstsinnigen Professor Rüs Knudsen, eines künstlerisch und materiell unabhängigen und freien Mannes, ist nicht nur eine Pflegestätte classischer Dramen, sondern auch der BUHnenschöpfungen, die modernem Geiste und Empfinden entspringen und der Lachlust » taut i,rix keine Concessionen machen. Auch das KouFen, l'nsÄtrst wird aus seinem Phlegma herausgerissen, soll verjüngt werden. Gelingt es ihm, sich von der ollzneifrigen Pflege der oberflächlichen, heimischen und französischen Production frei zu machen, den nordischen, wirklichen Dichtern und den bedeutenderen dramatischen Schöpfungen des Auslandes eine würdige Gaststätte zu bieten, sowie schließlich in der Gestaltung des classischen Dramas einen so vollendeten, nicht zu übertreffenden Darstellung«» stil zu erzielen, wie im bürgerlichen Lustspiel, dann dürfte jeder Däne das Kon^n Itwutn't, in Kopenhagen mit Stolz sein Nationalthcater nennen.

In den staatlichen Mnsecn herrscht eine Einrichtung, die wiederum für den lebenswürdigen, entgegenkommenden Charakter des Kopenhageners spricht und unbedingte Nach» ahmung verdient. Der Besuch der Kunstanstalten ist mit keinerlei Unkosten verknüpft, die Museen sind demnach Kunststätten für das Volk im besten Sinne des Wortes, Stätten, an denen selbst der Geringste und Unbemittelteste Anregung und Belehrung suchen kann. Ter Eintritt ist frei, die Garderobe ebenfalls; Kataloge sind in großer Anzahl überall zur beliebigen freien Benützung aufgehängt. Die Museenbiener, die sehr oft die zuvor-kommenden Führer und Erklärer bilden, die Gardeiobcn-Aufbewahrei, die in höflicher Weise beim Anziehen der Kleidungsstücke behilflich, lehnen in bestimmter, aber lebenswürdiger und verbindlicher Form die Annahme eines jeden Trinkgeldes ab. Aus den in den Kopenhagener Museen herrschenden Einrichtungen spricht eine wohlthuend Vornehmheit, ein siimpllthisches Entgegenkommen, sowie vor allen Dingen ein Erkennen der Bedeutung dieser Kunstanstalten, deren Besuch dem Volke nach jeder Richtung hin erleichtert werden muß.

Wie jede Hafenstadt ist auch Kopenhagen reich gesegnet mit «'«ts» el>»nt«nt« in feinem und kleinem Stile. Vom Hcmptbahnhof bis zum Tivoli und darüber hinaus ziehen sich diese Singspielhallcn und Theater, die dem Fremden eine der angenehmsten Enttäuschungen bereiten. Selbst in dm kleinen > '»l«8 ednnt«ut8 geht es auf der Bühne und im Zuschauerraum solide und lebenswürdig zu, werden Speisen und Getränke reinlich und appetitlich servirt, wird bei Berechnung des Eiutritsgeldes und der Consomation der Charakter des wohlthuend Reellen bewahrt. Die übliche mit Radau, Johlen und Mitbrüllcn verknüpfte l'^te «'linnwnt-Lustigkeit giebt cS nicht, der Fremde, der diese, gemäß der Sitte seines Landes, anzufachen versuchte, besände sich in einer erdrückenden

In der dänischen Hauptstadt. 1.2?

Minorität und würde entweder ausgelacht oder mit ausgesuchter Höflichkeit an die Luft befördert werden. Tiefe Luftveränderung würde dem Fremden von dem Wirth selbst mit bestimmter Liebenswürdigkeit verordnet und nicht zwangsweise, wie dieses in derartigen Localen anderer Hauptstädte, z. B. Berlins, sehr gebräuchlich und beliebt ist, durch den als Rausschmeißer verpflichteten Portier besorgt werden. Rücksichtslosigkeit in brutaler Form kennt man weder im inneren, noch im äußeren Verkehr Kopenhagens. Sind die Aufführungen in den Chantants beendet, die auf Polizeistunde gesetzten Cliffs und Restaurants geschlossen, dann offenbaren sich die Nachtseiten, mehr noch die Schattenseiten der dänischen Hauptstadt, dann entpuppt sich Kopenhagen als Weltstadt. Die lange Strecke vom Tivoli bis zur Östergade ist seltsam belebt, an allen Straßenecken tauchen sie auf, die Nachtsirenen Kopenhagens, sie winken und blinken, sie lächeln und fächeln. Ihre Aufdringlichkeit hat etwas Gutmüthiges, nichts Widerwärtiges an sich, man schüttelt sie einfach ab, sie nehmen es durchaus nicht übel und gehen ruhig und Hoffnungsfroh ihren Weg weiter. In Kopenhagens größtem, aber keineswegs elegantem Nachtcafé, dem Eafs Rise, wird Station gemacht. In dem ranchgeschwängerten Raum sitzt Alles da, in fürchterlicher Enge, hier flühen und trennen sich die Pärchen bei einem Café, einem Unique oder einer Flasche Tuborg-Bier. Der Kopenhagener ist stets besonnen und praktisch, seine Freigiebigkeit an dieser Stätte geht daher über die Verabreichung der genannten Getränke, zu denen sich vielleicht noch ein Kuchen oder Snacksbröckchen gesellen dürfte, vernünftiger Weise nicht hinaus. Das Eafs Rise ist echt weltstädtisch, nicht durch seine Räumlichkeiten, sondern durch seine Preise. Hier werden von elf bis zwei Uhr Nachts für Getränke Preise berechnet, die in dem soliden Kopenhagen eine Seltenheit und ungefähr 80 bis 100 % höher sind, wie die im Berliner Café Bauer üblichen.

Der Morgen dämmt. Auf dem Kongens Nytorv, dem schönsten und größten Marktplatz Kopenhagens, tauchen die letzten Nachtschwärmer und die ersten Arbeiter auf. Auch hier berühren sich die socialen Gegensätze, aber die Berührung ist mit keinem brutalen Geräusch verbunden. Ein kleiner, schwacher Theil geht zur Ruhe, das arbeitende Kopenhagen aber ist erwacht und geht stark, ruhig und zielbewußt an seine ehrliche, gesinn- und friedensreiche Wirksamkeit.

31. d. und Eüb. I. XX. 21 > 3,

Illustrierte Bibliographie.

Nesuch bei den Kannibalen Tumatras. Ente Turchguerung der unabhängigen Bataklande, Von Joachim Freiherrn von Brenner, Mit über 150 Illustrationen. Würzburg, Verlag von Leo Woerl.

Wir verfehlen nicht, unsere Leser auf ein Unternehmen aufmerksam zu machen, das trotz der übergroßen Menge von Publicationen auf dem Gebiete der Geographie und Reiselitteratur berufen ist, bei Kennern und Laien berechtigtes Aufsehen zu erregen. Die Bataklande auf Sumatra sind bisher nur theilweise bekannt gewesen, weil der tsadlt des Naturvolkes jeden Eindringling für vogelfrci erklärt und seinen Leib „dem grausen Fräße der Kannibalen“ überlaßt. Wenn es dem Verfasser dennoch gelang, die unabhängigen Gebiete Sumatras zu durchqueren, so verdankte er dies lediglich seinen großen ethnographischen und anthropologischen Kenntnissen und allerdings auch einem ausgesprochenen Reiseglück. Manche der früheren Forscher mußten ihr kühnes Wagniß mit dem Leben büßen, während andere zwar einen Vorstoß in das Land machen konnten, schließlich aber doch zum Rückzuge genöthigt wurden. Das Festsetzen der Holländer im Norden und Süden hat zwar die unübersteigbaren Schranken beträchtlich zurückgeschoben, aber in das Rajalanb, das Gebiet der Patpak, über den Tobasee und somit auer dura, die Vawtlande war noch kein Weißer gedrungen, bis es dem Verfasser ini Frühling des Jahres 1887, begleitet von Heim von Mcchel, einem Assistenten aus Teli, glückte, die erste Durchqucrung dieses Landes durchzuführen«, ein Ereigniß, das von vielen Seiten mit Interesse begrüßt wurde.

Das Buch zerfällt in drei Abschnitte. Ter erste behandelt in Kürze das Tabakland Teli, welches ei Passiren mußte, uni zur Batat-Hochebenc zu gelangen, und das gerade mit Rücksicht ans ein richtiges Vcrständniß der Verhältnisse auf letzterer von der größten Bedeutung ist. Ter zweite Abschnitt enthält den eigentlichen Bericht über die Reise und ist mit Weglassung rein persönlicher Notizen und unwesentlicher Veränderungen fem Tagebuch. Der dritte Abschnitt bringt systematisch geordnet die wissenschaftlichen Er-rungenschaften der Unternehmung. Im Anhange befinden sich statistische Nachweise über Häuser und Einwohnerzahl, ein Namen- und Sachregister und ein Verzeichnis; der Literatur über die Batak.

Illustrierte Bibliographie.

,29

In seiner Vorrede geht der Verfasser auf die Stellung der niederländisch-indischen Regierung dem unabhängigen Batakland gegenüber ein und weist auf die Ungeheuerlichkeit hin, daß sich wenige Meilen von dem besetzten Gebiete die Menschenfresser zu wüsten Festlichkeiten versammeln können, bei denen das Fleisch der unglücklichen Opfer

Duslin Valüt^{an} mit Kwd,

Iluk: „Nelch bei tⁿ Kannibalen Suinaira». Von Joachim Freiherr von Vⁿ Vⁿnn^r,

»üi-Mr», Llo ÜLoell.

ihrer Rohheit in den Kochtöpfen schmort. Er kann es nicht recht begreifen, daß die niederländische Regierung trotz der besten Absichten bisher untlmtig geblieben ist, und erblickt in der nicht einmal bedeutenden Kosteufrage den einzigen Grund für ihre auffällige Handlungsweise. Ein Dampfboot mit nur zwanzig Soldaten Besatzung und zwei Geschützen würde die Holländer nach seiner Ansicht bei der ersten Fahrt zu Herren des Toba-

9*

<30

Nord und Süd,

scies mache», und ist dieser einmal in ihren Händen, so tonnen sie der Herrschaft über die anderen Länder gewiß sein. Vor Allem müßte auch der Singa-Mangaiadja, d. i. gleichsam das geistige Oberhaupt der Batak, das nur in crusten Fällen aus seiner Zurückgezogenheit hervortritt, für alle Zukunft unschädlich gemacht werden, da von ihm erfahrungsmäßig alle Unruhen und Feindseligkeiten ausgegangen sind, und er überdies

,5

,L "?

Z«N

«

^

mit den Mohammedanern und ganz besonders mit den noch nicht unterworfenen Atschinesen in Verbindung steht. Hierdurch würde das Land einen Keil bilden, der Atschin von jenen unzuverlässlichen Völkern Sumatras trennt, die gleich einem Pulverfaß neben offenem Feuer eine beständige Gefahr für die Sicherheit und Ruhe der Insel bedeuten. Ebenso könnte durch die Christianisirung dieser Gebiete dem nachtheiligen Einflüsse der

^Illustrirte Bibliographie.

^3^

Islam auf wirksame Art ein Riegel vorgeschoben werden, Das Hochplateau selbst zeichnet sich durch ein vorzügliches Klima aus und gestattete europäischen Auswanderern schwere Arbeit ohne Nachtheil für ihre Gesundheit; der Anbau von Thee, Reben und manchen anderen Kulturpflanzen, sowie Vieh- und Pferdezucht dürften auf den besten Erfolg rechnen.

«5

Z 2 s

'»Z

Nie dem hochinteressanten Werte beigegebenen Illustrationen wrocn von dein Verfasser an Ort und Stelle persönlich aufgenommen, und ihre Wiedergabe ist vollkommen origmllltcu. Die Darstellungswcise des Buches fesselt namentlich durch ihre überraschende Realistik und die selbstlose Liebenswürdigkeit des Reisenden.

^22 Nord und 3üd.

Culturbestrebungen der deutschen Juden im Mittelalter.

Hi-Knii li«m2N Ä, in-inc-Mo reße» — so beginnt Taeitlls seine Annalen. Wollte man diesen Satz auf das jüdische Volk anwenden, so mühte man an die Stelle der re^e3: mü^iZtri setzen. Unterricht und Erziehung im Judenthum sind so alt wie dieses. Die Pädagogik des Alten Testaments ist oft dargestellt worden. Die ältesten Kategorien der Volksvertreter waren die Volkslehrer. Das jüdische Volk der letzten vorchristlichen Jahrhunderte hat man ein „Volk von Studenten“ genannt. Es gab hier nicht, wie anderwärts, einen gesonderten Lehrstand, sondern ein jeder Vollangehörige war entweder Schüler oder Lehrer oder Beides zugleich. Handwerker und Arbeiter erscheinen als ton» angebende Schriftgelehrte, und es existirt kaum ein zweites Beispiel in der Geschichte, daß die Theologie und die Jurisprudenz nicht Sache von Fachgelehrten gewesen wären, sondern, wie im damaligen Judenthum, ihre vornehmlichsten Vertreter unter ausübenden Handwerkern und Arbeitern gefunden hätten. Tiefe Eigenthümlichkeit blieb dem jüdischen Stamm auch in der Zerstreuung. Besonders die deutschen Juden waren stets begeistert für Erziehung und Unterricht. Darüber hat genaue und interessante Daten der bekannte Wiener Gelehrte Dr. Moriz Güdcmann in verschiedenen Weilen mitgetheilt. Schon im Jahre 1880 erschien (bei Holder in Wien) sein mehrbändiges Werk über die Geschichte des Erziehungsweijens und der Kultur bei den abendländischen Juden, welches den interessanten Stoff in geistreicher Weise behandelte. Tiefem ebenso gelehrten wie populären Werke folgen nun „Quellschriften zur Geschichte des Unterrichts und der Erziehung bei den deutschen Juden“ (Berlin, A. Hoimann K Comp.), welche auf den ersten Blick als eine rein wissenschaftliche Arbeit erscheinen, aber nichts destoweniger jedem Gebildeten viel Interessantes bieten.

Die Einleitung entwirft ein tnavpes Bild des Themas, zu welchem hier die Tocumente angefügt werden. Große Gelehrsamkeit, Geist und scharfe Untersuchungsgabe, vereint mit leichter, gefälliger Schreibweise, führen uns aus anmuthigen Belehrungen über das lehrhafte Wesen des Judenthums hinüber zu den wissenschaftlichen Belegen. Die erste Abtheilung des Haupttextes bringt 51 Mittheilungen aus hebräischen und jüdisch-deutschen Werken und Testamenten, nebst einem Anhang von 5 Urtheilen fremdlimdlfcher Juden über Bildung und Unterricht bei den deutschen und deutsch-volnischen Juden. Tiefe Mittheilungen und Urtheile stammen aus dem elften bis neunzehnten Jahrhundert. Das älteste Tocument ist ein Auszug aus dem Testamente des 3t. Elieser ben Isaak aus Worms, aus dem Jahre 1050 und enthält viele schöne Weisheitsregeln: Mein Sohn — heißt es da — halte Dich an den Umgang mit Weibern, verlasse Dich nie auf Deine Ansicht und dränge sie nie Anderen auf; ebre den Armen durch geheime Gabe, sieh ihn nicht an, wenn er an T einem Tische ißt, sei nicht taub gegen sein Flehen, auf daß Gott Dein Flehen erhöere, fahre ihn nicht an mit harten Worten und gieb ihm von Deinen besten Speisen . . .

Wohlthätigkeit spielt überhaupt in allen Stücken eine große Rolle. In dem aus dem 15. Jahrhunderte stammenden „Sittcnbuche“ heißt es in dem Capitcl „von der un«derbarmileit (Barmherzigkeit)“: Nicht einmal ein Thier soll man überladen oder über-treiben und soll es nicht Hunger leiden lassen. Auch soll Einer seinen Knecht oder seine Magd nicht nützigcn, eine Arbeit zu thun, die sie nicht gerne thun. Sind der Knecht oder die Magd Richtjuden, so soll man sie nicht geringschätzen mit Worten oder Werken, und wenn sie sich auflehnen, so soll man ihre Gründe anhören.

Eines der interessantesten Capitel ist das „Buch der Frommen“, welches Rabbi Jehndll ben Samuel aus Regensburg im 13. Jahrhundert begründete. Wir finden da allerlei Lehren des guten Tones, über Umgang mit Menschen, geschäftlichen Verkehr, eheliche Verbindung, Frömmigkeit, Wohlthätigkeit, Erziehungs- und Unterrichtsmaximen, über Bücherverleihen, Abschriftnahme von Büchern (indessen bloß religiösen Inhalts), über das Verhalten des Schreibers, die Einrichtung und Behandlung von Büchern, über Lehr- und Schreibutensilien, über Schriftstellern und gelehrte Sachen. Hervorhebenswert) scheinen mir hier die Bemerkungen über das Bücherverleihen. Während wir heutigen Schrift»stellern es nicht geni haben», wenn man unsere Bücher reileiht, da man doch, dank Guten»berg, Exemplare derselben — leider oft mehr als uns lieb ist — bei allen Buchhändlern bekommen kann, hielten es die Juden des dreizehnten Jahrhunderts, wo von Maschinen-artiger Verbreitung der Bücher noch keine Ahnung war, mit dem Bücherverleihen ganz anders. Ihnen erschien das als eine Pflicht des Herzens, beinahe als ein Gesetz

Vibliographie. 1.33

der Religion. Einer, der Bücher zu verleihen pflegte, befahl in seinem Testamente seinen Söhnen, daß sie Leuten, mit denen sie etwa in Zwist kämen, deshalb ihre Bücher nicht vorenthalten sollten. Im „Buch der Frommen“ wird empfohlen: Man soll nicht Anstand nehmen, Bücher zu verleihen aus Furcht, daß die Schrift verlöscht wird; besser, die Schrift wird verlöscht, als daß die Bücher unbenutzt liegen. Ein Vater, der zwei Söhne hat, von denen der eine gern Bücher verleiht, der andere aber nicht, der soll seine Bücher lieber dem ersten hinterlassen. Beim Verleihen möge man die Armen vor den Reichen und diejenigen, welche sie täglich benutzen, vor denen, die sie nicht täglich benutzen, stets bevorzugen. Mutz man Bücher aus Roth verlaufen, so soll man sie lieber einem Fremden verkaufen, wenn man weiß, daß dieser sie verleiht, als dem eigenen Bruder, wenn dieser sie nicht verleiht. —

Tas „Buch der Frommen“ enthält Manches, was jetzt Gemeingut der ganzen Welt ist: Man soll den Namen eines Nebenmenschen dem eigenen voranstellen. Fürchtet man, ein Versprechen zu bereuen, so soll man lieber nein als ja sagen. Sogt einer Böses auf seinen Feind, trau ihm nicht, lobt einer den, der ihm Vorthcil bringt, trau nicht, nimmt einer feinen Lebenswandel vor dir in Acht, trau ihm nicht. Bemerkenswerth ist der Ausspruch: Wer auf Zins (nicht blos: Wucher) leiht, wer Geld beschneidet. Gewicht und Matz fälscht, oder sonstwie betrügt, der wird zu Grunde gehen, er, seine Kinder und Alle, die mit ihm verkehren, werden es buhen. Ter Kaufmann sage nicht, um seine Waare an den Mann zu bringen, etwas Unwahres.

Im selben Buch stehen zahlreiche Erziehung?- und Unterrichtsmaximen: Knaben und Mädchen lasse man nicht mit einander spielen. Man gewöhne Kinder zeitig daran, daß sie nicht Alles angreifen, denn Kinder verstehen es in der Regel nicht, sich gehörig die Hände zu waschen. Hat Jemand einen Gast, einen Lehrer oder nur einen Tagelöhner zu Tische, so Sorge er, daß seine Kinder keine beschmutzten Nasen haben. Man ertheile den Kindern keine Aufgaben, deren Vollführung ihnen zu schwer fällt. Ter Vater soll bei der Berufswahl die Neigungen seiner Söhne betrachten. Ein Lehrer soll keinen Angeber unter seinen Schülern dulden. Mit Lehrern soll man sich, während sie unterrichten, in keine Unterhaltung einlassen. Man achte darauf, daß das Kind Alles, was es lernt, auch verstehe, u. s. w.

Ueber Essen spricht R. Jehudll den Ascher (gestorben 1349 zu Toledo): Erblicket den Lebenszweck nicht in Essen und Trinken und prächtiger Kleidung, seid mäßig im Essen, die Speise ist für den Menschen wie das Oel für das Licht, es verlöscht bei Zuwenig und Zuviel, aber eher bei dem Letzteren.

Neben den Regeln weiser Lebensführung gehen Klagen und Vorwürfe über allerlei Fehler und Unarten. „Der äußere Druck“, fugt Güdemann, „behindert nicht blos das materielle Fortkommen, sondern verroht auch die Gemüther und verschlechtert den Charakter“. Schon die Jugend zeichnete sich durch Zuchtlosigkeit, Vorbringlichkeit und Frechheit aus, und der Prager Oberrabbiner Ephraim Lenczwe. der schonungslos den Finger in die Wunde legte, konnte nicht umhin, in seiner „Moralschicht“ (16. Jahrhundert) zu sagen: Es lärmten die meisten Knaben, wenn sie nach dem Unterricht nach Hause gehen, sie achten des Greises nicht, haben vor einander keine Achtung, sondern tummeln sich wie die Nalber auf den öffentlichen Straßen, ohne Zucht und Lebensart.“ Und er fügt hinzu, daß solche Erscheinungen bei den jüdischen Knaben mehr als bei denen aller anderen Völker sich zeigen. — Vielfach wird auch über die Menge unverständlicher Gebete, über Klatfchsucht, Zanksucht und Unfriedfertigkeit innerhalb der Gemeinden, über leichtfertiges Schwören, Kleiderluxus, Unredlichkeit und Goldheirathen geklagt. Es wird nichts beschönigt oder vertuscht, sondern Alles wahr und klar erörtert. —

Die zweite Abtheilung des Werkes enthält 9 Mittheilungen aus städtischen und jüdischen Gemeindeacten, allzuerst eine merkwürdige Rathsordnung „wegen der Judenschule zu Nürnberg“ aus dem August 1406, welche hier vollständig stehen mag:

„Ez izt urtheilet worden von schepfen (Schöffen) vnd rate vnd alten genannten, duz fucrbatz hi ze Nürnberg khcin juden schulc nit sein sul vnd wo daz von den juden vbervoren vnd nit gehalten wurde, so füllen si alle Wochen alz ofte daz aescheen war, von tidcr Person, die daz vberbaren het, vervallen sein X guldem, ausgenommen allein der juden, die burger hi sein, di mugen ire linder nder in seinem hawse wol lernen lazen, alz daz von alter her gewunheit iz gewetzn, vnd füllen cwch darauf iren Meister rabbi varcn lazen vnd hinichitken.“

<2H

!?»id uns 5üd.

Die nächste» 6 Abschnitte enthalten: Bräuche bei heiligen Gemeinde zu Worms 1663; Statuten der Posenei Gemeinde 1654; Auszüge aus dem Protolollbuche des Talmud-Thora-Vercins, Kralau 1551—1639; die alten Statuten der jüdischen Gemeinden in Mähren; aus den Statuten der Gemeinde Nilolsburg; Verordnungen über Unterricht in Frankfurt am Main 1662; Auszüge aus dem Gemeindebuche zu Tubno in Ruhland, vom Jahre 1741. Ein Anhang endlich behandelt Schul- und Lehrbücher. — Wir beschränken uns auf diese knappe Anzeige des werthvollen Werkes und sonnen Jedem, der sich für den Gegenstand interessirt, eine weitere Vertiefung in diese Regesten» flümmung angelegentlich empfehlen. L. 8t.

Bibliographische Notizen.

G. «. <«ert>in«S' Lebe» von ihm selbst

1860. Mit 4 Bildnissen in Stahlstich.

Leipzig, W. Engelmann.

Diese Selbstbiographie, die nur bis zum Jahre seiner Vermählung (1836) geführt ist, hatte der berühmte Historiker 1860 im Manuscript seiner Gattin zu Weihnachten überreicht. Nach späterer Testamentsbestimmung sollte dieses Manuscript erst nach dem (1833 erfolgten) Tode der Wittwe gedruckt werden; daher die späte Veröffentlichung des Werkes, das gewiß schon früher allen Verehrern und Kennern des Verfassers eine willkommene Gabe gewesen sein würde, aber auch heute noch durch die offene, klare und geistvolle Darstellung, die Gerwinus von seinem Werdegange giebt, das lebhafteste Interesse gebildeter Kreise und namentlich auch gebildeter Frauen verdient. Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich.

Als bankenswerthe Zugabe enthält der „Anhang“ Uebersetzungsversuche, die Gerwinus an arabischen Dichtern und an dem mittelhochdeutschen Epos „Gudrun“ (in Hexametern!) gemacht hat, sowie einen Abdruck seiner „Grundzüge der Historik“ und mehrerer bisher ungedruckter „Hefen“.

r.

Heute Vriefe Wielauos, vornehmlich an Taphie von Laroche. Herausgegeben von Professor Dr. N. Hassenkamp. Stuttgart, Eotta.

Auch für die bekanntesten und berühmtesten Schriftsteller unserer classischen Periode kann das biographische und litterarhistorische Quellenmaterial immer noch durch neue Funde bereichert werden; und je mehr sie selbst der Gegenwart entrückt werden und der rein historischen Betrachtung anheimfallen, um so mehr wächst die Verpflichtung des Litterar- und Cnlurhistorikers, die immer noch wachsende Menge des Stoffes vollständig zu überschauen und für die objectiv Darstellung und Würdigung der Personen, der Dichtungen, der Zustände zu werthen

Eine selbst von vielen Kennen, des 18. Jahrhunderts kaum erwartete Be-

reicherung der erwähnten Art ist so eben erfolgt durch die Herausgabe von 100 (fast ausschließlich französisch geschriebenen) Briefen Wielands aus den Jahren 1750 bis 1789. Sie bieten viele neuen Aufklärungen sowohl über persönliche, als über allgemeine litterarische Verhältnisse: einen Theil der Briefe hat der Herausgeber bereits in dem Bd. 61 (Heft 181) S. 76 u. f. von „Nord und Süd“ mitgetheilten interessanten Aufsätze benutzt. Auf das Einzelne näher einzugehen müssen wir uns hier versagen; wir bemerken nur noch, daß die Ausstattung des Buches vorzüglich ist, und daß die sorgfältig geschriebene Einleitung, die erläuternden Bemerkungen und das ausführliche Register jedem Leser, dem es um genaue Kenntniß Wielands und seiner Zeit zu thun ist, die Benutzung des Buches in dankenswerther Weise erleichtern.

dr.
J. u. a. e. d. f. t. u. r. i. n. e. Roman von Curt Grotte witz. Leipzig, B. Elischer Nachfolger.

Zu dem Widerstreit der Meinungen, der über die Nothwendigkeit des höheren Schulwesens seit langer Zeit als noch immer nicht voll gelöste Frage entbrannt ist, bildet das uns vorliegende Buch einen Beitrag in belletristischer Form. Ohne die Frage direct zu streifen, wirkt der Sartamus, mit dem gewisse überkommene Zustände dargestellt werden, überzeugender als manche gelehrte Abhandlung.

Der Verfasser schildert ein sächsisches Internat mit seinen mönchischen Einrich-

tungen, mit manchem ihm anhaftenden Zopf, beschreibt die verschiedenen Individualitäten der Schüler und Lehrer mit ihren mannigfachen, ebenso belustigenden wie unberechtigten Eigenthümlichkeiten, und vor allen Dingen legt er Werth darauf, den Unterschied zur Anschauung zu bringen zwischen dem in der Schule herrschenden Geiste im Gegensatz zur moberneu Weltanschauung draußen im Leben; — er unterzieht sich dieser Aufgabe mit einer so breiten Ausführlichkeit, bah es dem Buche sehr zum Lobe gereicht, wenn es trotzdem nicht ermüdet.

Eigenartig berühren die Liebesverhältnisse, welche ein junges Mädchen nach einander zu zwei Gymnasiasten hat: nicht die Thiltsache an sich, sondern das; gerade dieses gereifte Mädchen sich mehrere Mal in solch unreife Jünglinge verliebt, wie zwei Oberprimaner doch immerhin sind, wirkt befremdend; das zweite Mal gewissermaßen unter den Augen der Eltern und mit den ernstesten Absichten; das Verhältnis; erhält durch einen Unglücksfall, den das Mädchen erleidet und durch welchen es zum Krüppel wird, einen tragischen Abschluß: — da aber vorher die Frage bereits akademisch behandelt worden war, wie sich die Liebe im Falle eines solchen Mißgeschickes zu verhalten hätte, so wirkt dasselbe beinah wie ein Exempel, das am lebenden Object bewiesen werden soll. —

Der Roman ist immerhin ein eigenartiges Werk, welches diejenigen Kreise, die für den Gegenstand Interesse haben, lebhaft ansprechen wird. u>I.

Vermont. Roman von Walt her Siegfried. München, Druck und Verlag von Dr. E. Albert u. Comp.

Kein Roman im gewöhnlichen Sinne, bei dem das Stoffliche die Hauptsache zu sein pflegt; im Gegentheil, das eigentlich Romanhafte wird mit chronilenartiger Kürze abgemacht, um Raum zu schaffen für die Schilderung rein innerer Vorgänge. Ein Seelengemälde entrollt sich vor unserem geistigen Auge, wie es nur die Hand eines echten Dichters zu schaffen vermag: wahr, tief, ergreifend vom ersten bis zum letzten Strich. Was der erste Roman des Dichters, die Künstler-Geschichte „Tino Morclt“ versprochen hatte: der zweite hat es voll auf gehalten. Zu den beiden trefflichen Schweizer Dichtern Gottfried Keller und C. F. Meuer gesellt sich als ebenbürtiger Dritter nunmehr Walther Siegfried.

Ve» hur. Eine Erzählung aus der Zeit Christi. Von Lewis Wallace. Illustriert von Änt.C. Baworowski. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Der Roman Wallace's, der in Amerika in zahllosen Exemplaren verbreitet ist, hat auch in Deutschland sowohl durch seinen Gegenstand wie durch seine künstlerischen Vorzüge viele Freunde gefunden, namentlich in jenen Kreisen, in denen ein stärkeres religiöses Gefühl und demgemäß auch ein lebhafteres Interesse für Alles, was mit der Person Christi im Zusammenhange steht, vorhanden ist. So ist denn der Gedanke der Verlagshandlung, das Werk in einer würdig ausgestatteten und mit Illustrationen geschmückten Ausgabe als ein Haus- und Familienbuch bei uns einzubürgern, als ein berechtigter und erfolgverheißender zu bezeichnen. Leider müssen wir nach den uns vorliegenden ersten beiden Lieferungen gestehen, daß die Illustration des Werkes nicht auf dem Niveau der sonstigen Leistungen der deutschen Verlagsanstalt steht. Wir können an den Zeichnungen weder in Bezug auf ihre künstlerische Auffassung noch auf die technische Ausführung Gefallen finden. Die Ausgabe erscheint in zwanzig Lieferungen zum Preise von je 50 Pf. O. V.

Letzte Torfgänge. Kalendergeschichten und Skizzen aus dem Nachlaß von Ludwig Anzengruber. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung.

Der stattliche Band wirbt das literarische Charakterbild Anzengruber's nicht verändern. Die bekannten Vorzüge des Dichters: scharfe Charakteristik, treffende Schilderung des Lebens, gesunder Humor finden sich in reichem Maße. Freilich sind die einzelnen Gaben sehr ungleichmäßig, und neben fein durchgearbeiteten findet sich auch manche leicht hingeworfene Skizze, die nicht zum Schaden des Gesamteindrucks aus dem Buche hätte entfernt werden können.

»Tschachipich Nollies« und andere Geschichten von Adolf Kohut. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (H. Krüger).

Diese, ungarischen Autoren nacherzählten heiteren Geschichten, die theils von harmloser Lustigkeit, theils von höher geartetem Humor, durch den ein ethischer oberflächlicher Kern hindurchschimmert, werden

Nord und öüd.

in der genandten freien Bearbeitung des bekannten Verfassers auch in Teutschland mit Behagen gelesen werden. Freunden einer heiteren Lectüre, die neben gefälligem Scherz auch manch sinnige Idee bietet, sei das unterhaltende Büchlein bestens empfohlen. >V.

Ve»tisi» !e«nl». Die Mar von Bardo» wiet. Von Richard Nordhausen.

Leipzig, (Iarl Jacobsen.

Tem Erzähler dieser Mär gebührt eilil Ehrenplatz unter den bedeutendsten Epikern der Gegenwart. Schon sein Erstlingswerk, der in demselben Verlage erschienene Sang aus den Bauernkriegen: loß Fritz, der Landstreicher, uerrieth ein beachtungswerthes Talent. Während aber R. N. dort noch in dm Spuren Scheffels und Wolffs wandelt, geht er im vorliegenden Epos seinen eigenen geraden Weg und schweift nicht mehr lyrisch ab. In anschaulicheu, fesselnden Bildern und Gestalten schildert er mit ergreifenden Worten das tragische Schicksal der nördlich von Lüneburg gelegenen mächtigen Handelsstadt Bardowiek, die nach ihrem Untergang zum ärmlichen Marktflecken herabsank. Von Heinrich dem Löwen am 19. October 1189 erstürmt und zerstört, wurde sie mit ihren zahlreichen Palästen und Kirchen ein Raub der Flammen. Nur ihr Dom blieb verschont und zeigt noch die in Stein gemeißelte Inschrift des furchtbaren Eroberers: Vogti^i» leuni» — Löwmsvurn! Auf dieser wüsten historischen Stätte läßt der Dickter neues Leben erstehen. Mag erben Helden und Schwärmer Harald, dm genialen durstigen Maler Heinz Hoyer, den diplomatischen Abt Iso, den humoristischen Gastwirth Saladin, dm strmgcn Sieger Heinrich den Löwen, ober die liebreizenden Frauengestaltm Judith und Iucunda dem Leser vor A»gen führen, immer weiß er für die Gebilde seiner Phantasie in hoheni Grade zu mtercssiren, indem er ihnen moderne Empfindung und Sprache verleiht. A.

)>» Friihlingsftmm! Erlebtes und Erträumtes von Hans Bcnznillnn.

Großenhain und Leipzig, Verlag von Baumert K Rongc.

Nur der Titel deutet darauf hin, daß in diesem Buch ein junger Tichter, dem »och der Lenz des Lebens lächelt, seine Erstlingsgabe bietet. Die Gedichte selbst zeigen wenig Unfertiges und Unreifes. Hans Be»zmann offenbart sich darin als männlich« Geist, ernster Denker, warmherziger Menschenfreund und trefflicher Naturdolmetsch,

Er versucht selten, sich durch melodische Lieder (Liebsnacht. In gelben Aehren. In der Rosenlaube) in das Ohr des Lesers einzuschmeicheln, sondern liebt es, seine Empfindungen in volltönenden Rhythmen Lüstlingen zu lassen. Z. N. Der Teufel. Die heilige Magdalene. Ave Maria. Sinai und Golgatha. Die Todteninscl u. A. Zuweilen benutzt er diese rhythmische Klangmalerei auch zu knappen Bildern und erzielt dadurch eine mächtige Wirkung, z. B. Da« Meerweib. Kinderbegräbniß. Mitternacht. Ein Wintermorgm. Wie eigenartig er die Natur zu schildern und zu deuten versteht, davon zeugt: Baiscc. Morgengang. Morgeniothe. Gewitter am Meer. Kinderbegräbniß im Herbst. Einen schönen Beweis seiner Menschenliebe geben: Töcadence. Feierabend. Armenfriedhof. Das häßliche Mädchen. In dem Gedicht „Ihr und ich“ theilt sich der Dichter selbst und ruft am Schluß mehr leidenschaftlich als poetisch schön aus: Ein wilder Wald voll räthselhafter Schwüle, voll Unkraut will ich in die Höhe gehn! Bringt sein künftig« Wachstum nicht mehr Unkraut hervor, als in den vorliegenden Gedichten enthalten ist, so kann ihm der Kritiker dazu von Heizen Glück wünschen. >'.

Untern»Neaenbogc«. Von Paul Remc r. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft.

Traumbilder, Märchen und poetische Gleichnisse sind die Formen, in denen der Verfasser Seelenzustände, Empfindungen, die zartesten Regungen seines Gefühls- und Geoanklebens reizvoll einkleidet. Mag Einzelnes anspruchsvoller erscheinen, als ihm zukommt, mag in mancher schillernden oder sich sinnig gebenden Skizze ein nicht gerade bedeutender poetischer Gehalt oder tiefer Gedanke stecken und manches Gleichniß nicht ganz neu und originell anmuthen — im Ganzen verdient das Büchlein nach Inhalt wie Form als eine werthvolle, eigenartige Gabe eines Dichters bezeichnet zu werden. Diese Sammlung phantastischer, gleichsam in zarten Farbtönen leicht hingehauchter Geschichten hat in der That etwas von dem ätherischen Zauber des in leuchtender, bunter Farbenpracht erstrahlenden Regenbogens, des luftigen Gebildes, erzeugt von Sonnenglanz auf dunkler Wolkenwand . . 0. ^.

Bibliographie.

1.2?

Xeue Verse. Dithyramben und Phantasien von Theodor Suse. Berlin, Verlag von A. Asher K (50.

Obgleich schon von Herber behauptet wurde, daß die Dithyrambe für unser Zeit alter nicht mehr passe, hat Theodor Suse doch gewagt, diese lyrische Form wieder zu beleben. Sein Versuch ist wider Erwarten geglückt. Wird aber der von plastischer Thönheit begeisterte Dichter für die von ihm heraufbeschworenen alten Götter heute noch eine größere gläubige Gemeinde finden?

Kaum. Der große Van ist todt, und mit I unserem Dichter fragt die Mehrzahl der Menschen bang: „wann lommt der Tag, da die Wolken zerreißen, und zum leuchten- I den Himmel brausend aufstürmt der Frühlingsruf: „Hell uns, der Held, der Erlöser, der Gott, re8>i,^t, r««llixit!" Nur in zartbesaiteten Gemüthern weiden die feinen, > ätherischen Poesien Suse's tiefen Eindruck hinterlassen. In dieser Selbsterkenntnis; hat der Verfasser das Vuch seiner Frau zugeeignet. In der That verdient es als Festgabe für Damen die wärmste Empfehlung. A.

Iü„Mg>i,gen>.' Mc!>«. Lesplecimnx nllcb .4u«!v»lil,!or ü«!»ct!>i! vultwimiteii.

H,l>«l, l., N»,< !l>Hl!><i!>. !«!lll^!^N,' m«! inlii^ ^Vilmeu. Alt 7» äl,i>i!,!u„zen. ^Vion, V. Il»«- ^<Uei. N^ lieber <»« .Vul^den >i^« 8<»»!»>'« »„- Ü. iHupp'zcbe um!,!,.

^Il«i», c. «.. I,'n«el Nixiimn K, ?eit vn» Nzn« Iii»emel. I^i'lrss.',', 3!n!lz»lt,I.n!«n, O,nt,'e!»> V>ri!»:,«li«^<'Il»Ln»!l.

^uilei. IÄlm. äe, Nei-ü. LI,, «uci, Nil' ,!K ^u^rnä. ^ntoil.«, Uodei'ü. von Il. Vi!>üe>, 1.1. >, 14. 1»n3rn,i. N»,<^i, ,^, <^>«ri,iß. >FÜ»«1, >>., I ntei>uc!>i!,M„ U!»l ,!,« Nii!»!,<!!>>'!t <!. Vurtl,n„en <!<'! ii^nt»!,!,«,, 8>»»e!,«, lsumier- «tx^ucl« ». ,i. ^ ^.««n,«,!,. I^iw'lt VI, I, X>'!l- «linlt d, liizem. ».'t.^brn tj!,iÄ<i!V, ,ei,n>. ^Il«>, <,, ^u.< H>?,n I^!«>„. <!,',ii^!,t»!, .VUncien, vi-. L. ziwi-t ^ r«,

L»ui», I. ?^ Der Neiltemeliel. Ill«<!<:>mu Lerün, C«mm135.'Vel!»<? von L. Nonre».

Lllilin»»», 0,, Diuvi, .V»i<M!!!»i,! ü»l X!!i!U,N«!. .iRilil^n !«!'! Ki« >«!«. «tt liiu^t,. <!«« V«r- s».«^«^ v,, ü, !!»<>><>!- „. l.. N. l'izobrr n,,i «wer ^<IN>>, 8,'liin, Il, lii'imer.

2emin»llil. !!„ In, ^Ui,li„^,^t,mn! K>'!el)!>'5 nncl krtliuu>!»>'8. s!w,«^,nbi>In, U»„„u>lt >mH VibUoUielt <li iFe»»il>iutUtt«i»tur XI. 7»!2 dw 775. Il»Il!»>>, s>. iiendli.

2n«ui8!l, 0, si«id. v,,. <!!'u>«!?,U^e üu,' ^n,!<M' liÄsse, Zm.inlo^eU'Niwnomi^'n«' 8tn<I!e. l»i>.

Äzs, ^V, r<1e»!!-I, K.

VoiTIU»»», Il,, Ili>ü 8!,»K,'»p«!l'> "< !,!'>,'im,,I,<8 I^elsülll. L. ÜOI'M»»!!« 8elb!>tv^rl»3.

Ni»n<ie», <>, I', 'nii>>»!cl IH«üu>!<!. I?n lltl^l-
 «lazine» (ln8l».liteld»(!. Ol!!« .Vu!l, I^ii>?,!^,
 ll. 8»l»wll.
 L, Nol,!»N!> ^ »>.
 In »ee>>»'k!! IÄ>„!e„, Xelmti'i' Nl»,s. ll >>i,^
 I^o»>n!Vl'I^lr!!'IUN8,)lil 77 I^l,!,,, ,!i>„„t«'
 >2 Olü'MliOmlrlil, !!> Xllrte» un,> ?>ii>„>. lim!
 '.>!»2 ^IUIK>,l!<l>„e,, r. .X, Llr«!<!>„« In
 I^ivxl».'. L,'i!In m„! Vlen.
 Vuoliliolti, v. Diuslebo s!e„»8«li,>>n mit lewdt
 l»z«!<N!>ll s!>><liionin>!<««t!!t?Hn lür >!!,' ? , -
 >>iÄu<:n!lc!!^t«n fillnii«. 8ud8t»nt!ve. lio-IIn,
 ül««nt«iun ^ U»N.
 (?»l>l», I', !!,I' l'eüilun nf ?<w,!,>?. (Mlüm, l>,e
 Ns«n «uurt l'u>,!i«>!!„»: l>m>>,
 — pllmer nl l>!,!n»i>nv, Ol,!(üj.'c>, l>>« N,,>„
 QiuN l'n!,»!<!!In« txnnu.
 l?c>»r»H'»»lilo, «,, ren«,'! l->w,' X!c>»!el^>'
 »culcnt<>. ÄUn<!>,n. vi, r.. .^Id>>,t l<i Co.
 Ul<>ni<>n, <l, V v, ll«l<n>,
 Übn«l-I!«cli«ll»ol>, Ä. v., awukl'nülo«? !i'-
 lililun^. 2»<>>t!>H»l>»8«. Lerlln,!!<>bl, !»,<, 1,
 — Ilurl- u, ^bw'^Mxc'bieliten. viltte .>n!»ffe.
 L>'Mn, <!«>>l, I^Keti'I,
 ü«!i»iÄl, U,, I'Imnwzl! Ir,>„i«o!>«,< l'mnei-zmei
 in,irei ^nlliiM». I^!>v,i^ V. l'riociricn,
 Heli»t«ii>, K,, I<vi« zelm»noi»!l,», vi^ berüiimtü-
 »teu ^«nt«!<d,'N (^,/,!!<>!,!>' ini»tein. l'«bei'
 zvtlunß, l>l,>,ien u, l,ei>?,!l:. C Nei«»uel'.
 üupliniloi, !<eit«<iir, Nil l.,ten>lulze«c!ill!nt,>,
 HeiAU!^, Vl,, H. 8!Ur'!, ül^w!' L»N>i, e!>t«3
 Hell. L»,„!«!l8, Q !', Lu.iinül,
 ?i»iH«-8cli!evelb«!n. <>., ll»tn,!!>ii!. Xoveüen.
 ?«>,»«««, X, l),,, l»», - >VIIN!!!!!,<ll^>!^l. I?<,m»n.
 2«,'it,' >»», x«!l ÜÜ,!,W, ^,nll, l>, <,'«üten»n!>!.
 mliisl «lrlnel ITllu unü l7n>^«b>«»^, ^ilt
 W,' <>,'» l'iein>!^nv>'rli>>!,,,',
 <?»<!«, Xiei< ^V,. .Vulxelcimuißl'n n,,» Lrlele,
 >,«l»n>ij;, von l>, <!«<i«. ^ut,,!l,^, Uei,>l», »u«
 ,lem lüin, »it ,! l'nrti'. nn>l -' ?e.e«imi!,>8,
 L»,^el, ^, ^««linss,
 (ü»il», li,, ?>»' lli^emptlo» ,>l tii? Ü!»niu»n.
 ci,ie»8n. ll«' 0,«n coui! i^nbii^ninz comp,
 ^lltu«^, ^, «pillixmuü ndel ?u!!uz»pnie?
 <?!nin»»i>!,,, Xlltiil cleü 8p!>1tl,«muü,! .^n Xun»
 >V. liie,!!i<:n,
 ^llnáb^ol», ,,,v< >"i"lii«, !«>«, <i«' ?ii<l>. ^«i;li.
 11,iÄN,^, v,, V, lieiu, i^»,! Ullnci, erüt«
 üi>lt,^ Ll»u,l i Nw!«vlt!»,»», Otto l,i«<! Uben«t/t,
 e>l^„!,l m,,i ,!,iz>'i,'itt't v,,,, ^'il!,<!!m cim«!-
 !«,(»,, Inn^i,nnK. ^V»ss,,>,>, >,e l'n!v,'Luo!>>!.
 H<,llui»iui, <3. u. N. <3ic>tli, Kiutüiie LURMi--
 ^'!«!«»»ven!,^n llr ^»i^nuonu. i,!?!p?^p, l»'r.
 NoN»»nn», ll, Tl,, .^,, »uüzeviiiilt« ^Verlie in
 vi^rüin<len, »il !li,,leitn»ss v,,l, lHnte!!>,l^!,el.
 Dl»t«l L»n>i, ^tultMst, ^. <!. c«tt»»ei,e Ul,.
 D»» n«n« >l»lillun<!«it. ?!>Ho!«>p!li8c>w
 8t»<ilen «ine« Dn^elünnten. l>«ii«l3, Vf.
 rliedllcli.

;38

Nord und 3nd.

il»»tlov, ^., vü>! Vni^!>?!3<'n8,v»tem. v!e pleu««,

Vllblreform von, 8!unä>>un^te »oeulier?oiiti!i.

LelÜN, N««e»!,»im ^ N»N.

^!«il»e,li, V,, 8»rln von 8o!iv«äen. Koveüe,

geeuxte Xuli. L«rlin, «»"^s. ?«et«i.

?oli»nn««n, .^.. ^!>>olt ll» äie ^l-oelislne».

!u.-,un>, l'ie<!r, l>et<'i'on,

loi^»n, ll,, Vom 8tl»e» Ooenn, Ueäeleile,

ll»ll«, O, llenäei,

X»uTn>»,iui, ll,, Immanente l'liüuzo^lile, llr8tez

Luc!,: Hi>»!v,>i« <!«' ziet»,!>v»!K, Lelnllz;,,

V, llns;elm»nn.

X«U«i, Q, llll« l^edeu ,!e» öleci-e». ^llt down,

Lellllgen von <', l'iHmer u, N, geiinx, Ml

liiu»tr»t!onen, l.!ef>-!,: !>,^ipnlz, 1,0/VVeiBel»

Klleil,

NepSit, ^,, 2»m ?(», <!<>Kult«t»Le lluanil von

Nennlzen», llUeKoliolc «ul 6»« l,<>!eu eine!»

?l>rl»ment»lier«, ll»uuov«s, s', Clever,

üobut, />,, Dlli-st Lizimllcli unä äi^ DiÄuen,

Lerün, lrieä,-, 8wun,

l^ul?» 8,, ünzeike unä »näere l?IXli!>lunM».

LI„7.lF »ulonü, l'«!>ei«. »u» >ie,n Mui^cuell,

Köln unä ?»ll^ H, iHnßen.

l>«uUio1cl,!!,, «äele!,l>>. Vierte .Vuüüsse, l'iAuen-

leiä, ^, Nnner,

l^i>a»u, N, ver rilrt, Kovelieu, lievli», lon-

tue ^c <^o,

l^tt«r»turv«ib« <!«» Ve««ln» „Mln«i?»"

lluztr, .Xn>>«»l,e!, von zi,>l«tei-«!>,!len »u« ä«n

l,l«l«tll!zeliit«e» «Her Xlltionen, l^iel,!:, 5,

lii» IN, llei-lin, l.it<'l»urver«ill .Ainelv»^

(3. llei-ütmxm!,

H«^«r, .1, N., 1"e>uet!» oäer äer WeltKnnte».

l»l»le, V. rrlcärie!,,

Hi»»«l, lrnn«, «ein Leden. 8e!!;3tdio!;r»p!>i,>

lÄsebuoillMN« unä Lliele, ^u« <!«m X»eu'

l»3« !>«r»U!<^ze>>en von meiner 8cllw«8te!'

C»roine !>'iz»Ä. Uit,ieiu Liläniz, äe« NieiiterZ,

«tutt«»lt 1834. Veri«« Her ^ . <!, ^«<t»'«°ueu

lluelMnälun^ Xlciilnl^er,

üloiÄ»,«, Ä,, v»« überlit. «u iioden. 8e!,»u8p!e!

in vier ^>lü<!ss,>,, überln, L, Nolin!>»n 6 0«,

Ullnm, H^,, l!erx«^ Üni-U ll, von 8llri,»en-X»l>ur!:-

(iotdÄ. t'in l.^!«^i,!!bllcl, !!lt ein>>m l'oitiÄit

u, vi«,-. vl>l,il,!»ß>>„. l^,>i,«iz, lloneerzone

Lucilixüx,

Nmvt«cl», U, l",«»,»>,'! v^l nt»r »,!5 ^u„8Foz>>llen.

Li'll!», l'", runwn^ K Lo.

?»l>i>l1t», ^,, ^,,» H«i Keinen 7>l0l«. Vier

Kov«lle„. l5>,'»!>, zi, llüM!,

?sn^li, H,, u>?!'wnt ,!«l ^„iiÄl-l'onm,^!!!,«! Mr

vi8«en!!r>,»ltli,'N0 iHno'rzKmule von l)eut,>«cl!'

!»ml, «erlin, l), lloim,,

?»t«i, ,l^N<!!' soet i,n vnrl«cl!ml,»»«e. >u»zev,

(!e,lW!it«, Urn«!«e!,>min, L»mn«lt ^ Nonze.

?l«eli«i«)Vs, N., X. tt. ?»cl>,iin!<('m>»ü>iv, Ln,e

!lt«r»l Ni5wri«<:!i>! 8tusle. illt ^inem ?ultl,

1/«. «tuttVN't, ^ . II. >V, liietl.
»nlls, I»i-nl, vi-. ^u!,»n«!'
I)«lzie,«o!! . Xv^!w,
zii„2N«>, i,euo«Äl>»>iteto ,Vull»L«. Lvelt,',
Lllnä. DiewntiMuunä<ii«volz?zon!o>,tN^!,en
««»«cl^nr^ ^n. Äit V48 ^b!>!!(!,w««n Im
?ext, « Xlllt«, unä !l r»l!»mäi'»c!iwfe!n von
Dr. r. Dt?.nll! Dm» Lvrieu, «>>,,!-« Xl«p«i?,
Cu«t»v «Ml«!, . ^Hlilu>>V»»ic!r u. ^v. I ^ip^ Iz
unä 1V!«n. Million,!»!,!?!:!!«« In,<tltul.
»»^uil««!, s!. I.., Hi-t in?n«».v. X„ Intro-
Auktion l« tlio »tuäv ol cumpllllti?^ »««UieUcÜ.
Ixinson, <!. I>. ?utn»m'ü «ou«.
— ?K« slene»!« ott ^n-^orm, ^n I ^«»»v in com-
NlÜ-»tiv Äi'ztl,i>tio». lx>,iäon, U. ?. ?utn»m'«
8»uz.
^Storni, <2»t6«ut»Lli«. NMU« «U7 ?i>rH«tUNss
<!er lIuin»n!Uit. III. ^»W'M>L Xr, !>, 1U u. 1 I.
Xülll8^>>el8, Lnlun un>> >V'e>>el,
llo«ti»i, (>,. ^uliiüuu' II, n I ^,»)är<!5 ot l'unioü
f'mn!»-llu»Ä»>, lwiüi,'me lXition, puriz,
I.e Hoiuli,!',
8»il««lil^, li,, zi,!l-t>» <ie>- FcnneiMiizcl!««
vi^Muuz,!«« 1ü. .l»iilnunäer!., ^eivm, >!«tt-
liüil. c!nttlr. Xel!«r. K. r. zirvoiv », lx>ut-
bnl<>, Nnlnmoi', ?'i-»uün!>>!<i, ,1. Iluber,
8oK»,N»»lUiii, H., Der s^elüti'slilmil unä neue
1,,briiiiiii'lie Linier, !>»<:!!t>«z lu seu ^lx>tü!«n
cleÄlc!>t«n", Uei-Un, llnzendnum 6 ^»n,
— /Vu« <!«l I ^»«»r«u!vcit. ^«»polttlmelHKeuteue!-
»uä »ndere 8llllll!<>n, Nerlin. lIu«<>ndl>um^lülll.
8eli»Isiiii»,lUl, V., f'ic!Ucut! Diu« ?!ein-«ül'
8tu,»e, .', .Vuü. lrlnlcluil, ^»«z«l>!<:lie V«r-
l235bue>!>>,
8olirltl!«l«», >-' , N,, ^»nn, ?ie!?8e!cönle.^i!>el!.
!(,eix«<>»n<!!>ieu liei^UÜL, von .^, Ll'ttüt!l!>»>i>»
7. Nil,»!>, N<'r!iu, 15, lIolmnnn öc C«,
8«liv«!^ei>l<«i«l«l>l«1cl, ^V, v,, I>onllnl»l»'t.
'.< Lli,»»><!, U!t ?o»dli<l>>!-n, l«xt-^b!ui<!u!iF«,>
uu<! X»lt>n, >V!eu, X, ll»lt!e!«u.
8«IH«1. II,, ll?WM!n«!t« 8cliritteu. XII. Nanä.
berliner 8Ki?^en. I^!i«lss, .^, N. 1.i>"!>e8ki,!l,
3n!>lu«r, V,, (!l!«el!le!ilen »u« äem Xleinlel,?,..
Lüzel, L. 8ei!«»d«.
Lp^ni«» il» Vsolt VluH 2l1H. NeiÄU^, uu!>>i-
ziltvirlunss 8r, l<i>i>^üN,-l»zl, Noiielt ü,'?,lw!x<«
Luilvlg 8»!vuwi' ?t>, Nil li>? liluüt, u, I ülut«
^Vüi^dur?, 1^, Vu«i-I,
8z>l«», l'n,, ziu.xiliM^!liwbUicno VuKül?., N,'i->w,
New. ?«etei.
ZlHill«»!,»«^, N.. Die ^Vei^unk sei- ?eli>ünliel,-
K«t l>!« m»!!ü3e!«U,ler küllni- iu öem Dnt-
«!<:!!e!un<l«ssl>n? <!, mon>!i««:ueu ^uzoiilluunß':,,,
I.e!>>iiss, ^V, s'sl«Äliol>.
Ltsin»,», ^1, v., v,'i- MW ?un lür Nilm^u.
f'Uutte .Vuü. ^Vi „, ä, UllrUolwn,
8tiinck!i?, .^,, ^»tini«!-l,»i'll« I n>ler die ^?e>t
lii, «icli »n,l Hlc Veit lll! wie!,, Uerii,
8il,!io8l, Nurellu.
l«1ni«ili,X„8onl>tteupi!»ni!cm. XuvelIn,. vreläon
uuä l«i>>?.i«. C, liel««uel,
Klioli, II., Xun» rizeuer« KrM^ei!« UeiNos«,

Dine ,Vnt^uit liut 3,>In«n ,XIM>>I ^vvr IHol: '
80>>e Illinlel" in äel .!leil»8« «nr Hllss«»,
X,!tuuss". ^rn», DI, ziimke« V«N»ss, <>, 8el>e„K,)
— Die I o^e^inüiunuiung von Kuno ?ize!>er3
un<! llelinonu ?lin!i8 »»mlet-Lrlllünin^,
^eu,i. ?l. lliulies V»'ri»ss. <H. 8i!>enK.>
I7n»«i V»5rU»iul. ^lo»!!t«üel!r, tili I^iu>I«le»t>!
iu >!>>!' lieimüli, U!,H lwmäe, I^!ÄU!>z, V,«
<!, 0«o!ii>',', i,«4, «<>st I, I^I""il». I^einxle.
Ilnü^K«!^,<o!>« UnNmll!!,
Vollert, L.. Dn>uenß^»Ulllen, vl<>i Xoveüell.
vK^Heu u. I^Ip^IL, 0. lleizzner.
T/U1e, I!,, I'uHo»,»!'''«! <I«r Lelreion,; «luivd >luz
relnl' >li!w>, Ij<>it!Äz« ?.ur I'ü,lilssossi!i <äe->
>I<!,^ri>enM!.,i,!«rbl.<, Nerün, 8, r'i«!»!'.
— Li,!!,!e<!!«!- u,>!eno^e, 8«c!»ie (il^i^INe ue!>^t
ein^m Voi^nic"! . ^'u,woN von ^, II»N, L«! lin,
8, I-'izeuer.
"v?iil»«i, ^ . una >^ . ^VUi>»«li«, I>ie .iüäi^clie
I^iteliUul »«it.'uzc!,III«5 äe« X»nni«. I.il's. I!>,
INel. 8. zwver,
^«lin^ni», II,, t»o llnlz!^i>It>>n, Line IvÄt».<In)pl»:
in 5wb>'!> ?!>8>>n n,'I«l einem Voi'Hdonä, Lerlin,
2«t«cl»s, D., .^uü ,ien I'iuzed»n8»'N Vien^.
8ol,iäerunss«n unä Liäer. 8tuNs:»I!, lleil^cb«
ichllsilche Vuchdiucke«!, Kunst, und Verlag,.Anstnl! n, 3. öchonlaendn. Nie»!«».

Z
^ 1894sl. k'riLCkO k'ÜIIUNF. 1894er, ^
°ö^'
1^,1-! ! ^ '-!:' '.
ljuLllen
6»«^m^
«,
lsni«! . .
««»
ü»Ml»«» .
«
-
liilüulnü!»
«»
-
7>«l«!«>!!l«lNl
-
lolll»»»
«'
-
luiUll»!».
3<»
-
l»!l«><l«ll«.
«
-
l»«!ll»ll><!
>.«4
-
llilniniu.
»»
,
-K»-

>I!!!!!!N!!!!!!N!!!!,!!!!!!NIIIIINU>I!!!!!!IM!!!!!!M!!!!MN
Di« I^Hllzda^» Hlin«r2lv3H»«r unü lu«U«nz)ro6u<:t«
»lllä l» bell«!»» änicl» <U«
5QVle äulck
illle ziillmlsszzzer-lläillllln^i!, ^«tbßlleii lll«! IliHMteii.
Uslisl^seizon« llopüt« in ll«n yl-ö8«t«n 8t3llt«n 2ll«s Woltt«n«!!«
Z—
^ ^.^^^,^>^^^^^^, ^, ^^^^^^^^^^^^^^^^^^^^^^^^^^^^^^^^^, ^,
.^,

I(0^1_ ^8^UN^8 !VII^^N^^W^83^N.
/<2^//<3^/s (7//<2^^17/e^ ^^e/Ã¶e^."
1^ III^1^8, 2O. H'^/e/^Ã¶e^ 1890.
z
I.II^II'^O.

EMPTY

August 1.894.

Inhalt.

S»!!»

Ida Voy.Ed in kübeck.

die letzten. Novelle f39

Heinrich Ceweles in Prag.

Ida Voy.Ld ^5^

Alexander Twientochowski in Warschau.

Italienische Skizzen. Aus dem polnischen von Malwine posner»

Garfein. (Schluß.) <62

Fr. Rubinstein in Berlin.

von Zeit und Ewigkeit. «Lin Veitlag zur Psychologie des täglichen leben? 1.92

Franz öervaes in Verlin.

Die Herkunft der modernen Malerei 202

A. Rogalla von Biederstem in Breslau.

England gegenüber der veränderten läge im Mitteln«« 2<?

Caesar öchoeps in Breslau.

Da« Gutachten des Vorstandes der Verliner Anwaltskammer zur Frag« der freien Advocalur 222

L. vely in Verlin.

wohltlMgkeit. Novelle. (Schluß.) 228

Bibliographie. 254

An» !>«m Niblogiaphischen Institut. (Mi! Illustiattonen.) — schimpfen!«,,. —

tzoffmann v»n z»ll«»l«ben,

Vlbliogravhlsche Notizen 273

Hierzu ein Portrait: Ida Voy»<Ld.

Radlrung von Johann lind »er in München.

»N»«l> »nd sld^ «lch«!n! »m Anfang >«!>«» Monat» in y«f»«n mit j« «in« ll»nstb»llag«.

—— pn!» pro «vuaital <» y«ft») » Marl. ^—»—

All» V«chhoni>l»n««n »n!> p»ft»nstal!«n n»hm«n i«b«li«i! V»st»llnnz«n an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von ^Mard und Süd" be»

züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu

richten an die

Redaction von „Oord und Süd" Breslau.

Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilage zu diesem Hefte

»on

Llnlne» H Ofsit!»!,in««« in Hr»n!futt a, M. (tin!>n°r.Vffter!>Ing°i, Ir«!>l > Hl»n«ll«.

Un>ns!«i>»ng,>

W»n>«lm ifll«d»!ch in l«!pzig. llAungst, Ne»l «»dich»« »c.)

EMPTY

Üord unö öüd.
Line deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
von
Faul tindau.
I^X. Vcmd. — August ^M. — Heft 20Y.

Breslau
Schlesisch, Vnchdiuckerei, Rnnst» und v«llag«»Anstalt
v. 5, schottlaendei.

EMPTY

Die setzten.

Novelle

von

Ma Vou-Ld.

— liibeck. —

^ben am Rande der Felswand stand ein junger Mann und schaute hinab auf die Stadt, welche sich hart an das steil aufsteigende Gebirg drängte. Er war auf unwegsamen Felspfaden daher gekommen, durch Pinien- und Lauendelgestrüpu sich Vahn brechend, Umwege nicht scheuend und waghalsigste Kletterei, wenn es galt, sonnige Strecken zu meiden.

Denn vom fast silberhellen Himmel strahlte seit Monaten unbewölkt die Sonne und sog die Farbe aus der Natur und die Feuchtigkeit aus der Erdkrume. Hitze zitterte flimmernd über der Ebene und verhüllte mit blaßgrauen Dünsten die Ferne. Die Schollen der Aecker barsten vor Trockenheit, das hohe Gras der Weiden sank vor Dürre welk und gelblich in sich zusammen, so daß der Büffel scheu und lechzend die freie Weite mied, um sich in den feuchten, dunstenden Waldmooren der vontinischen Tümuße zu verbergen.

Ueber der flachen latinischen Küste zwischen dem Meer und den Volskerbergeu lag die Todtenstille einer afrikanischen Mittagshitze; das Meer ruhte reglos und weißlich, die Horizontlinie war verwischt, Gluti)-wellen, in ihrer bebenden Bewegung den: Auge sichtbar, schwebten über den Wassern. Der schwarze, trotzige Felsen des Eavs der Eirce war von Schleien: umhüllt und stand, einem in seinen Umrissen kaum noch erkennbaren Schatten gleich, links vor dem blendend bleichen Hintergrund der Luft. Auf den Landstraßen, welche fpärlich die Ebene durchkreuzten, zeigte sich kein Wanderer und kein Gespann; man sah nicht wie fönst Ochsenheerden mit breit ausladenden Hörnern, von berittenen Hirten bewacht, schwerfällig dahinziehen über die Felder. Alles Lebendige fchien fortgetrocknet zu fein.

10»

^0 Ida Voy-«l» in liibeck.

Pio stand auf der Felskante hart über de«! steilen Absturz und starrte hinab. Er konnte von hier oben in seine Vaterstadt hineinsehen, wie in den Inhalt einer geöffneten Kassette; sein Blick konnte den Zug der Straßenlinien verfolgen, die tief gebettet zwischen hohen und zierlichen Palästen dahinfließen; sein Auge konnte die freien Plätze übersehen. Die schlanken Thürme der Basiliken strahlten zu ihm empor; er sah das silberne Blinken des wasserreichen Baches, der die Stadt durchrieselte, sah die Brücken von Hellem Kalkstein, die ihn wölbend überschlugen. Aber vergebens suchte er nach einer Spur von Leben. Seinem Falkenblick wäre kein Mensch entgangen, der etwa, von hier oben klein gleich einem Insect, im schmalen Schattenstreif an den Palästen entlang geschlichen. Die grauen Dächer spiegelten den Sonnenglanz im silbrigen, blendenden Schimmer wieder, allein sie schienen nur leere Häuser, keine Menschen mehr zu beschützen.

Sollte es wahr sein, was ihm ein Landsmann vor wenig Tagen in Rom gesagt: daß das Fieber wie ein schleichender Mörder durch die Gassen von Ninfa gezogen sei, und daß ein großes Sterben begonnen habe, noch größer und schrecklicher als in den Vorjahren? Daß die letzten Gesunden geflohen seien und daß selbst die Geizigen ihre Häuser verlassen hätten? Die stunde schreckte ihn auf aus seinem freudlosen Leben, welches einem fast fanatischen Arbeitseifer gewidmet war. Wenn die hübsche Maddalena, seines Meisters Tochter, ihn so von Morgen bis Abend unverdrossen den feinen Hammer führen hörte, meinte sie, der Pio schlage wohl gar einen heimlichen Kummer tod. Und sie hoffte, daß ihm von dem Tag an, wo ihm das erst gelungen sein werde, auch Zeit und Sinn haben möge, sich die Meisterstochter ein wenig anzuschauen. Sie ihrerseits hatte den schönen Gesellen schon genug angesehen und fand seine braunen Augen und seinen schlanken Wuchs gar begehrenswert!). Auch der Meister, dem der einzige Sohn in Florenz verkommen und verstorben war, fand Gefallen an dem ernsten, fleißigen Pio und hätte ihn gern zum Tochtermann gehabt, obzwar er wenig von seiner Herkunft wußte. Aber im Herzen, wo die Trauer wohnt, haben Hochmuth und Vorurtheile keine Statte mehr. Wie erschranken Vater und Tochter, als Pio seine Entlassung begehrte und ein Wiederkommen nicht gewiß in Aussicht zu stellen vermochte. Maddalena weinte, und der Meister redete ihm von den Gefahren einer Wanderung jetzt im Juli durch die Campagna. Denn die Malaria hauchte ihren Pestathem aus über das Land, und selbst in den römischen Straßen, die tiefgelegen sich am Tiber hinstreckten, hielt der Tod Ernte. Aber Pio offenbarte seinem Meister, daß er vor zwei Jahren im Zorn von seiner Mutter geschieden sei, und daß er nicht daran denken möge, wie sie Hinwegsterben könne, ohne ihn zuvor in« Frieden gesegnet zu haben. Der Meister, als frommer und gutherziger Mann, mochte einen Sohn von solchem Weg nicht zurückhalten. Und Pio, um das Herz der guten

Die letzten. 141

Maddalena durch eine frühe Enttäuschung vor dem größeren Leid einer beharrlichen unglücklichen Liebe noch zu bewahren, erzählte dem Meister und seiner Tochter kurz die Ursache jener zornigen Trennung von seiner Mutter. Er hatte ein schönes Weib geliebt und liebte es noch-. Rita, die aus dem Hause der Frangipani, der früheren Herren Ninfas, abstammen sollte, wenn auch nicht auf Wegen, die mit auf eine Stammtafel verzeichnet werden. Aber fürstlich war ihr Ansehen und Wesen, das ihr Neider und Feinde zuzog. Und da sie einsam lebte und die Menschen nicht liebte, begann man schlecht von ihr zu sprechen. Die Mutter des armen Pio weigerte sich, Rita als Sohnesgattin zu empfangen. Der Sohn aber war abhängig von ihr, die allein vom verstorbenen Gatten die reiche Goldschmiede geerbt hatte. Da floh Pio und gelobte sich und Rita, daß er in Rom Geld und Gut erarbeiten wolle, um ein Weib ernähren zu können, auch wenn seine Mutter die Geldlade verschlossen hielt. So arbeitete denn jetzt ein fremder Gesell in Pios väterlicher Werkstatt und fertigte Ketten, Schnallen und Korallenschnüre für die eitlen Nettunederinnen. Und so war Pio nach Rom gekommen.

Die Kunde von dem Unglück der Stadt Ninfa hatte aber den Zorn gegen seine Mutter in Sorge und Schmerz umgewandelt. Er wollte sie und auch Rita wiedersehen und sie hinwegführen von der Stätte des Verderbens, wenn sie noch lebten.

Von den Segenswünschen des Meisters und einem thränenschweren Blick Maddalenas begleitet, verliert er die Werkstatt in Rom.

Er wanderte, die Gluth des Tages scheuend, bei Nacht hinaus und rastete, wenn die Sonne hochkam. Vald aber bemerkte er, daß in dem Schatten der Nacht die Dünste sich aus dein verdorrten Erdboden lösten, und daß der süßliche, widrige feuchte Athem der Fieberluft am Tag von der Sonne aufgesogen ward. So wanderte er denn fortan vom Morgen bis zum Abend. Bei Frascati stieg er in die Berge empor, um auf wilden Pfaden oben in reineren Lüften die Heimat zu gewinnen. Es war ein mühsames Unternehmen.

In Giulianello begegnete er Flüchtlingen aus Ninfa. Auf Saumthieren führten sie ihre Habe mit, soweit sie beweglich war. Und mit Klagegeschrei erzählten sie ihm, daß im vorigen Sommer von den zehntausend Bewohnern der Stadt beinah die Hälfte hinweggestorben und ausgewandert sei, und daß vor Wochen, kaum habe der frifche Frühling dem glühenden Sommer Platz gemacht, ein neues, viel schrecklicheres Sterben begonnen habe. Die Gaetani, die Herren der Stadt, hätten schon seit mehr als einem Jahr keine Abgaben mehr erhoben, aber auch kein Kriegsvolt mehr zum Schutz gehalten, sondern Ninfa sich selbst überlassen. So käme zur Noth des Fiebers noch die Noth der räuberischen Ueberfälle. Denn aus den Abruzzen brachen bewaffnete Banden hervor und raubten vor den Augen der Sterbenden deren Häufer leer.

^2 Ida Voy.Ld in liibeck.

Die Stätte sei verflucht, und von den Kanzeln predigten die letzten Priester, es sei Gottes Wille, daß man sie verlasse. Als Papst Alexander III. in Ninfa geweiht wurde, er, mit den für das Papstthum die Zeit höchsten Glanzes begann, habe er einen Verheißungs- und Segensspruch über Ninfa uthan: so lange die Macht des päpstlichen Stuhles die Erde überstrahle und den Kaisern und Königen gebiete, so lange werde seine Stadt blühen. Aber dieser Segensspruch hat sich in Fluch gewandelt: der päpstliche Stuhl sei den, Umsturz nahe, in Rom und in Avignon sähe ein heiliger Vater, und jeder maße sich an, der wahre Statthalter zu sein.

Pio fragte nach seiner Mutter. Die Einen wollten wissen, sie sei längst begraben, die Anderen hatten sie noch vor wenig Tagen gesehen. Und Rita? Tu ballten sich die Fäuste, und die Lippen sprachen böse Worte: sie bleibe blühend und gesund, das Fieber fechte sie nicht an, geheime Zaubermittel mühte sie wissen, und es Heisie, sie habe sich dem Teufel in sündhaftem Umgang ergeben, damit er das Fieber von ihr fern halte. Ein Grauen beklemmte Pios Brust. Seine Kniee bebten, da er weiter zog. In den Ruinen von Norba fand er im schmalen Schattenstreifen der cyklopischen Mauern andere Flüchtlinge gelagert. Ihre Wangen waren bleich, ihre Hände zitterten; sie bedurften erst langer Rast in der fieberfreien Luft der Verge, ehe sie Kraft gewannen, weiter zu ziehen. Und nun war Pio nahe am Ziel seiner Wanderung, und er fragte sich, ob sie denn nicht aus einer Nelterthat ein Kirchhofsgang geworden. Die abmahnenden Worte, welche die Flüchtlinge zu ihm gesprochen, tönten in seinem Ohr nach. Sollte er wirklich hinabsteigen in die Stadt des Todes, vielleicht um selber dort zu sterben in grauenvoller Einsamkeit als der letzte, der einzige Mensch zwischen stummen, kalten Mauern? Wenn er Niemand mehr dort unten fände, weder die Mutter, noch Jene, von welcher man so grauenhafte Tinge erzählt? Wenn da unten das Fieber ihn fasste, jäh und unwiderstehlich, so dass seine Kraft nicht einmal mehr reichte, fliehend die Felswand zu erklimmen? Lebenstrieb und zitternde Furcht umschnürten seine Brust; es war, als sträube sich sein Fuß, den schmalen Pfad zu betreten, der in kurzen Scklangenwindungen hinabliefe an dem sonnenüberbrüteten schroffen Fels. Da schreckte ihn selig ein Ton. Das Läuten eines Glückchens schwang sich mit dünnem Schall durch die heiße Luft empor. Man rief noch Fromme zum Gebet! Es gab noch Menschen, die sich zusammenthäten, Gott um Gnade anzuflehen, noch einem Priester, der am Altar die Messe las.

Pio kannte den Klang dieses Glöckleins wohl. Es hing im Thurm der kleinsten der sechs Kirchen der Stadt und hatte ihn oft gerufen, als er noch ein frommer Knabe war und seine hohe Stimme mit in den Gelang des Ehors luischen durfte. Daß das Glöcklein von Santa Maria Liberatrice sich gerade jetzt schwingend bewegte, war ihm ein Zeichen und ein Ruf.

Die letzten. <H3

So eindringlich und so bescheiden war der Ton, so ganz verschieden von dem pomphaften und dunklen Geläut der großen Kirchen.

Und neben Santa Maria Liberatrice stand das Haus seiner Mutter, ein zierlicher Palast mit einer Front von braunröthlich 'glasirten Steinplatten und romanischen Fensterbögen darin von feingedrehten Säulen. Fort und fort klang der schwingende Ton.

Pios Fuß glitt mehr als einmal aus auf ^dem schmalen Wege, von dem der karge Humus in Staub unter seinen Schritten zerbröckelte. Die Sonne brannte, und das kleine Barett mit der schwankenden Fasanenfeder daran, das Pio trug, gab seinem Angesicht keinen Schutz. Schwerer und dumpfer ward die Luft, je tiefer er stieg, und als er endlich am Fuß der Bergwand stand, war ihm, als sei er in einen Kessel voll heißer Dünste hineingekommen.

Mit mühsamen Schritten 'ging er an der Eitadelle vorbei, die hoch und trotzig, von Hellem Gestein gebaut und von Wassergräben nmgeben, den Eingang zur Stadt bewacht.

Aber kein Söldner der Gaetani streckte mehr eine Lanze vor und rief ein Halt; kein Pfortner grüßte den Ankommenden.

Hallend und fchaurig klang Pios Schritt auf dem glühenden Pflaster von Lavagestein.

Gleich hinter dein Thore an der Straße stand die Kirche, deren Glöcklein noch immer wimmernd zum Gebet rief.

Ihm war's, als ob eine Stimme ihm sage: geh hinein, wer am Leben ist, wird hier betend knien.

Er schritt die steinernen Stufen emvor und stieß die angelehnte Thür auf. Kühle Einsamkeit umfing ihn. Kein Neter kniete anf den grauen Marmorfliefen. Das Bild der heiligen Jungfrau sah mit dem Ausdrucke lieblicher Hilflosigkeit den Beschauer an. Ihr blauer Mantel umwallte sie, auf Wolken knieend betete sie. Ein Strahlenbündel, das durch das'c schon halb eingebrochene Dach gerade auf das Bild fiel, gab ihm freudigen Glanz. Der rufende helle Glockenton war verstummt, als das Geräusch der sich öffnenden Thür durch die Kirche wiederhallte.

Und nun klang der Schritt eines Menschen durch die Stille.

Pio erzitterte. Leichenblässe deckte seine Wangen. Er hatte den Tod und die Verlassenheit gefürchtet. Und nun rann ihm Schrecken durch die Adern, da er einen Menschen sehen sollte.

Hinter den, Altar kam er hervor, groß, hager, bleich, im Gewand der Dominicaner, schwarz und weiß.

„Pater Nenedictus," schrie Pio auf.

Der Priester umklammerte mit krallenden Fingern die Gitterkrönung.

Es schien, als fürchte er, zu fallen. Seine großen, lodernden Augen starrten den Angekommenen an.

»Ihr, Ihr," stammelte er.

<HH Iba Voy-Ld in liibeck,

Pio ging auf ihn zu und erfaßte feine herabhängende Linke.

„Aus Barmherzigkeit, um der heiligen Jungfrau willen, guter Pater," rief er, „gebt mir Kunde. Lebt meine Mutter noch? Ihr rieft Fromme zum Gebet? So ist es nicht wahr, daß Alle, Alle todt oder geflohen sind? Ihr lebt! Meine Mutter lebt! Sprecht, lebt auch Rita noch?"

Pater Benedictus neigte langsam das Haupt.

„Wir sind die Letzten," murmelte er. Pio taumelte zurück.

„Die Letzten," schrie er auf. „ Durch welches Wunder Gottes oder des Satans lebt Ihr denn?"

Pater Benedictus schlug die Augen empor. Sein Gesicht war steinern, keine heilige Verzückung lag darauf, als er leife sprach:

„Ich durch ein Wunder Gottes!"

„Wollt Ihr damit sagen, was mir auch die Anderen schon zuraunten: sie, sie durch die Hilfe des Satans!" rief Pio jammernd.

Er schlug seine Hände vor sein Angesicht. Der Priester sah ihn lauernd an.

„Warum seid Ihr hergekommen an diese verfluchte Stätte?" fragte er, ohne seine Stellung zu verändern und ohne daß in sein Angesicht ein Schein von Leben kam.

Pio löste die Hände von seinen Augen.

„Meine Mutter zu retten, hinwegzuführen, die Mutter und — Rita," sagte er heifer.

Im Auge des Priesters glomm ein heißer Strahl auf.

„So zögert nicht; Eure Mutter ist alt, und ich glaube, in diesen letzten Stunden hat das Fieber sie gefaßt. Aber Rita laßt nur hier. Ich bin bestellt, um diese verlorene Seele zu kämpfen bis zuletzt. Da sie mir die Thore ihres Hauses verschließt, rufe ich durch den Ton der Glocke ihr verstocktes Herz auf. Und da ich vorhin die Kirchenthür sich bewegen hörte, hoffte ich schon, sie sei erschienen, ihre Seele endlich der heiligen Jungfrau zu befehlen."

Pio warf sich in die Kniee und faltete die Hände.

„Heilige Jungfrau," rief er in Verzweiflung und Inbrunst, „gieb mir ein Zeichen. Was soll ich thun, und was soll ich glauben? Wie kann ich die Geliebte allein zurücklassen an dem Ort des Todes? Wie soll ich es glauben, daß sie, die Stolze, Edle, sich mit höllischen Künsten befaßt. Oh, hilf mir aus der Roth, heilige Jungfrau."

„Ihr Priester steht hier an ihrer Statt, mit Dir zu reden," sprach der Pater mit harter Stimme. „Deine Mutter sollst Du retten, Dich aber nicht nach ihr umsehen, der Deine ungemeinte Hand doch keine Rettung zu geben vermag. Denn ihr drohen nicht leibliche, ihr drohen geistige Gefahren. Noch einmal werde ich versuchen, sie zu erwecken, und wenn Gott meinem Wort die rechte Gewalt giebt, wird es mir gelingen. Ich werde ihr Absolution ertheilen und mit ihr hinwegziehen — Euch nach."

Die letzten. ^5

Pio bekreuzigte sich stumm. Dann stand er auf, wankend und bleich.

Der Priester sah ihn scharf an.

„Eilt Euch,“ sagte er. „Es möchte sonst auch für Euch zu spät werden.“

Pio ging durch die Kirche t>em Ausgang zu. Sein Schritt war unsicher, in seinem Hirn sauste und brauste es.

Mit trockener Gluth empfing ihn der Sonnenschein draußen.

Er tastete sich bis an das Haus seiner Mutter. Er pochte an die verschlossene Thür.

Grabesstille folgte dem dumpfen Widerhall seines Klopfens.

Noch einmal hob er die Faust und ließ sie schwer gegen die kunstvoll geschnitzte Eichenthür fallen.

Wieder blieb Alles stumm.

Auf den Lavasteinen der Straße brütete die Sonne, der helle Himmel sah auf die stumme Stadt herab. Rings die Häuserzeile hinauf und hinab verschlossene oder hohle Fenster. Aber nichts Lebendes außer einer blau-grün-goldigen Lacerte, die eben geräuschlos und blitzschnell über die Steine lief.

„Muttter!“ schrie Pio auf.

Er faul an der Thür in die Kniee, die Stirn gegen das harte Schnitzwerk gelehnt.

Der Ruf war im Hause gehört. Oben öffnete sich mit winzigem Spalt ein Fensterladen, und ein leiser Schrei erklang. Aber nicht mit greisenhaftem Ton, sondern von einer jungen, vollen Stimme.

Eine Minute nachher kamen eilige Füße drinnen gegen die Thür gelaufen, ein schmerer Riegel rasselte zurück, das Hausthor ging auf.

Vor dem knieenden Pio stand ein Weib, bleich, aber mit vollen Formen und runden Wangen. Ihr marmorner Hals hob sich aus dem gepufften und geschlitzten rothen Sammetleibchen, auf dem schönen Hals sah ein edles Haupt mit nächtigen Augen und schwarzein Haar. Ihre Hände, die sonst bedeckt wurden von den langen Aermeln, waren wie in» freudigen Schreck gefaltet. In die schweren rothen Sammetfalten ihres Kleiderocks hing vom Gürtel ein Rosenkranz hernieder.

„Rita,“ stammelte er und sah zu ihr empor, „Du hier — im Hause meiner Mutter!“

„Die Sterbende zu pflegen, seit dieser Nacht. Und die Tage vorher, um von der mir Versühnten Schutz zu empfangen,“ sprach Rita ernst. Sie neigte sich und half dem Ermatteten empor. Sie zog ihn in das Haus hinein und riegelte hinter ihm zu.

Und nun erst warf sie sich an seine Vrust. Nicht in Jubel, sondern im Gefühl, Trost und Erlösung gefunden zu haben.

„Ich wußte es. Du würdest kommen und uns holen! Das hat der Mutter und mir Kraft gegeben. Aber nun hat es die Mutter doch gefaßt — heut Nacht. Und sie ist zu alt, zu kraftlos. Ich kann ihr nicht helfen.“

^6 Ida V°y-LI> in lübeck,

Pio wich aus ihren Armen zurück. „Du kannst ihr nicht helfen? Kannst Du denu überhaupt Jemandem oder Dir selbst helfen? Gott — durch welche Kraft!?“

Rita lächelte schmerzlich.

„Haben Sie Dir schon das Märlein von meinen Zauberkünsten in's Ohr geraunt?“ fragte sie.

Er nickte und sah sie mit bangen Augen an.

Ihr Aufenthalt bei feiner Mutter — der Nofenkranz an ihrem Gürtel — ihr freies, stolzes Auge — das Alles sah nicht wie Zauberei widernatürlicher Art aus.

„Auch Pater Nenedictus ...“ stotterte er.

„Der Elende!“ rief sie, „was sagte er Dir?“

Pio wollte reden, allein nur ein stöhnender Laut drang von seinen trockenen Lippen.

Das Weib umsing ihn mit starkem Ann, sah mit scharfem Beobachterblick in feine Züge und faßte mit ihrer freien Hand nach seiner Linken.

„Laß mich trinken,“ stammelte er. Auf den Fliesen des Flurs stand in kupfernem Becken Wasser und lockte mit seinen: kühlen Duft den Verschmachtenden. Als er mit der Kraft, welche die Aussicht auf nahe Erquickung ihm gab, sich Rita entwand und auf das Necken zustürzte, ergriff sie mit einem Schrei seinen Ärmel und hielt ihn also zurück.

„Du tränkest den Tod. Komm, ich will Dich erquicken.“

Sie zog ihn fort und öffnete die Thür zu einem Gemach, vorn auf dem Flur. Sie schöpfte mit silbernem Becher aus einem irdenen Krug eine hellbräunliche Flüssigkeit.

„Trink,“ sprach sie hastig, „Anstrengung, Hitze und Durst haben Dich entkräftet. Dies wird Dich von dein Fieber bewahren.“

Er wich fchaudernd zurück, denn aus dem Becher stieg ein fremder, scharfer Geruch auf.

Da nahm sie das silberne Gefäß aus feiner Hand und fetzte es an die eigenen Lippen.

„Hast Tu nun den Muth?“ fragte sie bitter.

„Was ist das?“ fragte er und fah sie an.

„Der Teufelstrank, durch den ich lebe,“ rief sie. Dann faßte sie seine Hand, Liebe erstrahlte aus ihren Augen, und ihre Stimme redete eindringlich.

„Wirst Tu Deiner Rita glauben?“ fragte sie zärtlich, „wenn sie Dir sagt, daß es keiner Satanskunst bedurfte, um diesen Trank zu brauen? Du erinnerst Dich meines alten Oheims Guglielmo, der aus Indien heimkam, da wir noch Kinder waren? Er lag mit seinem Schiff in, Hafen von Porto d'Anzio, und voll von wunderbaren Schätzen war seine Kajüte. Erinnerst Du Dich jenes seltsamen Näumchens, welches er mitbrachte und vor dein Hause meiner Mutter einpflanzte? Es hatte lange, grangrüne Blätter und eine wunderliche Rinde, von der immer Fetzen, gleich einer Haut her-

Die letzten. ^?

nieder hingen. Eucalyptus nannte er den Baum, und meiner Mutter befahl er an, wenn das Fieber einen von uns erfasse, gekochtes Wasser auf eine Handvoll jener graugrünen Blätter zu gießen und nur davon zu trinken. Im Wasser säße das Fiebergift, und der Saft jener Blätter tödte es. In Indien kennen sie diese Wunder der Heilkunst besser als in unsere» Landen. Meine Mutter aber wagte aus Furcht nicht, zu thun, wie ihr geheißen worden. Sie starb am Fieber. Ich aber dachte, wenn der Tod doch unser aller Loos sein soll, kann ich nichts verlieren, wenn ich den fremden Trank genieße. Und siehe da, er hat mich gesund und blühend erhalten. Und wenn rings die Luft schwül und übel dunstend schien, wehte mich aus den Wipfeln meines Baumes ein balsamischer Athem an."

Sie reichte Pio, der ihr mit staunenden Augeu zusah, noch einmal den gefüllten Becher.

Er trank, obzwar ein heimliches Beben durch seine ermatteten Glieder rann.

Ein Gefühl der Erleichterung hob seine Brust, kühl und wohlig schien sein Blut durch die Adern zu gehen. Er wartete, es war gleichsam ein Horchen nach innen, ob nicht doch etwas Außerordentliches geschähe, ob sein Herzschlag ihm nicht stocke oder seine Sinne ihm nicht schwänden.

Aber es wuchs ihm nur die Frische und der Muth.

Aufleuchtend begegnete sein Auge dem wachsamen Blicke Ritas.

„Nun komm zn Deiner Mutter,“ malmte sie.

„Heilige Jungfrau,“ rief er erschreckt, „ich habe sie vergessen gehabt — um Dich — um —“

„Uni den Zweifel an mir,“ sagte sie mit verzeihendem Lächeln.

Er erfaßte ihre Hand. Zusammen stiegen sie die Treppe empor. Oben im verdunkelten Gemach konnte Pio erst Nichts erkennen. Von den steinernen Wänden sah die Malerei herab, mit welcher der Vater sie einst hatte schmücken lassen. Es standen die gewaltigen Eichenmöbel umher, Eredenz-schränke von riesigen Formen, bedachte Sitzbänke, Kirchenstühlen nicht un-ähnlich, hohe Lehnftühle mit vergoldeten! Leder.

Rita geleitete ihn zu einem Stuhl nach dein Fenster, welches von außen durch Läden verschlossen war. Durch schmale Ritzen spannen sich goldene Sonnenfäden in pfeilgeraden Linien herein.

„Mutter!“ rief er jammernd und fiel vor der Gestalt in die Kniee, die im Lehnstuhl lag. Ein greisenhaftes, bleiches Angesicht lehnte zwischen den sich aufbauchenden Falten eines rothen Kissens. Die Kniee waren mit einem Teppich bedeckt, die Füße auf einem hohen Schemel zusammengezogen. Die alte Frau öffnete die Augen und tastete mit schwacher Hand nach dem Lockenhaupt des Sohnes.

An den Grenzen des Todes wundert man sich nicht mehr. Sie war nicht erstaunt, ihren Sohn so plötzlich vor sich zu sehen.

„Meine Zeit war um, auch ohne das Fieber,“ flüsterte sie.

„Mutter, ich bin gekommen. Euch hinwegzuführen,“ sagte er.

IH8 Ida Voy-«> in tübeck.

„Nimin sie hinweg. Schütze sie vor dem Priester," sprach die Kranke mühsam. „Ich segne Euch — Rita hat mir vergeben."

„Oh, Mutter!" rief das Mädchen und kniete neben Pio vor ihr nieder.

„Laß uns versuchen, sie mit starken Armen hinaus und auf die Höhe zu bringen," flüsterte Pio.

Rita schüttelte leise das Haupt. Sie hatte den Tod so oft gesehen, sie muhte, wenn er so nahe war, daß man ihm seine Veute nicht mehr abjagen konnte.

Nicht unter ihren Händen, draußen in der quälenden Hitze, sollte die alte Frau sterben, wie so Mancher, der, den Todeskeim im Herzen, noch die Flucht versuchte und am Weg verging. Sanft und friedlich unter dem Dach ihrer Väter sollte sie von hinnen gehen.

Sie beteten still. Die Sterbende athmete kaum, sie hatte ihre letzten Kräfte verausgabt mit den Worten an ihren Sohn. Im dunklen Gemach herrschte feierliche Stille, die Staubfäden, welche in den feinen Sonnenstrahlen tanzten, schienen wie Noten freudigen Lebens, die hier einzudringen keine Macht hatten.

Da Hub mit einem Mal die wimmernde Glocke von Santa Maria Liberatrice wieder ihr mahnendes Geläut an.

Rita erbebt und lehnte ihre Schulter gegen die des Geliebten.

„Der Verruchte," flüsterte sie, „mit der heiligen Stimme kündet er mir sein unheiliges Begehrt."

„Pater Nenedictus?" fragte Pio, „auch die Mutter sprach, ich solle Dich vor ihm schützen. Vor dem heiligen Mann, an den: Gott ein so ficht«bares Wunder thut?"

Rita legte ihren Ann um Pios Nacken.

„Das Wunder ist der Diebstahl, den er allabendlich an den Blättern meines Baumes begeht," raunte sie; „er allein war so klug, zu glauben, daß meines Oheims Aussagen eine heilsame Wahrheit bedeuten möchten. Während er die Männer und Frauen von Ninfa glauben machte, mir stehe der Satan bei, errettete er sich heimlich gleich mir durch den Saft der wunderthätigen Eucalyptusblätter."

„Aber warum — warum so schändliche Heuchelei," stammelte Pio.

„Weil er nach mir verlangt in sündiger Lust," flüsterte sie.

Plötzlich warf sie ihre beiden Anne heftig um Pios Hals.

„Wenn Du nicht gekommen wärst! Wenn ich allein geblieben wäre in der schrecklichen Einsamkeit!" rief sie.

Erschauernd zog Pio sie fest an sich.

„Ich hätte ihn getödtet," flüstert sie tonlos, „erst ihn, dann mich."

Die rufende Glocke tönte fort und fort.

Ein schwerer Seufzer kam von den Lippen der Sterbenden, ihre Hände streckten sich erschlafft vor.

Die beiden jungen Leute gingen an laut zu beten.

vie letzten. ^9

Da schien es, als bewegten die Lippen der Mutter sich.

Pio sprang auf und legte sein horchendes Ohr an den Mund, der heiser Laute hervorbringen wollte. Endlich kam ein vernehmbarer:

„Fort — fort —“

Und dann nur noch ein unklares Murmeln.

Pio stieß den Fensterladen auf.

Vlit dem grellen Tageslicht zugleich kamen zudringlicher und Heller die Glockentöne herein.

„Heilige Jungfrau, erbarme Dich ihrer,“ betete Rita laut.

Pio stand und starrte in das melke, graue, verzerrte Gesicht seiner todtten Mutter. Dann siel er mit einem Weheruf vor ihr nieder.

Einige Minuten verrannen. Draußen erstarb das Geläut.

Rita richtete sich auf. Keine Thräne stand in ihren Augen, in dem Entsetzen dieser Zeit hatte sie das Weinen verlernt. Aber bleich war ihr Angesicht, und ihre Lippen bebten.

„Rufe den Priester,“ sagte sie mit fester Stimme, „daß er uns helfe, ihr eine Stätte bereiten.“

„Ihn —“ rief Pio und fuhr mit der Hand an seinen Degen, mit welchem er sich für die Wanderung bewaffnet gehabt.

Rita ging hinaus; vor der Schlafenden, obgleich ihr Ohr und Aug' für immer geschlossen war, mochte sie nicht reden. Droben an der Treppe sagte sie, Pios Blick schonend meidend:

„Begraben können wir sie nicht. Schon lange giebt es keine Todten-gräber. Wir wollen sie an kühler, dunkler, friedlicher Stelle betten. Der Priester soll sie weihen.“

„Der verruchte Mann . . .“

„Es ist doch ein gesalbter Priester des Herrn, und wir haben keinen anderen,“ sagte sie und bekreuzigte sich scheu.

Mit wankenden Knieen ging Pio hinab und hinaus. Aber ein Grauen ohne Gleichen hielt seinen Fuß auf der Schwelle fest. Die Häuser rings schienen ihm Gräber, und obschon es helle Nachmittagszeit war, dciuchte ihm, als wandelten Gespenster auf den leeren Gassen.

„Pater Benedictus!“ rief er laut.

Durch die todtliche Einsamkeit klang sein Ruf hallend wieder.

Die Kirchenthür öffnete sich, und der Priester kam hervor. Pio hatte unbewußt seine Waffe gezogen und hielt den entblößten Stahl in der Hand.

„Meine Mutter ist gestorben,“ sagte er rauh, „Du mußt helfen, daß wir bergen, was körperlich ist an ihr.“

„Steckt Eure Waffe bei,“ sprach der Pater höhnisch, „ich bin ein Mann des Friedens.“

Pio stieß den Degen in die Scheide und ließ den Priester voran gehen.

Da dieser des jungen Weibes ansichtig wurde, ging ein Zittern durch seine hohe Gestalt.

<50 Ida Voy»«d in lübeck. ^

Schweigend aber schritten die Drei an ihr schauriges Geschäft. Es war nicht die erste Todte, die Pater Venedictus und Rita also zusammen bargen. Aber seine Gedanken hatten in lechzender Ungeduld den Tag erwartet, wo sie die Letzte ehren und segnen würden.

An dem Tag waren sie allein auf der Welt, und Gott, der alle Bande der Menschlichkeit gelöst hatte an dieser verfluchten Statt, Gott hieß sie dann Eins weiden, den Priester und das Weib.

Fliehen wollte er dann mit ihr, die hilflos seiner Macht anHeim gegeben war.

Und nun war ein Anderer gekommen, der, den das Weib liebte.

Mechanisch murmelte Venedictus seine Gebete her, während er mit Pio die Todte hinabtrug in den tiefen, gruftartigen Keller des Hauses.

Rita ging ihnen voran, in der Rechten eine .Kerze tragend, deren gelbes Flämmchen im Zug flackerte; im linken Arm hatte sie grünes Gezweig, das sie mit raschen Händen dein Lorbeergestrüpp entrissen, welches im Hof des Haufes neben der kleinen Cisterne wuchs.

Im tiefsten Grunde des Kellers war ein Winkel durch eine schwere eiserne Thür abgetheilt, dort hatte Pios Vater in unsicheren Zeiten feine Schätze verborgen gehalten. Nun betteten sie die letzte Herrin des Haufes auf den steinigen Boden. Rita deckte die Gestalt mit den Zweigen der duftenden Lorbeeren und grub die Kerze zu ihren Häupten in eine Spalte zwischen zwei Fliesen.

Noch ein letztes stummes Gebet, und dann schlossen sie die Thür der wunderlichen Gruft, darinnen die.Kerze noch nicht erloschen sein mochte, wenn sie, die letzten Lebenden, schon weit hineingeflohen sein würden in die Berge.

Oben ergriff Pio die Hand der Geliebten.

„Pater Venedictus, Euer Geschäft ist noch nicht aus. Gott will nicht, daß die letzte Priesterthat, die Ihr hier ausüben sollt, eine Todtenweibe sei. Eine Ehe sollt Ihr noch einsegnen, zum Zeichen, daß aus allem Elend und aller Noth doch immer wieder freudig das Leben sich erhebt.“

Pater Venedictus fah den Sprechenden mit haßvollen Blicken an.

„Nein,“ sagte er fest, „diefe Ehe segne ich nicht ein, denn Eure Mutter war diesem Weibe feindlich.“

„Sie hat sich mir versöhnt und uns gesegnet!“ rief Rita heftig.

Pio drückte ihr stark die Hand.

„Geht voran, Priester,“ sprach er ruhig, „wir folgen Euch sogleich, wenn nur uns zur Flucht gerüstet haben.“

Pater Venedictus verließ das Haus. Schnell waren die Vorbereitungen zur Wanderung getroffen; die Schätze aus der Goldschmiede waren längst von den, ans den Abruzzen niederschweifenden Horden geraubt, das Wenige, was geblieben, ließ sich in einem Beutel forttragen, den Pio um die Hüfte gürtete. Mta verhüllte sich Haupt und Hals mit weißen Tüchern, und so konnten sie von dannen ziehen.

vie letzten. ^5^

Sie sprachen kein Wort. Das Entsetzen und der Graus schnürten ihnen die Kehlen zu.

Das Weib, das grauenvolle Zeiten mit Muth ertragen, fühlte nun, da das Ende und die Rettung gekommen war, all seine Kraft entweichen. Mit zagenden Schritten traten sie in die kleine Kirche.

Pater Venedictus stand mit verschränkten Armen hoch aufgerichtet vor dem Altar. Die Sonne war weiter gerückt und entsandte nicht mehr durch die Lücken im Dachstuhl verklärende Strahlen auf das Marienbild.

Ein bleiches Licht wehte in dein Raum, glanzlos, ohne Freudigkeit.

Pater Venedictus streckte die Rechte mit gespreizten Fingern weit vor gegen die Heranschreitenden.

„Zurück," sprach er, „ich verweigere Euch den Segen zu diesem Bunde."

„So wird sich in Rom ein Priester finden, der uns vermählt,"

rief Pio.

„Wohl, Rita, ziehe mit ihm, einer fahrenden Dirne gleich," lwhnte

Pater Venedictus, „wer weiß, ob's ihn dann noch in Rom gelüstet, die Kirche zu bemühen."

Rita hob das schöne Haupt und sah den Priester mit stolzer Verachtung an.

Da übermannte ihn seine Leidenschaft, und seiner Ohnmacht vergessend, stürzte er sich auf das Weib.

Ein Schrei, ein Aufblinken schneidenden Stahles — und Pater Venedictus taumelte zurück. Pios Degen hatte ihm eine tiefe, schmale Wunde spitz in den Oberann hinein gebohrt.

Sein Mund verzerrte sich, seine Augen flammten. Er war der Machtlose. Einer gegen Zwei!

Er stand, mit der Linken die Wunde am rechten Arm zusammen - greifend, seitwärts gegen den Altar gelehnt da und starrte die Beiden an.

Rita hatte sich in die Kniee geworfen, und mit erhobenen Armen, die Hände flehend gegen das Marienbildniß emporgestreckt, rief sie laut:

„8anta Hlaria I^dsi-alrloo, erbarme Dich unser. Befreie uns, Befreierin Du, von der Gewalt dieses Mannes, der nicht würdig ist. Dein Priester zu sein. Gieb mich dem Geliebten zum Weibe, segne Du uns selbst! Durch Deine Gnade laß uns Gatten werden, ohne den Segen aus dieses Priesters Mund."

Durch die Gewalt ihrer frommen Verzückung fortgerissen, fiel Pio neben ihr nieder.

Vereint, in noch erhöhter Inbrunst, erhoben sie die Stimmen:

„8»uta Naria I^idLi-gtrics, befreie uns aus dieser Roth. Segne uns, heilige Jungfrau!"

Und ihren Augen, die in Thränen fchwammen, und ihren Sinnen deren sie kaum mehr mächtig waren, spiegelte sich das Wunder vor.

552 Ida Voy»kd in lübeck.

Das liebliche Madonnengesicht schien zu lächeln, und aus den, blauen Mantel hob sich segnend die Hand; der gemalte Heiligenschein erglänzte wie in feuriger Glorie.

Rita stieß einen Jubelschrei aus. „Sie hat uns gesegnet! Ein Wunder, ein Wunder!“

In Demuth neigten sie die Stirn, fast bis zum Fliesenboden. Und als sie die Augen wieder erhoben, war das Licht und die Bewegung auf dem Bilde der heiligen Jungfrau wieder erloschen.

Pio stand auf.

„Komm, mein Weib,“ sprach er ernst, „durch die Gnade der heiligen Jungfrau mir anvermählt. Komm, daß wir in Sicherheit sind, ehe der Abend da ist.“

Langsam, noch von dein Schauer überirdischer Andacht und einer trunkenen Frömmigkeit erfüllt, folgte ihm Rita. Die Gegenwart des Priesters, der einem gefesselten Naubthiere gleich neben dem Altar kauerte, hatten sie vergessen.

Pio aber wandte sich in der Thür noch einmal um und erhob drohend die Faust.

Nun schritten sie den Weg dahin, den Pio vor wenig Stunden gekommen.

Die Sonne stand tiefer, und ihre gelbe Scheibe sank am weißlichen Himmel langsam herab zum reglosen Meer. Aber die Gluth war nicht abgemindert, nur weniger trocken erschien sie. Die Gräber um das Castell athmeten schwüle Düfte aus. Es war, als kämen aus den Rissen der verdorrten Erdschollen giftige Dünste empor, als stöbere ein häßlicher Geruch auf, wenn die Erdkrumen unter dem schreitenden Fuß zerstäubten.

Farblos und grau war das Bild der Ebene, wie am Mittag. Aber die Sumpfwälder der pontinischen Moräste, die im Südwesten die Küste abschlossen, leuchteten in kräftigeren, Grün, denn die Sonne beleuchtete sie jetzt seitwärts, ferne schulterte das wiehernde Brüllen eines Büffels durch die Lüfte.

Eine Stunde stiegen die beiden Wanderer mühsam an der steilen Felswand empor.

Da scholl wieder der Glockenton an ihr Ohr, der heut Mittag Pio wie himmlische Verheißung geklungen.

Sie hatten gerade die Höhe erreicht und standen nun schwer athmend über den schroffen Abhang.

In ihren schweren Gedanken waren die klagenden Glockentöne die rechte Musik.

Zu ihren Füßen lag die Stadt, darin sie geboren waren, die ihre glückliche Kindheit und die beiden ihrer jungen Liebe gesehen. Alles, was an Leben, Fleiß, Reichthum und Liebe darinnen gewohnt, war verdorben und verstorben.

Die letzten. ^53

Zierlich und vornehm war es anzuschauen, das reizende Ninfa von hier oben, wo die Entfernung den Verfall der Gebäude verhüllte.

Und war doch nur ein Grab, ein großes, fchauerliches Grab, auf dessen Stätte nie wieder Lebendiges sich heimisch fühlen konnte.

Jahre würden kommen und gehen, Jahrzehnte sich an Jahrzehnte reihen und zu Jahrhunderten werden.

Langsam würden die Dächer einsinken und die Mauern zerbröckeln, Räuberhände das Letzte hinwegtragen, was die Fliehenden zurückgelassen, endlich aber würde der Hauch des Todes, der über der Stätte schwebte, auch die Habgierigen fern halten. Die Stille des Friedhofs würde sich auf die Ruinen von Ninfa senken.

Und die Hand der Natur wird liebevoll den Friedhof schmücken.

Ueber die Trümmer wird sich grünes Gerank spinnen, in goldener Gluth wird gelbe Blumenfülle aus den Mauerspalten brechen, raunendes Schilf wird die stillen Wasser durchwachsen. Das Gespinnst von Blüten und kletternden Pflanzen wird den endlichen Verfall aufhalten, es wird schützend seine Arme legen um morsche Pfeiler und Gewölbe. Die ewig lachende Sonne wird die frommen Bilder schützen, und wenn neugierige Wanderer nach Jahrhunderten in die Kirchenieste dringen, wird ihnen fast unversehrt noch entgegen leuchten das Gnadenbild der Santa Maria Liberatrice.

Rita und Pio schreckten auf aus ihren schwermüthigen Träumen.

Der Glockenton da unten war jäh verstummt.

War der wilde Glöckner zusammengestürzt, ergriffen vom tödtlichen Fieber? War er entflohen vor der nahen, verderbenbringenden Nacht, um in ihr nicht als der Letzte in schauervoller Einsamkeit zu sterben?

Sie wußten es nicht und würden es auch nie erfahren.

„Gottes Gnade sei mit ihm,“ murmelte Pio und bekreuzigte sich.

Nun drang kein Laut mehr aus der Tiefe zu ihnen empor. Die Hand des Priesters, des letzten Lebenden in Ninfa, hatte der Stadt die Todtenglocke geläutet.

Rita warf sich in die Arme ihres Gatten und brach in Thränen aus.

„Komm,“ sagte er sanft, „wir wollen in den Ruinen von Norba rasten bis zun« Morgen. Und dann wollen wir muthig das Leben von vorn anfangen. Wir haben gesehen, daß die Liebe und der Muth selbst den Tod zu überwinden vermögen!“

Und sie schritten den waldigen Höhen zu, die sich von der Felsplatte weiter empor zogen.

Hinter ihnen versank im Abendschatten die verlassene Stadt. Die Schleier der Einsamkeit umspannen Paläste und Kirchen, und unter ihnen träumten ihre Ueberreste fort, von Jahrhundert zu Jahrhundert.

^^

N«rb und Süd. I.XX, 209. 11

Ida Boy-Gd.

von

Heinrich Oeweles.

— Prag. —

> war an einen« schönen Sommertage des Jahres 1883, als ich

die Frau kennen lernte, deren Schaffen mich in der Folge mit

großem und steigendem Interesse erfüllte, daß ich es gern und

dankbar unternehme, einige Seiten desselben zu kennzeichnen.

Wir waren von Darmstadt — Schriftsteller und solche, die es scheinen

wollen — auf die Bergstraße gezogen und wurden im Hof der Schloßruine

Auerbach mit einem ländlichen Fest begrüßt. Ter Zufall fügte es, daß ich an

dem schmalen, rohgezimmerten Tisch der schonen, stolzen Frau gegenüber zu

fitzen kam. Wir waren heiter und bester Dinge, bis ein Festredner, ein älterer

Herr, die Stimmung störte. Insofern nämlich, als ich darüber zu meinem

nächsten Nachbar eine Bemerkung machte, die meinem deutschösterreichischen

Demokratensinn uuerläßlich schien. Aber ich kam sehr schlecht an. Die

tiefgründigen Augen und der beredte Mnnd meines Gegenüber vernichteten

mich sofort, und erst auf dein Heimwege war es mir gestattet, mich in

einer längeren politischen Auseinandersetzung zu erholen. Und als dann an,

Abend im traulichen Kreise Dr. Goldbaum, der Wiener Publicist, mit edlem

Schwung das Wort der Deutschösterreicher führte, da half er nur, ohne es

zu wissen, zu vollständiger Verzeihung. Einige Wochen darauf erhielt ich ein

Buch, das den Titel führte: „Getrübtes Glück" von I. Noy-Ed, und das

in der Zueignung an Dr. Goldbaum sagte:

„Wir, die wir die Melancholie und Innigkeit Ihrer Rede mit auf-

flammenden Seelen erfaßten, wir fühlten wohl Alle, daß wir noch andere

Antwort zu geben hätten, als den warmen Händedruck und den hellen

Gläserklang, eine Antwort, welche Euch draußen fagt, daß, wie Ihr Euer

Wirten dein Deutschthum weiht, wir auch bereit sind. Euch das Beste hinzugeben, was wir vermögen. Was nun kann ein bescheidener junger Autor Anderes geben, als sein Buch, das ihm. so lange er ehrlich daran schuf, das Beste dünkte, was sein Kops und sein Herz vermöchte. Allen denen, welche in österreichischen, magyarischen und czechischen Landen deutsch sind, weihe ich es und lege es Ihnen, als dem damaligen Repräsentanten derselben, in die Hand."

In der Thatsache, wie in den Worten dieser Widmung liegt ungemein viel Charakteristisches für die Frau und für den Schriftsteller, was ich in all ihren späteren Werken, in ihrem ganzen Wesen, wie ich es nachher kennen lernte, bestätigt fand. Ida Boy-Ed ist keine Politikerin, sie will es nicht sein, weil sie Politik für eine Männerbeschäftigung hält; sie will den Frauen nur geben, was der Frauen ist. „Denn jede Frau," sagt Fanny Förster, die Heldin des gleichnamigen Romans, des besten, den Frau Boy-Ed geschrieben, „wird, wenn sie durch Verhältnisse gezwungen und durch Anlage befähigt ist, aus der Stille des Hauses herauszutreten, immer zuletzt irgendwo scheitern, und zwar nicht an Mangel von Verstand, sondern an Ueberschuß von Gefühl. Es kommt immer einmal eine Stunde, wo das Herz sie blind und ungerecht macht." Und weiter kennzeichnet sie sich in dieser Richtung mit Fanny Försters Worten: „Mein Patriotismus ist der eines Frauenzimmers. Ich liebe meinen Kaiser und sein Haus: meine Kasse ist allezeit offen für Zwecke, die der allgemeinen Wohlfahrt dienen. Und wenn Deutschland kleiner würde, möchte ich nicht mehr leben; aber die Regierungsgeschäfte von irgend einem Standpunkt rechts oder links zu bekritteln und zu verbessern, fühle ich mich nicht berufen."

Das Nergedorfer Kind, das mit zwölf Jahren nach Lübeck übersiedelt, dort, kaum herangewachsen, einen Großkaufmann heirathet und nun in hanseatischer Welt und Gesellschaft auch seine geistige Häuslichkeit einrichtet, kann nicht wohl anders denken und fühlen. Aus den angeführten Widmungsworten, wie aus dem Geständnis; Fanny Försters spricht eine, ich möchte sagen, schmerzliche Vaterlandsliebe. Aber die Widmung zeigt mehr. Sie verdankt, wie alles Beste, was Frauen und Künstler Ihun, ihre Entstehung einem augenblicklichen Impuls. Der nationale Gesichtskreis der Hanseatin hat sich mit einem Mal erweitert; mit der ihr eigenen Wahrhaftigkeit, die ihr Leben und Streben durchdringt, erkennt sie es und beeilt sich, es zu gestehen, nein, es zu verkünden.

So zeigt sie sich auch in der Folge. Wahrhaftigkeit spricht aus ihren Werken. Oft giebt sich in ihnen ein höher gespanntes, aber niemals ein falsches Gefühl kund; oft ein Ueberschwang, aber niemals eine Entstellung, Dichtung, aber nicht Erdichtung. So ist sie auch in ihrem Leben, soweit ich sie kennen gelernt habe, eine Fanatikerin der Wahrhaftigkeit, die im persönlichen Verkehr das eine Mal mit Wärme überstrahlt, das andere Mal mit Strenge abstößt, nicht nach Laune, sondern aus Erkenntniß, zunächst dem Impuls gehorchend und dann mit Besonnenheit und Vornehmheit

^56 Heinrich Iewele in f>rag.

nachprüfend, dann mit gleichmäßigem Herzen festhaltend oder leicht verwerfend.

Sie ist keine Politikerin und will keine fein — das erkennt man auch aus ihren Novellen und Romanen. Nicht um die Breite und Weite der Weltübersicht — wie Spielhagen sich ausdrückt — ist ihr zu thun, nicht um dem Jahrhundert und Körper der Zeit einen Abdruck feiner Gestalt zu zeigen. Ihr Geist hat sich mit einem Paufchalgefühl für das Große, Allgemeine abgefunden und geht nun liebevoll daran, sich in das befondere Schickal zu versenken. Im Sinne strengster ästhetischer Observanz sind daher alle ihre Romane eigentlich Novellen, wie es auch die Romane Maupassants, Marcel Prevosts, Bourgets und anderer Franzosen sind. Nur scheinbar macht ihr erster Roman, „Männer der Zeit," eine Ausnahme davon. Sie mag wohl die Absicht gehabt haben, ein Panorama des Elends aufzurollen. Im ersten Eapitel entwirft sie eine ergreifende Schilderung des Jammers in einer wändekahlen Stube, in der eine Mutter mit ihren vier Kindern zu dem Entschluß getrieben wird, sich und ihre Kinder durch den Tod vor dem Aeuffersten zu retten. Das Eapitel ist meisterhaft geschrieben, der Aufschrei eines von Menschenliebe erfüllten Herzens. Der älteste Knabe dieser vier Kinder wird gerettet, seine ganze Jugendzeit, wiewohl er in beste Hände kommt, liegt unter dem Druck der schrecklichen Katastrophe, in feinem Bußen stürmt es, er will die Welt ändern und bessern, und schließlich stellt es sich heraus, daß er gar kein Socialreformer, sondern ein Dichter, ein echter Dichter ist. Und fo, genau so geht es der Verfasserin. Offenbar aufgeregt durch den Vorfall, der an den Stätten der höchsten Eultur alltäglich geworden ist, greift sie mit pochendem Herzen und glühenden Wangen zur Feder, um die Welt aufzurufen; aber indem sie schreibt, verdichtet sich ihr Interesse von all den Armen und Elenden auf den Einen, vom Weltenschickal auf Menschenloos, der Zug ernster Gedanken wird durch die spielende Phantasie durchbrochen, die Herzen all ihrer jungen Menschen verlangen gebieterisch ihr Recht — aus dem Socialreformer ist ein Dichter geworden.

In allen späteren Werken ist sie schon unbeirrt, klar über sich selbst, über ihr Wollen und Können vorgegangen. Sie bleibt in der Welt des Herzens, in dem Milieu, das sie kennt. Sie ist vielgereist, sie ist in ganz Deutschland und Italien zu Hause; sie verkehrt als die reiche Hanseatin in den vornehmsten gesellschaftlichen Kreisen, als die Schriftstellerin von Beruf und Ruf ist sie in der Gesellschaft der Schriftsteller, in den Werkstätten der Maler heimfch. Aus diesen Sphären greift sie ihre Menschen heraus, die Verhältnisse, die Sprache und Denkweise dieser Leute zeichnet sie mit den sichersten Strichen.

Stellen wir einmal diese Werke der Reihe nach vor uns auf. Das erste ist die Novellensammlung „Ein Tropfen" (1882). Dieser folgt „Ge» trübtes Glück" [zwei Novellen 1884], „Männer der Zeit" (Roman in

Id» s«y-<e>. — ^5?

3 Bänden (1885), „Seine Schuld" (Roman in 2 Bänden 1885), „Dornenkronen" (Roman 1886), „Masken" (Roman 1886), „Abgründe des Lebens" (drei Novellen 1887), „Die Unversuchten" (Roman 1887), „Ich" (Roman 1888), „Fanny Förster" (Roman 1889), „Aus Tantalus Geschlecht" (Roman in 2 Bänden 1890), „Nicht im Geleise" (Roman in 2 Bänden 1890), „Ein Kind" (Novelle 1892), „Malergeschichten (Psychologische Studien 1892), „Empor" (Roman 1892), „Rahel und Lea" (Roman 1893), „Sieben Schwerter" (Roman 1894), „Sturm" (drei Novellen 1894), „Werde zum Weibe" (Roman 1894).

Eine imposante Reihe für eine Frau, die eben vierzig Jahre alt geworden ist, der es nicht ohne Kämpfe möglich wurde, sich der Feder zu widmen, und die dabei nicht nur Zeit findet, eine hingebungsvolle Mutter und eifrige Hausfrau zu fein, sondern auch mittendrin im Kunstleben ihrer Stadt zu stecken, Berichte über Theater und Musik zu schreiben, die von glücklichstem Einfluß für Lübeck sind und nicht wenig dazu beitragen, daß die etwas abseits oder mehr für sich gelegene Hansastadt in den regen Zug deutschen Geistes wieder mit lebhafterer Färbung eintritt.

Ida Boy-Ed behandelt in jedem Roman, in jeder Novelle eine Herzensfrage. In ihrem Stoffe, in der „ungewöhnlichen Begebenheit", die sie erzählt, offenbart sie eben so viel Anschauung als Phantasie; aber der Roman als solcher ist ihr Nebensache, und damit erhebt sie sich über die Fülle weiblicher und männlicher Erzähler: sie macht die psychologische Realistik familienblattfähig. Ihre Probleme liegen nicht auf der Hand, vielmehr rühren sie an das Geheimste und Heikelste; aber sie versteht es durch das Tactgefühl der Frau, das sich mit der Kunst des Schriftstellers verbindet, auch keuschen Ohren Alles zu sagen, was in der deutschen Sprache oft nicht leicht ist. Der Roman ist ihr der Rahmen für den zu untersuchenden Charakter, das Beispiel für die These, die sie aufstellt. Fast alle ihre Romane haben ein deutlich ausgesprochenes Programm, ohne daß sie im Geringsten lehrhaft wären.

In dem Roman „Masken" läßt sie ihren Helden sagen: „Man trifft in der Gesellschaft keinen Mann und kein Weib mehr, die nicht eine Maske tragen. Und mehr noch, sie, die selbst zu unfrei oder zu häßlich sind, um sich ohne Maske zu zeigen, sie verbieten es auch Anderen, natürlich zu sein, sie verbieten es entweder durch Verleumdung oder durch Unglauben. Durch Verleumdung, indem sie dem freien Gesicht, der ehrlichen Gestalt allerlei Makel anheften; durch Unglauben, indem sie achselzuckend die Natur des Andern für eine Maske nehmen, hinter der sich das als Fehler birgt, was die Maske als angenehme Eigenschaft zeigt. Naive Wahrhaftigkeit erscheint ihnen als unweibliche Impertinenz, frohe Lebenslust als gierige Vergnügungswuth, ein heiteres Lachen als Berechnung, um schöne Zähne zu zeigen. Ja, die Lebensumstände, an denen die Person selbst doch unschuldig ist, weiden ihr als Verbrechen angerechnet: ein alleinstehendes Weib, mit oder

^58 Heiniich Tewelez in f>rag,

ohne Duenna, verwittwet, geschieden, unvermählt, erscheint ihnen » pi-iori abenteuerlich, — und sogar an die Schönheit glaubt man nicht . . ." „Dornenkronen" erläutert sie in einer Art Selbstbekenntnis;: „Wir, die wir in der Schönheit und Poesie unsere Arbeit haben, sollen nicht glücklich sein. All die stolzen Wonnen, welche wir in seligen Schöpfermomenten oder wenn der Beifall zu uns dringt, erleben, all die Wonnen müssen wir mit tausend Bitternissen bezahlen. Wir sind mehr als andere Menschen den Stürmen der Leidenschaft ausgesetzt, wir straucheln vielleicht öfter, denn der Dämon Augenblick hat viel Gemalt über uns. Aber Eins kann und soll uns in jeder Lebenslage Adel verleihen: das unerschütterliche Festhalten und Emporklimmen an dem Panier unseres Berufs. Und wo schon wir Männer schwer an der Goldlast des Genies tragen, wie unsagbar viel schwieriger muß sie für Euch Frauen sein. Einer hat Euch verstanden, und der sagt: „Viel Kronen giebt es, dunlle, dornenvolle.

Die Gott den Kindern dies« Erbe lieh;

Die schwerste doch, mit der der Herr im Grolle

Ein Weibeshllupi bekränzt, ist das — Genie."

In einer ihrer ersten Novellen, „Die Gewaltigste," erscheint ihr auch in Herzensfragen die Pflicht nicht nur über der Liebe stehend, sondern sie auch ersetzend. Gleich in den Anfangsätzen dieser Novelle stellt sie das Verhältnis; fest: „Pflicht ist die Unfreiheit unseres Willens in einer bestimmten überkommenen oder freigewählten Lebenslage. Nur die Liebe befähigt einen Menschen, die Unfreiheit freudig zu ertragen; glücklich also die, welche ihre Pflichten mit Liebe erfüllen können, elend die, welche sie ohne Liebe erfüllen müssen — am elendsten aber die, welche ihre Pflicht gar nicht erfüllen. Ein täglicher Aufwand von moralischer Kraft ist oft ein größeres Heldenthum, als die rohe Tugend des Muthes, der, auf das Bewußtsein physischer Kräfte gestützt, in gefährlichen Augenblicken scheinbar übermenschlich Großes leistet; aber es ist ein stilleres Heldenthum, meist gar ein unerkanntes, doch nie ein unbelohntes. Denn die Pflicht segnet mit heimlichem Segen, die ihr dienen, sie, die ehern Schreitende, die Unerbittliche, die Erhabene, die Gewaltige . . ."

Wie sie dieses Gesetz der Pflicht in diesem und in anderen Werken aufstellt und verficht, so geht sie in's Allgemeinere in ihrem Romane „Ich", wo der schrankenlosen Ichsucht des Bankiers Gustav Mesmer und seiner Frau die pflichtgemäße Arbeit und Aufopferung seines Bruders Albert gegenübergestellt werden. „Euer Ich ist der Gott, um dm Ihr tanzt. Man sagt Einein von Euch: ‚Opfre Etwas!' und er schreit: ‚Ich nicht, der Andere kann Opfer bringen! für mich das Vergnügen, die Sorglosigkeit, der Reichthum, die Freiheit, die heimliche Sünde — ich, ich, ich will leben auf einem großen und bequemen Platz!' Das ist Eure Begierde, Euer Streben, Eure Moral! Und wenn der wilde Tanz zu Ende ist, am Rand des Abgrunds, so giebt es keinen Halt! Der Götze hilft Euch nicht, er

Ida Voy-Ld. ^5Z

sitzt ja in, nicht außer Euch; er fällt mit! Und in der Tiefe Eures Falles wird eine ungeheure Leere und Nüstheit um Euch fein, denn die, welche nur ihrem Ich dienen, haben im Elend keine Freunde!" — Ein vornehmes Meisterstück realistischer Schilderung ist, wie wir bei dieser Gelegenheit bemerken wollen, in dem genannten Roman das Sterben der Frau, die aus Verzweiflung über den Nankbruch ihres Mannes einen Selbstmord begeht, indem sie Atrovin nimmt, das sie fönst zur unnatürlichen Vergrößerung ihrer Augensterne verwendet hat.

Auch in einem anderen, früheren Roman, „Seine Schuld“, ist es die kleinliche Form der Ichsucht, die Eitelkeit, welche den edel angelegten Helden Verderben über die bringen läßt, die er liebt. „Wer die leere, gierige Eitelkeit in seinem ganzen Herzen fühlt, gehe hin in eine Wüste, denn er ist unter den Menschen ein Todter, unter Arbeitenden ein Zerstörer, unter Warmen ein Gletscher.“

Von der künstlerischen Behandlung solcher allgemeinen ethischen Gesetze schreitet Ida Bon-Ed zur Vertiefung in die Einzel-Seele, zur Löfung von ganz individuellen Problemen des Herzens empor, denen sie durch ihre scharfe Beobachtung und durch oft packende Wahrheit, die den Beweis liefert, daß sie in fremder Seele so gut zu lesen versteht, wie in der eigenen, allgemeine Giltigkeit verleiht. In der großen Zahl ihrer Novellen und Romane entwickelt sie eine erstaunliche Anzahl von Fällen; in der subtilen Verfolgung aller Querzüge menschlicher Regungen erreicht sie ihren höchsten künstlerischen Stand.

Da ist der „alte Randolph“, dessen Altersschwäche mit selbstentäußernder Kindesliebe gezeichnet wird (die Novelle ist von Paul Heyse in den Novellenschatz aufgenommen worden); da sind, um nur eine aus den sieben psychologischen Malergeschichten zu erwähnen, Erik und Theresa, die sich lieben und doch aneinander vorbeigehen, weil Beide, schon einmal getäuscht, nicht den Muth haben, an die Wahrheit und Kraft ihrer Liebe zu glauben; da ist Eggestorf (in der Novellenfammlung „Sturm“), der nach dem Tode seiner geliebten Frau die niederfchmetternde Entdeckung von ihrer Untreue macht und nun nicht weiß, welcher von den drei Söhnen ihm fremd ist; da ist Annn Bewer, die alte Jungfer (im Roman „Empor“), die ihr Geschick in folgender Klage darlegt: „Wer mir das Leben mit feinen Ungerechtigkeiten erklären wollte! Wer mir sagen, woher die Menschen das Recht zu ihren Grausamkeiten hernehmen! Die Liebe heißt es, die große Leidenschaft, ist das Erhabenste und Höchste unter der Sonne. Im Theater weinen sie über Medea und Sappho und Brunhild, und seit es Menschen giebt, giebt es eine Dichtung, welche das unglücklich liebende Weib verklärt und Thränen für sie findet. Aber im Leben, in der harten, poesie« und mitleidslofen Wirklichkeit lastet der Fluch der Lächerlichkeit auf dem vergeblichen Empfinden. Das Herz, das sich in hoffnungsloser Leidenschaft verzehrt, wird verspottet, und nur vielleicht der Jugend, der Schönheit und

^60 Heinrich Teweles in Prag.

dem Reichthum werden mildernde Umstände zugebilligt. Wenn die Welt wüßte, daß Anny Bewer, die arme, alternde Anny Bewer, ihre Nächte durchzittert vor Verlangen ..."

In der Novelle „Das Kind“ gerät!) der Mann in einen grausamen Zwiespalt zwischen Liebe und ihrem naturgesetzlichen Zweck; die „Unversuchten“ (in dem gleichnamigen Roman), die Gräfin Allmer und ihre Schwester Fanny verstehen nicht, daß die Liebe Alles verzeiht und Alles überwindet, was aus Liebe gesündigt war, und haben nie Erbarmen und Vergebung für die Leiden und Fehler eines Lebens, weil sie nie in Versuchung waren, weil sie nie „Geschichte in sich erlebt, Erschütterungen, weite lange Traurigkeiten, blitzartige Beglückungen.“ Da sind Alfred und Gerda, die „Nicht im Geleise“ bleiben, zwei Menschen, die nicht ohne einander leben können und die es doch nicht verstehen, nicht einander zu leben. Tragisch erscheint ihr die Liebe der reifen Frau, deren Herz weicherer und mächtigerer Empfindungen fähig ist und die schließlich doch — sei es aus eigener Wahl und Erkenntniß, sei es durch den grausamen Zwang des natürlichen Entwicklungsganges — hinter dem jungen Mädchen zurückstehen muß. Eine solche Frau ist Marianne in der Erzählung „Ein Tropfen“, ist die Comtesse Hanna Sliko in „Seine Schuld“, Lydia in den „Unversuchten“, Medora in „Männer der Zeit“, insbesondere aber Fanny Förster. Hier in dieser Gestalt wirkt die Tragik an« stärksten und reinsten, weil Fanny Förster eine durch und durch harmonische, kerngesunde Natur ist, keinen Tropfen Sentimentalität in» Blut, ohne die gereizten Nerven der Uebercultur.

Mit dem Reichthum an Charakteren und Schicksalen, mit der Fülle der Phantasie verbindet sich in den Werken unserer Schriftstellerin eine Menge von Beobachtungen und treffenden Worten, die in jedem Capitel eingestreut sind. Wir wollen uns auf einige wenige Beispiele beschränken. In „Empor“ warnt sie vor dem Leichtsinne des Wortes, „an dein von hundert Menschen neunzig kranken. Getragen von einer zornigen oder ungeduldigen Stimmung, von einer häßlichen oder liebevollen Aufwallung, entflieht vielleicht ein böses oder ein gutes Wort den Lippen. Es verweht wie der Wind, es ist schon vergessen, fast ehe es erklang. Es war nicht so böse, und es war nicht so gut gemeint.“ Ein scharfer Vorwurf trifft die Indiskretion der Männer, die diesen Fehler so gern als weiblich bezeichnen: „Gab es einen Mann, der einmal nicht indiscret wurde über ein Weib, das ihm nahe stand? Dieses verächtliche Laster ist ein Fluch des starken Geschlechtes. Ein Mann nimmt das ganze Herz, das ganze Leben, die ganze Ehre einer Frau als Opfer an, und bei irgend einer Gelegenheit verräth er sie dafür an einen guten Freund, eine gute Freundin, an eine neue Liebe. Ein Mann begreift nie, daß sein Lieben, ob vor oder in der Ehe, ein Theil auch seiner eigenen Seele ist, den er Niemand preisgeben darf, nicht einmal seiner Mutter. Und wie bezeichnend: das älteste

Id» Voy.LI», ^β^

deutsche Heldenlied weiß vom Necken Siegfried schon das Gleiche zu erzählen. Dieser Held und Mann, den zahllose Monumentaldichtungen preisen — er geht hin und verräth das Weib, das er besessen, an ein anderes Weib — verräth es im Laster der Indiscretion, welche ein schlimmerer Verrath ist, als der durch physische Treulosigkeit" („Eine Tragödie"). Zur Ehrenrettung Siegfrieds — nicht der anderen Männer — müssen wir dagegen einwenden, daß Brunhild sich ihm ja nicht in Liebe hingegeben hat. Bemerkungen über die Frauen finden sich besonders reich in „Fanny Förster". Sie warnt die Frauen in der socialen Bethätigung davor, daß sie „die Pflicht, zu begreifen", nicht verwechseln mit der „Pflicht, zuzugreifen"; „es giebt Schwächen, welche einem Weibe besser stehen, als starre Tugend"; „der Wahn, nicht verstanden zu sein, ist bei den jungen Frauen ein Durchgangsstadium, wie bei den Kindern das Ausfallen der Milchzähne. Zum Durchbeißen der härteren Lebenskost wächst dann ein neues Gebiß"; „der größte Reichthum aller Lebensempfindungen überwältigt die Frau, wenn sie hört, daß sie geliebt wird, dieser Augenblick erhebt sie zur Königin der Schöpfung und reicht ihr immer wieder die Krone der Jungfräulichkeit zurück." Wenn auch der moderne Mensch stets der Mittelpunkt ihrer Erzählung ist und der Fluß derselben zuweilen eine pathetisch sentimentöse Färbung annimmt, vergißt sie doch niemals den Zusammenhang mit der Umgebung und malt oft Stimmungs- und Naturbilder von realistischem Zauber. So in „Seine Schuld" die Heimkehr Herberts in die kleine Provinzstadt, in der seine Mutter gestorben, oder in „Ich" die Todespracht des Herbstes im Berliner Thiergarten, oder den Mondaufgang im Flachland in „Fanny Fürster" oder den Abend in der Weltstadt in „Exvropriirt". Und nicht minder kommt auch in tragischen Erzählungen der Humor zu seinem Recht; mit inniger Freude blickt sie immer wieder in die Kinderseele, mit lebenswürdiger Ueberlegenheit zeichnet sie den jungen Offizier in den „Unversuchten", mit treffender Charakteristik den Blaustrumpf Lucy von Grävenitz in „Fanny Fürster", die Romanschreiberin, die in der Schrift wagt, was ihr das Leben versagt hat, und die gern Anderen zu Nothman verhilfen möchte, welche sie selbst nie erleben konnte. Was für Prachtmenschen sind in „Seine Schuld" der Maler Stephan, die bezwingend natürliche Lilly, der alte Atelierdiener Möhling, ein würdiges Seitenstück zu dem „Bär mit sieben Sinnen" in Spielhagens „Hammer und Amboß". Indem wir unseren Versuch über einen unserer besten Erzähler hier abschließen, freuen wir uns, damit nur ein Denkzeichen auf die Höhe gesetzt zu haben, welche Ida Noy-Ed heute erreicht hat. Sie steht in der Vollkraft ihres raschen Schaffens, jedes ihrer Werke wirbt ihrer Kunst, der reichen Phantasie, dem Glanz ihrer Sprache, der Tiefe ihrer Empfindung neue Anerkennung, und sie gehört zu den wenigen modernen Schriftstellern, die dem litterarischen Deutschland auch in der Fremde Geltung erringen helfen.

Italienische Skizzen.

von

Alexander SwientlchowMN.

— walschau. —

(Cch!utz.>

VII.

Das italienische Rom.

Unter den sieben Hügeln des alten Roms ist dem guirinalischen die geringste Rolle zugefallen. Das Schicksal hat ihm nun diese Zurücksetzung entgolten, denn heute bildet gerade er die Hauptkuppel des italienischen Einheitsgebäudes. Der apostolische Palast, wo die Päpste ihren Sitz hatten und die Cardinäle die Papstwahl vornahmen, ist nunmehr zum Königsschlosse umgebildet; von seinem Balkon aus werden wahrscheinlich nie mehr die Nachfolger Petri, sondern eher Victor Emanuels Nachfolger dem Volke verkündigt werden. Das Königsschloß ist ein oblonges, ziemlich einfaches Gebäude, welches durch sein Aeüßeres und seine Umgebung einen Monarchen vennuthen läßt, der den Lurus nicht liebt und nicht durch Schrecken regiert. In der That, wenn nur aus dem Volke denjenigen Theil ausschließen, welcher aufrichtig oder auch nur scheinbar fanatisirt ist, so werden wir auf Schritt und Tritt wahrnehmen, daß dieses Volt die königliche Familie wirklich liebt: den König wegen seiner Nachgiebigkeit in konstitutioneller Beziehuug, die Königin ob ihrer Sanftmut!), und ihren Sohn wegen feiner Höflichkeit. Ich habe wiederholt gesehen, wie der blutjunge Thronfolger mit Hast im Wagen den Hut herabzog, um für die ihm geltenden Grüße nicht zu spät zu danken. Trotz des Vorfalls mit jenen Verrückten, der ein Attentat auf das Leben des unschuldigen *) Aus dem Polnischen von Malwina Posnei-Gllisein.

Italienische 5ki;;en. ^62

Humbert versuchte, trotz der tobenden revolutionären Agitationen, erfreut sich das Königspaar einer allgemeinen Sympathie und Sicherheit. Wäre jener Passanante keine Ausnahme, so würde es Margarethe nicht wagen, während der Armeeervue im Wagen unter den Volksmassen zu bleiben, ohne sich durch ein bewaffnetes Schutzgeleit von der Menge trennen zu lassen. Ich trat mit den Anderen näher und sah in ihr Antlitz: ein aufrichtiges Lächeln glitt über das schöne Gesicht. Tasselbe Lächeln gewährte ich unter dem buschigen Schnurrbarte des Königs Humbert. Glückliche Völker, deren Monarchen friedlich lächeln; und obschon allgemein behauptet wird, daß die leisen Stimmen der Gefühle der Unterthanen zum Throne nicht emporsteigen, so glaube ich dennoch, daß der Thron alle diese Laute vernimmt, welche Zufriedenheit in der Luft erzittern läßt. Vor dem Quirinale befinden sich zwei antike Gruppen: Pferde, durch zwei Kraftmenschen gebändigt. Das war ein treffliches Symbol für die päpstliche Regierung, für die heutige — ist es jedoch ein Anachronismus. Sonderbar erscheint mir diese Widerspenstigkeit des italienischen Republicanismus, der, nachdem er die Zügel aus der Hand der Monarchie gerissen hat, nunmehr frei einherrast, nur dann haltend, wenn es gilt, einen aus dem Sattel geworfenen Reiter zu zerstampfen. Worum geht es ihnen eigentlich? Wirklich, nur um ein Wort, um die Umtaufung des „Königthums“ auf „Republik“. Denn kein Präsident kann in seinen Rechten mehr Einschränkungen erfahren, als der König von Italien. Wie immer auch der Titel klingt — das ist das Wenigste. Würde der Aufklärungsminister „Papst“ heißen, wir wären ja alle Papisten. Und wenn wir sogar der Besorgniß der Republikaner um die Zukunft Rücksicht zollen, um die Zukunft, in der vielleicht die bisher schlichte Krone Italiens auf Kosten der Constitution sich reicher mit Macht wird ausstatten wollen, auch dann müßten wir einsehen, daß die Krone vom Haupte des Anführers während des Kampfes gegen den gemeinschaftlichen Feind herabzunehmen, wenigstens — Mangel an Ueberlegung ist.

Er muß auch manch' traurige Stunde haben, Humbert, insbesondere dann, wenn er von den Fenstern seines Schlosses auf die Mauern des Vaticans schaut, auf diesen Keil, der, gerade in das Herz Italiens eingetrieben, dasselbe immermährend spaltet. Rom ist des Königs Residenz, und dennoch muß er sie mit einem gefährlichen Prätendenten theilen und darf daselbst keinen fremden Monarchen aufnehmen. Es ist bekannt, daß der österreichische Kaiser bis zur Stunde seinen Nachbar nicht besucht hat um gleichzeitig, der politischen Etikette zufolge, dieses Nachbars Gegner nicht besuchen zu müssen. Das sind jedoch Nothwendigkeiten, die nur Menschen, welche die Resultate des sich vollziehenden Wechsels nicht abwarten wollen, unwillig machen können. Wenn Italien in Zukunft den Weg, der sich heute als allein wahrscheinlich darstellt, geht und wenn Europa zu neuen Kreuzzügen nicht aufbricht, so werden die Nachfolger Pius' IX. ihre

^6H Alexander Lwientochowski in Warschau,
Unfehlbarkeit vergessen, und indem sie den Fehler ihres Vorgängers: den
Drang nach weltlicher Herrschaft, verbessern, die Komödie der „freiwilligen
Gefangenen“ aufgeben. Noch lange werden sie in dem Wahne verharren,
daß der Vatican ihre St. Helena-Insel, sie selbst die Napoleone der
katholischen Armee und die Könige von Italien Hudson Lowes Iseien;
nach und nach werden sie jedoch begreifen, daß sie nur Fürsten eines reli-
giösen Monaco sind, welche Gewinnste aus dem Roulettespiel der europäischen
Diplomaten ziehen. Wenn ich Humbert märe, wenn ich die Sorge um
meinen Sohn und seine Nachkommen im Herzen trüge, ich würde mir sagen:
„Ich schwimme nicht gegen den Strom, jene da werden ihn nicht zurück-
halten; unser Aller Lebensschiff wird von dem Zeitstrome getragen, und
wenn dieses Italiens letzten König in die Fluth wirft, so wird es an seiner
Statt keinen Papst aufnehmen, denn dieser schwimmt in einer entgegen-
gesetzten Richtung.“ — Italiens Thron kann stürzen, doch nicht, um dem
päpstlichen Throne den Platz zu räumen; Rom kann ohne Monarchen bleiben,
doch dem Vatican wendet es sich nicht mehr zu. Das Sprichwort: kein
Prophet gilt in seinem Lande findet hier eine ganz besondere Be-
stätigung. Denn während der Papst außerhalb der italienischen Grenze
die Würde des Stellvertreters Gottes noch behalten hat, ist er bereits in
Rom nichts mehr — als Mensch. Diese Thatsache hat Bismarck klar auf-
gefaßt, denn als man ihm die Unannehmlichkeiten vorstellte, die entstehen
könnten, in» Falle Leo XIII. nach Deutschland übersiedeln würde, äußerte
er: „Im Gegentheil, wenn ihn unsere Katholiken von der Nähe sehen und
sich überzeugen werden, daß er wie andere Leute ist, daß er schläft, ißt,
raucht, niest, hustet, — so werden sie in ihrem Eifer nachlassen und uns
nicht mehr so heftigen Widerstand leisten!“ — Das ist richtig. Die
moralische Größe des Menschen unterliegt ganz anderen optischen Gesetzen,
als die physische: die Entfernung läßt sie größer scheinen.
Die Umgestaltung des päpstlichen Roms in ein italienisches Rom geht
nicht mit solcher Grausamkeit vor sich, wie die Umänderung der alten Roma.
Die Municipalität hat die unzähligen apostolischen Inschriften auf den
öffentlichen Gebäuden unversehrt gelassen. Diese Toleranz, die doch stets
das Kennzeichen der Kraft ist, gefällt mir gut. Sie bezeugt, daß die Sieger
an den Besiegten weder Rache üben, noch dieselben durch Gemaltthaten zu
vollständiger Ergebung zwingen wollen, sondern das Endresultat des
Kampfes einer freien Reibung der Elemente überlassen. Die Regierung
ist sicher, daß die Zeit die päpstlichen Zeichen von den Mauern wegwaschen
wird, und deshalb schneidet sie dieselben heute nicht aus. Ich habe Rom
zu der Zeit, da die Cardinäle daselbst regierten, nicht gesehen; indem ich
jedoch die Beschreibungen von ehemals mit seiner heutigen Physiognomie
vergleiche, glaube ich, daß es sich gründlich gewaschen, gereinigt und um-
gekleidet hat. Auch heute noch sieht man den Tiber entlang Bilder von Un-
fläthigkeit, bis heute giebt es noch Straßen, die unsere Nase beleidigen.

Italienisch« Lkizzen. I.65

doch giebt es auch Viertel, die sich ganz nach europäischem Brauch gestaltet haben. Am schmucksten ist der sogenannte Fremdenbezirk, in der Gegend des „spanischen Platzes“ und des Eorso. Der Eorso — wer wünscht nicht wenigstens ein Mal im Leben, den Earneval von Rom zu sehen, diesen Carneval, welcher in brausenden Fluthen in diesem berühmten Bette dahinstürzt! Ich habe diesem Faschingsfeste nicht beigewohnt und bewundere auch seine Arena nicht. Denn derartige Straßen findet man in jeder größeren Stadt, welche große Gebäude und viel Ladenfenster besitzt. Diesen Fensterausstellungen geht aber der Hauptschmuck: schöne, originelle Localfabrikate, gänzlich ab. Neapel hat Korallen, Florenz und Venedig Mosaiken, Rom hat nichts Eigenes und zehrt von fremden Einfällen. Seine verschiedenartigsten „i-icorcla“ werden überall gefertigt.

Einem reißenden, breiten Strome gleich, mündet der Eorso in den schönen Volksplatz, in dessen Mitte der in Heliopolis gestohlene, durch das Kreuz getaufte Obelisk sich erhebt. Eine Seite dieses Platzes ist von dem terrassenartigen Garten Pincio umgrenzt, welcher eine anmuthige Stätte zum Ruhen, Träumen und zur Betrachtung der Stadt bietet. Die Kuppeln, Thürme und Gipfel spielen wunderbar in dem Scheine des hellen Himmels.

„Rom,“ sagt H. Dame, „ist dem Atelier eines alten, ungekämmten Künstlers ähnlich, der seinerzeit genial war, sich heute mit Unternehmern in den Haaren liegt und nicht, geziert wie die unseren, an Erfolg denkt und mit seiner Stellung prahlt. Er hat fallit gemacht, die Gläubiger haben sich wiederholt die Möbel aus seiner Wohnung geholt, aber die Wände konnten sie nicht nehmen und ließen an denselben viele kostbare Objecte zurück. Heute lebt er von den Resten, dient als Cicerone, steckt die Trinkgelder ein und verachtet ein wenig die Reichen, deren Soldi er einsammelt. Er speist schlecht, findet aber Trost, indem er an die herrlichen Gelage zurückdenkt, an denen er ehemals Theil nahm, und verspricht sich leise, oder vielleicht auch laut, in den: kommenden Jahre die Verluste zu ersetzen. Man muß gestehen, daß nicht gerade die beste Luft in seinem Atelier herrscht, daß der Fußboden seit einem halben Jahre nicht gekehrt, das Sovha durch heiße Asche aus der Pfeife versengt ist, daß ausgetretene Schuhe in den Ecken, Wurstreste und Stücke von Käse auf dem Büffet herumliegen; aber dieses Büffet ist ein Renaissancestils, jenes fadenscheinige Gewebe, welches die elende Bettmatratze bedeckt, stammt aus dem großen Jahrhundert, und an der Wand, an welcher die Kaminröhre hervorragt, hängen kostbare Gewänder und damascenisches Schießgewehr. Eintreten muß man hier, dableiben — kann man nicht.“

In der That — das war Rom. Jedoch aus dem obigen Gleichnisse würde folgen, daß Rom auch ferner so verbleiben wird, daß in diesem schmutzigen, staubigen Atelier der alte Künstler nie mehr seine Jugend und sein Genie wiedergewinnen wird. Städte sterben wie Organismen, verlöschen wie

^66 Alexander swientochowzki in Waischan.

Vulcane; ob jedoch eines Tages aus der geronnenen Lava dieses Kraters kein üppiges Leben emporsteigen wird — wer vermag es zu deuten. Rom wird nicht sobald sterben, denn es hat eine unsterbliche Seele: Kunst» schätze, wie sie in gleicher Zahl keine zweite Stadt besitzt. Von den Ketten der Jesuiten, an welchen es über zehn Jahrhunderte geschleppt hat, befreit, durch das gesunde Vlut des Volkes, dessen Herr es wieder geworden, frisch belebt, kann Rom noch Jugend und Macht wieder verlangen. Es ist dies nicht mein fester Glauben, sondern nur Vorsicht in der Prophezeiung. Wenn ich jedoch meine diesbezüglichen Ahnungen enthüllen soll, so gestehe ich, daß ich oft in dem Schicksale großer Städte einen gewissen Fatalismus wahrgenommen habe. Ebenso wenig wie ich vermuthe, daß Paris die Wiege der Barbarei, Berlin die Wiege der Freiheit und Warschau die Wiege des Unglaubens sein wird, ebenso wenig glaube ich daran, daß Rom Europas Leuchte werden könne: höchstens kann es über Europa — herrschen.

VIII.

Florenz.

Auf das Arnoband aufgereiht, gleich einem prächtigen Medaillon aus der Nenaissancezeit, hat Stadt Florenz, die „Schöne“, lange die Brust des zierlich geputzten Italiens geschmückt. Ich will es heute nicht versuchen, diesen Beinamen zu rechtfertigen, obschon dieses Medaillon thatsächlich die Meisterstücke der italienischen Kunst einschließt. Denn die Zeit hat an ihm viele feine Einschätzungen verwischt, hat es mit Schimmel überzogen und es seines Glanzes beraubt. Unberührt blieb nur die malerische Einrahmung, bestehend aus den zarten apenninischen Anhöben, welche die Stadt umgürten. Ebenso heidnischer Abstammung, wie Rom, — denn zu Zeiten Sullas geboren, — verräth Florenz nicht durch einen Zug sein Neovhnten-thuni. Leicht erkennbar ist nur die zweite Taufe dieser Stadt, da sie den mittelalterlichen Glauben mit demjenigen der Renaissance vertauschte und in Italien zur Mutter dieser Religion wurde. Ihr Dasein ist eine lange, wunderbar verwickelte Reihe von ergötzlichen und tragischen Erlebnissen einer Abenteurerin. Einige Jahrhunderte lang währte ein förmlicher trojanischer Krieg um diese schöne Helena. Päpste, Könige, Fürsten rissen sie sich gegenseitig aus den Händen, vermählten sich mit ihr oder schändeten sie. Aus diesen flüchtigen und immer wieder auseinander gehenden Ver» bindungen blieb eine zahlreiche künstlerische Nachkommenschaft zurück, die einen tiefen Eindruck auf die italienische Kunst und Litteratur übte und die noch heutzutage ihre Macht bewährt.

Die Stadt Florenz begann die Denkmäler ihrer Architectur noch in den« mittelalterlichen Dämmerlichte aufzurichten, beendete sie jedoch schon in der Morgendämmerung der Renaissance. Diese Denkmäler haben sich über-

Italienische Zfizen. ^6?

wiegend um die Piazza della Signoria angehäuft, wo jeder Zoll eine Erinnerung birgt. An einer Seite steht der mittelalterliche „Alte Palast“ (das Rathhaus), auf dem eine noch sichtbare, obschon bereits veränderte Inschrift Christus als den ‚rsx populi tloi-entiui‘ bezeichnet; an der anderen Seite befindet sich die „Loggia dei Lauri“, ein Porticus, der ehemals zur Verkündigung feierlicher Acte vor dem Volke diente, heute die Skulpturen von Benvenuto Cellini, Johann Volonese und Donatelli einschließt; weiter — ein großer Springbrunnen, worin Neptun vergebens das Denkzeichen jenes Feuers zu verlöschen fucht, welches der Papst vor vier Jahrhunderten entzündete. Denn hier fand der verwegene Savonarola auf dem Scheiterhaufen seinen Tod.

Auch das St. Marcus-Kloster hat sich noch erhalten, und auch die Zellen, wo der furchtbare Dominikanermönch über die Besserung der Kirche nachdachte. Zwei kleine, dunkle Winkel — man möchte sagen die verkörperten Gedanken des strengen Reformators. Indem ich sie betrachtete, mir das blutige Drama in's Gedächtnis; zurückrief, fühlte ich mich in der Seele keineswegs durch Verwandtschaft, doch aber durch eine tiefinnige Sympathie zu dem Märtyrer hingezogen. Sein theokratisches Ideal schreckt zurück, doch die Aufrichtigkeit und Unbeugsamkeit seiner Ueberzeugungen reißen hin. Das Märtyrerthum macht alle Helden gleich. Savonarola, Giordano Bruno, Huß — sie sind sich Alle auf dem Scheiterhaufen gleich, wir verehren sie Alle in gleichem Maße, obschon mir auch Keinen von ihnen zum Meister erküren würden. Jeder aufrichtige Gedanke ist groß, jede Verletzung desselben — eine Schandthat. Würde Savonarola heute unter uns erscheinen, oder hätten wir zu seiner Zeit gelebt, wir würden seine Schwärmereien belächeln-, da er aber hiefür den Tod erlitten, so schließen wir ihn in das Verzeichniß der Heiligen der Weltgeschichte und lassen diese unverwandt auf den blutigen Fleck an den Stufen des päpstlichen Thrones hinweisen. Die über die Piazza della Signoria ausgespannte Himmelsdecke kann wohl heute den sprudelnden Quell des Springbrunnens mit eben solcher Heiterkeit betrachten, als sie vor dreihundert und etlichen Jahren den vom Scheiterhaufen aufsteigenden Rauchwellen zusah: aber ein rechtliches Menschenherz ist einer derartigen Gleichgiltigkeit unfähig. Das Herz erfährt fchnierzhafte Krämpfe, wirft sich herum und bricht in den Lammerschrei aus, welchen der Anblick oder die Erinnerung eines Verbrechens ihm stets entreißen wird. Savonarola soll, so sagt man, durch ein Denkmal geehrt werden. Wie wird dieses Denkmal sein? Man wird ihn in einer begeisterten Positur aufstellen, ihm eine Papierrolle in die eine Hand geben, die zweite emporstrecken, am Fußgestell eine aufgeblasene Inschrift anbringen, — feine Henker aber wird man verschweigen. Mit einem Worte: man wird verewigen, was am allerwenigsten Verewigung verdient. Savonarolas Ruhm ist nicht seine Lehre, sondern sein Märtyrerthum, und Denkmäler sollen ebenso eine Apotheose als auch ein Pranger sein. Nur das Chriftenthum hat diese

^68 Alezandet Lwientochowsli in Warschau-

Idee wohlweislich und richtig ausgeführt: es stellt seinen Meister Hauptfach» lich am Kreuze dar und bewirkt dadurch, daß ihn fogar diejenigen verehren, die nie feine Betenner waren, oder es nicht mehr sind. Würde man den gekreuzigten Iefu aus den Kirchen entfernen, man würde die Hälfte derselben schließen müssen.

Vielleicht aus diefem Grunde steht der florentinifche Dom und zumal die S. Eroce-Kirche, welche Tempel überhaupt auch die Stätten des Papismus sind, fo leer. Beide fehen aus wie Zebras, — fchwarz uud weiß gestreift. Ter Dom gehört zu den großartigsten Denkmälern der italienischen Gothik, und seine Kuppel diente dem Michel Angelo als Muster zur St. Peter-Vasilica. Der Dom hat bis heute keine Fahnde, was seine äußere Pracht bedeutend beeinträchtigt. Ihm gegenüber befindet sich das sogenannte Nattisterio, eine Kirche räthselhafter Herstammung, durch den Bau an das römische Pantheon erinnernd. Die drei Pforten des Battisterio sind in der That Meisterwerke in Nasrelief aus Bronze.

S. Eroce bildet eine Riefenurne, enthaltend die Äfche oder wenigstens die Denkzeichen des einstmaligen Ruhmes Italiens. Hier befinden sich am zahlreichsten die Grabstätten der großen Geister wie Dante, Macchiavelli, Michel Angelo :c. Hier sind jauch die polnischen Sarkophage zu finden. Einer derselben (Frau Skotnicka gewidmet, wenn ich mich recht erinnere) stellt ein Weib dar, das händeringend, verkümmert, tief gebeugt dasitzt. Es ist dies vielleicht der sprechendste Grabstein, den ich je gesehen. Er athmet so viel tiefe Verzweiflung, fo viel innigen Schmerz, wie nur überhaupt das Unglück faßt.

Auf dem Platze vor der Kirche befindet sich ein kolossales Standbild von Dante. Habt ihr auch gut dieses hagere, häßliche, weichliche Antlitz betrachtet, welches mich zuweilen an die alten Sibyllen, zuweilen an alte böse Weiber erinnert? Ich vermag in Voltaires Affengesichte Witz, in Kant's schmalem Kopfe Genie, unter Sokrmtes' Larve Sanftmuth zu entdecken; jedoch aus Dantes welkein, spitzem, kaltem Antlitze feurige Phantasie zu lesen, vermag ich nimmermehr. Und würde irgend ein Zweifel betreffs der Urheberschaft der „Göttlichen Komödie" bestehen, ich würde der Erste sein, der sich auf die Liste der Argwöhnischen einschreiben ließe. Der Adler, welcher auf dem Standbilde Dante eine Feder reicht, fcheint mir einem grimmigen, alten Weibe eine Stricknadel zu reichen. Die abstoßenden Züge des großen Künstlers haben mich in solchen: Maße auf Schritt und Tritt, in Galerien, Kirchen, Ausstellungen verfolgt, daß mir der Muth fehlte, feine Wohnung zu besuchen. Michel Angelo ist auch häßlich gewesen — hervorragende Backenknochen, eine flache Nafe, ein krummer Mund — und doch sah ich mit Vergnügen in seine Züge und besichtigte eifrig alle seine Portraits in der kleinen Galerie des Hauses Buonarotri. Sonderbar; der männliche Michel Angelo fühlte sich zu den Frauen nicht besonders hingezogen, — Dante mit seinem Frauenntlihe sehnte sich im

Italienische ötizen. ^69

Himmel, ini Fegefeuer und in der Hölle nach seiner Beatrice, die, wenn sie überhaupt gelebt bat, aus Angst, einem solchen Liebhaber anzugehören, gestorben ist. Es hört jedoch auf sonderbar zu sein, wenn wir voraussetzen, daß Neatrice aller Wahrscheinlichkeit nach nie gelebt hat, daß der dichter nur zur Idee in Liebe entbrannte und ebenso durch die Liebe, wie durch die Hölle oder den Himmel gegangen ist. Er spielte eine göttliche Komödie.

Gleichen Alters mit den genannten Denkmälern der Architektur sind die herrlichen Paläste der florentinischen Patrizierfamilien — der Orsini, Strozzi, Pitti und anderer päpstlicher Blutsverwandten. Jeder ihrer Steine athmet Stolz und Kraft. Man gewahrt, daß diese Bauten nicht von Menschen errichtet worden sind, die der allgemeinen Wehrpflicht oder einer obligaten Schulpflicht unterlagen oder vor Parlamentsbeschlüssen die Stirne beugen mußten. An, großartigsten hat sich der Palast der Pitti an dem terrassenartigen Garten der Voboli ausgereckt; eine schwere, mit Verachtung auf ihre Umgebung herniederblickende Masse, die ein berühmter Aesthetiker als den strengsten Ausdruck der privaten Baukunst bezeichnet hat. Hart am Flusse liegt die Galerie degli Uffizi — der einzige Schmuck des Strandes. Denn die „Schöne“ hat sich mit sonderbarer (Geringschätzung mit dem Bande des Arno umgürtet. Die Häuser der einen Seite haben ihm nämlich den Rücken zugekehrt und lachen hühnisch die Zuschauer der auderen Seite mit der ganzen Häßlichkeit ihrer Geheimnisse an. Es ist dies, so viel ich weiß, ein einzig dastehendes Beispiel derartiger Geringschätzung. Sogar Lemberg hat die Fayaden seiner Häuser der Peltew zugewendet, alle Städte strecken ihre Boulevards dem Ufer entlang aus, — nur Florenz beschimpft die linke Strandfeite des Arno durch Schmutzabflüsse.

Florenz gilt noch bis heutzutage für den Brennpunkt des geistigen und künstlerischen Lebens Italiens, obschon es von Rom langsam in Schatten gestellt wird. Was thun, die Musen ändern ihre Sitzstätten je nach der Verschiebung des politischen Gravitationspunktes. Vor dem Verfall werden Florenz zwar stets seine in Massen angehäuften Kunstschatze schützen^ aber auch in dieser Begehung bildet Rom ein zu gefährliches Gegengewicht, als daß an einen Sieg zu denken märe. Nicht lange mehr — und Florenz ist für Italien, was Dresden für Deutschland ist: die Besitzerin reicher Galerien, die bevorzugte Zuflucht für Gelehrte und Künstler, endlich ein prächtiger Aufenthalt für Epikuräer nobler Gattung. Die ruhigen gefunden Pulsschläge seines Lebens, die Denkwürdigkeiten, Schätze, die Kunstobjecte, das sanfte, kräftigende Klima, endlich die nahe Entfernung vom übrigen Europa, werden nie ihren Reiz verlieren. Ueberdies geht der brausende, religiöse Gährungsstoff, der Rom erbeben läßt, Florenz gänzlich ab, und dieses braucht weder seine Beschaulichkeit, noch seine Kräfte in dem Kampfe der feindlichen kirchlich-politischen Elemente einzubüßen. Der Papst nennt hier Noid uud Süd. I.XX. »09. 12

^70 Alezandej Zwientochowski in Warschau.

nur so viel sein eigen, wie viel ihm an Kirchen gehört. Das durch die vielhundertjährigen Kämpfe ermüdete Florenz ruht jetzt aus, obschou es nicht schläft; und selbst wenn es schlummert, so hat es auch dann Traum-bilder, die eher an die lustigen Erzählungen des Boccaccio, als an das finstere Epos des Dante erinnern. —

IX.

Bologna, Genua, Turm, Mailand.

Obschou die Dauer unserer Reise sich nicht überschreiten ließ, und die Hauptstädte auch den Hauptreiz für uns bildeten, so konnten wir dennoch die berühmte Burg, wo die Anatomie und der Galvanismus das Tageslicht erblickt haben, wo Frauen die Wissenschaft von Uniuersitätstathedern aus zu ver-künden pflegten, wo ehemals unsere berühmten Vorfahren studirt haben und heut unter dem Namen des größten polnischen Dichters eine besondere . . . Akademie besteht, wir konnten diese Stadt nicht umgehen. Obgleich dieselbe ihrem Geburtsscheine nach den Zeiten der Etruster entstammt, so weist sie dessenungeachtet keine zahlreichen Erinnerungen aus den» Alterthume auf, aber trägt im Allgemeinen den Stempel eines auffallenden Alters.

Schwere, tobtte Häuser, auf Arcaden gestützt, leere Straften, denen von den gesperrten Fenstern kein Leben zuströmt, schäbige Kirchen, ärmliche Ladenauslagen, Mangel an irgend welchen Spuren eines regen Handels und einer entwickelten Industrie, — dies Alles, umduftet von brenzelndem Oelgeruche, verleiht der Stadt den Anblick eines wunderlichen Alters. Es scheint, als ob sie in den letzten Züge daläge, als ob ihre theatralisch mit schmutzigen Mänteln bekleideten Einwohner, die faul dahinschlendern, oder mit den Freunden zum X-ten Mal die krummen Thürme begafften, — als ob diese Einwohner über die Vergänglichkeit der Welt, welche sie doch bald erfahren sollen, nachdächten. In erster Reihe eilen wir nach der stein-alten Universität: ein ernstes, großartiges und noch ziemlich wohlerhaltenes Gebäude, doch darin — Grabesstille. Keine Spur von Studenten, denen man es ansähe, daß jene Funken der Wissenschaft, die sie im Audi-torium aufgefangen, in ihrem Geiste mit Heller Flamme aufgelodert wären; man vernimmt hier keine lauten Stimmen: — nur der Schweizer läßt seine Schritte gleichmäßig auf dem steinernen Fußboden ertönen. Wir wollen endlich auch die Mickiewicz-Atademie sehen, wovon wir so viel zu Hause gelesen. Kein Mensch weiß uns dieselbe zu zeigen. Keiner hat was davon gehört; weder der Vädeker, noch der Portier, noch der Hotelier, noch die Bürger, die wir im Vorübergehen auf der Straße anpacken. Alle zucken mit den Schultern, als ob man sie um die Adresse des Mannes im Monde anginge. Durch das fruchtlose Nachfragen ermüdet, nachdem wir den einzigen Menschen (Prof. Santagaty), der uns eine Aufklärung hätte ertheilen können, nicht angetroffen, sind nur schon im Begriffe, enttäuscht nach

Italienische Lkizzen. I. ?il.

unserem Hotel zu fahren, als mein werther Gefährte plötzlich von dem Fiaker aus eine Inschrift in einem Flure über der Thüre wahrnimmt und ruft: Die Mickiewicz-Akademie! Ganz selig eilen wir hinein und ziehen hastig die Glocke ... Es erscheint eine „Signorina“, die uns in zwei kleine Zimmercheu geleitet. In dem ersten liegen einige Holzbündel herum, in dem zweiten befinden sich ein kleiner Schrank und ein Tischchen mit sehr wenigen Büchern verschiedenen Inhalts und in verschiedenen Sprachen; an den Wänden einige schlechte Stahlstiche, Abbildungen und Bruststücke von Kraszewski, Copernicus :c. Wo bleibt Mickiewicz? Wir finden ihn endlich in zwei oder drei kleinen Bildern wieder. Fünf Minuten genühten uns, diesen Tempel zu besuchen, dessen Patron unter allen Heiligen verschwunden ist. Die Anwesenheit der Signorina beengte uns, doch als wir herauskamen, schauten wir uns verwundert an und riefen unwillkürlich: Das ist also diese vielgerühmte und von allen unseren Zeitschriften so oft mit Stolz genannte „Mickiewicz-Akademie“! — Ein bitteres Lächeln verzog unsere Lippen. Ich muß hier jedoch die Italiener rechtfertigen, nicht sie haben den Werth dieses Winkels überschätzt. Sie bezeichnen als „Akademie“ jeden Ort wissenschaftlicher, künstlerischer und litterarischer Versammlungen und sogar — einzelne Sitzungen. Wir hingegen haben auch in diesem Falle dem Worte die Bedeutung beigegeben, welche es bei uns besitzt, und stellen uns vor, daß die Italiener zu Ehren Mickiewicz' irgend einen großen Tempel für Litteratur, irgend ein großes Institut gegründet haben, das sich, wenn schon nicht mit der gleichnamigen Stiftung in Paris und Berlin, so doch wenigstens mit der Akademie in Krakau messen darf. Daher die Enttäuschung. Da ich sie erfahren, so rathe ich Niemandem, zu sehr über die unserem Dichter in Italien gezollte Verehrung zu schwärmen, und bin überzeugt, daß mein kleiner Bücherschrank, — worin sich sämmtliche Werke von Mickiewicz in verschiedenen Ausgaben befinden, — vielleicht mehr Recht auf den Namen einer „Mickiewicz-Akademie“ besitzt, als die Bologneser Akademie, welche die genannten Werke in vollständiger Sammlung keineswegs umschließt. Sie dient zwar als Versammlungsort für eine kleine Zahl Mitglieder, doch diese brauen Leute wissen über den Schöpfer des „Herrn Thaddäus“ entschieden weniger zu sagen, als meine kleine Bibliothek.

Gleich Neapel im Halbkreise, terrassenartig auf Anhöhen daliegend, hat Genua, die „Stolze“, die Meeresbucht umarmt. Alle italienischen Städte tragen ein gemeinschaftliches Gepräge: das der vergangenen Herrlichkeit. Man gewahrt es auch in Genua, welches ehemals zu den mächtigen, kleinen Staaten gehörte, heute, ungeachtet der glänzenden alten Tracht seiner rothen und weißen Paläste, eigentlich nichts, als eine große Wacirenniederlage darstellt. Längs dem Ufer eine ausgestreckte Reihe von Magazinen, zwischen denen immer wieder gellende Locomotiven dahingleiten, hinter diesen ein Wald von Schiffsmasten, der beinahe gänzlich den Anblick des Meeres

^?2 Alexander -wientochowski in Warschau.

verdeckt. Das ist nicht mehr die ruhige, weite Landschaft von Neapel, sondern ein unerfüllter, schmutziger, lärmender Hafen, wo nichts für's Auge zurückgeblieben, wo die Maschinen knurren, die Matrosen brüllen, die Waggon hin- und hergleiten, wo die Gerüche von fünf Welttheilen in eine Wolke zusammenfließen und als schwerer, fieberhafter Odem eines Marktplatzes in die Höhe steigen, Ter marmorne Eolumbus, der von der Höhe diese emsigen, in ununterbrochener Hast aus- und eingehenden Bienen, ihre Ladungen und ihre grauen Flügel betrachtet, hat seine Freude an dein Schwärme; aber ein Reisender, der auf der See kein Schiff und in den Magazinen keine Baumwolle sein eigen nennt, flieht bis an den äußerste« Rand der Stadt, und indem er dort frische Luft einathmet, ergötzt er sein Auge an den Reizen Genuas, denn von der Ferne sieht Genua reizend aus. Seine amphitheatralisch daliegenden Häuser, die an erhabenen Felsen im grünen Laub niederhängenden Villen, unten — der Hafen, man möchte sagen ein großer Igel, der auf dem Wasser dahinschwimmt, der Hafen, dessen Mäste wie Nadeln scharf in die Höhe ragen, — das ganze Bild scheint geradezu um eine photographische Platte zu bitten, da diese seine Umrisse wiedergeben und seine Schattenseiten verwischen würde.

Die schönste Stadt Italiens und auch die einzige, die nach europäischem Muster geformt worden, ist Turin. Rein, flach, von gleichlaufenden Straßen wie ein Schachbrett durchschnitten, ohne enge, steile Fußsteige, ohne Hebungen des Bodens, mit einem Netz eines vorzüglichen Verbindungssystems überworfen, ^läßt ^es beinah' von jedem Punkte aus einen Theil seiner malerischen Einrahmung sichtbar werden, da — die schneebedeckten Gipfel der Alpen, hier — die sanft gehobenen Linien der ligurischen Apenninen. Ter alte Stammbaum dieser Stadt ist beinah' gänzlich gefällt. Indem es lange der heutigen Dynastie als Residenz diente, hat Turin unter ihrer Obhut so weit seine Jugend und Pracht wiedergewonnen, daß es heute den Beinamen „klein Paris" erhalten. Zu Roms Vorthail büßte Turin seine ehemalige Bedeutung ein: so lag es eine Zeit lang in Trauer und Ohnmacht da, — heute beginnt es sich wieder zu erheben und sich mit frischen Kräften zu rüsten.

Nicht messen kann es sich jedoch mit Mailand, das schon früher der Würde einer „Residenz" enthoben, bereits Zeit gefunden, seine Verluste zu decken. Nicht so den alten Kunstschatzen, an denen viele andere Städte Italiens reicher sind, hat Mailand zu dauken, daß es eine ganz besondere Anziehungskraft für Fremde und Einheimische besitzt, als vielmehr dem neuen Aufblühen der Kunst und dem reißend schnellen Strome seines Lebens. Uebrigens würde ein reisender Engländer vor Kummer sterben, wenn er durch die Galerie „Vittore Emanuele" nicht gehen und auf den Thurm des mailändischen Tomes nicht hinaufklettern würde. Jene Galerie, eine bei uns völlig unbekannte Art eines gedeckten Saales, in dessen Wänden die großartigsten Handlungen sich befinden, ist in der That die schönste Passage in Europa.

Italienische Skizzen. 1,72

Ihr Vau ist leicht, das Glasdach keck eingebogen, die Gasbeleuchtung ganz oben kunstreich und mit Scharfsinn angelegt. Den ganzen Tag wimmelt die Passage von rastlosen ausländischen Gaffern, Abends strömt die Menge herbei, namentlich um die Zeit, wo die kleine Maschine, die die GaskeiM anzündet, ihre Reise um diese Kerzen anstellen soll. Der Dom ist ein Meisterstück gothischer Schnitzarbeit. Seine unzähligen kleinen Kuppeln, mit Standbildern von Heiligen gekrönt, die winzigen Skulpturen und Verzierungen machen den Eindruck einer architektonischen Spitze. So oft ich dieselbe ansah, schien es mir, daß ich ein Meisterstück der Zuckerwerkkunst vor Augen habe, und ich verspürte die Lust, das Ganze auf eine Riesentorte aufzustellen. Dieser scherzhafte Gedanke steigt mir übrigens immer beim Anblicke gothischer Architektur auf. Zweifelsohne ist diefer Stil schön, aber wunderbarlich kokett, in Nippes und Kleinigkeiten aufgehend. Er sieht neben dem griechischen Stil aus wie eine alte Duna neben den modernen Stickereien, Spitzen und Glasperlen. Würde man nach diesem Muster Sodawasserbuden oder Kioske errichten, ich wäre entzückt; aber diese Filigranarbeit in Riesengebäuden ist eine übertriebene Putzsucht. Und wie ich auf dem Gebiete der europäischen Vaukunst nichts Schöneres, als die St. Magdalena-Kirche in Paris kenne, so machen auf mich alle Dome von Köln, Strahlung, Wien, Mailand, ungeachtet des Reichthums ihrer Architektur, den Eindruck alter, reicher Putzlotten.

Die Pracht des Inneren einspricht vollends der äußeren Ausschmückung. 52 Säulen stützen die Wölbung, deren gemalte Muster täuschend das Njour nachahmen. Unter der Kuppel befindet sich eine unterirdische Kapelle, welche die Reliquien von Karl Borromäus einschließt. Der freundliche Kirchendiener öffnet dieselbe zu bestimmten Stunden für einen Lire, doch die sterblichen Ueberreste des Heiligen zeigt er nur für fünf Lire. Es ist dies die übliche Steuer, die in Italien für Besichtigung heiliger Andenken erhoben wird. Eine solche steht zwar wenig in Eintracht mit dem Geiste des Christenthums, doch was im Reiche der Geistlichkeit stimmt heute mit diesem Geiste überein? Was die Geistlichen überhaupt verbergen konnten, haben sie verborgen, und nun lassen sie die Frommen und die Neugierigen eine kleine Gebühr zahlen. In einer ärmlichen römischen Kirche, die sonst nichts Bemerkenswerthes enthält, befinden sich Raffaels Sibyllen. Der fchlaue Sacristan hat sie mit einem Stücke grünen Segeltuches verhängt und zieht dieses nur für einen Franc herunter. In Kirchen und auf den Straßen derselbe Handel: Jeder verkauft, wie und was er nur verkaufen kann, von Canonisationen angefangen bis zum Enthüllen berühmter Skulpturen und Malereien.

Wir durchglitten rasch die vier genannten Städte, auch hatte ich auf sie nur einen flüchtigen Blick geworfen. Die Zeit trieb vorwärts; mir blieb ja noch — Venedig. —

I.7H Alexander ZwientochowLI'i in Warschau.

Venedig.

„Eine treu wiedergegebene Warze auf dem Gesichte eines modernen Bildes ist mir lieber, als die ganze Sirtinische Madonna von Raffael"

. . . Diese Meinung ließ vor etlichen Jahren ein gewisser junger Prälegent öffentlich verlauten. Die Bemerkung siel mir in's Ohr und blieb mir im Gedächtnis; haften, umsomehr, da jene Zeit alle Codices der Antiquitätenphilosophie zum Scheiterhaufen verurtheilte. Da ich damals darauf nicht kam, daß jener geschätzte Aesthetiter bis zum Augenblick, da er gegen Raffael den Bannstrahl schleuderte, keine von seinen Madonnen, hingegen nur moderne Warzen studirt hatte, fo dachte ich natürlich, in Dresden angelangt, an nichts weniger, als daran, dem vielgerühmten Bilde meine Ehrerbietung darzubringen. Indem ich jedoch in der Galerie umherging, trat ich in einen kleinen Saal und erblickte daselbst ein Bild. Ich denke nicht mehr an den Maler, denke nicht an den Warschauer Warzenverehrer, sehe nur noch ein wunderschönes Weib mit einem Kindlein in« Arm: der engelhafte Blick der Frau ergießt in meine Nerven eine selige Wonne, ich ver falle in einen Halbschlaf, ich zittere, erstarre, endlich erwache ich und erkenne . . . es ist die Sirtinifche Madonna.

„Eine fchmutzige, übelriechende Rumpelkammer, die nur noch durch ihre Erinnerungen glänzt" — das ist die Meinung, die ich oft über Venedig gehört und gelesen habe. Um also meine Zeit für fchönere Ausichten zu fparen, mied ich Venedig bei meiner Hinreife nach Italien und wenig fehlte, daß ich es mied, da ich heimreiste. Erst in Verona, als ich im Begriff war, gerade der Grenze entgegenzufahren, gewahrte ich den Venediger Zug; ohne nachzudenken, einer unbewußten Eingebung Gehör leistend, stieg ich in den Wagen, und fchon nach einigen Stunden befand ich mich auf den Stufen des Bahnhofes, davor ein Bild sich entfaltet, das einzig in der Welt: eine fchwimmende Stadt. Die Nacht hatte die Mauern mit dunklem Nebel überzogen, den die Sterne des heiteren Himmels mit silberschillernden Lichtstreifen umränderten. Auf der Fluth schimmern die an den Kähnen befestigten Läm vchen, man hört kein Wagengetöse, kein Stadtgeräusch, nur das Aufplätschern der Ruder und die kurzen Rufe der Gondolieri. Es scheint, als ob das Meer gesunken und als ob aus seinen Tiefen unter dem Wasser befindliche Schlösser zur Hälfte emporgestiegen wären, des Neptuu und feines Gefolges Paläste, die mit dem Morgen grauen wieder verschwinden werden; es scheint, als ob ein Märchen vor unseren Augen uns Wunder vorschweben ließe, Wunder, welche das Auge nicht sieht, sondern das Gehirn, in Folge einer phantastischen Erzählung, deren letzte Töne noch in der Luft erklingen, fieberhaft erregt, träumt. — Oouäola! Anna»!»! — riefen die Fährleute lauter, als ob sie gewahrt

Italienische Skizzen. I. 25

hätten, daß man den gleichsam versteinerten Touristen aus seinem Traume wecken muß. Und ich erwachte wirklich und sah, daß ich allein zurückgeblieben war, allein den Lauten der „Königin des Meeres“ lauschte. Ich mußte an ein Nachtlager denken. So stieg ich denn in die Barke und ließ mich fahren.

Würde ich euch sagen: „Stellt euch statt Straßen Uanäle vor“ — ihr würdet unmöglich errathen, was eigentlich dieses Venedig ist. Den Unterschied eines derartigen Unitausches kann man sich nicht denken, man muß ihn sehen. Von dem Großen Canale gerathen wir in kleine, der Kahn gleitet zwischen zwei Reihen dunkler Mauern dahin, geheimnißvoll, ganz still, als ob er sich verstohlen einschleichen oder vor einer Verfolgung flüchten wollte. Weithin erglänzt nur sein flammendes Auge, und unter dem Plätschern seiner Kiemendeckel ertönen an den Biegungen lange, warnende Rufe: „preß“ (rechts), „stall“ (links). Sonst umfängt uns Nacht und Stille. Eine romantische Luft, möchte man sagen, unigaukelt uns. Das Gewissen des fremden Fährmannes ist hier mein einziger Schuh. Ich weiß nicht, wohin ich fahre, wie ich mich aus einer Gefahr zu retten vermöchte, ich bin machtlos, angewiesen auf Gnade oder Ungnade des Ruderers, der mich doch in die Fluth stürzen könnte. Diese würde für einen Augenblick ihre glatte Stirn runzeln und dann das Verbrechen todt schweigen. Es ist dies ein sonderbares Gefühl der Wehrlosigkeit, das unmöglich mit den Empfindungen einer nächtlichen Einfahrt in eine fremde Stadt, wo wir festen Boden unter den Füßen haben, vorübergehenden Leuten und wachender Stadtpolizei begegnen, verglichen werden kann. Hier ist es leer, — zuweilen gleitet nur eine ebenso geheimnißvolle Barke vorüber. Beinah' eine halbe Stunde dauert diese Fahrt durch dunkle, enge Wasserstraßen. Endlich kommt die Gondel auf einen weiten Raum, und wir sehen uns plötzlich von einem hellen Lichtmeere übergossen. Das ist das Licht der unzähligen Lampen des unter offenem Himmel daliegenden Saals, des herrlichen St. Marcus-Platzes, wo es von frühlichen Menschenhaufen wimmelt. In dem dunklen Blau des Himmels ragen die Kuppeln der berühmten Kirche in die Höhe, der Dogenpalast prangt in kunstvollen Umrissen, ringsum funkeln die glänzenden Ladenausstellungen: — wir befinden uns in dem lebenden, brausenden, seligen Venedig! Nichts geht über diesen plötzlichen Wechsel des Panoramas! Ich springe aus der Barke, mische mich in die Menge und lasse mich von dieser tragen. Der Reiz der Umgebung, die schönen Formen der Gebäude, die Heiterkeit der über sie gespannten Himmelsdecke, das leise Flüstern des Meeres: — all dies betäubt den Sinn dermaßen, daß er sich ohnmächtig auf den Wogen der Empfindungen schaukelt. Doch langsam erlöschen die Lichter, der Platz wird leer, und aus dem Dunkel hebt sich hervor und wird immer sichtbarer die weitzschimmernde Gestalt meines Engels, vor dem das Auge meiner Gedanken sich nicht zu schließen vermag ... Ich gehe ihn, nach, er zerrinnt in der

<?6 Alexander swientochowski in Warschau,

Luft, ich berge das Gesicht in den Händen, wieder steigt er auf in meiner Seele, ich fliehe ... Es ist Zeit, im Htttel auszuruhen.

Früh Morgens begeben sich nach der St. Marcus-Kirche. Dieser sonderbare Bau ist, wie ganz Venedig, in seiner Art einzig. In der Architektur bemerkt man Züge, die nirgends zu finden sind: sie wurde von unbekannten Eltern gezeugt und hat keine Verwandtschaft. Erst im fernen Constantinopel kann man eine kaum wahrnehmbare Aehnlichkeit aufweisen. Byzantinischer und romanischer Geschmack haben sie gebildet und reich cm Vergoldungen, Bronze und Marmor mit morgenländischer Pracht ausgeschmückt. Beinah' jedes Jahrhundert fügte eine Verzierung hinzu, und aus diesen: Gemisch verschiedener Stile entstand ein Ganzes, welches alle architektonischen Recepte verhöhnt, obschon es dessenungeachtet einen malerischen Anblick bietet. Ueber 5<X) Marmorsäulen, von verschiedenartigstem Schnitt haben sich innen und außen angehäuft, eine unzählige Masse kostbarer Kleinigkeiten erinnert an alle Epochen der Geschichte, und obgleich der Cicerone, der sich durch sein Wissen seinen Franc sichern will, unverschämt lügt und die Hälfte der Kirche ans den, Tempel des Salomo zusammenstellt, so übersteigt dennoch die Zahl der glaubwürdigen Denkzeichen jede Fassungskraft und ermüdet die stärkste Wißbegierde.

Hart an der Seite dieser Kirche steht ein anderes Unicum, das Dogenpalais in venetianisch-gothischem Stile. Ans den: geräumigen Hofe begegnete ich einer Gesellschaft deutscher Herren, welche ein imposanter Eicerone herumführte, indem er mit der Geläufigkeit eines Automaten die Geschichte eines jeden Details erzählte. Inmitten dieses demüthigen Haufens spielte er die Rolle eines venetianischen Herrschers. „Hier ist, bitte,“ so sprach er, „die Riesentreppe; auf der Stufe, worauf ich stehe, wurden die Dogen gekrönt.. . Und da ist der Saal des Großen Rathes, nehmen Sie, meine Herren, die Sitze ein, die für die Mitglieder bestimmt waren, der Platz, den ich einnehme, war für den Dogen bestimmt . . .“ (Feierliches Schweigen.) „Hier wieder ist der Saal des Senates: der Sessel, worauf ich mich niedergelassen, war der Dogenthron u. s. w.“ Ich muß nebenbei bemerken, daß die eigentlichen Armstühle der Dogen durch Schnure abgetrennt und dem Publicum unnahbar waren, daß also der Dogennachfolger Lügen vorbrachte, um seiner Person etwas Wichtigkeit zu geben. Ich müßte meine Leser solange, wie der Eicerone seine Zuhörer, in Anspruch nehmen, um nur flüchtig diesen Reichthum an Bildern und Skulpturen zu schildern und nur die wichtigsten Merkwürdigkeiten des Dogenpalastes zu nennen. In seinen Sälen hat sich die ganze Geschichte Venedigs abgespielt, wie sie daselbst auf den wunderbaren Fresken des S. Veronese, Tintoretti und Anderer dargestellt ist. Durch das immerwährende In-die-Höhe-Heben des Kopfes, um der Plafonds willen, ermüdet, trat ich auf den Nalcon heraus. Der Canale Grande, wie eine Riefenschlange mitten durch die Stadt sich ziehend, glänzte mit seinen beweglichen Schuppen, darüber die schwarzen Gondeln, gleich Insecten, dahinglitten. Von

Italienische Zfizen. <??

Zeit zu Zeit erschien, einem ernsten Käfer gleich, ein gehörntes Schiff auf der Wasserfläche.

„Von diesem Balkon aus wurden Todesurtheile verkündet," sprach mich ein zufälliger Gefährte an.

Ich schaute nieder, um mir jenen Haufen, der die furchtbaren Kundmachungen einst vernommen, zu vergegenwärtigen. Vor dem Ballone stand bereits die Gesellschaft der Deutschen, von denen ein Jeder dem „Dogen" einen Franc in die Hand drückte. Dieser verbeugte und entfernte sich stolzen Schrittes, als ob er durch seine Bewegungen noch sagen wollte! „So schritt der Doge über den St. Marcus-Platz."

In den unterirdischen Gängen befinden sich Gefängnisse, furchtbare, feuchte, dunkle Höhlen, in die nur ein spärliches Licht durch die Oeffnungen in den Thüren hereingelassen wurde. In jeden dieser Keller steckt der Führer einen berühmten Verbrecher, er weist sogar den Ort, wo ihr Haupt gefallen, und die Löcher, durch die ihr Blut hinabfloß. Vergebens bemühte ich mich, den Kerker des Giordano Bruno aufzusuchen, welcher hier sieben Jahre gebückt haben soll, ehe ihn der rachsüchtige Papst Venedig entriß und in Rom verbrannte. Die Asche des großen Weltweisen zerflog mit dem Winde. Und der Wind hob und streute sie auf das Feld der Philosophie, wo sie als reiche Ernte aufsproß. Doch nicht überall in Giordanos Vaterland hat sie gekeimt, — der Wind streut sie noch immer umher, und das Volk athmet sie unwillkürlich ein. Vielleicht verkam dieser kühne Dominicaner, einer der größten Geister, die im Kampfe um die Freiheit des Gedankens als Helden sielen, in demselben Loch, wo er plötzlich in meinem Gedächtnis; auflebte. Hätte ich diese Sicherheit, ich würde mit Demuth das harte, furchtbare Lager geküßt haben, worauf doch auch andere venetianische Gefangene geruht haben tonnten.

Es galt, die blutigen Gespenster, welche der Anblick der Löcher vor meinen Geist heraufbeschworen hatte, zu verscheuchen. Ich stieg also in eine Gondel und ließ mich fahren — ohne Ziel und Ende. Der Canale Grande schmückt sich für den Tag mit anderen, aber gleich schönen Reizen. Die von beiden Seiten im Meere dastehenden Paläste neigen sich ihm gleichsam zu, als ob sie die Schwärze von sich waschen wollten. Die behenden Barken streifen wie Schwalben im Fluge das Wasser. Alle Augenblicke gewahrt man in den kleinen Gondelhäusern verborgene Paare, die sich im Vorbeihuschen durch Kuß oder Händedruck verrathen und die vielleicht von weit her nach Venedig geflüchtet sind, um sich Freiheit und wunderbare Lebensbedingungen zu sichern. Man muß ihnen Geschmack in der Wahl des Ortes zugestehen.

Mt Venedig schloß ich meine italienische Reise, gleich Taine bedauernd, dieselbe nicht damit begonnen zu haben. Denn die Zeit erlaubte mir nicht, mich länger daselbst aufzuhalten, ebenso wie Mangel an Platz mir hier

I, 78 Alexander Twientochowski in Warschau.

längere Beschreibungen unmöglich macht. Ich will nur die Hauptseiten des Inneren jener Orte berühren, deren äußere Merkmale ich bereits angedeutet habe. —

XI.

2Nuseen. — Skulptur.

Wollte ich nur das Namensverzeichnis der in den Museen Italiens enthaltenen Skulpturen geben, ich würde damit kaum fertig werden. Mein Leser mutz mir daher eine begrenzte Wahl gestatten. In der florentinischen Galerie degli Uffizi befindet sich eine „Tribüne“, ein kleiner, runder Saal, wo die bedeutendsten Meisterwerke der Skulptur angesammelt sind. Als so eine Tribüne mögen auch meine Skizzen angesehen werden.

Ich suchte, wie Andere wahrscheinlich, überall griechische Originale, und wie Andere fand ich dieselben in den reichsten Museen in geringster Zahl vorhanden. Dabei sind es nur winzige Ueberreste des Genies der Hellenen, welches uns hauptsächlich in römischein Abglanz bewahrt worden ist. Angesichts der Ärmulh dieser Hinterlassenschaft in Bezug auf die Quantität, mutz man fragen: haben wir einen genauen Begriff von griechischer Skulptur, da mir ihre bedeutendsten Meister nicht kennen? Das Einzige, was uns rettet, ist vielleicht die bis zur äußersten Vollendung gebrachte Copirtunst in den Arbeiten der römischen Künstler, die in unzähligen Objecten die Muster mit der Treue eines Abgusses wiedergaben. Uebrigens, was Original und was Copie ist, bleibt unbekannt, denn keines von den Denkzeichen der classischen Skulpturkunst besitzt einen sicheren Geburtsschein, und beinah' alle sind sie ohne Namen.

Die Aesthetik erwägt in allem Ernst, ob die moderne Skulptur, nach glücklichstem Fortschritte, irgend einmal den griechischen Meisterwerken gleich kommen wird ... Ich gestehe, die Frage macht auf mich den Eindruck einer Meditation über das Thema, ob wir noch heute Männer wie Tell haben werden, die es verstehen würden, mit einin Bogenpfeile Aepfel von den Köpfen ihrer Söhne herunterzuschießen . . . Denn in gewissem Maße sind wir bereits der griechischen Bildhauerkunst zuvorgekommen, und in gewissem Matze werden wir sie nie übertreffen. Jede Schöpfungsart hat in verschiedenen Perioden ihrer Entwicklung entsprechende Normen, in deren Rahmen sie sich vervollkommnet und den Höhepunkt erreicht. Der Fortschritt der Kunst beruht nicht nur auf dem Fortschritte ihrer Arten, sondern auch auf demjenigen ihrer Formen. Ein Homer kann der Welt! noch hundert» mal geboren werden, und dennoch wird er nie mehr eine Iliade, eher eine „Ungöttliche Komödie“, einen „Herrn Thaddäus“ oder irgend eine Dichtung, deren Typus uns noch heute unbekannt ist, schaffen. Aehnlich verhält es sich mit der Skulptur. Dieser Zweig, der aus griechischem Leben hervorschoß, kam in den Werken des Praxiteles und Phidias zu

Italienische Skizzen, I. 9

seiner höchsten Blüthe und ist einer ferneren Entwicklung unfähig. Die Neuzeit hat eine andere Geschmacksrichtung, brachte in die Kunst ein neues Element. Das Drama und alltägliche, menschliche Wahrheit, — das ist ihr Merkmal, während der Hauptzug der hellenischen Vildschnitzerkunst in dem ideellen, göttlichen Frieden begriffen, war. Vergleichen wir die Standbilder unserer Zeit mit den klassischen: hier eine Gleichförmigkeit der Züge, die soweit jedweden Unterschied verwischt, daß die Archäologen oft unentschieden sind, ein altes Monument als einen Apoll oder eine Minerva zu erkennen; — dort ist der charakteristische Stempel jedem Detail aufgedrückt. Wenn man unsere Statuen heute zerschlagen würde, so könnte beim Anblick der Trümmer auch über tausend Jahre Niemand zweifeln, ob er einen Mann oder eine Fran, — einen Napoleon I. oder Ehrstus vor Augen habe. Die griechische Skulptur hat nie, selbst da sie den meist tragischen Kampf verkörperte, diesen den Zügen ihrer Helden aufgeprägt. Im neapolitanischen Museum befindet sich die berühmte Gruppe des Farnesischen Stieres. Von der Ferne scheint die Gruppe zu wüthen: der Ausbug der Rumpfe, die Spannung der Muskeln — all dies deutet auf die furchtbare Scene, wo Dirke an die Homer des tobenden Thieres gebunden wurde. Aber wenn wir von der Nähe die Köpfe fowohl des Opfers, als auch der beiden Jünglinge, die das an ihrer Ätutter verübte Unrecht rächen, betrachtet haben, fo gewahren wir in den Zügen eine solche Ruhe, als ob diese Figuren als Karyatiden den Balkon eines modernen Palastes zu stützen bestimmt wären. In der Galerie degli Uffizi finden wir eine Gruppe, darstellend den Ringkampf zweier grimmiger Gegner: einer hat den anderen zu Boden geworfen, drückt ihn mit den Knien nieder, weidet sich an feinen Leiden, würgt ihn — und dennoch, würde man uns die Gesichter der Beiden von den Körpern getrennt zeigen, wir würden glauben, die Neiden fchneiden sich eine Grimasse, als ob sie eine faure Nebe in den Zähnen zerquetfcht hätten. Die Gruppe, darstellend Niobe und ihre Kinder (dieselbe Galerie), einzeln zerlegt, erlaubt infolge dieser Ruhe in den Gesichtszügen, demjenigen, der die Mythologie nicht kennt, ebenfalls nichts Tragisches vorauszusetzen. Sogar die höchst dramatischen Gestalten der alten Bildhauerkunst: der sterbende Gladiator (Eapitol), der Laokoon IVatican) drücken nicht jenen furchtbaren Schmerz aus, den wir hier erwarten dürften. Aus der einfachen Logik der Thatsachen ergiebt sich, daß diejenigen Schöpfungen der antiken Bildhauerkunst an: mächtigsten das antike Genie offenbaren, wo die Ruhe sich frei ergießen durfte. Apollo und Mercur (Belvedere im Vatican), der Farnesische Herkules, die Eapitolinische und die Medicäische (Florenz) Venus sind in der Thal Werke einer kolossalen Kunst. Wir sehen darin den Höhepunkt der classischen Skulptur. Mit Ausnahme des Herkules, der eine bedeutende Neigung des Künstlers zum Realismus verräth, sind die anderen Gestalten so leicht, so ideell, als ob ihr ätherisches Zellengewebe sich nur für einen Augenblick in den

^80 Alexander Twientochowski in walschau.

Marmor festgesetzt hätte. Kaum, daß die allgemeinen Umriss an menschliche Formen erinnern: man sieht, daß sie nicht von der rohen Natur gezeugt worden sind, daß hingegen eine feine Künstlerhand alle ihre Unebenheiten geglättet hat. Ohne Gewicht, von dem leichtesten Lebenshauch unberührt, durch keine einzige Faser an das Leben gebunden, scheinen sie vom Olymp herabgestiegen, um die Erde durch ihre Reize zu bezaubern und sich hernach wieder heraufzuschwingen.

Bevor das Bedürfnis, die verschiedenen Charaktere in den Büsten auszudrücken, die antike Bildhauerkunst zum Realismus nöthigte, kam dieser gewöhnlich und deutlich in den Köpfen der Satyre zum Vorschein. Es ist dies eine der wenigen Richtungen, wo sich der klassische Meißel frei bewegte und von der typischen Ruhe abzusehen pflegte. In den Galerien Italiens hat man viele Gattungen dieser Art angesammelt, und alle zusammen bilden sie den Keim derjenigen Schöpfungsart, welcher sich die moderne Bildhauerkunst bereits zugewendet hat oder sich wird zuwenden müssen.

Der größte Genius der modernen Bildhauerei, der erste, den man auf Phidias' Thron setzte, bewies, daß die Höhen griechischer Schöpfungskraft auch für spätere Menschenkinder erreichbar sind. Sein David (Florenz), Moses, Pieta (Rom) und andere kleinere, in verschiedenen Kirchen zerstreute Meisterwerke, sehen neben den antiken Schöpfungen keineswegs demüthig aus, trotzdem sie gleichzeitig eine sichtbare Neigung zum Realismus verrathen. Das offenbart sich hauptsächlich an Moses. Ich kenne kein schöneres Marmorbild. Das sind nicht mehr die dusehenden Götter und Helden Griechenlands, das ist ein Heerführer, bei dem nicht allein die Gestalt, sondern auch das Antlitz von solcher Energie durchdrungen ist, daß du beinahe an ihn nicht heranzutreten wagst in der Angst, er könnte aufspringen und die steinernen Tafeln an deinen, Haupte zerschmettern. Ungeachtet der allgemein getadelten Ungleichmäßigkeit der einzelnen Theile, macht das Bild einen unverwischbaren Eindruck. Ich sehe ihn noch immer, den Moses, — es kommt mir so vor, als ob er sich, erregt, erheben und zu seinem Volke eilen wollte, — doch nicht, um es zu strafen, sondern um es zu retten. Ich habe mich nicht in demselben Grade von den medicäischen Grabsteinen des Michel Angelo hinreißen lassen, trotzdem sie in der Aesthetik als Meisterwerke patentirt worden sind. Ich gehe sogar weiter und glaube, daß nur der Nimbus dieses angebeteten Künstlernamens, der jedes selbstständige Urtheil niederschlägt, Bewunderung für diese Arbeiten aufdrängt. Denn es sind dies zwei gleichsam nicht vollendete Gruppen. Aber auch sie tragen das deutliche Gepräge des Realismus, welches ein griechischer Künstler sicher sorgfältig verwischt haben würde.

Sehr interessant ist die Zusammenstellung verschiedener Werke der zeitgenössischen Bildhauerkunst. Sie vermag sich noch nicht ganz von den griechischen Formen zu befreien, beweist aber, daß die Skulptur bereits das

- Italienische 3kizzen. I.8^

Neich der Mütter verlassen hat, aus der Sphäre erhabenen Stolzes herabgestiegen ist, um immer kühner in das alltägliche Leben einzutreten. Sie imvonirt weniger, besitzt jedoch mehr Mannigfaltigkeit, ist charakteristischer, leichter zu fassen. Indem wir das Museum verlassen, schließen wir ein antikes Epos, — es öffnen sich die Ladenauslagen aus einem modernen Roman. Hier erblicken wir eine Frau im Badecostüm, in's Wasser springend, dort verzieht ein Kind, dem Weinen nahe, das Gesichtchen, hier wieder sehen wir einen in die Gunst einer bezaubernden Sünderin sich einschmeichelnden Pfaffen: mit einem Worte eine endlose Reihe alltäglicher und doch verschiedener Bilder. Ter Anblick derselben tröstet uns in dein Kummer, den mir beim Gedanken, die antike Skulptur hätte unerreichbare Muster geschaffen, empfinden. Ja, unerreichbar in ihrer Art, doch nicht in der modernen, die gewiß auch vorzügliche Typen zurücklassen wird.

Es scheint, der italienische Boden ist spärlicher mit Bäumen, als mit Standbildern bewachsen. Denn er schimmert förmlich von einem weißen Marmorwalde. Straßen, Gärten, Plätze, Höfe wimmeln von Statuen, die nur unter dem sanften Himmel Italiens straflos unbedeckt bleiben dürfen. Ter berühmte Tavid von Michel Angelo stand lange Zeit vor dem Rathhause zu Florenz, bis man ihn im Museum aufbewahrte; dafür hat man ihn aber fo gut verwahrt, daß heute seine Besichtigung kaum gestattet wird. Tie italienischen Kirchhöfe, die ja auch Skulpturgalerien sind, habe ich nicht besichtigt. Das mir theure Grab hätte ich daselbst nicht gefunden, und nur dieses würde ich ja gesucht haben. Und wenn mir vielleicht in: Sinnentaumel der Gedanke aufgestiegen wäre, daß er hier sein müsse, daß man mir meine heilige Urne zerschlagen habe, daß mein Geist in arbeitsfreier Stunde keine Stätte haben wird, wohin er sich wird flüchten und weinen können, dann wäre ich sicher mit einem verzweifelten Lammerschrei heimgekehrt und vermöchte Euch nur noch meinen Schmerz zu erzählen. Mögen Glückliche die italienischen Kirchhöfe besuchen und Euch dann ihre Reise beschreiben. Ich konnte mich auf ein campo-zauto nicht wagen, verzeiht, — ich tonnte es nicht . . .

XII.

IUuseen. — !Ualerei.

Wenn bei uns in einer kleinen öffentlichen oder privaten Bildersammlung einige Bilder von Bacciarrelli gefunden werden, dann sprechen wir mit Hochachtung von einer „alten Galerie“. Was an derartigen alten Sachen Italien besitzt, ist kaum Jemand zu errathen fähig. Tbschon die übrigen Nationen viele Schöpfungen der alten Meister angehäuft oder sich angeeignet haben, so sind dennoch im Vaterlande der modernen Malertiinst mehr Meisterwerke zurückgeblieben, als das ganze übrige Europa diesseits der Alpen zu eigen hat. Man könnte über Italien ein Tach ausspannen

^82 Alexander ZwientochowZki in Warschau.

und es wäre eine große Galerie. Man muß es ihnen lassen, den Päpsten, ihren Söhnen, Verwandten, endlich auch den italienischen Patriziern, daß sie mit der Habgier von Geizhalsen und mit Kennertalent sogar dann Kunstschatze in ihren Palästen ansammelten, als ihre materiellen Quellen ausgetrocknet waren. Wenn man der Versicherung eines Reisenden glauben darf, befinden sich unter den Nachkommen berühmter italienischer Familien arme Teufel, die im dritten Stocke einige Zimmerchen bewohnen und ein Leben voll Mangel fristen und gleichzeitig in ihren prächtigen Villen reiche Museen beherbergen, deren Hüter bei ihren Herren in der Roth Dienerpstichten ver-richten. Wäre dies auch nur Patrizierstolz, so ist auch dieser jedenfalls besser und nobler, als der Aufwand unseres glänzenden Elends, das freiwillige Hungersnot!) leidet, um nur den Schein der einstigen Pracht durch reiche Stallungen und luxuriöse Toiletten zu wahren.

In dem künstlerischen Inventar Italiens nimmt die Sammlung von Fresken, welche in Herculaneum und Pompeji ausgegraben wurden und in dem Museum zu Neapel aufbewahrt sind, die erste Stelle ein. Es sind dies die einzigen Ueberreste der classischen Malerei. Taine behauptet, er hätte nichts Schöneres gesehen. Diese Meinung zeugt von seinem zu stark erregten archäologischen Pulsschlage. Ich will nicht leugnen, daß sich die Malereien in der Thal durch wunderbare Leichtigkeit und, — angesichts ihres harten Schicksals — auch durch Dauerhaftigkeit der Farben auszeichnen-. was ihnen jedoch fehlt, ist: genügende Perspective, Relief und noch viele andere Eigenschaften, welche erst Errungenschaften der modernen Malerkunst sind. Ueberdies sind sie auch zu abgekratzt und beschädigt, als daß sie einen großen Eindruck machen könnten. Selbst auf vorzüglichen Copien, die von heimischen Vialern verfertigt und billig verkauft werden, erinnern uns diese alten Göttinnen, Nymphen, Thieie und Landschaften an die Technik der auf Porzellantellern und Vasen üblichen Abbildungen. Man muß sich in eine geschichtliche Stimmung versetzen, sich den Unterschied der Zeiten ver-gegenwärtigen, die Sinne durch Erinnerungen, welche das Skelett des einstigen Lebens in Pompeji umhüllen, betäuben, um sich von dem Reize dieser Fresken wirklich begeistern zu lassen.

Es ist ebenfalls der Zauber eines unsterblichen Namens, der uns vor den Fresken des Michel Angelo in der Sirtinischen Capelle, eines anderen Unicums Italiens, ehrerbietig das Haupt beugen läßt. Wieder hemmt die Schäbigkeit und vornehmlich die mangelhafte Beleuchtung dieses Meisterwerkes ein aufrichtiges Sichhinießenlassen. Wenn nicht die zahl-reichen früher gesammelten Kenntnisse es der Phantasie ermöglichen würden, die spärlichen optischen Eindrücke zu vervollkommen, so könnten wir nicht ge-wahren und fassen, wo sich denn eigentlich hier Genie offenbart. Die Malereien an der hohen Wölbung sind für das Auge kaum erreichbar, das berühmte „Jüngste Gericht“ an der Wand ist schwarz geworden: die Reisenden strecken sich rücklings nieder, stellen Spiegel auf, rüsten sich mit Ferngläsern, studiren

Italienische Skizzen. 1.83

Photographien und murmeln . . . hosianna, denn so rath ihnen ihr Bädker. Soweit es die Entfernung, die Dunkelheit und vornehmlich photographische Abbildungen möglich machen, fühle ich die großartige Schönheit der mythologischen und biblischen Gestalten des Plafonds heraus. Es sind dies Riesen, an den Einbiegungen der Wölbung vorzüglich niedergesetzt, meisterhaft gruppiert, gezeichnet mit jener mächtigen Kühnheit, die nur Michel Angelo eigen ist und die in seinem Pinsel den Meißel verräth. Es scheint, er male, was er eigentlich schnitzen sollte. Einen anderen Eindruck habe ich von dem „Jüngsten Gericht“ empfangen. Vor Allen, ist Dieses wie von etwas Geheimnißvollem, Mysteriösem umschwebt. Eine Menge von Gestalten, geschleudert auf die Wand, ohne eine sichtbare Andeutung ihres Verhältnisses zu einander, umringt einen fleischigen Riesen, der Christus vorstellen soll. Man findet hier Götter und Teufel, aber was die verschiedenartigen Gruppen bedeuten — weiß man nicht. Das Bild trägt einen apokalyptischen Charakter: es ist ein verwirrtes, kühnes Phantasmen, ein genialer Rebus. Vor diesem Rebus pflegt der Papst inmitten seiner Gläubigen, die in schwarzen Kleidern und Frack «pflichtgemäß» hierzu erscheinen, an allen Feiertagen zu beten. Christus wäre mit diesem frommen Ballfeste nicht zufrieden, aber zufrieden ist der ganze Drohnenschwarm, der in diesem Bienenkörbe um den heiligen Vater herumsummt. Das Halblicht erlaubt zwar die Fresken nicht zu sehen, dafür paßt es aber vorzüglich zu dem Geschmückt der aristokratischen Versammlungen, die bekanntlich das Zwielficht in ihren Salons lieben.

Das dritte Unicum Italiens auf dein Gebiete der Kunst bilden die Loggien und Stanzen von Raffael im Vatican. Ueber die Loggien — Fresken an der Wölbung der langen Eintrittspassage — vermag ich nichts zu sagen, denn dieselben sind zu sehr beschädigt und zu klein, als daß ich ihre Schönheit zu erwägen im Stande wäre, und Bewunderung heucheln oder nachsagen mag ich nicht. Genau sind diese Loggien nur von den Eopisten gekannt, die ziemlich zahlreich auf Gestellen hoch oben sitzen. Anders verhält es sich mit den Stanzen. So nennen sich die Wand- und Wölbungsmalereien in einigen Sälen. Der Werth dieser Werke ist ebenso ungleich, wie ihre Frische. Es giebt darunter beschädigte und schwache, es giebt andere, die glücklich erhalten und wunderbar ausgeführt sind. Die Krone der letzteren ist „Die Schule zu Athen“. Griechische Philosophen, gruppenweise auf der Treppe der Akademie verstreut, im Gespräche vertieft. Jedes Antlitz trägt einen besonderen Eharakter, drückt eine besondere Idee aus. In jedem dieser Gesichter lodert augenscheinlich jene Flamme, die Prometheus dem Himmel entwendet hat. Im Mittelpunkt des Bildes, auf der höchsten Stiege, steht der greise Pluto, einen Arm zum Himmel empor« gestreckt; neben ihm läßt der junge Aristoteles seinen Arm zur Erde sinken. Diese beiden Bewegungen sprechen soviel aus, wie nur überhaupt der Pinsel in der Philosophie auszudrücken vermag. Jedoch nicht viel Freiheit wurde

^8H Alexander -wientochowzki in Warschau.

Raffael in seinen Stenzen gelassen, er hat darin vornehmlich päpstliche Triumphe npotheosiren müssen. Man muß oft gleichzeitig der Kunst Ehrerbietung zollen und über ihren Inhalt lachen. — Rom brennt: der Papst erscheint auf den Ballone der St. Petri-Basilica und verlöscht mit seinem Segen das Feuer. Diese Scene hat Raffael malen müssen. Würde er jedoch heute leben, so hätte er den Trost, daß Julius II. weniger als Pius IX. gefordert hat, der doch in den Sälen, die sich vor den Loggien befinden, nichts mehr, als nur... die unbefleckte Empfängnis; malen ließ. Und es fand sich ein Künstler, der diesem Geheimnisse eine Form gab, natürlich eine Form, darunter man ebensogut die Bezeichnung: „Die Vision des Pius“ oder die „Wallfahrt der Magier“ setzen könnte.

In der Beurtheilung der früheren Malerkunst wurde gewöhnlich der Werth der Idee weggelassen und nur die technische Seite berücksichtigt. Der rasche Fortschritt der Kunst in den letzten Zeiten hat jedoch die Frage nach der die Empfindungen der Zuschauer immer anregenden Idee eines Bildes zur Geltung gebracht. Nachdem wir die reichsten Galerien Italiens besucht, den Zauber der Bilder von Künstlern wie Raffael, Tizian, del Sarte, Murillo getrunken haben, verlassen wir dieselben übersättigt, von der Einförmigkeit der Eindrücke ermüdet. Ein schönes Weib als Madonna, Magdalena oder Venus, — die heilige Familie, einige bevorzugte mythologische oder christliche Helden, — das sind die sich immerfort in tausend Varianten wiederholenden Motive. Raffael hat etliche Madonnen, Tizian ebensoviele Bilder der Venus gemalt, — nichts Aehnliches weisen uns die heutigen Kunstwerke auf. Dort genügte ein schönes Gesicht, ein schöner Körper, eine kunstvolle Rundung des Fußes, der Hand — um ein neues Bild zu schassen: heute fordert man frische, originelle Motive. Kaulbach, Makart, Piloti, Matejko spinnen nicht aus den« Faden eines gewissen Themas unzählige Variationen, — wie Raffael, Murillo oder Tizian — sondern erfinden verschiedene Compositionen. Und wären auch die modernen Gemälde weniger formvollendet, so sind sie, was den Inhalt anbetrifft, ungleich reicher als jene. Die unzählige Menge von Madonnen und Venusbildern ermüdet nach einiger Zeit, das Auge sucht frische Motive, frische Stoffe.

Diese Eintönigkeit haben schon die früheren Künstler herausempfunden, denn auch sie suchten in den Kreis der stereotypen Motive einige Modificationen, die den Charakter des Gemäldes oft überschritten, einzufügen. Dieser Proceß des langsamen Zerzeihens der religiösen Fesseln, welche die künstlerische Schöpfungsart hemmten, ist ungemein interessant. Bekanntlich waren die Madonna oder die heilige Familie die häufigsten Typen der Composition. Maria mit dem heiligen Joseph (oder ohne denselben), das kleine Jesuskind und Johannes der Täufer sind die Hauptfiguren jener Gruppe, die Raffael am glänzendsten mit dem Lichtschein seines Genies umstrahlt hat. Und die Künstler begnügten sich nicht mit der Veränderung der Modelle und der Stellungen, sie suchten die Gemälde durch das früh-

Italienisch« Skizzen. ^85

liche Wesen des Kindes zu beleben. Auf einem Bilde des Raffael (Ufsizi) hält der kleine Johannes dem Jesuskindlein einen kleinen Stieglitz hin; auf einem anderen (Pitti) lesen Beide, zierlich aneinander gelehnt, eine heilige Schrift; bei P. Veronese (Ufsizi) ist das Jesuskindlein im Schöße der Mutter eingeschlummert, und Johannes küßt ihm die Füßchen; bei L. Massari (ebenda) suchte die munteren Knaben Kirschen aus einer Schüssel heraus; bei G. Alfani will das Jesuskindlein, auf den Knien seiner Mutter sitzend, dem kleinen Johannes einen Nasenstüber geben, dieser schaut es flehentlich an, kaum daß die heilige Anna den Kleinen vor den tollen Streichen ihres Enkels zu schützen vermag :c. Wir finden eine Menge solcher Ergänzungen des Haupttypus, und sie beweisen Alle, wie wenig malerische Erfindungskraft derselbe enthielt und wie jene Maler, um eben diesen Typus zu erweitern, allmählig menschliche Elemente in die todte Legende einfügten. Neben diesen wunderbar schönen Szenen kindlichen Spieles sehen die Versuche, den strengen religiösen Ton zu erhalten, gekünstelt und ganz jämmerlich aus. So z. B. das Gemälde von Murillo, wo das Jesuskind einen Rosenkranz mit einem Kreuze in der Hand hält.

Ich will meine Betrachtungen nicht weiterspinnen, denn nur so viel darf ich auf mein kleines Spinnrad wickeln. Ich zeichne nur allgemeine Eindrücke auf, übergehe Einzelheiten, die in meinem Neisenotizbuch verbleiben müssen. Die Museen Italiens sind Schatzgruben, jede hier vorkommende Kunstschicht enthält eine Goldader. Längst hat man diese Schichten ausgegraben und abgeschätzt, — ich unterlasse demnach eine Aufgabe, die bereits von sachkundigen Händen vollzogen worden ist. Nur noch eine Bemerkung will ich hinzufügen, dieselbe, die ich bereits in Bezug auf Skulptur geäußert: die moderne Malerkunst braucht sich keineswegs die Ohnmacht, den alten Mustern gleichzukommen, zu Herzen nehmen; sie besitzt eigene Ideale, die ihrer Vorgängerin unbekannt waren.

XIII.

Vie Vevölterung.

Für gewöhnlich nehmen wir an, daß die Einwohnerschaft Italiens (<28 Millionen) zur Hälfte aus Sängern, zur Hälfte aus Feen bestehe.

Von den beiden Täuschungen liegt jedenfalls die erste« der Wahrheit näher. Die italienischen Kehlen sind in der That verehrungswürdig, und ihr Weich kann keineswegs durch die zu uns bezogene Oper herabgesetzt werden. Denn unter den einfachsten Arbeitern und Krämern vernimmt man oft Stimmen, die innerhalb unseres „Großen Theaters" zu Seltenheiten gehören. Allabendlich pflegen sich in Venedig die Gondolieri in ihren Kähnen vor den Gasthäusern zu versammeln und daselbst ihre bezaubernden Lieder vorzutragen; um den Werth dieser Chorgesänge richtig schätzen zu können, müßte man die Droschkenkutscher von Warschau veranlassen, den Gästen des „Europäischen Hôtels" eine äh-

Notb und ENd. I.XX. 209. 13

^86 Alexander swientochowski in Warschau,

liche Serenade darzubringen. Dann erst könnten wir den Unterschied beurteilen. In Italien singt beinahe Jeder. Es ist hier ein solcher Ueberfluß an Stimme, daß man sich derselben sogar dort bedient, wo wir Schellen und Klappern gebrauchen, und sprächen nicht praktische Rücksichten dagegen, so könnten die Italiener bei der Bahn ihre Pfeifen durch Sopranstimmen ersetzen. Am Morgen, wenn die Krämer auf alle Straßen heranströmen und mit lautem Geschrei ihre Waaren feilzubieten beginnen, entsteht ein betäubender Lärm, aus dem sich häufig ein sehr wohlklingender Bariton oder Tenor hervorhebt. Welche Oper könnte aus diesen Schreihälsen für Warschau zusammengesetzt werden, würde nicht die Entfernung von zwei Reichen, welche die italienischen Kehlen, bevor sie noch zu uns gelangen, zerstört, hindernd dazwischenftehen.

Ein Warschauer Blatt hat sich noch vor Kurzem in Bewunderung über den Liebreiz ergangen, mit welchem die schöne Römerin . . . einige und zwanzig Jahrhunderte ihrer Geschichte trägt. Solche phraseologische Seifenblasen werden gewöhnlich von Leuten, die nicht beobachten wollen, oder es nicht verstehen, gesonnt. Die Römerin, wie auch die Mailänderin, die Venetianerin, denkt ebensoviel an die etliche und zwanzig Jahrhunderte ihrer Geschichte, als z. B. eine polnische Näherin oder Aristokratin an die Knegseroberungen des tapferen Noleslaus denkt. Nichts, rein garnichts, unterscheidet die italienischen Frauen von den übrigen Frauen Europas, wenn nicht die Merkmale ihrer Race. In der Regel klein gewachsen, von dunkler Hautfarbe, schwächlig, frühzeitig alt und noch früher bärtig, stellen sie nichts weniger, als bezaubernde Einwohnerinnen des menschlichen Paradieses vor. Da ich mit den griechischen Philosophen in der Meinung übereinstimme, der Körper habe auch seinen künstlerischen Werth und Menschen seien eine lebende Galerie der Naturschöpfungen, so suchte ich zu erforschen, ob auch die Lobeserhebungen über die Schönheit der Töchter Italiens begründet seien, und gestehe, daß ich vielleicht nie eine größere Enttäuschung erfahren habe. Gewiß trägt ein Land, das alle Welt heranzieht, die Reize der ganzen Welt scheintrügerisch zur Schau. Alle schönen Engländerinnen, Französinnen, Polinnen, Schwedinnen, Ungarinnen, die sich in der Schaar der Reisenden befinden, werden natürlich auf die Rechnung Italiens gefchoben. Indessen, um die Schönheit der Bevölkerung zu beurtheilen, muß man dieselbe nicht in fremden Elementen, nicht in Ausnahmen, sondern in alltäglichen, durchschnittlichen Typen suchen. Und diese überschreiten in Italien keineswegs das gewöhnliche Maß Europas. Ueberdies stören den Nordländer die ganz verschiedenen Racenmerkmale; das Haar der Italienerinnen ist uns zu schwarz, ihre Hautfarbe zu grünlich oder gelblich. Und wenn es sogar erlaubt wäre, aus Ausnahmen eine Regel zn folgern, so muh ich trotzdem, ohne den Meinigen, die ich durch Lobhudelei nie belüge, zu schmeicheln, gestehen, daß unter den Frauen Europas, die ich gesehen, die Polin — die schönste ist. Einen weit größeren, man möchte sagen ästhetischen Werth besitzt in

Italienische Zfizen. ^9?

Italien der männliche Typus, überhaupt eine gewisse, ziemlich oft zu findende Art desselben: ein edel geformter, fleischiger Körper, das fahle, dunkle Gesicht ein rundes Oval, eine gerade Nase und ein fein geschnittener Mund.

Seine Bewegungen sind frei, die Züge verrathen die edle Race, das liebe-liche Lächeln gewinnt die Herzen, in dem Auge leuchtet Verstand. Er hat nichts Gemeines, nichts Frivoles an sich. Bevor ich mich an diesen Anblick gewöhnt hatte, verstand ich es nicht, unter den Männern die verschiedenen socialen Klassen zu unterscheiden. Auf einem Platze sahen wir einen eleganten Mann auf uns zukommen, — von der Ferne zog er schon den Hut. —

Was will er von uns haben, dieses Goldgigerl? dachte ich bei mir. — Die Herrschaften wünschen einen Wagen? — fragte er, indem er auf seinen Zweispänner wies. Wenn unser nicht gewaschener, nicht gekämmter, brutaler Droschkenkutscher diesen Herrn zu Gesicht bekäme, er würde ihm gewiß seine Kutsche anbieten, in der Hoffnung, daß ihm die tolle Fahrt mit dem gnädigen Herrn einige Rubel einbringen werde.

Angesichts der vielen Apollos, denen man auf der Straße begegnet, machten wir einstimmig die Bemerkung, daß eifersüchtige Frauen ihre leichtfertigen Männer ohne Gefahr allein nach Italien reisen lassen dürfen, doch eifersüchtige Männer . . .

Hinter dieser Schönheit und scheintrügerischen Würde schaut die Zudringlichkeit in dem Anbieten von Diensten, die Ausbeutungssucht und die widrige Bettelei mit noch um so größerer, weil unerwarteter Häßlichkeit hervor.

Die nördlichen und die in Mittel-Italien gelegenen Provinzen haben schon zum Theile diese moralischen Lumpen abgestreift, doch die südlichen wecken damit noch bis heutzutage Abscheu. Wir klagen über die Bettler von Warschau! Da muß man erst Neapel sehen. Nach einen, mehrtägigen Aufenthalte fangen wir an zu zweifeln, ob sich denn hierauch eine Hand befinde, die nicht bereit wäre, sich nach Almosen auszustrecken und in fremde Taschen zu greifen. Auf dem Bahnhofe mngaukelt uns ein Schwärm von dienstbereiten Geistern: einer trägt das Gepäck, einige begnügen sich, dasselbe anzutasten, alle umkreisen sie den Fiaker und lassen ihn nicht fort, bevor man ihnen das Lösegeld nicht bezahlt hat. Man steigt im Gasthause ab —

Jemand packt einen am Aermel . . . Wer da? Er hat sich am Bahnhofe oder unterwegs auf dem Bocke neben dem Kutscher niedergelassen und diente ... als Führer. Man tritt auf die Straße: ein Krämer schiebt einem einen Blumenstrauß in die Hand, der andere einen Stock, ein dritter einen Kamm, dieser wieder Seife, jener Korallentnöpfe, noch einer Photographien, ein siebenter Zündhölzer, ein achter Apfelsinen :c. Man kauft Alles und trägt es in der Hand, in der Hoffnung, daß dies im weiteren Marsche Schutz gewähren wird. Keineswegs. Eine frische Reihe erwartet ihre Beute, man bekommt einen zweiten Stock, eine zweite Seife, einen zweiten Strauß hingereicht :c. Trügest Du einen ganzen Bund Stöcke und ein Schock Apfelsinen, man würde Dir weiter

^88 Alezander Lwientochowskj in Warschau.

Stöcke und Pomeranzen feilbieten. Fruchtlos ist hier aller Zorn, alles Weg-treiben. Die Krämer stützen ihre Operationen auf den sicheren Erfolg im Ermüden ihres Opfers, das vorzieht, einige oder viele Soldi zu verlieren, als sich einer Tortur zu unterwerfen, die es unmöglich macht, ruhig vorbeizugehen, irgend etwas zu sehen, oder zu hören.

Die Auffahrt auf den Vesuv bietet in dieser Art von Peinigung das Höchste. Den ganzen Weg entlang, einen Weg, der einige Stunden dauert, läuft dem langsam bergauf rollenden Wagen eine Schaar von Krämern, Bettlern, Krüppeln, Erwachsenen und Kindern nach. Die zerlumpten Bälger werfen ihre Mützen in die Höhe, schreien, schlagen Purzelbäume auf dem Pflaster — um nur etwas zu bekommen. Die Stärkeren heben die kleinen Würmer auf die Schultern und rennen hinter den Rädern einher. Es sind förmliche Spießruthen, die man da läuft und für die das Endziel der Fahrt kaum entschädigen kann. Gram schnürt geradezu das Herz zusammen, angesichts dieser so frühzeitigen Selbsterniedrigung. Wir sehen Menschenmassen, die sich von der frühesten Jugend an von der Arbeit losgesagt haben und nur von unverschämter Bettelei leben. Diese Sitte hat in dem Leben des Volkes so feste Wurzel gefaßt, daß kein Polizeibeamter den bettelnden Haufen auseinanderreibt, kein Vater und keine Mutter dieses Laster den Kindern vorhält. Wenn die Italiener diese Entwürdigung dem zu großen Fremdenstrome, der zu leichtem Erwerbe anregt, verdanken, dann dürfen sie sich wirklich nicht allzusehr der Gäste freuen.

Natürlich tritt diese Raubsucht bei irgend einer Amtshandlung in vollster Kraft hervor. Eine verwickelte Bureaukratie, in deren Labyrinth der Leitfaden kaum zu finden ist, steht den bösen Instincten des Volkes hilfreich zur Hand. Infolge eines Irrthums oder einer Nachlässigkeit lieferte die Bahn unser Gepäck nicht an das Zollamt ab. Trotz des Reclamirens, trotz der Telegramme und trotzdem man uns versicherte, daß das Gepäck uns nachgesendet würde, kamen wir in Neapel ohne Koffer und ohne Nachricht über das Schicksal derselben an. Ungeduldig, wie wir schon waren, beschlossen wir, unser Gepäck energischer abzufordern, und begaben uns auf den Bahnhof. Die Diener führen uns zum Spediteur, wir bezahlen sie; der Spediteur weist uns an den Stationsvorstand — wir zahlen; dieser — an ein anderes Speditionsbureau; da die Sachen nicht da sind, werden wir zum Inspektor geführt — wir zahlen; dieser schickt uns wieder zum Stationschef zurück, welcher uns ersucht, morgen zu kommen. Endlich kommen die Koffer an. Einer bringt den betreffenden Beamten herbei — wir zahlen; ein Anderer wiegt — wir zahlen; ein Dritter ist sehr höflich — wir zahlen; ein Vierter sucht den Zollbeamten auf, der uns als Escorte aufs Zollamt beigegeben wird — wir zahlen; ein Fünfter trägt das Gepäck auf den Wagen — wir zahlen; Einige halten die Pferde und fordern etwas für ihre Mühe — wir zahlen; für die Revision — zahlen wir; unserem Begleiter, den Beamten — zahlen wir; der Eile wegen rath man uns an.

Italienische skizzen. ^89

die Vermittlung des Spediteurs in Anspruch zu nehmen — wir zahlen; einem Individuum, das unsere Declaration ausstellt — zahlen wir, und als die von der zehn Tage lang dauernden Gefangenschaft befreiten Sachen auf die Droschke getragen werden sollen, wird uns die Thür durch einen Haufen Zollamtsdiener versperrt, denen wir ebenfalls zahlen. Bitte, dazu die verschiedenen Fahrkosten beizufügen, und man hat eine kleine Probe der kunstvoll organisirten Raubwirthschaft, die in jedem anderen Lande unmöglich wäre.

Wie dieser Polyp seine Fangarme in alle Volksschichten ausstreckt, soll uns ein kleines Factum beweisen. In Rom fragen wir einen vorübergehenden Herrn nach den Wege nach einer gewissen Straße. Dieser zeigt uns den Weg, gleichzeitig tritt an uns ein Geistlicher heran und bietet uns seine Dienste an, da er nach derselben Richtung gehe. Der Diener des Herrn leitet ein freundschaftliches Gespräch mit meinem Gefährten ein, der ihm hierfür sehr dankbar ist. Am Ziel angelangt, dankt er ihm für seine Zu-vorkommenheit, jener erwidert jedoch mit einem süßen Lächeln: „Ach, wenn Sie mir irgend eine Unterstützung geben wollten ... ich trage zerrissene Schuhe.“ Herr S., dem die Proposition peinlich ist, reicht den Pfaffen 25 Centimes hin. Dieser steckt das Almosen ein und nimmt ganz selig Abschied von seinem Wohlthäter.

In Neapel befinden sich einige Standbilder von berühmten Männern, die mit den Händen in den Taschen vorgestellt sind. Anfangs wunderte ich mich über den sonderbaren Einfall, später jedoch ward es mir klar: das Volk Italiens empfindet Verehrung für Männer, die, wie es vennuthet, bei Lebzeiten ihre Soldi verschenkt haben und noch heute geben würden, wenn sie nur die Hände aus den Taschen ziehen könnten.

XIV.

Die Geistlichkeit.

Als ich den Dom zu Florenz besichtigte, gewahrte ich an einer Seitenpforte einen kleinen Haufen Geistlicher in Chorhemden, von einer neugierigen Schaar umringt. Ich trete näher und merke ein feierliches Erwarten. Endlich fährt ein Wagen vor, aus dem Wagen springt ein junger, hübscher, wohlgenährter, blühender Pfaffe. Er segnet die Versammelten und reicht die Hand hin, die einige Geistliche küssen. Man zieht ihn aus oder bekleidet ihn, und der Zug, mit dem Kreuze an der Spitze, zieht durch die Kirche nach einer Capelle, welche mittelst einer glasbedeckten Balustrade abgesperrt ist. Hier wird der Angekommene mit Albe und Processionsrock bekleidet, in einen Armstuhl unter einen Baldachin gesetzt und mit der Inful bedeckt. Es ist also ein Bischof. Ein so junger Bischof ist mir noch nie vorgekommen. Ich zweifle, ob er 40 Jahre alt war. Auf seinem Gesichte malte sich die Zufriedenheit eines behaglichen Lebens und eine gewisse Lange-

590 Alexander Zwient«chon>5ki in Warschau.

weile, die er angesichts der langwährenden Eeremonie verspüren mußte. Er würde vorziehen, nach Hause zu fahren, einen Spaziergang zu machen oder in einem weichen Sessel inmitten lieblicher Patrizierinnen Platz zu nehmen, um sich mit diesen in ein fröhliches Gespräch einzulassen. Der Geistliche, der Messe halten sollte, ging mit seinem Assistenten an den Altar, die Chorbrüder stellten sich im Kreise um das hohe Pult, auf welchem riesenhafte Bücher ruhten, und stimmten den Gesang an; die Geistlichen bildeten zwei Reihen vor den Stufen des Thrones, und das heilige Amt begann, richtiger gesagt, es begann ein immerwährendes Niedertmeen vor dem Bischof und ein fortmährendes Küssen seiner Hand. Es schien, als ob er das Ziel aller Gebete sei. Vor ihm beugte man die Kniee, er wurde in erster Reihe beräuchert. Unzählige Male wurde die Inful auf sein Haupt gesetzt und wieder herabgenommen, und jedes Mal mußte der zu dieser Rolle bestimmte Canonicus — küssen. Der Gravitationspunkt der religiösen Ceremonie ist also von dem Altar, wo Gott war, nach dem Throne, wo ein Mensch dasaß, verschoben worden.

Dieses Bild könnte als bezeichnende Vignette zu einem Tractate „über Italiens Geistlichkeit und seine Religion“ dienen. Es ist dies vor Allem die Religion kirchlicher Rangstufen, es ist ein Armeecommando, das ein allmächtiger und unfehlbarer Führer leitet, und das den Heiland einzig durch die Ehre, auf Regimentsfahnen zu siguriren, abfertigt. Die vormalige Gleichheit hat sich nunmehr in eine uielstufige Hierarchie aufgethürmt, in der jedes religiöse Gefühl in der Anbetung der höheren Stufen durch die niedrigeren aufgeht. Gott ist nur die oberste Spitze dieser Leiter, deren Fuß keinen Stützpunkt auf Erden hat, und an der nur menschliche Leidenschaften und Ambitionen heraufklettern. Die Priesterröcke von verschiedenstem Schnitt und Farbe sehen aus wie Uniformen einzelner Abtheilungen einer Armee. Das sind nicht mehr die Jünger Christi, sondern Soldaten, Capitäne, Generäle.

Nirgends ist die Organisation so auffallend, wie in Italien. Bei uns z. B. sind weder ihre Spitzen noch ihre Fundamente zu finden. Unsere Geistlichen stellen das Mittelstück des Gebäudes vor, die hohen Würden und die Volksagitatoren fehlen bei uns gänzlich. In Italien wird sich ein Priester niedrigsten Ranges, ein einfacher Gemeiner, nie wie ein Pfarrer oder Vicar bei uns abfondern: er läßt sich zu den niedrigsten Volksschichten herab, nimmt ihre Sitten und ihre Lebensweise an und wirkt daher mit um so größerem Erfolge. Oft habe ich in italienischen Städten Geistliche bemerkt, die in einer Fleischbude, mit der Fleischerin plaudernd, dasaßen oder auf den, Markt bei einem Glase Wein mit einem Arbeiter sich unterhielten. Durch dieses Bündniß mit dem Volke legen sie den Grundstein des Gebäudes, dessen erhabenste Kuppel der Papst ist. Bei uns würde ein Priester glauben, seiner Ehre Abbruch zu thun, wenn er mit einem Bauer im Gehöft ein Glas Bier leeren würde, — der italienische

Italienische Zlizen. ^9^

Geistliche (der um Vieles ärmer ist), schlägt so einen Schmaus keineswegs init Verachtung aus, er reicht bei der Begegnung dem Bauen: freundschaftlich die Hand zum Drucke, die bei uns nur geküßt werden darf. Das politische Leben, das Bedürfnis; einer Agitation für praktische Ziele, treibt die italienischen Hechte an, in die niedrigsten Schichten des socialen Teiches unterzutauchen, um sich daselbst an kleinen Fischen zu laben.

Nachdem der Papst seine weltliche Macht eingebüßt, haben diese Hechte nicht mehr die Freiheit von ehemals. Obschon das Datum dieses Wechsels noch sehr frisch ist, soll der Unterschied bereits bedeutend sein. Ich habe Italien zur Zeit des Kirchenstaates nicht gesehen, aber gesehen hat es Taine, der berühmte Forscher. In seiner Reisebeschreibung zeichnet er ein finsternes Bild der Bedrückung und der Erniedrigung der Einwohner Roms, die sich in Abhängigkeit von der unbezähmten Geistlichkeit befänden.

Diese Abhängigkeit umfaßte alle Klassen: „Die iuxta cetero Leute," sagt Taine, „Advocaten, Doctoren, verlieren ihre sämmtliche Clientel, wenn sie als Liberale auftreten. Uebrigens befinden sich alle Schulinstitutionen in den Händen der Geistlichkeit. Rom hat kein einziges Gymnasium, kein einziges Pensionat, das weltlich wäre. Zählt ferner die protegirten Bettler, Beamten, die Aspiranten auf Sinécuren oder Inhaber derselben: sie sind alle demüthige Diener der Kirche und liefern Vemeife ihres Eifers. Davon hängt ja ihr tägliches Brod ab. Das ist eine Hierarchie von gebeugten, aber verständigen Leuten. Der Graf E. hat gesagt: „es ist ein Verfahren wie in China, — die Füße werden nicht grausam abgeschnitten, aber durch Verbände derartig verkrüppelt, daß die Bewegung damit beinahe unmöglich gemacht wird." Anders ist es nicht möglich. Die Regierung der Kirche würde es nicht vermögen, liberal zu sein. Ihre Grundsätze sind durch die Tradition festgestellt, in Briefen kundgemacht, in Encykliken wiederholt, durch die Regeln der Canonisten und die Abhandlungen der Casuisten den kleinsten Details angepaßt. Jeder menschliche Gedanke, jede That — sei es eine öffentliche oder private — hat ihre Definition, ihre Klasse, ihre Abschätzung in den Büchern, deren Vertheidiger und Besitzer der Papst ist. . . Gott übt Gerechtigkeit in ihm und durch ihn: jede Widersetzung ist Aufwiegelung, und Aufwiegelung ist Kirchenschändung. Die erste Pflicht ist nach ihren Gesetzen — Gehorsam; Forschen, persönliche Meinung, Initiative, all dies ist Sünde. Der Mensch soll sich unterwerfen, fügen wie ein Kind; sein Verstand, sein Wille liegen nicht in ihm, sondern in einem Anderen, den der Himmel dazu herabsendete." Die auf diesen Principien beruhende päpstliche Regierung hat das Steuer aller Lebensfragen in die Hand ihrer Leiter legen müssen. „Monsignore," sagt Taine weiter, „verwaltet Krankenhäuser, ein anderer Monsignore beaufsichtigt die Theater und macht die Röcke der Tänzerinnen um einige Streifen länger . . ." „Die politische Oekonomie ist eine schädliche moderne Wissenschaft, die sich allzusehr mit dem Wohlbefinden des Körpers befaßt." Es werden also Steuern auf-

^92 Alexander Zwientochowzfi in Warschau.

gelegt, ungeachtet des sichtbaren Verarmens des Landes. , Es zahlt das Pferd für den jedesmaligen Uebergang in andere Hände, es zahlt das Vieh auf der Weide und auf dein Marktplatze, es zahlt der Fisch, es zahlt das Getreide, Alles zahlt hohe Steuern. „Mit eineni Worte, keine Neuerungen, zurückhalten, conserviren, dämpfen — das sind die Aufgaben der päpstlichen Negierung." Taine beschreibt genau das ganze System des Spionirens und der Bedrückung, durch welches man die Bevölkerung einzuengen fuchte, wie alle Fäden des socialen und privaten Lebens im Vatican zusammenliefen, der nach Belieben daran ziehen und das Volk lenken konnte.

Heute sind diese Zustände von Grund aus verändert; die Schnecken-schale, in die das Volk gehüllt war und die dasselbe verhinderte, nach vorwärts zu schreiten, ist geplatzt. Der Haß der Italiener gegen Frankreich ist ein unpolitifches Gefühl, jedoch durch das neue Unrecht, das Unterstützen der weltlichen Macht des Papstes, gerechtfertigt. Die Italiener sind in ihrer Entwicklung zurückgeblieben und müssen heute die anderen Völker, die ihnen vorangeeilt sind, einholen. Der Papst hat sich in Christi Namen der Auslieferung Noms widersetzt; aber Christus hat nie Macht erstrebt, und wenn er überhaupt in diesem Kampfe Jemanden leitete, so waren es sicher die italienischen Heere. Cs ist wirklich Zeit, von dem Namen des großen Nazareners alle in keinen: Zusammenhang mit seinen Lehren stehenden Phantasien zu trennen, all die Attentate auf die Civilifation, all den Irrwahn, der die unreifen Gemüther der Gläubigen umhüllt, wegzuräumen, und zu dieser Rolle ist Italien in erster Reihe berufen, da es den Quell dieser Uebel, der sich über Europa in Strömen ergießt, in seinein Schöße birgt.

Von Zeit und Ewigkeit.
«Lin Veitrag zur Psychologie des täglichen tebens.
von
Fr. Nubinstem.
— Veilin. —

I'er hat nicht schon die wundersame Geschichte gehört vom jungen Mönch im Kloster Heisterbach, der „lustwandelt an des Gartens fernstem Ort, nachdenkend über Zeit und Ewigkeit". Er konnte nicht begreifen, daß bei Gott ein Tag sein sollte „wie tausend Jahr" und tausend Jahre wiederum „wie ein Tag". Als er zurückkam von seinem Epaziergang, öffnete ihm ein fremder Mönch das Thor, fremde Klosterbrüder saßen auf den Banken der Capelle, Niemand kannte ihn. Er meldet sich beim Prior, es wird in den Kirchenbüchern nachgeschlagen und sein Name bei denen gefunden, die vor 300 Jahren im Kloster lebten. Dabei ist im Klosterbuche bemerkt: „Er war ein Zweifler und verfchwand im Wald." Da bleicht sein Haar, sterbend stürzt er nieder und erkennt die Wahrheit des früher von ihm bestrittenen Satzes: „Ihm ist ein Tag wie tausend Jahre, und tausend Jahr sind ihm wie ein Tag. Aehnlich erzählen die frommen Sagen der Muhamedaner vom Propheten Muhamed, daß er vom Erzengel Michael aus dem Bette geholt und in den Himmel getragen wurde, 77MO Gespräche mit Gott, den Engeln und Erzengeln hatte und, als er zurückkam, den Krug noch nicht ausgelaufen fand, den er in der Eile des Aufsteigens umgestoßen hatte. — Der gleiche Gedanke kehrt auch in der Zauberwelt der Märchen aus tausend und einer Nacht wieder. Ein armer Lastträger in Balsora, heißt es dort, ging hin an den Strand des Meeres, sich zu baden. Kaum hat er den Kopf in die Fluth getaucht, so findet er sich auf einmal in einer fremden Stadt wieder. Er geht die Straßen hinauf und fragt verzweifelt den Ersten, den er trifft, was er beginnen solle. Glücklicherweise war es Sitte in dieser

59^ Fr, Rubinstein in Verlin.

Mädchenstadt, daß ein Mädchen, welches einem fremden Mann auf feine Frage antwortete, verpflichtet war, ihn zu heirathen, wenn er sie zum Weibe begehrte. So gewann der Lastträger die Hand eines reichen Mädchens, lebte sieben Jahre glücklich an ihrer Seite, verarmte dann und wurde wieder Lastträger. Als er eines Tages in Verzweiflung, wie er nun feine Familie erhalten follte, an den Strand ging, kam ihm der Gedanke, seinen Kopf einzutauchen. Als er ihn zurückzog, fand er sich in feinem alten Wohnort, den er nie verlassen hatte, wieder. Die Zeit zwischen Eintauchen und Zurückziehen des Kopfes hatte der Traum in sieben Jahre voll der buntesten Ereignisse umgewandelt. — Es giebt ferner eine Erzählung von einem zum Tode Verurtheilten aus der Zeit der Pariser Schreckensherrschaft, der einschlief, als die Thurmuhr den ersten Glockenschlag von Zwölf that. Mit dem letzten Schlag weckte ihn der Gefängniswärter, um ihm sein Ende anzukündigen. In diesem Zeitraum vom ersten Glockenschlag Zwölf bis zum letzten hatte er einen Traum, der sich über Jahre erstreckte.

Auch Ehamissa besah so einen seltsamen Vetter, Anselmo mit Namen, den er die erstaunlichsten Schicksale erleben, Priester, Eardinal, Papst und — Bettler werden läßt in seiner Vorstellung, während er den rinnenden Sand im Stundenglas eine Secunde lang anstarrt:

. . . „Im Büchersaal

Mllno's stand ei wie dazumal,
Zerlumpt, das Stundenglas in der Hand,
Und unoeimindeit rann der Sand."

Grillparzers: „Der Traum ein Leben" streift das Problem von der Relativität der Zeit ebenfalls. Goethe fagt von der Natur: „Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht, Gegenwart ist ihre Ewigkeit." Diese Vorstellung scheint in allen Zeiten einen dämonischen Reiz gerade auf besonders tief und grüblerifck veranlagte Köpfe ausgeübt zu haben.

Dem gewöhnlichen Sterblichen wird angst und bange, spricht man von „Raum und Zeit". Die Worte find für ihn der Inbegriff weltverlorener, unpraktischer, unnützer Speculation geworden, und zwar hauptsächlich durch die Schuld der Philosophen, die das Zeit-Problem in einen anscheinend so undurchdringlichen, metaphysischen Nebel zu hüllen verstanden haben, daß außer den „Zünftigen", die aber bisher auch nichts Brauchbares zu Tage förderten. Niemand sich herantraute. Trotzdem ist die Frage: „Was ist Zeit? was ist Raum?" durchaus nicht so aussichtslos bezüglich der Lösung und stellt auch an unseren Verstand und Scharfsinn nicht so unerschwingliche Forderungen, sobald man sie nicht als metaphysisches, sondern als mechanisches Problem — oder besser vielleicht „Problem der Mechanik" — auffaßt.

Was ist Zeit? Jedenfalls ein Maß, denn an der Zeit messen wir ja alles Geschehen in der Welt, Jugend und Älter, Schule und Unterricht,

von Zeit und Ewigkeit. ^95

individuelles und staatliches Leben. Die Maße liefern uns Handhaben zum Vergleichen, darum schassen wir sie. Das Chaos, der Stoff ist grenzenlos, die Form, das Einzelwesen, der Mensch schafft Grenzen. Nichts ist so sehr menschlich als Maß, Form, Grenze. Der Mensch ist nach Nietzsche der Messende, von seiner vornehmsten Eigenschaft her hat er feinen Namen. Was messen wir nun aber mit der „Zeit“, diese als Maß gedacht?

Antwort: Die Bewegung, das Fortschreiten, den zurückgelegten Weg, allgemeiner: die Ortsveränderung im Räume. Demnach wäre Zeit zu definieren als das Maß der Bewegung. Ohne Raum gäbe es danach auch keine Zeit oder anders ausgedrückt: Die Vorstellung des Raumes entsteht in unserem Gehirn durch die Ortsveränderung materieller Theile. Für den vorliegenden Zweck macht es wenig aus, ob wir uns den Raum flächenhaft oder körperlich denken. Ich halte es für unmöglich, daß wir mit uferen Augen körperlich sehen, meine vielmehr, daß die angebliche körperliche Wahrnehmung durch das Auge eine Täuschung des Urtheils, nicht der Sinnesorgane vorstellt. Aus Tastempfindungen und damit combinirten Nehhautbildern (Mennert faßt auch das Auge als ein Tastorgan auf!) schließen wir zuerst, wenn wir unsere Erfahrungen gewinnen, auf die Körperlichkeit der Objecte außer uns und vermeinen dann später fälschlich, sie auch körperlich zu sehen. So hören unsere Sinnesorgane später auf, ein unparteiischer Spiegel der Welt zu sein.

Doch schweifen wir von unserem eigentlichen Thema nicht allzuweit ab. Die Zeit als „Maß der Bewegung“ definiert zu haben, genügt mir bald nicht mehr. Vielleicht hatte, was ich öfters zu meinem größten Erstaunen beobachtet habe als wirkliches Ereigniß, mein Gehirn das Problem automatisch weiter verfolgt, ohne Einmischung des neugierigen Bewußtseins. Man kann, wie ich aus zahlreichen Beobachtungen gelernt habe, seinem Gehirn Aufgaben stellen, wie einem Hund zu apportieren*). Man versuche es, wenn man z. V. einmal „nicht auf einen Namen kommen kann“. Man richte seine Aufmerksamkeit fest auf das gesuchte Object und wird nach Stunden oder Tagen überrascht sein, daß das gesuchte Wort sich ohne weitere Bemühung einstellt.

Was ist nun ein Maß, und wie messen wir? Von dem Dinge, das wir messen wollen, schneiden wir ein willkürlich gewähltes Stück ab, legen diesem Stück einen willkürlichen Namen bei, Fuß oder Meter, Liter, Metze, Kilo, Pfund, Mark, Franc, Ohm, Volt u. f. w. und benutzen dieses Stück fortan als Einheit. Die Wörter Theil und Zahl sind auch etymologisch identisch. Ueber die Annahme dieser Maße müssen sich dann die Völker einigen. Werth haben nur allgemein angenommene und dadurch vergleichbar gewordene Maße. Auf die grundsätzliche Wesensverschiedenheit mit *) Auch Andere (z. B. Dr. Neudörfel in Wien) haben Aehnliches beobachtet, doch ohne klar zu erkennen, was eigentlich dabei vorgeht.

196 Fl, Rubinstein in Vellin.

der Natur, in die der Mensch durch sein fortwährendes Bedürfnis; nach Maßen (bedingt durch seine eigene körperliche und zeitliche Begrenztheit) geräth, habe ich vorher schon hingewiesen. Ein dunkles Gefühl dieser Differenz besaßen schon die alten Griechen. Es kommt z. B. zum Ausdruck in der Fabel von der Schildkröte und den, hurtigen Achill, der Achill kann sie angeblich nicht einholen, weil sie immer in dem Moment, da er sie erreicht hat, schon wieder weiter ist. Der Fabel*) liegt offenbar nichts weiter zu Grunde als ein Hinweis auf die Willkürlichkeit aller Grenzen. Das werdende und das abgeschlossene (Maß) sind inkommensurabel. — Die eben entwickelte Anschauung vom Maß erweist sich auch praktisch nützlich. Aus meinen Darlegungen geht ohne Weiteres hervor, warum z. V. eine Doppelwährung sehr bald zur alleinigen Silberwährung führen müßte, aus innerer Nothwendigkeit, aus dem Wesen des Messens und des Maßes heraus, ohne daß ich damit einen politischen Streit an dieser Stelle zu eröffnen gedenke. Die Themata des praktischen Lebens haben auch eine psychologische Seite. Es ist ferner klar, eben aus der inneren Natur des Maßes heraus, daß man möglichst etwas Unveränderliches wählt, um daraus das Maß zu entnehmen. Das „intztrs“ der französischen Revolution ist bekanntlich dem Maß des Erdumfangs entnommen, also beinahe der am meisten konstanten Größe, die uns Menschen zugänglich ist. Darum ist es nur natürlich, daß dieses Product der Revolution sich erhalten hat, das auf logische Wege gewonnen und daher ein gutes Maß ist. Aus demselben Grunde ist auch das Gold ein relativ gutes Maß für die Werthe, weil feine Größe (Masse), wenn sie auch nicht constant bleibt, doch gegenwärtig jedes Jahr ziemlich um dasselbe Maß zunimmt. Als nach der Entdeckung Amerikas aus Peru, Bolivia und Ehile große Mengen Goldes und Silbers nach Europa strömten, traten dort die größten Schwankungen in allen Werthverhältnissen ein, eben weil das Werthmaß sich so plötzlich verändert hatte. Wenn daher das Maß immer aus dem zu messenden Object entnommen wird, so ist ohne Weiteres klar, daß Zeit und Bewegung identisch sind. Mit anderen, einfacheren Worten: Zeit ist der Theil eines Weges, mit dessen Hilfe ich den ganzen zurückgelegten Weg meße. Zeit ist ein Raummaß, ein anderer Name für Meter oder Fuß, ersonnen im Hinblick auf den speciellen Fall, daß der Mensch die Länge des Weges abschreitet. Eine Stunde ist ein in Form einer Kreisperipherie zurückgelegter Weg**), ein Tag wird bestimmt nach dem Weg der Sonne, ebenso ein Jahr. Man sieht nun ohne Weiteres, was für eine gräuliche Begriffsverwirrung entstehen mußte, sobald man die „Zeit“ als Maß endlicher Größen mit dem Adjectiu „ewig“ zusammenbrachte und von „ewiger Zeit“ zu sprechen ansing. Alle Bestimmungswörter dieser Art, die das Unendliche

*) Eigentlich ist es ein von einem griechischen Philosophen erdachtes Beispiel.

**) Der sich auf den Weg macht, ist der Zeiger.

!)on Zeit und Ewigkeit, <9?

bezeichnen sollen (ewig, grenzenlos, nichts u. s. w.) sind reine „negative“ Begriffe, nicht aus Beobachtung, sondern nur sprachlich in einer gewissen Periode der menschlichen Culturentwicklung auf contradictorischem Wege gewonnen, und es ist ein Fundamentalsatz der Logik, daß aus reinem Negativen nichts folgt (N zmr18 nsFativi8 uibil se^uitur.) Das Negative ist unreine Beziehung zum Positiven und ohne diese Beziehung sinnlos. Hatte man das beachtet, so wäre der ganze metaphysische Unfug, das Fangballspielen mit den Begriffen von Zeit und Raum nicht möglich gewesen. Eine „ewige Zeit“, ein „unendlicher Raum“ sind ebenso unmöglich wie ein schwarzer Schimmel oder Mondschein an. Mittag.

Die bisher gewonnenen Erkenntnisse über das Wesen der Zeit geben uns aber auch Aufklärung über einen Punkt, der all den vorher von mir berührten Dichterfabeln und Märchen gemeinschaftlich ist. Alle die erwähnten seltsamen Verschiebungen der Zeit treffen Personen, die ruhen, nur von dem Mönch ist nicht sicher, ob er nicht schließlich irgendwo im Walde Halt machte, um seinen 300jährigen Schlaf zu thun. Wenn es richtig ist, daß Zeit nichts weiter ist, als ein Stück Weg, so kann nur der von ihr etwas wissen, der sich willkürlich und mit Bewußtsein bewegt. Darum entflieht das Maß der Zeit dem, der liegend oder träumend seinen Ort nicht verändert. Das ist unweigerlich die Folge unserer Ansicht vom Wesen der Zeit. Außer dem sich bewegenden Herzen, dessen Schlag der Gesunde aber nicht merkt, und dem Pulse, hat der Liegende gar kein Maß der Zeit in sich. Liegen wir wach und wollen erfahren, was es an der Zeit ist, so wenden wir uns an Dinge, die sich bewegen, an die Uhr, an die Sonne.

Ich leite auch das Vergnügen des Rauchens von der Verfolgung des aufsteigenden Rauches ab, in zeitlosen Momenten. *) Ebenso wird man finden, daß bei fast allen Zerstreuungsspielen (Villard, Dame, Schach, Croquet u. s. w.) irgend eine Bewegung erzeugt wird. Ich habe immer gefunden, daß bei der Arbeit die Cigarre überflüssig, ja lästig ist. Seltsamer Weise nennen die Spanier den Zustand süßen Nichtsthuns, den sie, wie alle Südländer, so sehr lieben: „liacer tieiupo“, „Zeit machen“, aber sie rauchen dabei. Nichts frappirte mich mehr, als ich, schon mit diesen Vorstellungen über das Wesen der Zeit im Kopfe, bei dem großen Seelenkenner Shakespeare die Worte las: „Schläfer sind und Todte Gemälden gleich.“**)

Der zeitlose Zustand, d. h. keine Bewegung zu haben oder keine verfolgen zu können, ist für den wachen Menschen ein unerträglicher, und zwar darum, weil er ihn vor den Begriff des Ewigen, Unendlichen, Unabsehbaren stellt. Man desinirt diesen Zustand, die Langeweile, als Mangel an *) Schopenhauer nennt das Rauchen ein Surrogat für Gedanken bei Leuten, die nicht denken. (Paieraa «t<?,. S. '681).

**) zi»o1>«t u, .^et ll, 8c, l, ./ln« »1e«pi,iA »nä tue <ls»!> nr« lmt üz pi«t>,l«8,"

498 Fr. Rubinftein in Verlin.

Vorstellungen, aber sie ist weit mehr als das, ein Mangel an Bewegung. Vielleicht kann es als Beweis für die materielle, also räumliche Natur des Denkens angesehen werden, daß wir uns nicht langweilen, wenn wir Vorstellungen haben. Was thut man denn zur Abhilfe, wenn man sich langweilt? Man geht dem Muster der Tapete nach, oder zieht die Uhr hervor und verfolgt den Weg des Zeigers oder lehnt sich aus dem Fenster, um die Vorübergehenden zu sehen. Man wählt also instinctiv das richtige Heilmittel. „I^hs boutwur e'«8t 1« mouvomLUt, Iß lualb.Lur c'ßst 1« rspo8“, sagt Bolingbroke in Scribes Glas Wasser. So tief steckt dem Menschen das Bedürfnis; einerseits nach Bewegung, andererseits nach Zahl, Begrenzung, Theilen im Blut. Das wache Gehirn enthält Spannung«», und Reize, die ausgegeben werden müssen. Ist das nicht möglich, so entstehen Unlustgefühle, die Empfindung, der Hemmung. Das Unbegrenzte ist der Empfindung des Menschen peinlich und verhaßt, weil aus ihm kein Maß sich entnehmen läßt, weil es seiner eigenen Natur wesensfremd und furchtbar ist. Eine lange Straße, eine übermäßig ausgedehnte Allee ist uns verhaßt, weil sie uns keinen Maßstab für den zurückgelegten Weg bietet. Wir machen lieber einen Umweg, weil dieser mehr „Abwechslung“ gewährt, d. h. mehr Dinge darbietet, welche Abschnitte, Theile des Weges martiren. Der war ein schlechter Psychologe, der die Menschen mit der Idee des ewigen Lebens als einer Wohlthat oder Gnade beschenkte. So oft der Mensch vor Etwas steht, das sich grenzenlos, undefinirbar, ohne M«tstein vor ihm ausdehnt, stets ergreift ihn Grauen. Der Tartarus war furchtbar nicht wegen der Arbeiten, die verrichtet werden mußten, sondern wegen ihrer Grenzenlosigkeit. Durch Nichts wird eine schlaflose Nacht so furchtbar als durch ihre Ziellosigkeit. Der Begriff der Ewigkeit ist dem Menschen in tiefst«, innerster Seele zuwider. Es kann gar nicht anders sein. — Wie aber ist er zu diesem Begriff gekommen? Nach Aristoteles müßte er aus den Sinnen stammen, die aber nur für Endliches eingerichtet sind. Also kann nur der Intellect seine Quelle sein. Es ist bisher, soweit nur bekannt geworden ist, noch nicht genügend betont worden, welche Rolle bei der Entstehung der Begriffe das contradictorische Verfahren einst gespielt hat. Jeder positive Begriff producirt auf logischen» Wege seinen Gegenfüßler, der sprachlich meistens durch Vorsehung einer Silbe bezeichnet wird. Doch gehört diese Art der Begriffsbildung bereits einer relativ vorgeschrittenen Culturstufe an. Bekanntlich ist von Abel nachgewiesen (und auch aus anderen, von ihm noch nicht herangezogenen alten Sprachen zu erweisen), daß die Wurzelworte im Egyptischen einen Begriff und zugleich sein Gegentheil bezeichneten.*» Wahrscheinlich war beini Sprechen irgend eine Differenzirung *) Ta« ähnliche Anschauungen einen Grundgedanken der Heael'schen Philosophie bildeten, ist heute ganz und glli in Vergessenheit geiathen.

t)«n Zeit und Lwigleit, 599

je nach der Absicht, die ausgedrückt werden sollte, üblich, die Nothwendigkeit contradictorischer Vorsilben hat sich vermuthlich damals eingestellt, als die Schriftzeichen entstanden.

So bildeten sich Begriffe, wie: nichts, unendlich, ewig, unsterblich.

Dieses Princip ist noch heute in der Sprachbildung thätig. Besonders der Witz übt sich in solchen contradictorischen Worterfindungen, vor Allem der politische.

Die „Endlosigkeit, Unabsehbarkeit“ gewisser staatlicher Mißstände hat ebenfalls einen tief in der Natur des menschlichen Empfindens begründeten Stachel. So ist bei Lange (Arbeiterfragen, S. 11) Folgendes zu lesen:

„Lhatsache ist, daß der Kampf um das Dasein gerade jetzt wieder in der mächtigsten und entscheidendsten Schicht der Nation — diesmal sind es die Arbeiter der Industrie — in feiner ganzen ermattenden Schwere empfunden wird, und daß die Geister beginnen, der Einförmigkeit dieses Druckes überdrüssig zu werden und sich, selbst auf die Gefahr der Verschlimmerung hin, nach Veränderung sehnen.“ Lang dauernde Regierungen wie die Louis X.V. in Frankreich werden, schon allein aus diesem Grunde unbeliebt, Kronprinzen entsprechend beliebt. Es giebt eine Knmcheil» die Platzangst (Agoraphobie), bei der der Kranke zu zittern beginnt, wenn er einen großen freien Platz überschreiten soll. Eine Abart davon ist die Angst, welche manche Personen erfaßt, die in einen mächtigen, gewölbten Doni eintreten sollen. Auch das Schwindelgefühl auf hohen Thürmen, am Rande von tiefen Gebirgspalten gehört hierher. Es ist nur eine krankhafte Uebertreibung des in jeden, Menschen liegenden, physiologisch begründeten Zurückschensens vor dem nicht Abgesteckten, Grenzenlosen, Unübersehbaren.

Wer wird angesichts dieser Thatsachen den Tod noch schelten können?

Höchst interessant und psychologisch werthvoll ist es, zu sehen, wie sehr der Begriff der Unendlichkeit «denn es ist nur ein sprachlicher Begriff, nichts weiter) bei den einzelnen Menschen und Nationen schwankt. Es läßt sich beweisen, daß für Völker, die auf niedriger Lulturstufe stehen, Zahlen, die für uns endlich sind, den Begriff der Unendlichkeit erreichen.

Die Papuas auf der Nordküste von Neuholland zählen nur bis vier: Alles Uebrige ist „Airidiri“: „sehr viel“. Die Bibel läßt Mose vierzig Tage auf dem Berge Sinai verweilen, sie erzählt ferner von einer vierzigjährigen Wanderung des Volkes Israel in der Wüste. Tiefe Zahlen find, wie man schon aus ihrer regelmäßigen Wiederkehr sieht, nicht wörtlich zu nehmen und bedeuten auch nur so viel wie „Miridiri“, „sehr viel“, ganz wie das lateinische „8?xosnti“ nicht für sechshundert gilt, sondern für eine sehr große, unermeßliche Zahl. Tas Volt wählte diejenige Zahl für den Begriff des Grenzenlosen, Unermeßlichen, welchen« der Grenze seines Vorstellungsuermögens lag. Das eben ist das Unendliche, was über das individuelle Vorstellngsuermögen hinausgeht. Auch unter den heute lebenden Menschen find die Grenzen der Vorstellbarkeit von Zahlbegriffen sehr verschieden. Frauen haben häufig einen schlechten „lablensinn“, andererseits zeigten einige Wunderkinder sso z.B.

200 Fi. Rubinstem in Verlin.

der bekannte Euler) eine merkwürdige Befähigung nach dieser Richtung. Eine Million können sich sehr wenige Menschen vorstellen, eine Milliarde nur eine verschwindende Zahl. Welche Perspective eröffnet sich für die Zukunft, wenn wir sehen, wie weit sich das Vorstellungsvermögen des modernen Menschen über die Grenzzahl vier des Papuanegers erhoben hat? Das weitgehendste Vorstellungsvermögen, also die höchste menschliche Intelligenz, müssen wir danach den Astronomen zuschreiben. Wer kennt nicht Beispiele, daß Leute von geringer Intelligenz durch einen Lotteriegewinn oder Erbschaft Summen erhielten, denen ihr Vorstellungsvermögen nicht gewachsen war. Es ist uns nach den obigen Darlegungen durchaus verständlich, daß sie die Summe für unendlich hielten und vergeudeten. Ja, sie mußten geradezu Verschwender werden nach der Beschaffenheit ihres Denkvermögens, mit psychologischer Nothwendigkeit. Man denke nur an den Milliardenrausch von 1871. So macht auch eine unverhoffte Lebensstellung, ein unerwarteter äußerer Erfolg den schwachen Kopf durch die Vorstellung der Unendlichkeit seiner Bedeutung schwindelig. Es ist das eine physiologische Wirkung dieses nicht vorstellbaren Begriffs, die wir einstweilen nicht weiter aufklären können, die aber dieselbe ist, gleichgiltig ob sie durch den Anblick eines anscheinend bodenlosen Abgrunds oder anscheinend bodenlosen Reichthumes oder Erfolges erzeugt wird. Vermuthen dürfen wir, daß es sich dabei um eine Ueberreizung handelt, weil wir sehen, daß durch grelles Licht ganz ähnliche Wirkungen hervorgebracht werden. Unendlich heißt also nur „nicht vorstellbar“, woraus hervorgeht, daß es unendlich viele „Unendlichkeiten“ giebt, d. h. genau so viele als Individuen. Im Allgemeinen hat ja die Natur durch eine versteckte Lage der Aufnahmeorgane für die Bewegungen der Außenwelt, durch Schutz- und Mschwächungsvorrichtungen dafür gesorgt, daß die Reize der Außenwelt nicht in ihrer ursprünglichen Kraft und Stärke, sondern gewissermaßen temperirt und modisicirt, wie sie zur Erhaltung des organischen Lebens tauglich und dienstlich sind, die Sinnesorgane und das Centralnervensystem treffen. Reiz und Neaction machen das Spiel des Lebens aus. Anscheinend aber gelingt es trotz aller Schutzorgane nicht immer, übermäßig starke Reize vom Gehirn fernzuhalten, besonders solche, die durch Vorstellungen von besonderer Intensität (Affecte) gebildet werden. Hier tritt dann die Functionsunterbrechung der Hirnrinde (Schwindel, Ohnmacht) schützend ein. Als Resultat meiner Untersuchungen glaube ich somit Folgendes festnageln zu können: 1) Der Zeitbegriss ist ein rein menschlicher, ebenso der Raumbegriff. Beide enthalten nichts Transscendentales. 2) Der Zeitbegriff entsteht durch das Bedürfnis; des sich bewegenden Menschen nach einem Maß für diese Bewegung. Dieses Maß wird, wie alle anderen Maße auch, aus dein zu niessenden Object entnommen. 3) Der Begriff der unendlichen Zeit widerspricht dem Wesen des Zeitbegriffs, wie es oben dargelegt worden ist, und muß fallen gelassen werden. Auch der Begriff des „Unendlichen“ ist nichts als ein Product der gesetzmäßig functionirenden Gehirnthiitigkeit und

von Zeit und Ewigkeit. 20^

individuell verschieden, hat also gar keinen positiven Inhalt und stellt nur einen Grenzwert dar. 4) Sollen Vorstellungen äußerer Objecte im Gehirn zu Stande kommen, so müssen diese Objecte begrenzt sein, d. h. Form und Gestalt haben. Form ist danach die Voraussetzung des individuellen Lebens. Der Todte wird sehr bald wieder formlos. 5) Eine Betrachtungsweise, die entweder nur die Form (Gestalt, ^dee) oder nur den Stoff >Materie« berücksichtigt, ist mit Nothwendigkeit einseitig. Menschlicher ist der Formalismus (Idealismus), er kommt dem Bedürfnis; unserer Sinnesorgane entgegen, eine objectivere Art der Betrachtung aber ist ohne Zweifel die materialistische (atomistische, analytische), doch geht sie schließlich über die Schranken, wenn nicht des menschlichen Geistes, so doch der menschlichen Sinne hinaus. „Sie überfüllt das thönerne Gefäß“*). 6) Man kann danach aus dem Vorigen mit Leichtigkeit ableiten, wie weit der menschliche Geist Aussicht hat, in das Wesen des Weltganzen objectiv einzudringen. Die Quintessenz unserer Untersuchung ist Resignation, doch sinkt dadurch nicht ihr Werth für den wirklichen Forscher, dessen Leitstern das Einzige ist, was von allen Gütern des Lebens eine wirkliche Bereicherung ihres Besitzers vorstellt: Erkenntnis;.

*) It u'sliuf^m» ttw tensmynt» ol olav. (R. W. Emerson.)

Nord und Eüd. I^XX. 2N9 14

Die Herkunft der modernen Malerei.

von

Franz Servaes.

— Verlin. —

^n gefeierter Berliner Maler hat mir ein Mal eine reizende Geschichte erzählt, die sich vorigen Sommer in Wildbad ereignet hat. Tort weilte zu der Zeit eine weitbekannte Eccellenz, die sich um die öffentliche Wohlfahrt unseres Vaterlandes große Verdienste erworben haben soll, die aber durch ihren Veruf keineswegs verpflichtet ist, von Kunst etwas zu verstehen. Diese Eccellenz hatte eines schönen Nachmittags Gelegenheit genommen, den gerade damals viel genannten Maler auf der Eurpromeuade anzureden und in ein Gespräch über Kunst zu verwickeln. Es war dies ein Gespräch, wie es mit Eccellenzen eben zu sein pflegt: die Eccellenz redet und erwartet, daß man alle ihre Worte als huldvolle Belehrung und gewissermaßen als höhere Intuition entgegennimmt. Die Eccellenz war nuu mit dem Maler gar nicht so recht zufrieden und geruhte dies in einigen allgemeinen Urtheilen über moderne Kunst, wie das beklagenswerthe Schwinden des Idealismus, den Mangel an Harmonie und an läuternder Kraft, den Eultus des Unerfreulichen und des Häßlichen, zur gefälligen Wahrnehmung zu bringen. Er hörte sogar einigen kurzen Darlegungen des Malers eine Zeit lang wohlwollend zu — dann aber umspielte ein fein-ironisches Lächeln seine glattrasirten Lippen, er klopfte den, Maler vertraulich auf die Schulter, und, indem er fchelmisch mit dem Auge zwinkerte, beendete er das Gespräch mit den Worten: „Eine Frage, mein Lieber: glauben Sie wirklich an die Zukunft der neuen Kunst?“ Sprach's und wandte sich ab.

Warum ich diese Geschichte so reizend finde? Weil sie für das Nildungsphilisterium in unserem gesegneten Deutschland so charakteristisch

Die Herkunft der modernen Malerei. 203

ist, für jenes Vildungsphilisterium, das die neue Kunst noch immer als eine Art Hunneneinfall in das durch den Ellassicismus geweihte und für ewige Zeiten eingehegte Tempelheiligthum betrachtet. Wie? der Begriff des Schönen soll der Veränderung unterworfen sein? ein Ideal soll verblassen können? Hat nicht ein gewisser Naffael vor vierhundert Jahren ein für alle mal festgestellt, was Schönheit und Idealität bedeutet? Und giebt es nicht auch heute noch schaffenskundige Meister, Thumann z. B., die nicht müde werden, uns diese Art Schönheit immer und immer wieder vorzuführen? Oder, wenn man die „berechtigten Forderungen“ des Realismus liberalerweise anerkennen will, hat nicht Knaus runzlige alte Bauern, hat nicht Vautier Dorfbegräbnisse und Derartiges gemalt? Und wenn man noch weiter gehen will, so kann man ja allenfalls Menzel gelten lassen. Der Mann ist bald achtzig Jahre alt und hat die Thaten Friedrichs des Großen verherrlicht, ist also wohl zweifellos ein guter Staatsbürger. Aber darüber hinausgehen? Die Sache noch toller treiben als Menzel? Nach ganz neuen Grundlagen, neuen Empfindungen, neuen Anschauungsformen suchen? Die sogenannte Wahrheit auf den Schild erheben? oder gar die freie Persönlichkeit? und schließlich das zügellose Walten der entfesselten Subjectivität verkünden? Wo soll das Alles hin? Da kommt man ja schließlich zu solchen Verrücktheiten, wie dieser Böcklin sie malt, mit violetten Wiesen und rothen Bäumen und grünen Himmeln! oder zu den phantastischen Verworrenheiten und verkappten Anarchismen eines Klinger! Oder zu Erter und Hofmann und — Urn!

Da mag sich freilich nicht bloß eine alte Erccellenz bekreuzen, da rutfcht das gesummte Spießbürgerthum in Stoßgebeten auf der Erde herum. Seltsam! Alle diese Leute sind doch sonst gar nicht so blöde und ziehen beherzt, sobald es sich um ihr persönliches Wohlergehen handelt, die Eonsequenzen der Errungenschaften des neunzehnten Jahrhunderts. Mag es sich nun um Parlamentarismus, Cavitalismus oder Socialismus handeln, um Eisenbahn, Telegraph und Telephon, um Hygiene, Weltausstellungen oder Nadeuren, sie sind allemal frisch auf deni Posten, und beim Strahlenlicht elektrischer Lampen pfeifen sie was auf die Sonne Homers. Aber, versteht sich, die geheiligten Traditionen des Ellassicismus müssen trotzdem gewahrt bleiben. Nach dessen Regeln haben sie in der Schule ästhetisiren gelernt, sie haben sich dann ein Menschenalter um Kunst nicht mehr gekümmert, und jetzt, wo sie grau geworden sind, möchten sie sich gern künstlerisch erbauen, ohne sich geistig dabei anstrengen zu brauchen. Aber siehe da, die Kunst, die ehemals ein zahmer Paßgänger war, ist plötzlich ein ungebärdiger Hengst geworden und wirft den ungeübten Reiter ab. Der natürlich, wenn er sich wieder erhoben hat, schimpft hinterdrein . . .

So geht's nicht unseren Alten allein. Auch den meisten Jüngeren und Jungen, Männlein wie Weiblein, erscheint die neue Kunstwelt zu trotzig und zu eigenwillig, zu losgelöst von den überlieferten Ervfindungswerthen,

!4*

2VH Franz Leivaes in Veilin.

als daß sie dazu verführen könnte, sich mit Lust und Liebe in sie hinein-zudenken. Sie ist ihnen das Nirenweib mit den abgrundtiefen, rätselvollen Augen, aber mit dem fischigen, ungemüthlichen Leib. Sie fühlen wohl zuweilen, wie dieses Weib in ihr Geheimstes späht und ängstlich verhehlte Gefühle aus spinnewebigen Schlupfwinkeln aufstöbert und an's Tageslicht zu ziehen droht. Aber gerade davor fürchten sie sich. Sich das Innerste nach außen kehren zu lassen, wie kann man das von gesitteten Menschen des neunzehnten Jahrhunderts verlangen? Die Civilisation hat eine so hübsche Menge bequemer Verlogenheiten geschaffen — die soll man sich jetzt durch eine demokratisch resvectlose, revolutionär angehauchte, hochmüthig menschen-verachtende Kunst entwinden und . . . brandmarken lassen! Da soll man sich auch noch „hineindenken"! dafür soll man sich erwärmen und begeistern, dafür soll man den ganzen ausgedienten ästhetischen Apparat kalt- und leichtherzig über Bord werfen? Wo ist diese Kunst hergekommen, daß sie mit solchen Ansprüchen an nns heranzutreten wagt? worauf pocht sie? wohin trachtet sie?

Ja, wo ist sie hergekommen? — das vor Allem ist die Frage.

Man meint gewöhnlich, über Rächt sei sie gekommen, und so hofft man, daß sie auch über Nacht wieder verschwinden werde. Es ist hart: auch diese letzte, zäh umklammerte Hoffnung sinkt jetzt dahin. Denn unversehens hat da ein Mann ein umfangreiches Buch geschrieben und es soeben keck veröffentlicht, in welchem er dieser Hoffnung die Basis wegzieht und es aller Welt deutlich macht, wie die heute so gefürchtete moderne Kunst die Frucht einer langsamen und vielseitigen Entwicklung, eines höchst organischen Weroeprocesses ist. Dieses Buch, auf das wir Modernen seit Jahren als auf eine erlösende That gewartet haben, ist Richard Muthers „Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert", in drei Bänden bei, G. Hirth in München herausgegeben.

Das ist in der That die Bedeutung dieses Buches, daß es eine hart-näckige Legende endgiltig beseitigt, eine Hochburg von Unwissenheit gebrochen und geschleift hat. Dieses Buch zu schreiben, haben sich vielleicht Manche berufen gefühlt, und Einige, wie Herwann Helferich und Eornelius Gnrlitt, wären auch dazu berufen gewesen. Muther aber ist der Mann, der die That verrichtet hat und gut verrichtet hat. Als Erster ist er Vollausgerüstet auf dem Platz erschienen. Das ist sein Ruhm und sein bleibendes Verdienst.

Als vor etwas mehr als Jahresfrist die erste Lieferung dieses grundlegenden und bahnbrechenden Buches erschien, da ging ein Raunen durch die gesammte künstlerische Welt Deutschlands und gewiß auch zun« Theil des Auslandes. Man hatte sofort erkannt, daß da etwas geschehe, und jede neue Lieferung bis zur zehnten, die den Abschluß brachte, wurde ungeduldig erwartet, und jede wirkte wie eine siegreich geschlagene Schlacht. Später einmal wird man diese Kampfstimmung und Spannung vielleicht

Die Herkunft der modernen Malerei. 205

nicht begreifen können. Aber gerade dieses Nichtbegreifen wird alsdann den wahren Schlußstein bilden: die Ergebnisse des Muther'schen Werkes werden in's allgemeine Bewußtsein eingedrungen sein und selbstverständlich erscheinen.

Für uns heute hat das Auftreten Muthers etwas Bestechendes und zugleich etwas Einschmeichelndes. Er weiß sich unserer Phantasie zu bemächtigen, und ganze Schönheitswelten läßt er vor uns erstehen. Er führt uns mitten hinein in die Gärten, wo sie am üppigsten blühen, und wir stehen da und staunen über die Wunder und sehen und fühlen doch, daß Alles Natur ist. Uns in Künstlers Lande 'Hineinzuleiten, ist Muthers eigenste und höchste Kunst. Aus dem Charakter der Rassen und der Natur der Länder, aus der vibrirenden Zeitstimmung und der gesteigerten Stammesart, aus entlegenen Erdwinkeln und verborgenen Herzenswinkeln führt er uns zum Verständniß des Kunstwerkes, das aus dem organischen Zusammenwirken dieser Kräfte, p1u8 irgend einem unbekannt gebliebenen und ewig unbekannt bleibenden X, entstanden ist. Eine vielseitige, von feinem Gedächtniß getragene Lectüre, ein offenes und künstlerisch reizbares Auge für fremde landschaftliche Reize, ein tief geschulter historischer Blick für das Entstehende und Werdende unterstützen auf's Förderlichste den Sammelfleiß des Forschers, der sich durch unermüdliches Reisen den Anblick fast sämtlicher modernen Kunstwerke und durch weitgreifende Fachstudien die Kenntniß der treibenden Lebensverhältnisse und Lebensbedingungen verschafft hat. Ein vorlauter litterarifcher Grünschnabel hat einmal geäußert, der „Stoff“ zu den: Buche hätte nur so dagelegen, von Niemand angetastet, und es sei bloß eine Geduldsarbeit gewesen, ihn zusammenzustellen und aufzubauen. Muther durfte stolz darauf erwidern, daß er diesem selbstgewissen jungen Mann gern sein gesamntes Material zur Verfügung stelle und in Seelenruhe abwarten werde, was dieser daraus mache. Wußte er doch, daß er ihm wohl das todte Material, aber nicht sein erfahrenes Auge, nicht feine einschmiegsame Sensibilität und den farbigen Zauber feiner bildernden Sprache überlassen könne.

Was ich für einen Hauptvorzug des Muther'schen Werkes halte und was ihm gerade für unsere Zeit seine Wetterfestigkeit giebt, ist, daß es sich als einen Niederschlag der gerade heute herrschenden Schaffens- und Geistesstimmung in den vorgeschrittenen Künstlerkreisen charakterisirt. Ohne mit der Mode des Tages kokett zu liebäugeln, weiß es doch die Tendenz und die Wertschätzung des Tages geschickt und nachdrücklich zu firiren. Man spürt überall einen Mann heraus, der nicht bloß im einsamen Kopf historische Constructionen vorgenommen und aus subjectiver Willkür heraus neue Werthungen versucht hat, sondern der überall in lebendiger Wechselwirkung zu Künstlern steht und, wie er uns so reichlich giebt, gern und freudig dort empfangen hat. Mag hierdurch an trotziger Eigenart und wählerischem Geschmack vielleicht etwas abgehen, so wird doch der historische

206 Franz Serravallo in Venedig.

Weit) des Buches dadurch eher erhöht als vermindert. Gleichwie uns Vasari das Werthmaß der Renaissance und sveciell des Buonarrotti'schen Kreises über-
nüttelt hat, so wird Muther einmal später das Werthmaß vom Ende des XIX.
Jahrhunderts und sveciell der Münchener Secessionistenkreise repräsentiren.

So wie das Werk vorliegt, konnte es heute nur in München entstehen,
der Stadt, die vielleicht nicht die größten Einzelkünstler, aber die univer-
sellsten Versteher und wohl auch das höchste Niveau besitzt. Etwas von
diesem eklektischen Geist, der aber beim Historiker eine schätzenswerthere
Eigenschaft ist als bei einer Künstlergruppe, lebt auch in dieser Geschichte
der modernen Malerei. Die verschiedenartigsten Richtungen werden mit
eindringlichstem Verständniß und einer gewissen Kraft des Sicheinlebens
und Sichaflörens besprochen, und alle sind gleich liebe Kinder.

Deutschland war das letzte Land, das in die große europäische Kunst-
bewegung des XIX. Jahrhunderts eingriff. Es ist jetzt, durch Muther,
das erste Land geworden, das diese Bewegung und ihre Resultate überschaut
und gleichsam als ein weltgeschichtliches Fresco an sich vorüberziehen läßt.

Der verstorbene Fritz Gurlitt pflegte zu sagen: „Wer in Deutschland ein
Bild tauft, der hat es mit den Ohren angesehen.“ In ähnlicher Weise
hat Anselm Feuerbach erst von da ab für einen großen Maler zu gelten
begonnen, als nach seinem Tode sein „Vermächtniß“ erschien und man sah,
daß er ein geistvoller Mann und aristokratischer Dulder gewesen war. So
wird man auch an das Vorhandensein einer neuen Kunst glauben, nachdem
man bei Muther gelesen haben wird, daß sie bereits eine Geschichte hat.
Der Deutsche ist von Haus aus zäh conservativ und mißtrauisch gegen alles
Neue. Vor Allem aber setzt er einen Ehrgeiz darein, sich ärmer zu dünken,
als er ist. Soll er eines Tages seines Reichthums inne werden, so muß
man ihn aufrütteln und ihm tüchtig in die Ohren brüllen. Sieht er die
neuen Schätze alsdann an, so sagt er zunächst: „Die hatte ich mir eigentlich
ganz anders vorgestellt.“ Hinterher aber, wenn er einmal im Dunklen
darüber nachgedacht hat, findet er sie mit einem Male wunderschön, und
nun ist sein Ehrgeiz gleich in, Zenith. Muthers Buch ist so eine Art An-
leitung dazu, über die neue Kunst im Dunkeln einmal nachzudenken.

Also nochmals: wo ist die neue Kunst hergekommen? und welches sind
bis zum heutigen Tage ihre Wachstumsstufen?

Man kann diese Fragen sogleich durch ein paar andere ersetzen: wann
ist die alte Kunstübung, die von Tizian, Rembrandt und Rubens kommende,
verloren gegangen? wo ist sie am gründlichsten ausgemerzt worden? wo
hat sie sich vielleicht am ungefährdetsten erhalten? Man kann diese Fragen
deshalb stellen, weil sich alsbald zeigen wird, daß die „neue“ Kunst nichts
Anderes ist als eine Wiedererweckung der „alten“ und deren organische
Fortbildung.

Die Antworten auf die Fragen aber lauten: In der Mitte des
vorigen Jahrhunderts ist die künstlerische Tradition des Auges und der

Die Herkunft der modernen Malerei. 20?

Hand durch den aus dem Gehirn geborenen Classicismus zerschnitten worden; sie wurde am gründlichsten zerstört in Deutschland, sie flüchtete sich in fremde Masken und Larven in Frankreich, und sie fristete ein geduldetes, bisweilen sogar blühendes Dasein in England. Der Antheil dieser drei Länder an der Schöpfung der „neuen“ Kunst ist hiermit bestimmt. In England wuchs sie ruhig weiter, aus den unausgetilgten Traditionen heraus, in Frankreich mußte sie sich schrittweise den alten Völkern zurückerkämpfen, und in Deutschland mußte sie, nachdem sie anderwärts zu neuem Leben erwachsen war, als etwas Fremdes aus der Fremde importiert werden und stieß dadurch zunächst auf einen sogenannten „nationalen“ Widerstand.

England ist demnach das Land, das die ersten Anregungen und den Anstoß zu den neuen Bewegungen giebt. Frankreich ist das Land, in dem die interessantesten Kämpfe stattfinden und die prägnanteste Formulierung erfolgt. Deutschland bleibt vorläufig links liegen und nimmt nur in Stillen an der Bewegung Theil.

Dies ist in großen Zügen der Entwicklungsgang. Im Einzelnen gestaltet er sich natürlich vielfach anders, weil die Dinge auf diesem Erdball in der Regel ziemlich complicirt verlaufen.

Da unser Vaterland im Allgemeinen hinterdrein zögert, so möge es wenigstens für den Anfang den Vortritt haben. Die Namen Winckelmann, an die sich das Einsetzen des sinnfeindlichen Classicismus knüpft, sind Winckelmann und Carstens. Daß ein Gelehrter vorangeht, ist von vornherein verhängnißvoll, wie für Deutschland charakteristisch. Wäre Winckelmanns schöpferische Thätigkeit lediglich beschränkt geblieben auf die Begründung der archäologischen Wissenschaft, seine historische Stellung könnte unangetastet bestehen bleiben, gleichwie seine feingeistige Persönlichkeit mit ihrem rechten Menschheitskern als individuelle Erscheinung niemals wird angetastet werden können. Sein Einfluß auf die Production seiner Zeit war aber verderblich. Er lehrte die Verachtung der Gegenwartskunst, entwöhnte das Auge von der Farbe zur Linie, verflüchtigte den künstlerischen Gehalt in einem allegorisirenden Spiritualismus und stellte eine mangelhaft bekannte und vielfach mißdeutete, dazu durch weite Zeit- und Nationalitätsschranken von uns getrennte Kunst als ewige und allein gültige Schönheitsnorm auf, der alle andere Kunst nachzustreben habe. Das praktische Resultat der Winckelmann'schen Lehren war Carstens. Er schnitt die Tradition entzwei, wurde dafür von seinen Zeitgenossen verherrlicht und hat dadurch seine Nachkommen um ihr Vergangenheitserbe betrogen. Als die Nazarener versuchten, vom Oriechenthum zum Christenthum, von der Antike zum Mittelalter, vom Mythos zum Märchen vorzuschreiten, da sahen sie sich ohne künstlerisches Rüstzeug, diese Tendenzen zu verwirklichen. Als Leute, die etwas von sich hielten, machten sie aus der Noth eine Tugend, erklärten Farbe und Technik für leeren Krimskrams, sahen im Nichtkönnen eine Art Genialität und

208 Franz Zervaes in Verl in.

arbeiteten sich vom Sinnlichen immer mehr in's Geistige hinüber, wo allein die hohen Aufgaben zu liegen schienen. So entstand eine blutleere und gedankenträchtige Scheinkunst, der es beschieden war, in den Eornelius'scheu Cartons der Berliner Nationalgalerie ihren Gipfelpunkt zu erreichen.

In Frankreich ward der Classicismus gleichfalls eine tonangebende Macht. Wenn er aber nicht so verheerend wirkte wie in Deutschland, so liegt dies an zwei Umständen. Zunächst fiel es ihm nicht ein, die technisch-coloristische Tradition über Nord zu werfen, und dann stellte er sich, erfaßt von den Wirbeln der großen Revolution, auf's Nachdrücklichste in den Dienst der Zeit. Man malte zwar Griechen und Römer, aber Franzosen waren doch stets damit gemeint, gleichwie unser Schiller bei der Lectüre des Plutarch unablässig an seine deutschen „Räuber“ dachte. Jacques-Louis David war der entscheidende Mann, von Naturell ein echter Künstler, wenn auch beschränkt durch die pedantische Zeitauffassung. Er liebte die reale Linie, die theatralische Geste und die arrangirte Composition: seine Gemälde wirken wie effectvoll gestellte lebende Bilder. Daß er trotzdem das reale Leben hochhält und die einfache Wahrhaftigkeit der Natur, zeigte er in seinen Portraits, denen er nicht blos einen großen Wurf zu geben wußte, sondern in denen er auch das Beste von einem Menschen festzuhalten verstand. So waren der französischen Kunst zwar enge Stiefel angezogen, aber sie brauchte doch das Gehen nicht zu verlernen. Als in den zwanziger und dreißiger Jahren kräftige Eigentalente auftraten, saßen sie mit ihren Bestrebungen nicht schlechtweg auf dem Trocknen, fondern hatten zwar Schranken zu sprengen, aber doch den Boden nicht neu zu bereiten. Damals hatten Goethe und die deutsche Romantik in Frankreich eine heftige Gcihrung erzeugt, aus der unter den Bannerträgern Victor Hugo, Alfred de Musset und Thüophile Gautier der französische „Romantisme“ entstand. Der Rückschlag auf die bildende Kunst wurde durch den ideenreichen und erperimentirlustigen Theodore Góricault eingeleitet und erreichte in dem genialen Delacroir feinen schöpferischen Höhepunkt. Hatte bereits Prudhon als Erster den Bann der griechisch-römischen Plastik, als Vorbilder für die malerische Formensprache, durchbrochen und sich aus dem italienischen Cinquecento frische Anregungen geholt, so entdeckte Delacroir den Geist des großen Flamländers Rubens auf's Neue und zeigte sich gleich Jenem bestrebt, in der Kunst die ganze Fülle schöpferisch-stünuischer Temperamentskräfte in's Feld zu führen. Er durchbrach den Schematismus der Gruppencompositionen, ging tiefer und kräftiger in die Farbe hinein, ersetzte die akademische Pose durch frische Naturbeobachtung, griff mit seinen Stoffen lebhaft in die Zeitgeschichte hinein und entdeckte dm Orient als Fundgrube malerisch-coloristischer Motive. Neben ihm bedeutet Ingres mit verbesserter Technik eine classicistische Nebenströmung, stellt sich aber im Portrait, gleichwie früher David, bewußt auf modern-realistischen Boden. Die Früchte der neuen Errungenschaften heimsen dann der kalte, vielgewandte Delaroche und das große Leru- und Lehrtalent

Vie Herkunft der modernen Malerei. 209

Thomas Eoture ein, Letzteier das wichtigste Bindeglied zwischen alter und neuer Zeit, da seine Schule der Sammel- und Ausgangspunkt der meisten jüngern einheimischen und ausländischen Talente wurde. In Bouguereau, Cabanel, Henner u. A. kommt dann die immer eleganter gewordene classicistische Richtung langsam in's Ausklingen.

In England ist die hochragende Erscheinung Sir Joshua Reynolds um die Mitte des vorigen Säculums die gebietende Persönlichkeit. Man nennt ihn den englischen Lenbach des 18. Jahrhunderts und hat damit die Art seiner Persönlichkeit und den Charakter seiner Kunst zutreffend bezeichnet. Er ist ganz erwachsen auf altmeisterlicher Basis und bedeutet als Portraitist die Fortsetzung der Linie Tizian — van Dyck — Velazquez, ein wenig in's Akademische gerathen und von der Wucht und Würde der Barockpose beeinflusst. Neben ihm wirkte, nicht übersehen, aber doch ein wenig in's Dunkel gerückt, Gcnnsborough, der uns heute in ein sehr apartes Licht tritt, weil beim ihm die verfeinerte moderne Sensibilität zum ersten Male künstlerisches Schaffenselement wird. Seine Portraits sind minder feierlich als die von Reynolds, aber zarter und distinguirter, von einem Hauch von Melancholie und Hinfälligkeit gestreift. Seine Farbengebung zeigt schon das nebelhaft Verschleierte, das die nordische Atmosphäre freiwillig darbietet, und das in der modernen Kunst als Ausdrösmittel für mystisch vage Stimmungen eine hohe Wichtigkeit erlangt hat. Vor Allem aber war er bereits Landschaftler von Blut und Nerven und hat damit dasjenige Gebiet betreten und denjenigen Ton angeschlagen, die in der Folgezeit von tief grundlegender Bedeutung werden sollten.

In der Thai hat die Landschaftsmalerei die führende Rolle in der gesumnten modernen Kunstentwicklung übernommen.

Ter Mensch war bereits durch die Renaissance für die Kunst entdeckt worden. Die landschaftliche Natur dagegen, in der der Mensch sich als eine winzige Ameise verliert, galt es noch zu entdecken. Sie lag da draußen, unfafbar im Großen und im Kleinen, ungeheuerlich, gefühllos. Die Landschaft sei kein Vorwurf für die Malerei, fagte noch Lessing, weil sie keine Seele habe. Objectiu hat er damit naturgemäß recht. Aber subjectiu mußte er von dem Augenblicke an unrecht haben, wo der Mensch sich im Anblick einer Landschaft seiner eigenen Seele im tieferen Sinne bewußt ward. Denn alsdann mußte er diese seine Seele auf die Landschaft übertragen und so in der Landschaft „Seele“ entdecken. Dies war die Aufgabe, die in immer complicirterer Weise die moderne Kunst sich zu stellen hatte. Die Erweiterung und Verfeinerung des landschaftlichen Sinnes bedeutete für den Künstler in erster Linie eine Bereicherung des eigenen Seelenlebens und hierdurch eine Steigerung und Verinnerlichung der menschlichen Seelenfähigkeiten überhaupt.

Die Kunst konnte also diesen Schritt nicht thun, ohne daß im Menschen selbst sich eine Veränderung anbahnte. Die Natur mußte dem Menschen

2^0 Franz öeivaes in Verlin.

erst nähertreten. Sie mußte sich ihm als der tünendste und — lauterste Nesonnanzboden für seine Leiden und Freuden enthüllen. Sie mußte Stimmung in ihm erregen von bisher ungekannter und ungeahnter Macht und Fülle. Sie mußte ihm eine stärkere, erhebendere, niederdrückendere, schmerzhaftere Empfindung seiner selbst geben. In der englischen Poesie des achtzehnten Jahrhunderts wurde diese Provinz unseres Seelenlebens in der Ganzheit ihres Umfangs und ihrer Tiefe zum ersten Male entdeckt. Thompson, Joung, Ossian erstanden, leidenschaftliche, schwärmerische Natur«poeten, von zumeist düsterer, schwermüthiger Färbung. Von jetzt ab war die draußen liegende Natur, die Landschaft, nicht mehr ein bloßes Tableau, in dem man nach Linien und Gruppierungen oder allenfalls nach seltenen Farbeneffecten suchte, sie wurde ein Symbol und ein Spiegel. Was zerfasert und zerrissen war, schloß sich zu einer Einheit zusammen. Was gleichgiltig-stumm auf- und niederstarrte, gewann eine sympathisch und rhythmisch bewegte Sprache. Leben und Bewegung drangen in alle Ritzen ein und strömten zu allen Poren heraus. Man ahnte etwas von Luft und Licht und ihrer ewigen Wandelbarkeit und Rastlosigkeit. Eine Sehnsucht erwachte, den flüchtigen Moment in der Natur zu bannen, dem huschenden Nester in unserer Seele zur Tauer zur verhelfen.

Tamit sah sich der Maler vor ganz neue Aufgaben gestellt. Den feinsten, unfäßbarsten Regungen unseres Inneren, den undeutbarsten, unergründbarsten Wahrnehmungen des Auges sollte die Hand nachgehen und gerecht werden. Ter Mensch ist eine fest umrissene Figur. Eine Landschaft aber ist etwas unendlich Gedehntes, ewig Zerfließendes. Nach oben, nach unten, nach den Seiten keine Grenzen. Sogar in dem scheinbar Firirbaren unablässige Bewegung und Veränderung. Tiefe Vibration selbst ein wesentlicher Theil des Eindrucks und des Bildes — sie scheint unausdrückbar uud darf doch nicht fehlen, weil sonst die gemalte Landschaft keine lebendige Natur, sondern eine erstarrte Coulisse, „nawrs inorw“, ist.

In der Vibration aber erkannte der moderne Mensch sich selbst, als das zerworrene, zerrissene, hin- und herschnellende, nie ganz beruhigte, von leisen Aengsten benagte, spähende, sehnende, unberechenbare Geschöpf, dein es gegeben ist, „auf keiner Stätte zu rasten,“ weder in der friedlosen Wüste der Welt, noch im stillen Heiligthum des Allerinnersten. Vor rohen Eingriffen und schleichenden Zweifeln niemals sicher, weiß das Individuum, daß es jeden Augenblick aufgestört werden kann, von Verfolgern und Feinden, und dann sein Letztes mit äußerstem Widerstand zu vertheidigen hat. Bis in den Schlaf hinein begleitet den modernen Menschen ein leises Zittern der Nerven, und diese immer thätigen Nerven modeln und feilen unablässig an seinem Organismus, inachen ihn sensibler und empfindlicher, scharfsinniger, argwöhnischer, leidensfähiger, müder. Qualen und Freuden sind, beide, unermeßlich gesteigert und reicher instrumentirt, bis in kann, wahrnehmbare Abschattungen hinein. Tic Empfindungen früherer Jahr-

Die Herkunft der modernen Malerei. 2!, ^
hunderte, in ihrer geraden Ganzheit, wirken primitiv, roh, ungeschlachtet, werden als Einfachheit, Größe, Naiuetät verehrt und als Plumpheit, Beschränktheit, Undifferenzirtheit weit mehr noch verachtet. So sehr der moderne Mensch sich selber schmält und schmäh, so sehr er sich Dickfelligkeit an den Leib wünscht, er «lochte doch um keinen Preis aus seiner feinen Haut heraus, und er trachtet unablässig nach immer höherer Verfeinerung und Veredelung.

Für dieses selig-unselige Geschöpf von modernem Menschen ist die Natur in noch ganz anderem Mal; Labsal und Trösterin, Aufrichtung und Kraftspenderin geworden, als dies in früheren Zeiten der Fall war. Gerade weil er der Natur im Ganzen abgerückt ist, ergreift er sie im besonderen Fall Init leidenschaftlicher Gluth und hingebender Zärtlichkeit. Da wird ihm jedes Fleckchen und jedes Endchen werthooll und weihevoll. Da kann er stundenlang sich in ihren Anblick verseilen, auch wo sie schlicht und unscheinbar ist, blos um sich selber dabei mit desto größerer Intensität und Sammlung zu genießen. Die Natur schenkt dem modernen Menschen sich selbst zurück, und darum erkennt er sich selbst am meisten in der Natur. Er fühlt den Krätemittelpunkt feines Wesens und leidet darum weniger unter seiner Zersplitterung, weil er sie nicht mehr als Zersplitterung empfindet, sondern als reizvolles Nüancenspiel um einen sprühenden Ausstrahlungsherd. Und so sieht er auch in der Natur ein Ganzes in tausend Theilen, ein in festen Stimmungsbann geschlossenes, unendlich mannigfaltiges Licht- und Farbenspiel. Er bemächtigt sich der Natur als Künstler, empfindet sie als Poet, schaut sie an als Maler.

Es wird Englands dauernder Ruhm bleiben, hier vorangegangen zu fein, gleichwie es auch jetzt wieder, durch die schottischen Landschaftler, die Bewegung zu ihrem vorläufig höchsten Gipfelpunkt geführt hat. Ueberhaupt haben die nordischen Völker, sobald es sich um Naturempfindung handelt, -stets eill sehr entscheidendes Wort zu sprechen, da sie enger mit der Natur verknüpft, viel abhängiger von ihr sind, als die füdlichen Nationen. Dadurch tritt mit der heranwachsenden Bedeutung der Landschaftsmalerei ein neues Volkselement bestimmend hervor, das im Wesentlichen von rein-germanischer Rasse ist, und somit kann man auch sagen: Die Entwicklung der modernen Malerei bedeutet ein langsames, aber unablässiges Abgeben der Führerschaft von den romanischen Volksstämmen cm die germanischen. Das kraftvoll und selbstbewußt auftretende Germanenthum, im Bunde niit dem beweglichen Keltenthum, hat die Kunst revolutionirt und vom lateinisch-byzantinischen Llassicismus erlöst. Indem in der Kunst eine neue Rasse bestimmend wurde, mußte die Kunst selbst eine andere werden. Und das Andere, das Neue war eben, daß die Landschaftsmalerei die Grundlage der Fortentwicklung wurde.

Gainsborough, Durner, Constable, das sind die Namen der großen englischen Maler, die für diese Entwicklung hauptsächlich entscheidend

2^2 Franz Zervaes in Veilin.

wurden. Gainsborough hat das gelobte Land in der Ferne leuchten sehen; Turner stand auf dem Berge Horeb und sah alle Herrlichkeiten in schwelgerischer Pracht und Fülle vor sich ausgebreitet; Eonstable setzte zuerst den Fuß in das fremde Erdreich. Allen Dreien wird Muther mit verständnißvollem Tact gerecht. Für Gainsborough hat er eine Art Zärtlichkeit. Turner läßt er als das unbegreifliche Genie vor uns erstehen, das mit einem Male tausend Dinge kann, von deren Eristenz man vorher kaum eine Ahnung gehabt hat. Er erscheint willkürlich, bizarr, ungezügelt, verrückt. Aber was die Dutzendmenschen ärgerte und verblüffte, waren die Blitze des Genies. Eonstable erscheint neben ihm beinahe nüchtern, ein strenger, kühner, methodischer Arbeiter, der sich über alle seine Schritte Rechenschaft ablegen konnte, und der genau wußte, wohin er wollte. Bei ihm war die Abkehr von den Galerien zur Natur eine Sache des Principis. Er wollte etwas Neues entdecken, und so entdeckte er — die freie Luft.

Ein früh verstorbener englischer Maler, Vonington, brachte die Eonstable'sche neue Lehre nach Frankreich hinüber und wurde hierdurch dort der erlösende Mann, der einen Samen von tausendfältiger Fruchtbarkeit ausstreute. Auf den von ihm empfangenen Anregungen fußt die weltberühmte „Schule von Fontainebleau“, die eine so epochenlachende Nolle in der modernen Kunstgeschichte spielt. Es war um's Jahr 1830, als sich die jungen französischen Landschaftler-Talente zusammenthaten und das im Walde von Fontainebleau heimlich und weltabgeschieden gelegene Dorf Barbizon gleichsam zu einem Feldlager neuer Kunst machten. Nicht Jahre etwa, Jahrzehnte lang hatten sie vielfach zu kämpfen und Entbehrungen der schlimmsten Art zu ertragen, bis sie endlich durchdrangen. Heute haben alle diese Namen einen wunderbaren Klang und erregen Staunen und Ehrfurcht. Rousseau, Eorot, Dupr«, Diaz, Daubigny, Tropon und, als Schlußkrönung, Millet. Jeder von diesen war ein ganzer „Kerl“, der auf seinen eigenen Beinen stand und seine eigenen Augen im Kopfe hatte, und man mag es in Muthers ausgezeichneten Darlegungen nachlesen, wie sie sich gegen einander abzeichnen. Für die Nachwelt sind Zwei von besonderer Bedeutung geworden: Eorot und Millet. Eorot schritt schon auf die Fünfzig zu und hatte eine reiche malerifche Vergangenheit hinter sich, als er sich im Walde von Fontainebleau ansiedelte. Er war trotzdem der Jüngste von Allen, denn er hat sich bis in sein spätestes Alter sein volles Kinderherz bewahrt. Dieses Kinderherz machte ihn zum Poeten und dieses Poetenthum znm Entdecker der Landschaftsseele. Seinen Bildern wohnt ein Zauber inne, der alle Schuldogmen und Zeitschranken durchbricht und wie tirilirender Lerchenschlag in die freie Luft steigt. Nichts Erarbeitetes und Erquältes haftet ihm an. Er schreibt die Natur nicht ängstlich ab, sondern trägt sie in seinen» Herzen mit sich herum. Seine Landschaften wirken daher wie feine Erinnerungsbilder und zarte Eingebungen, wie ein phantasievoll ausgesonnenes Adagio zu einem von der Natur verliehenen Motiv. Diese Freiheit über dem Stoff bei

Die Herkunft der modernen Malerei. 21.3

innigster Vertrautheit mir dein Stoff macht sein Künstlerthum und feine Unvergänglichkeit aus.

Tiefgreifender noch ist die Bedeutung Millets. Tiefer normanische Äußerung hat vor Allem das Stoffgebiet der Malerei erweitert, indem er in die neu angeschauten Landschaft auch einen neu angeschauten Menschen stellte, das Product dieser Landschaft, den Märtyrer im Ringkampf mit der Erde, den Bauer. Natürlicherweise hat man schon vor Millet Bauern gemalt, aber nicht um ihrer selbst willen, sondern als handelnde Figuren einer zugespitzten Novelle oder auch als Zielscheibe des Spottes. Millet aber malte den Bauer mit heiligem Ernst, mit hingebungsvoller Andacht, als feinen Gefährten und Bruder, der im Mittelpunkt seines Gemüthslebens wohnte. Er suchte daher weder nach Gestalt noch nach Schöne, sondern einzig und allein nach Wahrheit, nach bitterer, erbarmungsloser Wahrheit, die nichts Verschwieg und nichts hinzudichtete. Jegliche Tendenz lag ihm dabei völlig fern. Er wollte weder anklagen noch bemitleiden, sondern einfach in feiner Sprache sich aussprechen, das auf die Leinwand bringen, was für ihn das Tiefste, Verehrungswürdigste, Poesievollste war: den Menschen in der Arbeit um das tägliche Brot.

Es war dieser hohe sittliche Ernst, gepaart mit künstlerischer Lantertheit, der Millets historische Stellung begründete. Die neue Malerei hatte bis dahin das Leben in mannigfacher Weise abgegrast. Man war zu fremden Völkern gefahren und hatte den Krieg und die Soldaten geschildert, man hatte socialistische Tendenzbilder gemalt und muntere Anekdoten erzählt, aber das eigentliche Leben selbst lag immer noch wie hinter einem Vorhang, den man nicht zu berühren wagte. Millet zog den Vorhang weg und malte das Leben selbst, das heilige Leben mit seinen Härten und Tiefen. Die ganze Aufgabe der Malerei und der Kunst überhaupt war damit eine höhere geworden. Wo man vorher tändelte, da griff man jetzt zu. Wo man verlegen fackelte, da kannte man jetzt keine Gnade. Die Schleuse war geöffnet, der Strom brach herein.

Millet selbst war ein stiller Mann, der feiner Kunst lebte, ohne nach der Menge zu fragen. Und doch mußte die Menge, wo nicht gewonnen, so doch erregt und bearbeitet werden. Dazu bedurfte es einer unerschrockenen Agitation, die vor keiner Brüstung und keinem Skandal zurückbebt. Das war die Aufgabe, die Courbet zufiel, dem Hercules ohne Nerven, dem Mann mit dem Thierbändigerblick. Die Pariser Weltausstellung von 1856 wählte er sich, um seinen Protest in alle Welt zu posaunen. Er war damals von der Hängejurn stiefmütterlich behandelt worden und benutzte diesen gewiß nicht unwillkommenen Anlaß, seine Bilder zurückzuziehen und in einer Holzbaracke, gerade gegenüber dem Eingang zur Ausstellung aufzupflanzen: „Le Malisme. G. Courbet," stand groß auf dem Placat davor zu lesen. Courbet erreichte durch seine Marktschreierei, daß man unmöglich mehr an der neuen Kunst vorbeigehen konnte. Inhaltlich ergänzte er Millet,

2fH Franz Zeivaes in Veilin.

indem er zu:n ländlichen Proletarier den städtischen gesellte und die Kreise des Kleinbürgertums zur Darstelluug heranzog. Rein als Maler war er sogar Vielleicht bedeutender als Miller, aber menschlich ist er keine so reine Erscheinung. Er malte die Häßlichkeit nicht, weil er nicht anders konnte, sondern weil er damit einen Affront bieten wollte. Theoretisch war er ein verbitterter Fanatiker, erklärte die Phantasie für Humbug und bekannte sich zur „v^i-itö vi-nie“, zur objectiuen Wahrheit, an deren Existenz er naiv genug war zu glauben. Courbet hat nicht den Ewigkeitszug Millets, aber er ist eine Übergangerscheinung von frappanter Prägung.

Das Dasein der neuen Kunst war somit im Princip gesichert, und sie vermochte auch bereits auf wuchtige Leistungen zurückzublicken. Aber Etwas fehlte ihr noch, das Einzige vielleicht, was ihr Zukunftskraft geben konnte: eine dem neuen Inhalt angemessene neue Sprache, ein neues Formprincip. Auch hier war man eifrig auf der Suche, aber im Wesentlichen befanden sich Auge und Hand trotz Allem noch im Banne der alten Meister. Der Galerieton war noch nicht überwunden, die „branne Sauce“ noch nicht ausgemerzt. In einem höchst einschneidenden Capitel „Das Problem der neuen Farbenanschauung“ behandelt Muther diese künstlerische Krise, die etwa gegen Ausgang der sechziger Jahre acut geworden war. Man stand hart vor der Frage: Wie sollen »wir weiterkommen? Muther zieht die Summe des bisner Geleisteten und gedenkt dabei auch der früher von ihm gefchilderten deutschen Meister, die an der vorausgegangenen Bewegung hervorragend theiligt waren, der Menzel, Lenbich, Leibl. Die freie Luft hatte man vereinzelt bereits zu malen gewagt. Aber die Experimente waren noch nicht so weit gediehen, daß man das Geheimnis; eines neuen Stils, die Möglichkeit einer Harmonisirung der auseinanderfliehenden Farbentöne gefunden hätte. Ueberzeugend weist Muther nach, daß hier eine weit von außerhalb kommende Anregung auf den rechten Weg verhalf: Japan.

Die Kunst der Japaner erfchien damals als eine exotische Merkwürdigkeit. Heute ist ihre eigenthümliche und delicate Geschmacksrichtung im gebildeten Europa allgemein anerkannt und vielfach durchgedrungen. Als etwas völlig Neues und, trotz ihrer Jahrhunderte alten Tradition, für uus Jungfräuliches griffen sie in die Bewegung der europäischen Malerei ein. Sie brachten eine neue, lichtere und pikantere Farbenanschauung, das Princip der sparsameren und zufälligeren Raumausfüllung, eine sensiblere Naturempfindung, ein launenhaftes decoratives Temperament. Erst nach und nach vermochte die europäifche Malerei diese Eigenschaften für sich zu verwerthen, und jedenfalls hat man auch heute noch lange nicht davon ausgelernt. Der erste Auslöst war aber zugleich der bahnbrechende: sie gaben die entscheidende Schlusnote für den modernen Pleinair-Stil.

Edouard Manet, der in keinem Geringeren als Zola seinen Biographen gefunden hat, ist der Mann, der die Errungenschaften Millets und Courbets nach der formalen Seite hin vervollständigt hat. Nachdem er fein Wort

Die Herkunft der modernen Malerei, 2⁵

gesprochen hatte, war die moderne Kunst endgiltig begründet und hatte frek> Bahn vor sich. Manet war eine echte Experimentaturnatur. Geborener Pariser und als solcher auf allen Streichriemen abgezogen, kannte er alle Kniffe und Piffe der modernen Malerei und begann sie unzureichend und langweilig zu finden. Sein reger Geist dürstete nach etwas Neuem, und die Japaner hatten ihn gelehrt, daß es ein solches Neues geben müsse, wenn man nur einmal wieder völlig rücksichtslos und mit paradiesischer Unbefangenheit die Natur betrachte, gleich als ob in allen vorausgegangenen Jahrhunderten niemals ein Mensch einen Pinsel in die Hand genommen hätte. Manet setzte sich in die volle Sonne und begann ruhig die Dinge vor sich stundenlang zu beobachten. Seine Wahrnehmung war, daß durch Licht und Luft Formen und Farben andauernd verändert werden; daß also beispielsweise das Gras zwar im Allgemeinen grün, gelegentlich aber auch gelb und blau und selbst wohl einmal rostroth aussehe; daß ferner ein Mensch, der in der Sonne stehe, nicht derselbe sei, wie der, den nur in der Stube gewahren, und daß ein Baum am Mittag anders aussehe, als am Abend. Manet beschloß nun, die Dinge mit peinlicher Gewissenhaftigkeit genau so zu malen, wie er sie sah, und nicht, wie wir sie glauben, weil wir zu bequem sind, scharf zuzufchauen, und weil wir unser Auge zu Vorurtheilen erzogen haben. Das Princip des „?2ntll rdei“ <ll«vi« f>ei) war damit auf unfere Farben- und Formenanschauungen übertragen, und es gab hinfort keine Götzen mehr, zu denen man beten konnte, sondern ein Jeder hatte sich seinen eigenen Gott erst zu erschaffen.

Mit Manet und seinen unmittelbaren Nachfolgern Degas und Claude Monet schließt Muther den zweiten Band seines Werkes. Der dritte Band ist der unmittelbaren Gegenwart gewidmet und lehrt, welch' reiche Saat überall aufgegangen ist, nachdem einmal das Samenkorn in die richtige Furche gefallen war. Muther geht die Länder Europas und die junge in alle Welt zersprengte amerikanische Kunstcolonie der Reihe nach durch, und siehe da, aller Orten blüht und sproßt neue Kunst. Ueberall wird das Leben stürmisch und kühn erobert und umarmt, und so sehr die Einzelwege auseinandergehen, so sehr bleibt die allgemeine Tendenz dieselbe. Die Nationen selbst finden in der neuen Kunst stets neue Ausdrucksformen für ihre innerste Eigenart, weit mehr als früher: ein Beweis, daß kein Dogmenzwang die Kräfte zusammenhält, sondern daß der kühn entfachte Wind einer jungen Zeit in alle Segel bläst. Auch Deutschland ist an diesem Wettfahren ehrenvoll theilhaftig. Liebermann war es, der hier zuerst den neuen Ruf vernahm, und dessen historische Stellung nun Muther ein für alle Mal festgelegt hatte. Nächst ihm ist München, mit Fritz von Uhde als markantester Erscheinung, der vornehmste Brennpunkt frischen Kunstschaffens. Aber auch für die scheinbare Reaction gegen den Realismus der Zeit, den sogenannten Neu-Idealismus und was sich Alles darunter begreifen läßt, hat Muther die Augen offen. Er bemerkt mit vollem Recht,

2^6 Franz Seivaes in Verlin.

daß, was der Realismus für die Außenwelt unternommen hat, der Neu-Idealismus für die Innenwelt zu thun beabsichtigt. Darin aber treffen sich beide Richtungen, daß seit dem durch Manet begründeten „Impressionismus“ von einer „objectiven“ Naturmiedergabe nicht mehr die Rede sein kann sondern daß Jeder, der Künstler sein will, zunächst und vor Allem sein persönliches Temperament einsetzen muß. Denn wer „Eindrücke“ malen will, muß vor Allem ein Vibrationscentrum haben, in dem die Eindrücke haften, und ob er nun die Außenwelt oder das Innenleben malt. Alles muß vorerst seine eigenste innere Vision meiden, bevor er es zu malerischem Leben erwecken kann. Das peinliche Abschreiben ist die Domäne des Photographen. Die Domäne der Kunst ist das souveräne Schaffen. Muther war galant genug gegen sein Vaterland, diesem das Schlußcapitel zu widmen. Ob er damit auch historisch im Rechte ist, bezweifle ich. Einmal gehört z. B. Böcklin seinen Wurzeln nach einer ganz anderen Zeitconstellation an als der jüngsten, nämlich annähernd derselben, wie sein Freund Anselm Feuerbach, den Muther lieblos in den ersten Band verwiesen hat. Andererseits bedeuten etwa Vesnard und seine Schule und nun gar die „Rosen-Kreuzer“, von den nicht erwähnten Jan Toorop und Edvard Munch ganz abgesehen, eine weit vorgeschrittenere Stufe des Raffinements und der künstlerischen Cultur, als wir irgend in Deutschland aufzuweisen haben. Vielleicht hat aber Muther doch nicht aus purer Liebenswürdigkeit oder Schwäche diese Gruppierung vorgenommen. Vielleicht glaubte er einige Ungerechtigkeiten und Gezwungenheiten getrost in Kauf nehmen zu können, wenn er sich damit die Gelegenheit schuf, mit einem Namen zu schließen, der vielleicht doch, trotz aller auswärtigen Symbolisten, Mystiker und Decadents, vorläufig das letzte Wort in der europäischen Kunstgeschichte bedeutet: der Name „Max Klinger“. Vielleicht ist mit diesem Manne der Ausgangspunkt wiedergefunden, der im vorigen Jahrhundert so verderblich war, der aber heute, unter anderen Verhältnissen, in ungeahntem Maße segensreich werden kann, das classische Alterthum. Klinger erweist sich als innig mit ihm vertraut. Aber nicht einem neuen „Classicismus“ wird er uns zuführen, so tief er auch wurzelt in echter Elafsicitcit, sondern einem am Vorbild des ewig unvergänglichen Hellenenthum gestärkten, befreiten, gereinigten, stolzen und zukunfts-muthigen Menschenthum.

H. v. d. v.

England gegenüber der veränderten Lage im Mittelmeer.

von

A. Nogalla van Vieuwerstein.

— Breslau, —

Die Konsequenzen des russischen Flottenbesuchs in Toulon, welcher die Schöpfung des permanenten russischen Mittelmeergeschwaders inaugurierte, stellten sich mit der Zeit als bedeutendere heraus, wie man anfänglich anzunehmen geneigt war. Wenn auch die Bildung dieses Geschwaders selbst, ungeachtet seines Bestehens in Frankreich, nicht unmittelbar gegen den Dreibund gerichtet erschien, so zielte sie doch offenbar darauf ab, den englischen Einfluß im östlichen Theil des Mittelmeerbeckens zu schwächen und diesen Theil desselben vom italienischen Einfluß zu Gunsten Frankreichs freizumachen.

Die Kennzeichnung der Bedeutung dieses Flottenbesuchs war russischerseits derart gehalten, daß sie Frankreich zu verstehen gab, daß Rußland für einen Krieg zur Wiedereroberung Elsaß-Lothringens nicht zu haben sei; allein die russische Unterstützung scheint für ein Zurückdrängen Italiens und die Ahndung seines Eintritts in den Dreibund Frankreich zur Verfügung zu stehen. Gegen diejenige Macht aber, welche an Stelle Frankreichs in« Protectorat Italiens getreten ist, England, mehr noch wie gegen den dieses Protectorat ebenfalls ausübenden Dreibund ist nach der Ansicht der Engländer selbst die Bildung des russischen Mittelmeergeschwaders in erster Linie gerichtet. Die Interessen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns scheinen durch diese Schöpfung nur insoweit berührt, als dieselbe sich gegen den Dritten im Bunde, Italien, und das ihm befreundete England richtet. Selbst wenn das Ziel der Bildung des russischen Mittelmeergeschwaders nicht auf einmal erreicht wird, so ist die Zulassung Rußlands als eine der Mittelmeermächte, unter den Auspicien Frankreichs, zwar den Interessen des Dreibundes zu- Nöld und Lud. I.XX. 2s.S, 15

21.8 A. Rogalla von Vieberslein in Vreslau.

wider, ihre unmittelbaren Konsequenzen berühren jedoch zunächst nur Italien und England. Für Ersteres wird daher die Aufrechterhaltung des Dreibundes umsomehr Lebensfrage, während England offenbar veranlaßt ist, seine Flottenmacht im Mttellandischen Meere zu verstärken und vielleicht sich dem Dreibunde etwas mehr zu nähern. Diese und ähnliche Ausführungen fanden bald nach den Touloner Festen in der Tagespresse diesseits und jenseits des Canals mannigfachen Ausdruck. Sie dienten überdies nur zur Ergänzung anderer weit wichtigerer Momente als die Nildung des russischen Mittelmeergeschwaders, welche, wie das stetige Anwachsen der französischen Mittelmeerflotte und ihres Arsenal's Toulon, die Besitznahme von Tunis durch Frankreich, sowie die Umgestaltung Bisertas und die anscheinend in's Auge gefaßte Ajaccios, mit einem Wort, die empfindliche Bedrohung des kürzesten Seeweges nach Indien, seit geraumer Zeit die Machtstellung Englands im Mittelmeere sehr erheblich zu beeinträchtigen begannen.

Heute nun ist es von Interesse, die Reaction zu verfolgen, welche diese Urtheile und Momente und die ihnen zu Grunde liegenden thatsächlichen Verhältnisse in England hervorriefen. Während der erste Lord der Admiralität, Lord Spencer, bei einer Nanquetrede in Sheffield mit Bezug auf die Lage im Mittelmeer äußerte: „Ich bin hier, um zu sagen, daß die richtige englische Politik, was die Flotte betrifft, darin besteht, daß wir die Seemacht dieses Landes aufrecht und auf ihrer Höhe erhalten müssen. Wir haben Interessen rund um uns auf allen Meeren, wir haben Besitzungen und ausgedehnte Colonien in jedem Viertel des Erdballs. Diese weiten Interessen erfordern den Schutz der britischen Flotte. Wir sind eine friedliche Nation und wünschen, mit unseren Nachbarn auf gutem Fuß zu leben; allein ich möchte sagen, daß die beste Politik für das Land ist, eine »mächtige Flotte zu erhalten, und daß wir, wenn dies geschieht, am besten den Interessen unseres Landes dienen“ — während Lord Spencer sich in Sheffield derart äußerte und später bei einem Londoner Banquet hinzufügte, daß die Suprematie Englands auf dem Meere erhalten werden müsse, erklärte der damalige leitende Staatsminister Englands, Gladstone, anfänglich: Die Regierung sei völlig befriedigt hinsichtlich der Tüchtigkeit und der Stärke der britischen Flotte im Mttellandischen Meere, und daß er daher keinen Tag im Parlament für Discussion der Frage ansetzen werde, ob die Seemacht Englands ihren Aufgaben genüge. Im vollen Gegensatz zu dieser Aeußerung des bisherigen britischen Premiers legte jedoch fast gleichzeitig eine Reihe eingehender fachmännischer Artikel der Times und anderer namhafter Blätter die Ueberlegenheit des französischen Mittelmeergeschwaders über das englische und die Möglichkeit überzeugend dar, daß das britische Mittelmeergeschwader von ersterem angegriffen und geschlagen werden könne, bevor die britische Canalflotte zu dessen Unterstützung eingetroffen sei. Ein englischer Fachmann, welcher über die Ergebnisse eines Besuchs im Arsenal von Toulon, dem Hauptmarinedepot Frankreichs, berichtete, bestätigte diese

England gegenüber der veränderten Lage im Mittelmeer. 2⁹
Behauptung, und das hervorragendste Organ der öffentlichen Meinung Englands erhob gegen die Erklärung Gladstones lauten Protest und wies auf den Widerspruch hin, der in derselben zu der Rede des ersten Lords der Admiralität liege. Dasselbe bemerkte ferner: „Wenn Gladstones Erklärung die wohlerwogene Politik der gegenwärtigen Regierung bedeute, so würde dies das ganze Land alarmiren und die größte Unzufriedenheit erregen.“ — Wie ernst man in England die Forderung nach maritimer Verstärkung heute in der Bevölkerung nimmt, beweisen eine Reihe bezüglicher Zuschriften und anderweitiger Artikel in seiner Tagespresse. So versichert Admiral Seymonds in einer derartigen Zuschrift, daß die englische Flotte zur Zeit nur halb so stark sei, wie sie sein müsse, daß unter ihren Schiffen sich 77 unbrauchbare und 4? mit völlig veralteten Vorderladern ausgerüstete, wie sie keine andere Nation mehr führe, befänden und daß ihr überdies die erforderliche Besatzung fehle.

Man begann in England nicht nur, wie Lord Spencer sich ausdrückte, eine mächtige, sondern eine allmächtige Flotte zu verlangen. Allein die Verhältnisse lagen derart, daß der Chef der britischen Admiralität sowohl dem Widerstand von Collegen begegnete, die weit weniger wie er eine starke und weitsichtige Politik der maritimen Vertheidigung Englands zu inauguriren und zu sanctioniren geneigt waren, wie daß der Premierminister Gladstone, der zwar — offenbar mit Rücksicht auf die erregte öffentliche Meinung — erklärte, daß der diesjährige Flottenanschlag der Aufrechterhaltung der Suprematie Englands Rechnung trage, von ökonomischen Traditionen erfüllt, von häuslichen Staatssorgen absorbiert und, wie behauptet wurde, nie empfänglich für die weiteren Verantwortlichkeiten eines Weltreichs und weder nach Temperament noch Anschauungs- und Empfindungsweise geneigt war, eine Vermehrung der nationalen Rüstungen zu empfehlen oder gar zu sanctioniren. Der ihm zur Seite stehende Finanzminister theilte die wirtschaftlichen Ansichten seines Chefs und wurde darin von der Verwaltung des Staatschatzes unterstützt.

Allein Lord Spencers Worte fanden in England einen lauten und sympathischen Wiederhall, und man wünschte, daß sie zu Thaten werden und ein neues Flottenprogramm oder eine ausreichende maritime Vertheidigung geschaffen werde. Man wies darauf hin, daß die jüngsten häuslichen und auswärtigen Ereignisse das Land nochmals zu ernstern Erwägungen hinsichtlich der jetzt vorhandenen und der in Aussicht genommenen Zulänglichkeit seiner maritimen Vertheidigungsmittel zwängen. Ueberdies laufe die Xav»I vetsnoe H,ct von 1889 mit dem Schluß des jetzigen Finanzjahres ab. Dieselbe habe innerhalb der ihr gesteckten Grenze ihre Schuldigkeit zur Zufriedenheit des Landes gethan. Sie habe nicht nur die Stärke der britischen Marine in bedeutendem Maße unausgesetzt und schnell erhöht, sondern auch die Vortheile einer weitsichtigen und umfassenden, nicht unmittelbar von den viel-

220 A. Rogalla von Vieberstein in Viezla».

fältigen Wechselfällen und den parlamentarischen und Parteiforderungen jedes einzelnen Jahres abhängigen Flottenpolitik dargelegt. Diese Politik wurde jedoch von einigen der einflußreichsten Mitglieder der jetzigen Negierung nie mit günstigen Augen betrachtet, und erschien dies von ungünstiger Vorbedeutung für die unmittelbare maritime Zukunft Englands, und es war sehr begreiflich, daß sich in England Stimmen erhoben, welche erklärten, daß die öffentliche Meinung des Landes heute stark beeinflußt werden müsse, um einen kräftigen Druck auf Diejenigen auszuüben, welche für seine nationale Sicherheit zur See verantwortlich seien. Wie ihre Vorgängerin werde jedoch die jetzige Regierung mit einer abermaligen Vennehrung der Flotte etwas Richtiges und zugleich sehr Populäres schaffen und beim Parlament auf keine Schwierigkeit betreffs der Bewilligung der Mittel stoßen, welche die Flotte der heutigen Lage der Verhältnisse angemessen stark und leistungsfähig gestalten würden. Man erinnerte daran, daß keine englische Regierung einen Moment länger am Ruder bleiben, kein Minister der Schande entgegen konnte, wenn in der Stunde der Gefahr die Flotte, für die sie verantwortlich waren, nicht im Stande befunden wurde, die Macht des Reiches zur See aufrecht zu erhalten, von welcher England als Nation abhängt und als Staat existirt. Wirklich vorhandene Macht zur See bedeute jedoch für eine Nation, welche vermöge ihrer Existenz, unbestrittene und unbestreitbare Ueberlegenheit auf derselben, und die Herrschaft zur See involvire als vollendete Thatsache die Vereitschaft einer überlegenen Flottenmacht für jeden von einem Feinde bedrohten oder bedrohbar strategischen Punkt des Reiches. Der Ozean dulde nur einen einzigen Gebieter. Die neuere Geschichte zeige, wie die Herrschaft zur See nacheinander aus den Händen der Spanier in die der Portugiesen, der Holländer und der Franzosen und schließlich in diejenigen Englands übergegangen sei; allein sie war stets nur in Händen eines einzigen Volkes und der stärksten und tüchtigsten Flotte. Der Besitz dieser maritimen Ueberlegenheit, ursprünglich angestrebt und gewonnen als die Consequenz und Ergänzung der insularen Stellung Englands, ist in der That in der Folge das Instrument der Ausdehnung des britischen Reiches geworden. Er bildet heute das eigentliche Palladium der nationalen, staatlichen und Handelsexistenz desselben. Man bezeichnete demgemäß als das anzustrebende Ziel der maritimen Ueberlegenheit Englands dasjenige, daß die englische Flotte jeder Combination zweier der übrigen Flotten der Seemächte gewachsen sein müsse. Schon das Princip der Flottenvertheidigungsact war dasselbe. Man folgerte heute daraus, daß, möge England es nun wünschen oder nicht, da die anderen Mächte ihre Schiffsbauten vermehrten und beschleunigten, es dasselbe thun müsse. In dem Princip aber, die unbestrittene Ueberlegenheit zur See aufrecht zu erhalten, waren auch noch alle Parteien in England einig. Für die Art und Weise, wie dies geschehen soll, sind denn auch bald die erforderlichen Normen aufgestellt worden, und man beabsichtigt, durch ein neues Flottenbauprogramm,

England gegenüber der veränderten Lage im Mittelmeer.

22 <

welches die Flotte sowohl um große Schlachtschiffe ersten Ranges, wie Kreuzer und namentlich Torpedoboote vermehrt und welches auf einen Kostenaufwand von einigen 29 Millionen Lstr. auf 5 Jahre Bauzeit berechnet ist, die verloren gegangene Überlegenheit über die französische Flotte im Mittelmeer wieder herzustellen und die Durchführung jenes Principes zu erzielen. Obgleich der bisherige britische Premierminister Gladstone, wie erwähnt, anfänglich nicht gewillt war, die Flottenfrage im Parlament zur Erörterung zu bringen, um, seinen Gegnern mit ihr nicht eine Waffe gegen die Honw- liuls-Vorlage in die Hand zu geben, so sah sich derselbe dann genöthigt, dem gebieterischen Drängen der öffentlichen Meinung Englands und ihrer Vertreter im Parlament nach einer Verstärkung der britischen Seemacht, welche auf die Ueberlegenheit der französischen Flotte im Mittelmeer, Toulon, Biserta, Ajaccio, die Bedrohung des Weges nach Indien, die Mängel des werft- und docklosen Gibraltar, das russische Mittelmeergeschwader, den künftigen französisch-atlantischen Mittelmeercanal, und last but not least, die Ueberzeugung des ersten Lords der Admiralität hinwies, nachzugeben und dem neuen Flottenprogramm zuzustimmen.

Das Gutachten des Vorstandes der Berliner
Anwaltskammer zur Frage der freien Advocatur.

von

Caesar Schueps.

— Vreslau. —

Wie durch das Nescrypt des Justizministers vom 19. März 1894
aufgerollte Frage, ob und inwieweit die bestehende freie Advocatur
einer gesetzlichen Einschränkung bedarf, ist nunmehr von Seiten
der Vorstände der preussischen Anwaltskammern beantwortet worden. Unter
den bisher bekannt gegebenen Gutachten befindet sich nur eines*), das, ab-
gesehen von einer Ausnahme, die sämmtlichen in dem Nescrypt zur Dis-
cussion gestellten Beschränkungen der Zulassungsfreiheit und Freizügigkeit
der Anwälte billigt und zur gesetzlichen Einführung empfiehlt. Die anderen
Gutachten verhalten sich zu der Frage, ob ein gesetzgeberisches Eingreifen
überhaupt erforderlich erscheint, verschieden, stimmen jedoch darin über-
ein, daß sie die wesentlichste der im Nescrypt zur Erwägung gestellten
Maßregeln, die Einführung des fogen. uu.msr.v.8 o1av.8li8, d. h. die Fest-
setzung einer Maximumzahl der bei jedem Gericht zuzulassenden Rechtsanwälte
für nicht zweckdienlich erachten. Dagegen haben die anderen in dem Nescrypt
vorgeschlagenen Beschränkungen, die Einführung einer weiteren zweijährigen
Vorbereitungszeit, zwischen dem Erwerb der Qualifikation zur Anwaltschaft
und der Zulassung zur selbstständigen Ausübung derselben, und die Er-
schwerungen für die Zulassung an den Collegial- und den an« Sitze derselben
*) Das Gutachten des Vorstandes der Naumtmiger Anwaltskammer. — Nach-
träglich ist — als letzter — noch der Bericht des Kammervorstandes zu Hamm ver-
öffentlicht worden, der sich durchweg im Sinne des Naumburg« ausspricht.

Zur Frage bei freien Advocatur. 223

befindlichen Amtsgerichten bei einem Theil der Kammervorstände eine verhältnißmäßig günstigere Aufnahme gefunden. Am meisten überrascht hat in dieser Hinsicht das Gutachten des Vorstandes der Berliner Anwaltskammer. In demselben wird anerkannt und hervorgehoben, daß durch die unbeschränkte Zulassung der Rechtsanwälte im Deutschen Reich namentlich an den Sitzen größerer Collegialgerichte Uebelstände erwachsen seien, daß in« Gefolge der Freigebung der Advocatur thatsächlich das Ansehen des Anwaltstandes nicht unerhebliche Einbuße erlitten habe und[^]die Gefahr der Bildung eines Anwaltsproletariats wenigstens an einzelnen Orten immer näher gerückt sei. Danach hält auch der Berliner Kammer Vorstand einen gesetzgeberischen Eingriff für wünschenswerth. Allerdings verwirft er die Einführung des nnmsi-uZ c1lni8u.8, sowohl principiell im Interesse der Erhaltung eines tüchtigen, unabhängigen und der Zahl nach ausreichenden Anwaltsstandes, wie auch mit Rücksicht auf die bereits in dem Ministerialrescript hinsichtlich der Auswahl der Bewerber erhobenen Bedenken*). Dagegen erklärt er sich für andere der vorgeschlagenen Abänderungen und präsentiert den» Minister einen fertigen Gesetzentwurf betreffend die Abänderung der gegenwärtig geltenden Rechtsanwaltsordnung. Die Quintessenz dieses Entwurfes liegt darin, daß danach die Zulassung als Rechtsanwalt bei einem Collegialgericht oder einem an dem Ort oder Vorort eines Collegialgerichts befindlichen Amtsgericht erst erfolgen darf, wenn der Bewerber nach Erlangung der Fähigkeit zum Richteramt während der Dauer von drei Jahren im Justizdienst, oder als Rechtslehrer an einer deutschen Universität, als Rechtsanwalt oder als zugeordneter Generalvertreter eines solchen oder mit Genehmigung der Landesjustizverwaltung als Hilfsarbeiter bei einem Rechtsanwalt thätig gewesen ist, oder ein Reichs-, -Staats- oder Gemeindeamt bekleidet hat. Andererseits soll der Anwalt, der während der Dauer von drei Jahren bei einem Amtsgericht thätig war, ein Recht ans gleichzeitige Zulassung bei dem diesem Amtsgerichte übergeordneten Landgerichte haben. — Die Bedeutung dieser Vorschläge — das erhellt auf den ersten Blick — steht weit hinter dem Umstände zurück, daß überhaupt der Berliner Kammervorstand ini Gegensatz zu den sehr gewichtigen Gutachten anderer Kammervorstände das Bestehen von Uebelständen in der Anwaltschaft als eine Folge der Freigebung der Advocatur anerkennt und einen Eingriff der Gesetzgebung für wünschenswertb erachtet, denn wenn auch die vorerwähnten, zur Abhilfe vorgeschlagenen Maßregeln das Princip der freien Advocatur nicht alteriren und der Kammer-*) In dem Rescript war eine Anstellung der Bewerber nach dem Dienstalter oder Priorität der Meldung als zu Uebelständen führend repobiit und Zulassung der Bewerber durch die Justizverwaltung nach vorgängigem Benehmen mit dem Vorstände der Zlnwaltslammer befürwortet worden. Der Kammervorstand zu Hamm, welcher die Einführung des unmkruF ^liwzu« befürwortet, hat sich über die Art der Einführung desselben nicht einigen tonnen, so daß — wie es in dem Berichte heißt — die Erörterung in dieser Hinsicht ohne positives Ergebnis abschloß.

22H Caesar Lchoeps in Vreslau.

vorstand überdies ausdrücklich erklärt, an diesem Princip dürfe nicht gerüttelt werden, so wird damit doch nicht verhütet, daß die auf Beseitigung der freien Aduocatur gerichteten Bestrebungen gerade durch dieses Gutachten eine erhebliche Unterstützung und Förderung erfahren.

Aber auch gegen die Zweckmäßigkeit der vorgeschlagenen Maßregeln selbst ergeben sich gewichtige Bedenken.

Wie bereits angedeutet, geht der Berliner Kammervorstand nicht so weit, die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft überhaupt von einem besonderen Vorbereitungsstadium abhängig zu machen, verlangt vielmehr eine weitere 3 jährige Vorbereitungszeit nur als Voraussetzung für die Zulassung bei einem Eollegialgerichte und dem an Ort oder Vorort belegenen Amtsgerichte. Er motivirt dies damit, daß die Thätigkeit bei den kleineren Amtsgerichten leichter controlirbar und minder verantwortlich sei, als bei den Gerichten in größeren Städten. Dieser Grund scheint jedoch nicht stichhaltig. Allerdings kommen in: Allgemeinen bei den kleinen Amtsgerichten juristisch weniger complicirte Sachen zur Verhandlung. Aber es ist ja nicht der Mangel an juristischen Kenntnissen, sondern der Mangel an Lebenserfahrung, mit welchem die Einführung eines weiteren Vorbereitungsstadiums nach dem Assessoreramen gerechtfertigt wird. Und gerade in dieser Beziehung können an den Anwalt in der kleinen Stadt nicht geringere Anforderungen gestellt werden als an den der Großstadt. Gerade das Publicum der kleinen Stadt und die Landbevölkerung sieht in dem Anwalt nicht nur ihren Rechtsbeistand, sondern auch den Berater in schwierigen und delicten Familien- und sonstigen Angelegenheiten, so daß gerade hier der Anwalt öfters als in der großen Stadt in schwierige, einen besonderen Grad praktischen Blickes und Tactes erheischende Situationen hineingerät!). In der großen Stadt kann sich auch das Publicum bei complicirten Angelegenheiten an einen älteren Anwalt wenden, in der kleinen Stadt dagegen ist oft nur der eine Anwalt vorhanden, an den sich somit das Publicum wenden muß. Zudem fehlt dem Anwalt am kleinen Amtsgericht die Möglichkeit, sich in schwierigen Situationen mit erfahreneren Eollegen zu berathen, und endlich hat er im Gegensatz zu dem Anwalt am Eollegialgericht häufig vor einen« ebenfalls noch jungen und weniger erfahrenen Richter zu verhandeln. Nach alledem wird man von dem Anwalt der kleinen Stadt zum Mindesten einen gleich praktischen Blick und gleichen Tact im Verkehr mit den: Publicum wie von dem Anwalt am Eollegialgericht verlangen müssen, und damit entfällt der vom Berliner Kammeivorstand für die unterschiedliche Behandlung der Niederlassung an den großen und den kleinen Gerichten angeführte Hauptgrund. Uebrigens würde auch die Einführung einer Wartezeit vor Zulassung zur Anwaltschaft bei den größeren Gerichten eine Ueberfüllung der kleinen Amtsgerichte zur Folge haben, die sich voraussichtlich viel unangenehmer bemerkbar machen würde, als die jetzt angeblich an den größeren Gerichten be-

Zur Frage der freien Advocatur, 225

stehende Ueberfüllung. — Ferner wird man gegenüber dem vom Berliner Anwilltskammer-Vorstände vorgeschlagenen Gesetzentwurf mit Recht die Frage erheben dürfen, ob denn die dort zur Ausfüllung des Vorbereitungsstadiums vorgeschlagenen Beschäftigungsarten zur weiteren praktischen Ausbildung des jungen Assessors ausschließlich geeignet erscheinen und ob nicht daneben andere Beschäftigungen, z. B. vorübergehendes Arbeiten bei dem Magistrat einer größeren Stadt oder bei einer Handelskammer zur Uebung des praktischen Blickes und Taktes gleich geeignet wären. Sicher ist jedenfalls, daß der junge Jurist sich die zur erfolgreichen Ausübung der Rechtsanwaltschaft erforderliche Bekanntschaft mit den Verhältnissen des Lebens am besten eben durch die Ausübung der Rechtsanwaltschaft und in derselben aneignet. Sonst aber scheint es am besten, daß Derjenige, welcher die Anwilltsthätigkeit als Lebensberuf erwählen will, sich derselben so bald als möglich nach dem zweiten Examen ohne jedes Zwischenstadium widmet. Dies erkennt auch der Berliner Kammervorstand in gewissem Grade dadurch an, daß er zur Ausfüllung des von ihm befürworteten weiteren Vorbereitungsstadiums eine bisher in dieser Weise nicht eingeführte Beschäftigung der Assessoren als Hilfsarbeiter bei einem Rechtsanwalt empfiehlt. Hiergegen erhebt sich jedoch das Bedenken, daß bei Zulassung von Hilfsarbeitern einzelne Anwälte ihre Arbeitskraft vervielfältigen und damit die Concurrrenz, die eingeschränkt werden soll, gerade verschärfen würden. Ebenso würde aber auch das Publicum geschädigt, insofern die dem älteren Anwalt im Zutrauen auf dessen persönliche Erfahrung und Tüchtigkeit übergebenen Sachen in Wirklichkeit von dessen Hilfsarbeitern erledigt werden würden. Und dieser Uebelstand würde auch nicht beseitigt, wenn man nach dem Vorschlage des Berliner Kammervorstandes den Hilfsarbeitern das Auftreten in der mündlichen Verhandlung untersagte. Dagegen würde durch eine derartige Bestimmung dem Hilfsarbeiter selbst die Gelegenheit zur Ausbildung in einem wesentlichen Theile der anwaltlichen Thätigkeit entzogen werden.

Was endlich den weiteren Vorschlag des Berliner Kammergerichts anlangt, wonach den bei dem Amtsgericht während dreier Jahre thätig gewesenen Anwälten ein Recht auf gleichzeitige Zulassung bei dem übergeordneten Landgericht gegeben werden soll, so hat derselbe eine wesentliche Bedeutung nur in Verbindung mit der Einführung einer dreijährigen Vorbereitungszeit vor der Zulassung bei den größeren Gerichten. Denn nur um das nach Ablauf der Wartezeit zu befürchtende Rückströmen der Anwälte aus der kleinen nach der großen Stadt abzuwenden, soll den Anwälten an den kleineren Amtsgerichten gewissermaßen als Prämie für ihr Verbleiben an denselben das vorerwähnte Recht verliehen werden. Für sich allein würde die Einführung dieser Bestimmung sicher nicht im Stande sein, den Strom der Niederlassungen von den größeren nach den kleineren Gerichten abzulenken.

Wie aber die Einführung einer dreijährigen Wartezeit vor Zulassung an den größeren Gerichten unter gleichzeitiger Möglichkeit der sofortigen Niederlassung an den kleinen Gerichten sich nicht rechtfertigen läßt, so ließe sich auch die Einführung einer für die Niederlassung an allen Gerichten gleichen Wartezeit nicht rechtfertigen. Will man dieselbe im wesentlichen als Vorbereitungszeit charakterisiren, so spricht hiergegen zunächst, daß, wie bereits ausgeführt, der für den Anwalt erforderliche praktische Blick und Tact sich im Wesentlichen doch nur in und bei Ausübung des Berufes selbst heraus bildete. Es läßt sich aber auch nicht absehen, aus welchem Grunde der Assessor, um Anwalt zu werden, ein weiteres dreijähriges Vorbereitungsstadium durchlaufen soll, während er ohne Weiteres zur Bekleidung des Richteramtes fähig erachtet und auch thatsächlich sofort nach dem Examen mit der Wahrnehmung richterlicher Geschäfte betraut wird. Die Zulassung zu derjenigen anwaltlichen Thätigkeit, welche in der That eine besonders reiche Lebenserfahrung und juristische Durchbildung verlangt, nämlich die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft bei dem Reichsgericht, ist bereits gegenwärtig eingeschränkt, insofern über diese Zulassung vom Präsidium des Reichsgerichtes nach freiem Ermessen entschieden wird. Hier ist aber auf der anderen Seite auch eine Einschränkung für die Bekleidung des Richteramtes vorhanden, insofern zum Mitglieds des Reichsgerichts nur Derjenige ernannt werden darf, der das 35. Lebensjahr vollendet hat. Will man andererseits das dreijährige Interimistikum vorder Niederlassung nicht sowohl als Vorbereitungszeit, sondern als Wartezeit und Abwehrmittel gegen die angebliche Ueberfüllung des Anwaltstandes einführen, so ist dem gegenüber hervorzuheben, daß die ganze Mahregel doch nur eine vorübergehende Stauung der Niederlassungen bewirken, nicht aber dauernde Abhilfe schaffen konnte. Allerdings würde vielleicht die Verlängerung der Vorbereitungszeit eine Anzahl minderbemittelter Assessoren von der Ergreifung des Anwaltsberufes abschrecken, es muß aber mehr als zweifelhaft erscheinen, ob damit eine Hebung und nicht vielmehr eine Herabdrückung des Anwaltstandes hinsichtlich seiner Fähigkeiten und damit auch seines Ansehens erzielt werden würde. Endlich ist auch zu bedenken, daß jede Erschwerung der Zulassung zur Anwaltschaft die ohnehin übergroße Zahl der auf eine Anstellung im Staatsdienst wartenden Assessoren noch vermehren würde. Wenn man die Gesammtheit der von den preußischen Kammerpräsidenten abgegebenen Gutachten überblickt, wird man jedoch zu der Ueberzeugung gelangen, daß überhaupt — mit geringen Ausnahmen — weder ein Bedürfnis; der Rechtspflege noch das Interesse des rechtsuchenden Publicums eine Abänderung des gegenwärtigen Zustandes erheischt, daß vielmehr der gegenwärtige Wettbewerb insbesondere auf die Thätigkeit jüngerer Anwälte in den größeren Städten zu wesentlichen Ausständen nicht nur keine Veranlassung bietet, sondern im Gegentheil dem Gericht wie dem Publicum eine sorgfältige Vorbereitung der Sachen, dem Publicum insbesondere eine ein-

Zur Frage der freien Advocatur. 22?

gehende Bearbeitung und eifrige Wahrung auch unbedeutender Rechtsangelegenheiten verbürgt. In diesem Sinne äußern sich u. A. auch die Vorstände derjenigen Anwaltskammern, welche die nächst Berlin größten Städte der Monarchie, Breslau und Frankfurt a. M., einschließen.

Wenn mancher Orts Uebelstände in der Anwaltschaft hervorgetreten sind, so dürften dieselben weniger auf die Freigebung der Advocatur, als auf andere Umstände zurückzuführen sein. Insbesondere dürfte dies auf die von dem Berliner Anwaltskammervorstand für Berlin constatirten Uebelstände zutreffen. Das rapide Anwachsen der Bevölkerung in Berlin und die in überraschend kurzer Zeit vor sich gegangene Entwicklung zur Weltstadt haben manche eigenartige, wohl nur vorübergehende ungesunde Verhältnisse gezeitigt, die sich auf allen Gebieten des Berliner Lebens bemerkbar machen. Gegen diese ganz allgemein auftretenden Uebelstände ist natürlich auch der Anwaltstand nicht immun, und daraus lassen sich vielleicht die vom Berliner Kammervorstand beregten Uebelstände erklären. Jedenfalls wäre es verfehlt, dem zunächst nur im Hinblick auf den Kammergerichtsbezirk, insbesondere die specifisch berlinischen Verhältnisse abgegebenen Gutachten des Berliner Kammervorstandes eine zu weit gehende Bedeutung beizumessen und aus demselben die Reformbedürftigkeit der Anwaltsverhältnisse der gesammten Monarchie oder gar die Notwendigkeit einer Einschränkung der freien Advocatur zu deduciren. Die Freiheit der Advocatur, wie sie gegenwärtig besteht und vor 15 Jahren unter fast allseitiger Billigung der in Betracht kommenden Factoren eingeführt wurde, erfreut sich auch jetzt noch im Publicum wie im Anwaltstande selbst fast ungetheilte Zustimmung und wird uns hoffentlich erhalten bleiben.

wohlthätigkeit.

müssen,

zu sein.

Novelle

von

E. Velp.

— Verlin. —

(Cchlui,,)

ein Gott, ist es denn wahr?" fragt die Präsidentin, die,
ganz gegen die sonstige Sitte, in der Villa Derffner beinahe
zehn Minuten auf das Erscheinen der Hausfrau hat warten

Sie ist drei Wochen verreist gewesen, einer ihrer Tochter nahe
für die sich fast eine Aussicht zu einer Heirath geboten hatte.

Noch ehe das entscheidende Wort aber gefallen war, hatte sich der Vewerber
über die gänzliche Vermögenslosigkeit der schönen Irene orientirt und plötzlich
«ersehen lassen — „Es kann doch nicht wahr sein?" wiederholt sie und
streckt Frau Olga beide Hände hin und lächelt sie ungläubig nn. „Soeben
erfahre ich das Geschwätz der Leute — und eile hierher — Lassen Sie
mich nicht länger in Ungewißheit, Liebste, Neste!"

Die Hausfrau erwiedert den Druck der nervösen Finger und fragt mit
ihrer schönen Ruhe: „Ich weiß noch nicht einmal, was Sie ineinen, verehrte
Frau Präsidentin — das müßte denn doch vorangehen!"

Frau von Vörner trägt ein schwarzes Kleid, das sehr viel Perlenbesatz
schmückt, selbst bei der Gemessenheit ihrer Bewegungen ist ein leises Klirren
und Klingen an ihr. Sie würde nie der Welt eingestehen, welch' mühe-
volle Stunde es ihr und den Töchtern verursacht, „standesgemäß" gekleidet
zu erscheinen.

„Es ist doch Stadtgespräch," >sagt sie mit Nachdruck, „dieser seltsame
Fund, den Sie «lachten, dies ausgesetzte Kind —"

„Ah, so" -

wohlthätigkeit, 229

„Und," eine Pause und ein forschender Blick, „daß Sie es bis jetzt behielten!"

„Nun ja — das ist auch zutreffend!"

„Und" — ein Athemzug, die Dame richtet sich zu ihrer vollen Höhe auf —

Olga lächelt. „In den drei Wochen Ihrer Abwesenheit haben sich also die Zungen noch nicht müde geschwätzt?"

„Bedenken Sie doch," sagt Frau von Nörner entschuldigend, es ist so etwas Unerhörtes! Ich war ja selber starr. Sie — beschäftigen sich da mit dem ersten, besten Kinde, das irgend eine raffinirte Person auf Ihre Schwelle legt! Und ist es wirklich wahr, daß Sie auf alle Nachforschungen, wer Ihnen Solches angethan, verzichteten — ja, daß Sie sich jedwede Vermuthung und dergleichen mehr ausdrücklich verboten haben?"

„Völlig wahr, meine liebe Frau von Nörner!"

Die Dame legt die Hände in den Schooß und stößt ein „unglaublich" hervor, dann macht sie wieder eine kleine Pause, um endlich zu sagen: „Es ist eine Regung wohlthätiger Nächstenliebe — ich anerkenne die ja auch und muß einsehen, daß Sie eine Befriedigung darin fuchen, diesen Findling gewissermaßen dem Fundorte entsprechend zu pflegen und auszustatten, um ihn dann in andere Hände zu geben. Man setzt wohl auch ganz richtig voraus, daß der Commerzienrath Terffner dem unglücklichen Geschöpf feine Unterstützung nie versagen wird — insofern haben die gewiffenlofen unbekannten Eltern ganz vortrefflich calculirt und erverimentirt —"

Leise legt sich die Hand der Commerzienräthin auf die der Sprecherin.

„Verzeihen Sie, liebe Freundin, daß ich bemerke, daß ich den Knaben kaum in fremde Hände geben werde, daß mein Mann und ich entschlossen sind, denselben unter unseren Augen aufwachsen zu lassen, ja, daß mit der Zeit die Möglichkeit —"

„Einer Adoption nicht ausgeschlossen ist," vollendet Frau von Nörner, der es wohl zum ersten Mal passirt, daß sie Jemandem in's Wort fällt, und ein Ausdruck von Starrheit legt sich über ihre Züge. „So hätten die Leute also doch Recht, welche diese — gelinde gesagt — Ungeheuerlichkeit vermutheten. Meine liebe Freundin, das kann ja aber nicht sein, das können Sie im Ernst nicht wollen!"

„Ich bin erstaunt," erwidert Olga, „diese Ausdrücke von Ihnen zu hören, nachdem Sie früher den Gedanken, unser kinderloses Haus zu beleben, warm begrüßten!"

Die Präsidentin schlägt die Augen zur Zimmerdecke. „Aber, Pardon, doch nicht in solch' vulgärer Ausführung, wenn es denn gesagt sein muß! Das erste, beste Kind der ersten, besten obfcuren Eltern — mich fchaudert, weiter zu denken! Wer entäußert sich denn solcher Kinder? eine Mutter, die in Schande lebt — wer mag der Vater sein? irgend ein Wüstling!" Ein warmer Schein fliegt über Frau Olgas blasses Gesicht.

220 <L. vely in Verlin.

„Eltein aus unserem Stande, eine Mutter wie Sie, die würden ja auch zu solchem Schritte nicht gezwungen sein! Ich meine, je weniger man über den Ursprung unseres Findlings nachdenkt und sich an der Thatsache genügen läßt, daß er köstlich gesund und hübsch ist, umso besser.“

Frau von Börner hat ihren Einfluß auf die geräuschlose Fabrikantenfrau überschätzt, sie empfindet das plötzlich und schmerzlich und ahnt, daß diese blasse Olga so wenig jemals etwas der Leute halber unterlassen wird, wie sie nie etwas Halbes thun kann. Sie erhebt sich langsam. „Ich bitte tausend Mal um Verzeihung, wenn ich einem Impuls folgte — Ich vermag eben nicht, mich über gewisse Dinge hinwegzusetzen!“ Sie konnte sich nur mit dem leisen Hochmuth wehren, den sie aus ihren Worten klingen ließ. „Bei uns, das ist begreiflich, spielt die Herkunft eine weit größere Rolle —“

„Als ,bei uns^ natürlich!“ vollendet diesmal die Dame des Hauses mit ihrem heiteren Lächeln. „Und d<r uns schwerlich ein Grafensöhnlein, das den Trauschein seiner Eltern bei sich trüge, an die Schwelle gelegt worden wäre, so bin ich mit diesen« modernen kleinen Moses zufrieden.“

„Sie konnten nicht wissen,“ giebt die Präsidentin zurück, „ob Ihnen nicht ehrenwerthe, hochgestellte Mütter ihre Kinder gern anvertraut hätten —“

„Ah -“

Eine steife Verbeugung. „Als ich noch bei Hofe war, schmeichelte ich mir, von Ihrer Hoheit in allen Dingen zu Nath gezogen zu werden — ich mutz von der Klugheit, die man mir so huldvoll zusprach, doch eingebüßt haben, sonst hätten Sie sicher auch der Freundin ein wenig Gehör geschenkt! Sie hätten mich vielleicht ersucht, nachzuforschen —“

„Nein, um's Himmelswillen nicht!“ protestirt Frau Olga. „Ich halte mich hier nach beiden Seiten an den Code Napoleon — jede Nachforschung der Elternschaft ist untersagt. Dagegen bin ich gern bereit, Ihnen unseren kleinen Konrad, der am Tage nach seinem Erscheinen diesen Namen zu Recht bekommen hat, zu zeigen.“

Es liegt eine mütterliche Freude in dieser Aufforderung.

Frau von Börner lehnt sanft ab. „Heute nicht, m'knns, ich mutz mich erst an den Gedanken gewöhnen — erst ein wenig trainiren, daß ich dem Wesen, das Ihre Sympathien in so unbegreiflich schneller Weise erobert hat, nicht mit gar zu großer Aversion gegenüber trete. Um Ihretwillen nicht — blos aus diesem Grunde nicht.“

Sie schütteln sich die Hände, als Frau Derffner mit ihrem Gast in die Vluemenhalle tritt, hebt sie lauschend den Kopf nach der Galerie empor — die Präsidentin weiß, was das bedeutet, dem Eindringling gilt's — und sie lächelt etwas spöttisch.

„Wollen Sie nicht mit hinüber kommen zum alten Müller?“ fragt die Hausfrau, als sie sich überzeugt, daß dort oben Alles ruhig. „Er hat Pflanzen, die Sie wünschten, für Ihren Blumentisch ausgewählt.“

wolilihätigkeit. 231

Sie Inöchte die Dame, deren Absichten und gescheiterte Hoffnungen sie plötzlich zu erkennen geglaubt, nicht unter dem ihr unangenehmen Eindruck scheiden sehen.

Während die Beiden, über die nun schon längst wieder beseitigten Spuren des neulichen Unwetters redend, durch die Anlagen der Gärtner-Wohnung zuschreiten, hat dieselbe von der Straßenseite her ein blondes Mädchen betreten, das ein Päckchen im Arm trägt.

Auf dem Hausflur, der mit Pflanzen bestellt ist, die weder der Wärme des Treibhauses bedürfen noch bereits völlig der Witterung ausgesetzt werden, sollen, steht sie still und schaut sich um. Bei „Müllers“ ist es so feierlich wie in der Kirche oder im Walde — pflegen die Leute zu sagen, welche Verstündniß für das stille Heimwesen des Ehepaares haben.

Toni Baumann, die eben aus dem unbehaglichen Heim in der Vorstadtstraße kommt, fühlt das auch, läßt die Rehaugen über die Pflanzengruppen gleiten und fentt den blonden Kopf.

Dicke, beklommene Luft daheim, der knirschende Sand unter den schlürfenden Fußritten der Mutter — hier cithmet mau Frieden. Sie faltet unwillkürlich die Hände und legt sie auf das pochende Herz — Friede! Warum ist es so ungleich in der Welt, weshalb hat sie nicht ein Dach, unter den: das Wort verstanden wird!

Aber immer kann sie doch nicht hier unbeweglich stehen bleiben, langsam schreitet sie dem Wohngemach zu und pocht cm.

„Herein!“ ruft eine freundliche Stimme, sie drückt leise die Thür auf und steht wieder einem Bilde des Friedens gegenüber. Auf der offenen Veranda, unter Palmen und Myrten sitzt, vor jedem Wind durch grünberankte Glaswände geschützt, eine weißhaarige Matrone über ein Buch gebeugt. Als sie, den Kopf hebend, die Eingetretene erblickt, winkt sie ihr zu.

„Nicht etwa, daß ich nicht aufstehen will, aber hier ist's schön zu sitzen, mein Kind, und das sollst Du mit genießen,“ sagt sie freundlich, auf einen Stuhl sich gegenüber deutend.

„Sie sind sehr gut, Frau Scmna,“ erwidert Toni, mit ihrem Packet herantrippelnd, „aber ich bin so eilig, ich darf mich nicht aufhalten.“

Die alte Frau hat ein fünftes Lächeln und sagt mit dem zahnlosen Munde: „Freilich, was jung ist, das hat es immer eilig, ich bin auch 'mal jung gewesen. Heute sind wir's nicht mehr, der Johannes und ich — können Alles abwarten. Alles!“

Und ihr Blick streift wie verloren den abendlichen Himmel, den die untergehende Sonne köstlich gefärbt hat.

„Ein schönes, ruhiges Plätzchen ist das allerdings,“ meint Toni, wie versucht den Stuhl anblickend, der ihr zugedacht ist.

„Im Grünen und in der Luft ist's immer herrlich,“ sagt Frau Susanna und nickt dazu. „Der Johannes bringt jetzt seine Blumen zu Bette, er muß immer selber nachsehen, ob die Burschen ordentlich sind mit dem Schließen

232 <L. Vely in Veilin.

der Fenster und dein Bedecken der Pflanzen, denn noch kann nicht Alles die Nachtluft vertragen, und der Sturm von neulich hat uns weise gemacht.

Ja, ja, die Pflanzen sind alle wie Kinder, seine und meine."

In Toni's zarten Wangen wird ein leiser Vlutschimmer sichtbar; auf ihr Packet deutend, meint sie:

„Aus der Villa kommt doch so oft Jemand von der Dienerschaft herüber — wenn ich das hier lassen dürfte, daß es mitgenommen wird!"

„Weshalb gelist Du denn nicht selber?" fragt Frau Sanna ihr Vuch, in welchem sie den Abendsegen gelesen, neben sich legend. „Die Jugend wird bequem — was?"

„Das ist es nicht," vertheidigt sich Toni erglühend, „ich trau' mich nicht in's Haus, weil —"

„Nun, weil —" Frau Sanna kann ganz forschende, kluge Augen auf solche erglühende Gesichter richten.

„Die Mutter kürzlich mal dagewesen ist — und — und" — stockend nur will es über die Lippen, „sie betrunken war — und ich — mich nun schäme!"

„So! armes Ding! ja, das Trinken ist schon in meiner Jugend ein Laster gewesen," meint die Matrone, als liege darin ein Trost. „Aber, Du brauchst Dich nicht zu schämen, unsere Frau ist gut, immer gut!"

„Das weih ich!" ein Seufzer erklingt dazu. „Sie hat ja auch wieder an mich gedacht und mir Arbeit geschickt, während so viele Andere mich ganz vergessen hatten."

„Hm —" die alte Gärtnersfrau wiegt das weiße Haupt, „so ist sie nun mal. Vergessen ist ihre Sache nicht, nicht im Guten und nicht im Vösen, denn weißt Du, Kind, erzürnen kann sie sich auch, ganz, wie es recht ist.

Aber das sind schlechte Menschen, die der Frau was zu schaffen geben!"

„Ja!" Toni macht eine rasche Bewegung. „Wenn Sie mir heute doch erlauben wollten, daß ich das hier abgebe? Es sind Sächelchen für den Kleinen, den sie jetzt in der Villa haben — bitte, Frau Sanna!"

Es liegt ein fo inniger Ausdruck in ihrem Ton, daß sich das weiße Haupt gewährend neigt.

„Leg's dahin! War wohl pressant? Ja, jetzt hat sie's eilig mit dem Ding da — und mein Johannes meint immer, wenn man ihr böse sein könnte, so müßt's jetzt sein, wo sie viel weniger zu sagen und zu wünschen hat. Aber kann man denn das?"

„Ja, sie ist gut!" wiederholt Toni und blickt erst nach dem Abendhimmel und sieht dann den Stuhl an, welcher ihr vorhin angeboten wurde, und scheint plötzlich die große Eile vergessen zu haben, denn sie läßt sich darauf nieder.

Mit den Fingerspitzen die graue Papierhülle, in der sie ihre Arbeit geborgen hat, berührend, sagt sie:

„Das Kind hat's da gewiß auch gut."

wohlthätigkeit. 223

„Und wie!“ erzählt die Matrone, „viel zu gut. Denn woher mag so etwas stammen, das Vater und Mutter g'rad' so viel werth ist, um vor Anderer Thür geworfen zu werden.“

„Lieber Gott!“

Die Matrone achtet nicht auf den Einwurf.

„Das thäte mein Johannes keiner Pflanze, sag' ich Dir!“

Die blassen Finger des Mädchens umfassen die Tischkante.

„Wer weiß denn auch, wie hart es den Leuten geworden sein mag,“

flüstert sie, als müsse sie einen Vertheidigungsversuch machen.

„Ich bin so viele Jahre auf der Welt und habe Manches gesehen,“

spricht die Gärtnersfrau, „wenn man jung ist, da urtheilt man rasch. Die Perführung ist groß in der Welt, und manch armes Ding ist leicht beschwätzt, aber Roth und Schande muß sich doch tragen lassen für ein Geschöpf, das hilflos da liegt?“

„Noth und Schande,“ spricht ihr Toni wie im Traume nach, und dann schauert sie zusammen.

„Ja, in der Welt muß man sich wehren,“ knüpft die Alte als Schlußbetrachtung an.

Der Blick des Mädchens sucht den Voden, ein leises Zittern liegt in ihrer Stimme, als sie fragt: „Meinen Sie, Frau Sanna, die, welche das Kind dorthin brachten, hätten es nicht lieb gehabt?“ Und wie sie nicht gleich eine Antwort erhält, schüttelt sie den blonden Kopf.

„Das — glaube ich doch nicht!“

Zuweilen ist die Gärtnersfrau ein wenig schwerhörig, vielleicht, denkt Toni, sind ihre letzten Worte nicht an ihr Ohr gedrungen; sie wiederholt sie aber nicht.

In dem Bauer drüben zirpt ein Kanarienvogel, er ist bereits müde, dann senkt er das Köpfchen und birgt den Schnabel unter dem Flügel.

Eine Weile ist es ganz still in den Stübchen und auf der Veranda.

Die alte Frau hat aber doch Alles gehört; sie streift das gesenkte Haupt des Mädchens mit einem mitleidigen Blick, der zu sagen scheint: Du armes Geschöpf solltest von Daheim wissen, daß Du von der ersten Stunde an Deiner Mutter wenig Zärtlichkeit zu danken hast — aber sie spricht es nicht aus.

„Ob sie da drüben in der Villa mal besonderen Dank haben werden für diefe Gutthat, wer weiß das!“ meint sie endlich.

Toni blickt nach den frommen Buch auf den Knieen der Greisin.

„Der liebe Gott schreibt so etwas ein, nicht wahr, Frau Sanna?“

„Ja, da ist aber die Welt,“ sagt die und hebt einen runzeligen Finger, wie ein Warnungszeichen. „Und so ein Kind kann es in sich haben —“

„Was denn?“

„Schlechtigkeit von Vater oder Mutter! Was weiß ich, wer der Schlechteste gewesen ist. Getaugt haben sie doch sicher alle Neide nichts!“ eifert Frau Sanna.

Nº1b und e>, K. I.XX. 2«9. 16

23H E. vely in Verlin.

„Ach Gott!“ kommt es über die Lippen des blassen Mädchens. „Ach Gott —“ und dann beugt sie sich über den Tisch, der zwischen ihr und der alten Frau steht, und fragt hastig:

„Haben Sie es schon gesehen, glauben Sie, daß so — so was Schlechtes in ihm ist?“

Tic Alte lächelt. „Das sieht man den wenigsten Menschen an. Da kann ein ganz unschuldig Gesichtchen uns angucken, und in der Seele, die dahinter ist, sieht's böse aus. — Ich wollte nicht alle Menschen daraufhin prüfen. Das ist wie eine Pflanze — ob die den Wurm an der Wurzel oder in der Nlüthe hat, das sieht man ihr lange nicht an — mein Johannes ist kundig und weiß es oft doch nicht. Und nun so 'n Kind — das trinkt und wächst,! just wie die Pflanze. — Der Junge da oben sieht soweit ganz gesund aus, wo mal der Wurm sitzen wird, das können sie aber nicht wissen. Gelehrte nicht und Aerzte auch nicht.“

„Sie sagen in der Stadt,“ die langen Wimpern senken sich auf die Wangen, „Herr Müller habe den Kleinen über die Taufe gehalten.“

„Das mußte er ja wohl unserer Frau zu Liebe thun! Und wenn der Junge so rechtschassen wird, wie sein Pathe, dann ist es gut.“

Sie nickt lächelnd nach der Richtung hin, in der sie den Gatten weiß; noch flattert das Haubenband, das dadurch in Bewegung gekommen ist, als sie Frau Olga Dersfner mit der Präsidentin gewahrt, und nun wird es ein gar lebhaftes Neigen und Verbeugen, bis die Damen die paar Schritte heraufgestiegen sind.

Es liegt etwas wie Ehrfurcht in der Art, wie die reiche Frau die greise Lebensgefährtin ihres Untergebenen begrüßt, und auch die Präsidentin ist ganz natürliche Liebenswürdigkeit. Toni hat sich von dem Stuhl erhoben und ist eben in: Begriff, der Zimmerthür zuzuflüchten, als Frau Derffner sie bemerkt und ihr zuwinkt, und die alte Sanna ruft mit ihrem dünnen Stimmchen: „Nun siehst Du, da ist die gnädige Frau selber.“ Und es hilft nichts, das schüchterne Ding muß sein graues Packet heran tragen.

Bescheiden legt sie es auf die Ecke ftes Tisches, mit gesenkten Lidern steht sie dabei, die Lippen bewegen sich wohl, als äußerten sie etwas, aber es ist unhörbar.

„Ah, die Toni!“^ sagt Frau Olga und blickt aufmerksam in das Gesicht'des jungen Mädchens. „Wie ich sehe, recht erholt — Sie waren ja wohl fort, und das hat Ihnen gut gethan.“

„Ja, gnädige Frau!“j

„Und pünktlich mit der Arbeit, morgen fertig, Sie wissen doch?“

„Hier ist sie schon!“ kommt es leise zurück.

„Ah, das ist brav. Immer verläßlich — und nun lasse» Sie sehen!“

Die Näherin schlägt die Hülle auseinander, und winzig kleine Hemden kommen zum Vorschein.

wohlthätigkeit. 225

Wie sie eins davon entfaltet, berühren sich ihre und Frau Derffners Finger.

„Gnädige Frau wünschte eine Probe!“

„Freilich, so ließ ich sagen, und sie ist hübsch ausgefallen!“

Die Präsidentin beugt sich auch herüber.

„In der That, — ein Prinz konnte keine schönere Ausstattung bekommen!“ sagt sie beziehungsweise.

„Sie sind geschickt, Toni,“ lobt Frau Olga, „es ist ja förmlich, als hätten Sie das mit Liebe zur Sache gemacht. —“

„Die gnädige Frau sollte zufrieden sein!“

„Das bin ich — und nun bekommen Sie auch das Andere. Wir wollen ihn ein wenig putzen, unfern kleinen Konrad. Wie herzig wird das Bürschchen darin aussehen!“ und sie faßt an die Spitzen, welche den Ausschnitt umgeben, und hält das winzige Kleidungsstück empor.

„In der That, wie ein Kind, das ein Spielzeug bekommen hat,“ denkt die Präsidentin voll Bitterkeit, sich der peinlichen Auseinandersetzungen erinnernd, welche sie jedesmal mit der Schneiderin haben muß, wenn sich die Notwendigkeit einer neuen Anschaffung herausstellt.

Sehr tief beugt sich Toni über den feinen Batist, damit die Damen nicht gewahren, daß ein heißer Tropfen sich verstohlen aus ihrem Auge darauf verirrt hat. —

Die Präsidentin spielt mit ihrem Handschuh und sagt laut: „Ich möchte nur wissen, ob Ihr Findling das moralische Recht auf diese Zierlichkeit und Herrlichkeit besitzt — fast möcht' ich behaupten, daß in seinem ersten Wiegenlied, das ihm gesungen wurde, nicht die Rede davon war.“

Frau Derffner überhört das, sie wendet sich zu Toni.

„Schlagen Sie die Hemdchen ein, Wilhelm foll sie später holen — ah, welch eisige Finger Sie haben, Kind, so ganz fest scheint's doch noch nicht wieder mit der Gesundheit zu sein! Nun, das kommt! — was sagten Sie? daheim möchten Sie noch ferner arbeiten? ist mir auch recht, aber kommen müssen Sie ein Mal und sehen, wie Alles paßt. Schleifen? ja, nehmen Sie Rofa an die Jäckchen — das ist quasi seine Farbe —“

Dann schiebt sie den Arm durch den der Präsidentin, fragt, wo jetzt Herr Johannes zu finden fein wird, und schreitet gemeinsam mit der Freundin hinab in die grüne Dämmerung.

Toni ist neben der Matrone stehen geblieben, ein paar Mal hat sie die Lippen bewegt, ehe ein vernehmlicher Laut herausgekommen ist, dann sagt sie, wie traumverloren: „Hörten Sie — wie ein Prinz!“

„Ja, daß es den Leuten ein Nischen viel scheint, das ist doch ganz begreiflich,“ meint Frau Sanna.

„Gute Nacht!“ mechanisch kommt es heraus, als erinnere sich die Sprecherin unklar, daß dies eine hergebrachte Formel sei — dann geht sie hinaus.

16»

236 «. vely in Verlin.

Frau Sanna faßt wieder nach ihrer Hornbrille und sucht die Stelle, wo sie vorhin unterbrochen ist.

„Der Tag ist wieder hin, und diesen Theil des Lebens, wie Hab' ich ihn vollbracht?“ ihr zahnloser Mund scheint jedes Wort erst zu buchstabiren.

Diesmal hält sich Toni nicht in der grünen Vorhalle auf, die Luft ist auch hier bedrückend eng für sie geworden — aber schnell, wie sie möchte, kann sie nicht von der Stelle. Es ist eine bleierne Schwere plötzlich in ihren Füßen, und die gleichmäßigen, festen Schritte, die bald darauf hinter ihr erklingen, sind die der Frau Präsidentin.

Die hat wirklich sehr wenig Interesse jetzt dafür haben können, welche Pflanzen ihr der wunderliche alte Mann mit hundert Verhaltensmaßregeln übergeben will — ihr Kopf ist eingenommen von dem unerhörten Ereigniß, ihr Herz zieht sich zusammen bei dein Gedanken, daß ihren, Kuno eine Chance entgangen, und sie schilt sich ob ihrer Zurückhaltung, daß sie nicht energisch gehandelt.

Olga Derffner ist eine Phantastin! — sie hätte das nie in dem kühlen, klaren Kopfe diefer Frau gesucht — nun ist da doch ein Winkel gewesen, in dem die Phantasterei lauernd saß und nur der Gelegenheit harrete, sich meisternd hervorzuthun.

Der schreiende Säugling obscurer Herkunft gab also wirklich in der Villa Derffner den Ton an, sie hatte sich selber überzeugt, die kleinen Glieder desselben wurden in spitzenumsäumten Batist gehüllt, und er hatte schon „seine Farbe“. Lächerlich! statt das Kind einer Pflege- und später irgend einer passenden Erziehungsanstalt zu überweisen — und warum dies sentimentale Sträuben gegen jede Nachforschung?

Wenn sie der Scene mit der hübschen Näherin denkt — sogar von der setzt diese unbegreifliche Frau „Liebe zur Sache“ voraus.

Da ist sie ja vor ihr, zierlich und blond, wahrhaftig, sie ist versucht, bei der mehr „gesunden Sinn“ anzunehmen, als bei der reichen Frau.

Ueber die Straße kommt ein Arbeiter auf das langsam dahingehende Mädchen zu — auch ein Blondkopf, dem die Mütze keck auf dein Ohr sitzt. Erst bleibt er stehen, nun geht er neben her — natürlich ein Stelldichein; ein Mal scheint der Bursch hell aufzulachen, dann faßt er nach dem Ann des Mädchens, aber sie weicht aus.

Nun ist sie dem Paare nahe, der junge Arbeiter hat seine Schritte nach denen der Begleiterin geregelt, ganz nahe.

„Quäl' mich nicht, Hans!“ hört sie Toni rufen.

„Hahaha,“ klingt es zurück, „wenn es mir Spaß macht, das zu sagen, so thu' ich's eben. Ohne mich, der Alles hat aussühren müssen, wärt Ihr heute nicht da, wo Ihr seid! Und das bitte ich nicht zu vergessen, und wenn mir der Kamm schwillt, da kennst Du mich. Und wenn der Inspector nicht bald seine Ehicanirerei dran giebt, so könnte sich was ereignen. Ich werde das dem Herrn morgen kurz und bündig zu verstehen geben.“

wohlthätigkeit. 23?

„Hans!“

„Werde ich! Weder Du, noch das alte Weib sollt mich darin hindern; wer im Rohr sitzt, schneidet Pfeifen, und wer eine Peitsche hat, der kann knallen. Hurrah, Trab, Galopp, Jungfer Zimperlich, von der alle Leute meinen, sie wäre so, wie sie aussieht —“

Mit einem Wehlant lehnt sich das Mädchen an die Mauer und streckt den Arm aus.

„Geh', Hans, ich ertrag's nicht länger — oder Du treibst mich —“

sie macht nur eine Bewegung nach dem dunklen Wasserspiegel, der von drüben her schimmert.

Nun stemmt er die Arme in die Teile. „Wenn Du meinst, daß ich das glauben soll? Damit hättest Du früher angefangen, wenn's Dir Ernst gewesen wäre — jetzt brauchst Du's ja nicht mehr!“ Und sein rohes Lachen wiederholend, geht er davon, quer über die Straße hin, wo ein Wirthshauschild winkt.

Frau Derffners Näherin lehnt noch unbeweglich und bleich auf derselben Stelle, als die Präsidentin herantritt.

„Hat Sie der Mensch belästigt?“ fragt sie, halb neugierig, halb theilnehmend.

„Nein!“

„Ist er Ihr Schatz?“

„O nein!“

Sie begnügt sich aber nicht mit dem Lakonismus.

„Wer denn mein Kind!“

„Mein Bruder!“ diesmal klingt sogar Trotz aus der Antwort.

Die Dame bleibt neben dem Mädchen, das seinen Weg fortsetzt.

„Er gleicht Ihnen freilich wenig! — Frau Derffner ist Ihnen gewogen, nicht wahr?“

„So glaube ich,“ kommt es leise zurück.

„Und Sie haben auch eine geschickte Hand — und vielleicht kann ich mich ebenfalls einmal an Sie wenden?“

Toni Baumann giebt keine Antwort, sie sieht zun: Himmel auf, der jetzt von Abendwolken bedeckt ist, und dann gleitet ihr Blick, der etwas Gespensterhaftes bekommen, zurück nach der Frau an ihrer Seite.

„Die Ausstattung wie für einen Prinzen, sagten Sie nicht so, gnädige Frau? Ach, verzeihen Sie, es klang nur so Instig, so lustig —“ und dann wirft sie den Kopf in den Nacken, ein verhaltenes Schluchzen dringt aus ihrer Brust, und wie von einer unsichtbaren Gewalt verscheucht, eilt sie davon.

Frau von Bürner blickt ihr nach. Was bedeutet denn das wieder?

sind alle Menschen, denen sie heute begegnet, denn so wunderbar?

Und sich an Olgas abweisendes Gesicht erinnernd, sagt sie halblaut:

„IH rkolißrolis est iursräiw — nun, ich sehe nicht ein, warum ich zu

meinem Privatvergnügen nicht ein wenig recherchieren soll!“

228 E. vely in Veilin.

Sommerschwüle! Frau von Börner hat sie nie so drückend empfunden, als an diesem Juliabend, an welchem sie dein letzten Vorstadthause zugeht. „Wohin reisen Sie?“ das ist ja Wintergespräch, und sie hat solch' indiscreten Fragen immer mit dem sanftesten Lächeln Stand gehalten: „O, wir haben so viele Pläne — Irene möchte dahin, Franziska nach dort, Jenny wieder an einen dritten Ort — bedenken Sie doch, die Wünsche dreier Töchter erfüllen zu sollen!“

Und wie die Reisezeit kommt, sendet sie jene und bleibt mit Kuno daheim, „sich auszuruhen“ — ihr Leben ist nur noch Entsagung, aber sie muß sie mit Würde cachiren.

Wann ließe sich besser all' den Schaden der Haushaltung aufhelfen, als in dieser Zeit, wo Niemand kommt und sie unbeachtet unter den Stößen von Wäsche sitzen kann, und so hat sie sich der hübschen Näherin erinnert.

Als sie den Hausflur überschritten, hört sie lebhaft Stimmen aus dem Nebenraum, und sie muß erst zweimal pochen, eh' ihr ein Herein wird. Dann schlägt ihr eine bedrückende Luft entgegen, und vier erstaunte Augen sehen sie an, als sie zögernd auf der Schwelle bleibt — die sanften Tonis sind aber nicht darunter.

„Ah, die Frau Präsidentin, das ist aber eine Ehre!“ ruft dann eine rauhe Frauenstimme, und eine rundliche Person kommt tnirend auf sie zu.

„Sie kennen mich?“ giebt die Andere zurück.

„Na, wie soll ich nich? Und das ist wirklich 'ne Ehre!“

Langsam und seine Glieder reckend, erhebt sich in der Ecke die Gestalt eines jungen Mannes.

„Daß die Dir aber nicht gilt. Alte, das weißt Du doch wohl!“ und dann setzt er hinzu: „Die Toni ist ja nicht zu Hause.“

Frau von Nörner erkennt den Begleiter der jungen Näherin wieder — „Ah — das ist schade!“ und sie macht eine Bewegung, als wolle sie das Zimmer wieder verlassen. Die dicke Frau mit dem rothen, grinsenden Antlitz kommt jedoch dieser Absicht zuvor, indem sie rasch einen Stuhl herbei schiebt.

„Sie muß aber gleich kommen, die Toni, meine Tochter, gleich! Und wenn die Frau Präsidentin doch nur Platz nehmen will. Ja, sie kann nicht weit sein, gewiß nicht.“

Die Dame, welche in allen Dingen die Gründlichkeit liebt, erforscht auch gern Interieurs solcher Leute, und da sie nun einmal den Weg gemacht, läßt sie sich nieder — die Frau hat zuerst mit der blauen Schürze über den Sitz gewischt, von dem sie die Katze gejagt.

Der junge Mensch lehnt sich an den Tisch und fragt von dort herüber: „Woher weißt Du denn das? Die Toni pflegt doch nicht zu sagen, wohin sie geht und wann sie wieder kommt. Jetzt nun schon erst gar nicht!“ Ihm ist augenscheinlich die Anwesenheit der Präsidentin sehr unbehaglich.

wohlthätigkeit. 239

„Ja doch, ja doch,“ wehrt die Wittwe Baumann mit einer Handbewegung seine Einmischung ab, „sie wird schon kommen, das weiß ich. Und, Frau Präsidentin, jedes Huhn lobt sein Ei, aber wenn ich sage, die Toni, meine Tochter, ist ein ordentliches Mädchen, so kann ich das!“

„Ich weiß, ich sah sie bei Frau Derffner!“

„Ach da, ja, bei der Frau Commerzienrätthin, freilich, da ist sie gut angeschrieben. Hat viel Arbeit —“ sie macht eine Handbewegung nach Tonis Nähtisch, wo ein weißverhüllter Korb steht.

„Das ist ihr nun recht viel werth, aber sie nimmt auch noch andere Kunden, gewiß, wie sollte sie denn zum Beispiel nicht gerne auch für die Frau Präsidentin arbeiten?“«

Während die Mutter so schwatzt und zudringlich nah' heranrückt, ruhen die Blicke der Dame auf der Gestalt des jungen Mannes, der zu all dem Wortschwall ein höhnisches Lächeln hat.

„Was sind Sie? — ich meine, was ist Ihre Beschäftigung?“ fragt sie unvermittelt.

„Bis jetzt Fabrikarbeiter, natürlich beim Herrn Derffner — aber,“ er lacht kurz, „wohl die längste Zeit gewesen.“

Seine Unzufriedenheit klingt aus dem Tone.

„Ah —“ der Mann ist gewiß ein Socialist, aber es ist sehr interessant, auch solch Einen ein Mal kennen zu lernen. „Ich denke, man ist gem bei dem Commerzienrath —“

„Maulschwätzer und Knechtsseelen freilich,“ ruft Hans Baumann, „gerade Menschen und die, welche wissen, was sich auch für einen Arbeiter gehört, was er fordern kann, weil es sein Recht ist, die nicht — Madame! Jeder Spatz singt und schwatzt, wie er will, bei dem Herrn aber soll's nach Noten sein und im Tact gehen, und das ist nicht Jedermanns Sache.“

«So!“

„Und wenn „er“ auch noch gar nicht schlimm ist, so sind seine Leute da, und da giebt's nun einen Inspector, auf den höre ich nicht mehr, und so wird wohl der Krach losgehen!“ sagt der Arbeiter und ballt die Faust auf der Tischkante, auf der er halb sitzt.

„Hans, es wäre dumm, geradezu dumm!“ ruft die Mutter herüber.

„Hahaha ^ als ob das Weibervolk so 'was ^verstünde!“ giebt er zur Antwort und schlenkert die Füße hin und her.

„Toni sagt es auch!“

„Toni — die Prinzessin-Mutter!“ lacht er auf.

„Junge!“ nun macht die Alte eine Faust. Die Präsidentin fühlt, daß der Aufenthalt hier immer weniger standesgemäß wird; sie steht auf, geht nach Tonis Platz und öffnet das Fenster, dann beugt sie sich über den Inhalt des Korbes.

„Auch wohl für die Villa?“

2H0 E, vely in Verlin.

„Freilich, da tonnen sie nicht genug anschaffen, die Toni und die Frau," meint die Wittwe Naumann dummdreist.

„So!" Frau von Nörners Blick gleitet nach dem Arbeiter hin —

Prinzessin hat er seine Schwester bezeichnet. Was war's nur, was ihr neulich bei der Begegnung mit dem Mädchen aufgefallen war? ein ähnlicher Ausdruck doch wohl?"

„Wer tüchtig arbeiten kann, kommt durch die Welt!" sagt sie, sich zu Hans wendend.

„Freilich — und da braucht man gar kein Weibergethu und Geklatsch, wie hier im Hause! — Wenn ich aber vor den Fabrikanten hintreten und mein Recht verlangen will, halten sie mich Beide am Rockärmel. Und Donnerwetter — ich brauche keine Rücksicht zu nehmen, das ist höchstens er — hahaha, kein Anderer, als wie er. Und wenn mir die Lust kommt, sage ich ihm das in's Gesicht, heute oder morgen, g'rad' so, wie's mir paßt."

„Hans!"

Heiser klingt der Ton der Frau, und ihr Gesicht röthet sich stärker.

„Hans — Tu hast getrunken."

„Meinst wohl, weil Du 'mal nüchtern bist, muß ich über den Strang geschlagen haben? —" höhnt er, die Familiengeheimnisse ungenirt preisgebend.

Die Wittwe Naumann sinkt auf einen Stuhl und hält die Schürze vor die Augen. „So sind die Kinder, Frau Präsidentin, um die man sich die Seele aus dem Leibe gesorgt hat — so sind sie: An der Toni erlebt man das und an dein Jungen dies, und Respect haben sie Neide nicht und blamiren die Familie noch."

Und nun sieht sie in dem Räume umher, als schauten unsichtbare Ahnen von den Wänden, genau so wie etwa die ehemalige Gräfin Vetzberg ihre Nlicke zu den Wänden des Ahnensaals daheim erhoben haben würde.

„Ihre Toni —" langsam fallen die zwei Worte von den Lippen der plötzlich aufmerksamer gewordenen Präsidentin.

„Nun ja —" tappende Fingerbewegungen. „Die konnte eine Heirath machen, eine gute, einen ordentlichen Menschen, und da ist sie so dumm und sagt Nein!"

„Wenn sie den Mann 'nicht mochte?" wirft Frau von Nörner ein.

„Oh, das thllt sie schon — darauf versteh' ich mich, aber ihr Eigensinn — ach, j sehen Sie, Frau Präsidentin," fährt die Naumann mit unverfchämter Vertraulichkeit fort, „Konrad Tierke heißt er und ist der beste Arbeiter und ein ordentlicher Mensch — und sagt Nein, rund weg — und der kann überall anklopfen — und hinterher wollte sie sich die Augen ausweinen."

„So — das ist ja wunderbar!"

Sie schüttelt die Katze ab, welche die gleiche Vertraulichkeit gegen sie zeigt, wie die Herrin.

wohlthätigkeit. 2H;

Es läßt sich Manches nicht erzählen, Frau Präsidentin," fährt Jene fort, und man sieht ihr die Unlust an, daß sie nicht über das reden darf, was ihr auf der Zunge schwebt, „selbst der freundlichsten Dame nicht, weil man nicht darf —"

„Alte!" klingt es mahnend durch den Raum.

„Nun ja, ich sage doch nichts! Aber sehen Sie," sie steht auf und trippelt ganz nah heran und tippt auf den Arm der Präsidentin, „Mädels sind dumm — die Toni konnte es ganz anders haben — so oder so, wenn sie nur gewollt hätte. Aber nichts, nichts — nicht den geringsten Vortheil nimmt sie wahr! So dumm, so dumm!"

„Alte!"

„Brauchst mich nicht zu Hofmeistern," zürnt jetzt die dicke Frau, „ich bin doch kein Kind, ich bin doch Eure Mutter — und wenn die Toni gewollt hätte, säße ich auf den Polsterstühlen, und der Braten dampfte in der Pfanne. — Aber, es ist noch nicht aller Tage Abend!"

Ter Bursche pfeift ein paar Tacte, steckt die Hände in die Hosentaschen und blickt aus dem Fenster.

Nun ist es der Präsidentin aber genug.

„Ihre Tochter scheint nicht zu kommen — vielleicht spricht sie eiumal bei mir vor."

„Ich habe es gleich gesagt," brummt Hans, der lange schon des Besuches müde ist, vor dem er sich einen ungewohnten Zwang angethan hat. Die Wittve macht noch einige Knire und giebt das Geleit bis zur Hausthür. Wunderlich, denkt die Präsidentin, als sie langsam ihren Heimweg antritt, wie kam das Mädchen zu den guten, bescheidenen Manieren in der Gesellschaft dieser Beiden? Und was hat sie von den dunklen Andeutungen von Mitter und Sohn zu halten? steckt etwas dahinter, oder klingt es in der ungeschickten Ausdrucksweise nur so?

Und dann fällt ihr ein, noch in der Villa Terffner vorzusprechen — die Einwohner derselben verlassen sie in diesem Sommer nicht, Frau Olga geht ganz in ihren neuen Pflichten auf, und Herr Fritz Derffner sinnt und plant neue Verbesserungen und Erfindungen.

Sie hört, als ihr! von den« Diener geöffnet worden, daß soeben ein auswärtiger Besuch bei der Commerzienrätthin weilte, verbietet ihre Anmeldung und steigt empor nach der Gallerte. Sie hat plötzlich Lust bekommen, den kleinen Findling einmal ohne Assistenz der Hausfrau zu besichtigen, scharfäugig, nicht behindert und befangen gemacht durch die liebevoll entzückten Ausrufe Olgas. Leise drückt sie auf den Griff der Vorzimmerthür, hier ist Niemand, aber das Nebengemach ist offen, und von dorthier klingen Stimmen. Eine weiche, kosende und das Krähen und Lallen eines Kindes.

Die Amme natürlich! Ist die Person auch schon dem allgemeinen Parorysmus verfallen und von blinder Liebe und Bewunderung für den Einschnelling ergriffen? Die bezahlte Person?

2H2 tz. vely in Veilin,

Da wirft ihr der Spiegel aber ein anderes Bild herüber, nicht die breitschultrige westfälische Amme kniet vor der Lagerstatt des Kleinen, eine schmächttige Gestalt ist's, die, sich über das Kind neigend, es mit dem einen Arme hält, während sich der blonde Scheitel dem zausenden Fingeichen darbietet — Toni Naumann.

'„So — so, mein Liebling, mein Herz — nur zu! O, wenn Du wüßtest, wie das thut — so, nur so, Konrad, mein süßer, kleiner Konrad,“ klingt es in abgebrochenen Sätzen von dem Nettchen her, und es ist, als schüttle ein Fieberschauer nach dem anderen den schlanken Körper, „o, so Dich einmal herzen zu dürfen, wie lang' Hab' ich darnach geschmachtet —“ Ein erstickter Laut, ein Neigen auf das Kissen, dann wieder ein erschrecktes Emporschnellen. „Nein, nein, ich darf und will nicht weinen! Du lachst ja, mein Liebling, Tu lachst, Konrad, weil Du es hast wie ein Prinz, wie ein richtiger Prinz — ja, lach nur, lach nur!“

Kopfschüttelnd sieht Frau von Börner dieser Scene zu, die Laute schlagen an ihr Ohr, aber noch müht sie sich vergebens, einen Sinn hinein zu legen. Wird denn Alles im Ort verrückt über dieses Findelkind?

Sie sieht noch einige Secunden dein Getändel zu, dann tritt sie geräuschvoll über die Schwelle, und in demselben Augenblick schnellt die Knieende empor und steht nun erst blutübergossen, dann erblassend neben dem Kinderbett.

„Ah — ich war —“

„Toni Baumann, Sie sind's — und warum denn nur so erschrocken?

Es ist ja kein Unrecht —“ sie weiß selber kaum, weshalb sie gerade das spricht.

„Nein — kein Unrecht, ach Gott, nein!“ stammelt die Näherin und hält sich an dein vergoldeten Bügel, der die rosa unterfütterten Epitzenvorhänge des Nettchens trägt.

„Also -“

„Die Amme ging hinunter und bat mich, und der Kleine ist so reizend“ — sie hat die Hände über dem Herzen gefaltet. „Ich — ich mußte ihn küssen!“

„Freilich — so reizend!“ spricht Frau von Börner trocken nach.

„Bitte — wenn Sie es nicht sagen wollten, Frau Präsidentin,“ stammeln die blassen Lippen — „Frau Derffner dürfte es am Ende nicht gern sehen —“

„O — darum? weshalb nicht?“ Die vornehme Frau sieht kritischen Blickes auf das kleine Wesen mit der lallenden Stimme und den in die Luft greifenden Händchen hinab — sie kann absolut nicht finden, daß es irgendwie hübscher ist, als das gewöhnlichste Kind einer gesunden Familie besseren oder niederen Standes. — Wie kommt denn nun Toni Baumann zu diesem Ausbruch des Entzückens?

„Sie haben wohl Kinder ganz besonders gern?“ forscht sie.

„Nun — ja — ach,“ eine schwankende Bewegung, die Präsidentin stützt sie und leitet sie nach dem Eopha.

wohlthätigkeit. 2³

„Sie sind, wie ich sehe, doch recht nervös — Sie waren ja krank und fort, ich erinnere mich," spricht sie gütig zu ihr — dann aber denkt sie auch an die Scene im letzten Hause der Wielandstraße.

Oh -

Sie combinirt, sie trug nicht umsonst den Namen „die kluge Vetzberg" — sind denn Alle hier dumm und blind, und nur sie sehend?

Die beziehungsvollen Worte der Näherin an das Kind „wie ein Prinz" — der Hohn des Burschen, die dunklen Andeutungen der Mutter —

„Gehen Sie hinunter, Kind, lassen Sie sich ein Glas Wasser geben — ich bleibe an Ihrer Stelle, bis Sie die Amme geschickt haben!"

Ohne einen Blick zurückzuwerfen, wankt Toni hinaus.

„Es ist wahr — oder ich war nie die kluge Elotilde — aber wer ist der Vater?" flüstert die Präsidentin.

Die blühende Wärterin kommt, die Dame nickt ihr zerstreut zu und geht hinaus; bei Frau Olga ist noch immer Besuch.

„Nein, nicht stören," sagt sie ablehnend, sie muß jetzt allein sein — Stolz aufgerichtet, wie man sie gehen zu sehen gewöhnt, schreitet sie dahin. Niemand ahnt, welch' bunte, widerstreitende, ja, ab und an rachsüchtige Gedanken hinter ihrer glatten Stirn auf- und niederwogen — O, kluge, kühle, wohlthätige Frau Olga, nun bist Du abgefeimten, kühnen Spielern in's Netz gegangen, die erste, beste kleine Arbeiterstochter hat Dich zum Werkzeug benützt — Wie schlaue und wie einfach zugleich! Toni Baumann kannte freilich das warme Nestchen, den milden Sinn, die Hausgelegenheit! Ach, nur erst die Fäden alle in ihrer Hand, dann kann sie manövriren, wie sie will — und die Situation für sich ausnützen —

Olga Derffner durchschreitet das Speisezimmer, um auf die vor demselben liegende Loggia zu treten, als sie aus dem anstoßenden Arbeitsgemach ihres Gatten hastig auf einander einredende Stimmen vernimmt.

Um diese Zeit, nach dem Essen, pflegt ihr Mann doch sonst Niemanden zu sehen? Es ist ein stilles Mahl gewesen, bei dem: sie sich heute gegenüber gesessen haben, und sie fühlt die Verantwortung dafür auf sich ruhen, sie ist wortkarg und gedankenvoll gewesen. Allerhand kleine spitzsindige Bemerkungen der Präsidentin, welche am Vormittag flüchtig bei ihr gewefen, hatten sie getroffen. Sonst war sie gegen dieselben gefeit - ^ heute fühlte sie sich wehrlos, als Frau von Börner sich in allerlei Vermuthungen über die Herkunft des kleinen Konrad erging und schließlich mit einem bezeichnenden Blicke hinzufügte: „Ich habe nur die eine Befürchtung, meine Liebe, daß über kurz oder lang die höchst romantische Findexgeschichte sich auf eine ganz prosaische Weise aufklären wird — und dann follte es mir aufrichtig leid thun, ständen Sie und der Commerzienrath als die, gelinde ausgedrückt, Gefoppten ^ da mit Ihrer Wohlthätigkeit!"

2^4 < k. vely in Veilin.

Olga hat innner wieder das feine Lächeln um die Mundwinkel gesehen und den spöttischen Klang im Ohre —

„Wie kommen Sie hierher?“ braust der Eommerzienrath im Nebenzimmer auf.

„Auf den: Bureau haben sie mich nicht zu Ihnen gelassen, sie muhten wohl, warum — da habe ich eben selber mein Heil versucht!“ ist die Antwort.

„Und wenn ich Sie nicht anhören will — hier auch nicht?“ grollt Fritz Terffner.

„Oh — das weiden der Herr Eommerzienrath nun doch wohl!“ kommt es zurück.

Eine kleine Pause, dann hört Olga, wie ihr Mann auf den Anderen zu tritt.

„Der Inspektor hat sich oft genug beklagt, ich mische mich nicht in Einzelheiten, das, was er thut, ist seine Amtsbefugniß!“

„Auch, daß er mich diesen Morgen einfach von der Arbeit gejagt hat — mich?“

Ein langer Athemzug klingt durch den Raum.

„Euch so gut, wie jeden Andern!“

„Ah - s°!“

„Waldner hat lange Nachsicht mit Euch gehabt, Naumann, die Leute haben sich schon darüber beschwert. Wenn Ihr aber zum offenen Widerstände übergegangen seid — da blieb ihm nichts übrig.“

„So - so!“

Eine Pause.

„Das ist Alles, was Sie dazu sagen können, Herr Commerzienrath?“ fragt dann der Arbeiter wieder, diesmal sogar unterwürfig.

„Alles!“

„Und darum steh' ich hier vor Ihnen? Und damit soll ich aus Ihrem Hause geheu?“

„Ihr wißt so gut, wie Eure College«, daß in mein Haus Fabrikgeschäfte überhaupt nicht getragen werden sollen, Ihr habt Euch hiermit auch eine Überschreitung der Vorschriften zu Schulden kommen lassen!“ sagt die gewaltsam sich zur Ruhe zwingende Stimme des Fabrikherrn.

„Hab' ich — ich, ich?“ fast drohend kommt das heraus. „Oho, darauf könnte ich denn doch anders antworten.“

„Was ich verbiete!“ grollt Derffner.

Nnn erfolgt ein cynisches Lachen, vor dem Olga erbebt, wie ein Gewittergrollen ist's, das Blitz und Einschlag bringt.

„Sie — mir? hahaha — Sie — mir? — Sie vergessen wohl, daß ich in diesem Hause gut Bescheid weiß, daß es nicht das erste Mal ist, daß ich es betrete — der Baumann, den Sie ebrlos und lächerlich gemacht baben vor allen Kameraden! Ja, Sie, Sie — denn wer steckt

wohlthätigkeit. 2H5

himer dem Inspector? Doch nur Sie, der mich weg haben will aus der Gegend. Ja, so dumm ist der Haus Naumann nicht, daß er nicht dem klugen Herrn Commerzienrath seine Gedanken durchschauen sollte. Und weil es Ihnen höchst unbequem gewesen ist, daß ich es ausschlug, für die Lumpensumme, die Sie boten, mit den beiden Frauenzimmern auf und davon zu gehen — sehen Sie, da «ersuchen Sie es nun so — aber der Fuchs ist doch noch schlauer, als der Jäger und geht nicht in die Falle — absolut nicht!"

Was das für eine Sprache ist — sie weiß, ihr Mann ist früher jähzornig gewefen, durch grenzenlose Selbstbeherrschung hat er's dahin gebracht, gelassen zu bleiben. Sie bewundert ihn jetzt, wie immer. An ihrem Kleide hinabstreichend, geht sie der Thür ein wenig näher. Sie lächelt, als ihr einfällt, daß sie dies rothblaue Gewand angelegt hat, damit die Augen des kleinen Konrad nicht immer dunkle Farben an ihr wahrnehmen. Und dann hat sie die Präsidentin ausgelacht und behauptet, solch' junge Geschöpfe sahen überhaupt dergleichen noch nicht.

„Unverschämter!"

Ter Arbeiter erhebt seine Stimme lanter:

„Oho — das ist leicht gesagt, damit thun Sie mich aber nicht ab. Beklagen wollen Sie sich, daß ich hierher komme? ei, es ist Ihnen ja damals recht gewesen, daß ich bei Nacht und Nebel gekommen bin! hahaha! Ein Bischen verspeculirt haben Sie sich denn doch aber! Erst sollte ich Ihnen zu Willen sein, und dann, dachten Sie, würde das baare Geld mich so blenden, daß ich nun Alle Ihnen aus den, Wege schaffte. — War' ja auch ganz bequem gewefen! Aber Sie kannten den Hans denn doch nicht! Solch' 'ne Summe ist leicht verausgabt, und sind die goldenen Vögel einmal aus den Taschen, hurr di burr, dann blick' ihnen nach. So wollt' ich was anders — immer Kleingeld von Ihnen haben, Herr Commerzienrath, so oft ich's ^brauchte. Sehen Sie, das mußte doch mal zur Sprache kommen, nnd so ist's ganz gut. Wir wissen nun, wie wir Neiden mit einander dran sind." Ist es die Stuhllehne, die unter den kräftigen Händen Derffners kracht, wie er sich daran hält?

„Ihr irrt Euch, wir haben nichts miteinander zu thun!" ist seine gelassene Erwiderung.

„Nicht?"

„Nicht hier und nicht in der Fabrik!"

„Das sollte Ihr Ernst sein?" schreit Jener.

„Mein unabänderlicher!" sagt der Fabrikant.

„Sie glauben," es kommt keuchend aus der Brust des Burschen,

„Sie schulden es mir nicht, daß Sie mich vor Allen wieder einstellen?

Nun aber, dann verlange ich es!"

Vielleicht hat ihm nur ein Achselzucken geantwortet, denn die Wuth Baumanns wird größer.

2H6 <k. vely in Verlin, —

„Ich verlang' es — oder — ich spreche!"

„Die Drohung fürchte ich nicht, sie wäre gegen Sie selber gerichtet," sagt Derssner gelassen.

„Bah, darum! Und meinen Sie, ich kümmere mich um das Geplärr des albernen Mädchens, wenn es blmnirt wird, oder um das Gekeif des alten Weibes? nicht 'ne Spur! Und wenn die Beiden nicht so dumm gewesen wären, dann säßen Sie ganz anders dran, mein Herr Commerzienrath!"

„Elender!"

„Ach, lassen Sie das doch, das gleitet an mir ab, wie der Regen von 'nem Blechdach. Soll ich mit Ehren wieder in die Fabrik?"

„Nein!" es klingt unbeugsam.

„Nun denn, so will ich mal der Frau Commerzienräthin ein Wort sagen —"

Olga ist lange schon aus dem Speisezimmer hervor unter die Portiere getreten — Ton und Worte des Menschen klingen ihr so bedrohlich dem Gatten gegenüber, daß sie ihm näher sein will. Aber Beide haben ihre Anwesenheit nicht bemerkt.

Wie im höchsten Zorn und zum Niederschmettern bereit, hebt sich jetzt die geballte Rechte Derffners, als von Hans Baumanns Lippen der Ausruf gefallen, aber nun tönt, ihn wie Jenen zurückschreckend, die ruhige Frage herüber:

„Was haben Sie mir zu sagen?"

Die schlanke Frauengestalt tritt langsam näher und wiederholt die Worte.

„Olga, um Himmelswillen," ruft der Fabrikant erschreckt und hebt beschwörend die Hände, und wie er den entschlossenen Zug sieht, den er nur zu gut kennt, taumelt er zurück.

„Ah!" mit einem Grinsen stößt der Arbeiter das Wort heraus, und seine funkelnden Blicke gleiten wie die eines beutelustigen Raubthiers von der Frau zum Manne — seine Stunde ist gekommen.

„Da brauche ich ja nicht erst nach der Frau Commerzienräthin zu suchen!" sagt er unterwürfig.

„Was wollen Sie?"

Noch eine Anstrengung Derffners.

„Laß uns allein, Olga, ich werde mit dem Menschen bald fertig sein!"

Aber sie schüttelt den Kopf. „Reden Sie! Sie bedrohten meinen Mann! ich habe Alles nebenan gehört," sagt sie gebieterisch. Der Commerzienrath sinkt in seinen Lederstuhl, Hans lacht.

„Na, wenn Sie es schon gehört haben — der Herr Commerzienrath läßt sich vergebens bitten," es zuckt über sein verschmitztes Gesicht hin, als bietet sich ihm eine neue Chance, die er nicht unbenutzt lassen will, „mich wieder in Arbeit zu stellen. Ich bin es aber nicht allein, der sich über

wohlthätigkeit. 2H?

den Inspector beklagt, — der müßte an meiner Stelle fort! — Die Frau Commerzienrathin hat nun wohl ein gutes Wort für mich bei dem Herrn Gemahl. Der Inspector hat Alles übertrieben, das ist nur ein Schein-
helliger. Wenn die Frau Commerzienrathin also wollte? ich bin nämlich der Toni Naumann ihr Bruder, die kennen Sie ja, und der Herr Commerzien-
rath kennt sie auch. — Und ein ordentliches Mädchen ist sie, und die kann
immer nicht genug loben, wie gut die gnädige Frau ist.

So 'n freundliches Wort hat schon manchmal geholfen," sein Blick
sucht den Hausherrn, und dann macht er einen Kratzfuß vor der Hausfrau
und guckt erwartungsvoll herüber.

„Da täuschen Sie sich — ich mische mich nicht in die Geschäfte
meines Mannes, und wie er entschieden hat, wird es recht sein!" erwidert
Olga kühl und tritt auf ihren Gatten zu.

„War das Alles, was Sie mir fagen wollten?" fragt sie dann. Sie
bringt es nicht mit dem drohenden Ton gegen Terffner in Einklang.
Hochroth wird der Arbeiter im Gesicht, und die Zornader schwillt ihm
auf der Stirn.

„So — recht — meinen Sie — thut der Herr Gemahl?" ruft er
hohnisch und kommt dicht heran und mißt sein zusammengesunkenes Opfer.

„Fragen Sie ihn doch auch nur, den gerechten Mann, wie er es verstanden
hat, Ihnen seinen Bastard in die Hände zu spielen? ob Sie ihn dann
auch wohl noch für gerecht halten?"

„Menfch —" sie athmet kaum, sie starrt von Jenem auf ihren Mann,
„Sie sind ein Wahnsinniger," stößt sie dann hervor und schüttelt den stolzen
Kopf, „oder — ein Verbrecher!"

„Olga!" sie hört den Schmerzenslaut nicht neben sich, sie streckt ge-
bieterisch die Rechte aus.

„Verlassen Sie sofort das Zimmer!"

„Noch einen Augenblick," fällt der Burfche ein, „ich habe noch nicht
Alles vorgebracht, es läßt sich aber schnell erzählen, und später kann ja
der Herr Commerzienrath nachhelfen, wenn Sie ihn fragen, wie es ihm
und der alten, dummen Kupplerin gelungen ist, ihm die Toni in die Hände
zu liefern! Und wie er dann später die Weibslleute beschwätzt hat, weil
Sie ein Kind annehmen wollten — na ja, ich habe mich auch dazu her-
gegeben und es herbei geschafft. Was thut man nicht, wenn man so'm
weinenden Ding die Schande ersparen kann und dann auch für's Geld.
Und obendrein kriegte der Junge es hier so gut, besser, als wie bei uns;
und ich habe immer schon innerlich lachen müssen, wenn ich mir vorstellte,
wie denn doch mal voraussichtlich mal mein Neffe Herr über den ganzen
Schwamm wird. Und da hätte ich aus der Gegend gehn foll'n? Na, da
müßten Sie denn an einen Dümmeren gekommen sein!"

Er schnippt mit dem Daumen durch die Luft.

2H8 «. vely in Verlin.

„Mit den: Gelde hat er es ja gehalten, aber das fliegt doch nur so durch die Finger, und weg wallte ich nicht, darum hat er's so angefangen — und nun wissen Sie Alles.“

Es jbleibt still in dem Raum, nur das Ticken der Uhr ist hörbar.

Er geht bis nach der Thür und blickt von dort her unsicher auf die beiden regungslosen Menschen.

Schon hält er die Klinke in der Hand, es ist ihm fast unheimlich jetzt, und er dämpft unwillkürlich seine Stimme, indem er hinzusetzt:

„Der Toni dürfen Sie es am wenigsten nachtragen, die war dumm und unerfahren —“ ^

Wieder keine Antwort, keine Bewegung, es ist ein so ganz anderer Effect, als wie ihn Hans Naumann erwartet hat, und nun hält er es am gernthensten, lautlos zu verschwinden.

„Fritz!“

Nur ein Stöhnen antwortet Olga, als sie endlich mit blutlosen Lippen das eine Wort hervorgebracht hat. Sie faßt nach dem Herzen, ja, das schlägt noch, ihre Finger gleiten nach den Schläfen, darin vulsirt's — es ist Leben in ihr, sie ist nicht erstarrt, wenn auch in ihr selber etwas erstarb —

„Es ist also wahr!“ sagt sie und tritt von dem Manne zurück und sieht auf fein gesenktes, ergrautes Haupt — „wahr — Tu hast mir das gethan. —“

Nicht ini Ton des Vorwurfs, in dem eines unsäglichen Schmerzes ist das gesagt.

„Erst die Untreue — und dann die Komödie! Ich weih nicht, was härter ist — schlaflose Nächte hatte ich für das Kind Deiner Geliebten, und wenn ich mich freute — oh, mein Gott — fo war's über das Wefen, das Deinen, Verrathe sein Dasein dankt —“

Er preßt die Hände zusammen, die er nicht nach ihr auszustrecken wagt. „Wenn — Du wüßtest, was ich gelitten!“

„Du?!“

Er spricht dumpf vor sich hin.

„Es soll kein Versuch sein, mich zu reinigen, zu entschuldigen — Du kannst mich nicht verstehen, sollst es nicht — Ich bin kein besserer Mann gewesen, wie wir Alle sind, schwach in der Versuchung — miserabel schwach — und elend in der Reue. Laß mich weiter nichts sagen,“ stammelt er.

„Nein, es wäre nutzlos!“ giebt sie zurück, und ein ungewohnter Zug von Härte kommt in ihr Gesicht. Ihr Ideal liegt am Boden, ihr Mann, auf den sie mit Stolz geblickt — der hat ihr das gethan! Wie beglückt hat sie sich gefühlt — nun ist sie eingerückt in die Reihe duldender, schweigender Franen, nachdem sie eine unwissend Betrogene gewesen.

„Olga, Du wirst nie vergeben/ ich kenne Dich,“ sagt Derffner, „und ich habe das gefühlt, und darum war ich so unsäglich elend all' die Zeit.“

wohlthätigkeit. 2^9

Immer bereit. Dir zu gestehen — und dann in der Furcht, Deine Liebe zu verlieren. Wenn Du unglücklich bist — ich bin es mehr."

„Was hilft das?" entgegnet sie hart.

„Ich weiß nichts!" Und dann kommt es bang nach: „Wirst Du von mir gehen?"

„Wozu? Dich auch noch nach außen zu blamiren? Nein!"

„Ich danke Dir!"

Er starrt auf das Muster des Teppichs, als müsse er all' die verschlungenen Fäden zählen und entwirren.

Dann hebt sich seine Brust unter einem wilden Athemzuge. „Olga, ich habe außer Dir nur einmal ein Wesen gern gehabt, es war in meiner frühesten Jugend, als ich noch ein armer Schlosserlehrling war; sie aber wollte nichts von mir wissen, die blonde Liese, und ein Förster stürzte sie in's Unglück, und sie starb. Der Schatten dieses Mädchens, das nie mehr für mich hatte, als kühle Freundschaft, ist aber mit mir durch's Leben gegangen — und in einsamen und wunderlichen Stunden und in geräuschvollen und glücklichen hat er auftauchen tonnen. Dann sah ich den welligen Scheitel wieder und die braunen Augen, und wie eine Sehnsucht nach der verlorenen Jugendzeit kam's über mich, und lockend schien mich die blonde Liese zurückzurufen in das verlorene Paradies.

Und eines Abends, als sich in der Fabrik das Gerücht verbreitet hatte, der tolle Hans sei gestürzt und den Seinigen schwer verletzt heimgebracht, ging ich in das Naumann'sche Haus. Es war nur ein Schmiß, den der Betrunkene erhalten und der ihn betäubt hatte, aber neben seinem Nett stand die Schwester — für mich die blonde Liese. Als ich am folgenden Abend wieder vorsprach, da saß sie wie die Liese in vergangener Zeit über die Arbeit geneigt, der Wind heulte um's Haus, und die gepreßte Luft im Zimmer wehte mich an, wie damals — Aermlichkeit liegt drin. — Sieh Olga, es war wie ein Zauber, dem ich alter Thor erlag. Das Mädchen weinte einmal, als ich wiederkehrte — und weinen hatte ich die blonde Liefе ja auch gesehen — und ich tröstete auch hier mit mildem Wort. Die braunen Ar«M sahen mich so dankbar an, das junge Geschöpf hatte wenig Freundlichkeit im Leben gekannt, und es schmeichelte ihm wohl auch, daß ich mich herbei ließ, mit ihr zu scherzen und zu plaudern —

Olga, hier ist meine Beichte, nichts verschönt, nichts verschwiegen!"

Monoton hat er erzählt, jetzt schweigt er.

„Ja!" sagt sie, weiter nichts, und blickt ihn nicht an. Was soll sie auch erwidern? Es giebt kein darauf passendes Wort, sie hat auch keine Thräne, sie wundert sich nur, daß noch Leben in ihr ist, daß das Herz nicht gebrochen, das diesem Manne vertraut. Und nun kommt ihr die Erinnerung an seine eigene Eharakterisirung: „Du bist wie sie Alle — und ich erlebe nur das, was wir Alle erleben."

Ein Geräusch über ihnen; nein, nur jetzt nicht diese >Understü!me ver-

N°ld und e>1d. l>XX. 2»9. 17

250 E. vely in Verlin.

nehmen, jetzt nicht, „Luft!“ sie eilt durch das Nebenzimmer, nein, nicht auf die Loggia, wo sie gestern heiter plaudernd mit ihm gesessen und das Kind in tändelndem Spiel auf sein Knie gelegt — auf Umwegen in den Garten. Aber, wie sie dem Gärtnerhause nah' ist, schaudert sie zusammen, nur Philemon und Vaucis heul' nicht sehen! Und dann lacht sie schrill — bah, zu einer Kategorie wird ja auch die greise Frau Sann« gehört haben, zu den Duldenden oder Nichtsahnenden.

Auf und nieder in den Gängen; wenn der alte Herr Johannes fähe, wie sie unachtsam hier in die Zweige saht, dort mechanisch Blüthen knickt. — Ihre Liebe verloren zu haben, beklagt der Mann dort drin nicht, ihm bangt, daß sie der Welt ein Schauspiel geben könnte. So verständige Leute sich trennen?

„Wozu!“ hat sie eisig gefragt und in eine endlose Perspective gesehen, in der sie so gleichgiltig neben einander hergehen werden. Man sagt, das Leben kann schrecklich lang sein — jetzt fühlt sie die Wahrheit dieser Behauptung. —

Fritz Derffner sinkt in seinen Sessel zurück — wie leer ist es um ihn her, verschwunden die schlanke Gestalt, welche ihm so lange Stab und Stütze war. — Er greift um sich, als müsse er nach einer lebenswarmen Hand fassen — und schaudert dann in sich zusammen. Nun ist ja da, wovor er gebangt in schlaflosen Nächten, wovor er am Tage gezittert — die Entdeckung seines ungeheuerlichen Leichtsinns, seiner bodenlosen Thorheit.

Er ist toll gewesen — aber Olga würde das nicht verstehen, es war keine Herzensuntreue, die er gegen sie begangen, und doch würde sie als Frau den Unterschied nicht begreifen können.

Die alte, dumme Melodie aus der Jugendzeit war ihm in den Kopf gestiegen und hatte ihm die Sinne benebelt — aber, wie hätte seine gute, reine, edle Frau das je begreifen können? Und nun fie verloren zu haben für immer, wie soll er das tragen?

Das beängstigende Herzklopfen, stärker als sonst noch, — ja, so mui? dem Verbrecher zu Muth sein, welcher zur Nichtstätte geführt wird — und nuu blutrother Nebel vor seinen Augen und ein Hämmern in den Schläfen, zum Zerspringen — Luft, Wasser! — er tappt nach der Glocke, fchrill tönt ihr Ruf durch das stille Haus.

Als der Diener eintritt, findet er den Herrn am Boden, leblos, mit fast verglasten Zügen. Und nun wird es ein Nennen und Laufen nach allen Richtungen, die Einen holen den Arzt, die Andern fuchen die Eommerzienräthin. Man findet sie auf dem verstecktesten Platz unter den Fichten im Park, dort sitzt sie, das Haupt zurückgelehnt, die Hände im Schoost verschlungen und schaut den alten Gärtner erst tbeilnahmlos an.

wohlthätigkeit, 25!

Herr Johannes dreht seinen Hut in den braunen Händen, ehe er stammelnd hervorbringt, daß die Anwesenheit der Frau Commerzienrätthin im Hause nothwendig ist.

„Nothwendig?“ sie wiederholt das Wort mit zuckenden Lippen — ihr klingt es wie ein Hohn. Sie ist für nichts nothwendig auf der Welt — sie hat sich bis zur Stunde zwar eingebildet gehabt, im Leben ihres Gatten nothwendig zu sein — o, welch ein Wahn das war! Welch ein lächerlicher Wahn!

Sie hatte ein Gebäude aufgeführt von Glück und Treue und Harmonie — und vor dem Lächeln eines Nähmädchens mit blonden Haaren und braunen Augen stürzte es zusammen.

„Morgen, Herr Müller, morgen bereden wir Ihre neuen Pläne,“ sagt sie müde.

„O, Frau Commerzienrätthin,“ stammelt er und macht eine linkische Bewegung, „es handelt sich — der Herr Commerzienrath —“

„Ich komme später.“

„Die Aerzte sind bei ihm ^ beide —“

Sie nickt; wahrscheinlich seine Spielpartie, es mag ja der gewohnte Tag sein, was weiß sie noch von Datum und Stunde.

„Dann wird man mich um so weniger vermissen — die Luft ist gut hier, so würzig,“ und dann lächelt sie herzerreißend. Gestern hat sie daran gedacht, hier für den Kleinen ein Zelt aufrichten zu lassen.

«Oh!»

„Ach, gnädige Frau, es wird mir ja so schwer — Sanna könnte es besser sagen. Unser lieber Herr ist plötzlich erkrankt.“

Sie steht auf, nickt und geht wie ein Automat neben dem alten Mann hin, der gar nicht weiß, wie er ihr sonderbares Wesen deuten soll. An der Schwelle des Hauses steht sie still: „Erkrankt, sagen Sie, Müller? — es wird vorübergehen — ja, gewiß!“ Und dann hat sie wieder das seltsame Kopfnicken.

Der Gärtner sieht ihr nach und faßt in seinen grauen Bart und murmelt etwas Unverständliches.

Die Diener, die Mädchen drücken sich wie scheu in die Ecken, als die schlanke Gestalt an ihnen vorüber kommt, Wilhelm aber tmscht diensteifrig heran und stößt die Thür auf.

Man hat Fritz Derffner auf die Chaiselongue gelegt, wie fahl blickt das Gesicht mit den halbgeschlossenen Augen auf den schillernden Seidenpolstem.

„Liebe Freundin!“ sagt der Sanitätsrath; sie kann nichts aus seinen eisernen Mienen lesen, aber sein Sohn blickt sie an, der ist noch nicht ein solcher Meister in der Selbstbeherrschung — und nun weiß sie Alles!

„Todt!“ sagt sie — „todt!“ und dann hebt sie' beide Arme zum Himmel, wie beschwörend, und sinkt neben dem Körper des Gatten nieder.

17*

252 «, vely in Veilin.

Sie weint nicht, sie klagt und fragt nicht — noch immer ist etwas Versteinertes in ihr.

„Das alte, böse Herzleiden“, sagt der junge Arzt. „Es mußte einmal sc» kommen, wir haben es lange vorausgesehn.“

Nun steht sie auf und sieht mit den geisterbleichen Mienen den beiden Männern in's Gesicht: „Und jede Gemüthsbewegung batte vermieden werden sollen, nicht so?“

„Kaum! Er war eine in der Jugend überarbeitete, verarbeitete Natur — eine kurze Lebensdauer mußte die Folge sein.“

Sie nimmt die erkaltete Hand in die ihre. Sohn und Vater verlassen den Raum.

„Fritz,“ sagt sie flüsternd, als gälte es einem Kind, „Fritz, kannst Du mir verzeihen? Die einzige Stunde des Grolls gegen Dich, wie konnte ich sie mir je vergeben!“

Ihre Stirn an seine Wange gebettet, liegt sie lange bewegungslos auf ihren Knien, vor ihren Blicken zieht jede Stunde des Lebens an der Seite des heißgeliebten Mannes vorüber — sie ist so glücklich gewesen, so glücklich — Und seine erstarrten Lippen küssend, sagt sie endlich:

„Und nun bist Du doch ganz und für immer zu mir zurückgekehrt.“

„So!“ schreit Hans Naumann und schleudert die HauZthür in's Schloß daß es einen krachenden Laut giebt, die zersprungene Glocke schlägt nur wimmernd an. „So!“ wiederholt er dann, über die Schwelle des Wohnzimmers tretend und seine Mütze auf den Tifch schleudernd, „so wäre es nun gekommen.“

Die Wittwe sitzt im Armstuhl, die Katze auf dem Schoß, eine Tasse erkalteten Kaffee neben sich.

„Wie denn?“ fragt sie gähmend.

Toni zieht die Nadel durch den weißen Stoff und blickt nicht empor.

„Daß ich aus der Fabrik fortgeschickt bin — und daß wir nun in die weite Welt ziehen können mit den: Bettelsack.“

„Oho!“

„Na, was denn sonst?“

Die Wittwe zeigt mit dem Taumen über die Schulter.

„Ter da wird das nicht leiden —“ sagt sie zuversichtlich.

„Meinst Du.“ Wenn er nun aber sein Ja nnd Amen dazu gesagt

hat?“ ruft der Bursche und verzerrt sein Gesicht — „ja, das bat er gethan!“

„Toni!“ schreit die Alte.

Das Mädchen giebt keine Antwort.

„Toni, was sagst Du dazu?“

Nun erst bebt die junge Näherin den Kopf.

„Es wundert mich nicht, daß es dem Hans endlich so ging.“

— wohlthätigkeit. 233

„Wundert Dich nicht? ei, sieh einmal!“ schreit die Wittwe.

„Er hat es selber so gewollt!“

Nun fliegt die Katze mit einem unsanften Stoß auf den Boden, und dann kommt die Frau heran.

„Du hättest es nicht leiden sollen. Du konntest ein Wort drein reden!“ grollt sie.

„Ich.— o nein!“

Hans stampft mit zwei Stühlen auf die Erde, ehe er sich auf den dritten niederläßt.

„Papperlappap, ist das Alles! ich habe meine Sachen schon selbst besorgt — oho, es war ganz lustig. Der Herr Eommerzienrath ritten auf seinem stolzesten Rosse, aber — ein Stoß, und schwapp, lag er unten —“

„Du brütest Dich mal wieder, wie gewöhnlich,“ sagt Mama Naumann und sucht die Sophaecke, welche ihr Sohn, ganz seiner Gewohnheit zuwider, verschmäht.

„So, meinst Du?“ Ueber Hansens Gesicht zuckt eine hämische Freude.

„Mag draus kommen, was will, das war so schön, daß ich's nie ver-
gesse! Die Gesichter hättest Du sehen sollen. Alte! Von ihm und von
ihr — erst hinterher ist mir eingefallen, daß das auch einen großen Effect
gemacht haben würde, wenn ich ihn Herr Schwager^ titulirt hätte!“

„Hans!“ Dieser bange Aufschrei kommt von Tonis Lippen, und sie läßt die Hände mit der Arbeit in den Schoß sinken und blickt mit blassen Mienen zu ihm herüber.

„Na — nu,“ macht die Alte.

Er springt auf und stemmt die Anne in die Seiten.

„Absolut wollte er mir nicht gegen den Inspector beistehen! natürlich, weil wir ihm hier Alle im Wege sind — und so gab ein Wort das andere, und die hochmüthige Frau kam dazu. — Wenn die gewollt hätte, der thut er ja Alles zu Willen, die macht Regen und Sonnenschein im Hause — aber — just wie er. Und da lief mir denn die Galle über, und nun mag der Herr Eommerzienrath ja sehen, wie er mit seiner Hausehre fertig wird, denn allzu freundlich, sag' ich Euch, hat sie's nicht aufgenommen, was sie gehört hat — daß der Herr Eommerzienrath das Draußengrasen auch nicht verschmäht hat —“

Toni schnellte empor.

„Hans, Tu hast —“ sie bringt den Satz nicht über die Lippen.

„Natürlich habe ich gesagt, daß sich die gnädige Frau nicht allzusehr mit ihrer Wohlthätigkeit zu spreizen braucht — der Junge hat doch am Ende ein Recht, in dem Hause seines Vaters zu sein.“

„Hans!“ schreit die Wittwe.

Toni rührt sich erst nicht, sie sieht in dem Gemach umher, in dein sie täglich die Ordnung herstellt, als sei es ihr fremd, und blickt die beiden Personen an, als habe sie sie auch nie gesehen.

25H «. vely in Verlin.

„Das war ein starkes Stück!" meint die Alte.

„An etwas muhte ich doch mein Müthchen kühlen!" ruft Hans.

„Allmächtiger Gott!" spricht jetzt Toni vor sich hin und geht dann auf den Bruder zu:

„Sag', daß Du gelogen hast!"

„Diesmal nicht!" lacht er.

„Nicht gelogen, wahr — Du hast das gekonnt, der Frau das anthun tonnen — mein Gott, mein Gott, wie ist das nur möglich, wie konntest Du so schlecht sein —"

„Oho, der Herr Eommerzienrath ist auch kein Tugendengel gewesen und hat sich nicht besonnen, ob er Ehre oder Unehre über unser Haus brächte!" vertheidigt sich der Bursche.

Tonis zierliche Gestalt scheint zu wachsen.

„Euch Beiden war's ja wohl gleich —" sagt sie bitter, „Ihr habt Euren Vorthail aus der Schande gezogen, getroffen hat sie nur mich — mich ganz allein — und zu Boden gedrückt, völlig zu Boden."

„Sieh doch!" ruft Hans und weicht ihrem Blicke aus, der seltsam leuchtend geworden ist.

„Nun bin ich aber neugierig, was die da oben thun!" sagt die Wittwe und legt — die Katze ist auf ihre Schulter gestiegen — das rothe Gesicht gegen das weiche Fell derselben.

„Was sie thun? stillschweigen werden sie miteinander — denn heraus darf das doch nicht, und — uns werden sie keine lumpigen Angebote mehr machen. Ich will für meine Schwester ein Abstandsgeld, und kein kleines, sage ich Euch — oder der Skandal wird öffentlich."

Nun reckt Toni den Ann gegen ihn aus.

„Du, Hans — hast gar nichts zu wollen. Du nicht!"

„Oho — ich bin der Mann im Hause!"

„Gar nichts!" wiederholt sie und tritt gelassen an ihren Tisch zurück und legt die Arbeit zusammen.

Hans drückt seine Mütze auf die lockigen Haare.

„Wohin gehst Du?" fragt die Mutter?

„Meinen Abschied feiern — überdies ist Einem ja die Kehle trocken."

Wie er draußen ist, scheint der Wittwe diese letztere Thatsache auch zum Bewußtsein zu kommen, sie geht nach dem Wandschrank und schenkt ein Glas Schnaps ein, das sie in langsamen Zügen mit Wohlbehagen schlürft. Toni macht Vorbereitungen für einen Ausgang, sie räumt ihre Sachen fort und nimmt Hut und Handschuhe.

Für sie hat die Alte keine Frage, sie rückt behaglich auf ihren weichen Platz und schließt die Augen — es kommt die Dämmerstunde, wo sie ihr Schläfchen macht.

Auf der Schwelle steht das fchlcmke Mädchen still und blickt noch einmal zurück. — Sie weiß, wenn sie nie mehr in den vom Halblight er-

^>

wohlthätigkeit, 255

füllten Raum zurückkehrte, die Frau dort würde sie weniger vermissen, als ihre Katze.

Dann geht sie hinans. Auf der Straße sind einige Menschengruppen, Kandwerterfrauen, die nach dem Tagewerk ein paar Worte austauschen; Mädchen, die mit den Wassereimern zum Brunnen gehen, Knaben, die Drachen steigen lassen wollen, welche bei der Windstille matt wieder herabgleiten — Freude und Friede — sie bietet den Mchststehenden einen guten Abend und wandert eilig dahin.

„Was zu bestellen?“ fragt der dicke Schuster von der Ecke, der immer so freundlich mit ihr zu sein pflegt. „Wer wartet denn?“

Ach, wer wollte auf sie warten! »

„Wie scheu ist das Mädchen geworden,“ meint Meister Anton, der hübsche Dirnen gern hat, und blickt ihr nach.

Sie kommt an einer Gartenmauer vorbei, über welche die Bäume ihre Zweige tief herabhängen, sie könnte hineingreifen. Da zirpt auch ein Vogel im Nest — ob er Junge behütet?

Nun zuckt sie zusammen, ein stechender Schmerz ist in ihrer Brust.

Der Kirchthurm drüben deutet wie ein Wahrzeichen nach dem Himmel empor — ihre Blicke füllen sich mit Thränen — nun kommen die massigen Formen der Derffner'schen Villa dort hinten! Nein, nicht näher, sie könnte es nicht ertragen, sie würde vielleicht laut schluchzen — aber noch einmal nach den Fenstern blicken, hinter denen der kleine Konrad schläft.

Sie hat diesen Weg in der ersten Zeit, eh' sie Frau Olga's ausgesprochenem Befehl gehorchen mußte, oft gemacht, nur von Weitem das Licht der Ampel zu fehen, das ihren Knaben bestrahlt. Dann war's ein fast überwältigender Augenblick, als ihr die Lommerzienräthin das Kind in die Anne gab — welcher Selbstbeherrschung bedurfte sie, um es nicht mit einem lauten Jubelruf an ihr Herz zu drücken.

Und nun? Nun ist das Alles anders geworden, nun weiß die Frau da drüben in dem stillen, vornehmen Hause Alles — ihre Schande, ihres Gatten Fehltritt.

O, anner, kleiner Konrad, werden jene milden Augen, vor denen Deine Mutter die ihrigen niederschlagen mußte, jetzt nicht zürnend auf Dich blicken? — Wirst Tu vielleicht nicht morgen wieder über diese Schwelle getragen werden, um, fremden Leuten überwiefen, als Waisenkind aufzuwachsen? — Hat sie selber sich des Rechts begeben, ihr Kind wiederfordern zu dürfen?

O, warum bin ich nicht gestorben, — dann vielleicht bewegt von Mitleid, behielte Dich die gekränkte Frau da drinnen. —

Sterben — sie hat es wollen und um des jungen Lebens willen doch nicht das ihre wegzuwerfen gewagt. Aber nun ^ für wen hat es noch Werth? Nicht einmal mehr für die im Dämmerungsschlaf befangene alte Frau mit der Katze im Arm. --

256 <L. vely in Verlin,

Und für den armen, kleinen Konrad ist das dasein der Mutter nur ein Hindernis«!

Sie faltet die kühlen Finger, von denen sie langsam die Zwirnhandschuhe gestreift hat.

„Leb' wohl, mein Kind!“

Wenn sie nur gleich am Weiher wäre, an den sie früher immer gedacht, aber der Weg dahin ist noch weit, und sie muß an Menschen vorbei, und ihre Füße sind so schwer. —

Sie sieht um sich, da ist sa der dunkle Eisenbahndamm zur Linke« und die Stelle, welche zu überschreiten verboten ist, und welche heimlich doch immer wieder von denen, die dem andern Stadttheil zustreben, passirt wird.

Wenn sie da zusammengekauert wartet, bis der Zug heranbraust, da kann man nicht einmal mit Gewißheit sagen, daß sie freiwillig den Tod gesucht hat.

Ein Muth kommt über sie, wie ihn der Märtyrer haben mag, der seines Glaubens halber sich an den Pfahl binden läßt und die Flammen zu sich emporschlagen sieht.

Sie klettert empor und blickt aufathmend die Fahrstrecke entlang — die eisernen Schienen blitzen, das Geleise ist einspurig — es ist nun bereits so dunkel, daß man sie nicht von Ferne bemerkt, und da liegt noch überdies am Rand eine Partie Mauersteine, neben die duckt sie sich.

Und nun hat sie nur noch eine Empfindung: aufpassen, bis die feurigen Augen aus dem Dunkel hervorleuchten, und ihre sanften, braunen Augen blicken rechts und links. —

Da! Da! Es muß der Abendzug sein, der vom Rhein kommt.

Konrad hat er einmal hergebracht — nein, so jetzt nicht denken — die Lichtpunkte werden größer. — Wenn es vorüber ist, wenn Frau Olga ahnt, daß sie aus dem Wege ging, dann bleibt der kleine Konrad dort und hat's wie ein Prinz!

„Wie ein Prinz, wie ein Prinz!“ so klingt's aus dem Schnauben der heranbrausenden Maschine, — nur einige Tecunden noch — „Herr Gott, Hab' Erbarmen!“

Nun ein Sprung — sie gleitet auf die Schienen — da. —

Nein, sie ist nicht todt, sie fühlt nur ein leises Vrennen am Arm von der aufgeschürften Haut — sie liegt hart auf zerschlagenen Steinen, aber sie ist nicht todt — über ihr steht der erste Stern am Himmel.

„Herr, mein Gott!“ flüstern ihre Lippen.

Noch zittert der dunkle Damm dort oben von der Schwere des vorüberbrausenden Zuges — wo ist sie denn nur?

„Herr, mein Gott!“

„Was, nicht ganz sanft gefallen?“ fragt da eine Stimme, und ein Kopf beugt sich über sie, „ich bin auch ganz nett iu's Kollern gekommen.“

wohlthHtigkeit. 25?

aber das schadet nichts. Und wen haben wir denn eigentlich da, der einsehen soll, daß es doch noch besser ist, in den Graben zu fallen, als von der Maschine zermalmt zu werden — was?"

Die Stimme, nein, nein, das kann nicht sein, das darf nicht der Conrad sein — sie will die Augen schließen, — sie will an Spuk glauben.

„Toni!“ nift es dann plötzlich, „ist denn das möglich?"

Die ganze Stadt hätte ihretwegen jetzt um ihre selbstmörderische Absicht, ihre Schmach wissen können, nur dieser Eine nicht. Ein wimmernder Laut kommt aus ihrer Brust.

„Toni, warum denn?“ fragt Konrad Sierke und hebt sie aus ihrer liegenden Stellung empor.

„Lassen Sie mich,“ murmelt sie, „Sie wissen nicht, was Sie mir angethan haben — jetzt wäre ja Alles vorbei.“ — Er kann es nicht fassen. „Was hat Sie denn zu dem gebracht, Toni, zu der Verzweiflung — armes Ding!“

Sein Abfcheu wird von der mitleidigen Regung überwältigt, es tritt ihm heiß in die Augen, wie er das Neben ihres Körpers fühlt und daß die kleinen Hände nach den feinen tasten.

„Toni, fo sprich doch!“ Das Du, das er schon einmal gebraucht, drängt sich über seine Lippen, ohne daß er es weiß, „Dil bist krank — was haben sie Dir gethan, daß es dahin kommen mußte?"

Sie schüttelt erst den Kopf, dann lehnt sie ihn an seine Schulter.

Sie ist so todesmatt, vielleicht hat der liebe Gott ein Einsehen und läßt sie doch sterben — und hier bei ihm, in seinen Armen.

„Wenn ich's denn sagen soll,“ murmelt sie mit den» Aufgebot ihrer letzten Kräfte — „o, Konrad, damals, als Du fo gut zu mir warst und mir das sagtest, das —“ sie glaubt, jetzt schon muß ihr Herz still stehen, „sieh, da war ich's schon nicht mehr werth“ — zwei Mal setzt sie vergeblich zum Sprechen an, eh's gelingen will, weiter zu redeu: „Das Kind in der Villa, das trug Hans dorthin — es ist mein's — und — und “ — sie bricht zusammen, und er erräth den Schluß.

„Toni — Toni!“ den stöhnenden Laut aus seiner breiten Brust vernimmt sie nicht, sie ruht eine Weile in seinem Arm, und wie sie aus der Ohnmacht erwacht, klingen die Glocken von der Kirche herüber. Er giebt sie frei, fobald er merkt, daß sie wieder kräftig ist.

Ihr ist, als habe sie in einem Beichtstuhl bekannt, — aber kein vergebendes Wort ist ihr geworden. Wie könnte das auch fein? Und dann wundert sie sich, daß er noch immer nicht geht, ihre Nähe nicht flieht — sie ist ja auch ihn: gegenüber eine Betrügerin gewesen. Sie hat seine ehrliche Neigung wachsen sehen, Tag um Tag, und nicht den Muth gefunden, zu rufen: Laß mich — ich verdiene sie nicht!

O, wie sündig sie ist, wie sündig!

Plötzlich hebt ein Läuten von dem nächsten Kirchthunne an — ernst und klagend über die Mauern hin. hinaus in die Fluren.

258 E, vely in Seilin.

Es ist eine ungewohnte Zeit — sie blickt empor, will fragen und wagt es doch nicht. Aber er liest in ihren Mienen, und die ehrlichen Augen mit einem traurigen Ausdruck auf sie heftend, erwidert er mit dumpfer Stimme:

„Es gilt unserem Herrn — vor einer Stunde hat ihn ein Schlaganfall getroffen!“

„Himmlischer Vater!“

Eine Pause. Es mag ein Gebet sein, das die blassen Lippen des Mädchens stammeln — der Rheinländer wendet sich ab.

Klagend tönen die Glocken weiter, schwarze Nacht legt sich über die Fluren, schweigend stehen die Beiden neben einander, dann werden die Trauerklänge leiser und leiser, bis sie verschwimmen.

Jetzt sagt Konrad Sierte, flüchtig Tonis Schulter berührend:

„Kommen Sie, ich führe Sie heim!“

„Was wollten Sie?“ fragt sie scheu.

„Kommen Sie!“

Seit drei Tagen ruht der Commerzienrath Terssner in der Gruft, die er nach feiner eigenen Zeichnung hat errichten lassen — ein Engel mit der gesenkten Posaune zum Auferstehungsruf von der Hand eines ersten Künstlers hält vor derselben Wacht.

Er trägt Frau Olgas verschönte Züge — so hat es Terssner gewollt.

In dem Hause ist Alles still, wie um den Schmerz zu ehren. Gegen die in der Stadt herrschende Sitte hat Frau Olga gehandelt, indem sie, ihr Leid auskostend, dem Geschiedenen den letzten Liebesdienst leistete und ihn zu Grabe begleitete — dann ist sie in der Stille ihres Wittwengemachs verschwunden, und selbst der Präsidentin von Vörner ist es nicht gelungen, dahin zu dringen.

Die Frau will mit sich alleiu fertig werden!

Gegen Abend betritt ein fauber gekleideter Mann die Vorhalle.

„Ich möchte zu Frau Derffner — Konrad Sierke heiße ich und bin in der Fabrik!“

Der Diener blickt ihn halb mitleidig an.

„Frau Derffner spricht Niemanden.“

„Wenn Sie es doch versuchen wollten,“ sagt der Andere bescheiden.

„Es ist wichtig.“

Wilhelm zuckt die Achseln.

„Helfen wird's nichts, die Inspectoren sind bis heute nicht ein Mal vorgelassen.“

Olga sitzt am Fenster des Zimmers, in dem ihr Gatte den letzten Seufzer ausgestoßen — die schwarze Wittwenhaube liegt tief über ihren fachblonden Haaren, die schlanken Hände sind im Schoß gefaltet.

— tvohlthätigkeit. 259

Frau Commerzienrätin, da will Jemand aus der Fabrik zu Ihnen

— nur ein Arbeiter!"

Sie blickt auf mit jener gleichgültigen Miene, mit der sie in diesen Tagen jede Störung abgewiesen hat.

„Konrad Sierte, soll ich sagen."

Was ist denn in dem Namen, daß sie auf ihn hört, nachdenkt, wo und wann sie ihn schon vernommen haben könne — und dann sagt sie:

„Er soll eintreten."

Wilhelm schüttelt den Kopf, es ist, als ob sie nicht bei sich sei, die Frau. —

Mit einem Kratzfuß tritt Konrad über die Schwelle und bleibt neben der Thür stehen. Die Tame am Fenster sieht ihn an, der frische, blonde Mensch ist ihr nie begegnet, sie muß sich getäuscht haben.

„Sie sind in der Fabrik?"

„Ja!" sagt er lakonisch.

„Lange schon?"

„Ein Jahr! aber es ist genug gewesen, um zu wissen, daß Herr Fritz Derffner ein guter Herr war."

Sie wiegt den Kopf; das kann nur unangenehm berühren, wenn er in der Weise beginnt, ihren Heimgegangenen zu loben.

„Und was führt Sie her?" denn ein Anliegen muß er doch haben, und sie will's kurz erledigt sehen.

„Ein Geschäft, Frau Commerzienrathin!"

„Oh — dafür ist hier nicht der Ort."

„Ich habe es aber nur mit Ihnen zu thun," erwidert der Arbeiter und tritt ein paar Schritte vor, und dann räuspert er sich, als habe er einen Entschluß überwunden.

„Ich komme, um den kleinen Jungen zu holen, den man im Frühjahr hierher gebracht hat — den kleinen Konrad." Ein gewisser Nachdruck, eine Art von Zärtlichkeit liegt auf den letzten beiden Worten.

Tic schwarzgekleidete Frau richtet sich auf aus der zusammengesunkenen Stellung — der Ton, das Verlangen frappirt sie. Und jetzt erst weiß sie, daß sie den Knaben in den letzten Tagen weder sah noch nach ihm fragte.

„Ah —" sie verläßt ihren Platz, die lange Schleppe schleift geräuschlos über den Boden. „Wie kommen Sie zu diesem Anliegen?" spricht sie forschend.

Er muß sich nach seinem Hute bücken, der den hartgearbeiteten Händen entglitten ist.

„Ich — ja, Frau Commerzienrathin, ich — komme so dazu," erwidert er zögernd. „Und — ich möchte den Jungen haben."

Es ist etwas in seiner Art, das ihr gefällt, trotz seiner Ungelenkigkeit.

„Dazu muß doch ein Grund vorhanden sein, immerhin —"

Tas Blut steigt ihm ins Gesicht.

260 L. vely in Veilin.

„Der wäre da!“ und dann kommt es rascher über seine Lippen: „Tagen muß ich es wohl doch, denn ich sehe, ohne das versteht mich die Frau Commerzienrätin nicht. Ich — bin der Toni Naumann gut gewesen —“
„Ah -“

Sie tritt neben den Tisch und stützt die Hand, die ein wenig zittert, auf den Rand desselben.

„Und — sie ist ehrlich gegen mich gewesen, als ich sie heirathen wollte — weil — als — ja,“ mit einem befreienden Athemzuge kommt das dann nach — „nun ja — so ist es!“

Er hat feines Gefühl, trotz seines groben Rockes und der breiten Hände, sie versteht ihn, und sie dankt es ihm.

„Ja — ja!“ sagt sie.

Ganz still ist es in dem schimmernden Gemache — Olga muß plötzlich denken, daß Fritz Terffner auch solch ein Mann der Arbeit gewesen ist — und nun nickt sie, in dem Namen hat doch etwas für sie gelegen, die Präsidentin von Vörner hat ihr erzählt, daß Toni Naumann eine gute Partie machen konnte — Ihr Trauring blitzt an dem weißen Finger.

„Was aber bringt Sie zu diesem Verlangen, das Sie vorhin aussprachen, Herr Sierke?“

„Sehen Sie — wie die Dinge liegen,“ er ist wieder in Verlegenheit — „da kann ich mir ja kaum denken, daß Sie ^ nun, daß Sie den Jungen gerne behalten — wenn es denn raus muß! Und da dachte ich, ich will ihn meiner Mutter bringen — wo Fünf satt werden, reicht es auch für ein Sechstes. Nein, Frau Commerzienrätin, verstehen Sie mich nur ganz recht — ich will ihn fo, wie er hierher gebracht ist, und ihn als „meinen Jungen“ aufziehen, schlicht und recht, wie ein Arbeiterkind. Und wenn ich ihn hier wieder hinaustrage, so soll's damit vorbei sein — ich meine, daß nichts Sie mehr daran erinnert und er Ihnen nie wieder in den Weg kommt! Sie sollen nicht etwa geben — keinen Groschen — dazu wäre ich denn doch zu stolz!“

Er richtet sich auf, es ist ein Glanz in seinen ehrlichen Augen — sie senkt die ihrigen zu Noden.

„Sie haben das Mädchen immer noch lieb!“

„Weiß Gott!“ sagt er dumpf.

Ganz leise krampft sich ihr Herz zusammen — welchen Liebreiz hat dies arme Geschöpf denn von der Mutter Natur bekommen, daß ihr Gatte straucheln mußte und dieser schlichte Mann aus den« Volke es nicht vergessen kann.

„Sie hat Ihnen Alles gestanden?“ forscht Frau Olga dann.

„Leicht ist's ihr nicht gewesen,“ erwidert er. „Ich kam dazu, als sie ‚aus dem Wege‘ wollte, weil ihr Nruder hier oben gewesen war — sie wollte es für ihr Kind thun, Frau Commerzienrätin, und für Sie, die sie so schwer gekränkt hatte.“

Wohlthiitigkeit. 26<

„Mein Gott,“ sie erbebt und muß sich Gewalt Mlthun, ihre Bewegung nicht zu zeigen.

„Sie, Herr Sierke, entschuldigen das Mädchen?“ fragt sie dann.

„Ach —“ er sieht umher, und sein Blick bleibt auf der Marmorbüste des «erstorbenen Fabriherrn, die Frau Olga hierher schaffen ließ, haften — „haben Sie denn schon mal drüber nachgedacht, wie so'n armes, schwaches Ding zu Fall kommen kann? Und die Toni gar — und die sonderbaren Umstände, und die Mutter und der Bruder! Wenn da die Versuchung 'ran tritt!“ Er stockt, dann kommt es nach: „Der Teufel hat auch fein Spiel gehabt, wenn ich nur ein paar Wochen früher dein Mädchen in den Weg gekommen wäre, so wäre Alles anders geworden. Denn mich hat sie lieb gehabt, wahrhaftig — und fehen Sie, in ihrer Hand lag's ja damals! Manch Einer ist schon so dran gekriegt — sie war ehrlich.“ Er fährt mit den Fingern über die Augen. „Und dann hat es mich ordentlich weich gemacht — Konrad hat sie den Jungen genannt —“

Nun ist seine Beredsamkeit zu Ende, er verfällt wieder in seine hölzerne Haltung und sucht den Standpunkt auf's Neue neben der Thür.

Olga geht auf und nieder in dem Gemach, es ist etwas Rastloses über sie gekommen. Sie denkt an den Winterabend, als ihr Gatte sich ihr gegenüber immer wieder verkleinerte, gleichsam anklagte — hatte damals das Geständnis; auf feinen Lippen geschwebt? Und war sie es nicht selber gewesen, die es immer wieder zurückgedrängt hatte? O, wenn sie ihn hätte sprechen lassen! Wie so anders wäre Alles vielleicht gekommen — sie war gekrankt, erzürnt — und hätte doch wohl vergeben —

„Gewiß,“ flüstert sie jetzt, des stillen Mannes in der Maimorgruft gedenkend, „ganz gewiß! Denn keine Schuld ist so groß, daß sie nicht gesühnt, vergeben werden könnte von einem liebenden Herzen!“

Sie sieht es an Konrad Sierke — er klagt nicht an, er beklagt.

Plötzlich tritt sie zur Glocke, und als der Diener erscheint, sagt sie, wie aus einem Traum erwachend:

„Man soll mir das Kind bringen!“

„Frau Eommerzienrätthin!“ ruft Konrad, sie hebt die Hand, wie um ihm zu wehren, aber auf seinem Gesicht glänzt die Freude auf, o — wenn Sie das thun —! denn, fehen Sie, meine ganze Hoffnung hängt daran —“

„An dem Kinde?“

„Ja doch! Wie es um mich und die Toni steht, das wissen Sie ja.

Wenn — es nicht so gekommen wäre,“ damit deutet er den Todesfall an, „dann wäre freilich die Sache anders, dann müßte ich da-? Mädchen vergessen — denn, daß Einer auf der Welt herumgegangen wäre, der — nun Sie müssen mich verstehen. Aber, der liebe Gott hat es ja nun so gewollt, wenn es auch für Sie hart ist, Frau Eommerzienrätthin. Und nun nehme ich den Jungen und Sorge für ihn, und mit der Zeit wird die Toni schon

262 <L. vely in Verlin.

einsehen, daß sie ihr ganzes junges Leben nicht vertrauen muß und daß wir mit einander glücklich werden müssen. Und ich — nun, ich denke, sie ist eine Wittwe gewesen — ja —"

Die Thür öffnet sich, und die Amme tritt mit dem Kinde herein. Es ist rosig und rundlich und schaut mit großen Augen umher; die Wärterin, froh, endlich die Hausfrau wieder zu sehen, will eine lange Erzählung beginnen, aber Frau Dersfner winkt ihr, zu schweigen, nimmt ihr den Knaben ab und sendet sie hinaus.

Willig läßt sich das Kind der schwarzgekleideten Frau überliefern«, die jetzt neben der Säule steht, welche die Marmorbüste trägt.

„Er fremdet nicht einmal," murmelt Konrad, den bei feinem Eintritt der Anblick der Wittwe überrascht hat.

Die kleinen Arme recken sich in die Luft, und dem Arbeiter ist's, als> winken sie ihm. Mit drei raschen Schritten steht er vor Frau Olga.

„Konrad — Konrad," und seine derben Fäuste fassen nach der weißgekleideten Gestalt. Da stößt das Kind aber einen Schrei aus, schnell zurück und birgt das Gesichtchen an der Brust seiner Trägerin.

„Ach," sagt der Arbeiter, „er will nicht."

Ein Aufleuchten kommt in Olgas Augen, ein warmes Gefühl durchfluthet ihr Inneres; sie preßt das kleine Geschöpf fest an ihre Brust.

„Nein, mein Freund," sagt sie mit ihrer klaren Stimme, „er will nicht, der kleine Konrad, und ich will auch nicht und mein Heimgegangener Gatte ebenfalls nicht — nämlich, daß Sie mich beschämen an Grohmuth.

Sie bekommen den Knaben nicht —" fast herrisch ist ihre Geberde, als er sie unterbrechen will. „Mein Gatte wollte sein Unrecht an Toni sühnen, indem er das Kind hier in's Haus schaffte." Sie seufzt. „Hätte er offen gesprochen, es wäre wohl Alles besser gewesen — aber da er mich liebte, er that's —" bekräftigt sie, „fand er den Muth nicht. Nun soll Konrads Heimat für immer hier fein — Sie aber, fenden Sie mir Toni, oder besser, kommen Sie mit Ihrer Braut, ich will ihr mündlich die Versicherung geben, daß der kleine Konrad einen Platz an meinem Herzen findet und das Recht, sich nach seinem Vater Al nennen."

Es ist etwas Hoheitsvolles, echt Mütterliches in ihrer Erscheinung — den rechten Namen weiß wohl der schlichte Arbeiter nicht dafür, aber er beugt unwillkürlich in Ehrfurcht das Haupt, als er die Worte sagt:

„Sie sind eine braue Frau!"

Die schlanken Finger und die schwieligen drücken einander fest und verständnißvoll.

Die Präsidentin von Bürner ist mit ihrer „i-Bolisroli^ nicht weiter gekommen, als bis zur Vermuthung; sie bleibt auch mit Discretion bei derselben stehen, — weil es klüger ist, — als unter dem besonderen Schutze der

wohlthätigkeit.

263

Frau Olga, Konrad Tierte und Toni Baumann ein Paar weiden und in des Rheinländers Heimat ziehen.

Hans Baumann hat der alten Welt vorher noch Lebewohl gesagt, und die Wittwe bleibt mit ihrer Katze in dem letzten Hause der Vorstadt lind kümmert sich nicht um die Außenwelt und die nicht um ihre Gespräche, zu denen sie den Stoff aus ihrem Flaschenschranke holt. Sie wird einmal nicht wieder aus ihrem Nachmittagsschläfchen erwachen, das prophezeien ihr kundige Nachbarn.

Der kleine Konrad Terffner gedeiht an Seele und Leib, und die Präsidentin von Nörner wird nicht müde, den Wohlthätigkeitssinn ihrer Freundin Olga Derffner zu rühmen, der sich mehr, als die Welt ahnt, auch auf sie erstreckt.

Aus dem Bibliographischen Institut.

Lc ilam dl» X«i-?u« ?»i!ü« zum Hlrz<n.
AuzdernculnAuNüzevo», ' Roolt, ,D«rM<nft,".
Llipz!« u. Wlen, Velloq »e« V,blío2l»philchen
Instilul«.

Außer dem großen encnklopädischn Werte,
dem Mencl'schen Konversations-Lezi-
lon, dessen Erscheinen in fünfter Auflage wir
im vergangenen Jahre in einem ausführ-
lichen Aufsätze angekündigt, auf dessen rüstiges
Fortschreiten bis zum jetzt vollendeten fünften
Bande wir hingewiesen haben, und mit dem
wir uns später, wenn es gestattet sein wird,
einen erheblichen Theil des bedeutenden
Werkes zu überblicken, noch beschäftigen wer-
den, bringt das Bibliographische Institut
in Leipzig noch eine Reihe höchst werth-
voller Werke wissenschaftlichen Inhalts und
in vornehm wltsthümlicher Darstellung, die
durch den großen Erfolg, den sie erringen und
der beständig neue Auflagen erfordert, nahe-
zu den Charakter periodischer Erscheinungen
angenommen haben. Als Prototnft dieser be-
sonderen Art von Weiten darf wohl Brehms
allbekanntes „Thicrleben" angeführt wer-
den, das durch feinen Inhalt und auch zu-
gleich durch seine äußere Ausstattung für
diese Werke gründlichen Wissens in an-
genehmem, leicht faßlichem Vortrage grund-
legend geworden ist.

Tiefem bedeutenden Werke des großen
Zoologen, der es wie kaum ein Zweiter ver-
standen hat, an sich spröde und nüäterne
wissenschaftliche Themata in geistvoll unter-
haltender und anregender Weise zu behandeln,
ohne jemals der leichtflüssigen Tarstellung
zu Liebe der Oberflächlichkeit irgend welche
Zugeständnisse zu machen, haben sich andere
hervorragende Schriften Naturwissenschaft-

Illustrierte Bibliographie.

265

lichen, ethnographischen und geographischen Inhalts ebenbürtig an die Seite gestellt, so
Riltsels „Völkerkunde“ in drei stattlichen Bänden, Anton Kerner von Marilauns
„Pflanzenleben“ in zwei Bänden, Neumayrs „Erdgeschichte“ in zwei Bänden.

Wimisch« Gesichts», „erv, Xer?u, s«e!»U,

>?, Paar»

Chliehmuc-lel dl? Auge

Ohrspeicheldrüsenübung

Kaumuli! ill, mi«3«t,l,r>

köröhe! l»chl,lin,»!,zlcl

Gruher Hinierhauptsnirv

Kleiner Hi,leih»>,pt\$neru

Obirstächlicher Holzruerven

kchütßmuilel deiNundeü

Ilinn>NclU

Lbrstächlicher Niefernew

Intcrüefelpeicheldrüsl,

Innere Nopfschlagader/ ^ ^l

Äußere Kopsschlagader ^

Schlüsselbeinnei» (!?»v»» »upricllvieawi«!

vierflächliche Verven de» Kopse» und Halse», namentlich Xorvu« l»«i!i!».

Ilu» dei ueneil Auflage von: ülanle, »Ter Mensch,“ Leipzig und Wien, Neil»», de» Bibliographischen
Institut».

Wilhelm Haackes „Schöpfung bei Thierwelt“, die ethnographischen Werte von

Wilhelm Sievers, „Amerika“, „Asien“ und „Afrika“, in je einem Bande, und

endlich „Der Mensch“ von Johannes Rante. —

Nord und »üd. I.XX. «09. 18

Nord und Süd,

Die Gesamtheit dieser Werke stellt für jeden Gebildeten, der sich ohne fachmännische Ausbildung über das Wissenswerthe und Interessanteste, das unsere Erde und ihre Geschöpfe bieten, belehren will, eine Bibliothek von unschätzbarem Weiche dar. Nicht buchhändlerische Speculation, nicht gelegentliche Ausnutzung einer günstigen „Conjunctur“ hat bei der Veröffentlichung dieser Werte das Bibliographische Institut geleitet: es ist vielmehr ein im vornehmsten Stil angelegtes, planvoll durchdachtes, mit Ernst und Gründlichkeit durchgeführtes Unternehmen, dessen Erfolg auf dem Buchermärkte bei der ungewöhnlichen Kostspieligkeit der Herstellung und den dadurch bedingten, wenn auch relativ

L»» rechte Hondslelet (noch Hartman»). 1) Rückenansicht!, 2> H»ndffllche»»nsicht, 1) Stülfsein, 2) Mondlein. 3) dreieckige» Nein, 4) Erdlenbein, »> »rohe», «> kleine» uicleckige» Nein. 7, »opfein, 8» palenbein. 9—13) Nittelhandknochen, 14—18) eiste Reih« bei Pl.»l»n»ei>, 19—22) zweite Reihe, d bi» «) dritte Reih« derselben, ») l»e!ie Daiunenpholange.

llu» der neuen Atiftage von: Nanle,

»Der Mensch". Leipzig und Wien, Verl»» de» «iblionravhischen

Institut».

sehr niedrigen, so bock, absolut immerhin ziemlich bedeutenden Ladenpreisen im Hinblick auf die geringe Nücherkaufkraft unseres Publicums keineswegs gesichert erschien. Daß diese Werke trotzdem die weiteste Verbreitung gefunden haben, daß ihr Nerth erkannt worden, daß bei vielen der Erfolg bedeutend genug gewesen ist, um neue Auflagen noth» wendig zu machen, dan das anerkennenswerthe Streben des muthigen Verlagsinstituts nicht nur den »u,^i'8 ll'«»tims der Kritiker, sondern auch materiell wohlverdienten Lohn gefunden hat, ist eine eben so erstaunliche, wie hocheufreuliche Thatsache.

Zu den erfolgreichen Werken dieses CvNus gehört unter anderen auch „Der Mensch“ von Johannes Ranke, von dem soeben die zweite, gänzlich neu bearbeitete Auflage

X

Illusliitc Vibliographie.

26?

1) F<u«rboh«r, üblich in Australien, Iaimanien. Kamilchail», übel!, Indien, A'rit», »uf den Kanarischen Inseln und in N»r>I». 2> R!emen»Feuerb»drer der >j»tim!>», (Nach Tülor.>

^^ rü>>"», » »

1^ Feiner, 21 «rober Tnpuz der Javanerinnen. Mach VIII;,,)

Au» bei neuen «ufl»«e »on: Ranle, „Der Mensch'. L«i»zi« und Wien, Verla« bel Viblixgravbischen Instit»!»,

18*

Nord und öüd.

erschienen ist. Eine etwas eingehendere Besprechung dieses Weites wild zugleich das Wesen der anderen, die sammt und sonders durch eine starke geistige Verwandtschaft miteinander verbunden sind und auch in allem Aeutzerlichen dieselben Züge aufweisen, erkennen lassen.

Der erste Band dieses Wertes behandelt die Entwicklung, dm Bau und das Leben des menschlichen Körpers.

Tic Einleitung giebt eine allgemeine Uebersicht über Bau und Verrichtungen des menschlichen Körpers. Diesen allgemeineren Betrachtungen schlicht sich bann die Entwicklungsgeschichte an.

Da wird zunächst das Ei als selbstständiger Organismus geschildert, die Befruchtung, die Eicntwicklung, also die Bildung neuer Fellen, der Beginn einer functioncllen Gliederung der Fluchtanlage bis zur Formung der Fruchtanlage zur fettigen Köipergestalt. In einer besonderen Abhandlung werden als Schluscapitel dieser Entwicklungsgeschichte die natürlichen und künstlichen Mißbildungen der Menschengestalt behandelt, also die Haarmenschen, die geschwänzten Menschen u. s. w. Schädel-, Jahn-, Rumpf- und Fuh-Plastik bilden den Schlich.

Ter zweite Hauptabschnitt führt den Titel: „Die niederen Organe“ und behandelt in feinen einzelnen Theilen Herz und Blut, die Organe der Blnreinigung und ihre Thatigkeit (also

die Athmungs-
organe, die Nie-

ren), die Ver-

dauung, (Ma-

gen, Dünndarm

n. s. w.), Er-

Znlulaffeln, (Nach Photographie von 8, Giinther In ü?eil!n>

Au» der n<uen Auflagt von: Ra,ile„.I« McnIch".

Llipzig und ^il„, Vcrläü dl» iUbl lographilchen Institut»

ilülveibldun«

ew«» i»na,tn Klffflrn.

(Noch Fiitsch.)

uährung^(Nahrungsmittel) und ani-

male Wärme, das Kno-

chengerüst und seine Be-

wegungen, endlich die

Museln und Muskel-

bewegungen.

Der SchlInhaltschnitt

dieses ersten Bmides, „Die

höheren Organe“ benannt,

besaht sich mit der Mitio-

skopie, Physik und Chemie

des Nervensystems, dem

Bau des Gehirns und des

Rückenmarks und endlich

den Sinnesorganen und

Sprachweilzeugen.

Der Inhalt des zweiten

Bandes ist durch den Unter»

titel: „Die heutigen und die

vorgeschichtlichen Menschen-

rassen“ klar bezeichnet.

Ter erste Hauptabschnitt

untersucht die körperlichen
Verschiedenheiten des Men-
schengeschlechts und beginnt
natürlich mit einer Bei-
gleichung der äußeren Ge-
stalt des Menschen und der
menschenähnlichen Affen.
Daran schließt sich die
Untersuchung der Körper-

Hilfslite Bibliographie.

2SY

Proportionen der Menschen und zwar bei der weißen Culturasse, bei den außer europäischen Culturvölkern, den Naturvölkern, und endlich die Kümmerformen. Alsdann werden Körpergröße und Körpergewicht (Niesen und Zwerge), Farbe der Haut und der Augen (Albinismus und andere krankhafte Hautfärbungen), die Haare des Menschen, die Schädellehre eingehend erörtert. Die Gruppierung der heutigen Menschenrassen und anthropologische Rasscnbilder, also Lappen. Eskimos, Indianer, Patagonier, Feucrländer, Kaffern u. s. w., die Eretins und Asienmenschen bilden den Schluß dieses Abschnitts.

Der zweite und letzte Hauptabschnitt, mit dem das Werk schließt, bringt in faßlicher und fesselnder Darstellung die Ergebnisse der neuesten Forschungen über die Urraffen in Europa, über den Urmenschen, den „Diluvialen“, über die ältesten menschlichen Wohnstätten in Europa, die Fundstellen des diluvialen Menschen in Frankreich und Deutschland, die Höhlenbewohner, über menschliche Knochenreste aus dem Diluvium, die Hauptculturperioden des vorgeschichtlichen Europa, über die Pfahlbauten der Schweiz, die jüngere Steinzeit, die Bronze- und die erste Eisenzeit in Nord- und Mitteleuropa.

Dies in großen Zügen der sachliche Inhalt des Weites von Johannes Ranke, der über das Wesentliche seiner Arbeit in dem der ersten Aussage vorangestellten Vorworte das Folgende sagt: „Die Grundlage aller in dieem Buche enthaltenen Betrachtungen bildet der allgemein anerkannte Satz, daß in gesetzmäßiger, das heißt logischer Weise die gesammte animale Welt in körperlicher Beziehung zu einer idealen Einheit zusammengeschlossen ist, an deren Spitze der Mensch steht. In diesem Sinne ist das Thierreich der zergliederte Mensch und der Mensch das Paradigma des gesammten Thierreichs.“ Welche Gesichtspunkte den Verfasser bei der Bewältigung der Riesenaufgabe, die er sich gestellt hatte, geleitet haben, darüber giebt eine andere Stelle des Vorworts erfreulichen Bescheid. „Man hat bisher nur zu häufig,“ sagt Johannes Ranke, „namentlich in populär naturwissenschaftlichen Werken, den augenblicklichen Standpunkt der naturwissenschaftlichen, ewig wechselnden Hypothese mit ebenso schwankenden politisch philosophischen Tagesmeinungen ver-

quickt; so mußte nothwendig in dem der exacten Naturforschung feinerstehenden Publicum die verhängnißvolle Meinung erweckt werden, als gebe es naturwissenschaftliche Dogmen, welche den höchsten Idealen des Menschengeschlechtes feindselig gegenüberstehen. Es wäre ein Lohn für die Mühen unserer besten Forscher, wenn es auf dem Gebiete der Anthropologie gelänge, diesem volksverderbenden Irrthum Schranken zu setzen.“

Das Werk ist in Lexikonformat erschienen und in scharfen, großen Lettern auf festem und gutem Papier gedruckt. Der Vermerk der Verlagshandlung, daß das Papier „holzfrei“ ist, thut noth und wirkt sehr beruhigend, denn das jetzt meistens zur Verwendung kommende Papier mit Holzstoff entwerthet jedes Buch schon nach der

hältnißmäßig kurzer Zeit: die Blätter entfärben sich krankhaft, bröckeln und brechen

Austeoliee m» Bumelon«.

<1!«ch Photographie oon <5, Günther in Berlin.»

Nu» der neuen Ilufl»«« »»n: iltanle, „Der Mensch“.

Leipzig und Wien, Verl»« de» Vil,lío«ra»hischen
Institut».

Jedermann hat sich das Wort des Terenz: „Homo 8nm; liuruauu nib.il 8, ins »lisuuln put«, - wenn auch unwissentlich, in höherem oder geringerem Grade zu eigen gemacht. Ter Mensch ist und bleibt das Interessanteste für den Menschen, und Alles, was mit dem menschlichen Wesen, der Entstehung, dem Organismus und den Funktionen des Menschen zu schaffen hat, reizt seine Wißbegierde, fesselt seine Thcilnahme. So bietet denn auch das Ranle'sche Werl in jedem einzelnen Ccwitel und in seiner Ge-

Illustrierte Bibliographie. 27^

sammtheit ununterbrochene Anregung, Belehrung und übt beim Lesen einm sich immer verjüngenden Reiz aus. Aus jeder Seite spricht zu uns der ernste Wissenschaftler, der es mit seiner Aufgabe sehr ernst nimmt, der sich mit den neuesten Forschungen, die gerade in unserer Zeit so bedeutend geworden sind, völlig vertraut macht, ohne Voreingenommenheit erwägt und prüft, scheidet und sichtet, der niemals blenden will und mit der wahren Bescheidenheit des wirklich Gelehrten nicht mit Halbwiesenen als thatsächlich Feststehendem protzt und sich nie eine Verletzung der Grenzen des menschlichen Erkennens zu Schulden kommen läßt. Dabei vergegenwärtigt sich Ranke unausgesetzt, daß er nicht vor einem Kreise von Fachgenossen steht, sondern sich an die größere Gemeinde der nicht fachmännisch Gebildeten wendet, die der Bildungsdrang nach den ernstesten Werken faßlicher Belehrung greifen läßt. Sein Vortrag ist schlicht, klar und fesselnd. Wir brauchen wohl kein Facit aus diesen Ausführungen zu ziehen, eine besondere Empfehlung erscheint vielmehr entbehrlich.

In demselben Verlage und in demselben Formate wie die obengenannten wissenschaftliche» Weile ist vor ewiger Zeit eine Schrift erschienen, die ihrem Inhalt und auch ihrer Behandlung nach dem Gebiete, das das Bibliographische Institut fast ausschließlich pflegt, eigentlich ziemlich fremd ist, wir meinen das moderne Geschichtswerk „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks“ von Hans Blum, das zur Zeit seines Erscheinens so viel Staub aufgewirbelt hat. Die Geschichte der zwanzig Jahre seit Begründung des Deutschen Reichs bis Bismarcks Abgang ist sicherlich bewegt und inhaltreich genug, um eine eingehende Darstellung zu beanspruchen. Es läßt sich auch nicht verkennen, daß der Verfasser das überreiche Material sorgfältig bearbeitet und lichtvoll gegliedert hat. Wir sind auch weit davon entfernt, dem Verfasser daraus einen Vorwurf zu machen, daß seine persönliche politische Überzeugung ihn bei der Beurtheilung der wichtigsten Ereignisse unserer Gegenwart und der Persönlichkeiten stets in erkenntlicher Weise geleitet hat. Wenn er sich auch sichtliche Mühe gegeben hat, dem Gegenstand seiner politischen Auffassung möglichst gerecht zu werden und so historisch, so objectiv wie möglich zu sprechen, so ist ihm das doch — dabei wird gewiß die Frage des Temperaments mit entscheidend gewesen sein — nicht immer geglückt. Natürlich ist es ja, daß jeder Monograph sich in seinen Helden verliebt, und wenn die Verehrung »»»»-., »bra»» irgend einem mitlebenden Menschen gegenüber verständlich und gerechtfertigt erscheint, so ist es die unbedingte Bismarckverehrung. Hier handelt es sich aber thatsächlich, obwohl die Worte „Das Deutsche Reich“ an der ersten Stelle des Titels stehen, doch nur um eine Bismarck-Monographie während der zwanzig Jahre seiner wichtigsten politischen Thatigkeit. Die Tendenz dieses Werkes wird also trotz ihrer scharfen Betonung dem Verfasser von einem billig denkenden Leser, auch wenn er nicht auf dem Standpunkte Blums steht, kaum ernsthaft verübelt werden. Berechtigtere Vorwürfe hat man gegen den Verfasser erheben dürfen, daß er auf unbeglaubigte Mittheilungen hin, die beinahe zur Kategorie des politischen Klatsches zu rechnen sind, thatsächliche Behauptungen aufgestellt hat, die von zuständiger Seite den unbedingtesten Widerspruch hervorgerufen haben. Einzelne Angaben über den Grafen Arnim zum Beispiel, sowie über die thatsächlichen Vorgänge bei der Entlassung des Reichskanzlers sind in bestimmtester Weise als vollständig unrichtig bezeichnet worden, und der Verfasser hat den Vorwurf, daß er ohne genügende Sachkenntniß doch bedeutungsschwere Behauptungen aufgestellt hat, die sich nicht nur nicht begründen lassen, sondern» die thatsächlich nicht zu begründen sind, auf sich sitzen lassen müssen. Wer freilich die zeitgenössische Geschichte schreibt, wird da bei aller Sorgfalt und Prüfmig leicht in den Fehler verfallen können, den sich der Verfasser der Schilderung der Bismarck'schen politischen Thätigkeit offenbar hat zu Schulden kommen lassen. Unbefangene Richter werden» darüber indessen nicht die unbestreitbaren Eigenschaften des Werkes, die verständige Gliederung, die gewandte lebhaft Darstellung und die jugendliche Wärme des Vortrags übersehen. ? . I> .

272 Nort» und 5iio.

Schimpfereien.

Von Carl Sontag. (Veilin, 1894. Freund K. Jeckel.)

Vor einer Reihe von Jahren schrieb Carl So «tag ein lustiges Buch, dem er den sehr bezeichnenden Titel „Vom Nachtwächter zum türkischen Kaiser“ gegeben hatte. Das Wort kommt in der Literaturgeschichte wohl zum ersten Male in Ifflands „Jägern“ vor. Da ist die sehr geschwätzige, aber liebenswürdige Frau Oberförsterin, die beim Erzählen vom hundertsten ins Tausendste, vom Nachtwächter auf den türkischen Kaiser geräth. Den Vorwurf der Schwatzhaftigkeit darf man nun allerdings gegen Carl Sontag nicht erheben, aber er plaudert gern und vollständig system- und vllmilos. Was ihm gerade durch den Kopf geht, was auch nur im allernähesten Zusammenhang mit dem Thema, das er eigentlich behandeln will, stehen konnte — er schreibt es nieder. Er spricht, wie so viele geistreiche Leute, eigentlich immer in Parenthesen. Sein neues Buch, „Schimpfereien“ genannt, ist im wahrsten Sinne des Wortes „des Weites zweiter Theil“. Auch hier legt er sich nicht den geringsten Zwang auf, den Weg, den er sich vorgezeichnet hat, in möglichst gerader Richtung zu verfolgen. Wo immer er rechts oder links durch irgend eine Verlockung dazu veranlaßt wird, einen Seiteweg einzuschlagen, springt er lustig ab, und wenn er merkt, daß er in eine Sackgasse gerathen ist, entschuldigt er sich, kehrt wieder um und findet ungefähr die Straße, die er muthwillig verlassen hatte, wieder. Für Philister und engherzige Leute, die das Verlangen stellen, daß der Schriftsteller das von ihm aufgeworfene Thema systematisch anordne, ergründe, durcharbeite, schreibt Carl Sontag nicht. In der Ungezwungenheit und Freiheit seiner Bewegung beruht aber vielleicht der Hauptreiz dieses charmanten Erzählers. Er hat viel erfahren, er ist in seinem bewegten Künstlerleben mit vielen interessanten Leuten zusammengetroffen, und er besitzt das wunderbare Gedächtnis; des Schauspielers: was er einmal gehört hat, verwahrt er, um mit Rabelais zu sprechen, in seines Gedächtnisses Ränzlein. Und das packt er denn bei guter oder ungefähr guter Gelegenheit zur Freude seiner Zuhörer aus, und er erzählt die hübschen Geschichten, die streng genommen mit dem, was er eigentlich zu sagen hat, verwünscht wenig zu thun haben. „Schimpfereien“ ist ein fast photographisches Abbild der zwanglosen Unterhaltung in fröhlicher Geselligkeit. Es ist wirklich, als ob man Sontag sprechen hörte: und der Vortrag macht des Redners Glück. Er schreibt ohne alle Gespreiztheit, aber überaus lustig, anregend, fesselnd, mitunter sogar geistvoll, immer erfreulich. Wenn einige Kritiker ihm wegen seines „Stils“ am Zeuge geflickt haben und auf diese oder jene nachlässige, verbummelte stilistische Wendung hinweisen wollen, so verkennen sie unseres Erachtens das eigentliche Wesen der Sontag'schen Schriftsteller« vollkommen. Gerade diese vergnügten Ungezwungenheiten geben dem Buche das rechte Salz. Man darf da gar nicht von sprachlichen Verstößen sprechen. Sie haben mit den Widerwärtigkeiten der sprachlichen Verlotterung durch das Zeitungsdeutsch nicht das Geringste gemein. Man könnte sie beinahe als Dialekt bezeichnen. Sontag schreibt den Dialekt des Stammtisches. Gegen manche seiner Behauptungen werden sich sehr berechnigte Einwendungen erheben lassen. Man wird nicht immer mit ihm übereinstimmen, man wird manche seiner Ausstellungen an diesem oder jenem ein bisschen geringfügiger und gleichgiltiger Art finden und öfter die Frage auswerfen: „Wozu der Lärm? Was steht dem Herrn zu Diensten?“ Aber im Großen und Ganzen wird man durch das liebenswürdige Geplauder lebhaft angeregt und unterhalten werden. Man wird mancherlei Neues lernen und immer die Empfindung haben, daß man sich einen Mann zur Gesellschaft gewählt hat, der einen klaren Kopf, eine vornehme Gesinnung und eine ungewöhnliche Unteiltaltungsaabe besitzt. Am wohlsten fühlt sich Sontag natürlich, wenn er von seinem eigentlichen künstlerischen Berufe spricht, von den Schauspielern und der Schauspielerei. Es ist kaum als eine Merkwürdigkeit zu bezeichnen, wie sich der Schauspieler und der Schriftsteller in Sontag deckt. Wie er unzweifelhaft als Darsteller humorvoll schmollender und komischer älterer Herren kaum von einem der mitlebenden Schauspieler übertroffen wird, so ist er auch als Erzähler am ergötzlichsten, wenn er in lustiger Weise über irgnd etwas wüthend wirbt und sich ausschimpft. Deshalb ist auch der Titel, obwohl das Buch alles Pamphlet-artige und häßlich Beleidigende ausschließt, sehr glücklich gewählt. Auf Einzelheiten des Inhalts wollen wir hier nicht weiter eingehen. Er ist so mannigfaltig wie möglich, und die Zusammenstellung der einzelnen Capitel zu einem Ganzen ist so willkürlich, wie die Behandlung im Einzelnen. Das Buch wird viel gelesen »werden und viele Leser erfreuen. ? . I..

Hoffmann von Fallersleben.

Mein Leben. In verkürzter Form herausgegeben und bis zu des Dichters Tode fortgeführt von H. Gersteinberg. Berlin, F. Fontane K Co.

Die sehr ausführliche, bis zur Uebersiebelung nach Corvey M60) reichende Selbstbiographie Hoffmanns von Fallersleben erscheint in der vorliegenden Ausgabe verkürzt durch Fortlassung unwichtiger Einzelheiten sowie besonders auch dadurch, daß die Urkunden und Belege nur in knappem Auszuge mitgetheilt, die eingestreuten Dichtungen fast gänzlich fortgelassen sind, weil sie — was jedoch nicht von den beiden Operntexten gilt — in der neuen Gesamtausgabe der Werte ihre Stelle gefunden haben. So bilden die beiden Bände einerseits (als Bd, VII und VIII) einen passenden Abschluß dieser Gesamtausgabe: andererseits sind sie, da sie auch mit besonderem Titel allein ausgegeben werden, auch als ein für sich bestehendes biographisches und zeitgeschichtliches Werk sehr willkommen und schätzenswerth. Dies gilt namentlich auch von der vom Herausgeber neu gebotenen Ergänzung der Biographie durch Schilderung der Wirksamkeit Hoffmanns auf Schloß Eorvev 1860—1874, sowie von den „Nachträgen“, welche viele Einzelheiten der früheren Aufzeichnungen in neuem Lichte erscheinen lassen.

Hoffmann von Fallersleben ist eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte der deutschen Literatur und Geistesbildung. Er vereinigte in sich viele Eigenschaften, die sich zu widersprechen scheinen. Er war als Sammler, Litterator und Bibliothekar ein eifriger Durchforscher der deutschen Vorzeit und gab sich zugleich mit voller Seele den Strömungen der neuen Zeit hin. Er war ein Sprachforscher, Handschriften- und Bücherfreund, dem die damals jung aufstrebende germanistische Philologie viele werthvolle Funde zu verdanken hatte, und zugleich ein lustiger Duichwandeier vieler Länder, ein genialer Beleber heiterer Geselligkeit, ein Trinkspruchredner, wie es vielleicht keinen zweiten gegeben hat. Er war reich an gelehrtem Wissen und doch voll Empfänglichkeit für schlichte Häuslichkeit und einfache Volkssitte und zugleich ein Dichter, der für seine Empfindungen den treffenden Ausdruck in echt volksthümlichen Liedern fand. Er war von Natur sein Leben lang ein kindliches Gemüth, bieder und treu an seinen Freunden hangend, und doch überall da, wo er Anmaßung und Dünkel sah, leck und scharf in Wort und Schrift; er war ein Sänger harmloser Kinderliedchen und ein schwärmerischer Vaterlandsfreund, und zugleich — von der oppositionellen Zeitströmung getrieben — voll beißenden Spottes und verletzenden Witzes gegenüber den Mißständen in Staat und Gesellschaft. Deshalb war er vielen seiner Zeitgenossen ein Räthsel oder ein Anstoß und ist auch von der Kritik und Literaturgeschichte oft einseitig und ungerecht beurtheilt worden. Es ist sehr erfreulich, daß jetzt — zwanzig Jahre nach seinem Tode und fünf Jahre vor der Säcularfeier seiner Geburt — in Dr. H. Geistenberg ein Herausgeber und Biograph aufgetreten ist, der mit Pietät und ueiständnißvoller Hingebung dafür gewirkt hat, daß ein treues Bild von der Persönlichkeit und dem Wirten Hoffmanns von Fallersleben den kommenden Geschlechtern vor Augen bleibe. T.

Bibliographische Notizen

«»unVziige »er Logik. Von Theodor Lipps. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß. 1893. XV. 283.

Im Vorwort dieser „Grundzüge der Logik“ fixirt der bekannte Verfasser den anfänglichen Zweck derselben also: „Das kleine Buch, das ich hiermit veröffentliche, ist ursprünglich hervorgegangen aus der Absicht, den Hörern meiner logischen Vorlesungen einen kurzen Leitfaden der Logik an die Hand zu geben.“ In zwölf Abschnitten behandelt L. die grundlegenden Elemente der Logik. Daß ein Gelehrter, wie L. es ist, über manche Punkte dieser Elemente als ein Einziger denkt, dürfte begreiflich sein. Die Kritik jedoch hat hier nicht einzusetzen: sie hat nur zu fragen, ob das Buch seinem ursprünglichem Zwecke genügt, ob es den Hörern der L'schen

logischen Vorlesungen ein kurzer Leitfaden
fein kann für das, was Professor L. vom
Katheder aus sagte, sagt oder sagen wird.
In hohem Maße scheint uns dieses der
Fall zu sein.

Aber L. erweiterte den anfänglichen
Zweck; er begann an einen weiteren Leser-
kreis zu denken, sein „Buch möchte jetzt
überhaupt solchen nützen, die in den Ele-
menten der Logik sich zu orientieren . . .
begiimen". Sind ob das Buch diesem

2?H

Nord und Süd.

sekundären Zweck in gleich hohem Maße, wie jenem primären, gereckt wild, mochten wir bezweifeln, besonders, wenn wir es mit dem ersten Theile der Höfler'schen „Philosophischen Propädeutik“, mit Höfler's Logik, vergleichen.

Für Zeit, da L. die „Grundzüge“

schrieb, weilte er noch in Breslau. Inzwischen siedelte er als Nachfolger Carl Stumpfs nach München über, an dessen Universität die Philosophie sich leider nicht jener stetigen Ueberlieferung erfreut, die ihr anderswo zu Gute kommt. Wir hoffen jedoch zuversichtlich, daß durch Thätigkeit eine Besserung eintreten wird. Ob — ein erstes Anzeichen dieser Besserung — die kürzlich erfolgte Gründung einer „philosophischen Gesellschaft an der Universität München“ bereits auf L. zurückzuführen ist, wissen wir leider nicht. u.

Das deutsche Drama, in den litterari-

sch. Bewegungen der Gegenwart.

Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn von Brt-Hold Litzmann.

Hamburg und Leipzig, Leopold Voß.

Professor B. Litzmann hat bisher

Litteratur und Theater des 17. und 18.

Jahrhunderts zum Hauptgebiete seiner Forschung gemacht; in diesen Vorträgen zeigt er, daß er auch mit den litterarischen Strömungen der Gegenwart unmittelbare Fühlung hat und sie mit regem Interesse und mit einem an dem Studium der Vergangenheit geschulten und geschärften Blicke be-, gleitet. In geistvoller und künstlerisch abgerundeter Darstellung charakterisirt er in der Einleitung die litterarischen Verhältnisse Deutschlands in dem Jahrzehnt 1870—80, um dann aus der dramatischen Litteratur der Gegenwart Wildenbruch, Ibsen, Verharr Hauptmann und Sudermann als leitende Führer herauszuheben und in eingehender Analyse ihrer, <>anpne zu beleuchten. Erfreulich ist überall neben der Weite seines Blickes die Selbstständigkeit und Frische seines Urtheils; wohlthuend wirkt am Schlusse die Warnung vor der gerade in unseren gebildeten Kreisen leider weit verbreiteten Gleichgültigkeit gegen die neueste deutsche Litteratur und zugleich vor der „Schweifwedelei“ gegenüber modernen ausländischen „Mustern“ und „Größen“.

Jeder gebildete Leser, auch wenn er über manche litterarische Erscheinung anders denken sollte als Litzmann, kann in dem lebendig und anregend geschriebenen Buche eine genügende Lectüre finden. Hr.

Der Verfasser; deutsche Geistes auf die

französische Litteratur des 18. Jahrh.
1770 bis 1870. Von Dr. Fritz
Meißner. Leipzig, Renger'sche Buch-
handlung.

In dieser Schrift werden an zahlreichen
Stellen aus französischen Zeitungen, Zeit-
schriften und Büchern die Eindrücke veran-
schaulicht, welche deutsche Litteraturwerke
auf französische Leser und Kritiker machten.
Tiefes Material ist schätzbar: auf Voll-
ständigkeit freilich macht der Verfasser wohl
selbst keinen Anspruch. Geradezu unzu-
reichend ist das in der Einleitung über die
Litteratur des 18. Jahrhunderts (besagte;
aus Gödeke's Grundriß hätte der Verfasser
z. N. ersehen können, daß schon 1769
eine französische Uebersetzung von Klop-
stocks Messias in Paris erschien, welcher
am Ende des Jahrhunderts noch zwei
andere folgten, sodann noch eine ganze Reihe
von Uebersetzungsversuchen im 19. Jahr-
hundert. Immerhin ist das vom Verfasser
in den Haupttheilen seiner Schrift ge-
sammelte Material sowie auch die eigenen
Urtheile und Erörterungen, die er an vielen
Stellen anknüpft, dankenswerth, zumal das
Buch leicht lesbar geschrieben und über-
sichtlich angeordnet ist. Auf einem Druck-
fehler beruht der Satz (S. 123), daß
Henri Blaze von Goethes Faust nur die
lyrischen Stücke und Verse übersetzt habe;
es muß natürlich heißen: in Verse oder:
in Versen. <ir.

Die Lebenskraft. Von Rudolf von
Wickert. Leipzig, Verlag von E. E.
M. Pfeffer.

Als der Verfasser seinen Vortrag als
„Waffe gegen den Darwinismus“ nieder-
schrieb, war er sich der Forderung des
5. Gebotes bewußt, und so ist denn der
Darwinismus noch einmal wieder mit
knapper Roth dem ihm sonst sicheren Tode
entronnen. >Vz>,

Der Mensch und seine natürliche Aus-
bildung. Wider das althergebrachte
Verfahren in Erziehung und Unterricht.
Von Arthur Schulz. Berlin, Richard
Heinrich.

Verfasser geht mit der jetzigen Unter-
richts- »und Erziehungsstunde sehr streng
in's Gericht und macht Vorschläge zur
Besserung. In beiden Beziehungen schießt
er allerdings unserer Ansicht nach häufig
über das Ziel hinaus und fordert zum
Widerspruch heraus: nichts desto weniger
— oder vielleicht gerade deswegen — ist die

Lectüre des Buches eine sehr anregende und nutzbringende. Was die Vorschläge des Verfassers für die Umgestaltung unseres Unterrichts- und Erziehungswesens betrifft, so müssen wir sagen, daß sie zum Theil leider, zum Theil hoffentlich Zukunftsmusik sind. Wo.

Die Entwicklung»« der <5hc. Von Th. AcheliZ. Beiträge zur Volks- und Völkerkunde Bd. II. Berlin, Emil Felder.

Wenn auch die Anschauungen über die Entwicklung der Ehe bei Weitem noch nicht völlig geklärt und über allen Zweifel erhaben sind, so haben doch die Forschungen der letzten Decennien so überraschende Resultate zu Tage gefördert, die in vollem Gegensatz zu den früher allgemein angenommenen Theorien stehen, daß es für jeden Gebildeten eine Nothwendigkeit ist, sich einigermaßen mit dem jetzigen Standpunkte der Forschung bekannt zu machen, besonders seitdem durch Bebels Buch „Die Frau“ eine einzelne Anschauung als allein zu Recht bestehend in die weiteren Kreise getragen ist.

Der Verfasser hat es in ausgezeichnete Weise verstanden, in allgemeinverständlicher und doch wissenschaftlicher Weise ein Bild von dem jetzigen Stande dieser interessanten und für die Geschichte der Menschheit so wichtigen Frage zu geben. Besonders rühmend ist die strenge Objectivität des Verfassers hervorzuheben, die es dem sachkundigen Leser erlaubt, sich in zweifelhaften Fällen ein Urtheil selbst zu bilden.

Die Naturwissenschaft und die socialdemokratische Theorie. Ihr Verhältnis; dargestellt auf Grund der Werke von Darwin und Bebel. Von Heinr. E.

Ziegler, Dr. phil. 1891. extr., 1. der Zoologie an der Universität Freiburg i. B. Stuttgart, Ferdinand Enle.

Wir haben früher schon einmal auf zwei kleinere Schriften hingewiesen (von Barn und von Ammon), welche den Irrwahn bekämpften, als ob die Socialdemokratie sich auf die Darwinische Lehre stützen könnte. Auch in dem vorliegenden Werke wird in gründlicher wissenschaftlicher Weise der oft directe Gegensatz zwischen den Lehren und der Forschungsmethode der Socialdemokratie und der Naturwissenschaften an der Hand der Werke Bebels und Darwins klargelegt. Die Lehren von der socialen Stellung der Frau, vom Ursprung der Familie, von der Volksvermehrung, vom Kampf um's Dasein, von der Heileitung des

Staates, von der Gleichheit der Menschen :c.
werden in besonderen Abschnitten unter
Anführung von ethnographischen Thatsachen
und Vergleichen aus der Thierwelt einer
ausführlichen Erörterung unterworfen.
Bezüglich bei Frauenfrage wollen wir,
um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerken,
daß, wenn auch der Verfasser eine Ver-
schiedenheit auch der geistigen Natur des
Mannes und des Weibes vom naturwissen-
schaftlichen Standpunkte aus verfechten mutz
— allerdings nicht in dem Sinne, daß die
eine oder die andere absolut höherwerthig
sei —, er die Frage, zu welchen Berufen
das Weib zuzulassen sei, als eine Frage be-
trachtet, die nur durch den praktischen Ver-
such entschieden werden kann.

Wir können nicht auf alle Abschnitte
des Buches einzeln eingehen, möchten aber
doch noch eine Frage hervorheben, in der
wir mit dem Verfasser nicht einverstanden
sind: es ist die Frage von der Möglichkeit
der Vermeidung der Kriege, welche der Ver-
fasser für utopisch und mit der Tarwinischen
Lehre im Widerspruch stehend ansieht. Wir
können diese Ansicht nicht theilen. Wenn
auch der Kampf um's Dasein unvermeidlich
und naturnothwendig ist, so ist damit doch
nicht gesagt, daß er auch unter civilisirten
Völkern noch sich unter der Form der
Kriege abspielen muß, daß er nicht vielmehr
auch da dieselben Formen annehmen könnte,
wie er sie unter den Gliedern desselben
Staates oder Staatenbundes schon jetzt an-
genommen hat.

Den Schluß des lesenswerthen Buches
bildet eine kurze Abhandlung über den In-
stinct und seine Begrenzung gegenüber dem
Verstand. ^p.

Ueber Voltswohlfahrtseinrichtungen
in fremde« Staaten, insbesondere
in Dänemark. Nach gesammelten Vor-
trägen von I)r, Richard Petong.
Berlin, Verlag des Bibliogr. In-
stituts.

Eine sehr lesenswerthe Schrift für
Alle, welche sich für das so ungemein wichtige
und in seiner Wichtigkeit glücklicherweise
immer mehr erkannte Gebiet der Voltswohl-
fahrtsbestrebungen intciejsircn. >V,,.

Die arbeiterfreundliche wirthschaftliche
Dictatur von Christian Schmidt,
Selbstverlag des Verfassers.

Ein Beitrag zur Geschichte der mensch-
lichen Irrungen! ^>>.

Nord und Süd.

Die Frauenbewegung als Ergebnis
des Kulturfortschritts. Von S. Neu-
leiter. Berlin, Verlag des Biblio-
graphischen Instituts.

Der Verfasser tritt mit großer Wärme
und Ueberzeugungskraft besonders vom
physiologisch-medizinischen Standpunkte aus
zu Gunsten der Frauenbewegung ein.
Hienftmädchen-äucht und Lehren. Von
Nr, Friedrich * 4 * Charlottenburg,
Alfred Michon.

Verfasser spricht sich in Anbetracht
der starken Einwirkung, welche die Dienst-
boten auf unsere Kinder ausüben, dafür
aus, daß „überall, in allen Städten Fort-
bildungscurse für Dienstboten jeder Art
in der Kinderbehandlung eingerichtet werden
sollen.“ Np.

Die Chronik der vaudeshauptstadt
Vriin». Im Verein mit mehreren
Geschichtsfreunden zusammengestellt von
Dr. Gustav Tillenburger. I. Bd.:
Vis zur Luxemburger Zeit: II. Bd.: Vis
zu Karl V. Brunn 1882/94. —

Die Ebenen und Flußthäler Mährens
sind seit ältester Zeit eine Heerstraße für
Völlerzöge und Völlerzüge von Nord
nach Süd und umgekehrt gewesen: Kelten,
Hermen, Germanen, Avarn, Slaven haben
um den Besitz des Landes gerungen, und
zahllose Fäden aus den Kämpfen der Ver-
gangenheit führen zu den heutigen Zuständen
herüber. Wie ja meist, so spiegelt auch
in Mähren die Entwicklung der Hauptstadt
die Geschichte des Landes wieder, und an
allgemeinem, über die Grenzen einer Provinz-
geschichte weit übergreifendem Interesse
fehlt es der Chronik der uralten Stadt
nicht; die Kämpfe der Habsburger mit dem
böhmischen Reiche, die Hussitenkriege, die
Reformation, der dreißigjährige Krieg, die
Napoleonischen Feldzüge haben auch in der
Geschichte der Stadt ihre Spuren abgesetzt.
Das Werk Dr. Trautenbergers, eines tüchtig
geschulten Historikers, der mit gründlichen
Kenntnissen und ungemeinem Fleiß die
Gabe charakterisirender und spannender
Darstellung verbindet, muß um so dankbarer
anerkannt werden, als es der erste Versuch
einer Geschichte Brunsns überhaupt ist und
eine unparteiische Darstellung gegenüber
den slavisirenden Tendenzen der czechischen
Geschichtschreibung doppelt Roth that.
Möchte das gediegene Werk seinen baldigen
Abschluß erreichen: die beständige Ver-
knüpfung der Ereignisse mit den gleich-
zeitigen Strömungen im Deutschen Reiche
und immmentlich auch mit den nahe gelegenen

und enger verbundenen Schlesien und Breslau sichert dem Buche ein weit über das engere provinzielle Gebiet hinausgehendes Interesse. — i. —

Fürst Vismarck und »ie Frauen. Von Dr. Adolf Kohut. Berlin, Friedlich Stahn.

In dem Sinne, wie bei manchen andern mehr oder minder hervorragenden Staatsmännern, hat im Leben Bismarcks das ewig Weibliche keine Rolle gespielt; tiefgehenden, leitenden Einfluß haben im Wesentlichen wohl nur zwei Frauen aus ihm geübt: seine Mutter und seine Frau: im Uebrigen sind die Beziehungen Bismarcks zu den Frauen fast nur äußere, ohne innere »Einwirkung auf ihn, geblieben. Handelt es ^ sich hier also weniger um intime seelische ! Erlebnisse als vielmehr um bloße Be- ! gegnungen, so sind auch solche bei einem Manne wie Bismarck zu verfolgen reizvoll ! und interessant genug. Zeigte Bismarcks kraftvoll männliche Natur sich weiblicher Nezauberung gegenüber verschlossen, so hat er doch in seinem Verkehr mit ihnen genügend Beweise der Ritterlichkeit und einer aufrichtigen Verehrung weiblicher Tugenden gegeben. Das Buch Kohuts, der aus zahlreichen alten und neuen Quellen, auch französischen, ein reiches Material zusammengetragen und mit Geschick verarbeitet hat, liefert hierfür genügende Beläge. Das fesselnde, manch' hübsche Anekdote und charakteristische Züge enthaltende Buch sei allen Verehrern des genialen Staatsmannes empfohlen. >V.

Die Kellnerin. Roman von Peter Relav. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus.

Wir wissen nicht, weshalb der Verfasser die flüchtige Episode im Leben seiner Heldin zum Titel seines Buches gewählt hat, wir betrachten die Wahl als keine glückliche: — mit gewissem Mißtrauen nimmt der Leser das Buch in die Hand und mit unwillkürlichen Erinnerungen an die Hintertiepenbelletristik. um dann allerdings von dem Inhalt angenehm überrascht zu werden. Ein interessanter Stoff in realistischer Behandlung, ohne jede Heber« treibung, — so dichtet das Leben sein« Romane: — wir unterlassen es, einen Auszug aus dem Inhalt wiederzugeben, weil wir dem Leser damit die Spannung vorweg nehmen würden, möge er sich selbst

Vibliographische Notizen.

27?

überzeugen, wie erschütternd, trotz seiner Alltäglichkeit, der Zwiespalt wirkt, an dem der Verfasser seinen Helden zu Grunde gehen läßt. mi.

Auf dem Schlachtsfeld des Lebens.

Roman von O. Elster. Leipzig, V.

Elischer Nachfolger.

Anknüpfend an die Schrecken des deutsch-französischen Krieges, in welche die handelnden

Personen des Romans verwickelt waren,

will O. Elster beweisen, daß auch das

Leben seine Schlachtfelder hat, auf welchen

blutigere und unheilbarere Wunden ge-

schlagen werden, als im Kriege, und zwar

ohne die idealen und edlen Interessen, welche in einem solchen ausgefochten werden. So

wenig sich gegen die Nichtigkeit dieser An-

schauung etwas einwenden läßt, so ist doch

die Beweisführung des Verfassers nicht

immer eine glückliche, und man gewinnt

den Eindruck, als wollte er eine Verherr-

lichung des Krieges schreiben oder eine in

novellistische Form gekleidete Polemik gegen

die Ideen der Friedensliga. Der Roman

ist übrigens recht spannend geschrieben und

wird Freunden der Unterhaltungslectüre

Vergnügen bereiten, aber vom Geiste der

Moderne« hat er keinen Hauch verspürt.

Gute schlechte Menschen. Novelle von

Victor Hocper. München, Druck und

Verlag von I'r. E. Albert K Co.

Der Verfasser, der in den Spuren der

Modernsten wandelt, scheint mit seinem

Talent noch nicht recht in's Reine gekommen

zu sein.

Trotz des interessanten Stoffes vermag

er eben so wenig die Theilnahme des

Lesers bis an's Ende festzuhalten, als bei

diesem eine einheitliche Stimmung auf-

kommen zu lassen, dazu ist Licht und

Schatten zu grell aufgetragen, ohne ver-

mittelnde Uebergänge. Der Charakter des

Helden wirkt auch nicht überzeugend und

dessen Selbstmord als eine durch die Er-

eignisse nicht genügend motivirte Lösung;

— die Erzählung hinterläßt durchaus den

Eindruck des Unfertigen und wirkt unbe-

friedigend. MX,

Aus Kunst und Leben. Von A. von

Verfall. Neilin, Richard Eckstein

Nachf. (H. Krüger).

„Aus Kunst und Leben“ umfaßt eine

Sammlung von fünf Novellen, die —

ein wahrer Trost für den Kritiker — ein-

mal nicht nach der Schablone gearbeitet

sind: jede der Erzählungen trägt den

Stempel einer dichterischen Individualität,

und unterhält auch dann auch, wenn der

Leser dem Autor nicht ganz zu folgen vermag, weil er einen Abstecher in das Reich des Phantastisch-Mystischen unternimmt. Am wertvollsten halten wir die beiden dem Leben nach erzählten Geschichten, von denen namentlich die eine, „Ein König Lear der 8. Loußb.“, durch die naturwahre Darstellung und den fesselnden Stoff ein kleines Cabinetstück der Erzählungskunst genannt zu werden verdient. m.

Zitiert Märtyrer. Moderne Erzählungen von Georg Keck. Zürich, Verlags-Magazin (I. Schabelitz).

Früher sah die Kunst die Dinge durch ein Vergrößerungsglas an, weil sie nur durch den größeren Maßstab ihren Zweck, die Darstellung allgemeiner Ideen, erreichen zu können glaubte, jetzt bedient sich die Kunst des Mikroskops, weil sie nur durch die Darstellung des Kleinen, der Bacillen und Mikroben am Körper der Gesellschaft und im Leibe des Einzelnen, ihre Tendenz verwirklichen kann. Auch Keck, dessen Temperament reformatorischer Art ist, stellt die Tendenz der künstlerischen Absicht und Wirkung voran. Seine Tendenz ist die Menschenliebe. Sein Realismus birgt den edelsten Idealismus in sich. Für alle seine Schöpfungen gilt als Motto das Wort Hebbels: „Hab' Achtung vor dem Menschenbild und denke, daß, wie auch verborgen, darin für irgend einen Morgen der Keim zu allem Höchsten schwillt.“ Das vorliegende Buch enthält sieben Novellen, die zwar weder dem äußeren noch dem inneren Werth nach einander gleich sind, sich aber sämmtlich dadurch auszeichnen, daß jede einzelne Erzählung eine Kriegserklärung gegen Vorurtheil und Lieblosigkeit bedeutet. An Umfang und Polemik nimmt die erste Erzählung „Dem Tode geweiht“ auch den ersten Rang ein, an künstlerischer Vollendung ist jedoch „Der Arzt wider Willen“ die bedeutendste. K. löst darin die überaus schwere und heikle Aufgabe, ein von der Gesellschaft ausgestoßenes Mädchen der Achtung des Lesers würdig zu zeigen, ohne die Geächtete mit einem Glorienschein zu umgeben. Ebenso versteht er, in „Wir sind Alle Arbeiter“ und „Einer von der Reserve-Armee“ für seine Helden in der Arbeitsblouse den wärmsten Antheil zu erregen. Wenn auch weniger wahrscheinlich, so doch um so

Nord und Süd.

poetischer ist »Ein Liebesopfer«. Das neue
Bück Lebens bietet, wie schon sein Titel
»Stille Märtyrer« andeutet, keinen leichten,
lustigen Lesestoff, zeugt aber in allen seinen
Theilen dafür, daß sein Verfasser die Kehr-
seite der modernen Gesellschaft mit seltener
Sorgfältigkeit der Beobachtung auf der ethischen
Goldwülge geprüft und das trübe Ergebnis;
seiner Untersuchung durch künstlerische Be-
leuchtung verklärt hat. X.

Kinge^anzene UI!<:I,er. UezPwoliuuz ullcd Hu««»!»! der Neitactiun vurde!,»Iteu,
^nleituntf IUI s»t«il Vllt«l«i»tuiifr t>«i

«UtiUcilt»» UneiMsn. V»u I., Ueliler und
,1. Hex», r'ranklurt, II. I^cldmld.

2»2i. U., 8tudlen lui- Kritik der Modernen,
ziit I'», 'tr, de« V>>N»«, <,'18. praniilurt II.^I.,
I.itt«r»il«elie H»8t»!t.

2»»I>«»I!<i !>.. < NlÜÄkterlütiliv,,. Lcriin, lic,,<en'
dam» ^ Ilurt,

2«eli«lli!, >V,, I'I,lli,,pine Velser, Line Fcdilde-
r»n<? Idres Ix'd>>I^ u, !!>re,< <7>>»rilliter«. Uit
I? ?ext- um! ? dumx>I.«eit!>en II!u,<ti>t!>!!en.

Innsd! uidi, Verlaß d. !!u^,>u>n I'erudlnnudeum,
llerlin, I'r, I.I,>i»«r>>cldc,

2oltII, V» 8>>!nn?,II, Li» ('»Nur- und I>den8-
Wim, I!d. 9., «.rliü, li, Uns,n»,,n X> C«.

viel«»», <,',, ÄUuedner Oizinal«, 8tutt8II,rt,
veutsede Verlag« .Xn8t»!t.

NÄ1. !>I, Ner 8!>>iitII!nß vnn 8I>n Nregurin.

ün 8on8 uu» V,ned!<i« V,,!lielt. vre«den,
!>', kierung,

<3o«l«r von K»ven»bulif I'rdr, I>'rl,r,. s!rund-
r!«« der Kun«tsseseldcl!»,>. !?!, I!ls«due!i für
8tudlirende, ,>ul Ve!ÄNI«,<«un8 d, K^I. prellt.
I!nl«rr!<:l,t8vel»I>Itu,>p!, !>I!t !» i. d. ?cxt M,I,r.
lillureu. Uvilln, !', Nunc^er.

NlixII», V,, Neule und Dutartunss, üiue p«ve!,,>-
lozisedc 8tudie, ^Ilt eine!> Vor»>u1 vnn

L, ziendel, Lerlin, O. ^«iiientü.

üo»°iivlti, D., I»'r»,,I<Vi8ede X',dli!j8tlmmu»f!en

»KI,!«»! de« Krlessc« I«7N,?I. Utiidronn,

D. 8»Iü<>,,

I,otl>»i, II,, KI>U8cd. !!!u Nroml! In drei Huf
^!>!!«n. Dresden, ü, ?!«»»».

H«v«r» Xonv«i»»Uoi«-I^xl^on. Diu Kacli-
lic>!!»^'«s!! de« Itllßeinelnen IViüüenü. füllst«

ssünllied neu de»r!«>it«te ^uüllße, Wt unze-
s,I>I i^IXü! Hddilduüßen Im ?ext und »ul

IW I!ildert«seln, Karten und Plänen, Münster

Hand, vln^er b!8 Dtnieu«. »isniß u. Vien.

Lldlic«r»pli!>el,e8 In«titut.

HIUlei, L^ H«8 der 8ti-eu«»ndddel,,<e. NeÄient«.

Vle8<I>u, ü, Pier»»!!.

Hurst, KucrcInM,! VülloiKucn,I<>r «uzü^clum
un>! Äeut8<:n<>,! 8>>nle!ie. I^Iefemnß !2. Leiün,

IHuz«n»cdel,!!^<?!>e V«ll8>?8!>ualluän!!Iuu8.

^«umllni» Ort»-I^«il!<,n se!< v«nt»<:!>>u II«io!i8,

!!In BeogiÄ^Iü^en «lat!8t!,!e!,e!< XllcNLCnllu;<'

wirb für ä»>ut»< ne IH,iH«8>>»n<lc. NIIN«, ncu-
 be»r!>>>lt«t« u„ä venucmtü HuNz, v«n vireetnv
 V, Kell. LI! 1^, n<l>>r ! N»n,l mit ,>!ner Ben-
 Bi»pb!8cli-8>»t!''!t!8<'l,>!u 8K!«^e, »wer l.'edei'-
 8!eut,«Kalt>>. ' ' ^Inllzll«, !„'n Kurten, 3! ÄUte-
 nläncn nnH 2'5> V>>,ixi,il,!!l,>'rn, liest 1!! !,!«
 2!». I.»>!p?,i<5 unä >Vl<?„, > üilUss >!c!< NiKlioßi'UpKI'
 8OI>eU IU!>tltltü,
 Ul«ln»nn, X,, ll»!..li,>„,<pie> »", '8 I^l,<„!<, lloman.
 Ä Uilwle, Dreolc,^ i:, Ner8»n.
 Otto. ^., Änmn»>r5rl«el,en unc! Niincn-^urcut« i»
 l>«ut8cli!»nH um! Ne»t<>rr>>lon. Illt el,«r Heise-
 liuite v„n ziitlel üurni». üerün, H. NolH-
 !icl!u!<!t.
 ?oMiil»!i, V,, Nie ^u<!>>» „n,l ,lie l:8rp,>lllelie
 ^>!<'lt. l?!u Vnrtra»: , üerllu. ll, UIKi-«!!?..
 ü«ldrlil, o»t<1«>it»eQ». Nliitter ?.ui rör>l«r»nß
 <!er lluinuniMt, III, ^adr«, Kr. !'., Küniss»-
 berz. üwun u. >Ve!>er,
 N«i»», t'r,, I^u^UL«8 aus'm 8cl,»»IK's»IH, Ult
 ll!u»t,A!innen. 1°<'xt von ,1, ^, Unllmunn uu^
 ll. l>im!«cl!, LtuttMrt, Neuti«:!!« Verlaß«-
 XN8t»!t,
 Nsu«clu1<l, i',. ?»!er und zilic!ce». üläi-clw»
 uw! Num>>reü!ien. Ult einem l'rulx^e v,»>
 K»r! l!!t>erlel,! , iierlln, s!, V'»tteu!»e!,,
 ll«««l, tl. .>„ wiener Vn,>li,,!lBe8cl>iol!teu. !lii
 einem V,»«,>rw ^>>n ,X<l»m »llilcr «lütten-
 >>runn. Vre8llcn, D. Pier3,m,
 3IU!Q<l-III>»»<>«li, 1^, v,, Nie 8ulten uns ,lie
 llun^ri^en. lloml»,. X«ei Niinde. ^en»,
 U. <.'<«»!N,,i>le,
 8c>n>i»«i, ?',. ?, '8l»Inx«! in 8t»nx. <'l,»r»!:wi duck
 In ,! Hul?.u»:>>„, I^ielültl, <!l. 8>'vs!»rt>>.
 8t«nti«l. ,V, >V,'lt8l t>N,,l>„!8, 8!ntllut! un<! <l„tt.
 Nie l',Uder>!eOruußen »ul (!iun,l liei- Xutu^>
 vi8l«n8>'l>»ften. illt 3 'luleln. NiÄimzcliveiß,
 lilluert << Nn,,, > »»<'!>l,
 Vtorl«!. !'<'„ D!ne ljuucrcvnlutu«. Nres,le,>.
 Lc>l»t<,^, (!r»i 1^,, Nu« l'»tl>Ou!>In,l, ^e8l>rüc>> m!i>-
 sizer l>cutc, 2«e! l>! ,?H!lunß«n. .X. <l«m liu.<ii.
 v,« .V. VurKim-, l!>'lll», N!!,!^<cr!>Pi>. Lureau.
 l7M»> Ib., >Valt!>er vun ,le,'Vosselveäe. llamlu»ff,
 Ver!»ß8'Hn8t»!t <v«rm. ^, l', llicdteN,
 V<,IK,-»IbUotu«5, allßcm. X,, !. ?l,e«>!,i
 Kiimeri v«r Xue!,tvücl!t<'r, ^N8ep!i Uei<!erie!,
 «ler: l>'ut.<cl«> ?r>'uc. Xcu^a!«!, N, O«,',-.
 VlonUo^v, ^, Lnizr!,«« un>l I^v,!»ene8, <?,-
 ,liel>te. ,Vut<>rl8, l'cl>e>^, von l?, <'rUn.)>lll
 H, ?»nrl!t Hc8 N!ct>t«>8. ?>»ß, ll, v«mlim'»z.
 Vliadsi«, «^ .VI,,rn Xnveüen. l?i^t« roiM.
 NI^8<!en, K. ?!cr8on.
 Volt, .>!. , DI>> >,l,v»>8> l,e «n,i ,«it»lel,e ünt»rt!>nss
 ^e« lunüeruen Veld««, ,L vcriu. u. verde««.
 Huüllze, l^eii«i3, H. 8(!dupi>.
 Volt««, V., u. X. »MlsmP, Line «illlon.
 8e!i»u8i'!«l >>, !! .X»l?„ Nregsen, D, ?ier'»n.
 2lO.P», .V.. VlC ?r»u de« Nieder«. 8,>m»n.
 NI-eHdcn, ?>, plerzon.
 ^eitoclliltt, l»i»toii«<:li». lleiÄll^, v»n U. v,>„
 8vbe! n, t'r, ^lclnecke. Ke»e !>>!«« ^7. lJ<u»l.

N^r MNlen lleide ?>. N»n<>. Lr«te« llet.

^ll!nol,en, ll, Oläeulmur^,

^sitooliritl Mr llvpilou««!«», LutrfresUon»'

U«i»l>l», 8u-n?«»t!«>n»l«lir« uu<l v«l»

vl>.u<ite p»volic>lc>»i»oli« ?oi»«ll>«!<f«n.

,!»l,rj?»n« ll, !8!>4 .»i>rl! >»„! >!»!, Zerlin,

!!, üriezer.

Schiesische »uchdruck,«,, «nnst, »,>!> l?«!<ig»'Anft»It o. 3, 5ch««l»en!>n, Vr«la».

Uni,ll»<bri«t« Nachdruck ou» dem Inhalt l>,el« l«»<chrift untersag!. U»b«!e«Mna«ech! oaibehal«,,.

n unsere IVüllnnenten!

^Q

ie bereits erschienenen Vände von

„Nord und Süd“

können entweder in complet broschirten oder fein geVnndenen Vänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Vand (—3 Hefte) bro»

schirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original>Linband mit reicher Goldpressung und 5schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

«Lbenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original- Einbanddecken

im 5til des jetzigen Heft »Umschlags mit schwarzer und Goldpressung

aus englischer leinwand, und stehen solche zu Vand I.XX (Juli

bis September 18HH), wie auch zu den früheren Vänden I—I.XIX

stets zur Verfügung. — Der preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke.

Zu Vestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen

und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Vezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte

bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern

bereit, gegen Einsendung des Vetrages (nebst 50 Pf. für Francatur)

das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

öchlesische Vuchdruckerei, Aunst« und Verlags»Anstalt

v. 5. Zchottlaender.

(Vefiellzettel umstehend.)

Mestellzettsc.

Vei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von siaul lindau.

3chlefi<che Vuchdrncke«!, Kunst» n, l?«ll0!>«onstolt o. 5 3cho<!lo»nl>»r In Vr««lo».

<Lzpl, Vand I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X.,

XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX.,

XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII.,

XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV.,

XXXVI., XXXVII., xxxvm., XXXIX., XI., XI.I., XI.II., XI[^]III.,

XI.IV., XI.V., XI.VI., XI.VII., XI.VIII., XI.IX., I., I.I., I.H., I.III.,

I.IV., I.V., I.VI., I.VII., I.VIII., I.IX., I.X., 1X1., I.XII., I.XIII.,

I.XIV., I.XV., I.XVI., I.XVII., QXVIII., I.XIX

elegant broschirt zum Preise von «[^] 6.—

pro Vand (— 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von «[^]t, 8.— pro Vand.

«Llpl. lieft ,, 2, 2, 5, 5, 6, 7, 8, 9, (0, ((, (2, (2, ,4, (5,

(6, (7, »8, (9, 20, 2(, 22, 22, 24, 25, 2K, 27, 28, 29, 20, 2(, 22, 22,

2[^], 25, 2K, 27, 28, 29, 4», 4(, 52, 42, 44, 45, 4«, 4?, 48, 49, 50, 5,,

52, 52, 54, 55, 5«, 57, 58, 59, 60, 6(, 62, 62, 64, 65, 66, 67, 68, 69,

70, 7>, 72, 72, ?4, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 8(, 82, 82, 84, 85, 86, 87,

88, 89, 90, 9>, 92, 92, 94, 95, 9«, 9?, 9«, 99, (NN, (OI,, ,02, (02,

104, (I)5. (N6, I.N7, (N8, (09, NU, (((, I.<2, ((2, ((4, I(5, ((«, «I.7,

((8. U9, <20, (2(, (22, (22, (24, (25. (26. ,27. ,28, (29, (20. (2(,

(22, (23. (24. (25, (26, (27. (28, (29, (40, (4(, (42. (42, (4». (45.

(46, (4?, (48. (49, 150, (5(, (52, (52, (24, (55, (56, (57, (58, (59,

(60, (6(, (62. ,62, (Ü4, (65, (66, (67, (68. (69. (70. (7(, (72, (72.

(74, (75, (76, ,77, ,78, (?9, (80, (8(, (82. (82, (84, ,85, ,86, (87,

(88, (89. (90, (9(, (92, (92, (94. (95, (92. (9?, (9», (99. 200. 20(,

202, 202, 204, 205, 206, 207, 208, 2«9

zum sireise von «[^],2.— pro Heft.

Einbanddecke zu Vd. I.XX. (Juli bis September j89H)

«zpl. do. zu Vand I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII.

ix., x., xi., xii., xiii., xiv., xv., xvi., xvii., xvm., xix

XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII

XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV.'

XXXV., XXXVI., XXXVII., xxxvm., XXXIX., XI., XI.I'

XI.II., XI.III., XI.IV., XI.V., XI.VI., XI.VII., XI.VIII., XI.IX

I., I.I., I.II., I.III., I.IV., I.V., I.VI., I.VII., I.VIII., I.IX., I.X., I.XI'

1XII., I.XIII., I.XIV., I.XV., I.XV1., 1XVII., I.XVIII., I.XIX

zum Preise von »«-<. [^].50 pro Vecke.

Wohnung? Nomei

N!ch!gewnnnschle» bitten zn duichfteelchen.

Um gest. rech! I>«»!!!ch» Nomen»' und wohnunglongob» wiio »isnch».

1894«. k'riscks k'ülwnF. 1894

? läßlicher Versallü

»illlm!» . 4» «

ÜHlonlülü!» tl^ -

1^«l«l!«»lni»i!NI -

»«im». . <?» « -

«»Ml»». 3i» «

»,l,»<l«!l,, <?» -

l««ll»ll^l».M °

l«««tl»»>. l<l ,

NHH2HIMIMIIMM

^

klllintL

8l>su<l»l 8«ll

»Oll

lls?,t»ll,lst.

8l>su<l«l 8«ll».

!!/»NI.8»^Nr»

zprullel?»»«!!«».

.....!,'!,,! !^,,« M!!,,!!,,!!«!,,M,^<,,,, ,,'!,, ^ , ^ ,,!.....!,,, M,,
!^>

»IQä NI d»l«ll«l äucil <u«

alle NmÜMmr-MMuiW, ^ntliellßll unä III^nizte^

U«bes80«!8ol!« llopot« in llen Y!'ö88ton 8täätn«n »llss Wslttnslls

"Â»M ^01^? MI3 MMM."

^/i)//?/MNF

!

l<0l^l_ ^^8^Ufl^8 IVll^^ss/^l_.W^88^ss.

/<2^//c?^// ^/?<7/nc/<^ ^^e/^e//."

1^ I!IVI^ 20. ^M/z/Ã¶e^ 1890.

EMPTY

September 1894.

Inhalt.

S««l»

August ölberstein in Wien.

Der blaue M»xl. «Line heitere Dorf, und Maler.Geschichte , 2?9

Friedrich Althaus in london.

kord Rosebery. «Lin Charakterbild 293

Georg Vrandes in Kopenhagen.

Das Vuch Hlob. Antoristrte Uebersetzung von A. Neuftädter.. 206

Moritz Vrasch in leipzig.

Der Vegründer der Völkerpsychologie. «Line Studie zu Moritz

laIarns' ?o. Geburtstage 22)

Alft. Chr. Ralischer in Verlin.

Philosophen und Astronomen des XVII. Jahrhunderts und die

ethisch« Leite der Musik 252

Vruno Gebhardt in Verlin.

«urd von Schlözer »ls Geschichtsschreiber 382

Henryk öienkiewicz in Warschau.

sei gelobt. «Line indische Zage. Uebersetzung aus dem polnischen
von Vronislawa Neufeld... 2Y)

I. lindemann in München.

«Lin Fest. 2ki«e H02

Vibliographie. ^

von d« Deutschen v«!az»'Anst»l«. (MI! III«str»«»!»n.)

Vibliographische Notizen H^2

hierzu ein Portrait: tord Rosebery.

Radirung von Johann lindner in München.

,No»d »nl> S»!>' «lchel»! »m Anfang j»l>»» M»n»l» In Lef>«n ini! i« «!n« llunfib«!!»«,,

—. ^ pl»l» pl» «v»»««! (l y«kt») » Mail. —

All» Vnchhondlnngln und vust»nftal!«n n«l>m»n i»««il«lt U,ft»llnnZ»n an.

Alle auf den redaktionellen Inhalt von »Snrd und Süd" be>

züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu

richten an die

Redaction von „Oord und Süd" Vreslau.

Siebenhufenerstr. 2/2.

Veilagen zu diesem hefte

o»n

Lin»N<« H Vff<»»dl»g«« in Hiansfur« ». M. (lindner > VffteldmZerz lilpe > Flanell,.

IF«. Maul»'» »«<«« («. «ch««l) in Jen», (li!t«arllch» Anzelgen.)

EMPTY

$$/_{\,, -}{}^{\prime} - v^{\wedge} Z i - z n^{\wedge} v \; z^{\wedge} M^{\wedge} \tilde{A} \varpi^{\wedge} -^{\wedge \wedge}$$

Ärde und SÄ¼d.

Gine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

Faul tindau.

I.XX. Vand. â€ September ^8^. â€ Heft 2^0.

Breslau

Schlesische Vnchdiuckerei, Kunst- unl> verlagS'AnftoIt

v. 2. 5chottlaen>ei.

EMPTY

Der blaue Marl.
Eine heitere Dorf- und Maler-Geschichte

August Siluerstein.

— Wien. —

!a war's! Der gesuchte Punkt. Vielmehr der gefundene; denn besser Zusammenstimmendes als das Häuschen, bezeichnender ge-
AI! sagt die Hütte, und die Landschaft, welche allzusammen jetzt in einem scharf begrenzenden Nachmittags-Sonnenlichte lagen, konnte sich der Maler Maiger nicht denken oder in der Phantasie vormalen. Tagelang war er in der Alpengegend umhergestrichen, einen interessanten Felsblock, eine Naumgruvpe, ein Stück Wildwassergerinne seiner Mappe einfügend; aber ein folch weltverlorener Winkel, von Felsengehänge, Hochwald und See-
fläche eingeschlossen, ein solches Zusammenfinden von Alpenreizen, das war's, was er phantastisch gesucht! Dazu eine solche Verkommenheit der alten Behausung, an welcher unzählige Wetterstürme gearbeitet, um ihr Verschrobenheit und sogenannte Farbe zu geben, die von keiner neuen Verbesserung gestört wurde ... das allzusammen war ihm noch nicht vorgekommen! Und in sein still andächtiges Betrachten hinein brüllte eine Kuh aus dem Stalle.

Das klang nach dem alten, akademischen „Heureka!“ „Gefunden!“ als begrüße sie ihn mit Willkommen.

Er trat einige Schritt links, um sich die Stellung des Hauses in der Landschaft in's Auge wirken zu lassen, dann wieder rechts ... es war prächtig. . . wirres Durcheinander unter dem Ueberdache einer windschiefen Holzlagerstätte . . . Schweinställchen ... ja an einem schmalen Vachgerinne zur Seite, im aufsteigenden Hintergrunde, ein aus rohen Steinen zusammen-
19*

280 August Silberstein in Wien.

gefügtes Mühlhäuschen mit zerlöcherntem, steinbeschwertem Dache und morschen:

No.de ... ein Laubstreuüttchen, aus dessen Gitter auch dürres Schilf

hing . . . malerisch, o!

Er rührte an seiner großen Mappe unterm Arme, er begann den kunstvoll zusammengelegten und geschnürten Malstock sammt Sessel auseinanderzufalten, immer aufmerksam sein Gesicht nach der Ansiedelungsgruppe wendend . . . und der Gedanke tauchte in ihm zugleich auf: wie wem man da einige Tage wohnen, auch Thiere malen könnte? Denn eigentlich „Interieur“, Inneres mit Thier-Studien, sollte diesmal seine Haupt-richtung sein, wenn er auch dabei dem Landschaftlichen nicht untreu werden wollte.

Er zog seine Mappe hervor, er breitete sie in dem einen Arme aus, um rasch, zuerst mit Bleistiftstrichen, die ganze Gruppe für sich festzuhalten.

Da, als er den großen Bleistift in ^Wirksamkeit gebracht und derselbe starr in die Höhe stand, bemerkte er an der einen Ecke der braunen Haus- oder Hüttenbalkenwand, dort, wo an der Flankenseite sich die Eingangsthüre befinden mochte, ein Gesicht, mit einer braungestreiften Zipfelmütze darüber, welche den starren Kopf einhüllte. Die Augen unter den dicken Brauen weiteten sich sehr.

Der Zeichnende war solche Neugier gewohnt und wollte sich zuerst nicht stören lassen.

Endlich ward sogar ein langes Weib 'und hinterher ein Knabe mit einem reizend verlotterten Hütchen sichtbar, durch dessen Nisse die strohblonden Haare wirr hervordrangen.

Insgesamt konnten die Leute gegenüber des Staunens nicht satt werden: 'noch mehr, es schien eine gewisse ängstliche Verwunderung, und namentlich in dem Gesichte des bezivfelten Vordermannes, Platz gegriffen zu haben.

Endlich mußte sich der muthmaßliche Hausvater ein Herz gefaßt haben, und das Gesicht schob sich vor. Der Mann in abgeschabten Ledcrhosen, schweren schlotterigen Schuhen trat heran. Er zog demüthig die sich immer mehr streckende Zipfelmütze vom struppigen Haupte, zerknüllte sie in seiner schwieligen Hand, und der Malerstolz ließ sich vorläufig diese unterthänige Begrüßung gerne gefallen.

Maiger, der noch dazu einen Pinsel, welcher in den Blättern der Mappe gelegen und ihn genirt hatte, in diesem Augenblicke zwischen Lippen und Zähnen hielt, so daß er nickt deutlich reden konnte, murmelte etwas wie eine Begrüßung, während der Hüttler schon einen „'terthänigen Diener,“ ein „Grüß' Gott!“ und derlei hervorbrachte.

„Oes (Ihr) verzeihts schon, Herr . . .,“ sagte er mit gedämpfter Stimme und einem eigcnthümlichen Augenzwinkern, „ih thät schön bitten, daß D' mih „it aufschreibst!“

Maiger sah nun il,n, starrend, an.

Der blaue M»zl. 281.

„Ih lass' mir's schon was kosten. Der Herr is' ja allein, so viel ih seh' . . . wir können uns ja verstehn ... es verrath' uns kein Mensch . . . aber ih zahl' lieber in der Still und Geheim . . . nur nit aufschreiben!"

„Ich schreib' ja nit, ich mal'!" sagt Maiger.

„Ihr malts mir was?" Er nahm dies in dem abweisenden, landes-üblichen Sinne. „O mein! dann ij' doppelt gefehlt. Na-na (nein-nein), Herr, Hab' Erbarmen, laßt es gehn und gut sein . . . was begehrt Ihr?"

„Gar nichts, und für was?" stieß Maiger mühsam hervor.

„Für die Steuer! Seid Ihr nit vom Steueramt und verzeichnet mein Hab und Gut?"

„Verzeichnen?" Jetzt nahm Maiger den Pinsel aus dein Munde.

„Meint Ihr . . . ? Ich bin nicht vom Steueramt."

„Aber . . . vermessen! . . ."

„Vermessen . . . und verzeichnen . . . nein, ich bin ein Maler!"

„Maler?" sagte erstaunt der Mann, hinter dem sogar die anderen beiden Menschen nachgekommen waren. „Und malt Ihr mit den« Werkzeug da? Das is' ja nit «mal a Weißing-Pinsel-Stangen, ih lass mich nit an-schmieren!" sagte er nun schlaue, kühner geworden.

„Das ist freilich wohl keine Stange zum Anbinden von Pinseln, um Mauern weißzumalen oder zu kalken, aber auch kein Zeug zum Ausmessen; das ist mein tragbarer Sitz und Stock für Schirm-Anheften, kurz, mein ganzes Malzeug ... ich schmier' Euch nit an!"

„Also nehmt Ihr kein baares Geld?"

„Jawohl, wenn ich Bilder verkaufe; aber von Euch nehm' ich nichts und will ich nichts, das heißt im Gegentheil, ich bezahl' Euch noch!"

„Uns!"

„Ja!"

„Für's Verrathen der Gevatterschaft, oder der Nachbarschaft? . . .

Nix-nir-nix!"

„Aber Leutl, nehmt Vernunft an!" Und nun kamen seine aufrichtigen treuen Versicherungen bezüglich der ganzen Sachlage, und er hatte auf's Deutlichste gegen die vorgefaßte Meinung anzukämpfen, er wäre einer von den im Land umhergeschickten Vermessern und Steuercommissären, von denen man hier gehört und welche die Steuern tüchtig zu erhöhen bestimmt wären.

Nachdem hie Verständigung endlich gelungen und das schwere Mißtrauen in Beruhigung oder Entsagung übergegangen war, trat der Maler zum Hause und sogar in dasselbe ein. Er konnte sich's nicht besser denken, als er's gefunden. Ein Platz in der Seitenkammer schien ihm genügend und höchstes Ziel. Der Bub' in seiner Verlotterung war ihm eine Perle, und die rohe Austernschale in der Umgebung, der Stall, in welchem zwei Kühe standen, konnte malerischer nicht gestaltet werden; durch die halbverstopfte Stall-Lücke siel ein Licht mit „Schlagern" ringsum ... der Maler hätte

282 August Silberstein in Wien.

mögen eine Dampfmaschine in sein Zeug bringen, um Alles rasch und unverändert aufzunehmen.

Die Spinngewebe allein, mit ihren weitausgestreckten, starken schimmern-den Netzen ... die zerbrochenen Gefäße, das alte Lappengezeug bei den Ge-räthen ... die zerrütteten Reste alter Stroh- und Heubündel ... es war für einen sogenannt malerischen Sinn delicat, junge Akademiker hätten ge-sagt „zum Dreinbeißen!"

Maiger setzt sich sogleich hin, auch um den Leuten Vertrauen zu er-wecken und seine Kunst leuchten zu lassen. Er faßte die scheckige Kuh in's Auge, deren braune und weiße Flecke, noch durch eine Schmutzschicht abge-dämpft, außerordentlich verlockend zum Malen erschienen, und bei der sich namentlich einzelne verdunkelte und bröckelige Stellen nächst Schenkel und Hüften in erwünschtestem Maße für den Malerpinsel vorfanden.

Er verlangte von dem Knaben im geflickten und rissigen Löfflein, er möge sich an den Hals des Rindes hinstellen, mit dein Ann an das Hörn des hängenden Kopfes greifen, als wolle er das Thier wenden.

Es geschah.

O ... es war ein fertiges, prächtiges Genrebild! Es sollte in der nächsten Kunstaussstellung aufsehenerregend prangen. Solche Naturwahrheit! Für jetzt begnügte er sich mit dem Leibe des Rindes, mit den prächtig ge-zeichneten Linien und Farben der „Scheckin".

Die Leute sahen ihm verwundert zu, und er ließ sie gerne in seine Kunstarbeit blicken.

Er war heute müde. Die Angelegenheit hatte ja auch keine Eile, Hütte und Fels und der ganze Bestand da blieben bis auf Weiteres, das Licht rückte schon sehr merklich, und er wollte sich auch vorläufig bei den Leuten einrichten, häuslich machen, beim Sonnenuntergang wohl noch die Gegend von allen Seiten betrachten.

Er war also durch sichtliches Können und gutes Einreden anerkannt, „auf Studien" einquartiert. Die Gebirgskost war ihm genügend und wohl-bekannt. Einige sorglich mitgenommene Blechbüchsen im Ranzen genügten sogar für leckere Bedürfnisse. Schließlich konnte ja immer der Bub ausgesendet werden, sein Tagesdienst war billig zu erlangen. Und die Hausmutter zeigte sich, mit einem in Polstern eingewickelten Kinde im Arm, als eine von jenen stillen, ruhigen Weibern, die ihre Kreise gleich 'guten Uhren pünktlich gehen, sich umherbewegen nicht linkisch, nicht unschön, wenn auch ohne Reize. Und diese Hüttlerin da war still geworden durch lange Gewohnheit im engsten Kreise, auch das Kind machte sich wenig hörbar und war nicht ungestüm. Das wortreichste Haupt Aller mar noch immer, von Rechts wegen, der Mann.

Nach einem Abendgebete vor dem Crucifixe im Stubenwinkel, wobei die Innigkeit der Leute und die Weltverlorenheit des Erdenwinkels rührend auf das Herz des Malers wirkten, zog auch er sich in sein holzwandiges

Der blaue Mazl. 283

Kämmerlein zurück, gab sich Betrachtungen und künstlerischen Vorstellungen hin für sein glücklich entdecktes Bild aus den: Volksleben, wofür namentlich der allerhöchsthochfürstliche Hof große Neigungen bekundete — und er schlief in den schweren Federn einen leichten, erquickenden Schlaf.

Des Morgens ward ihm „Stoßsuppe“ (gestockte) und „gestellte Milch“ (zur Sahnebildung im Keller gestandene) zur Wahl vorgesetzt, zu beiden Brotschnitte des schwarzen Kornbrottes in beliebiger Menge; sogar ward ihm zögernd auch das Angebot eines „Sterz“, jener aus gesottenem Mehl und mit Schmalz gerösteten, schrot« und kugelförmigen Brocken-Menge, die ein ländlicher Magen sich als Himmelsspeise der Seligen denkt, ein städtischer zumeist mit Achtung kostet, aber mit gleicher Würdigung nur vorsichtig angewendet.

Da Maiger, sehr bescheiden, keine Störung des geregelten Ganges im Hause hervorbringen wollte, dankte er für die Mühewaltung, umsomehr, da es ihm darum zu thun war, ehemöglichst zu seiner Arbeit und der „Scheckin“ zu gelangen, die sich ihm durch ihre schneeweiße, schmackhafte Milch zudem sehr schätzenswerth empfahl.

„Wo ist der Bub, der Marl?“ frug er.

„O, der hat zu thun, recht viel zu thun!“ ward ihm zur Antwort, und der Maler mußte sich natürlich trösten. Es war selbstverständlich, daß so ein kleines, flinkes Menschengeschöpf, mit feiner Frische zwischen beiden älteren, gelassener wirthschaftenden Leuten, viel in einem solchen Hüttler-anwesen zu Hantiren, laufen, klettern, kurz mannigfachen Beruf haben mußte.

„Ist er etwa aus?“ frug Maiger.

„O na! (nein) bei Haus! Sül (derselbe) is' g'schaftig. Wirst ihn schon sehgen!“ sagte der Hüttler, Iürgl Strunz (der Maler wußte bereits sämtliche Namen), und das war bieder und doch mit einem ungewöhnlichen Ton gesagt.

„Könnt' ich ihn bald haben?“

„Gewiß. Geh nur eini zum Rindvieh, wirst ihn schon finden, und werdet Ihr Alle miteinander sein, Herr Maler!“ sagte er treuherzig.

Das war sehr tröstlich, zuversichtlich, und der Künstler nahm es naturalistisch hin, reckte sich, streckte sich, langte nach seinen sämtlichen Malsachen und verfügte sich in die Ahnenhalle der Vierfüßler, wo die Vorfahren feit Jahrhunderten ein gleich geregeltes und segensreiches Leben entwickelten.

Doch, wer beschreibt sein Erstaunen, als er eintrat!

Ein Helles Licht drang von allen Seiten ein. Fensterlücken, welche verstopft und verrammelt gewesen, waren nun meist geöffnet, und kaum ein einziger malerischer Schatten von einer Seite zu finden! Das „Interieur“, der Stall, war kaum zu kennen. Alles feinst gesäubert. Kein Staub, kein Stückchen Spinnengewebe in irgend einer Ecke. Jeder Lappen, jedes Halmenbündel und Gewirre sorglich beseitigt, jedes Gefäß an einem Platze

28H August Silberstein in Wien.

geraden in einen Winkel gedrückt, der Grund tüchtig gefegt und wie ein zum Absegeln bereites Schiffsdeck klar gemacht ... und Marl . . o, der Vub' war gewaschen, wie man's nicht besser wünschen konnte, in seinem besten Sonntagsgewande, und ein säuberlich steifes Hütlein auf . . . der kleine Kerl konnte eben aus einem Spielzeug- und Puppenladen erkaufte worden sein, als nicht ganz gelungen zu herabgesetztem Preis . . aber öd', unmalerisch, glatt war Alles, sammt ihm!

Die „abgetonte" Kuh . . . ihre schöne antiquarische Sammlung von „Patina" an den geeigneten Leibestheilen . . . jene vornehm gedämpfte Farbe ihres jetzt schreienden Gelbroth und Givswitz . . . o, so rein gewaschen und zum Verzeifeln unmalerisch für eine Volksthümlichkeit malende Seele! Maxl stellte sich sofort, ohne Aufforderung abzuwarten, bereitwillig an den Hals ... er hatte eine fpinatgrüne Klappe an seinem Iankerl (Röcklein), er trug städtische Pantalons, boch aufgestülpt wegen des Wachsens ... er, der so malerisch aus seinem fett- und schmutzfleckigen Gesichte gelacht hatte, glotzte jetzt, und zudem in steifer Haltung, wie eine mißrathene Porzellan- oder Wachsfigur . . . Maiger ließ Flügel, Bleistift, Pinsel, kurz Alles sinken!

Aus und vorbei war's mit einem selig erhofften Genrebilde! . . .

Ein ganzes kommendes Jahr konnte hier nicht genügen, um alles Gesäuberte alt und, mit Ansammlung, entsprechend genug „volksthümlich" zu gestalten!

O schuldbelastete, schuldlose Sündhaftigkeit!

Er fing an, seinen: Aerger Luft zu machen!

Man begriff ihn nicht.

Ja, Iörgl Strunz wurde geradezu heißblütig, „aufbegehrend" und erklärte: man könne es wohl den sundrigen (sonderlichen) Stadtleuten nie recht machen! Wenn man ihnen den höchsten Nespect erweist und Alles sonn- und feiertäglich, auf'n Glanz, herrichtet, ist's ihnen auch nit recht. Und wenn es so ist, wie's gewesen, nennen sie's dumm und grob. So grobe Sachen möge ja kein Mensch in der Stadt, uud der Herr Maler möge doch froh fein . . .!"

Mit einem mehr geschrien als gesagten „Das versteht Ihr nit!" wurden die Landbewohner sämmtlich zurecht: und abgewiesen.

Sie gingen also ärgerlich und kopfschüttelnd in die Hütte zurück. Das Ergebniß ihrer gemeinsamen Berathung und Auseinandersetzung in der Stube war: „Der Stadtherr musi doch nit recht gescheit sein!"

Iörgl machte mit Handbewegung ein Zeichen an jener Stelle über den Augen, dahinter der Sitz seines eigenen Verstandes war, und somit war der zweifelhafte Zustand für die Andern gekennzeichnet.

„Aber gut' ist er doch!" sagt die Alle.

Mit einem „Na ja!" war Alles abgethan, und man ging an die alltägliche Arbeit, während Maiger vereinsamt und höchst ärgerlich sich doch

Der blaue Mazl, 285

hinsetzte und den Kopf des Thieres in's Auge faßte, welcher durch eine Hornbildung wenigstens nichts Alltägliches hatte.

So saß er wieder still, innerlich wachsend an Entsagung bezüglich seines Volksbildes, und die in den Hintergrund seines Sinnens gedrängt gewesene landschaftliche Darstellung immer mehr in den Vordergrund rückend. Einsam blieb er, Maxl wagte sich nicht in seine Nähe und grollte ihm ob der Verachtung seiner so kostbaren und mohlgehüteten Sonn- und Festtagsbeinkleider, namentlich seines wahrhaft herzbewegenden, so glatten und makellosen Hütteleins, das ihm der höchste Ehrenpreis seiner Errungenschaften schien.

Maiger malte die Kuh. Sie wendete zuweilen neugierig den Kopf zu ihm, als wollte sie solch ungewöhnliches Thun und Treiben in ihrer Nähe eingehender betrachten, und dies ärgerte ihn. Noch zuvor aber hatte er in-grimmig Heu und Strohbüdel und Lappen in die mannigfaltigen Lücken gestopft, welche ihn: die Lichter zum Verzweifeln zuwarfen und zudem seine zahnschmerzempfindlichen Wangen von mehreren Seiten fühlbar ansäuselten. So saß er stille und strichelte, strich und mengte die Farben auf seiner Palette, der ruhige große Blick des sanften Thieres senkte auch allmählich Ruhe und Frieden in sein erregt gewesenes Gemüth.

Er saß Stunden . . . nicht ganz allein, denn durch die offen gebliebene Lichtlücke ward er belauscht von dem Herrn des Hauses. Iorgl hatte sich draußen an die Balten der Holzwand gedrückt und sah erst so verstohlen roie möglich herein, allmählich fing ihn aber die ganze Hantirung immer anziehender zu interessiren an, und mit ganzem Kopf und den Schultern stak er endlich in der Lücke.

Der Maler merkte, daß sich ihm das Licht immer mehr verdunkelte, endlich ward es ihn« völlig verlöschend, er sah sich um in den: gedämpften Räume ... es fiel ihm ein, ob etwa ein herannahendes Gewitter draußen im Wachsen sei . . . er hatte sich in sein Sinnen so vergessen und verloren ... da bemerkte er im Dämmer das glotzende Gesicht und den Schlafmützenkopf Iörgls. Der leibhaftige Donnergott!

„Geh'st denn noch nit!“ schrie er ihn an, daß dieser entsetzt zurückfuhr und sich dabei heftig an dem oberen Balken der Lücke anslug. Es gab einen dumpfen Hall, und der Betroffene krauete sich.

„Komm doch lieber herein!“ rief ihm der Maler trostuersuchend zu.

Der Alte, welcher also entsetzt zurückgewichen war, faßte, von den letzten Worten erreicht, nun wieder Muth und ging allmählich in das Innere, zu dem Maler. Ja, er holte einen Milchkübel herbei, stülpte ihn um, mit dem Boden zur Höhe und wollte sich gerade dorthin setzen, woher das Licht einfiel. Zurecht gewiesen und gesetzt, starrte er die Kuh, die Palette und die Fläche, worauf gemalt wurde, abwechselungsweise so an, als wolle er über die Sache vollständigen Aufschluß gewinnen, tupfte auch einmal anerkennend mit dem dicken Finger an die gemalte feuchte Nafe des Rindes, daß an

286 August Lilberstein in Wien.

der Stelle beinahe ein großes Loch entstanden wäre. Der Schaden war mittels raschen Hinzugreifens des Malers doch gemindert.

Endlich sagte der genugsam in sich Klargewordene: „Du, Herr Maler, hör' einmal . . . ih seh', das is' eine sitzende Lebensweis'. Mein Marl is' eigentlich ein schwacher Bub, alle Augenblick' fehlt ihm was. Könntest dem Marl das sitzende Geschäft da nit beibringen?"

Maiger schmunzelte sehr, verhinderte aber den Ausbruch seiner Heiterkeit.

„Die Küh' bleiben das ganze Jahr da und hätt's Zeit genug. Das Hin- und Herschauen ermacht er schon. Die Farben brauchen ja nit so fein zn sein, man könnt' s' vom Anstreicher im Markt drin haben, der hat s' ja maaßweis. Und die Pinsel haben wir leicht, die bind't sich der Bur' selber zusamm', wir haben Sauborsten und so Haarzeug genug. Geh, lern' ihm's!"

Jetzt mußte Maiger herausplatzen, es gab keinen Halt mehr. Und nachdem dies zum Verwundern seines neuesten Kunstfreundes und Malerschulenenverständigen geschehen war, begann er sich begreiflich zu machen. Alle Gründe, welche er vorbrachte, erschienen als nicht stichhaltig, denn Marl galt als ein sehr anstelliger Bur', und die sitzende Lebensweise tauget' ihm ein und für allemal recht ... es bestehe ohnehin die Absicht, ihn Schneider werden zu lassen. Da, im Gebirge gäbe es viel Kühe, auch Ochsespanne, mancher Bauer würde schon gerne was geben, wenn man sie ihm abmalen thäte ... und dann könnte der Bur' vielleicht auch „Marterl" und Bildl an den Vittstegen schön färbeln!

Darüber ward nun abgehandelt, und es wollte den Hausleuten doch nur scheinen, der Malmeister sei abweisend aus Stolz und städtischer Hoffart, er wolle gerade den Marl nit als Lehrbuben, oder habe nicht so viel Arbeit, um Zwei zu beschäftigen.

Ob er nit etwa gar neidig mär' und auf diefe Gegend besondere Geschäftabsichten hätte?

Mit dem Marl als ordentlich aufgedungenem Maler war's alfo nichts.

Diefer aber hatte ein Stück Kreide erwischt, und an allen Dhüren und nicht genau bestimmbaren Brettern befanden sich bald Vieh- und Menschenköpfe und mythologische, d. h. märchenhafte Figuren der erstaunlichsten Art, welche der eifrige Marl mit dem allergrößten Stolze, das Vltternpaar mit nicht ganz zu unterdrückendem, sah. Solche Studien wechselten durch rasches Wegreiben und Feuchtuerwischen, gewannen aber allmählich haarsträubende Anordnung.

Da, des schönen nächsten Mittags bemerkte Maiger, daß sich Marl verdächtig an das Malzeug schlich. Offenbar wollte das erwachte Malgenie, nachdem es mit Umrissen genug hantirt, zur Farbe greifen, und da war zu besorgen, daß es etwa gerade nach einer Farbe langen werde, die eine der unentbehrlichsten und hier unersetzlichsten wäre.

Der blaue Maxi. 28?

Der Maler rettete sein Gut, für den Augenblick, durch rechtzeitiges, gleichsam unabsichtliches Hinzutreten, nahm sich aber vor, die Schranken des Genies nicht gänzlich einzuengen und ihm zum bequemen Durchbruche doch eine farbenprächtige Gelegenheit zu geben. Er ließ, wie unabsichtlich, eine halbgefüllte Tube unter feinen Stuhl gleiten, schob sie zudem mit dem Fuße sacht in einen Winkel, wo sie, wie zufällig, leicht Hingerathen fein konnte. Von der Farbe dieser Tube, den» Berliner Blau, hatte Maiger gleichzeitig einen zweiten genügenden Rest in seinem Vorrathe, und das Berliner Blau ist ausgiebig, ja die allerausgiebigste Farbe, von einer Mittheilungsfähigkeit und Schnelligkeit der Wirkung wie etwa Carmin. Es blaut schwere Mengen von Wasser. Es läßt große Flächen blau anlaufen. Es macht leichtest irgendwo und irgendwie Blau vor. Ein Körnlein genügt zum ausgebreitetesten und ergiebigsten Dienste.

Marl sollte Farbstoff genug haben; und daß sein suchender Geist den schlaue verborgenen Schatz beschwören, heben müsse, war unzweifelhaft. Marl trng getreulich dem Meister alle Malgeräthe vor das Haus und an den See, auch zurück, immer besorgt, etwa in den Farbkasten dringen zu können. Dieser aber war stets sorglich verschlossen, und auch während der Arbeit blieb derselbe wohlbehütet.

Marl's Herz lachte, als er endlich dahin gelangte, wohin er gelangen mußte, in den Winkel, an das glänzende runde Bleistück; und Maiger ward behaglich, als er bemerkte, der Köder habe sein Wild gefunden, die Falle ihre Hausmaus.

Es war gegen Abend gefchehen.

Des nächsten Morgens wurden wie gewöhnlich die Kühe gemelkt.

Es war in den erquickenden Frühstunden. Da sah Maiger, welcher die schon gestern vorbereitet gewesene Milch nebst deren dicker obersten Schichte ausgelöffelt hatte, mit der ehrwürdig leeren und braunen Schüssel vor sich und drehte eine zweite Eigarette, während die andere, zu Ende dampfende, ihre blauen Rauchwolken rings um ihn in die Luft kräuselte. Da trat die Frau Mutter mit einem Milchkübel in der Hand herein und sagte, indem sie eine sehr betrübte Miene machte, zu den Vater, welcher eben sorgfältig die Uhr ablas:

„Du, Jörg, hast Du Dir die Milch von der Scheckin angesehen?“

„Noa!“ (nein.)

„Schau eini!“

Er wendete sich, warf einen nachhaltigen Kennerblick in den ihm vorgehaltenen Kübel, dann rief er aus:

„Blau is'! Teirel!“

„Ja, blau is'!“ wiederholte die Frau, aber sehr betrübt.

„Und die von der Blaß?“ frug er fogleich, nachsehend.

„Is' gerat, so blau!“

„Was is' das? Hast das gewöhnliche Futter gegeben?“

.-

288 August Silberstein in Wien.

„Ja freilich!“

Und nun folgten gelehrte Abhandlungen über Futter und Wartung; es war beklemmend, räthselhaft, woher die sonst so gehaltvolle Milch so seewasserblau.

Nur Maxi, welcher zufällig durch die Stube kam, als der Vater ausrief: „Ob die Kuh' nit gar etwa verheret worden sei'n?“ schlich sich bedenklich rasch und stumm davon, als ob die ganze Frage die Kühe und nicht ihn beträfe.

Es war herrlicher Sonnenmorgen. Maxi bekam den Auftrag, die Wiege aus dem Winkel zu holen und unter das Vordach zu tragen, wo die Kleine immer „gesimmert“ wurde, den Kopf sorglich beschattet. Jetzt noch lag das Kind auf dem Ende eines Nettes. Es war selbstverständlich, daß Maxi nicht mit dem Kind aus der Thüre durfte, ohne die Finger in das Weihwasser getaucht und damit das ihm anvertraute Kind bekreuzt zu haben, wie er auch ebenso beim Zurückbringen in die Stube, an der Schwelle, zu segnen gewohnt worden war. Er nahm das gewickelte Schmeisserlein und that redlich seine Pflicht. Nach einer Weile lag es wieder in der Stube, da sich ein kühler Wind vom See her erhob.

Nun beugte sich die zärtliche Mutter über ihr Jüngstes, rief aber

„plötzlich entsetzt auf: „Iesus Maria! wie sieht das Kind aus!“

Ehe noch Jörg fragen konnte „Wie?“ rief sie wieder: „Blau is'!

Ganz blau im Gesicht!“

„Mein Gott! hat's den Keuchhusten?“

„Hab' nir nit g'hürt!“

„Es erstickt vielleicht. Klopf's, klopf's!“ Und der Vater selbst sing eilig auf das Kissen und Kind loszuschlagen an, um jede Blutstauung in's Treiben umzuwandeln.

Die Mutter sah entsetzt in das sonst so tadellose Gesicht. Es hatte einen unerklärlich in's Blaue schimmernden Ton. Maxi, der Blaufink, mit seiner Tübe, mit seinen geblauten Fingern, war in das Weihwasser gerathen. Er hatte allerdings blaue Flecke bemerkt, war aber sogleich bemüht, mit den Zipfeln seiner Jacke sie aus dem Gesicht des Kindes wegzuwischen und rasch in einen allgemeinen Ton überzuführen, der ihn, in der Eile, unbedenklich erschien — und so war die Seltsamkeit fertig!

„Du,“ sagte Jörg, „Wei'! hast schon von der Schwarz- oder Alau-krankheit g'hört? O, mein! wenn das Geblüt so schlecht is, daß 's «mal dunkel, so bläulich wird, dann is' aus. Alles aus!“

„O Du mein arm's Moidl, Moidl, Moider!“ jammerte die Frau.

„Wasch's mit Mili!“ rief er.

Sie griffen nach der Milch, sie wuschen mit dessen nunmehrigem Blaßblau in der Eile das Gesicht, welches also an Farbe wenig verlieren konnte ... es milderte sich der Ton ein wenig, aber vollen Trost konnte er nicht gewähren, es blieb jener verdächtige Schimmer, welchen das zur Prüfung

Der blaue Mail. 289

verwendete Licht nur bekräftigte, so daß der boshaftig still in sich lächelnde Maiger, welcher auch durch Verrath viele groben Folgen im Hause für sich zu fürchten begann, vorläufig alle Trostgründe anwenden mußte, um zu beruhigen, und er versicherte, bei einer nächsten Waschung werde sich der Fortschritt der Gesundheit und das Nachlassen der Blaukrankheit vollends zeigen.

Dem Marl war sehr bange im Gemüthe. Er ahnte, daß er der kündige und Thäter, die geheime Here, der bedenkliche Zauberer ini Hause sei. Aber er war außer Stande, die gefährlichen Folgen des heimlich gestohlenen und mißbrauchten Berliner Blau von sich abzuwälzen. Cr hatte mit den Fingern daran herumgepantscht und gemanscht, gegen seinen Willen war es bereits irgendwo, überall, er konnte es selbst nimmer retten, ehe er sich versah, war er in seinem Lövvlein, an seinen Kniehosen in's Blaue gerathen und scheuerte an Pfosten, Thüren und überall daran und damit herum.

Mann und Weib und Knabe gingen ihren Arbeiten im Hause nach, jede Persönlichkeit hatte ihren Theil, der sie wenig zusammenführte — der Mann endlich wieder in die Stube, nnd da jammerte er:

„Nein, fo was! mir muß das passiren, daß die Küh' verher't werden und blaue Milch geben . . . blaue Milch . . . o mein, die Her' möcht' ih wissen . . . ob's nit die alte Schwammerlsucherin, die rothaugige Mirz is'!“

Da trat sein Weib in die Stube.

„Mann! wie siehst Tu aus! Tu hast ja einen ganz blauen Strich über der Nas“.

„Ih? was?“ Er drehte sich um sich selbst in der Suche nach dem Strich, oder nach einen, Spiegel ... da sah er, bei einer Wendung, in das Gesicht seines Weibes.

Wei'! wie schaust denn Tu aus! Tu hast ja a ganz blauen Fleck über's Wang'!“

„Ih? was? blau!“

„Hoho!“ rief er.

„Hoho!“ rief sie.

„So was!“

„Was is' das? Na so . . .!“

Ta trat Marl ein.

Jetzt aber brachen alle Beide, obschon verwundert über sich selbst, in Helles Lachen aus.

Ter Bub' glich einem blau tätowirten Indianer. Seltsame blaue Striche und Flecke zogen sich über seine Stirne, Nase und Wangen, als Stammgekennzeichnieten ... er hatte kein Kriegsgeschrei . . . war vielmehr erst stumm entsetzt über den Empfang . . . sogleich mußte er aber auch über den Anblick seines theuren Elternpaares ebenso sehr in Lachen ausbrechen.

>

29» August Silberstein in Wien.

und nun lachten sie wider Willen alle Drei, schlugen sich auf die Knie, daß das Haus und die Balten schier bebten.

Marl hatte draußen, das nothwendige Geschäft an seiner Nase vollbringend, vergessen, daß er sein Tüchlein schon zum Ueberwischen blauer Flecke verwendet und dies also an die Nase und das ganze Gesicht unversehens mit kräftiger Hand gebracht ... die Abdrücke und das schönste Indianerthum waren jetzt fertig!

Die drei lachenden Menschen konnten kaum zu Athem kommen, immer erneuerte das Lachen des Einen den Ausbruch des Andern. Iorig siel, beim wechselnden Hinblick zu Marl, auf die Ofenbank ... die Mutter ergriff zudem ihr Kind, in aufdämmernder heiterer Klärung bezüglich seines blauen Gesichtleins, und küßte es in der Naschheit heftig ... nun, bei dem eilfertigen Kusse ward auch die Nase des Nabu blau ... was neuerdings unsägliche Heiterkeit hervorbrachte!

Wenn man lacht, haben Worte weniger Wirkung, mehr wirkt ein allgemeiner verständlicher Sinn, ein Errathen, und sie erhellten sich daher jetzt selbst in ihrem Geiste über früher Vorgegangenes.

Maiger hörte einen ganz feltsamen Lärm, indem er nahe der Stube arbeitete, und trat angelockt herzu.

Jetzt stand er in der offenen Thüre und sah mit einem großen Blicke hinein ... und sah die grimassirende, lachende, geblaute ... die ganze blau angelaufene Gesellschaft, Groß und Klein ... und seine Heiterkeit übertönte nunmehr alle Anderen!

Zum Ueberflusse muhete die Kuh herbei.

Das Seltsamste aber war, daß während des allgemeinen Lachens der Maxl noch immer furchtbarer, räthselhafter blau gestrichelt, gesteckt und quadriert und fast liniert wurde. Die stets neue blaue Figuration war ebenso überraschend, wie unerklärlich.

Der Junge aber hatte die blaue Tube in der Tasche. Sie war durch sein Umherwälzen, Drücken, Hantiren löcherig geworden, und je mehr er in Verlegenheit sie von einer Tasche in die andere zu verbergen und mit den Händen zu verhalten suchte, desto mehr verblauete und verhaute er sich und Alles um sich ... Bläue ringsum!

Maiger eilte mit verständigem Sinn hinzu, er errieth die Quelle des Uebels, und das Erste, was er that, war, daß er Marls Handknöchel ergriff und ihm beide Hände hoch in die Luft hielt.

Dann zog er ihn zum Brunnen hinaus, hielt ihm vorerst den Kopf unter, dann hob er eine Hand voll nassen Lehn: vom Boden auf und strich ihn hinzu in das Gesicht ... und nun hatte Marl mit dieser Sandseife die reinigende Arbeit nach erprobter Methode zu vollenden ... er follte abrinnen und trocknen, so viel wie möglich.

Dann ging der Maler wieder zu den Alten, welche sich ohnehin zu helfen suchten, und es kam zu einer Auseinandersetzung.

x

ver blaue Maxi. 2Hl

Maiger that nicht, als ob er die eigentliche Quelle des Unheils sei, welches sich allzu rasch entwickelte. Er behauptete nur, der Junge werde wohl die Farbe gefunden haben, welche wahrscheinlicherweise irgendwie aus seinem Vorrathe gerollt sei. Der gewiß redliche Finder werde wohl auch von der besten Absicht beseelt gewesen sein, sie zurückzustellen, habe aber unversehenerweise sie vorerst an unrechten: Orte und nicht vor Zerplatzen genügend verwahrt . . . und daher sei alles Uebel leider entstanden!

„Ih bin nur froh, recht froh,“ sagte Jörg, „daß kein' Her nit über uns tomma is' und der Teirl sein G'spiel nit g'habt bat, daß ih ihn hält' austreiben lasten müssen!“

„Und siehst es,“ fügte er endlich beruhigt' Maiger gegenüber hinzu, „der Nur' hat jetzt schon einmal so viel Vertraulich's uud Zuthunlich's für Dein Geschäft . . . sollst ihn wohl in d' Lehr nehmen . . . Herr, ih gieb Dir 'n in Dein Geschäft und noch jährlich ein Schmalz dazu.“

„Nein,“ sagte der Maler, trotz der fetten Pfründe, und alles Lachen verbeißend, „es geht doch nit!“

„Er sitzt, so lang Du willst ... er is' für's Sitzende!“ wiederbolte Jörg treuherzig.

„Nein, nein! Aber ich versitze mich bei Euch. Ich muß noch heute fort, und alsbald. Meine sieben Sachen sind beisammen.“

Maiger nahm sein Hab und Gut, auch die sorglich hervorgeholte Farb-Tube mit dem Blaurest.

„Soll ich Euch die vielleicht da lasseu?“

„Nein, um Gottes willen nit!“

„Seht Ihr,“ sagte er, „Ihr wißt nit, was aus den Farben Alles herauskommt, am Besten ist, man weiß nichts davon.“

„Ich denk' mir,“ sagte Jörg, „es is' wie mit dem Haberdrescken, ein bist klopfen thut gut, zu viel macht noch das Stroh schlecht!“ So Jörg.

„Nichtig, richtig! So hast Du's getroffen. Und wenn wir uns wiedersehen, ist von Frischem Alles wieder grün und nur der Himmel über den Bergen blau.“

„Und Du, Herr, ih thät Dil) schön bitten, mal' mir einen Heiligen, epper in ein' schönen blauen Gewand . . . zahlst mir jetzt gar nix!“

„Nein,“ warf das Weib plötzlich ein, „mal' uns ein Marterl «Säulenbildchen) von wegen der Errettung aus der peinlichen Blaukrankheit von Kind und Kuh.“

„Und den Buben, den Marl, dabei. Alle blau!“ setzte Maiger erheitert hinzu, den Gedankengang der Leute errathend.

„Ja, die Kuh, der Wald, das Gestein und die Hütten, Alles blau . . . das war' ein Kunststück!“ rief Jörg, sich ans seine künstlerische Bedingung was zu Gute haltend.

„Das war' ein Kunststück!“ wiederholte übereinstimmend das Weib.

August ölberstein in Wien,

„Es gilt!“ entgegnete der Maler. „Das nagle ich Dir selbst auf,
wenn der Sommer wieder da ist.“

„Gilt! Und bfhüt Gott!“

In der Hütte, ringsum in allen Gelassen und Gefügen, begann nun
ein Reiben, Kratzen, Hobeln, Scheuern, man hatte noch immer die schwere
Roth, Marl's Vlau los zu werden.

Wo das blaue Marterl im Wald und Gebirg und nächst dem See
uon einem Zaunpflocke hinausschaut, wohnt der Marl, ein junger Mann,
welcher die blaue Uniform des Regimentes getragen und im Wirthshause
oft blau geschlagen wurde, im Zusammenhange der Dinge zugleich den
Namen „Der blaue Marl“ für alle Zeit bleibend erhielt.

>

sord Rosebery.
Ein Charakterbild,
von
Friedrich Althaus.
— London. —

Die ersten Märzwochen des Jahres 1884 gehörten zu den dramatisch bewegtesten, deren ich mich während meines nun schon ziemlich langen Aufenthaltes in England erinnere. Ihr Verlauf war bezeichnet durch die rasch auf einander folgenden Acte der Resignation des Veteranen Wadstone, der Acclamation seines jugendlichen Nachfolgers Lord Rosebery. Dramatisch war die Plötzlichkeit beider Begebenheiten, zwischen dem Ende einer unmäßig verlängerten Parlamentssession und dem rasch folgenden Beginn einer neuen; dramatisch war aber auch die schnelle Scenenverwandlung, in der sie vollendete Thaten wurden. Wenn es für die Resignation eines 64-jährigen Premierministers auf der Höhe seiner Macht an jedem Präcedenzfall fehlte, so mußte als ebenso außerordentlich die Einstimmigkeit gelten, mit welcher ein fast um die Hälfte jüngerer Mann anerkannt wurde als sein allein möglicher Nachfolger. Selbst die verzerrten Züge der Parteileidenschaft nahmen unter dem Eindruck einer so ungewöhnlichen Katastrophe einen menschenfreundlicheren Ausdruck an. Organe der öffentlichen Meinung, die noch vor Kurzem den Lord Rosebery mit Bitterkeit und Haß verfolgt hatten, erhoben sich plötzlich zu beifälliger Anerkennung seiner unvergleichlichen Verdienste; die Zungen der ihm feindlichen Oppositionsgesellschaft hörten während einer kurzen Pause auf zu zischeln. Dann wieder drängten aufgeregte Fragen und Speculationen über den jüngeren Mann sich in den Vordergrund: was er thun, inwiefern er die Befürchtungen und Hoffnungen der Parteien enttäuschen werde oder nicht. Auch diese Fragen wurden mit ebenso dramatischer Emphase erledigt.

Nürnberg und Süd. I. XX. 21. 20

2HH Friedrich Althans in london.

Der in den Ruhestand getretene Veteran ging, nachdem er in Windsor von der Königin Abschied genommen, nach Brighton, um sich in der frischen Seeluft seiner wohl verdienten Muße zu erfreuen, die er mit gewohnter unermüdlicher Arbeitslust zunächst zum Abschluß seiner Uebersetzung des Horaz benutzte, während sein von allen Parteien mit Ausdrücken des Wohlwollens begrüßter Nachfolger in Downingstreet und im Oberhause ohne Verzug die schwierige Aufgabe unternahm, die viel bekämpfte Politik seines Vorgängers zu weiterer Ausführung zu bringen.

Fürwahr eine außerordentliche Lage der Dinge! Und nur natürlich ist das gesteigerte Interesse, das Verlangen nach authentischen Aufschlüssen über das Leben und den Charakter eines Mannes, der allerdings schon früher keineswegs unbekannt war, dessen plötzliche Erhebung zum Premierminister von England nun aber die Augen der Welt auf ihn gerichtet hat und von dessen Amtsführung die Lösung so mancher bedeutenden Problems abhängt. Der gegenwärtige Versuch, aus den bisher zugänglichen, nicht sehr reichlich fließenden Quellen einige Beiträge zu feiner Charakteristik zu liefern, mag daher auch den Lesern dieser Zeitschrift nicht unwillkommen sein. Die Roseberys stammen aus Schottland. Als Gründer ihrer Familie wird Duncan Primrose genannt, zur Zeit der Königin Maria ein Bürger von Eulroß in Perthshire. Später theilte die Familie Primrose sich in zwei Branchen, von denen die eine 1651 durch Karl II. die Baronetswürde erlangte und als deren Vertreter Sir James Primrose im Jahre 1793 durch Königin Anna zum Viscount Primrose von Earrington in Midlothian erhoben wurde. Als 1741 diese Branche ausstarb, fielen ihre Güter und Titel an die andere Branche, die als die Primrosen von Dalmeny bekannt geworden war. Das Haupt dieser letzteren, Archibald Primrose von Dalmeny, wurde 1695 zum Parlamentsmitglied für Midlothian gewählt und in Folge seiner Parteilichkeit für die englische Regierung während der Verhandlungen, welche der Union Englands und Schottlands vorausgingen, 1701 zum Viscount Rosebery und Baron Dalmeny, 1703 zum Grafen Rosebery creirt. Den Namen Rosebery nahm er, wie es scheint, von dem Stammgut seiner Gemahlin, der Erbtochter eines Landedelmanns in Mortshire. Die Geschichte der folgenden Grafen Rosebery war ereignislos, bis auf den vierten Grafen, dem 1828 unter dem Titel Baron Dalmeny die Pairswürde des Vereinigten Königreichs verliehen wurde. Als solcher nahm er im Oberhause in Westminster Theil an den denkwürdigen Debatten über die Reformbill der Jahre 1830—32, und zwar auf der Seite der Reformer, als Anhänger Lord Greys. Auch sein Sohn, Lord Dalmeny, betrat die Bahn einer liberalen Politik, starb aber zu früh, um die Geltung zu erlangen, die ihm bei längerem Leben vielleicht beschieden gewesen wäre. Als Sohn dieses Lord Dalmeny und Lady Eatharinc Stanhopes, der einzigen Tochter des vierten Grafen Stanhope, wurde Archibald Philip Primrose, der gegenwärtige Graf Rosebery, am 7. Mai 1847 in London

lord Rosebery. 295

geboren. Seinen Vater verlor er in frühester Jugend, so daß er, als präsidentlicher Erbe seines Großvaters, schon den Titel Lord Talmeny trug, als er auf die Schule nach Eton ging. Zeitgenossen erinnern sich, daß der junge Lord in Eton auffiel durch einen Ernst und eine Zurückhaltung des Benehmens, die ihn dem rauhen Treiben seiner Mitschüler verhältnißmäßig fern hielten, aber zugleich Beachtung erweckte durch feinen Verstand, feine kühle Beobachtungsgabe und feinen schlagfertigen Witz. Einem anscheinend glaubwürdigen Bericht zufolge legte er auch schon in diesen Knabenjahren Proben ab von dem Redetalent, durch das er später glänzen sollte. Im September 1861 hatte sein Großvater das Schützenbataillon der Freiwilligen von Linlithgow nach Talmenv-Park eingeladen, und nachdem das Corps manövert hatte, führte der Graf den Vorsitz bei einem Festmahl, während dessen die üblichen Toaste ausgebracht wurden. Einer dieser Toaste galt dem jungen Lord Dalmenn, der eben in den Ferien zu Hause war, und unerschrocken stand der vierzehnjährige Knabe auf, um für die ihm widerfahrne Ehre zu danken. Seine Rede fetzte die Anwesenden in Staunen. Der Vice-Lieutenant der Grafschaft, der ebenfalls zugegen war, beglückwünschte den jugendlichen Redner und prophezeite ihm eine bedeutende öffentliche Laufbahn.

Nach Vollendung seines Kurses in Eton trat Lord Talmenn als Student in das Christ Church College in Oxford. Talent und Charakter machten ihn hier unter seinen Kommilitonen außerordentlich populär. Ob er sich lebhaft an den üblichen Bootfahrten und Ballspielen betheiligte, wird nicht erwähnt, doch darf man es wohl annehmen. Einmal, so berichtet die Fama, zogen seine Kommilitonen ihn im Triumph auf einem Tragfessel durch den inneren Hof des College. Außer allen sonstigen Gründen mochte zu seiner Popularität der Umstand beitragen, daß der junge Lord ein leidenschaftlicher Pferdeliebhaber war, in der That einen ganzen Stall voll Pferde hielt und an den Wettrennen theilnahm. Er vernachlässigte über dieser Liebhaberei seine Studien nicht; die Behörden des College hegten vielmehr große Hoffnungen auf seine akademischen Erfolge. Dennoch erachtete der Decan von Christ Church es für seine Pflicht, dem hoffnungsvollen jungen Akademiker zu bemerken, daß das Halten eines Stalles voll Pferde und die Betheiligung an Wettrennen ihm nicht verträglich schienen mit dem Status eines Studenten, worauf der junge Lord eine merkwürdige Probe seiner Willenskraft ablegte, indem er es vorzog, lieber seinen akademischen Erfolgen zu entsagen als seinen Pferden.

Ueberraschend und scheinbar nicht sehr vielversprechend endete so Lord Talmenys Laufbahn an der Universität. Nicht lange nachher, als er eben das gesetzliche Alter der Mündigkeit erreicht hatte, eröffnete der Tod seines Großvaters im Jahre 1868 ihm den (Antritt in die politische Laufbahn.

Als fünfter Graf Rosebery nahm er seinen Sitz im Oberhause: doch der Kampf der Pferde in der Rennbahn schien vorläufig noch einen lockenderen

20*

2H6 Friedrich Althaus in london.

Neiz auf ihn auszuüben als der Kampf der Staatsmänner in der Arena des Parlaments. Der Tradition zufolge, hatte einer feiner Universitätslehrer, der feine ungewöhnlichen Fähigkeiten durchschaute, ihn gewarnt, das anzunehmen, was der parlamentarische Slang bezeichnet als „Plush“, d. h. einen jener untergeordneten ornamentalen Posten, mit denen die Regierungen gelegentlich talentvolle junge Leute ködern, und derselben Tradition zufolge hatte der jugendliche Graf Nosebery diese Warnung mit den Worten erwidert: „Man hat mir, Plus IV mit einem rothen Bande darum angeboten, und ich habe es abgelehnt.“ Noch bezeichnender foll er um dieselbe Zeit Jemandem, der ihn fragte, was er im Leben zu thun gedenke, geantwortet haben: „Ten Derby gewinnen und Premierminister von England werden.“ Die Authenticität dieser Aeufferungen muß dahin gestellt bleiben. Lord Roseberns Leben ist noch nicht geschrieben, es ist, zum Theil gewiß wegen der ihm eigenthümlichen persönlichen Zurückhaltung, die jedes Reclamemachen verschmäh't, erst in einigen Hauptzügen bekannt. Bermuthlich begleitete er schon damals die politischen Begebenheiten mit intelligentem Interesse, aber bekannter war er ohne Zweifel als Sportsman auf der Nennbahn, und der Eifer, womit er sich den Borgängen des Turf widmete, ließ eher darauf schließen, daß er einmal Sieger in dem Derby-Wettrennen sein werde, als Premierminister von England. Erst 1871, drei Jahre nach seinem Eintritt in's Oberhaus, erscheint er in erkennbarer politischer Gestalt, indem er als Anhänger des Ministeriums Gladstone die Antwortadresse auf die Thronrede befürwortete. Auf dem Boden der liberalen Partei stand er also von Hause aus, und von welcher Art seine Interessen und Sympathien waren, ließ seine Rede deutlich genug erkennen. In der heimischen Uniform eines Schützen der Schottischen Garde trat er auf als Vertreter einer nationalen Politik im Hause der Lords. Reform, Erweiterung des Gesichtskreises in allen politischen und socialen Fragen, bildete den Kern seiner Rede, und er sprach mit einem Feuer und Fluß, an die man in dem wesentlich kühlen, blasirten Oberhause wenig gewöhnt ist. „Selten,“ so bemerkt ein zeitgenössischer Berichterstatter, „erfreut eine Erstlingsrede sich so spontaner, allgemeiner Anerkennung wie diese.“

Während desselben Jahres hielt der jugendliche Sportsman und Politiker Lord Nosebery einen Vortrag in den, Edinburgh Philosophical Institute. Sein Thema war die Union Englands und Schottlands, aber was er zu Gunsten dieser zu sagen hatte, bildete gewissermaßen nur die Grundlage für die Darstellung einer größeren Union, welche über jenes insulare Ereigniß weit hinaus reicht. „Wir gegenwärtig Lebenden,“ bemerkte er, „müssen, wenn wir unseren Anspruch an's Leben behaupten wollen, die Union aller Gesellschaftsklassen herstellen, ohne welche die Macht ein Phantom und die Freiheit eine Posse ist. In unseren Tagen blicken der Reiche und der Arme sich über keinen unüberschreitbaren Abgrund an, denn es giebt auch keinen Schoß Abrahams von ruhiger Glückseligkeit in dieser Welt.“

tord Rosebery. 29?

Eine machtlose Monarchie, eine isolirte Aristokratie, ein intelligentes und emporstrebendes Volk bilden zusammen nicht die Bedingungen constitutioneller Dauerhaftigkeit. Unsere Aufgabe ist, dem Herzen des Gemeinwesens einen vollen, gesunden Pulsschlag wiederzugeben. Es ist eine große Aufgabe, die Aufgabe jedes Einzelnen wie die der Staatsmänner, eine Aufgabe, die Keinem von uns fremd, die vielmehr uns Allen zugehörig ist und die Jeder an seiner Stelle fördern kann. Jeder von uns: Kaufmann und Lehrling, Herr und Diener, Eavitalist und Handwerker, Prediger und Laie, wir Alle sind berufen, uns an dieser erhabensten aller Aufgaben zu betheiligen: die Harmonie zwischen Mensch und Mensch wieder herzustellen oder zu schaffen, nicht die Unterschiede in's Auge zu fassen, welche Zufall oder Notwendigkeit zwischen den verschiedenen Klassen hervorgerufen haben, sondern die gemeinsamen Sympathien, welche der gesammten Menschheit zu Grunde liegen und sie verbinden."

Die Inspiration dieser Worte ist unverkennbar. Sie enthüllen wie in elektrischer Beleuchtung das innerste Wesen des Redners, und sie gewinnen erhöhten Werth durch die Thatsache, daß kein bloßes Aufwallen jugendlicher Gefühle ihnen zu Grunde lag, sondern daß sie ein praktisches Lebensziel aufstellten, dem Lord Rosebery nie untren geworden ist. Neue Beweise desselben weit- und hochherzigen Sinnes lieferte seine Theilnahme an den Debatten der Session von 1872. Diese betrafen eine große Frage der äußeren und eine andere der inneren Politik: den Alabamauertrag und die Erziehungsbill für Schottland. In Bezug auf den Alabamauertrag trat Lord Rosebery sowohl den übertriebenen amerikanischen Forderungen als der Politik Derjenigen gegenüber, welche die gerechten Ansprüche der Vereinigten Staaten bekämpften; es handelte sich für ihn vor Allem um einen bedeutungsvollen Act internationaler Gerechtigkeit, und als solchen empfahl er die Annahme des Vertrages, so tränkend dieser übrigens für den britischen Nationalstolz sein mochte. In Bezug auf die Erziehungsbill für Schottland forderte er die Ausschließung jedes besonderen Katechismus von öffentlichen, durch Staatsgelder unterhaltenen Schulen. Für einen Lord war das ein kühnes Vorgehen und nicht minder für einen Schotten. Die meisten schottischen Mitglieder des Oberhauses verfehlte auch nicht, ihr Entfetzen zu äußern über diesen zur Schau getragenen Eäcularismus eines übrigens viel versprechenden jungen Mannes. Aber Lord Rosebery, obgleich, trotz seiner englischen Mutter und seiner Geburt in London, unzweifelhaft ein Schotte, gehörte von Anfang an zu den Schotten, die sich nicht durch die bigotte Enge, sondern durch die geniale Weite und Originalität ihres Gesichtskreises auszeichnen. Er war ein Schotte von der Art Adam Smiths, Dugald Stewarts, Scotts und Larlyles, kein Schotte von der Art puritanischer Zeloten. Zugleich den Spielen der Rennbahn noch immer ergeben, erwirkte er in der Session von 1873 von dem darin mit ihm sympathisirenden Oberhause ein Untersuchungscomité über den Bestand der
^'

298 Fiiediich Altl,a»5 in london.

Pferdezuck)t in England. Ei selbst wurde zum Vorsitzenden dieses Comics erwählt, und in Folge der Berathungen desselben wurde eine Verminderung der Pferdesteuer beschlossen. Wie vorurtheilsfrei er übrigens, ungeachtet seiner tiefgewurzelten Neigung zum Turf, die Mängel und Laster der Rennbahn durchschaute und bemüht war, den Charakter des Sportsman auf ein höheres als das herrschende Niveau zu erheben, erhellte genugsam aus der Rede, in der er damals seinen Antrag befürwortete.

In der Session von 1874 vräsidierte Lord Nosebern einem anderen von ihm beantragten Comitö, betreffend die comvlicirte Frage der Vertretung des schottischen und des irischen Adels im Oberbause. Vald genug verdiente er sich so in dein vorwiegend trägen, nichtsthuenden Hause der Lords seine politischen Sporen. Während eben jenes Jahres wäre es ihm auch beinahe gelungen, die eine Hälfte seines oben citirten jugendlichen Programms zu verwirklichen; denn im Mai 1874 errang eins seiner Rennpferde, ^oui-onue <!« ?sr, die hohe Ehre von Nr. 2 bei dem großen nationalen Derby-Rennen. Lord Nosebern, wie alle angesehenen Svortsman, erlebte auf der Nennbahn seine Niederlagen und seine Siege. Vei seinem ersten Erscheinen glaubten die professionellen Gauner des Turf in dem knabenhaft aussehenden bartlosen jungen Lord eine leichte Beute gefunden zu haben, doch erkannten sie bald ihren Irrthum. In der Thai zählt man Lord Roseberp im Allgemeinen zu den entschieden erfolgreichen Gönnern der Rennbahn. Während der siebziger Jahre beliefen, wie es heißt, seine jährlichen Gewinnst« sich oft auf mehr als 10 0W Pfd. St. Indeß ein Sportsman im gewöhnlichen Sinne des Wortes, ein bloßer Nation ok ttw ü'lii-k, war er nie. Auch im Jahre 1874, dem Jahre von Oouronn« 6e ^sr, begegnen wir ihm nach verschiedenen Seiten hin in einem ganz anderen Eharakter, auf ganz anderen Gebieten. So vräsidierte er im Juli 1874 bei einein Festmahl des Komikers Toole, vor dessen Aufbruch zu einer Nundreise in Amerika. Er enthüllte sich bei dieser Gelegenheit als vorzüglicher ^i'tsi-'llmnsi' 8pb»k6r, und als unübertroffener Meister dieser seltenen Kunst gilt er noch jetzt. Eharakteristisch war in seiner Rede u. A. die von ihm selbst gegebene Antwort auf die Frage, wie es komme, daß gerade ihm die Function des Vorsitzenden zugefallen sei: weil nämlich auf Umwegen die Thatsache ihm bekannt geworden, es gehe aus genauen statistischen Taten hervor, kein junger Mann seines Alters babe je so viel Geld für Sperrsitze ausgegeben, um Mr. Toole zu hören, wie er. Um dieselbe Zeit präsidierte er bei der Verkeilung von Preisen an Zöglinge der Nichts (Aa^s 8cl>c>o1 (.orpoiÄtion., die kurz vorher in der City von London unconfessionelle Schulen gegründet hatte. Am merkwürdigsten war jedoch sein Vorsitz bei dem Eongreß der social soionoy ^88nei»tion in Glasgow, im September 1874. Schon daß er, ein junger Mann von 27 Jahren, zu einem solchen Posten ausersehen wurde, bezeichnet die öffentliche Würdigung seines intellec-tuellen Charakters, und als ganz auf der Höhe der großen Probleme

stehend, um deren Lösung es sich handelte, zeigte ihn seine Rede bei der Eröffnung des Congresses. Tief durchdrungen von der Bedeutung der socialen Frage, entwarf er ein dramatisch bewegtes Bild der mannigfaltigen Aufgaben und Ziele, welche darin inbegriffen sind. „In dieser Stadt," bemerkte er mit Bezug auf das gewaltige Industriezentrum Glasgow, in dem er redete, „umgibt uns ein großes Aggregat menschlicher Wesen, eine gährende, arbeitende, berußte Bevölkerung, Kinder der Mühsal, die Glasgow zu dem gemacht haben, was es ist, und die allein es fördern und erhalten können — keine bloßen Productionsmaschinen, sondern Vertreter der Intelligenz, von gemischter Nationalität und mannigfacher Sinnesweise. Ihr könnt nicht durch gemeinsame Gefühle oder gleichartige Interessen an sie appelliren. Sie sind da als eine dunkle, gewaltige Macht, ähnlich den cyklovischen Bewohnern des Aetna. Ich muß ehrlich meine Ueberzeugung bekennen (obgleich dies Denjenigen, welche sehen, wie groß die Zahl der Personen ist, welche die arbeitenden Klassen zu vertreten und zu verstehen behaupten, gewagt scheinen mag, während Andere eine selbstverständliche Thatsache darin erblicken werden), daß diese große arbeitende Bevölkerung sich selbst, ihre Bedürfnisse, ihren Glauben und ihre Interessen Vielen von uns nicht hinreichend verständlich gemacht hat. Wäre dies nicht so, wie käme es dann, daß die mit ihrer Lage verknüpften Probleme so geringe Fortschritte zur Lösung gemacht haben? Wie kommt es, daß jede politische Partei mit gleicher Gewißheit und unumwunden behauptet, die Sympathie und das Vertrauen der Arbeiter zu besitzen? Wie kommt es, daß, wenn die arbeitende Klasse ihre Stimme über irgend eine Frage hören läßt, sie ertönt wie Donner aus heiterer Luft? Ich selbst halte mich für keine Ausnahme von der Regel; aus eben diesem Grunde aber kann ich mir keine interessanteren Gegenstände denken, als diejenigen, welche die Wohlfahrt unserer arbeitenden Klassen betreffen." Und dann erörterte der junge Lord mit seltener Einsicht die Fragen der technischen Erziehung, der Handwerkervereine, der Fabrikgesetzgebung, der Spartassen, der Baugesellschaften, der Emigration, der Experimente französischer und amerikanischer Socialisten — kurz, lieferte den redenden Beweis, daß er über das Bedürfniß aller politischen Reformen hinaus die tiefer liegende Rothwendigkeit einer menschenwürdigen Erneuerung der Gesellschaft begriffen hatte.

Zwanzig Jahre unserer raschlebigigen Zeit sind seitdem verflossen, und es ist um so mehr der Mühe werth, sich dieser entweder völlig unbekannten oder so gut wie vergessene Thatsachen aus Lord Roseberus Leben zu erinnern, je seltener in der Laufbahn zeitgenössischer Staatsmänner das Phänomen einer durchweg consequenten Charakterentwicklung beobachtet wird. Inzwischen hatte, durch den Sturz des Ministeriums Gladstone und die Bildung des Ministeriums Beaconsfield im Januar 1874, ein bedeutsamer Umschwung in den öffentlichen Angelegenheiten Englands stattgefunden. Das Bemühen, Alles so viel als möglich im statu quo zu

200 Friedrich Illthaus in London.

erhalten, trat an die Stelle des vorhergehenden Reformeifers, und eine Art von Ruhepause fand auch in Lord Roseberns Laufbahn statt. Er war indeß nicht unthätig, und ebensowenig blieben seine Talente von den Parteiführern unbeachtet. Nicht bloß Gladstone, auch Lord Beaconsfield, der Hasser jeder Banalität, der Gönner jedes wirklichen Talent, zeichnete ihn aus. In Schottland begann er als einer der Hauptstimmführer des Liberalismus zur Geltung zu kommen. Ein bemerkenswerthes Anzeichen dieser Popularität bei seinen schottischen Landsleuten war seine Wahl zum Rector der Universität Aberdeen im November 1878. Lord Rosebery hatte damals erst sein 31. Jahr vollendet, und nie zuvor hatten die Studenten von Aberdeen einen so jungen Rector gewählt. Doch er nahm die Wahl an und zeigte sich seinem Amte völlig gewachsen. „Lord Rosebery,“ so schrieb damals ein englischer Berichterstatter, „ist schlank und anmuthig und sieht jugendlicher aus, als er ist. Wäre er kein Lord, so würde ich versuchen[^] mit ihm zu verkehren und sein Freund zu werden. Er ist das Beste^u eines aufgeklärten jungen Liberalen, liberal in jeder Hinsicht, aufgeweckt und heiter und menschlich, von freundlicher, gewinnender Art und, dem Publicum gegenüber, in stannenswerther Weise begabt mit dem Talent, Bewunderung hervorzurufen, sowohl durch feinen Witz und Humor, als seinen gesunden Menschenverstand. Es lohnt sich der Mühe, ihn zu beobachten, wie er einen störrischen Gegner neckt oder einen schwerfälligen Feind in seinen kühnen Netzen fängt. Im geselligen Verkehr ist er ohne jede Affectation, liebenswürdig und scheinbar unbewußt, daß er irgend etwas Besonderes ist. Ich erwarte von ihm, daß er ein Radicaler werden wird, der dem Radicalismus Licht und Freudigkeit und Frische verleiht.“

Die Voraussetzungen dieser scharssichtigen Charakteristik haben sich der Hauptfache nach erfüllt. Zunächst handelten in Uebereinstimmung damit die Studenten von Edinburgh, die, dem Beispiel ihrer Kommilitonen von Aberdeen folgend, Lord Rosebery, im Jahre 1880 zum Rector ihrer Universität wählten. Auch noch in anderer Beziehung war das Jahr 1880, sowie das vorhergehende, für Lord Rosebery bedeutungsvoll. Wie ich indeß hiervon rede, sei noch erwähnt, daß er sich 1878 mit einer Erbtochter des Hauses Rothschild verheirathete. Diese Verbindung zählte zu den Ereignissen der Saison jenes Jahres und begründete eine, wie es scheint, sehr glückliche Ehe. Mittlerweile hatte die Unzufriedenheit mit der Politik Lord Beaconsfields, besonders in Bezug auf die orientalischen Angelegenheiten, überhand genommen. Allgemeine parlamentarische Neuwahlen konnten nicht mehr fern liegen; in der That waren die Vorbereitungen zu denselben schon seit einiger Zeit im Gange, und einen mächtigen Aufschwung gewannen sie im Herbst 1879 durch den Entschluß Gladstones, den Wahlfeldzug in seinem eigenen Wahlkreise in Midlothian, dessen Mittelpunkt Edinburgh ist, ohne Verzug zu beginnen. Während dieser denkwürdigen politischen Campagne nahm Gladstone, auf Lord Roseberns Einladung, sein Hauptquartier in Talmem, dem

Lord Rosebery. 30[^]

der schottischen Hauptstadt nahen Stammsitz der Roseberys; und vor allen anderen Liberalen Schottlands war es Lord Rosebery, der dem großartigen Veteranen, von welchem man damals zuerst als dem 6r»nä 016 Hl»n zu reden anfang, mit thätiger Sympathie zur Seite stand. Bald darauf folgte, in den Neuwahlen vom Frühling 1880, die Niederlage Lord Veaconsfields. Lord Rosebery übernahm in dem nun gebildeten Ministerium Gladstone als Unterstaatssecretär des Inneren sein erstes politisches Amt. Kein großer Posten für einen Mann von seinen Fähigkeiten, aber wichtig als administrative Uebungsschule, eine Schule, in der er auch bis zum Sommer 1883 ausharrte, als das Auftauchen einer radicalen Opposition gegen die Verwaltung dieses Amtes durch ein Mitglied des Oberhauses ihn in einem Anfall von Verdruß zur Resignation bewog. Während der dann folgenden Parlamentsferien setzte er seine politische Erziehung auf eigene Faust fort, indem er die englischen Eolonien in Afrika, Australien und Neuseeland bereiste. Welcher Art die Eindrücke waren, die er auf dieser Fahrt empfing, ist in seiner ganzen späteren Laufbahn nachweisbar. Von den Antipoden zurückgekehrt, brachte Lord Rosebery schon in der Session von 1884 seine berühmten Vorschläge für die Reform des Oberhauses im Oberhause selbst zur Sprache. Als Theilnehmer an dem allgemeinen Congreß der 'Illlckßg Union«, während desselben Jahres, bezeugte er von Neuem seine Sympathie mit den großen Ausgaben socialer Gesetzgebung; und Hand in Hand mit diesem demokratischen Glaubensbekenntniß ging seine ebenso emphatisch ausgesprochene Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Zusammenhaltens des großen englischen Weltreichs durch ein Band föderativer Einheit. Zugleich fand er Neigung und Muße zur Beschäftigung mit den Fragen auswärtiger Politik. Um diefe an Ort und Stelle zu studiren, bereiste er öfters das Festland. Besonders sah man ihn häufig in Berlin, wo Fürst Bismarck den großen Anziehungspunkt für ihn bildete. Der günstige Eindruck, welchen der junge englische Staatsmann auf den Nestor der europäischen Politik hervorbrachte, ist bekannt. Außer der praktischen Lebenserfahrung, der angeborenen diplomatischen Gewandtheit, der Weltkenntnis, der kühlen Hinsicht des Urtheils, war es ohne Frage auch die seltene Gabe des Humors, was Fürst Bismarck an Lord Rosebery gefiel. Denn von dieser hat der jüngere Staatsmann eine ungewöhnliche Ausstattung mitempfangen, und abgesehen von allem Anderen, beruht auf ihr in nicht geringem Maß seine außerordentliche Popularität unter seinen Landsleuten. ,^ein Volk hat größere Humoristen hervorgebracht, und kein Volk zollt ihren Verdiensten eine naturwüchsigere Anerkennung als das wegen seiner mürrischen Abgeschlossenheit verrufene englische Volk. So schätzt man in England auch bei Lord Rosebery die solide Grundlage, man vertraut seiner Einsicht, seinem Scharfblick, seinem Eharacter; aber sein Humor bringt noch eine besondere Art der Ueberlegenheit zum Bewußtsein, indem er sein Publicum in gute Stimmung versetzt. Selbst Bismarck würde nicht sein, was er ist, ohne seinen Humor.

202 Friedrich Althaus in London,
Minister des Auswärtigen im Ministerium Gladstone war bis dahin Lord Granville gewesen. Als dieser Ende 1885 starb, wurde Lord Rosebery zu seinem Nachfolger ernannt. Eine ehrenvolle Anerkennung, aber eine Anerkennung, deren Berechtigung er durch seine Amtsführung bewährte. Sein Äußeres fiel noch immer durch ungewöhnliche Jugendlichkeit auf, doch der jugendlich aussehende Minister zeigte sich seinem Hauptgegner im Oberhause, dem Graukopf Lord Salisbury, völlig gewachsen, nach dem elastischen englischen Ausdruck: » toßman ^vortli? ok Ins 8i6yl. Selbst von toryistischer Seite wurde dies offen anerkannt. Ja, es wurde im toryistischen Lager fast zur Mode, Lord Rosebery auszuspielen gegen Gladstone, den patriotisch fähigen gegen den allerdings auch fähigen, aber durch seine Home-Rule-Nill „unpatriotisch“ gewordenen Premierminister. Es war dies um so merkwürdiger, in je allgemeinerer Übereinstimmung Lord Rosebery sich mit Gladstone befand, und je kürzere Zeit seine Amtsführung dauerte; denn schon im Juni 1886 brach das Ministerium Gladstone durch das Mißtrauensvotum der Anti-Home-Rulers zusammen. Aber Lord Roseberns Verwaltung des Auswärtigen Amtes hatte ihre Spuren hinterlassen, und die während der folgenden Jahre von ihm gespielte Rolle verstärkte den durchaus bedeutenden Eindruck seiner glänzenden Begabung. Man erlebte damals von Neuem den sonderbaren Szenenwechsel, welcher gegenwärtig dem periodischen Uebergang der Staatsgewalt von der liberalen an die conservative Partei in England zu begleiten pflegt. Mannigfach sind die Manifestationen unseres demokratischen Zeitalters, und zu den seltsamsten gehört in England diese, daß die Konservativen, sobald sie an's Ruder gelangen, sich beeilen, die liberale Maske aufzufetzen und Maßregeln, die bisher als von Grund aus verderblich von ihnen bekämpft wurden, mit kaum geringerem Feuereifer auszuempfehlen, als notwendig für die öffentliche Wohlfahrt. Unter den liberalen Maßregeln des neuen Ministeriums Salisbury war nun die Ausdehnung des Selfgovernment durch Herstellung von Grafschaftsräthen ((^ouut^ Luunoil8) wohl die bedeutendste. Auch die Weltstadt London mit ihren fast fünf Millionen Einwohnern wurde bei dieser Gelegenheit in eine Grafschaft verwandelt, und zum ersten Vorsitzenden des Londoner Grafschaftsraths wurde (1889) fast einstimmig Lord Rosebery erwählt. Daß er dies schwierige Amt durchaus musterhaft verwaltete, ist eine der wenigen Thaten, in Bezug auf welche in England sämtliche Parteien übereinstimmen. Der Grafschaftsrath selbst bestätigte sie durch die Wiederwahl seines Vorsitzenden nach einer dreijährigen Amtsführung. Aber schon bald darauf rief der Sturz des Ministeriums Salisbury, in Folge der Neuwahlen von 1892, den Präsidenten des Londoner Grafschaftsraths in's Auswärtige Amt zurück. Die nun folgende glänzende Bewährung von Lord Roseberns diplomatischer Kunst in den siamesisch-französischen und den ägyptischen Verwickelungen ist noch in frischer Erinnerung. Noch bemerkenswerther war aber die Rolle, die er in dem großen 60a1 8ti-iKs zu Ende des

Lord Rosebery. 203

verflossenen Jahres spielte. Was allen andern, Monate lang fortgesetzten Bemühungen mißlungen war: — die Herstellung eines Einverständnisses zwischen den aufständischen Arbeitern und den störrischen Lavitalisten, gelang der Vermittlung Lord Roseberys in wenigen Stunden. Damit hatte er in Wahrheit seinen Anspruch auf die Succession als Premierminister erwiesen, und nicht durch herkömmliche Etikette, sondern, soweit dies innerhalb eines constitutionellen Regierungssystems möglich, durch ein Plebiscit, durch volkstümliche Acclamation, folgte er feinen» großen Vorgänger Gladstone am Ruder des Staates nach.

Als Nachfolger Gladstones ist Lord Rosebery eine doppelt interessante Erscheinung. Dem ernsten, strengen, fast puritanischen Wesen des älteren Staatsmanns steht er gegenüber als ganz moderner Diplomat und Weltmann, eine Art von Palmerston resärvivus, von ähnlichem Sinn wie dieser für die Größe des britischen Weltreichs und den Humor des Daseins, obgleich um eine volle Generation weiter fortgeschritten in seinen Überzeugungen von der demokratischen Entwicklung des Nationallebens. Seinem politisch-socialen Glaubensbekenntnis; gab er vor Kurzem» erneuten Ausdruck in der großartigen Rede, die er am 22. März 1894 in St. James-Hall in London an seine College» vom Londoner Grafschaftsrath richtete, und aus der ich nicht umhin kann, hier den Schluß mitzutheilen. „Ich glaube,“ sagte Lord Rosebery, „daß unser Volk endlich zum Bewußtsein seiner Verbindlichkeiten und seiner Pflichten gegen alle Gesellschaftsklassen zu erwachen beginnt. Und ich glaube, daß man jetzt allgemein geneigt wird, zu denken, daß die Politik kein bloßes Spiel ist, in welchem die Vauern zu oft den Springern und Thürmen geopfert werden, sondern ein lebendiges und veredelndes Bemühen, die Grundsätze der höchsten Moral im praktischen Leben zu verwirklichen. Ich glaube, daß man die Regierungen immer mehr nach diesem Prüfstein beurtheilen wird. Ich glaube, daß die Neberzeugung sich verbreitet, daß eine Regierung nur in diesem Sinne thätig sein sollte. Große Reden halten und ans großen Abstimmungen siegreich hervorgehen, mit Ansehen in der Welt auftreten. Eure Flotten alle Meere befahren. Eure Fahne an allen Küsten flattern sehen, ist ganz in der Ordnung. Aber es ist nicht Alles, bei Weitem nicht Alles. Ich bin gewiß, daß es bei uns eine Partei giebt, die noch keinen Namen hat, die außer Zusammenhang steht mit irgend einer vorhandenen politischen Organisation, eine Partei, die sich versucht fühlt, zu fügen: „Die Pest auf Eure beiden Parlaments-Häuser, die Pest auf alle Eure Parteien, die Pest auf alle Eure endlosen Discussionen, die so wenig Frucht tragen! Hört auf mit diesen endlosen Reden und kommt her und thut Etwas für das Volk!“ — Diese Sinnesweise erfüllt, glaube ich, eine große Menge unserer Handwerker, eine große Menge unserer arbeitenden Geistlichkeit und eine große Menge Derjenigen, welche für die Armen und mit den Armen arbeiten und die ich, aus Mangel an einem besseren Wort, durch den Zwitterausdruck Philanthropen bezeichnen muß. Und man wird finden, daß.

20H Friedrich Althaus in London.

wenn das Parlament nichts Wirksames zu thun vermag, diese Sinnesweise sich höher und weiter in der Gesellschaft ausbreiten wird; und ich meinerseits gebe die Hoffnung nicht auf, eines Tages einen Minister zu sehen, der von Zeit zu Zeit von der Plattform der Partei herabsteigt und geradenwegs zu den Herzen seiner Landsleute redet, redet wie Sir Robert Peel zu ihnen redete, als er gestürzt wurde, weil er dem Volke billiges Brot gegeben hatte. Wäre ein solcher Minister heute hier, er würde Euch, glaube ich, auffordern, nicht sein Eabinet zu retten, sondern eine große Anstrengung zu machen zu Eurer eigenen Rettung, durch ^edles, directes, wirksames Handeln Euch selbst zu retten von den Gefahren, welche eine große Bevölkerung bedrohen, den Gefahren der Gewaltsamkeit, den Gefahren des Verbrechens und der größten Gefahr von allen, der Gefahr der Unwissenheit. Wir fordern Euch nicht auf, eine Klasse oder ein Individuum zu berauben, aber wir sagen, daß, wenn nicht wirksame Mittel ergriffen werden zur Organisation dieser ungeheuren, dieser unberechenbaren Bevölkerung, die, halb bemerkt, halb ignorirt, um uns her aufmachst, England in einer Gefahr schwebt, wie kein Krieg sie ihm verursacht hat, einer Gefahr, von der unsere Regierung es erretten möchte."

Ein kühnes, staatsmännisch großartiges Glaubensbekenntniß! Aber so offenkundig die Hauptzüge von Lord Noseberns öffentlicher Laufbahn daliegen, so wenig erschöpfen sie die Ansicht seines Wesens. Hinter dem jugendlichen Aeußeren, das ihn, den jüngsten englischen Premierminister seit Pitt, noch immer kennzeichnet, birgt sich eine Festigkeit und Tiefe des Eharakters, die allen Beobachtern zu denken giebt. Neulich bei dem Meeting im Iordie, wo Hunderte von scharfsehenden Augen auf ihn gerichtet waren, fiel es auf, wie, während die beweglichen Züge, die rastlose Nervosität des neben ihm sitzenden Führers des Unterhauses jeden vorübergehenden Stimmungsausdruck seiner Umgebung zu reflectiren schienen, Lord Noseberys Gesicht nicht durch die leiseste Andeutung verrieth, was ihn im Innern bewegte. Kälte oder doch Kühle, so meinen Manche, sei ein hervorragender Eharakterzug seiner Natur, und der unbeweglich durchdringende, ruhige Blick seiner blauen Augen scheint diese Ansicht zu bestätigen. Selbst bei großen öffentlichen Empfangsfeierlichkeiten, niitten in dem Lächeln des Willkommens, den heiteren lebenswürdigen Worten, womit er den Strom feiner Gäste begrüßt, befremdet Manche der sich immer gleich bleibende, feste, fast melancholische Blick jener Augen, die anscheinend theilnahmlos ans der umgebenden glänzenden Scene verweilen. Wer jedoch seine Laufbahn überblickt, seine Reden liest, den Gründen seines außerordentlichen Einflusses nachspürt, kann kaum zweifeln, daß unter jenem kühlen Aeußern nicht blos ein genialer Scharfblick, eine felsenfeste Willenskraft, sondern auch eine ungewöhnliche Tiefe des Gefühls verborgen liegt. Der Trauer über den Tod seiner Frau gab er einen rührenden Ausdruck in einer seiner Biographie Pitts vorangesetzten Widmung. Die Wenigen, die seine Freundschaft gewonnen haben, sind durch die wärmsten

loid Rosebery. 205

Bande der Neigung an ihn gefesselt, und, was wohl am bezeichnendsten, die Masse des englischen Volks schenkt ihm ein, man möchte fast sagen, gläubiges Vertrauen, als dem Repräsentanten seiner Rechte und seiner Hoffnungen für die Zukunft.

Lord Roseberys Arbeitskraft ist erstaunlich, um so mehr, als die glückliche Raturgabe eines tiefen Schlafs nach angestrenzter Arbeit, deren der jugendliche Greis Wadstone sich noch immer erfreut, ihm verfaßt ist. Oft, so wird versichert, treibt am späten Ende eines schweren Arbeitstages das ungestillte Verlangen nach Ruhe den edeln Lord zur nächtlichen Wanderung in's Freie, oder womöglich verläßt er London, um die Erholung, welche die lärmende, rastlose Hauptstadt ihm verweigert, zu finden in der Stille seiner Landsitze in Epsom und Mentmore. Er ist ein eifriger Leser und Freund litterarischer Studien, ja, man sagt, der Verfasser zahlreicher Gedichte, die es interessant fein würde eines Tages veröffentlicht zu sehen.

Als Redner wetteifert Lord Rosebery mit seinen grüßten Zeitgenossen.

Anscheinend mühelos beherrscht er massenhafte Volksversammlungen, in denen Taufende aufgeregter Parteimänner sich drängen, und ebenso ist er in dem apathischen Hause der Lords einer der Wenigen, die mit offenbarem Interesse und Beifall gehört werden. Seine Reigung für die Freuden der Nennbahn dauert noch jetzt fort. Und merkwürdig genug erfüllte sich, fast unmittelbar nachdem er Premierminister geworden, auch der zweite Theil seines oben erwähnten jugendlichen Programms, indem er bei dem diesjährigen Derby-Rennen mit dem Pferde Ladadas den Sieg davontrug.

In Bezug auf die Aussichten des Ministeriums Rosebery wage ich keine Prophezeiungen. Unzweifelhaft ist, daß Lord Rosebery, trotz einer kleinlich factiösen Agitation gegen ihn als Peer und trotz des Gekrächzes mancher Unglücksvögel, die ihm gestellte schwierige Aufgabe, nach der Abdankung Gladstones die liberale Partei, einer starken und rücksichtslosen Opposition gegenüber, zusammen zu halten, bisher mit seltener Geschicke gelöst hat und daß er durch das Gewicht seines Ansehens einer Politik zum Siege zu verhelfen strebt, welche sich der Sympathie der Mehrheit des englischen Volkes erfreut.

^T^^

Das Buch Hiob.
von
Georg Vrandep.»
— Kopenhagen, —
I.

effne die Odyssee und lies am Schlüsse des ersten Gesanges diese Zeilen:

„Und ei öffnete jetzt die Thiire des schönen Gemaches,
Setzte sich auf fein Lager und zog das welche Gewand ab,
Warf es dann in die Hände der wohlbedächtigen Alten,
Diese fügte den Rock geschickt in Falten und hängt' ihn
An den hölzernen Nagel zur Seite des zierlichen Nettes,
Ging aus der Kammer und zog mit dem silbernen Ringe die Thüre
Hinter sich an und schob den Riegel vor mit dem Rahmen.

Also lag er die Nacht, mit feiner Wolle bedeckt.

Und umdachte die Reise, die ihm Athene gerathen.

Zn diesen Zeilen liegt griechischer Geist, echter und ursprünglicher griechischer Geist. Es ist eine ganz schlichte Scne aus Griechenlands grostem Heldengedicht. Welche Genauigkeit in der Wiedergabe der täglichen Lebensvorgänge, welches Interesse für dieselben! Und welche Freude am Beschreiben jedes einzelnen kleinen sinnlichen Tinges! Telemach öffnet felbst die Thür, seht sich auf fein Lager, nimmt feinen Chiton ab und reicht ihn der Ämme. Tie glättet und legt ihn zusammen, hängt ihn an den Riegel, geht, zieht mit dem silbernen Griffe die Thüre hinter sich zu und schiebt den Niegel vor.

Es ist der Abend nach einer großen, entscheidenden Tcene, Telemachs letzte Nacht in der Heimat. Er hat zum ersten Male mit Kühnheit zu den

*) Autorisilte Uebersetzung von A. Neustädter,

Das Auch Hiob. 20?

Freiern gesprochen und reist nun ab. Gleichwohl legt der Dichter die größte Theilnahme für jede unbedeutende Einzelheit an den Tag. Alles wird unter gleichen Gesichtspunkte gesehen, das Größere und das Kleinere, das Wichtige und das Unwichtige. Oder richtiger: Keine Einzelheit erscheint unwichtig. Und Alles ist um seiner selbst willen erwähnt. Nichts ist bildlich oder symbolisch.

Es ist unmöglich, sich eine größere Klarheit in der Beschreibung vorzustellen. Wie in den griechischen Reliefs jede einzelne Gestalt so dargestellt wird, daß der Schatten der einen nicht auf die andere fällt, so ist mich diese Klarheit ohne Schatten.

In der ganzen Bibel findet man nicht acht solcher Zeilen. In der alten hebräischen Litteratur wird nie genau, ja in der Regel unklar geschildert. Man sehe die Schilderung eines Phänomens, das solch' einen tiefen Eindruck gemacht hat, wie die zwei Säulen des salomonischen Tempels, Iakin und Boas. Man kann sich unmöglich ein Bild davon machen. Die Hauptstelle (I. Könige 7, 15) lautet: „18 Ellen war die eine Säule hoch, und ein Band von 12 Ellen umgab die andere Säule.“ An derselben Stelle ist der Säulenknäuf 5 Ellen hoch; in II. Könige 25, 17 ist er 3 Ellen hoch, in der II. Chronik 3, 15 sind die Säulen 35 Ellen hoch. Aber man nehme selbst zum Vergleich eine wohlgelungene Schilderung des Alten Testaments, z. B. die der Bergwerksarbeit im Buche Hiob, wo der Verfasser wahrscheinlich die Arbeiten schildert, die er auf dem Berge Sinai gesehen hat:

„Dort sind Gänge, wo man das Silber auszieht,
Und Gänge, wo das Gold geläutert wird.
Eisen bringt man aus der Erde,
Und das geschmolzene Erz wird zum Kupfer.
Der Mensch bringt der Finsternis; Grenzen zum Weichen,
Er durchsucht die Tiefe,
Die Steine, die im Todesdunkel beiborgen sind.
Fern von bewohnten Orten bricht er Gräben,
Die der Lebenden Fuß nicht lennt.
Er hängt und schwebt in der Luft, fern von der Menschen Stätte.*)
Diese Erde, worauf das Brot wächst,
Ist in ihrem Innern durch Feuer zerrissen.
Ihre Klippen sind des Saphirs Lager,
Im Staube findet man Gold,
Der Vogel kennt nicht den Weg dorthin,
Das Auge des Falten sieht ihn nicht.

*) Die Bergwerksarbeiter wurden in Körben oder mit Gestellen in die Steinbunnen hinabgelassen, damit sie sich in die Bergwände einarbeiten konnten.

208 Georg Vrandes in Kopenhagen.
 Der Mensch legt Hand an die Felsen
 Und gräbt den Berg vom Grund aus um.
 Bricht Gänge in die Klippen,
 Damit sein Auge alle Schätze sieht.
 Hemmt den Strom des Wassers
 Und bringt das Verborgene an das Licht.
 Aber die Weisheit? Woher wird sie geholt?
 Und wo ist die Heimat der Erkenntnis?
 Der Mensch kennt nicht ihr Reis,
 Man trifft sie nicht in der Lebenden Land.
 Der Abgrund spricht: Mein Schoosz birgt sie nicht,
 Und das Meer spricht: Sie ist nicht in mir.
 Man wägt sie nicht mit Gold auf,
 Silber ist nicht ihr Kaufpreis.
 Man erhält sie nicht für Ophirs Gold,
 Für kostbaren Onyx oder Saphire."
 Die Bergwerksarbeit wird hier nicht um ihrer selbst willen beschrieben.
 Kein selbstständiges Interesse wird für sie gehegt. Die ganze Schilderung,
 wie Metalle und Edelsteine aus dem Berge geholt werden, ist nur dazu
 da, um zu dem geistigen Gegensatz zu gelangen. Aber die Weisheit,
 woher wird sie geholt? Der Stil ist feierlich und bewegt sich in dein
 strengen Parallelismus des hebräischen Versmaßes vorwärts. Schon dies
 wirkt auf die Schilderung ein. Tarin liegt ein Drang, sich imvoniren zu
 lassen und zu imvoniren. Der Verfasser sticht das Außerordentliche, das
 Geheimnißvolle und Bedeutsame:
 Der Mensch . . . durchsucht . . .
 Die Steine, die im Todesdunkel verbergen sind.
 Es liegt ein Eindruck von Grauen und Eraltation in der Schilderung.
 Der Arbeiter weilt feni von den Lebenden, schwebt in der Luft, weit
 von der Menfchen Heimat. Der Raubvogel kennt nicht den Veg zu
 denl Minengang. Der Verfasser bringt sich in Erregung durch starke
 Ausdrücke:
 Der Mensch legt Hand an die Fclscn
 Und gräbt den Berg von Grund aus um.
 Das Ungefähre und das Uebertriebene verletzt hier nicht, nein — es
 entspricht, wie in Griechenland, genau der Sprache. Das Großartige ge-
 fällt weit besser, als das Einfache. — Die Phnntafie verweilt bei dem
 Ungeheuerlichen, sieht etwas Göttliches darin' in Griechenland erblickt
 man das Göttliche in dein sicher Begrenzten. Gefasel, das Unbegrenzte,
 ist der denkbar ungricchischste, Phlegma der denkbar unisraelitischste Begriff.

Das Vuch Hiob. 209

Das ist Hellas und Israel, denen Europa seine Eultur verdankt.

Die Griechen bewohnten ein Gebirgsland mit stark gesonderten Thälern, wie man sie in der Schweiz findet, nur daß die Berge nicht hoch waren, sondern fruchtbar, die Landschaft lieblich, nicht rauh. Und ringsum lag das Meer, und überall schnitt das Meer hinein, ein Meer mit reizenden Farben und friedlich längs der Küste» und in den zahlreichen Häfen.

Griechenland war ein Küstenland, und seine Männer waren Teemänner mit der Seemänner Eigenthümlichkeit.

Die Griechen waren früher ein Volk von Matrosen, Seeräubern, Kaufleuten und Kolonisten, von Natur bereit zum Reden und Andere reden zu hören, ein Volk von Erzählern, und also in ihren Besseren ein Volk von Rednern und Dichtern, in ihre»» minderwerthigen ein Haufen von Prahlern und Lügner. Ein und das Andere in der Odyssee ist idealistifche Schifferlüge.

Die Kinder Israels waren ursprünglich Romaden. Hebräer (Ibrier) bedeutet die Umwandernden. Die Landschaften, die sie zuerst vor Augen hatten, waren wahrscheinlich die wilden Berggegenden und Wüsten des steinigen Arabiens. Die Berge haben sie mit Grauen und Ehrfurcht erfüllt. Die Gegend am Sinai ist wilder und rauher, als die am Olymp.

Der Olymp wurde heilig, Sinai gefürchtet. Jeder Berg hatte seinen Gott. Der Bergcultus ist bei den semitischen Stämmen eine der ältesten Religionsformen. Dhabor, Hauran, Hermon, Libanon, sie Alle hatten ihren Gott, genannt Baal-Hermon, Baal-Libanon, Naal-Hauran u. s. w. Sinai hatte seinen Gott, eine Art Donner- und Vlitzgott. Von des Berges Gipfel schienen ja die fürchterlichen Unwetter jener Gegend auszugehen. Arafel, die dunkle Wolke, war sein Schleier. Er zerriß ihn und offenbarte sich im Blitz. Er war ein Flammengott. Wer ihn sah, der starb.

Später, als Mofes, der Sage nach, zu den Midianiten kommt, besucht er Horeb, Gottes Berg, und sieht dort den brennenden Dombusch, der auf- flammt, ohne verbrannt zu werden. Hier sucht Gott den Aufsteigenden zu tödten. So greift Iehoua in der Herberge Mofes an, um ihn zu tödten.

Seine Frau Eippora rettet nach der augenfcheinlich uralten Sage fein ^eben, indem sie eine Opferthat an seinein Sohne vornimmt und dem Hern« ein Stück blutige Haut hinwirft. So läßt Gott Moses fahren.

Des Nerggottes Antlitz ist wie, das einer Medusa, es versteinert vor Grauen. Als Moses auf dem Horeb Gottes Herrlichkeit zu sehen wünscht, da faßt Gott ihn, stellt ihn in eine Spalte des Felsens und verdeckt ihn im Vorbeischreiten mit seiner breiten Hand. Wie er sie zurückzieht, sieht Moses ilm von hinten; hätte er ihn von vorn geschaut, wäre er gestorben, Eliah sab später unter ähnlichen Umständen Gott auf Horeb. Als die 70 Ältesten Israels den Sinai besteigen und der Gottbeit Stätte sehen, haben sie den Eindruck des blendenden azurblauen Himmels. „Unter seinen Füßen war es wie ein schöner Saphir und wie die Gestalt des Himmels, wenn eK klar ist.“ (2. Mof. 24.)

A°Id und Ciid. I.XX. «10. 21

3^0 Georg VrandeZ in Uopenhagen.

Die Israeliten hatten Naturmythen, wie alle anderen Völkerstämme, Sonnen- Regen- und Culturmythen, wenn auch in geringerem Umfange. Für den Nomaden ist die Tonne die feindliche Macht, die Wolke die freundliche. Er wandert mit seinen Heerden von Weide zu Neide und lebt von dem Regen, der das Gras sprossen läßt. Bei Tage muß er ruhen. Seine Karawanen wandern, wie heutigen Tages die der Araber, bei Nachtzeit. Der gestirnte Himmel ist sein Freund, die gute Macht. Die flammende Sonne wird der grausame Herr, Moloch, Melek.

Es ist gelungen, eine hebräische Mythologie zusammenzustellen, von der man im Buche Hiob nicht geringe Spuren findet. Götzen, Hausgötter, die in den Zelten gehalten und auf dem Rücken der Kameele weiter geführt wurden, waren zahlreich. Später wurden Bilder von Iehoua aus Silber und Gold ausgeführt. Iesaias ist voller Angriffe gegen solchen Götzendienst. Die Semiten trieben ohne Ausnahme von Anfang an Vielgötterei; wie schon der älteste Gottesname der Israeliten, Elohim, in seiner Mehrzahlform beweist. Aber in ihren Stämmen, wie überhaupt in Blut und Geist der Semiten, lag ein Hang zur Verehrung eines Gottes.

Nach und nach nahmen diese Nomaden festen Wohnsitz, verwandelten sich in Ackerbauer und gründeten Städte.

Sie nahmen ihren Sitz im Lande Kanaan, das sie von den Urbemohnern eroberten. Der Ausdruck: ein Land, wo Milch und Honig sticht, entstammt der morgenländischen Phantasie.

Nüchterner ist das Wort Moses' im 5. Mos. 10:

Denn das Land, da du hinkommst, es einzunehmen, ist nicht wie Aegyptenland, davon ihr ausgezogen seid, da du deinen Samen säen und selbst tranten mußt, wie einen Kohlgarten; sondern es ist ein Land mit Bergen und Thälern, die der Regen des Himmels tränken muß.

Und im 5. Mos. 8, ? heißt es:

Ein schönes Land mit Bächen und Quellen und Strömen, die aus den Bergen in's Thal fließen. Ein Land mit Weizen und Gerste, mit Weinstöcken, Feigenbäumen und Granatäpfeln, ein Land mit Olivenöl und Honig. Ein Land, wo du dein Brot nicht in Armuth verzehren wirst, wo du Nichts entbehren sollst. Ein Land, das Eisenerz hat, und aus dessen Bergen du Kupfer hauen follst. —

Es giebt aber zwischen den zwei großen Eulturuölkern der Erde, den griechischen Schiffern und den israelitischen Nomaden und Ackerbauern, trotz des Grundunterschiedes, auch viele Gleichheitspunkte. Das Leben in Hellas hat zahlreiche Herdstätten; das, was wir Griechenland nennen, besteht aus einer Menge kleiner selbstständiger Staaten. Man findet lange kein anderes Band zwischen ihnen als das, was die homerische Dichtung abgiebt. Homer hat dieses Volk zusammen gesungen, und die olympischen Spiele haben es zusammen gehalten.

Vas Vuch Hiob. 3<<

Ebenso stehen die vielen israelitischen Horden und Stämme während Jahrhunderte unabhängig von einander, feindlich gegen einander. Es sind Israels Propheten, es sind Männer wie Iesaias und wie der anonyme, große Prophet der babylonischen Verbannung, die aus den Stämmen ein Volk bilden.

Und wie der Grieche den Barbaren tief verachtet, der nicht freier Bürger ist und nicht griechisch spricht, so sieht auch der Israelit tief auf die Polksstämme (Heiden) herab, die nicht Iehova zum Gott haben und denen Iehova Nichts versprochen hat.

Das griechische Ideal ist Lust. Der homerische Grieche ist persönlich unabhängig, kühn und frei. Er denkt sich seine Götter froh. Daher der Ausdruck: Da sollst du froh wie ein Gott mn Herde fitzen nnd Wein trinken. Der Iehova der Hebräer ist nicht „froh“. Er ist gewaltig.

In der Griechen Auge ist das Beste: Friede, oder das, was Ordnung und Frieden giebt. Plato sagt: Liebe giebt dem Liebenden Frieden, dem Meere Ruhe. Aristoteles sagt: Der Gedanke ist weniger eine Bewegung als eine Rast. Anders bei den Hebräern. Weder Liebe noch Gedanke geben Friede.

In der griechischen Kunst ist kein Mißton. Es ist kein Zwiespalt zwischen Körper und Seele, zwischen Pflicht und Glück, keine losgelassene Leidenschaft, selten wildes Pathos.

Hinter der griechischen Tragödie liegt tiefer Einblick in des Lebens Schrecken, sie ist auf grauenvolle Mythen aufgebaut, auf uerbrecherifche Göttergeschlechter und Titanen in Aufruhr und Qual. Sie entspringt dem wilden losgelassenen Jubel der Dionysos feste. Aber in diesen Tragödien herrscht künstlerisch stets Anstand und Würde, die Heldin ordnet ihr Gewand um ihre Füße, wenn sie stirbt.

Wir begegnen hier einen« Ideal, das reich ist, aber nickt tief, fchön, aber nicht erhaben.

Im Morgenlande ist das Ideal enger, steifer, stärker, ein Ideal von unbeugsamer Kraft, ewiger Dauer, wie Iehova im Himmel, die Pyramiden auf der Erde.

Im Morgenlande ist Alles ausdrucksvoll, voll reicher Bedeutung, die Leidenschaft geht nackt. Die Schwingungen der Seele sind die stärksten, ewiges Anrufen, hohes Pathos, verzweifelte Klage, heftige Lebensfreude.

In der griechischen Landschaft waren alle Proportionen klein. Alles temperirt, alle sinnlichen Wahrnehmungen deutlich, alle Umrisse in Klarheit gebadet. Demzufolge ein wahrer Abscheu vor dem Zusammengesetzten, Uebertriebenen, Formlosen und Unbegrenzten. Deshalb eine Kunst, deren Wesen die richtigen Proportionen und Dimensionen zeigt, feine Verhältnisse und vollendetes Maßhalten.

In der Landschaft, die das femitischc Volk vor Augen batte, sind die Hauptfactoren die Klippen und die Wüste. In der Fläche und in der Höhe

21»

3² Georg Vranos in Kopenhagen.

ein Ausdruck von Größe. Man sehe z. B. das Bild des prachtvollen, einsam und wild gelegenen Thabor mit seinen stumpfen Kegeln. Die Natur ist wild, und das Land, welches das israelitische Volk sich erkämpft hat, ist fruchtbar. Die Volksphantasie «lachte das Wilde wilder und das Fruchtbare fruchtbarer. Die Natur war unruhig; man war häufigen Erdbeben ausgesetzt, und die Naturverhältnisse waren unsicher; Henschreckenschwärme fanden sich in Heerschaaren ein und verwüsteten Alles.

Was von Poesie hier erzeugt wird, ist daher meist großartig und streng, doch die Dichtung bringt auch den Beweis, daß man in brennender Erotik gelebt und zur Frühlingszeit in Naturfreuden gefchwelgt hat. Aber Alles ist concret aufgefaßt, das Ganze mit einem Schlage und in einer Sprache ausgedrückt, deren Töne mit ihren Kehllauten hart und klangvoll sind.

Der Grieche löst Alles in Einzelheiten auf, analysirt, geht logisch vor, schafft deshalb das Msonnement, die oratorische und philosophische Entwicklung von Glied zu Glied.

Der Israelit hat keine Analyse und keine Logik, er räsonnirt nicht, er hat Erscheinungen; er schließt nicht, er erblickt und ruft aus; sein Verfahren ist nicht Logik, sondern Intuition.

Der Grieche erzählt Anekdoten und spinnt redselig seinen Stoff aus.

Bei den» Juden ist Alles Ausdruck, Leidenschaft, Wiederholung, wie Knappheit. Er vermag den Stoff nicht zu entwickeln, hat keinen Begriff von Composition. Er bewegt sich im Sprunge vorwärts, beginnt von vorne, wendet sich zu längst Berührte!» zurück, ist unklar und verlangt keine Klarheit. Für die lichtvolle Philosophie des Griechen, für fein Aufzählen der Ursachen und Wirkungen hat er die kurze Sentenz; statt des Griechen nüchterner Phantasie hat er eine unberechenbare, glühende Einbildungskraft, die zwar kein Drama erzeugen kann, aber Hymnen, Gesänge, Freudenrufe, Berwünschungen, ^den, Elegien, einen elementaren Dialog und zusammengeordnete, ungeordnete Erwägungen. Sein Stil ist ohne Perioden, weil er in Fragen und nicht in Vernunftschlüssen denkt.

Dieser tiefe Grundgegenfah fchließt nicht aus, daß es einen Zeitraum gab, einen späten, wo griechischer und israelitischer Geist einander berührten.

Hiervon findet man die erste Spur wirklicher Einwirkung in der jüdisch-alexandrinischen Litteratur, die nächste Spur unter der griechischen Herrschaft in Jerusalem in den Klagen über israelitischen Abfall, über den Zudrang zu den griechischen Gymnasien in Jerusalem (I. Maktab. 1, 15). Zum letzten Male vermischt sich griechischer und israelitischer Geist in Alexandria im Neuplatonischen, und du>? ägyptisch beseelte Ehrstenthum entspringt dieser Mischung.

Die Annäherung zwischen den zwei Volksgeistern ohne besondere directe Einwirkung begegnet uns nur in einem einzigen Schriftwerke des jüdischen Alterthum⁵, in ><o!Met «Buch der Pred.). In diesem Werke, das etwa

Das Buch Hiob, 213

über 109 Jahre vor unserer Zeitrechnung verfaßt ist, zeigt sich eine gewisse Übereinstimmung des israelitischen mit dem griechischen Geiste, obgleich die griechische Kultur den: Verfasser vollständig fremd ist.

II.

Wir sind unter des Königs Hiskia (Ezechias) Regierung, ungefähr 720 Jahre vor Christi Geburt. Es ist die Zeit des Jesaias und des Micha.

Das Heer der Assyrer hat (721) das Reich Israel zerstört. Samaria ist erobert, die Einwohner sind in das größere (wenn auch kleine) Reich fortgeführt. Hiskia ist der Gefahr entgangen, das Reich Assyrien wird von der Pest befreit, die in Ägypten das assyrische Heer befällt, und die Männer des Hiskia befassen sich mit großen Litteraturarbeiten.

Wahrscheinlich ist dies der Zeitpunkt, wo die älteren und nun verlorenen Bücher Isaias und das Buch über Jehovas Kriege zerstückelt und bearbeitet wurden. Positiv wissen wir, daß damals die letzten Theile der Wortsprüche gesammelt wurden, diejenigen, die ausdrücklich benannt werden: „gesammelt von den Männern des Königs Hiskia“.

In diesen Stücken (Lammel, Agur, Leithiel) liegt eine Art fremder, weltlicher Kultur, obgleich Gott hier Jehova genannt wird. Hier ist eine Art Kompromiß zwischen dem Jehovaglauben und dem gemeinsamen Weisheitsschatz der umwohnenden Völker eingegangen.

Es gab Nachbarstämme, außerhalb Palästinas wohnend, die an der gemeinsamen semitischen Lebensphilosophie theilnahmen. Solche waren die Beni-Kedem, d. h. die Söhne des Ostens, dieselben, die später Sarazenen genannt werden und die zur Zeit der Kreuzzüge unter Saladin kämpfen.

Sie sind es, die wir im Buche Hiob auftreten sehen.

Sie gehören zum Stamme Edom. Sie, die in Dhemman und um Dhemman herum wohnten, waren ihrer weisen Männer wegen berühmt, sie werden in vielen Stellen der Bibel erwähnt. So heißt es bei Jeremias (4!», ?): Ist denn keine Weisheit mehr zu Dhemman? Ist denn kein Ruth mehr bei den Klugen?

Die Personen, die im Buche Hiob auftreten, sind keine Juden, Der Schauplatz ist nicht in Palästina.

Daß man nicht irgend eine Hindeutung auf die sogenannte mosaische Gesetzgebung findet, bedeutet Nichts, da dieselbe ein viel späteres Produkt ist. Man findet auch keine in den Wortsprüchen, im Buch der Richter und in der Geschichte der ersten Könige. Aber man findet hier keine Anspielung auf den jüdischen Cultus oder auf den besonderen Glauben der Juden.

Ja, Jehovas Name kommt in dem Dialoge ganz und gar nicht vor, sondern nur in dem Rahmen, der keineswegs bestimmt auf die gleiche Zeit zurückgeführt werden kann. In den verstümmten Gesprächen wird Gott mit den alten Namen Elojah, El, Sckaddai benannt, die angewandt wurden, ehe

2[^]H Georg Vrandes in Kopenhagen.

der Gott Israeli' seinen Eigennamen Iehoua erhielt, wie der Gott der Moabiten den Namen Kamos und der Gott der Philister den Namen Dago« hatte.

Aber wenn der Inhalt des Buches auch nichts besonders Israelitisches an sich trägt, so ist es doch unzweifelhaft von einem Hebräer in hebräischer Sprache geschrieben und ist mit Recht immer als ein bedeutsames Denkmal der hebräischen Litteratur betrachtet worden.

Sein Verfasser, Israels größter, tragischer Dichter, muß bei dem Umstürze, der dem Reiche Israel ein Ende machte, aus seinem Vaterlande vertrieben worden und umher gewandert sein, Aegypten und Arabien gründlich gesehen, Aufenthalt und Rast bei den Beduinen gefunden und in ihren Zelten wie Einer ihresgleichen gelebt haben.

Die Frage, die im Buche Hiob behandelt wird, ist die Frage, welche die Kernfrage des Judenthums bildet: Wie geht es zu, daß unter des gerechten Gottes Herrschaft der Böse häufig vom Glück begünstigt, während der Gerechte nicht minder häufig von unverschuldeter Unglück betroffen wird? Das ist die Grundfrage für den Israeliten. Der Kampf gegen diesen Zweifel ist die ganze innere Geschichte des Judentums.

Während andere Stämme und andere Religionen von Anfang an die Frage umgehen, indem sie von einer persönlichen Unsterblichkeit der einzelnen Menschen träumen, sieht Israel ein, daß Belohnung und Strafe jenseits des Grabes ein leeres, unwirkliches Gut ist. Innerhalb der Grenzen des wirklichen Lebens will Israel das Gleichgewicht der höchsten Gerechtigkeit finden. Das ist Israels (ethischer) Glückseligkeitstraum.

So gestellt, war die Frage ihrem Wesen nach unlösbar, weil die Voraussetzung, von der sie ausgegangen, falsch war, nämlich, daß das Erdenleben von einer Macht gelenkt wird, die mit bestimmtem Bewußtsein eine strenge Gerechtigkeit wider jedes einzelne menschliche Individuum durchführt. Ist dies der Fall, so ist Schuld und Züchtigung ein- und dasselbe. Es heißt in Hosea: Wer Wind säet, erntet Sturm; wer Ungerechtigkeit pflügt, erntet Uebelthat. — Das war die Lösung des Problems, welche das Volksbewußtsein forderte.

Für uns Moderne ist die Frage nicht gelöst — sie ist unsere tägliche Qual — aber unsere Philosophie hat uns gegenüber dieser, wie gegenüber so vielen anderen Fragen gelehrt, daß sie unrichtig gestellt ist, und daß die wahre Weisheit darin besteht, keine Antwort zu erwarten.

Für uns ist sie weggefallen, seit wir uns gewöhnt haben, in dem Weltlauf nur eine unbewußte Vernunft zu sehen, die sich langsam zu größeren, Bewußtsein und umfassenderer Macht vorwärts bewegt. Wir betrachten die Gerechtigkeit als eine Aufgabe und ein Ideal, das in ferner Zukunft vor uns liegt, nicht als eine göttliche Institution, die von Ewigkeit her bestanden hat, und dauernd scheinbare Widersprüche veranlaßt, welche zu beseitigen sind, sollen sie nicht zu Aufruhr und Gotteslästerung hinreißen.

Das Vnch Hiob. 3<5

Die Propheten suchten der Schwierigkeit abzuweichen, indem sie nur eine summarische Gerechtigkeit für den Stamm oder das Volt verlangten. Geht Samaria zu Grunde, so geschieht dies, weil es nicht Iehoua allein angebetet hat. Siegt Ässur, so geschieht es, weil Iehoua Ässur als Zuchtmittel gebraucht. Wird Ässur vernichtet, so geschieht es, weil Ässur sich eingebildet hat, nm seiner selbst willen von Iehoua, den es doch nicht anbetet, gestärkt worden zu sein.

Der Verfasser des Buches Hiob hält sich an den einzelnen Menschen und ringt mit dem Problem: wie die Pflichterfüllung sich zur Weltordnung verhält, wie das, was geschieht, sich mit Gottes Fürsorge und seiner Größe vereinen läßt.

— Tarauf ein Gedankenstrich, der sich nicht zu Ende führen läßt.

Das Geniale im Buche Hiob ist, das es diesen Gedankenstrich in einem Stil von unvergleichlicher Größe entwickelt.

Ein reicher und vortrefflicher Mann wird von zahlreichen Unglückschlägen betroffen, in einer Art von systematischer Verfolgung, die Jehovas vorgefaßtem Beschluß beigelegt wird. Er empört sich nicht über sein eigenes Geschick, sondern verwünscht das Loos des Menschen, der lebt, ohne es zu wünschen, und der, wenn das Unglück ihn betroffen hat, in Sehnsucht nach dem Tode, als dem Erlöser, verschmachten muß.

Seine drei Freunde, welche die herrschende und bisher unbestrittene Anschauungsweise vertreten, empören sich über die vermeintliche Selbstgerechtigkeit Hiobs und suchen den Grund seines Unglückes in Übertretungen und Versehen, die er bewußt oder unbewußt begangen hat. Hiob antwortet Jeden« einzeln, weist ihren Argwohn zurück, sebt seine Klagen über das Elend des Erdenlebens fort, feine Auflehnung gegen Gottes Barmherzigkeit, behauptet, daß Gottes Strenge in gleichem Grade den Unschuldigen, wie den Schuldigen treffe, und beklagt sich, daß Gott ihn so schwer straft, ohne ihn den Grund ahnen zu lassen.

Die Freunde nennen ihn diefer kühnen Ausdrücke wegen gottlos.

Da offenbart sich Iehoua in einen: Ungewitter, tadelt Hiob, weil er sich in seiner menschlichen Ohnmacht und seinem unzulänglichen Fassungsvermögen zu einer Art Angeber des Herrn aller Wesen aufgeworfen hat, verweist auch den Freunden die unverständige Rede und bezwingt in mächtiger Überlegenheit den Hochmuth und die Schwachheit des Menschen. Nun giebt Gott dem gedemüthigten Hiob all' das Verlorene zweifach wieder, statt der 7 Söhne 14, statt der W<»0 Kamele IMX». Und Hiob lebt noch 149 Jahre und stirbt zuletzt des Lebens satt. — Mit anderen Worten:

Wenn Iehoua seine treuen Diener leiden läßt, so geschieht es, weil er sie erprobt, und sie empfangen Erfatz und Vergütung hier auf Erden. Sie sterben ganz gewiß, aber der Tod ist nur, wenn er zu früh kommt, ein Uebel. Erst mehr als ein halbes Jahrhundert später, ein Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, als Israel von zahlreichen und fürchterlichen Martern

2^6 Georg Vranoe5 in Kopenhagen.

gepeinigt wurde, giebt es diese eigenthümliche Anschauungsweise auf und klammert sich an die Lehre von der Auferstehung des Leibes und vom tausend-jährigen Reich. Tausend Jahre glücklichen Lebens in einen» Jerusalem, das die Hauptstadt der Welt geworden ist, ist die höchste Belohnung, die Israel sich für einen Blutzegen vorstellen kann. Zum Glauben an die eigentliche Unsterblichkeit hat sich das alte Israel nie aufgeschwungen. Sie würde nach seiner Vorstellung den tiefen, grenzenlosen Unterschied zwischen Gott und Menschen ausgelöscht haben.

Obgleich das Buch Hiob sich olme den Prolog und Epilog, den man jetzt findet, nicht verstehen läßt, ist es ungewiß, ob der Prolog und der Epilog von der gleichen Hand stammen, wie die Gespräche. Selbst da-von abgesehen, daß der Name Gottes im Prosarahmen verschieden ist, steht letzterer außerdem in auffallend schlechter Uebereinstimmung mit der versificirten Lichtung. Der Dialog läßt sich geradezu niemals auf die Ver-hältnisse ein, die der Prosarahmen mittheilt.

Ein Hauptpunkt in der Geschichte des Hiob ist seine Krankheit. Aber von Hiob und seinen freunden wird nur selten darauf hingedeutet, und man findet kaum irgend eine Anspielung auf ihre besondere Natur. Im Epilog ist sie dann vollständig vergessen; Hiob sollte ja genesen; aber nun ist gar nicht mehr die Rede von irgend einer Krankheit.

Ein zweiter Hauptpunkt des Rahmens ist Hiobs Verlust seiner Kinder. Aber weder die Freunde, noch er selbst scheinen von diesem Verluste zu wissen (5, 25. 14, 21. 19, 17): Elivhas sagt zu Hiob: Lehne Dich nicht gegen Gottes Züchtigung auf, und Du wirst sehen, daß Deine Nachkommen sich vermehren. — Hiob klagt darüber, wie Gott den Menschen vernichtet und plagt. Seine Kinder kommen zu Ehren, und er weiß es nicht. — Ja, weiterhin spricht er sogar nicht allgemein, sondern persönlich über Kinder: Mein Athem ist meinem Weibe zuwider, und meine Kinder haben Abscheu vor mir.

Es ist überhaupt nicht leicht, sich eine Vorstellung von der Lage des Hiob nach seinein Unglück zu bilden. Im Eapitel 16, 8 wird erzählt, daß er von Feinden verfolgt ist, darauf findet man aber fönst gar keine Hindeutung: Mein Feind stiert mich an, lacht über mich, schlägt mich schändlich auf meine Nacken, ja die Feinde fammeln stch in Massen gegen mich. Gott hat mich den Ungerechten übergeben und in der Gottlosen Hände kommen lassen. — Die Ausdrücke sind hier zn stark, um den tadelnden Freunden gelten zu können.

Weiterhin wird wieder gesprochen, als ob Hiob noch reich sei: „Ent-ferne die Ungerechtigkeit aus deinen Zelten, wirf dein Silber auf die Erde und das Gold Ophirs zwischen die Steine des Baches. Laß' den Allmächtigen dein Schatz sein —" eine seltsame Ermahnung, die Eliphas dem armen Hiob giebt.

Es sind auch noch andere Telbstwidersprüche vorhanden. Während im Allgemeinen vorausgesetzt wird, daß Hiob und seine Familie in Zelte» wohnen.

vH5 Auch Hiob. 31?

wie die Araber des Ostens, fallen hier häufig Aeüßerungen, die darauf hindeuten, daß sie in einer Stadt in Häusern sich aufhielten.

Es scheint, als habe der Dichter inzwischen den Zustand vergessen, in den er seine Personen versetzt hat, und jenen vor Augen gehabt, der zu seiner Zeit allgemein war

Soviel ist sicher, daß die sieben Eapitel, in denen Hiobs vierter Freund, Elihu redend eingeführt wird, unechte sind, viel später eingeschaltete von einem Verfasser, den die kühne Sprache des Buches erschreckt hat. Diese Elihu-Einlage ist schwach, enthält nur Wiederholungen oder abstracte Erwägungen. Elihu ist außerdem im Prolog nicht erwähnt, und nachdem er gesprochen hat, richtet Iehoua das Wort nicht an ihn, sondern an Hiob, was die Einschaltung deutlich verräth.

Sei es, daß die Widersprüche, die man findet, durch den Schaden verschuldet sind, den das Werk inzwischen im Laufe der Jahrhunderte erlitten hat, oder daß der Rahmen wirklich einen anderen Verfasser hat, als das Werk selbst, so zeigt sich seine Genialität doch darin, daß der Epilog gerade nur als Schluß und Nachschrift steht, jedoch keineswegs die Geister kennt, die der Dichter heraufbeschworen hat, und keineswegs die Gedanken und Zweifel zum Verstummen bringt, die in der Dichtung frei ausgesprochen sind. Das Buch Hiob bezeichnet einen Höhepunkt der Gedankenfreiheit in dein alten Israel.

III.

Der Dichter steht gegenüber jener Grundfrage: Wo und wie herrscht die Gerechtigkeit? Hiob verneint, daß dieselbe in dem Stamme und in der Familie befriedigt wird. Der böse Mann stirbt im Wohlleben und merkt Nichts von der möglichen Geringschätzung, die seinen Sohn trifft. Und Hiob verzweifelt über das Elend der Menschen, über die Gleichgiltigkeit des Himmels, über die grausame, unbestrafte Ungerechtigkeit der Bösen, über das klägliche Mißgeschick der Armen und über Gottes Unerforschlichkeit, wenn er am heißesten gesucht wird. Am Schluß des Buches findet man die übliche und kindliche Harmonie; aber in der Mitte des Werkes werden Fragen gestellt und Klagen mit einer Leidenschaft ausgedrückt, deren Flamme der Schluß nicht verlöscht. Und daß das Buch nicht ohne Weiteres lehrt, sondern erörtert und zweifelt, ist mit ein Zeugniß seines hohen Alters. Als das alte Israel aufgehört hatte, als selbstständige Nation zu existiren, und vom Iudenthume losgelöst war, das heißt von der Secte, die das von den Assyrern und Chaldäern vernichtete Volk überlebte, konnte ein Werk von dieser Geistesfreiheit nicht mehr entstehen. Dazu erhob man sich erst wieder, als in den letzten Jahrhunderten Israels sich im Kohelet ein halb blasirter, halb epikuräischer Aufrührgeist regte, gleichzeitig gegen die herrschende Ungerechtigkeit wie gegen die religiöse Askese.

2^8 Georg Viandes in Kopenhagen.

Das Buch Hiob bezieht sich wahrscheinlich auf einen Zustand, der nicht weit entfernt von der alten patriarchalischen Zeit des Nomadenzumsuds liegt, wo der Besitzer von großen Heerden, der reiche und glückliche Mann derjenige war, der sich durch Seelenadel auszeichnete. Sobald die Üivilisation in die Stämme eindrang, hörte nothwendigerweise diese Harmonie auf, manch reicher Mann war ein Räuber und Verbrecher. Früher gab es keine eigentlichen Armen. Höchstens unter den Umherstreifern aus fremden Stämmen, die von der geordneten Bevölkerung gering geschätzt wurden, und die Hiob als Leute bezeichnet, „deren Vätern ich den Platz unter meinen Schafhunden verweigert hätte, die mit Geschrei, wie Diebe, aus der Menfchen Mitte ausgestoßen sind, die die Wüste benagen und die alten Stätten der Einöde und der Wildnis;“. Nun sah man überall Arme, und bisweilen trat dieser übermächtige Umschlag in Verhältnissen und Schicksalen ein, von denen die Geschichte Hiobs eine Uebertreibung und Systematisirung darstellt. Damals war es, daß Mann für Mann auf jede Weise die Schwierigkeit zu lüfen versuchte.

Hiob klagt, daß ihm das Leben geschenkt wurde, und daß Gott, der durch seine Unschuld nicht gerührt wird, den Verbrecher herrschen und falfche Nichter urtheilen läßt:

Ja, ich bin unschuldig. Wenig lehrt mich das Leben,
Ich begehre keines Lebens mehr.

Alles nutzt gleich wenig. Darum Hab' ich gesagt:

Er läßt Beide sterben, den Gerechten und dm Gottlosen.

O, daß er mich wenigstens mit einem Schlage niederwerfe!

Aber er spottet der Qualen der Unschuldigen,

Das Land hat er in die Hände der Gottlosen gegeben,

Or verhüllt das Aiülitz der Richter. —

Ist er es nicht, wer sollte es anders sein?

In bilderreichen Worten hat er schon früher über feine hartherzigen
Freunde geklagt:

Meine Brüder sind treulos wie ein Bach gewesen,

Wie ein Nach, der ball» schwillt und bald schwindet,

Der Eisstücke vorwärts rollt

Und steigt, wenn der Schnee ihn anfüllt.

Zur Zeit der Trockenheit versiegt er.

Bei der ersten Hitze verschwindet er vom Ort.

Um seinetwillen müssen Karawanen vom Wege abbiegen,

In die Wüstcnöde ziehen und dort zu Grunde gehen.

Die Karawanen von Themar zählten auf ihn,

Die Reisenden von Saba hatten auf ihn gehofft.

Sie wurden beichämt durch ihr Vertrauen,

Als sie sich näherten, standen sie verwirrt.

vas Auch Hiob, 2[^]9

So habt ihr mich getäuscht,

Vnm Anblick meines Unglücks seid ihr geflohen.

Und mit stets neuen Wendungen uarürt Hiob dieselbe Klage über
Gottes Strenge als eines Strafrichters, der keine Gründe angiebt:

Sag' mir die Anzahl meiner Verbrechen,

Lehr' mich mein Unglück erkennen.

Warum verbirgst du dein Antlitz,

Warum behandelst du mich als Feind?

Willst du ein fliegendes Blatt erschrecken,

Willst du einen dünnen Halm verfolgen?

Ich werde wie ein morscher Baum verzehrt,

Wie ein Kleid, das die Motten zerfressen.

Ter Mensch, vom Weibe geboren.

Lebt kurze Zeit und ist voll Unruh',

auf wie eine Blume und fällt ab,

Flicht wie ein Schatten und währet nicht.

Und solch' ein Wesen bewachest du,

Und zwingst es zum Richtgange gegen dich!

Iu diesem Vilde kehrt Hiob immer wieder zurück: ein Verfahren, das

iin Voraus verloren ist. So weiterhin in der Dichtung:

Merk', es ist Gott, der mir Unrecht thut

Und mich mit einem Strick umfangt.

Ich wehre mich gegen Gewalt — Niemand antwortet,

Ich rufe — Niemand zeigt mir Gerechtigkeit.

Er hat meinen Weg mit einer unübersteigbaren Hecke umgeben.

Er hat Finsterniß über alle meine Pfade gebreitet.

Er hat mich meiner Ehren beraubt.

Den Kranz von meiner Stirn gerissen.

An anderer Stelle richtet Hiob den Blick nach außen, und dann gelten

seine Klagen hauptsächlich dem Glücke der Bösen, der Angst und der Ehr-

furcht, die sie verbreiten, und dem Ansehen, dessen sie sich bis zum Grabes-
rande, ja über den Tod hinaus erfreuen:

Warum leben die Gottlosen?

Werden alt und wachsen an Kraft?

Ihr Geschlecht gedeiht um sie her,

Ihre Nachkommen find mannigfach bei ihnen.

Ihr Haus hat Frieden vor der Furcht,

Gottes Ruthe trifft sie nicht.

220 Georg Vrandes in Kopenhagen.

Wer wirft dem Bösen sein Verfahren vor?

Wem gibst er Entgelt für das, was er gethan?

Man trägt ihn mit Ehren zu Grabe,

Und man hält Wache an seiner Grabstätte.

Wiederum wendet sich die Vorstellung zu Gott, als dem unsichtbaren

Nichter zurück, und Hiob klagt bitter, daß der Herr als Richter unerforschlich, unsindbar ist:

O, daß ich wüßte, wo ich ihn fände!

Wenn ich zu seinem Throne gelangen könnte!

Ich wollte meine Sache vor ihm führen,

Ich würde meinen Mund mit Beweisgründen füllen.

Ich würde erfahren, welche Gründe er mir entgegenstellen kann.

Ich würde sehen, was er mir antworten kann.

Würde er mit aller Macht mich bekämpfen?

Nein, er würde mir sein Ohr leihen!

So würde er sehen, daß ein Unschuldiger seine Sache führt.

Und ich würde für immer von meinem Richter freigesprochen.

Wer geh' ich nach Osten, so ist er nicht da.

Kehr' ich nach Westen mich um, so find' ich ihn auch nicht.

Uebt er im Norden seine Macht? Ich sehe ihn nicht.

Ist er im Süden verborgen? Ich spüre ihn nicht.

Und in einer Wendung, die der berühmten Klage vorgreift über „den

Hohn der Gewaltthäter und den Druck der Hoffart" u. s. w. in Hamlets

Monolog und in dem Shakespeares'schen Sonett, das diesen, entspricht, bricht

Hiob in Klagen über alles herrschende Unrecht aus:

Warum herrscht Gott nicht so über die Zeiten,

Daß seine Dimer den Tag seiner Gerechtigkeit sehen?

Indessen ziehen die Bösen die Grenzen

Und lassen geraubte Ackererden weiden.

Sie treiben der Waisen Esel vor sich

Und nehmen den Ochsen der Wittwen zum Pfand.

Drängen die Armen vom Wege,

Zwingen die Schwachen, sich zu verbergen.

Ihre Opfer sind wie Wildesau in der Wüste.

Am Morgen gehen sie aus und suchen Nahrung.

Die Wüste giebt ihnen Speise für die Kinder.

Sie verbringen die Nächte ohne Kleidung,

Sie haben keine Decke gegen die Kälte.

Das Vuch Hiob. 32<

Sie weiden vom Regen der Beige durchnäht,

Ohne Schutz drücken sie sich wider die Felsen.

Sie müssen Ocl pressen in ihrer Plünderer Behausung,

Und während sie Wein keltern, leiden sie Durst.

Aus den Städten erhebt sich der Seufzer der Sterbenden,

Der Verwundeten Seele ruft nach Rache —

Und Gott richtet all das Unwürdige nicht.

So klagt auch der 73. Psalm, der ungefähr zu der gleichen Zeit geschrieben wurde.

Ich sah das Glück der Gottlosen.

Sie sind frei von Qualen bis zu ihrem Tode,

Und ihr Leib ist gemästet.

Sie gerathen nicht in Elend

Und weiden nicht wie And're geplagt.

Darum wurde Hochmuth ihr Halsschmuck,

Gewalt die Tract, worin sie sich Neideten u. s. w.

Doch das Interesse weilt nicht bei der Klage über das Glück der Gott-

losen, sondern bei den Folgerungen, die daraus gezogen werden, den Zweifeln

und den Fragen, die zum Himmel aufsteigen und die in Augenblicken zum

Aufbruch gegen Iehoua führen.

Hierin hat Hiob innerhalb der griechischen Welt des Alterthums nur ein Gegenstück: Prometheus.

Prometheus ist der Titan, der die Sterblichen bedauert, mit der Ge-

rechtigkeit Gottes gegen sie unzufrieden ist und ihnen zur Linderung ihrer

Roth die Gabe des Feuers schenkt.

Zur Strafe wird er gebunden, gemartert, an den Felsen geschmiedet,

der mit ihm in den Abgrund sinkt, bis Herakles ihm nach Jahrtausenden

Erlösung bringt.

offenbar hat sowohl in Prometheus, als in Hiob ein Zweifelgeist ge-

keimt, der durch die Religiosität Griechenlands niedergeschlagen wurde, wie

der Zweifelgeist Hiobs durch die Palästinas.

Man findet im Prometheus des Aeschylus die gleiche schwache, in

Unterwerfung vor Zeus geknickte Sympathie für den Titanen, wie man

sie im Buche Hiob für die Vorwürfe und Klagen des Helden findet.

Griechenland beschwichtigte seine Zweifel und inneren Rämpfe wegen

der Frage der gerechten Weltenlenkung mit der gleichen Grundidee feiner

Philosophie, seinem Streben nach vernünftiger Einsicht in das Wesen und

die Gesetze der Natur. Renan hat richtig empfunden, daß selbst die

ältesten griechischen Denker, ein Thales, ein Heraklit, über die naiven

Fragen gelacht haben würden, durch welche Iehoua des Menschen Hang zur

Erfassung der Weltengesetze zum Schweigen bringen zu können glaubt.

322 Georg Vranl»«s in Kopenhagen.

Israel entwickelte niemals irgend eine Philosophie. Israel bekämpfte das Problem mit hartnäckigem Festhalten an der Idee seiner ältesten Propheten, mit dem Gedanken an eine stets steigende Gerechtigkeit auf Erden, mit der Vorstellung einer anhaltenden Arbeit zur Herbeiführung des Gottes-Reiches, das Iesaias und Micha beschreiben.

Iesaias hat eine Zukunft des Friedens geahnt, Micha eine Zukunft der gegenseitigen Duldsamkeit.

Iesaias hat geglaubt, daß es seines Voltes Bestimmung sei, den allgemeinen Friedenszustand herbeizuführen.

Er sagt: „Es wird einmal im Laufe der Tage kommen, daß das Haus Iehovas sich wie ein Berg über den Gipfel der Berge erheben wird, hoch über die Höhen, und alle Volksstämme werden herbeiströmen. Und zahlreiche Völker werden kommen und sagen: Laßt uns nach dem Berge Iehovas ziehen, zum Hause des Gottes Jakobs, daß er uns seine Wege lehre und wir auf feinen Steigen wandeln . . . Und Iehova wird unter den Völkern richten und ihr Gewalthaber sein. Alls ihren Schwertern werden sie Pflug-schaaren schmieden, aus ihren Spießen werden sie Sensen machen. Die Völker werden nicht mehr das Schwert gegen einander cmfheben und werden nicht mehr im Kriege sich üben.“

Es scheint sogar, als habe Iesaias diese Worte nach einem noch älteren Propheten angeführt.

Doch noch merkwürdiger ist eine Aeußierung von Micha, die nicht nur eine Zukunft des Friedens ahnt und hofft, sondern eine solche, wo die Religionen die Völker nicht mehr scheiden. Man denke sich, was das sagen will, daß in dem achten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, ein Mann ohne äußeres Ansehen sich erhoben hat, der fast mit gleichen Worten die Zukunftsvision, die wir bei Iesaias fanden, ausgesprochen hat, und den Worten von den Nationen, die ihre Schwerter zu Pflugschaaren umschmieden werden, und ihre Spieße zu Sensen, noch dieses zugefügt hat: „Und sie werden wohnen, ein Jeder unter feinem Weinstock und feinem Feigenbaum, und Keiner stört sie; denn Ieboua, der Allmächtige, hat gesagt: Und alle Völker werden wandeln im Namen ihres Gottes, aber wir werden wandeln im Namen des Herrn, unseres Gottes, immer und ewiglich.“

Diese Ahnungen und die entsprechenden Bestrebungen sind die Versuche, die das Volk Israel, 7»«) Jahre vor Ehrsti Geburt, im Hiob zur Durch-hauung des Knotens gemacht bat.

IV.

Wenn man die ältesten hebräischen Münzen betrachtet, die uns auf-bewahrt geblieben sind, fühlt man, so späte Hinterlassenschaften sie auch sind, ihre Macht, in längst vergangene Zeiten zurückzusetzen. Nicht, daß sie in künstlerischer Bezielwng werthvoll sind; sie stehen darin in, Vergleiche zu

Das Nuch Hieb. 223

Münzen aus Athen oder Syrakus unendlich zurück; aber sie wirken wie sprechende Denkmäler.

Man betrachte die Münzen aus der Zeit der Makkabäer und lese ihre Inschriften. Auf der einen Seite eine Lilie mit der Umschrift Jerusalem, das heilige, auf der anderen Teile eine Vase mit Wohlgerüchen und dem Zeichen 1 (d. h.: ein Jahr nach der Befreiung Jerusalems), und auf der Vase steht: Teckel für Ifrael. Oder man betrachte die folgende Medaille: Auf der einen Seite steht: Für Jerusalems Befreiung, auf der andern: Simeon, ein Korb mit Garben und einer Eitronenfrucht. Oder jene mit einer Palme und der Umschrift: Timeon, Fürst von Israel; andere mit Weinstöcken und einem Tranbenbüschel, wieder andere mit einem Zweig von dein Valsambaume. Man empfängt hier den Eindruck eines Volkes voll großer Naturfreude, großen Sinnes für die Schätze der Pflanzenwelt, das seine Palmen, seinen Wein, sein Korn, seinen Balsambaum und seine Valsamessenzen als seine Sinnbilder angesehen hat.

Aber im Uebergange zu der Zeit, wo all dies die Freude des Volkes wird, hat es den Blick auf die Tage des Nomadenzustandes zurückgewandt, die ihm noch schöner erschienen waren, die Zeit, wo das Volk nicht in Häusern, sondern in Zelten wohnte, und der Reichthum nicht die Frucht des Ackers, sondern die großen Heerden waren. Diese Heerden bestanden aus Kameelen, Schafen, Ochsen und Eseln. Schweine werden nie unter dein Eigenthume der Patriarchen erwähnt. Die alten Hebräer hatten geradeso wie die Araber und Phönizier, Egypter und Inder einen wahren Ekel vor dem Schwein, ebenso wie sie Abscheu vor dem Hunde hatten. Es war nicht die sogenannte mosaische Gesetzgebung, die ihnen diesen Abscheu einprägte; dieser war um viele Jahrhunderte älter.

Sie wohnten in Zelten, und die Zelte waren, wie noch heutigen Tages die der Beduinen, Zelte aus Ziegenfell, und sie scheinen, wie die der Beduinen in der Regel noch heute sind, immer schwarz gewesen zu sein. Darum singt im Hohenlied das Mädchen von Sulem: „Schwarz bin ich wie die Zelte von Kedar.“ Das Zelt war durch Teppiche in mehrere Räume eingetheilt. In dem innersten hatten die Frauen ilwe Aufenthaltsstätte. Die Tracht war eine dicht anfließende Tunica aus Linnen, darüber siel ein Mantel in der Form eines viereckigen Shawls. Alls dem Kopfe ein Turban: d. h. ein weißes Tuch, das mehrere Male um den Kopf gewunden wurde. An den Füßen Sandalen, die den obersten Theil des Fußes entblößt ließen; daher die stete Rede von der Fuftwaschung. Die Gewänder waren für Männer und Frauen verschieden und in der Regel weiß; nur die Reichsten trugen rothe oder purpurfarbene Trachten. Wollen wir uns dort die Scene in Hiob denken, so müssen nur uns vier Personen vorstellen, annähernd ähnlich gekleidet, wie die Scheite der Beduinen heutigen Tages, die auf der Erde sitzen und in einem schwarzfarbigen Zelte sich unterhalten.

22H Georg Vland« in Kopenhagen.

Was in der Dichtuug über Hiob erzählt wird, wurde lange Zeiten hindurch als wahre Geschichte angesehen. Luther hatte seine Zweifel, glaubte jedoch, daß eine historische Wirklichkeit zu Grunde liege, die von einem Verfasser, der gerade so wie die Hauptperson der Erzählung sehr viel gelitten hatte, zu einer Art erbaulichem Schauspiel umgeformt worden sei. Noch heutigen Tages meinen Viele, daß die Gestalt Hiobs dem Dichter von der historischen Ueberlieferung übergeben wurde sammt den Freunden, die ihn trösten und aufreizen.

Könnte man vollkommene Klarheit über diese Frage erlangen, so würde die Beantwortung von großer Wichtigkeit für die Entscheidung der Abfassungszeit der Dichtung sein.

Wir haben den Zeitpunkt als wahrscheinlich nicht lange nach 72<» fallend angegeben. Ein paar Worte werden die Schwierigkeiten zeigen, dies mit Sicherheit festzustellen.

Die Berührungspunkte, die man zwischen dem Buche Hiob und dem Buch Iesaias findet, sind nicht entscheidend, da man unmöglich ersehen kann, ob Iesaias das Buch Hiob benutzte, oder der Verfasser dieser Dichtung den Iesaias. So heißt es in Hiob XIV, 11:

Das Wasser der Seen wird schwinden, ablaufen und austrocknen, und im Iesaias, XIV, 5:

Das Wasser läuft aus den Seen, der Fluß schwindet und trocknet aus. - ^

Die Aehnlichkeit ist kaum zufällig, aber es ist unmöglich, anzugeben, n"r der Nachahmer ist. Falls Iesaias es ist, so wäre dadurch das höhere Alter der Dichtung bewiesen.

In Ezechiel findet man im 14. Capitel, Vers 14 den Namen Hiobs erwähnt.

„Wenn ein Land an mir sündigt und mir untreu wird, und ich meine Hand gegen dasselbe ausstrecke, um es seines Brotes zu berauben, und ihm die Hungersnoth sende und Menschen und Vieh ausrotte, und wenn sich darin diese drei Männer fänden: Noah, Daniel und Hiob, so würden sie sich selbst nur durch ihre Gerechtigkeit befreien tünnen.“

Ezechiel, der ungefähr 595—572 vor unserer Zeitrechnung schreibt, führt Hiob also unter den gerechtesten Männern an.

Man kann natürlicher Weise daraus nicht unbedingt schließen, daß er das Buch Hiob gekannt hat, und daß es schon zu seiner Zeit geschrieben war und gelesen wurde. Denn es konnte über einen Hiob gesprochen und er doch erst viel später zum Gegenstand einer Dichtung gemacht werden. So wird auch hier Daniel erwähnt, und das Buch Daniel, dieses pseudo-prophetische Stück Litteratur, ist erst zwischen 167 und 164 v. Ehr. verfaßt. Ja, hier kann nicht einmal die Nede von dem erdichteten Helden dieses Buches sein.

Das Buch Hiob, 325

da er, der nach Babylon als «ind (604) gekommen sein soll, zu der Zeit, als Ezechiel schrieb, in dein ersten Jünglingsalter stehen »nutzte «nd noch nicht seiner Gerechtigkeit und Weisheit wegen berühmt sein konnte. Aus der Erwähnung des Namens Hiob tonnen wir hier nicht unbedingt auf das Alter der Hiobdichtung schließen.

Sonst wird Hiob nur an zwei Stellen in dem Alten Testament erwähnt, und in späteren Büchern, theils vielleicht im Jesu-Sirach-Buch (4I>, 12), wo eine sinnlose Stelle in dem griechischen Terte darauf hindeutet, daß der Name Hiob, der etymologisch eine passive Form des Adjectivs feindlich ist (der, welcher Feindschaft erleidet), mißverstanden und als die Feinde übersetzt worden ist, theils im Buche Tobias, wo es in dem lateinischen Terte (II, 12—15) in Bezug auf die Blindheit des Tobias in einer Wendung heißt, die auf eine etwas andere Version, als die unsere inndeutet:

Gott sandte ihm diese Prüfung, daß er der Nachwelt ein Beispiel von Geduld geben solle, wie ehemals Hiob. Und die Nachbarn verhöhnten ihn, wie vordem es die Könige mit Hiob machten.

ES versteht sich, daß solche Stellen in Büchern aus dem 2. oder sogar dem 1. Jahrhundert v. Chr. bei Weitem nicht den Werth haben, wie die Stelle in dem Buche Ezechiel, aber der Werth der Nennung des Namens bei diesem Propheten beruht natürlicher Weise ausschließlich auf der Unwahrscheinlichkeit, daß der Held in der Ueberlieferung früher gelebt hat, als in der Dichtung. Tiefe Unwahrscheinlichkeit ist indessen in der Wirklichkeit zulässig. Selbst der Name Hiob deutet, wie wir nach seiner Ableitung sahen, darauf hin, daß er für den Helden einer Dichtung, die als eine große Parabel gedacht war, gebildet worden. Und der ganze Verlauf der Erzählung, nimmt sich als frei erfunden aus. Sie gehört nicht der Wirklichkeit an, diese Geschichte der verschiedenartigsten Unglücksfälle, die über das Opfer im Laufe einer Stunde niederhageln. Reuß hat treffend auf die Unwahrscheinlichkeit aufmerksam gemacht, daß so zahlreiche Heerden, die sich doch nicht alle an einem Orte befinden konnten, gleichzeitig verloren gehen sollten.

Wie kann man sich ein Unwetter vorstellen, das 70W Schafe und .Hammel auf einmal erschlagen kann! ,^st es ein wahrscheinlicher Zug, daß diese Freunde sieben Tage und sieben Nächte Hiob gegenüber auf der Erde sitzen, ohne ein Wort zu reden? Ist die Meldung von der Geburt von sieben Söhnen und drei Töchtern, die Hiob, nachdem alle seine anderen .minder todt sind, in reiferem Alter mit einer und derselben Frau bekommt, wahrscheinlich? All dies deutet unzweifelhaft darauf hin, daß das Ganze Dichtung ist, und daß der Hiob, auf den Ezechiel zielt, derjenige der Dichtung ist. Ganz in Uebereinstimmung mit den Erfordernissen einer Dichtung, aber in vollem Widerspruch mit jeder Wahrscheinlichkeit ist es auch, daß vier Persönlichkeiten, von denen Keiner Israelit ist, und die weit Noib und Süd. I.XX, «in. 22

326 Georg Blandes in Kopenhagen,
 von Palästina entfernt wohnen, mit solcher Leidenschaft und solchem Ernst eine
 Frage erörtern, die für Israel und Israel allein die Grundfrage war.
 Dies zeigt deutlich genug, daß wir hier nichts Anderes vor uns haben,
 als ein großes lyrisches Lehrgedicht.
 Waren die Berührungspunkte, die Hiob mit Iefaias hat, nicht
 entscheidend für das Alter der Dichtung, so haben andererseits die
 Parallelen mit Stellen in Jeremias eine viel größere Bedeutung. Hier läßt
 es sich in keiner Weise bezweifeln, daß Jeremias der Nachahmer ist.
 In dem ersten Klageausbruche Hiobs (III, 3) finden wir die schönen
 und tief empfundenen Zeilen:
 Der Tag gehe zu Grunde, da ich gebore» Waid,
 Und die Nacht, die gesagt hat: Ein Mensch ist empfangen!
 Warum bin ich nicht im Mutterschooß gestorben?
 Warum verschied ich nicht, als ich der Mutter Leib verließ?
 Warum fand ich zwei Kniee bereit, mich aufzunehmen?
 Warum fand ich zwei Brüste bereit, mich zu säugen?
 So läge ich nun und wäre stille.
 Schliefe und hätte Ruhe.
 Denn dort hören die Bösen auf mit Lärmen!
 Don rühm die, deren Kraft erschöpft ist!
 Dort ruhen die Gefangenen alle stille
 Und hören nicht des Sklavenvogts Stimme.
 Hier liegen Kleine und Große,
 Frei ist der Stlaue seines Heim.
 Und Hiob behauptet auch in einem fpäteren Monolog (X, 18), daß
 Nichtsein besser ist, als das Leben:
 Warum hast du mich aus der Mutter Leib kommen lassen?
 Todt hätt' ich können sein, und kein Auge hätt' mich gesehen
 Ich wäre gewesen, wie die, die nie gewesen sind.
 Aus meiner Mutter Schooß war' ich gleich zum Grabe gegangen.
 Wie deutlich zeigt sich die Nachahmung und die geschmacklose Nebcr-
 treibung der Nachahmung, wenn Jeremias ausruft (XX, 14):
 Verflucht der Tag, der mir das Leben gegeben!
 Der Tag, da meine Mutter mich gebar, sei ungesegnet!
 Verflucht sei der Mann, der meinem Vater die Botschaft brachte
 Und sagte: ein Knabe ist dir geboren!
 Und ihn dadurch erfreute!
 Mög' es dem Mann wie den Städten werden.
 Die Iehoua ohne Mitlei» umstürzt!

— Das Vuch t?i°b, 32?

Möge ei am Morgen Kriegsgeschrei hören

Und des Kampfes Tosen zur Mittagszeit I

Er, der mich nicht in meiner Geburtsstunde sterben lieh.

Meine Mutter wäre dann mein Grab gewesen.

Und ihr Schoofz hatte mich für immer bewahrt.

Warum bin ich ans der Mutter Leib hervorgegangen.

Um all' diese Mühe und Jammer zu sehen.

Worin meine Tage in Schande verstreichen?

Was bei Hiob durch seine Einfachheit ergreifend war, wirkt hier durch

feinen Schwulst abstoßend. Nicht nur die Geburt felbst wird verflucht, auch

der Mann wird verflucht, der dem Vater die Mittheilung brachte, daß ihm

ein Sohn geboren war. Und fo geistreich erscheint dieser häßliche Einfall,

daß diefe unbekannte Person mit Städten verglichen wird, die dem Unter-

gang geweiht sind, und mit Anrufungen an den Herrn verfolgt wird, daß

sie Kriegsgeschrei hören mögen Morgens, Mittags und Abends. Hierin

liegt ein Besserwollen, ein Ueberbieten, das die Anlehnung verräth. Und da

Ieremias 628—586 u. Eh. schreibt, ist das Buch Hiob augenscheinlich noch

älteren Datums.

Genau die Abfassungszeit des Werkes zu bestimmen, vermögen wir

endlich, sobald wir darin auf diejenigen Stellen achten, durch welche wir

uns der Persönlichkeit des Dichters nähern.

In der Stelle, wo er eine große, volitifche Umwälzung darstellt, spricht

dieser augenscheinlich von etwas selbst Erlebtem, ja nach einer ausdrücklichen Aus-

sage schildert er nur, was seine eigenen Erfahrungen ihn kennen gelehrt haben:

Er löst der Könige Schwertschäifc,

Er legt Stricke um ihre Lenden.

In Gefangenschaft führt er Priester barfuß,

Er stürzt die Mächtigen.

Er schüttet Verachtung auf die Hochgeborenen,

Er löst der Gewaltigen Gürtel.

Er giebt den Völkern Wachsthum und legt sie öde,

Er läßt sie sich über die Grenzen ausbreiten und treibt sie wieder zurück.

Er raubt den Höchsten der Erde den Verstand.

Er läßt sie umherstreifen in pfadlosen Wüsten.

Mein Auge hat all' dies gesehen.

Mein Ohr hat es gehört und verspüret.

Wenn nun Ieremias das Buch Hiob gekannt hat, ja wenn nur die

Anführung des Namens in Ezechiel der Dichtung gelten muß, fo kann die

22*

228 Georg Viandes in Kopenhagen,
Umwälzung, auf welche hier angespielt wird, nicht der Untergang des Reiches-
Iuda sein, sondern muß sich — wie schon erwähnt — auf die Eroberung,
des Reiches Israel durch die Assyryer beziehen.

VI.

Wir kommen den Lebensverhältnissen des Dichters noch näher, wenn
wir auf die Art seiner Kenntnisse achten. Dabei entdecken wir, daß er
Reisen unternommen und nicht nur auf Aegyptens und Arabiens Natur-
Verhältnisse und äußeres Leben geachtet hat, sondern auch Antheil an der
Eultur dieses Landes gehabt hat.

Zuvorderst an dessen astronomischer und astrologischer Kenntniß. Schon
zu Beginn der Dichtung wünscht er, daß die Beschwörer seinen Geburtstag
verfluchen sollen, die Beschworer, die die Sternbilder des Drachens über-
den Horizont zu heben vermögen und dadurch Sonnenfinsternisse herbei-
führen. (In allen Mythologien des Morgenlandes kommt ein Drache vor,
der ständig auf dem Sprunge steht, sich zu erheben, um die Sonne zu ver-
schlucken.) Der Dichter kennt die Sternbilder. Es wird von dem großen
Bären gesprochen, von dem Siebengestirn, von den« Niesen (wahrscheinlich
Nimrod), unserem Orion. Immer wieder kehrt das Drachensternbild zurück.
Gegen Schluß der Dichtung sagt Iehova:

Bist du es, der die Sternbilder auf zum Himmel fühlt.

Jedes zu seiner Zeit,

Und der den groben Bär mit seinen Jungen treibt?

(Die Jungen sind die drei Steine, die dessen Schwanz bilden.)

Hier findet man auch weitere Hindeutungen auf die unter den Arabern
so verbreitete Sternverehrung, wie auch Hiob sich dagegen vertheidigt^
daß er eine Handbewegung gemacht habe, die die Sternverehrer so
brauchten:

Hat mein Herz sich vielleicht heimlich verführen lasse»,

Und Hab' ich meine Hand zu meinem Mund erhoben?

Dies würde eine Hauptschuld gewesen sein.

Denn damit würde ich Gott auf's Höchste verhöhnt haben.

Hier kommen auch einzelne, rein mystische Vorstellungen vor:

«Er wird von seinem Zelt, seinem Trost weggerissen

Und wird vor der Schrecken König gefühlt,

oder die Wendung in der Schilderung von des Herrn Kampf mit dem

Unwetter:

Sein Hauch reinigt den Himmel,

Seine Hand verwundet die flüchtende Schlange.

Hier ist der Blitz nach einer uralten mythischen Vorstellung wie eine
sich flüchtende Schlange aufgefaßt. Mythisch ist fernerhin dieser Zug:

Das Such Hiob. 32Y

Wer hat das Meer mit Thürchen uerschlossen.

Da es der Eide Mutterleib entsprang?

Aber zuweilen kommen auch merkwürdig richtige, tiefsinnige Vorstellungen über die Natur vor, von denen man annehmen kann, daß sie ägyptischer «der arabischer Weisheit entstammen.

Man kann zwar nicht klar ersehen, wie die alten Hebräer sich die Form der Erde dachten; aber Stellen in Iesaias wie in Hiob weisen darauf, baß sie die Oberfläche der Erde als zirkelrund betrachteten. Wenn von der Grundlage der Erde oder deren Stützen gesprochen wird, so ist dies zu- zueilen vielleicht nur poetischer Sprachgebrauch; aber höchst auffallend ist nichts destoweniger eine Stelle im Vuche Hiob (XXVI, 7), wo die Erde frei im Himmelsraume fchwebt, ohne'tmrch irgend Etwas aufrecht gehalten zu werden. Er breitet den Nordwind über das Leere aus.

Er hanget die Erde an Nichts.

Lord Nacon ließ sich, wie aus seinein Werke „v« äißniwts st »UF- lusnti« 8oi«utiaruin" hervorgeht, von dieser Stelle sogar überzeugen, daß der Verfasser des Vuches Hiob die Kugelform der Erde gekannt hat. Ein solcher Schluß ist keineswegs notlnuendig, ja er muß sogar unwahrscheinlich genannt werden, wenn man bedenkt, daß der nicht wenig spätere griechische "Denker Anarimandros (geb. 61s»), der zuerst von allen (kriechen zu der An- schauung kam, daß die Erde frei im Himmelsraume fchwebte, sich dieselbe als einen Säulenstumpf oder einen Eulinder dachte, genauer: ihr die Form des Tambourins gab. Daß der Dichter des Hiob Äegypten besucht hat, ist deutlich genug. Wenn es heißt:

Meine Tage sind hingeglitten wie Schilfrohrbootc,
so verräth dies, daß der Verfasser Nohrboote auf dein Nil gesehen hat.

Wenn Vildad sagt:

Wachst Papnrus wohl auherhalb der Sümpfe?

Kann das Schilf ohne Wasser wachsen?

so ist es klar, daß der Verfasser die Heimat der Papyruspflanzen gesehen hat. Besonders erkennt man seine Vielgereistheit aus seinen Schilderungen von Arabiens und Aegyptens Thierwelt. Hier tritt seine scharfe Beob- achtung in vielen feinen kleinen Zügen hervor. Die Lebensgewohnheiten bei wilden Thieren, wie dein Löwen, bei Vögeln, wie dem Raben oder dem Strauße, bei Säugethieren, wie der Ziege oder dem Wildesel, bei einem zum Kriegsgebrauch erzogenen Thierte, wie dem Pferde, sind mit Sicherheit und häufig mit Poesie dargestellt.

Iehova sagt, um Hiob zu beschämen:

Bist du es, der für die Löwin Beute jagt?

Der der jungen Löwen Hunger stillt,

Wenn sie sich auf ihrer Wilbbahn zusammenducken.

Wenn sie sich auf Lauer in's Gebüsch legen?

220 Georg Viandes in Kopenhagen.

Der Verfasser kennt das Treiben der jungen Raben, wie der jungen Löwen:

Wer ist es, der dem Naben sein Futtei bereitet,

Wenn seine Jungen zu Gott schreien

Und hin und her fliegen, ohne Futtei zu finden?

Er läßt Iehoua das Leben der Ziegen in folgenden Verfen schildern:

Kennst du die Zeit, wenn die Steinböcke gebären?

Giebst du Acht auf die Hindin, wenn sie lälbert?

Kennst du die Monate, wann sie schwanger gehen?

Weißt du die Zeit, wann sie gebären?

Sie bücken sich, gebären ihre Jungen

Und sind von ihren Wehen befreit.

Die Jungen gedeihen, wachsen im Freien,

Laufen fort und kommen nicht mehr zurück.

Man gebe wohl auf den naiuen Widerspruch Acht, daß der Verfasser darüber so gut Bescheid weiß, wo er doch gerade den Menschen unwissend fein läßt, und Iehoua allein wissend.

Von dem Wildesel heißt es:

Er verlacht das Lärmen der Stadt,

Ei hört nicht des Treibers Zuruf.

Er streift in dm Bergen umher, wo er Nahrung findet.

Er suchet bort Alles, was grün ist.

Ter Strauß wird auf folgende Weife gefchildert:

Der Strauß schlägt munter mit den Flügeln.

Kennt er wohl die Empfindlichkeit der Federn und Flaumen?

Nein, der Erde läßt er seine Eier zurück.

Und im Sande läßt er sie wärmen.

Er vergißt, baß Füße auf sie treten können.

Daß sie von wilden Thielen zcidlückt weiden können.

Ei ist hart gegen seine Jungen, als wären sie nicht sein,

Kümmert sich nicht darum, daß seine Mühe umsonst sein kann.*)

Denn Gott hat ihm die Weisheit geiaubt,

Er hat ihm nicht Beistand gegeben.

Aber wenn er in Eile vorwärts länft.

Verlacht er das Pfcib und dessen Reiter.

Doch alle diese kurz gefaßten Schilderungen werden durch die infvirirte Schilderung des KriegZhengstes übertroffen. Die volle Freude über die Schönheit des Thieres findet man hier:

*) Die Mühe, die Eici zu legen.

Das Vuch Hiob. 33^

Bist du es, der dem Pferde die Kraft giebt,
Dn seinen hals mit flatternder Mähne beNeidet?
Haft du es springen gelehrt wie eine Heuschrecke,
Während es durch sein stolze« Wiehern schreckt?
Vor Stärke schnaubend, scharrt es in den Boden,
Stürzt vorwärts, um den Waffencind zu treffen.
Es lacht der Furcht und zittert nicht
Und flieht nicht vor dem Schwerte.
Auf seinem Rücken rasselt der Köcher,
Ninlen die Lanzen und Wurfspieße.
Es setzt nach, stürzt weiter des Wegs mit dröhnendem Getöse,
Es kann sich nicht zügeln, wenn die Trompete ertönt.
Beim ersten Trompetenruf sagt es: hui!
In weiter Feme wittert es die Schlacht,
Der Häuptlinge donnernde Stimmen und des Kampfes Tosen.
Keines dieser Ttnere wird um seiner selbst willen beschrieben. Ter
Zweck ihrer Beschreibung ist: Iehova will Hiob die Unzulänglichkeit seiner
Fähigkeiten einsehen lassen, selbst jene Vorgänge, die am einfachsten erscheinen,
erklären zu können. Hiob ist nicht im Stande, zu begreifen, was die Eigen-
thümlichkeit des Löwen, des Straußes, des Pferdes bewirkt. Er hat sie
ihnen ja nicht gegeben. Und für die Auffassung des israelitischen Alterthums
ist Macht und Wissen das Gleiche, zwei Seiten ein und derselben Sache.
Als Iehovah das Wort zum zweiten und letzten Male nimmt, bringt
er zwei Thiere aus Aegypten vor, das Nilpferd und das Krokodil, vor
welche, der Menfch Furcht empfinden mutz, und hier tritt stark die Un-
vernunft hervor, daß der Menfch den herausfordern will, der sie erschaffen
hat. In dem ersten Falle muß Hiob also seine Unwissenheit einräumen, in
dem zweiten seine Ohnmacht. In dem ersten Falle kann er sich damit be-
gnügen, die Befchränktheit seines Verstandes einzugestehen im Vergleiche zu
Iehovas allumfassendem Wissen.
In dem zweiten muh er seine Menfchenschwachheit im Vergleiche zu
der ungeheuren Stärke zweier unförmlichen Thiere bekennen.
Es liegt in der Schilderung des Nilpferdes eine Naturbeobachtung, die
an die Darstellung von Thieren auf assyrischen Reliefs oder an ägyptische
Thierstatuen erinnert.
Sieh' auf das Nilpferd, das ich so gut wie dich erschaffen habe,
Das Gras wie der Ochse frißt.
Seine Kraft ist in seinen Lenden,
Seine Starte in des Bauche» Muskeln.
Sein Schwanz ist fest wie ein Cederbaum,
Die Sehnen seines Bugs sind ineinander verschlungen.

332 Georg Vrandes in Kopenhagen.

Seine Knochen sind Kupferrohr,

Seine Rippen Eismstangen.

Es ist da« gewaltigste von Gottes Geschöpfen,

Sein Schöpfer hat ihm fein Schwert (Hauzähne) gegeben.

Unter Lotosbüschen liegt es,

Verbirgt sich im Schilfe und Sumpf.

Lotosbüsch beschatten es.

Des Bache« Weiden schirmen es.

Kann man es wohl offenkundig fangen?

Stricke durch seine Nase ziehen?

Die prachtvolle Beschreibung des Krokodils, die nun folgt, ist ans
einem doppelten Grunde interessant, erstens wegen der Freude über die
Stärke bei dem doch sonst wenig begeisternden Thiere, die einen ungewöhn-
lich lebhaften Natursinn verrät!), dann, weil die israelitische Leiden-
schaft, sich imponiren zu lassen und zu imponiren, inmitten der Beschreibung
solche Macht über den Verfasser gewinnt, daß er in das ganz Uebertriebene
und Phantastische geräth; das Krokodil wird unter der Entwicklung seiner
Eigenschaften zu einem wahren Fabelthier, bei dessen Vorstellung in Furcht
und Gewalt geschwelgt wird.

Der Anfang ist noch nüchtern:

Kannst du wohl den Leviathan mit Halen aufziehen.

Seine Zunge mit einer Angelschnur als Gebiß zwingen?

Omen Schillfring in seine Nase setzen,

Seinen Iliefer durch einen Halen durchbohren?

Wird er viele Bitten an dich richten.

Dir viele sanfte Worte geben?

Kannst du seine Haut mit Pfeilen füllen,

Seinen Kopf mit Harpunen durchbohren?

Leg' Hand an ihn.

Und du wirst es nicht zum zweiten Male thun!

Stolz sind die Linien, die seine Schuppen bilden.

Schließend, wie ein geschlossenes Siegel.

Fest liegen sie aufeinander,

Kein Lufthauch kann durch sie dringe».

Nun nimmt die ungebundene, morgenländische Einbildungskraft vollen
Lauf:

Sein Niesen strahlt da« Licht aus.

Seine Augen sind wie der Morgenröthe Augenlider

Das Vuch Hiob. 333

Rauch lommt aus seinm Nasenlöchern,
Wie aus einem siedenden Kessel.
Sein Odem bringet Kohle in Gluth,
Lohe schlägt aus seinem Mund.
Auf seinem Hals wohnt Ställe,
Vor ihm tanzt die Angst.
Fest wie Stein ist sein Herz,
Hart wie der unterste Mühlstein,
Er versetzt die Tiefe wie ein Kessel m's Kochen,
Daß das Meer wie ein Salbgefäß wird.
Hinter sich läßt er einen leuchtenden Streifen,
Es ist, als ob das Meer Silberlocken lieläme.
Nichts auf Erden ist seinesgleichen.
Er ist König über alle die stolzen Thiere.

Die Quintessenz von Ielwvas großer Donnerrede in Hwb ist die,
das; (Lottes Inerte verstehen, sein Wesen, seine Pläne und Wege liegreifen
zu wollen, eine Ueberhebung ist, eine Niedrigkeit, eine dummdreiste Ver-
inessenheit, welche die härteste Strafe verdient und nur einem bis zur
Verzweiflung Unglücklichen vergeben werden kann, wenn er sich demüthigt
und bereut.

VII.

Diese eigentlich israelitische Grundvorstellung läßt sich auf die Auf-
fassung zurückführen, die die älteste israelische Sage über die Erschaffung
der Welt erzeugte, und die in dem jehovistischen Document des ersten Buches
Moses enthalten ist.

Neben dieser Grundauffassung und deren Eonsequenzen läuft ganz gewiß
im Alterthume ein zweiter Gedankengang, wahrscheinlich beeinflusst durch die
höhere weltliche Eultur der umwohnenden Volksstämme, ein Gedankengang,
nach welchem es keine Tünde und auch keine Unmöglichkeit für den
Menschen ist, Gottes Wesen und Wirken in der Welt zu erfassen; aber
dieser Gedankengang ist jünger und weuiger ursprünglich, und er verschwindet
auch früh. Das erste Capitel des ersten Buches Moses ist die Frucht eines
solchen Vernunft- und Eulturglaubens: „Die Welt war eine öde Ver-
meidung, und Finsterniß lag über dem Abgrunde, und Gottes Geist ruhte
über den Wassern. Da sagte Gott: Es werde Licht! Und es ward Licht.“

Aus dem Ehaos entwickelt sich hier Alles systematisch, ein keimender Ver-
such, eine Evolution wissenschaftlich darzustellen. Wie Wellhausen richtig
bemerkt: Zuerst entsteht das Große, dann das kleine, das Wasser vor den
Mischen, der Himmel vor den Vögeln, das Land und die Pflanzen vor den
Dbieren, die Dhiere vor den Menschen. Hier ist — wahrscheinlich unter

22H Georg Niandes in Kopenhagen,
 Einwirkung babylonischer Wissenschaft — ein Versuch gemacht, eine Stufenleiter von Wesen aufzustellen. Und wohl zu merken: Der Mensch ist hier als mit Gott verwandt aufgeführt, wesentlich mit Gott; und er wird unmythologisch als ein Mal in zwei Geschlechtern erschaffen: „So erschuf Gott den Menschen in seinem Bilde; in Gottes Bilde erschuf er ihn; Mann und Weib erschuf er ihn.“ Und Gott fordert den Menschen auf, sich die ganze Welt unterthänig zu machen, d. h. eine Art Gott auf Erden zu sein, und er unterwirft dem Menschen Alles, giebt ihm die Früchte aller Bäume zur Nahrung und setzt ihn ein zur Herrschaft über die Fische des Meeres und die Vögel des Himmels und über alles Lebende, das sich auf Erden regt. Da für die ursprüngliche Auffassung des Alterthums Macht Wissen und Wissen Macht umschließt, so sieht man, daß Elohim den Menschen sowohl Macht als Wissen gönnt. Keine Auffassung kann in schärferem Gegensatz zu der stehen, die in Hiob zu Worte kommt, welche die uralte israelitische ist, die in dem zweiten Capitel des ersten Buches Moses hervortritt, wo das Jehova-Dokument beginnt, d. h. mitten in dem vierten Vers, inmitten eines Satzes, dessen Anfang abgebrochen ist, mit den Worten: „Dieses Mal schuf Jehova Erde und Himmel und alle Pflanzen des Feldes, die nie vorher hervorgesprossen waren.“

Hier ist die ganze Schöpfungsgeschichte vollständig verschieden und spitzt sich auf die Pointe zu: Jehova fürchtet, daß der Mensch Einsicht in die Natur der Dinge erlangen kann und ihm dadurch gleich wird. Alles ist hier ursprünglich und naiv: Jehova sonnt den Mann aus dem Staube des Feldes und baucht den Geist des Lebens in seine Nase. Dann pflanzt er einen Garten, setzt den Mann hinein, erlaubt ihm, von den Früchten aller Bäume zu essen, und verbietet ihm nur die Früchte des Weisheitsbaumes. Der Mann ist ganz allein im Garten. Da es für ihn nicht gut ist, allein zu sein, und er nach Gesellschaft verlangt, bildet Jehova zuerst die Thiere und führt sie ihm vor. Der Mann giebt ihnen Namen, aber findet in ihnen für sich keine Gesellschaft; da findet Jehova einen besseren Ausweg — er bildet das Weib aus der Rippe des Mannes.

Das ist das Vorspiel zu dem großen Drama, dessen Stadien das paradiesische Idyll, die Versuchung, der Fall und die Austreibung des Menschenpaares aus dem Edengarten sind, weil es sich verführen ließ, wie Gott werden zu wollen, nach der Kenntniß von Gut und Böse zu streben, d. h. von Nützlich und Schädlich, kurz nach Erkenntniß und Wissen zu verlangen. In dem ersten Capitel, das einem anderen Grundstücke entstammt, wird dem Menschen die Aufgabe gestellt, sich zum Herrscher über die ganze Erde zu machen, und da Macht und Wissen untrennbar sind, so wird von dem Manne gefordert, daß er die höchste Einsicht erreichen soll. Hier in den zweiten und dritten Capitel ist es dem Menschen streng verboten, von dem Weisheitsbaume zu essen, denn dann vermißt er sich, wie Gott sein zu wollen. Will er Einsicht in die Beschaffenheit der Natur erlangen, dann

Das Vuch Hiob. 325

strebt er über die Schranken seines Wesens hinaus. Den Weltenlauf verstehen zu wollen, erforschen, nach welchen Regeln er gelenkt wird, das bedeutet in Gottes Werkstätte schauen und ihm auf die Finger fehen — eine Ueberhebung ohne Gleichen. Während im ersten Eapitel die Gottheit den Menschen ausdrücklich nach ihrem Bilde erschaffen und ihn zu ihrem Stellvertreter auf Erden gemacht hat, stellt Iehova in dem zweiten Lapidel als fluchwürdige Vermessenheit dar, Einsicht erlangen und so Gott gleich sein zu wollen.

Es ist die letzte Auffassung, die durchdringt, und die uns mit einer Energie ausgesprochen begegnet, welche den Fragetrieb und Zweifel des Menschen abweist in Hiobs klagereichem, aber israelitisch erbaulichem Buche. Während der Elohist, der von einer stufenweisen Umbildung und dem Fortschritte spricht, ein Optimist mit Entwicklungsglauben ist, ist dagegen der alte Iehovist von der tiefsten Schwermut!) beseelt und sieht Alles schwarz: Einsicht, Verstehen in höherem Sinne ist dem Menschen untersagt. Und doch werden sie von diesen verbotenen Gütern angezogen und suchen sich des Schatzes zu bemächtigen, den Gottes Eifer ihnen vorenthält, ungefähr wie die Menschen nach der griechischen Mythe das Gnt des Feuers begehren, das Zeus ihnen versagte.

Ter Iehovist ist unwissenschaftlicher, aber tiefer als der Elohist. Man sehe, von welch' verzweifelt fchweremüthiger Lebensanschnuung er ist: „Die Erde ist verflucht. Mit Kummer sollst du dich Zeit deines Lebens ernähren. Dornen und Disteln sollst du erzeugen, und du sollst die Kräuter des Feldes essen. Im Schweiß deines Angesichts follst du dein Nrot verzehren, bis du wieder zu Erde geworden bist, denn von ihr bist du genommen, Stanb bist du, und zu Staub sollst du wieder werden.“

Des Iehovisten Auffassung von dem Leben als einer büßen Beschwerde, als einer Art Sklavenarbeit, hoffnungslos und aussichtslos, ist es, die uns bei Hiob entgegentritt:

Ach, des Menschen Loos auf der Erde ist das des Kriegers,

Seine Tage gleichen denen des gedungenen Söldners.

Wie des Sklaven Loos, der nach Schatten seufzt.

Wie des Tagelöhners Loos, dessen Hoffnung seine Löhnung iit.

So wurde Drangsal Monate mein Loos,

Und kummervolle Nächte mein Thcil.

Kaum Hab' ich mich gelegt, so sage ich: Wann soll ich aufstehen,

Die Nacht zieht sich in die Länge,

Und ich werf' mich in Angst auf mein Lager bis zum Tagesgrouen.

Schneller als des Webers Schiff gehen meine Tage

Und schwinden ohne Hoffnung hin.

226 Georg Vrandes in Kopenhagen.

Denke ich, mein Bett soll mich tösten,

Mein Lager meine Klage mildern.

So schieckst du mich mit Träumen,

Erschreckst mich durch Gesichte.

Darum hat meine Seele den Tod gewählt.

Meine Knochen haben nach Vernichtung gerufen.

Der Iehovist ist indessen nicht nur Derjenige, der zuerst den in Hiob durchklingenden pessimistischen Grundton angeschlagen hat, sondern auch Derjenige, der zuerst den Unwillen Iehovas gegen das Streben der Menschen nach Einsicht und intellectueller Cultur dargestellt und empfunden hat.

Der Grundgedanke ist, daß Fortschritt des Menschengeschlechtes in Cultur Rückschritt in Gottesfurcht ist. In, Ttreben nach Einsicht in den Zusammenhang der Dinge wird der Mensch Iehovas Nebenbuhler, aber Iehova liebt keine Nebenbuhler. Was Iehova am meisten fürchtet, ist, daß die Menschen alle eine Sprache fprechen lind dann wider ihn zusammenhalten werden. Vei dem Elohisten (I. Mos. 10) entwickelt sich die Scheidung der Völker und der Sprachen aus sich selbst heraus, ganz natürlich und friedlich. Alle Volkerstämme werden von Iaphet, Sem und Hain hergeleitet mit zum Theil ganz überraschender Einsicht in Geographie und Völkerschaftsverhältnissen, so wenn die Meder, die Ionier (Iawan) und die Armenier auf Das bezogen werden, was wir das kaukasische Geschlecht nennen. Für jede Abtheilung wird der Schluß gezogen, daß die Länder von ihnen und niit ihnen bevölkert wurden, von Jedem nach seiner Sprache, seinem Geschlecht und seinem Volk: „Diese sind die Kinder Hams nach ihren Stämmen lind Sprachen.“ Hier sind die vielen Sprachen schon eine natürliche Sache, keine Strafe des Herrn.

Aber in dem folgenden (11.) Lapitel, das dein Iehouistischen Grund- iert entstammt, ist dies schon vergessen. Hier wird mit den Worten begonnen: „Die ganze Erde hatte eine Junge und eine Sprache.“ Und es wird als ein Verbrechen der Menschen geschildert, nach Cultnr zu strebeu. Sie sagen zu einander: „Wohlan, laßt uns Ziegel streichen und sie gehörig brennen!“ Und dann: „^aßt uns eine Stadt bauen und einen Thurm, und dessen Spitze soll bis zum Himmel reichen, laßt uns ein Zeichen machen, daß wir nicht über die ganze Erde zerstreut werden!“ Aber Iehova erblickt in diesein Beginnen die Gefahr, die ihm aus dem weiteren Fortschreiten der Menschen in dieser Richtung drohen kann. Er sagt: „Haben sie erst Dies gemacht, so kann ihnen Nichts weiter verwehrt werden, was zu thun sie sich in den Sinn kommen lassen.“ Darum fährt er nieder, verwirrt ihre Zungen, fo daß der Eine den Anderen nicht verstehen kann, und führt auf diesem gewaltsamen Wege das Ausbreiten der Menschen über die Erde herbei, das in, Eapitel 11> ganz friedlich vor sich ging lind durch einfache Abstammung erklärt wurde.

Das Vnch Hiob. 22?

Der Iehovist haßt, wie die Propheten nach ihm, in voller Uebereinstimmung mit der ursprünglichen Geistesrichtung Israels, alle weltliche Eivilisation. Er hat den Blick auf Babylon gerichtet mit seiner hohen wissenschaftlichen und künstlerischen Eultur, einen Blick? den, wie man sich denken kann, die alten israelitischen Nomaden gehabt haben, wenn sie in geringer Entfernung außerhalb der Stadt lagerten, von ihren Zeltplätzen auf stolze Monumente und himmelhohe Thürme fahen, die ihre Zinnen weit über die Mauern der Stadt erhoben. Diese Thürme erschienen ihnen wie eine Herausforderung Iehovas. Die Kenntniß und die Kühnheit, die nothwendig war, um so prachtvoll und so hoch zu bauen, erreichte den Gipfel menschlicher Ueberhebung. Man beleidigte Iehova durch folch einen Mangel an Demuth. Man beleidigt ihn überhaupt, wenn man die Welt und ihre Grundform verstehen will. Er wird nicht die Nebenbuhlerschaft dulden, die darin liegt. Er ist ein eifriger Gott.

Daher die Grundanfchauung des Verhältnisses zwischen Gott und Menschen, das Vermessene in dem Versuche des Menschen, Gottes Absichten und Wege zu erfassen, die uns so ausgeprägt in Hiob begegnet.

Wir sehen, daß das Grundproblem in Hiob die Frage ist, welche die Kernfrage im Iudenthum bildet. Wie geht es zu, daß es unter des gerechten Gottes Herrschaft oft dem Schuldbeladenen gut geht und dem Unschuldigen unendlich schlecht? Und wir sahen, daß diese Frage mit ihrer Abweisung beantwortet wird, Iehova weist sie ab, indem er diese Fragestellung allein schon als Vermessenheit ansieht. Es ist anmaßend von dem Menschen, so unwissend, wie er über die Geheimnisse des Daseins und so ohnmächtig, wie er im Vergleiche zu den anderen Geschöpfen Iehovas ist, dessen Plänen und den Mitteln nachspüren zu wollen, die er anwendet, um sie auszuführen:

Wo warst du, da ich die Eide gründete?

San' mir es, wenn du Erlenntniß hast!

Wer hat deren Matz gesetzt — du weiht es ohne Zweifel —

Wer spannte die Richtschnur über sie?

Hast du an des Meeres Quellen gestanden?

Vist du auf des Meeres Gmnd gewandelt?

Haben des Todes Thore sich dir gezeigt?

Hast du sie gesehen, die Thore der Finstemih?

Kamst du zu des Schnees Bewahrungsorten?

Zu den Böden, woher der Hagel tommt?

Weiht du den Weg, auf welchem das Licht sich verbräutet.

Und der Ostwind über die Erde führt?

338 —- Georg Vrandes in Kopenhagen,
 hat der Regen einen Vatei,
 Wer erzeugte die Tropfen de« Thaus?
 Kennst du die Gesetze des Himmels,
 Und lenst du dessen Herrschaft über die Erde?
 Das ist der Schlußsatz, der immer wiederkehrt. Mit anderen Worten:
 Der Mensch hat keine Einsicht in das Wesen der Natur, kein Wissen von
 den Gesetzen des Weltalls und darf solches Wissen nicht begehren. Jeder
 Versuch, zu einer zusammenhängenden Naturerkenntniß und dem vernünftigen
 Begreifen des Laufes oder der Gesetze der Weltenlenkung zu gelangen, wird
 im Keim erstickt. Keine Wissenschaft konnte auf dem Boden des alten
 Israel gedeihen, nicht einmal die abstracteste, die elementare Geometrie.
 Wo im Buche der Könige (7, 23) das große Necken im Tempel Salomos
 beschrieben wird, ist sein Durchmesser genau auf 10 Ellen angegeben, fein
 Umfang auf genau 39 Ellen. Diese 2 Zahlen widerlegen einander. Falls
 die Durchschnittslinie richtig angegeben ist, beträgt der Umkreis 31,415, und
 so wird noch im Talmud unrichtig angenommen, daß der Umkreis sich zu
 der Durchschnittslinie wie 3 zu 1 verhält.
 Die mathematischen Kenntnisse, die die Grundlage für jede Natur-
 wissenschaft bilden, fehlten den Hebräern gänzlich. Sie erhoben sich nie über
 die Anfangspunkte der Arithmetik, und ihr höchst unvollkommener Almanach
 beweist hinlänglich, auf wie niedriger Stufe die Astronomie bei ihnen stand.
 Propheten und Priester hatten gerade so viel Begriff von Physik, daß sie
 zuweilen als Wundermänner betrachtet werden konnten, und hier und da
 haben sie einige Kenntnisse von der ärztlichen Kunst gehabt. So war Iesaias
 Leibarzt des Königs Hiskia. In Naturgeschichte und Ethnographie verspürt
 man mitunter etwas Einsicht. Aber Alles, was die Hebräer an wissen-
 schaftlichen Begriffen besessen haben, haben sie augenscheinlich den Aegyptern
 und Ebaldaern entlehnt.
 Die religiöse Grundauffassung selbst machte es ihnen unmöglich,
 Wissenschaft zu erzeugen. Alle Kraft sammelte sich immer mehr auf die
 Entwicklung des religiösen Grundgedankens und eine diesen beantwortende
 Geschichtsschreibung und Poesie. Das Buch Hiob steht in dieser Poesie
 gleichzeitig da als der ausführlichste und der pathetischste Ausdruck sowohl des
 freien menschlichen Fragens und Zweifels, das zeitweise zum Aufruhrgeiste
 werden konnte, als auch der religiösen Grundauffassung, die den Keim des
 Aufruhrgeistes ertödtete.

Der Begründer der Völkerpsychologie.
Line Studie zu Moritz Lazarus' (1828-1900). Geburtstage.

von
Moritz Vrasch.

— Leipzig. —

Warum so wenige philosophische Schriftsteller in Deutschland wahrhaft populär geworden sind? Man wird vielleicht die Berechtigung zu dieser Frage in Abrede stellen, indem man geltend macht, daß der wirkliche und eckte Denker auf Allgemeinverständlichkeit verzichten muß, da er niemals gewillt sein darf, auf Kosten des tiefern Inhalts formelle Concessionen zu machen. Ich will das Letztere zugestehen, möchte aber doch darauf hinweisen, daß die Schwierigkeit des Verständnisses philosophischer Werke einer doppelten Quelle entspringen kann: der wirklichen Tiefe des gedanklichen Inhalts einerseits oder der mangelhaften Darstellungskunst des betreffenden Schriftstellers andererseits. Dieses Letztere meinte jedenfalls die Frau von Statzl, als sie vor nunmehr achtzig Jahren in ihren, noch immer lesenswerthen Buche über Deutschland schrieb: „Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland“ (1868). Es ist wohl seit der Zeit der Statzl etwas besser geworden; aber im Wesentlichen hat das Wort der geistvollen Französin auch für heute noch seine Gültigkeit.

Zu den wenigen deutschen Philosophen der Gegenwart jedoch, deren Schriften weit über die eigentlichen wissenschaftlichen Fachkreise hinaus in's gebildete Publicum gedrungen sind, gehört in erster Linie Professor Moritz Lazarus in Berlin. Ein feinsinniger Denker aus der Schule Hegels, hat er sich schon vor 40 Jahren selbstständigen philosophischen Untersuchungen zugewandt und bei der Bedeutung, welche die Psychologie als Grundwissenschaft in dem Systeme seiner Schule einnimmt, die psychologische

2H0 M. VIII fch in leipzig.

Analyse auch auf andere Gebiete, insbesondere auf Ethik, Aesthetik, Sprachphilosophie, Religionswissenschaft und Cultur- und Sittengeschichte mit großen Erfolge übertragen. Hierbei müssen wir bemerken, daß die Art, wie Lazarus diese psychologische Analyse handhabt, der ruhige, scharfe und feine Blick, wie er die dem gewöhnlichen Auge unzugänglichen und complicirteren Verhältnisse und Beziehungen des menschlichen Seelenlebens entwirrt und darlegt, endlich auch die lichtvolle Klarheit seines Stils allen seinen Werken einen besonderen Werth in der philosophischen Litteratur unserer Zeit verleihen. Lazarus' Hauptwerk: „Das Leben der Seele, in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze“ (3. Aufl. 8 Bde., Berlin 1870) hat thatsächlich auch eine große Verbreitung gefunden und sich, zumal in feinen ästhetischen Theilen, in litterarischen und Künstlerkreisen viele Freunde erworben. Dieses Letztere ist erklärlich, da unser Philosoph eigentlich nicht metaphysische Aesthetik schreibt, sondern seine fein eindringenden Schönheitsanalysen an den Kunstwerken selbst, also gewissermaßen unter öffentlicher künstlerischer Controle vollzieht. —

„Das Leben der Seele“ ist keine zusammenhängende, systematische Darstellung der Psychologie als Wissenschaft. Es besteht vielmehr aus einer Reihe mehr oder minder zusammenhängender Monographien aus dem Gebiete der Psychologie, Sprachphilosophie, Aesthetik und Culturpsychologie, welche in sich allerdings kein geschlossenes Ganze einer einheitlichen Weltanschauung darbieten, aber doch die wesentlichsten Principien seiner Philosophie erkennen lassen. Das Werk, wie es jetzt in drei stattlichen Bänden vorliegt, hatte ursprünglich eine durchaus andere Gestalt. Fast vierzig Jahre sind es her (1855), seitdem der damals noch sehr junge Professor in Bern den ersten Band desselben hatte erscheinen lassen. Seitdem hat er fortwährend Veränderungen und Erweiterungen an demselben vorgenommen. Aber diese unaufhörlichen Modificationen sind so charakteristisch für die ganze Forschungsmethode unseres Philosophen, als daß wir diesem Punkte hier, nicht einige Bemerkungen widmen sollten.

Lazarus gehört als Denker, wie schon oben angedeutet wurde, nicht zu den großen philosophischen Systematikern unseres Jahrhunderts, wenn auch anerkannt werden muß, daß er innerhalb seiner Schule seit mehr als vier Decennien eine hervorragende Stelle einnimmt. Er selbst lehnt aber auch den Ruhm ab, seine Weltanschauung, die er nach der psychologisch-ästhetischen Seite hin in bemerkenswerther Weise ausgebaut hat, als ein in sich vollendetes System auszugeben. Er will sich weder mit Drobisch, noch mit Strümpell, noch mit Volkmann, den großen Systematikern der Herbart'schen Schule vergleichen. Vielmehr hält er es für „unthunlich“, das gefammte menschliche Seelenleben in systematischem Zusammenhange darzustellen! gewiß ein beachtenswerthes Geständniß, welches aber eben so sehr von der gewissenhaften Selbstbescheidung dieses Philosophen zeugt, als es zugleich für die Art und die Methode seiner Studien charakteristisch ist. — Auf

Der Begründer der Völkerpsychologie, 3H^

Herbart'schem Boden stehend, weiß er seinen Blick doch frei zu halten von der engen Umgrenzung, die ein bestimmtes System nun einmal mit sich bringt, und Lazarus würde nicht der Begründer einer zwar noch vielfach lückenhaften und des Ausbaues bedürftigen, aber doch neuen philosophischen Wissenschaft, der Völkerpsychologie, geworden sein, wenn die Grenzen der Welt ihm innerhalb der Linien eines bestimmten Systems eingeschlossen dünkten. Indem er aber genothigt war, das Material zu seinen« Neubau von den verschiedensten Seiten her selbst zusammenzutragen und der Fülle einzelner Beobachtungen und Specialstudien die völkerpsychologischen Ideen abzugewinnen, mußte zwar sein Blick für das Einzelne und Interessante an Schärfe und Sinnigkeit zunehmen, aber seine Kraft, diese Menge anziehender und feiner Bautheile zu einem architektonischen Ganzen zu verbinden, hielt dem nicht Stand.

Indeß ist Lazarus' Stellung in der Geschichte der wissenschaftlichen Bewegung des 19. Jahrhunderts doch so wesentlich bedingt durch seine im Verein mit Hermann Steinthal vollzogene Begründung der Völkerpsychologie, daß wir hier diesem Gegenstand einige weitere Bemerkungen widmen müssen. Es war vor etwas mehr als drei Decennien, daß die beiden genannten Gelehrten die Herausgabe einer vierteljährlichen Zeitschrift unternahmen, welche nach dem Programm sowohl, als nach dem Inhalte der ersten Hefte das höchste Interesse aller Derjenigen erwecken mußten, welche der wissenschaftlichen Bewegung der Zeit folgten, mehr aber noch aller Derjenigen, welche selbst zum Aufbau der neuen Wissenschaft beitragen zu können hofften. Die „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" (Berlin 1860—92) sollte aber nicht nur dieser neuen, allerdings noch wenig begrenzten und vielfach schwankenden Disciplin, welche zwischen Culturgeschichte und Psychologie mitten inne steht, zum Organ dienen, sondern zugleich ein Sammelpunkt werden für alle diejenigen Forscher, welche von ihren« Specialgebiet aus irgend welche Beziehungen zur neuen Wissenschaft anknüpfen wollten. Und in letzterer Hinsicht war es nicht nur auf die eigentlichen Psychologen und Geschichtsphilosophen abgesehen, sondern vor Allem auch auf die Männer der Sprachwissenschaft, der Sagen- und Mythenforschung, der vergleichenden Religionswissenschaft, ferner auf die Etyker und Moralstatistiker, nicht minder aber auch auf die Historiker aller Art, wie die Cultur-, Sitten-, Kunst- und Literaturhistoriker, soweit sie das Bedürfniß fühlen, die völkerpsychologischen Elemente, d. h. die Wirksamkeit des menschlichen Gesamtgeistes, auf ihren speciellen Gebieten einer wissenschaftlichen Untersuchung zu unterziehen. Thatsächlich hatte sich auch eine stattliche Reihe von Gelehrten aller der genannten Zweige als Mitarbeiter an der Zeitschrift betheiligt.

Vor Allem aber gingen die beiden Herausgeber derselben selbst mit gutem Beispiel voran, indem sie, jeder in seinem Gebiete, eine Anzahl Arbeiten veröffentlichten, welche gewissermaßen vorbildlich wurden für alle
«»rb NN» «Ob. I^X, «10. 23

3H2 M. Viasch in Leipzig.

Diejenigen, welche durch eigene Untersuchungen zum Aufbau der völkerpsychologischen Wissenschaft beitrugen. Insbesondere hat Lazarus in den ersten Bänden der Zeitschrift eine Reihe von Abhandlungen publicirt, welche als grundlegend angesehen werden dürfen. Außer dem einleitenden Programm in Bd. I (S. 61—79), welches Begriff, Wesen und Methode der Völkerpsychologie entwickelt, sind noch folgende größere Aufsätze von ihm zu nennen: „Ueber den Ursprung der Sitten“ (Bd. 1), „Verdichtung des Denkens in der Geschichte“ (Bd. II), „Ueber das Verhältniß des Einzelnen zur Gesamtheit“ (Bd. II S. 393—453), „Einige synthetische Gedanken zur Völkerpsychologie“ (Bd. III S. 1—94), „Ueber die Ideen in der Geschichte“ (Bd. III S. 385—486) und viele andere kleinere Abhandlungen. Die letztgenannte Studie bietet übrigens neben ihrer grundlegenden Bedeutung für die Völkerpsychologie zugleich einen werthvollen Beitrag zur Philosophie der Geschichte und zur Theorie der Historik dar, dieses trotz aller Blüthe der geschichtlichen Wissenschaften bei uns noch so sehr vernachlässigten und noch gar sehr im Argen liegenden Zweiges derselben. Wir wollen hier nur ergänzend hinzufügen, daß wir neuerdings durch zahlreiche Arbeiten in England, Frankreich und Italien, welche sich an die exacten Werke Nuckles, Drapers und Eointes anlehnen, in der Theorie der Historik, trotz der Arbeiten Droysens, Sybels, Doergens und Bona Meyers, bei Weitem schon überflügelt worden sind. Lazarus' Geschichtsauffassung ist — und dieses müssen wir vorweg be-
beinerken — wesentlich teleologisch und in weiterer Beziehung — theistisch. Von diesem Standpunkte aus, obwohl er sonst wenig zur wissenschaftlichen Polemik geneigt ist, wendet er sich sowohl gegen die speculativ-dialektische Geschichtsbehandlung Hegels und seiner Schule (Michelet, Niedermann, Eonrad Hermann u. A), als auch gegen August Comte und Thomas Buckle und ihre Schule, deren causaler Mechanismus in der Geschichte zwar der mechanischen Atomistik der heutigen naturwissenschaftlichen Weltanschauung entspricht und zu Letzterer gewissermaßen das Pendant in der wissenschaftlichen Auffassung der Gegenwart bildet, den er aber doch als „anti-ideal“ verwirft.

Lazarus gelangt zu einem Einblick in seine Wissenschaft von drei verschiedenen Standpunkten aus: von einem psychologischen, einem anthropologischen und einem geschichtlichen. Der erste der genannten Standpunkte ist der wesentlichste und dringt am tiefsten in die Sache ein; und doch ist gerade er bisher am wenigsten beachtet worden. Es ist in unserer Zeit ganz allgemein und auch unter wissenschaftlichen Männern — Historikern, Ethnologen, Philosophen und Juristen — die Rede vom „Voltsgeist“ und von verschiedenen „Volksgeistern“. Soll Dieses aber einen wissenschaftlichen Sinn haben, so muß dieser Begriff selbst eine Stelle in der Wissenschaft haben, wo sein Inhalt, Umfang und seine Bedeutung in Form wissenschaftlicher Erkenntnis; gewonnen und festgestellt wird. Diese Stelle müßte offenbar, da von einem „Geiste“ gesprochen wird, in der Wissenschaft des Geistes,

Der Begründer der Völkerpsychologie. 3H3

in der Psychologie, sein. Vergebens suchen wir aber in den bisherigen Wissenschaften danach: in der Geschichte, in der Geschichtsphilosophie, in der Geographie, in der Sprachwissenschaft wird der „Volksgeist“ genannt, aber gerade hier, wo man es doch erwarten sollte, geht man seiner Erörterung aus dem Wege. Nun lehrt aber die Psychologie, daß der Mensch durchaus und seinem Wesen nach gesellschaftlich ist, d. h. daß er zum gesellschaftlichen Leben bestimmt ist, und weil er nur im Zusammenhange mit seines Gleichen Das werden und Das leisten kann, was er sein und leisten soll, bestimmt nicht durch irgend welche von Außen her kommende religiöse oder ethische „Postulate“, sondern durch seine physisch-psychische Natur. Was wir „Geist“ nennen, das ist das gemeinsame Erzeugniß der menschlichen Gesellschaft. Hervorbringung des Geistes aber ist „das wahre Leben und die Bestimmung des Menschen“. Also ist der Mensch zum gesellschaftlichen Leben bestimmt, und der Einzelne ist nur insoweit Mensch — als er in der Gemeinsamkeit lebt, als er am Leben der Gattung participirt. Nun besteht diese Antilnahme am Leben der menschlichen Gattung nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die Vergangenheit. Daher ist der Einzelne, welcher an der gemeinsamen Geistesbildung participirt, nicht nur durch seine Zeitgenossen, sondern noch mehr durch verflossene Jahrhunderte und Jahrtausende bestimmt und von ihnen abhängig im Denken, Fühlen und Wollen. Der Zusammenhang nun, in welchem der Einzelne zu seinen Zeitgenossen wie zu den verstorbenen Individuen der Vergangenheit steht, ist nicht von gleicher Innigkeit; innerhalb des großen Kreises der Gesellschaft bilden sich kleinere Kreise und immer engere Gemeinschaften bis zur Familie: Kreise, welche sich vielfach berühren und schneiden. Dies ist der Grund für die mannigfaltige Complicirtheit in den Verbindungs- und Trennungsverhältnissen der Menschheit. Dem entspricht die nach Richtung und Innigkeit unendliche Verschiedenheit in der Theilnahme des Einzelnen am Gesamtgeiste und die unendliche Verschiedenheit der Individualitäten. Aber trotz aller Verschiedenheit der Individuen — nach Art und Intensität der Persönlichkeit — sind sie doch immer in ihrer Entwickeln««, durch die räumlichen Verhältnisse eines bestimmten Ortes, und durch die zeitlichen eines bestimmten Zeitpunktes, also durch einen besonderen Volks-, Familien- und Standesgeist, sowohl nach dem Grade ihrer möglichen Bildung, wie auch nach Inhalt und Form des Geistes bedingt. Nicht nur sein Wissen, sein Gewissen, sein Fühlen und sein Wollen, sondern auch sein Thun und sein Genießen, sein Empfangen und darum auch sein Schaffen ist mit seiner Geburt an diesem Punkte der geistigen Gesamtentwicklung im Voraus bestimmt.

Der verehrte Leser, der mit mir dein Gedankengange unseres Philosophen bisher aufmerksam gefolgt ist, wird nicht verfehlen, gerade an den letzteren Punkt eine Reihe von Fragen zu knüpfen, welche ebenso viel Probleme enthalten, von denen das wichtigste jedoch das der Möglichkeit
23»

3HH M. Viasch in leipzig.

einer sittlichen Freiheit des Einzelnen ist. Doch müssen wir — des mangelnden Raumes wegen — diese Frage hier bei Seite lassen und fahren in der Analyse der Ideen fort, durch welche Lazarus die Völkerpsychologie wissenschaftlich zu begründen bemüht war.

Der Psychologie, als Wissenschaft von der individuellen Seele, steht die Völkerpsychologie, als Wissenschaft vom Volksgeiste, d. h. als Lehre von den Elementen und Gesetzen des geistigen Völkerlebens gegenüber. Was ist nun das innerste Wesen dieses Volksgeistes? Soll derselbe kein inhaltsleeres Wort, sondern die Quelle, das Subject, der Träger aller inneren und höheren Thätigkeiten der Volts-gesammtheit sein, so muß die Auffassung des Volksgeistes die Totalität aller seiner Erscheinungen umfassen. Die Völkerpsychologie ist nicht, wie Herbart gemeint hat, „eine politische Grund-lehre“, vielmehr verhält sie sich zur Politik, wie etwa die Psychologie zur Pädagogik oder zur Aesthetik. Völkerpsychologie und Politik sind Beide auf denselben Gegenstand, auf die Kräfte des Volksgeistes, gerichtet: aber während Jene nur erkennen will, will Diese leiten und wirken. Die Völkerpsychologie ist eine rein theoretische Wissenschaft, die Politik aber ist die Ethik der Völker und eine Technik der Staaten (Staatskunst). — Aber wie die Seele im Leibe wohnt und mit ihm auf's Innigste verknüpft ist, so wohnt der Volksgeist in den gesellschaftlichen Einrichtungen und Institutionen der Gesellschaft. Jeder Staat ist die individuelle äußere Ausprägung eines individuellen Inneren. Völkerpsychologie und Politik setzen daher einander voraus: um Thatsachen des geistigen Lebens eines Staates und um Thatsachen der äußeren Politik zu begreifen, müssen sie zusammenwirken. Aber der Volksgeist führt kein außerhalb der Einzelnen gesondertes Dasein: er lebt in den Individuen. Er macht daher — und dies sind seine Functionen — dieselben Grundprocesse, wie Hemmungen, Verschmelzungen, Apperceptionen und Verdichtungen durch, wie die individuelle Seele. Aufgabe der Völkerpsychologie ist es daher, diese Verhältnisse, welche bestehen, theils zwischen den Elementen des Volksgeistes als Einheit gedacht (z. N. das Verhältnis; zwischen Religion und Kunst, zwischen Staat und Sittlichkeit, zwischen Sprache und Intelligenz), theils zwischen den Einzelgeistern, die das Volk bilden, wissenschaftlich zu erkennen. — Dieses „zwischen den Elementen des Volksgeistes“ ist freilich etwas schwer zu denken und erinnert fast an Epiturs Götter, welche zwischen den körperlichen Atomen (Wter-Munal», ^»xi^l«) in ewiger, seliger Ruhe wohnen sollen. — Der Volksgeist besteht in den einzelnen Geistern, sagt Lazarus, welche zum Volke gehören. Gerade unter diesem Gesichtspunkte aber, daß der Volksgeist seine Subsistenz in den einzelnen Geisten! hat, ist eine wissenschaftliche Untersuchung über seine Wirksamkeit allein möglich; denn die Philosophie der Geschichte redet immer von neuen Principien, die in die Welt kommen und wirken. Wie aber wirken denn Principien, wenn nicht auf die einzelnen Geister? Von einer Volksseele, nach der Analogie des Gedankens einer

Her Vegründer der Völkerpsychologie. 3H5

Weltseele, haben wir keine irgendwie in der Erfahrung gegebene Erkenntnis). Wir würden uns deshalb völlig vergeblich bemühen, von irgend welchen Gesetzen ihrer Erscheinung und ihrer Entwicklung zu reden. Durch die Beobachtung des Einzelnen also muß untersucht werden, was es heißt, daß neue Principien entstehen. Man muß zu diesem Behufe wissen, wie sie im Einzelnen sich bilden oder zur Geltung kommen und wie sie wirken. Dann aber wird es auch weiter notwendig, über den Einzelnen hinauszugehen. Denn wenn nun die reale Wirksamkeit in demselben vor sich geht, wie und wodurch ist die Wirkung im Allgemeinen, in der Gesamtheit? Hier muß man die Circulation der Ideen, die gewissermaßen chemische Umwandlung derselben aus dem Laufe derselben durch den psychischen Organismus des Volksgeistes begreifen; die Umwandlung, welche diese selbst erfährt, die Endosmose der Ideen, muß erkannt werden.

Alles das erfordert Analysen des historischen Geschehens, welche, als Anforderungen hingestellt, unmöglich erscheinen und in der That große Schwierigkeiten haben. So aber erscheint es bei zusammengesetzten Erscheinungen überall. Der Mensch hat Blut; was ist da zu analysiren? so fragte man sich wohl auch. Der Mensch sieht die Dinge, Sprechen und Verstehen findet statt; auch hier fragte man, was zu analysiren sei. Und doch bestehen die Erkenntnisse, welche wir über diese Processe gewonnen haben, nur in der Analyse derselben.

Doch hier müssen wir uns wieder eine kleine Zwischenbemerkung gestatten: Chemische Veränderungen, „Vertheilung des Blutes durch den Organismus“, „Endosmose der Ideen“ — dies Alles sind nur Bilder, die der Physiologie entlehnt sind. Aber wo wir eine Erklärung von Processen im psychischen Organismus erwarten, können uns diese Analogien aus dem physiologischen Leben Nichts klar machen und weder ein „gleichsam“, noch ein „gewissermaßen“ führt uns zum ersehnten Ziele. — Es verhält sich dies ganz ebenso wie in dem Verfahren mancher modernen Sociologen (z. B. Albert Schäffle in Tübingen), welche zur Erklärung gesellschaftlicher Vorgänge eine Menge terminologischer Ausdrücke aus dem Gebiete der Naturwissenschaften heranziehen. Er spricht z. B. von: „Bau“ und den „Functionen“ des socialen Körpers, von „Verdauungs- und Circulationsprocessen des socialen Stoffwechsels“, von den „Zellen“ gesellschaftlicher Organismen u. dergl. So lange die Sociologen uns aber nicht vorher beweisen, daß die socialen Gesetze und die Processe und Gesetze in der Natur ganz identisch seien, werden mit solchen Bildern und Analogien keine exact wissenschaftlichen Wahrheiten erkannt, sondern höchstens der Schein exacter Wissenschaftlichkeit erreicht.

„Wollen wir,“ fährt Lazarus fort, „das Wesen des Volksgeistes wissenschaftlich begreifen, so müssen wir uns dessen bewußt werden, was er mit dem Individualgeist Gemeinsames und was er Verschiedenes von ihm hat. So verfährt auch unser Philosoph. Für das Erstere citirt

3H6 M, Vrasch in Leipzig.

er einen Ausspruch Herbarts: „Wenn im öffentlichen Leben ein Wechsel von Functionen die bürgerliche Ruhe stört, so lag das Vorbild nicht blos, sondern selbst der Ursprung hiervon offenbar in dem Tumult der Leidenschaften, die in den Gemüthern nahren.“ Im Gesamtgeist also, folgert Lazarus, verhalten sich die Einzelgeister so, wie sich im Individuum die einzelnen Vorstellungen oder überhaupt geistigen Elemente verhalten. — In Betreff der Verschiedenheit zwischen dem individuellen und dem Gesamtgeiste äußert sich unser Philosoph folgendermaßen:

„Die Grundverschiedenheit zwischen beiden besteht offenbar zunächst darin, daß im Individuum die großen und oft sehr disparaten Massen der Vorstellungen durch die Einheit des Subjects zusammengehören; im Volksgeist aber entspringt umgekehrt die Einheit des Subjects nur aus der Gleichheit oder Vereinbarkeit des Inhalts in den Individuen. Wir lassen es dahingestellt, daß auch innerhalb des Volksgeistes oft genug von den Gegensätzen die Rede ist und sein darf, die er in sich birgt, ohne daß wir darum die wirkliche Einheit desselben aufgehoben sehen, und daß umgekehrt auch innerhalb der Einheit des Individuums als Subject, in ihm, als thätiger Geist betrachtet, eine Gegensätzlichkeit und Zerrissenheit sich ausbilden kann, gegen welche die Subjectseinheit keinen Schutz bietet. Wir weisen vielmehr nur darauf hin, daß beim Individuum, falls es in einer Weise entwickelt wäre, die Masse der Vorstellungen in ihm eine solche Einheit bilden, daß die Einheit des Subjects ganz gleichgiltig würde, daß sie als Factum und nicht als Grund für jene innere Einheit bestände, das; sie die That, aber nicht den Werth der Einzelheit bezeichnete. Wie sich also über dem ursprünglichen Vande der Seeleneinheit das höhere Band der geistigen Thätigkeit webt, das im Inhalt und in der Form derselben seinen Ausdruck findet: so auch entwickelt sich umgekehrt im Volksgeiste außer der Gleichheit und Einheit des geistigen Geschehens die Einheit der Existenz.“

Soweit in aller Kürze die psychologische Begründung der neuen Wissenschaft, soweit sie Lazarus in jenen« Programm entwickelt.

Neuerdings ist indeß von verschiedenen Forschern gegen das Princip und die Methode der Völkerpsychologie, z. N. Ed. von Hartmann, (Zeitschr. f. Philos. n. philos. Kritik Bd. 58), Prof. Hermann Paul in Freiburg („Principien der Sprachgeschichte“), insbesondere aber von Prof. Wilhelm Wundt in Leipzig („Philosophische Studien“ Bd. IX., S. 1—127) Widerspruch erhoben worden. Der Letztere insbesondere macht geltend, daß Lazarus-Steinthal, welche mit der Begründung der Völkerpsychologie den ursprünglichen Standpunkt Herbarts verlassen haben, den Fehler gemacht hätten, daß sie doch die einzelnen Voraussetzungen Herbarts beibehalten, indem sie zwar immer von Einzelprocessen auch in der individuellen Seele reden, aber gleichwohl allen ihren Erklärungen die Herbart'sche Idee eines Vorstellungsmechanismus, welcher eigentlich alle Entwickeln:lg

>

Der Vergleich der Völkerpsychologie. 3H?

ausschließt, zu Grunde legen. Auch in Bezug auf die Stellung der Völkerpsychologie in der Reihe der Wissenschaften, wie sie Lazarus formulierte, hat Wundt beachtenswerthe Einwürfe erhoben, indem er meint, daß die Vertreter der Geschichte und der verschiedenen anderen Geisteswissenschaften mit der ihnen hier zugedachten Rolle nicht zufrieden sein werden, da ihnen doch gegenüber der Völkerpsychologie die „Leistung von Handlangerdiensten zugemuthet“ werde. Lazarus-Steinthal hatten nämlich die historischen mit den Naturwissenschaften in Parallele gestellt und nach Analogie des Verhältnisses, welches zwischen der beschreibenden Naturgeschichte (Mineralogie, Botanik, Zoologie) und der erklärenden Naturlehre (Chemie, Physik, Physiologie) obwaltet, eine ähnliche Beziehung zwischen der Geschichte, als einer Art beschreibenden und schildernden Naturgeschichte des Geistes und der Völkerpsychologie als einer Art erklärender Naturlehre des geschichtlichen Lebens der Menschheit statuirt. Denn im Sinne Lazarus-Steinthals bleibe, trotz der schätzbaren Vorarbeiten, welche Culturhistoriker, Philologen und Sprachforscher liefern, immer noch die Aufgabe bestehen, aus den so gewonnenen Thatsachen „allgemeine Gesetze“ zu finden, wozu ja in erster Linie die Völkerpsychologie berufen sei. Wundt aber verwirft diese ganze von Lazarus vorgeschlagene Arbeitstheilung, weil diese nicht mehr den wirklichen wissenschaftlichen Verhältnissen der Gegenwart entsprechen. „Wohl ist alle Geschichte,“ sagt der Leipziger Psychophysiker, „wenn man will, Darstellung der gewordenen Wirklichkeit im Reiche des Geistes. Aber nimmermehr kann eine solche Darstellung auf die Causalerklärung des Geschehens Verzicht leisten. Neben der umfassenden Berücksichtigung der äußeren Naturbedingung befließt sich daher jede historische Disciplin der psychologischen Interpretation. Ob es freilich jemals gelingen wird, „Gesetze des geschichtlichen Geschehens“ von ähnlichem Charakter wie die Naturgesetze zu finden, kann füglich bezweifelt werden. Wenn dies aber möglich sein sollte, so würde sie sich ganz gewiß nicht das Recht nehmen lassen, sie aus der umfassenden Kenntniß der Thatsachen selbst abzuleiten.“

Dieser letzte Punkt in dem Einwände Wundts ist meines Erachtens doch hinfällig. Denn mag der Historiker über den größten Umfang geschichtlicher Thatsachen verfügen, so wird dieser doch zur Auffindung von „Gesetzen“ des historischen Geschehens nicht ausreichen; denn er muß, zu diesem Behufe einen über alle geschichtlichen Thatsachen hinausgehenden Standpunkt gewinnen, und diesen kann er nur mit Zuhilfenahme anderer der bloß geschichtliche Betrachtungsweise ergänzender Disciplinen erlangen. Im Uebrigen hat Steinthal selbst in einer ebenso scharfsinnigen als geistreichen Abhandlung („Zeitschr. f. Völkerpsychologie“, Bd. 17, Heft 3) Wundt geantwortet und seine Einwürfe zu entkräften gesucht. In Bezug auf die vermeintlichen „Handlangerdienste“, zu welchen die anderen Wissenschaften der Völkerpsychologie gegenüber verurtheilt sein sollen, fragt Steinthal: „Ist der Mineraloge der Handlanger des Chemikers, der Physiologe der des Physikers?“

3H8 M. Vrasch in leipzig.

Nicht minder bedeutungsvoll und zu interessanten Ausblicken führend wie der psychologische, ist der anthropologische, resp. ethnologische Standpunkt, d. h. der Gesichtspunkt der wissenschaftlichen Erörterung der Differenz der Volkscharaktere, von welchem aus Lazarus seine Wissenschaft ansieht. Was speciell den ethnologischen Standpunkt betrifft, so unterscheidet Lazarus gegenüber Carl Ritter und Wilh. von Humboldt, den beiden Vorläufern auf diesem schwierigen und complicirten Gebiete, eine physische und eine psychische Ethnologie, und die letztere ist eben die Völkerpsychologie. Der dritte, der historische Standpunkt, von welchem aus unser Forscher seine neue Wissenschaft zu begründen sucht, ist der gehaltreichste, aber auch derjenige, wo der aufmerksame Leser die meisten Fragezeichen an den Rand schreiben möchte. Ueberall drängen sich hier neue Zweifel, neue Fragen und Probleme auf. Auch vielfache Collisionen mit anderen, schon bestehenden und zum Theil altberühmten Disciplinen sind hier unvermeidlich. Doch müssen wir uns ein näheres Eingehen auf alle diese interessanten Einzelfragen, von wie großem, insbesondere methodologischen» Werthe ihre Erörterung auch wäre, hier versagen. Sicherlich ist dieses oder jenes dieser Specialprobleme in den späteren Bänden der leider jetzt eingegangenen „Zeitschrift für Völkerpsychologie“ eingehend behandelt worden. — Doch können wir uns nicht enthalten, hier ans die tiefgreifende Erörterung noch hinzuweisen, welche Lazarus in Bezug auf das innere Verhältnis; zwischen der von ihm begründeten Wissenschaft der Völkerpsychologie und der zwar älteren, aber nicht minder unfertigen, widerspruchsvollen und lückenhaften Philosophie der Geschichte anstellt:

„Wie die Biographie der einzelnen Persönlichkeit auf den Gesetzen der individuellen Psychologie beruht, so hat die Geschichte, d. h. die Biographie der Menschheit, in der Völkerpsychologie ihre rationale Begründung erhalten . . . Man glaube nicht, daß diese Aufgabe von der Philosophie der Geschichte schon gelöst, oder daß ihre Lösung von derselben zu erwarten sei. Daß sie ihr oft vorgeschwebt habe, ist allerdings anzuerkennen; allein sie hat, statt der Entdeckung der Gesetze der Völkerentwicklung, meist nur eine übersichtliche und räsonnirende Darstellung des geistigen Inhalts, der Quintessenz der Geschichte, gegeben, wobei denn auch gewöhnlich von einem bestimmten Begriff ausgegangen wurde, welcher als die Idee und das Ziel der Menschheit von vornherein festgestellt war, das zu erreichen der Gang der Geschichte sei. So kam es ihr denn auch mehr darauf an, den Geist der einzelnen Völker summarisch zu schildern, um dann besonders die relativen Fortschritte von einem zum andern in's Auge zu fassen und so ein concentrirtes Bild der gesamten Menschheit zu gewinnen“). Davon, daß auch die Zukunft schon mit hineinprophetisiert *) Lazarus selbst hat später einen Beitrag zu einer derartigen Philosophie der Geschichte geliefert in seiner geist- und gehaltvollen Schrift: „Ueber die Ideen in der V-

Der Begründer der Völkerpsychologie. 2H9

wurde, wollen wir hier nicht reden. So viel ist gewiß, daß nicht die Gesetze der Entwicklung, sondern vielmehr eine Schilderung derselben allemal die Hauptsache war. Nur einzelne Bemerkungen zielten darauf hin, vielfach wiederholte historische Thatssachen als gesetzmäßig zu bezeichnen ... Die Völkerpsychologie kann nur von den Thatssachen des Völkerlebens ausgehen, aus der Beobachtung, Ordnung und Vergleichung der Erscheinungen allein kann sie hoffen, die Gesetze des Völkerlebens zu finden. Daß eine „Construction“ der verschiedenen Volksgeister und der aufsteigenden Kräfte nach irgend welchen fertigen Kategorien keinerlei Art wissenschaftlich begründeter Resultate abgeben kann, wird man heutzutage gern zugestehen. Die „Construction“ kann sich — geistvoll behandelt — ganz dem Gesehen der Wirklichkeit fügen, finden wird sie es nimmermehr!

Das Letztere ist vollkommen zutreffend und wir haben aus der Hegelschen Schule genug solche Versuche erhalten (z. B. Bruno Bauers geschichtsphilosophische „Constructionen“ der letzten vier Jahrhunderte), welche obige Bemerkung rechtfertigen. Und doch möchten wir unserm verehrten Freunde gegenüber geltend machen, erstens, daß nicht alle Geschichtsphilosophie bisher nur apriorische „Construction“ gewesen ist. Wir erinnern hier nur an Herders schönen, mehr descriptiven Versuch, das allmähliche Wachsthum der Humanitätsidee im Geschichtsprocesse nachzuweisen, oder an Josias von Bunsens großes, freilich etwas stark christianisirendes Werk „Gott in der Geschichte“ (3 Bde.). Weder der Eine noch der Andere wollte „construiren“. Freilich ist es richtig, daß alle diese, der alten Schule angehörenden Forscher, mehr den Inhalt des Geschichtsprocesses schildern, als historische Gesetze finden wollen. Aber die der neueren Schule Buckles angehörenden Bemühungen Leckys, Drapers, Bagahots, Edward Tylors u. A., die historischen Entwicklungsgesehe zu finden, dürfen doch nicht so ganz mißachtet werden. Freilich sind es mehr als 39 Jahre her, seitdem Lazarus Obiges geschrieben hat. Und seit dieser Zeit hat sich auch auf geschichtsphilosophischem Gebiete Mancherlei verändert.

Wir haben oben darauf hingewiesen, daß Lazarus' Geschichtsanschauung eine teleologisch-theistische sei. Wüßten wir dies nicht aus seinen sonstigen ethischen und religionsphilosophischen Arbeiten, aus seiner Völkerpsychologie erführen wir es immer: und dies halten wir für einen Beweis für den wissenschaftlichen Charakter dieser seiner Disciplin, die nur darauf ausgeht, die Gesetze der Völkerentwicklung aufzusuchen, ohne sich hierbei von der theologisch-religiösen Voraussetzung einer göttlichen Vorsehung und Weltregierung stören oder fördern zu lassen.

Die Begründung der Völkerpsychologie ist die Hauptthat in dem wissenschaftlichen Leben unseres Philosophen. Sie ist gewissermaßen seine genialste Geschichte“, welche ursprünglich in Bd. III seiner „Zeitschrift für Völkerpsychologie“, später aber (1872) auch in Buchausgabe erschienen ist.

350 M. Vrasch in Leipzig.

Jugendleistung, obgleich dieselbe nach Lazarus angeblich sich immer noch innerhalb des Geistes und der Grundvoraussetzungen seiner Schule bewegen soll (vergl. Herbart's „Lehrbuch zur Psychologie“, 2. Ausg. S. 240 und dessen Ges. W. Vd. IV. S. 31). „Herbart war,“ sagt Lazarus, „nahe daran, die Völkerpsychologie zu finden ... er ist an ihr vorübergegangen.“ Aber die wesentliche Ausbildung seiner Lehre hat Lazarus doch Anderen, insbesondere dem scharf- und feinsinnigen Professor Hermann Steinthal, seinem Schwager und Mitherausgeber der genannten Zeitschrift, überlassen. Schon Lazarus' Vielseitigkeit der geistigen Interessen ließ ihn nicht bei einem einzelnen Gegenstande lange beharren. Ab und zu kehrt er wohl zu dem völkerpsychologischen Ideenkreise zurück, wie manche anziehende Monographie zur Psychologie der Sitten in seinem Hauptwerke „Das Leben der Seele“ beweist, im Großen und Ganzen aber ist später seine Aufmerksamkeit durch andere Fragen absorbiert. Zu diesen gehören z. B. die ästhetischen Probleme. Auch hier tritt Lazarus nicht als Systematiker auf. Vielmehr wird er durch gewisse literarische und künstlerische Zeitströmungen veranlaßt, sich diesen Fragen zuzuwenden. Die früher mehr theoretisch discutierte, seit Richard Wagners Auftreten aber praktisch, ja actuell gewordene Frage über die Zusammenwirkung verschiedener Künste (Poesie, Musik, Malerei, Architectur, Plastik, Tanz und Mimik) zu einem in seiner Wirkung gesteigerten gemeinsamen Kunstwerke (das sogenannte „Kunstwerk der Zukunft“ Wagners) gab auch unserem Philosophen Veranlassung, alle diese hier einschlägigen ästhetischen Fragen einer, eindringenden Untersuchung zu unterwerfen. Die betreffende Monographie von fast 390 Seiten nimmt jetzt fast die ganze erste Hälfte des dritten Bandes seines Hauptwerkes ein. Hierbei tritt nun Lazarus ganz und gar aus dem Rahmen seiner Schule hinaus, und in völliger Unbefangenheit erkennt er die ästhetischen Leistungen der ihm sonst antipathischen Hegel'schen Schule, also solcher Männer, wie Vischer, Werder, Schasler u. A. an. Bei der unglaublichen Verwirrung, die in der heutigen Literatur- und Kunstkritik über die ästhetischen Principienfragen herrscht, möchte ich unsere gebildeten Leser auf die genannte Monographie in Bd. III noch ganz besonders hinweisen.

Stets haben die ethischen, politischen und nationalen Zeitfragen das Interesse unseres Philosophen geweckt. Er steht als Denker zwar über seiner Zeit, zugleich aber mitten in derselben. Ihre Strebungen und Gegensätze, ihre Leidenschaften, Kämpfe und Ideale finden in ihm einen verständnißvollen Interpreten und Kritiker, indem er bald die Zeichen und Neußerungen eines verhüllten Zeitgeistes sinnig deutet, bald aber auch den Sünden und Gebrechen einer verirrtten Volksströmung zornig entgegentritt. Aber selbst dort, wo er polemisch auftritt, zeigt er niemals ein agitatorisches Element: er bleibt der ruhige Deuter, welcher überzeugen, aber nicht durch allerlei Stilkünste blenden und überrumpeln will. Lazarus hat seine hierher gehörigen Reden und Abhandlungen in mehreren Bänden, welche einen weiten Leserkreis gefunden

Der Begründer der Völkerpsychologie.

35!

haben, gesammelt und herausgegeben: „Ideale Fragen“ (3. Aufl. 1884), „Was heißt national“ (2. Aufl. 1880), „Unser Standpunkt“ (1881), „Treu und frei“ (1887): Producte eines sittlich feinen, hochgestimmten idealen Sinnes, eines warmen und humanen Empfindens, in eine edle und abgeklärte Form gebracht. In ihnen spricht mehr der Weise und der Seher als — der Volkstribun. Heute aber kann leider nrr der Letztere auf ein großes Publicum zählen. — Schließlich erwähnen nrr noch ein sinniges Büchlein von ihm, halb pädagogisch, halb ästhetisch: „Die Reize des Spiels“ (1883).

Lazarus als akademischer Lehrer entspricht ganz dem Schriftsteller Lazarus. Er verfilgt weder über den schneidig pointirten, zuweilen an's Kokette grenzenden Ton Dubois-Remmonds, noch hat er das komödiantische Pathos Mchelets, noch das mathematisch-monotone Einerlei des Helmholtz. Wie in seinen Worten die objectiue, kühle, reseruirte, fast höfliche Haltung nur selten durch ein ethisircndes, zu feierlicher Getragenheit des Stils sich steigerndes Element durchbrochen wird, so ist auch fem mündlicher Vortrag, dem wir freilich hafsenswerthen und gemeinen Leiterscheinungen gegenüber oft einen kräftigeren Ton, wünschten. Er prahlt auch nicht mit der Fülle des Wissens, wie mancher seiner akademischen Eollegen, er reißt nur selten hin, aber immer fesselt er seine Zuhörer durch den psychologischen Tiefblick und den ästhetischen Feinsinn seines Vortrages — und so ist auch seine persönliche Erscheinung: der weiche, blondgelockte Christnskopf ist freilich längst ergraut, aber er zeigt doch noch die edlen Linien des echten Idealisten. Und der einst so seelenvolle und feurige Blick dieses großen blauen Auges, durch welches uuser Philosoph in seinen Jugendjahren so manches Frauenherz gerührt haben mag, ist noch nicht erloschen, aber hart und scharf geworden, wie der eines Criminalrichters.

Am 15. September d. I. begeht Moritz Lazarus feinen 79. Geburtstag: ein arbeitsreiches Gelehrten- und Denkerleben liegt hinter ihm. Mögen ihm noch viele Jahre im Dienste der Wissenschaft und der Wahrheit vergönnt sein!

Philosophen und Astronomen
des XVII. Jahrhunderts und die ethische Seite
der Musik.
von
Alfr. ≤ 5 hr. Malischer.
Verlin. —

hier von den Werken der Großmeister der griechischen Philosophie
auch nur eine oberflächliche Kenntnis; besitzt, der wird es wissen,
welchen hohen Nara, darin die Musik als seelenerziehendes
Mittel behauptet. Insonderheit ist es Platon, welchem die Musenkunde
(\wedge nu \ddot{u} '.x \wedge — Musik, Poesie und Orchestik umfassend —) als das ehernen
Fundament aller Erziehung zu Staatsbürgern gilt.

Nicht nur sein „Staat“, noch vielmehr seine „Gesetze“ gehen in ihren
praktischen wie theoretischen Staatsbetrachtungen stets von der Musik aus.

Die Musik ist das bleibende Symbol aller seiner Staatsweisheit.

Diese musische Begeisterung, kraft welcher die Musik das Alpha und
Omega aller staaterhaltenden Erziehung ist, ging im Zeitalter der Renaissance
vom göttlichen Platon auf die philosophischen und musikalischen Geister dieser
Zeiten über.

Waren es im XVI. Jahrhundert mehr die philosophisch gebildeten
Tonkünstler, Theologen und Dichter, welche in solchem platonischen,
oder auch aristotelischen und pythagoreischen Sinne die Musik ver-
herrlichten, so sehen wir im XVII. Jahrhundert die Philosophen und
Astronomen selbst hierbei in den Vordergrund treten.

Die Musik-Philosophie oder Musik-Aesthetik im weiteren Sinne ist ja
auch bei uns im Ganzen nur erst fragmentarisch behandelt! namentlich ist
hier das XVII. Jahrhundert noch eine vollständige terra incognita für
die Musikgeschichte. Kaum daß ein Musiker oder Musikhistoriker eine Ahnung

Philosophen und Astronomen des XVII. Jahrhunderts, 353
davon hat, daß Philosophen, wie Bacon von Verulam, Cartesius und Leibniz, oder Astronomen bezw. Mathematiker wie Kepler, Gassendi und Huyghens sowohl über die mathematische, physiologische, als auch über die ethische Seite der Musik erstaunliche Dinge niedergeschrieben haben.

Im Folgenden soll nun aus den musikwissenschaftlichen Werken eben-
genannter Denker ein kritischer Ueberblick über alles das dargeboten werden,
was dieselben über die ethische Seite der Musik vorgetragen haben.

Man beherzige jedoch, daß gerade im XVII. Jahrhundert der Wort-
begriff „Ethik“ ein weit umfassenderer wird, als in den früheren Jahr-
hunderten. Nennt ja Spinoza, der Hauptphilosoph dieses Jahrhunderts,
sein gesamtes Weltsystem: Ethik. Tarnach ist die Ethik als die Ganzheit
aller Weltordnung anzusehen. — Dieser Neigung, den Zusammenhang des
Universums als Ethik in höherem Sinne zu bezeichnen, schließen sich auch
die großen Astronomen des Jahrhunderts an, die sich nun mit besonderer
Vorliebe der Sprache und des Geistes der Musik bedienen, um ihre der-
artigen Gedanken auszudrücken.

So erlebt das XVII. Jahrhundert ein besonderes Wiederaufblühen des
Pythagoräismus in der Musik mit der Harmonie der Sphären, wie sie die Neu-
Pythagoräer und ebenso der Schöpfer des Ptolemäischen Weltsystems dargestellt
haben. Das XVII. Jahrhundert wird so gerade eine höchst bedeutende
Epoche der Musikphilosophen, der Musikmathematiker und besonders der
Musikastronomen.

Den Reigen eröffne der Staatsmann und Philosoph Bacon von Veru-
lam, der von 1561—1626 lebte.

Der Verfasser des „Novum or^u“, einer der Hauptväter aller
empirischen Philosophie, widmete auch der Musik seine vielseitige Geistes-
kraft. In seinem ziemlich umfangreichen Werke: *8i1va silvai-um 8ivs*
Hi8toria naturalis iu ciec^m OutuliuZ siiLtriduw ist der musikalifchen
Kunst, vornehmlich in akustischer und mathematischer Beziehung, ein weites
Feld eingeräumt. — Es ist ein ursprünglich englisch geschriebenes Werk, das
jedoch in der lateinischen Übersetzung von Jakob Gauter (1648) am
meisten bekannt geworden ist. Von den zehn Eenturien, in die das ganze
Werk zerfällt, beschäftigen sich die 2. und 3. Centurie mit der Musik.

Vacon verherrlicht besonders die-theoretische Behandlung der Musik.
Sein leitender Gedanke ist folgender (a. a. O. p. 83)*): „Auf mannigfache
Weise und nicht unglücklich ist die Praxis der Musik bisher bebaut worden;
die Theorie hingegen, vornehmlich diejenige, welche die Ursachen der Praktik
enthält, nur ganz obenhin (»äniocum pßrluuctoiis) berücksichtigt worden.

Denn sie ist auf gewisse mystische Subtilitäten beschränkt worden, von denen

*) Die Uebersetzunaen werden hier auf Grund der lateinischen Ausgabe von
Gauter vorgeführt.

35H Alfl. Chr. «»lisch«! in Veilin.

weder der Gebrauch noch die innere Wahrheit mit Sicherheit feststeht.

Darum werden wir unserer Gewohnheit gemäß die contemplative Seite mit der activen (praktischen) verbinden."

Die interessanten Dinge, die nun ein Bacon im weiteren Verlaufe über den Ton, die Eonsonanzen, Dissonanzen, über den Baß im Gegensatze zum Discant und über die anderen oberen Stinnnen mittheilt, haben uns hier nicht zn beschäftigen, sondern nur Das, was bei aller empirischen, streng wissenschaftlichen Betrachtung Vacons dennoch für den ethifchen Geist des Tones zum Vorscheine kommt.

So ist unserem Philosophen die Musik namentlich ein Symbol der Ordnung. Diesen Gedanken entwickelt Vacon in dieser originellen Weise (0a,M 111, p. 89):

„Die Ursachen des Tones, inwiefern derselbe den Ohren angenehm oder unangenehm erscheint, können aus all' den Dingen illustriert werden, die unser Auge (vizum) ergötzen oder verletzen. Zwei Dinge sind dem Auge angenehm: Die Farben und die Ordnung. Das Ergötzen an den Farben symbolisirt oder bat mit dem Vergnügen seine Uebereinstimmung, welches wir aus dein einstimmigen Tone (d. h. Melodie) empfangen; aber das Wohlgefallen an der Ordnung symbolisirt mit der Harmonie. Daraus erkennen wir, in wie hohem Maße uns Kunstanlagen (tornaria*) in den Gärten, Vorsprünge der Gebäude und irgendbeliebige Figuren gefallen, die durch Gleichförmigkeit wohl vroportionirt sind (als Globus, Pyramiden, Kegel und Eylander), während allein Ungleichförmigem Nichts als Deformität (Häßlichkeit) innewohnt. Dieses beiderseitige Wohlgefallen, welches Gehör und Gesicht gleicherweise betrifft, entsteht aus der wohl befolgten Proportion (Eurhythmie). So muß es zur Gewißheit werden, daß durch Gleichförmigkeit und Symmetrie die Harmonie erzeugt wird."

So erkennt also ein Forscher, wie Bacon, am Wesen der Musik mit voller Klarheit den Geist der Ordnung als eines Fundamentes aller Moral. Und das ist eine auch heute erst recht geltende, zutreffende Wahrheit.

Auch eine andere Nacon'sche Vetrachtngsweise, wonach die Physio-logie des Tones besonders geeignet erscheinen muß, auf das Gemüth und die Gesittung des Menschen mit großer Kraft und Gewalt einzuwirken, ist der Mittheilung wohl werth.

Im 114. Eapitel feiner Historin, n»wr»li8 (p. W f.) belehrt uns

Bacon von Verulam also: „Als etwas durch die Erfahrung Erprobtes nahm es bereits das Alterthum an, daß sich kraft des Gehörs und der mannigfaltigen Weisen (Melodien) der Musik in unseren Sitten eine große Alteration ergebe. So geht die Meinung, daß der Mensch (durch dieselbe)

*) Das wpiilniim umfaßt ebensowohl das Wesen der Kunstgärtnerei als das» jeniae bei Gaitenmalcrel.

mit kriegerischen! Geiste erfüllt werde, daß er sanft, auch weibisch werde, daß er ernst, munter und zum Mitleide geneigt u. s. w. gemacht werde, weil nämlich das Gehör unmittelbarer durch Erschüttern bewege, als die übrigen Sinne, und weit unkörperlicher, als der Geruchssinn. Gesichts- und (Hefühlssinn nämlich besitzen Organe, welche keineswegs einen so entgegenkommenden (ungesuchten) und unmittelbaren Zugang zum Geistesleben <>ä «pirituF »ooe88um) darbieten, wie das Gehör. Was den Geruchssinn anbetrifft (der gewiß seine Kraft den Lebensgeistern unmittelbar eindrückt, und der bei bleibenden: Objecte als ein heftiger vorhanden ist), so ist derselbe eine gewisse Mittheilung von Hauch oder Dunst aus dem den Geruch entsendenden Objecte. Der Harmonie jedoch steht ein leichter Eingang offen, so daß dieselbe, ohne irgendwelche Vereinigung und offenkundige Bewegung (uns) nahekommend und die Lebensgeister häufig afficirt, in welchen — selbst wenn sie in eine gleichförmige Ordnung der Lage gebracht sind — keine geringe Alteration und Bewegung zum Vorschein kommt, und dies sogar von einem beträchtlich entfernten Objecte her <«x rsmoto «6 intervallum oHeoto). Dieses Alles beweist, daß zwischen den Tönen und modulirten Gesängen ihrer Natur gemäß eine gewisse Verwandtschaft mit den (seelischen) Affecten bestehe.

Denn von den Tönen (Tonarten, toni) sind einige heiter, (andere) traueruoll, feierlich (oder) solche, die das Gemüth zum Mitleid oder zum Kriege hinlenken; so daß es nicht zu verwundern ist, daß die Lebensgeister, da ja an den Tönen die Fähigkeit erkannt worden ist, dieselben zu bewegen, auch wirklich (durch Töne) alterirt werden. Es ist auch schließlich beobachtet worden, wie eben die verschiedenartigen Töne die Seele verschiedenartig beeinflussen und in derselben ihnen conforme Seelenbewegungen hervorrufen, — daß also im Menschengeschlechte durch die Musik die eigentliche Verfassung der Seele, wie sie auch vor der Alteration bestanden haben mag, genährt und gepflegt wird. Es steht ferner fest, daß unterschiedliche Tonarten und ihnen entsprechende Gesänge diese und jene Völkerschaften und (Einzel-) Menschen anheimeln, je nachdem die Vorführungen (sxvsri. rnsnta) eine Sympathie mit den Seelen derselben besitzen" (freier überfetzt: Sympathie in den Seelen derselben wachrufen).

So haben wir hier in diesen denkwürdigen Sätzen des genialen Bacon von Verulam zum ersten Male eine Art naturwissenschaftlicher Beweisführung für die in der Natur begründete eigenartige Oberherrschaft und Zauber- gewalt des Tonwesens. Und damit ist auch gleich der ethische Schlüssel gegeben. So wie gute Musik tief in die Gemüther dringt und diese mit ähnlichen Regungen erfüllt: so kann es auch mit schlechter, unedler Musik geschehen; darum ist Nichts so gefährlich, menschenverderbend als schlechte, unsaubere, lascive Musik. — Die Disposition der Seele — um wieder mit Bacon zu reden — wird durch die Musik, also durch gute, nie durch schlechte „genährt und gepflegt".

356 Alfr. Chi. «alischer in Verlin.

Die Musik ist darum in Wahrheit ein zweischneidiges Schwert: sie kann nach der guten wie nach der schlechten Seite von der einschneidendsten Macht werden. Hier heißt es also stets — und hat zu allen Zeiten so gegolten: mit Argusaugen auf gute, edle, reine Musik Wacht zu halten.

Sagt unser Schiller mit Recht: „Die Kunst ist nur durch die Künstler gefallen," so gilt das vornehmlich von der Musik; die Tonkunst fällt schließlich nur durch die Tonkünstler, die es in ihrer Kraft und Gewalt haben, reine, lautere Musik zu schaffen, vorzutragen, um dadurch die Gemüther auf's Nachdrücklichste zu veredeln. —

Daß andererseits ein Erperimenttalgeist wie Bacon im Zusammenhange mit der Ton-Physiologie auch zu feinen Bemerkungen über die Anatomie des inneren Ohres gelangt, wie sie gerade die Tonphysiologie unseres Jahrhunderts besonders stark mitentwickelt hat, das soll wenigstens aus einem kurzen Capitel (282) der Bacon'schen Autorin, natui-glis erfaßt werden.

Darin lehrt dieser Philosoph Folgendes: „Auch durch das Zeugniß des Auges und des Ohres steht es fest, daß die Sinnesorgane Sympathie und Conformität mit Dem haben, woraus die Reflexion entsteht, — wie vorher gesagt worden ist. Denn so wie das Licht des Auges einem Krystall nicht unähnlich ist, oder dem Glas oder dem Wasser: so befindet sich im buchtenreichen Ohre eine Höhlung mit einem harten Knöchelchen, um die Schalle zum Stehen zu bringen und zurückzuwerfen (zizteuäiZ 6t i-yvsrdsralläis 8«ui8), und jenes (ugsieüww) hat eine Aehnlichkeit mit den Oertern, aus denen das Echo hervorbricht."

So hatte Bacon den Echoquell im Ohre beleuchtet. Die neuere und neueste Zeit fand in diesen Dingen noch weit mehr: eine Art Tastatur oder Claviatur im Ohr-Labyrinth, nämlich die Eorti'schen Fasern oder das Corti'sche Organ (Corti'sche Membran).

Nach all Diesem darf man sich wohl überzeugt halten, daß Bacon von Verulmn zur näheren Beleuchtung des Problems von der Wechselwirkung zwischen Musik und Moral einen bedeutsamen Beitrag geliefert hat.
II.

Wir gelangen nunmehr zu einem unsterblichen Astronomen, zu Johannes Kepler, dem Entdecker der Gesehe über die Planetenbewegungen, zu Kepler, welcher das Wesen der Musik zum ersten Male in einem ganz eigenartigen Zusammenhange mit dem Weltall beleuchtete. Kepler, der von 1571—1630 lebte, unternahm im Lichte des Kopernikanischen Weltsystems, was viele, viele Jahrhunderte vor ihm der antike Ptolemäus auf Grund seines, des ptolemäischen Weltsystems unternommen hatte, nämlich: die malte pythagoräische Theorie von der Sphärenharmonie wissenschaftlich zu begründen.

Philosophen und Astronomen des XVII. Jahrhunderts. 35?

Johannes Kepler hat diese phantasievollen Theorien in einem eigenen Werte behandelt, in seiner berühmten *Harmonie der Welt*. Es ist ein lateinisch geschriebenes Werk in 5 Büchern (*Harmonice mundi libri V*), das zu Linz im Jahre 1619 erschienen ist.

Das 1. Buch nennt Kepler das geometrische, das 2. das architektonische, das 3. das eigentlich harmonische, das 4. das metaphysische und astrologische und das 5. das astronomische und metaphysische.

(Grundgedanke ist unserem Astronomen in seiner großen Aufgabe: überall das Wesen der musikalischen Harmonie ausfindig zu machen. (5s ist der größte musik-astronomische Versuch, der je gemacht worden ist. Die Musik als Abglanz des Kosmos, des Weltganzen, das harmoniedurchzogene Weltall darzuthun: das ist von keinem Forscher so glänzend unternommen worden, wie von Johannes Kepler.

In der Dedicationsvorrede an König Jakob von Großbritannien theilt uns der Verfasser Folgendes über das Grundgeheimniß seiner Betrachtung mit: „Indem ich die Ursachen über diese Verschüttung meiner Harmonie erwog, war für mich jene vielfache Dissonanz in den menschlichen Dingen wohl reichlich vorhanden; ist diese ja so offenkundig, daß sie nothgedrungen auffallen muß. Doch ist sie aus lieblichen und articulirten (deutlichen) Intervallen erzeugt, deren Natur die ist, daß sie das Gehör mitten in der Discordanz durch die Ausficht auf die Nachfolge einer feinen Eintracht (proportionen) wieder gewinnt und durch die Erwartung derselben gespannt erhält. Damm erschien die Ueberzeugung eines christlichen Menschen würdig, daß es Gott sei, der die gesammte Melodie des menschlichen Lebens gemäß der Größe der göttlichen Geduld lenke, daß er mit Nichten durch die Reichlichkeit der Dissonanzen (prolixitas) bekümmert werde und die Hoffnung wegwürfe, wobei mau erwog, daß nicht die Vorsehung Gottes langsam arbeite, sondern daß unsere, der Einzelwesen, Lebensbahn (»«vi Zpatium) schnell dahinfliege. Er lehrte freilich durch heilige Orakel, daß Alles von Gott zu gewissen, beilsamen Zwecken bestimmt sei: auch all' jenes Dissonirende da, um die Süßigkeit der Eonsonanz klar zu machen und zu empfehlen.“

So giebt also Kepler schon hierin die Summe seiner musikmoralischen Anschauung damit, daß die prästabilierte Harmonie trotz aller großen Dissonanz des Weltenseins offenbar erkannt wird. Den Vorläufer der Leibniz'schen „Theodicee“ darf man wohl hierin erkennen.

Auf die rein mathematische Behandlung in den ersten Büchern der Kepler'schen Weltharmonie brauche ich hier in keiner Weise einzugehen, ebenso wenig auf das 3. Buch dieses Werkes, welches die eigentliche Theorie der Musik vorwiegend mathematisch behandelt. In diesem Betracht gehört der Astronom Kepler, wie sich's von selbst versteht, zu den entschiedensten Musik-Pythagoräern oder Musik-Mathematikern.

Freilich können — beiläufig bemerkt — die 16 Capitel dieses 3. Buches Nor» imd Süd. I[^]X. 2IN. 24

den reichlich vorhandenen Musik-Mathematikern unserer Zeit von großem Interesse sein. Man verwundert sich fast ob des Astronomen und Mathematikers berauschende Freude an allerhand Experimenten mit den Saiten (onora): „exp crimen tum mirabil« in eboraz“. Man erkennt aus dem Allen deutlich, daß sich die Naturforscher und Astronomen der damaligen Zeiten alle tapfer mit der Mathematik der Tonkunst beschäftigt haben; wir wissen, daß dieselben noch heutzutage eine nicht unbeträchtliche Genossenschaft hinter sich herziehen.

Andererseits kann man aber auch aus diesen musiktheoretischen Kapiteln mit Vergnügen und Staunen erkennen, wie sich just zur Zeit Keplers aus den alten (Kirchen-) Tonarten heraus unsere zwei modernen Tongeschlechter, Dur und Moll, mit einer gewissen Klarheit und Sicherheit herauszuschälen beginnen. — Das gehört jedoch nicht hierher; giebt überdies nichts besonders Originelles aus dem Geistesschachte Keplers, vielmehr im Ganzen nur die musiktheoretischen Ansichten des aus der Entstehungsgeschichte des Musikdramas (arum« per muzica) ruhmvoll bekannten Vincenzo Galilei.

Das Eigenartige Keplers in Bezug auf die musikastronomische Weltbetrachtung ist im 4. und 5. Buche seiner Weltharmonie enthalten. Er bekennt dort offen II^{ib}. IV, p. 1^{»7}: „Mich hat das Beispiel des Ptolemäus angetrieben, welcher, nachdem in den zwei ersten Büchern seines Harmoniewerkes die Harmonie doctrin über den Gesang absolviert war, im 3. Buche zu erweisen unternahm, daß alle vollkommenen Naturen die harmonische Kraft mit einander theile«. Die Disputation beginnt Jener selbst mit eben derselben (O. h. Kepler'schen) Grundfrage: „Unter welche Gattung der Dinge ist die Natur oder die Kraft der Harmonie und deren Wissenschaft zu bringen?“*) — Die Prüfung und Einföhrung des Ptolemäus habe ich nun allerdings in einen Anhang zu diesem meinem Werke verwiesen: was jedoch zu dieser Frage des Ptolemäus auf Grund meiner Principien zu antworten in, das hat aus besagtem Gründe in diesem 4. Buche vorangebracht werden müssen.“

Und nun folgt der Kepler'sche Harmonie-Weltbau. Im 4. Buche behandelt der Meister der Astronomie und der Musik-Astronomie in 4 Capiteln folgende Gegenstände: 1. Ueber das Wesen der harmonischen Proportionen, sowohl in sinnlicher als in intellektueller Beziehung. 2. Wie viele und welcher Gestalt sind die Fähigkeiten der Seele gemäß den Harmonien? 3. Welches sind die Gattungen der Dinge, der materiellen wie der immateriellen, in denen die Harmonien - sei es von Gott oder vom Menschen — ausgedrückt sind? 4. Welcher Unterschied besteht zwischen den Harmonien in diesem 4. Buche und zwischen jenen, die im 3. Buche betrachtet worden *) „8ud czioä S?m>5 renlm «seisn>!« ;il Xnt»« zeu vi« Nari>v>nina snigyiy

Philosophen und Astronomen des XVII. Jahrhunderts. 35)

sind?^) 5. Ueber die Ursachen der wirksamen (ionfigurationen und über deren Zahl, und Stufenordnung. 6. Welche Verwandtschaft besteht zwischen den Aspecten und den musikalischen Confonanzen, in der Zahl und in den Nrfachen derselben? ?. Der Epilog betrachtet die sublunarisches Natur und diejenige der untergeordneten Teelenkräfte.

Wir haben uns zu vergegenwärtigen, daß Kepler den Begriff der Harmonie zunächst rein musikalisch nicht im Sinne eines Accordes — wie wir thun — ansieht, noch ansehen kann, sondern im antiken und allenfalls contrapunktischen Sinne der geschickten Anordnung der einzelnen Stimmen. Sonst ist ihm der Begriff „Harmonie“ symbolisch stets der Geist der höheren Ordnung, der Ordnung im Kosmischen. Und so nennt Kepler im 1. Capitel des 4. Buches die Seele selbst eine uns vorgeordnete Harmonie, eine archetypische oder Original-Harmonie (kai-aälFma); „endlich wird die Harmonie vollständig beseelt und so gottheitserfüllt“ (p. 129).

Eine derartige Harmonie findet Kepler im ganzen Naturreiche, in Thieren nicht minder, als in Pflanzen, und dann in allen Gestirnen. „So geschieht es daher, daß Kinder, rohe Menschen, Landleute, Narbarn und selbst wilde Thiere die Harmonien der Stimmen wahrnehmen, obwohl sie Nichts von der harmonischen Wissenschaft begreifen.“ (p. 121.) Tiefer Instinct ist nach Kepler auf göttlichen Ursprung zurückzuführen. In diesen und noch vielen anderen ähnlichen Dingen erweist sich Kepler als schöpferischen Vorläufer des bekannten Polyhistor Athanasius Kircher, des Verfassers des großen Werkes „Museum Universalis“.

Des Weiteren wurden von Kepler alle Affecte, als Liebe, Haß und dergleichen auf solche Harmonien zurückgeführt.

Um die Art der eigentlichen Kepler'schen Musik-Astronomie kennen zu lernen, diene folgende Probe aus dem 3. Capitel des 4. Buches (p. 125): „Darum verhält sich die Sache mit den uns bekannten Werken Gottes also: wenn wir damit auch das vergleichen, was die Menschen den Harmoniegesetzen beizählen, so werden wir hier theils Dasselbe, theils Verschiedenartiges zu sagen haben. Zunächst wird in den Gefangen nicht minder als am Himmel eine fortlaufende Vergrößerung und Verringerung der Quantität dargeboten — diese ist nun freilich in den Bewegungen der Gestirne durch bestimmte Naturgesetze nothwendig, in der menschlichen Stimme ist sie weder nothwendig, noch auch ohne Schwierigkeit.“ — — — „Daher ist

es nicht zu verwundern, daß an den Himmelsbewegungen trotz anhaltender Vergrößerung und Verkleinerung, die nicht vermieden werden konnten, auch die unfreundlichen Intervalle (intersvalla inconsonantia) mit Freundlichem und consonantem vermischt geblieben sind, daß aber im menschlichem Gesänge, nachdem alles Ungefällige eliminirt ist, allein das Liebliche und *) D. h. eigentlich musikalische Harmonien und symbolische, vom Geiste der Musik hergeleitete.

260 Alf». Chr. «alischel in Veilin.

Eonfonirende wahrgenommen werde. Und es hat der Gesang Nichts, dessen er sich vor den himmlischen Bewegungen rühmen dürfe: denn diesen ist ein anderer Dienst aufgetragen, den sie auszuführen haben; die harmonifche Lindigkeit (oontkmpsi-ittw) ist für sie selbst nur etwas Hinzukommendes, Zufälliges: der Gefang hat aber außer den Harmonien nichts Anderes zu berücksichtigen; er sucht nichts Anderes, er ist lediglich zu dem einen Zwecke des Ergötzens bestimmt (in unuin 8oinm nnsiu äsleotationiZ iutsntu» «8t)."

Etwas dunkel und unklar bleibt immerhin der Sinn dieser wie anderer Reden des denkwürdigen Mannes von der Weltharmonie. Halten wir nur fest, daß Harmonie hier immer noch im antiken Sinne von Wohlgeordnetheit, Ebenmaß, Eurhythmie angewendet wird.

Wie nun Kepler bei allen hochwichtigen astronomischen Problemen die Musiklehre zu Hilfe nimmt, fo unter Anderem auch bei der Astronomielehre von den Afvecten oder Eonfigurationen der Planeten.

Man versteht in der Astronomie unter Asvecten oder Eonfigurationen die verschiedenen gegenseitigen Hauptstellungen der Planeten, der Sonne und des Mondes im Dhierkreise (Zodiacus). — Kepler hat zu den vorhandenen Eonfigurationen neue hinzu entdeckt und auch eine eigene Theorie für alle Afpecten aufgestellt. Freilich ist hiermit die Grenze erreicht, wo die Astronomie aufhört, strenge Wissenschaft zu sein, um mehr der astronomischen Phantasie, d. i. der Astrologie, Platz zu machen; war ja auch Kepler der Astrologie nicht eben abhold.

Die Kepler'sche Grundthese darüber soll angeführt werden, um darzutun, wie dieser Astronom das Wesen der Musik mit all' diesen subtilen Fragen der Astronomie in Verbindung brachte. Das Kepler'sche Ariom aus dem Jahre 160« lautet (üb. IV, p. 151): „Gott, der Schöpfer habe entweder gemäß den Harmonieen des Gesanges innerhalb der Octave (wie sie im A. Buche beschriebe» siud) die Gesetze für die zu ordnenden Afpecte hergenommen, oder er habe den himmlischen Aspecten (Eonfigurationen) die Qhren der Menschen, als Mchter jener Eoncordanzen, angepaßt" (ant nck coslsstaL ^8vSLtu8 llitomp6lt!386 NUI68 bomiinz, Ooucoickantillrulll illllliim Mäices).

Die Zahlenuerhältnisse, in denen auch die heutige Astronoun'e noch die wichtigen Eonfigurationen (Stellungen) der Planeten ausdrückt, sind analog den musikalischen Intervallenverhältnisseu aufgestellt, aber nach der Kevler'schen musikastronomischen Betrachtungsweise. Hier eine kleine Probe davon, wie Xeuler die Aspectbezeichnungen mit den musikalischen Intervallen in Parallele setzt.

So entspricht ihm ein Sertilis der Molltcrz, ein Oniutulis der Durterz, die Quadratstellung der Quaile, der Drinuo (Gedrittstellnng) der Quinte, ein Te^auadrns der Mollserte, der Biguintilis der Durserte, die Gegenstellung (nppoziwz) der Octave, weil — so demonstriert Kepler — „wofern

Philosophen und Astronomen des XVII. Jahrhunderts. 2V[^]

Tu von der ganzen Seite eine solche Portion wegnimmst, wie sie irgend ein beliebiger Assect von der Kreisbahn der Sterne wegnimmt, dann das Residuum der Chorde mit der ganzen Seite jene Consonanz ausmacht, welche Inner einem jeden beliebigen Assecte zugeschrieben wird*)."

Im weiteren Verlaufe lesen wir bei Kepler den Grundgedanken, das; alles Das, was vom Himmel und von der Erde gesagt ist, auch von der menschlichen Seele gilt: Alles unter dem Symbole der Harmonik.

III.

Das 5. und letzte Buch der Kepler'schen Weltharmonie wird uns zunächst dadurch interessant, daß alle damals bekannten Planeten selbst durchaus nach Art der musikalischen Intervallverhältnisse erkannt, bezeichnet und festgesetzt worden: Dieses geschieht zumeist nach der Berechnung eines anderen großen — antikopernikanischen — Astronomen, des Tycho de Brahe.

Einige Proben mögen diese Art illustrieren (cf. 7», 195): „Vergleicht man die äußersten Intervalle der verschiedenen Planeten untereinander, so beginnt schon ein gewisses Licht der Harmonik zu erglänzen (aunßers iucioit »Uhu« lux dai-monio68). Die äußerste Divergenz des 5 K «[^]. (d. i. des Saturn und Jupiter) beträgt ein Weniges über eine Octave (paulo plu8 hUÄin DiaM3on), ihre Divergenz die Mitte zwischen der großen und kleinen Sechste. So umfaßt die äußerste Divergenz des [^] K z (d. i. des Jupiter und Uranus) fast eine Doppeloctave (DizäiapaZon), ihre Convergenz fast eine Duodecime (Diapsnw cum llinvason)" :c. :c. — „Das sind also die Harmonien, die unter den Planeten gehörig vertheilt sind, und es existirt unter den vorzüglichsten Verhältnissen (nämlich der Konvergenzen und Divergenzen der äußersten Bewegungen) keines, welches nicht irgend welcher Harmonie so sehr nahe käme, daß — falls die Saiten fo gespannt waren — die Ohren nicht mit leichter Mühe eine Unvollkommenheit unterscheiden könnten, die alleinige Abweichung zwischen Jupiter und Mars ausgenommen." In diesen Abschnitten haben wir den Begriff „Harmonie" (Ilai-inonia) als identisch mit consonirenden Intervallen anzusehen; hier ist also Harmonie soviel wie Consonanz. Das leuchtet aus folgender Stelle noch deutlicher hervor (p 291): „Vollkommene Harmonien werden daher gefunden zwischen den Convergenten des Saturn und Jupiter, nämlich die Octave; zwischen den Convergenten des Jupiter und Mars, nämlich Octave mit beinahe der Mollterz-, zwischen den Convergenten der Erde und Mars, *) 5>extiliZ -[^] aesechster Sckcin (Nspect), (juiutüi[^] [^] gefünfter Schein, Gefünft» schein. Nieselben Namen kommen im altrömischen Kalender vor, z. B. 8<?xtili« -[^] sechster Monat, bei später dem Augustus zu Ehren August genannt wird, 8o3<iuac!ruz oder ös[^]uiqnacliu» -- einer Entfernung von anderthalb Quadranten; bi,Mntili5 [^]8p«cw») - Zweifünftelschein.

362 Alfr. Chi. «alischer in Verlin.

nämlich die Quinte; zwischen den Perihelien[^]) derselben die kleine Seite; zwischen den äußersten Umdrehungen der Venus und des Mercur die große Seite; zwischen den Divergenten, sogar zwischen den Perihelien, die Doppel-octave (Quintdecime, Oitziilr, »8ou °[^]), dergestalt, daß ohne Nachtheile der Astronomie, wie sie unter Allen wohl am subtilsten nach den Brahe'schen Beobachtungen aufgebaut worden, nur ganz geringfügige abweichende Rückstände (rsziäuil) aufgebraucht werden können, vornehmlich in den Bewegungen der Venus und des Mercur."

Oft noch nennt Kepler die Harmonien als von Gott erschaffen, z. N. p. 202: „nachdem die Harmonien erfunden waren, welche Gott selbst der Welt incorporirt hat" (ii>vsuti8 HaiinuuÜL, <^ua8 Vsu8 ivüs ili mundo inoorporavit).

(5s ist dann des Weiteren festzuhalten, daß Kepler fämmtliche Perihelien und Aphelien der Planeten unter Intervallenverhältnissen darstellt. So heißt es in diese»: Sinne: „Alle Schlüssel des Durgefanges innerhalb einer Octave (mit Ausnahme des [^],-Schlüssels) werden daher von allen 'äußersten Bewegungen des Planeten bezeichnet, ausgenommen die Perihelien (Sonnen-nähe) der Venus und der Erde und das Aphelium (Sonnenferne) des Mercur" (? . 201).

Durch Noteu illustriert Kepler seine musikastronomische Intervallentheorie noch deutlicher. Auf ähnliche Weise werden ihm auch alle Schlüssel innerhalb einer Octave des Mollgesanges, mit Ausnahme des k (Seite) von den Aphelien und Perihelien und den meisten Bewegungen der Planeten ausgedrückt.

So ftudet Kepler also auf astrouomifchem Wege eine Mtbegründung der Dur- und Mollfcala, wie fie damals etwa bestand. Und nun? Da sich bei uns nach und nach eine beträchtlich andere Mollscala herausgebildet hat, wird diese musikastronomifche Weisheit schon darum für uns keine zwingende Beweiskraft mehr haben. Man erkennt hieran, wie an all' solchen Erscheinungen, daß Naturwissenschaft und Musik doch wesentlich heterogene Dinge sind. Musik bleibt als Kunst von gleichen» Wesen durch alle Zeiten, ob auch die naturwissenschaftliche Betrachtung derselben stets zu anderen Resultaten gelangen muß.

Aber hochinteressant bleibt die Kepler'sche Methode dennoch: für die Macht und Hoheit der Musik giebt sie ein hellleuchtendes Zeugniß ab.

*) Perihelium (von [^]s! und 5s, [^] — um die Sonne) oder Sonnennähe ist der Punkt, in dem ein Planet beim Umlieisen der Sonne am nächsten kommt; Aphelium (von »ü« und [^]i«[^] von der Sonne) oder Sonnenferne der Punkt, in welchem der Planet in seinem Umlaufe die größte Entfernung von der Sonne zeigt.

**) Es scheint, daß Kepler auch Terzen und Sexten zu den vollkommenen Consonanzen zählt, während die strenge Theorie jener Zeiten nur Prime, Octave und Quinte als vollkommene Consonanzen gelten ließ, die beiden consonirenden Terzen und Sexten jedoch als unvollkommene Consonanzen bezeichnete.

Nachdem NUN Kepler die ^ehre erschöpfend vorgetragen, daß am Hiiumels-sinnamente auf einem doppelten Wege, gleichsam in den zwei Gattungen des Lantus (Dur und Moll), die mufilalifche Scala, oder das System einer getane offenbart sei, rñft er in schwärmerischer Entzückung aus (p. 205): „Nun dürftest Du dich wohl nicht weiter wundern, das; die ausgezeichnetste Ordnung der Sonne oder die Stusen im Systeme oder in der Scala der Musik von den Menschen festgesetzt worden ist, da Du ja siehst, das; sie selbst in dieser Sache nicht anders, denn als Affen Gottes des Schöpfers (Der oi-satoi-iz siniiias) handeln und gleichsam ein gewisses Drama der Ordnung himmlischer Bewegungen abspielen.“ So sehr also ist für einen Keplers Musik und Schöpfung des Weltalls zu einer einigen Harmonie verbunden.

In feiner weiteren astronomischen Interuallentheorie stellt Kepler unter Anderem für alle Planeten bestimmte Notenformeln "auf. Auch entspricht ihm allgemein jeder Planet einem festen Tone oder Modus (Tonart). So lehrt unfer Astronom: „Den» Saturn würde ich den siebenten oder achten Ton geben- dem Jupiter den ersten oder zweiten, dem Marsplaneten den vierten oder sechsten; der Erde würde ich den dritten oder vierten Ton geben, dem Mercur aber würden wegen der Weite der Entfernung alle Töne (mocki) eignen, für Venus aber wegen der geringen Entfernung gar keiner" u. f. w.

Kepler schreitet nunmehr zu höherer Betrachtungsweise an und ruft dabei die Gottheit also an: „Jetzt, o Himmlischer, ist höherer Ton erforderlich, da ich nunmehr durch die Harmonie-Scala der himmlifchen Bewegungen zu Höherem emporsteige" (p. 207).

Die höhere Weltharmonie wird in vielfachen Weife» und Wendungen gepriefeu. Ich hebe Einiges hervor.

„Nichts Anderes," lehrt Kepler, „find die Himmelsbewegungen, als ein gewisser anhaltender Eoncentus*) (rational, nicht uocal), welcher durch dissonante Spannungen gleichfam durch gewisse Spnkopationen oder ') Der Begriff des „Coneeuw5" ist in der Musikgeschichte ein ebenso dehnbarer als wandelbarer. Im Allgemeinen ist ouneeuw» soviel wie Zusammenstimmen, Mit« gesang, — etwa dem griechischen Ausdrucke „Svmphonia" O^wvi«) entsprechend, — demnach eine harmonisch geordnete Melodie; späterhin mit der Ausbildung wirklicher Nccorde soviel wie Zusammenklang mehrerer Stimmen. Auch die Ausführung eines Chor- oder Orchestersatzes hieß dann „(.'onecnu-.". — In der Geschichte des Grcgoriani« schen Kirchengesanges hat „^oneenw»" noch immer eine eigenartige Bedeutung. Dieser RitUillgesang zerfällt nämlich in zwei Hauptgattungen: 1) in Coiu-eiitus. b. h. in solche Gesänge, die einen geschlossenen, melodischen Zug in sich tragen, und die vom Kirchen« chore vorgetragen werden, wie die Resvonsorien, Antivhonien, Psalmen, Hymnen, Chor« gesänge des Mefzcanons U. s. w.: 2) in ^ooeutuZ, »eoeuw» eeeißzinstiei, d. h. in solche Kirchengesiingc, die nicht eigentlich gesungen, sondern nur im chomlmäkigen Sprech» und Lesctone vorgetragen werdm (im moäug dwiilliter I^enäi; das Lhoialiter-Lesm). Hier bei Kepler kommt diese gregorianische Bedeutung des ..<'c,n«nw8" nicht in Betracht, sondern vielmehr die des harmonischen Zusammenstimmens verschiedener Stimmen.

26H Alfr. Chr. Ualischer in Verlin.

Cadenzen (durch welche die Menschen jene natürlichen Dissonanzen nachahmen) zu bestimmten und vorgeschriebenen Schlußformeln hinstrebt, zu den einzelnen der sechs Tennini (gleichsam Stimmen), und der durch solche Zeichen die Unermeßlichkeit der Zeit bestimmt und kenntlich macht (? iishu«; Notif iinm6U8itawiu l'künporiL iu8iBriueuz st cÜ8tin^uen8), so daß es nicht weiter zu verwundern ist, daß endlich vom Menschen, dem Affen seines Schöpfers, die Art, nach dem Eoncent zu fingen, erfunden worden, die den Alten unbekannt geblieben war, fo daß nämlich die Pervetuirlichkeit der ganzen Weltzeit in einen kurzen Theile, etwa, einer Stunde, durch die kunstfertige Symphonie mehrerer Stimmen sich abspielte, und daß man Gottes, des Werkmeisters, Gefallen an feinen Werken durch den füßesten Sinn des Vergnügens, welches aus dieser Musik als Nachahmerin Gottes (6x da« vsi iinwtrics Nusioa) geschöpft wurde, bis zu einem gewissen Punkte kostete."

So wird Ilfo die Musikschöpfung als solche — als eine Nachahmerin der Gottesschöpfung selbst angeschaut. Diese Anschauungsweise, die Musik als Abglanz, als Spiegelbild des ganzen Universums zu betrachten, kommt in dieser unzweideutigen Weise wohl zum ersten Male bei Kepler vor. Voll von einer solchen Weltbetrachtung sind dann spätere Philosophen; in neuester Zeit in erster Reihe Arthur Schopenhauer.

Im weiteren Verlaufe der Kevler'schen Weltharmonik wird es merkwürdig, wie dieser Meister die vier menschlichen Stimmen: Sopran, Alt, Tenor und Baß mit den Planeten in Zusammenhang bringt. Kepler sagt (p. 213): „Obgleich die Vocabeln der menschlichen Stimmen (8c. Tiscant, Alt, Tenor, Naß) weder am Himmel als Stimmen oder Töne existiren — in Folge der höchsten Ruhe der Bewegungen — und nicht einmal die Subjecte, in welchen wir Harmonien antreffen, unter der Art wirklicher Bewegung erkannt werden — da wir ja nur die Bewegungen betrachten, die der Sonne gemäß fichtbar werden —, obgleich endlich keinerlei Ursache am Himmel ist, welche die Stimmen in bestimmter Zahl heranziele, um eine Harmonie zu bilden, wie sie im menschlichen Gesänge erscheint —, so weiß ich dennoch nicht, wie mir diese bewundernswürdige Eongruenz mit dem menschlichen Gesänge Gelegenheit giebt, daß ich auch diesen Theil der Vergleichung, selbst ohne feste, natürliche Ursache, zu verfolgen gezwungen werde. Denn die Eigentümlichkeiten, welche der Gebrauch dein Nasse (nach I.ibr III, c»p. 11>) zuertheilt und welche die Natur anerkennt: eben-dieselben Eigenheiten behaupten am Himmel gewissermaßen der Saturn und Jupiter; diejenigen des Tenors treffen wir am Mars; die Eigentümlichkeiten der Altstimme haften dem Erd- und Venusplaneten an; diejenigen des Tiscants hat der Mercur, wenn auch nicht in der Gleichheit der Intervalle, so doch wenigstens im Verhältnisse derselben." Fernerhin: „Wie nun I) dem Alt der Baß entgegengesetzt wird, so giebt es zwei Planeten, welche die Natur der Altstimmen haben, zwei.

Philosophen und Astronomen des XVII. Jahrhunderts, 365

welche die Basses haben, wie in jeder beliebigen Gattung des Gesanges von beiden Teilen eine, während von den übrigen Stimmen nur je eine (vorhanden ist). Und wie 2) der Alt, fast die höchste Stimme, in der Enge (Beschränkung) ist, aus nothwendigen und natürlichen, im A. Buche erplirten Ursachen: so haben die fast innersten Planeten, Erde und Venus, die engsten Bewegungsintervalle, die Erde nicht viel mehr als einen Halbton (86initoniw), Venus nicht einmal eine TiGs (Viertelton). A) Wie der Tenor zwar frei ist, aber dennoch bescheidenlich einhergeht, so kann Mars — Mercur allein ist ausgenommen — das größte Intervall, nämlich eine Quinte (?) ausführen. Ferner 4) wie der Bass harmonische Sprünge macht, so behaupten Saturn und Jupiter harmonische Intervalle, ja, sie gelangen unter einander selbst von der Octave bis zur Tuodecime (a Di^azou U8HU6 »6 DiapLnw spi Diapason veuiunt); und 5) wie der Tiscant am freiesten ist, freier als alle übrigen (Stimmen) und zugleich der behendeste, so kann auch der Mercurplanet mehr als eine Octave in der kürzesten 3tückkehr durchheilen." —

Für und wider einen derartigen Erguß ist eben Dasselbe zu sagen, was man bei Gelegenheit adäquater Vorkommnisse aus den Epochen der musik-scholastischen Weisheit des Mittelalters, etwa eines Johannes de Muris*) sagen kann. Tort — wie immer — muß die musikalische Theorie als wenig stabil erkannt werden. Man muß ein für allemal sagen: mit jedem Fortschritte der musikalischen Theorie mußte sich das musikscholastische Gebäude umgestalten. Aehnliches gilt von der Xepler'schen Mnstkastrosophie. Tenn zu Keplers Zeiten operirte man ja nur mit 6 Planeten. Wie mußte also dieser ganze Vergleich hinfällig oder doch ganz umgestaltungswürdig erfcheinen, wenn man die stattliche Anzahl der Planeten und Planetoiden, über welche das astronomische Wissen der Gegenwart verfügt, in diesen Betrachtungskreis ziehen wollte! — Aber ein hohes historisches Interesse dürfen folche Tarstellungen entschieden in Anspruch nehmen — und der Mnsik bleibt der ewige Nuhm. —

Andere, ähnliche Symbolisirungen in Keplers Weltharmonik übergehe ich. Nur das verdient noch hervorgehoben zu werden, wie Kepler alles Derartige mit gläubigem Gemüthe erschaut und schließlich in eine Verherrlichung der Kirche übergeht, weil er kraft der überall waltenden Harmonie Gott und Kirche als den höchsten Inbegriff aller harnionischen Ordnung preist. Also beschließt Kepler seine Hauptbetrachtungen in musikmoralischer und musikreligiöser Weise: „Heiliger Vater, erhalte uns in der Eonsonanz der *) ,I„anii«8 Ile Nuiil, (^«>n ,1« HI<mr8>, einer der bedeutendsten Musittheoictiker des 14. Jahrhunderts, ist etwa 1300 in bei Normandie geboren. Hmwtschiistcn von ihm sind: „'liÄowwz äo Nusiea: 2l,i«ioll tbeorie»" und die umfangreichste: „8z,ßouluin musioa«'. Von seinem Musirscholasticismus hat Verfasser dieser Studien Proben mitgetheilt in „Musik und Moral", ein cultur-historischer Essay, Hamburg 1888, (I. F. Richter), p. 44—46.

266 Alfr. Chr. Kalischer in Veilin.

gegenseitigen Liebe, damit wir eins seien, so wie auch Du mit Deinem Sohne, unserem Herrn, und mit dem Heiligen Geiste eins bist; und so wie Du alle Deine Werke durch die süßesten Bande der Eonsonanzen zur Einheit geschaffen hast; und wie aus der versteckten Eintracht Deines Volkes (?) möge der Körper Deiner Kirche auf dieser Erde gebaut werden, so wie Du aus den Harmonien den Himmel selbst gegründet hast."

Zur Zeit Keplers war es immerhin noch etwas sehr Kühnes, Gewagtes, die Sonne als festen Mittelpunkt der Welt, also die Heliocentricität so zu preisen, wie es Kepler zu Ende seiner denkwürdigen Weltharmonik thut. So apostrophirt er die Sonne einmal (p. 244 ini Npilo^uz <ls 8u1ß ocm-jecwraiiz): „Von der himmlischen Musik (wende ich mich) an den Hörer, von den Musen an ihren Ehorführer Apollo; von den sechs umlaufenden uund die Harmonien bewirkenden Planeten an die Sonne, die im Mttel-punkte aller Bahnen ist, (an die Sonne), die nicht von der Stelle zu bewegen ist (immobilem loeo), sich aber dennoch in sich selbst zurückwälzt."

In der Sonne erblickt Kepler des Weiteren den schlichten Intellect, die Wohnung des Nus ('^ü?), den Quell aller Harmonie.

Das Ganze beschließt der unsterbliche Astronom mit frei gestalteteu Wortendes königlichen Psalmisten, wie folgt: „Unser großer Gott, dessen hohe Tugend und Weisheit ohne Zahl ist; lobet ihn, ihr Himmel, lobet ihn, Sonne, Mond und Planeten! Gebraucht jeglichen Sinn, jegliche Zunge, um euren Schöpfer zu preisen, lobt ihn, ihr himmlischen Harmonien, lobet ihn, ihr Mchter der offenbarten Harmonien; lobe auch du, meine Seele, den Herrn, deinen Schöpfer, fo lange ich leben werde: denn aus demselben und durch denselben und in demselben ist Alles, ?.°ä iä «i?i^i», x»l i» vllcpä'; sowohl das, was wir absolut nicht wissen, als das, was wir wissen — den kleinsten Theil des Anderen. — Demselben sei Lob und Ehre und Ruhm in alle Ewigkeit, Amen."

Das ist der Schluß des wunderbaren Keplerbuches Harmonien muu6i iibri 86x.

IV.

Unsere Betrachtung führt jetzt zu einem Manne, der nicht nur als Mathematiker, fondern auch als Philosoph und Physiker groß dasteht, zu dem französischen Gelehrten Pierre Gassend, oder, wie er gemeinhin genannt wird, Petrus Gassendi, der 1592 in der Provence geboren ward und 1655 zu Paris als Professor der Mathematik am Coline roval gestorben ist.

Gassendi war auch Theologe, als solcher Eanonicus; ferner Astronom, Anatom, er ist überhaupt einer der umfassendsteu Geister der ganzen Epoche. Ter Kritiker Vaple nennt ihn „den größten Gelehrten unter den Philosophen und den größten Philosophen unter den Gelehrten". Der Philosoph Gassendi trat als heftiger Gegner der aristotelischen, wie auch später der

Philosophen und Astronomen des XVII. Jahrhundert-. 26?

cartesianischen Philosophie auf. Seine Bedeutung als Philosoph liegt in der Neubelebung des Epikurismus und der damit verbundenen atomistischen Weltanschauung, womit er der Vorläufer der modernen physikalisch-mechanischen Weltbetrachtung wurde. — Seine Schüler, die Gassendisten, wirkten in seinem Geiste fort.

Die Astronomie unter Anderen« verdankt ihm eine vollständige Entwicklungsgeichte dieser Wissenschaft bis zu ihm hin. — Gassendi und seine Jünger haben für die praktische Ethik auch darin ihren besonderen Werth, daß sie als Gegner der Iesuitenmoral auftraten. —

Ein so eminenter Geist konnte auch — schon in seiner Eigenschaft als Mathematiker und Naturforscher — nicht theilnahmlos an der Tonkunst vorbeigehen. Und so besitzen wir denn auch von diesem vielseitigen Gelehrten eine Anleitung zur musikalischen Theorie. Tiefe, wie alles Andere, in lateinischer Sprache verfaßte Schrift hat den Titel: *Liannauetio »ätktoriain, Z6u ?art6in Zpsculativaia NuzioaL* (Anleitung zur Theorie oder zur speculativen Seite der Musik). In der Gesamtausgabe der Werke Gassendis, z. B. in der großen Florentiner Ausgabe, steht diese Abhandlung im 5. Foliobande, S. 575—587, umfaßt also 25 doppelseitige Folioseiten.

Wie zu erwarten steht, giebt der Mathematiker Gassendi seine Theorie der Musik ganz im mathematisch-pythagoräischen Sinne. Doch diese Seite seiner Arbeit, die im Einzelnen außerordentlich Interessantes und Frappantes darbietet, kann uns hier nicht beschäftigen. Wir haben es lediglich mit den speculativen, vornehmlich ethischen Spuren in dieser Gassendi'schen *Uanliclu«tic»* zu thun.

Weil die Definition der Musik auch heutzutage noch so viel Schwierigkeiten bereitet, ergreife ich zunächst die Gelegenheit, Gassendis Definition vom Wesen der Musik, wie sie in dem einleitenden Capitel (*caput proueuillle*) enthält, vorzuführen. Gassendi definirt: „*Uusia est c»rwn6i, zsu moäu-Illnäi ar8^*, d. h. „die Musik ist die Kunst zu singen, oder die Kunst abzumessen,“ denn so müssen wir den Begriff des Modulirens im Geiste jener Musik-Mathematiker auffassen. Gassendi erklärt dann weiter: „Singen ist aber nichts Anderes, als die Stimme mannigfaltig gemäß den mannigfaltigen Graden der Höhe, Tiefe, Schnelligkeit und Langsamkeit zu verändern (*moduliren*); eben darum, weil die Stimme durch mannigfache Maße (*modi*) oder Tacte (*inoäuli*) verändert wird, ist Moduliren Dasselbe, was Singen ist. An dieser Stelle wird daher der Ausdruck so genommen, daß dessen Bedeutung sich nicht nur auf den Ton, der durch den Mund entfendet wird, sondern auch auf den Ton, der durch Instrumente (*oi-Fnuu*) ausgedrückt wird, zu erstrecken pflegt.“ Kurz: wir erfahren durch diese Definition weiter Nichts, als daß die Musik die Kunst ist, geordnete Töne hervorzubringen; was die Musik zur Kunst und zur Sonderkunst macht, wird nicht berührt. — Hören wir jedoch Gassendis weitere Aufschlüsse, welche Das zu ergänzen ge-

368 Alfr. thi. «alischer in Verlin.

eignet sind, was die Definition selbst — in ihrer Unzulänglichkeit — unausgesprochen läßt.

„Und freilich," lehrt Gassendi, „ist wie die Stimme selbst, so auch der Gesang von Natur da; aber die Beobachtungen, die man über die Lieblichkeit und Rauigkeit des Gesanges angestellt hat, haben die Kunst erzeugt, durch welche man durchaus nur lieblich oder so singen konnte, um so zu sagen, die Ohren passend zu streicheln. Da nun aber die Menschen sich seitdem höher erhoben haben, um die Ursachen einer derartigen Süßigkeit und Rauigkeit zu ergründen: ist es geschehen, daß neben der Praxis des Gesanges der gleichsam vorzügliche speculative Theil der Musik gewonnen ward."

„Darum wird die Musik auch zu den liberalen Künsten gerechnet und führt ihren Namen von den Musen selbst, welche Göttinnen als Hüterinnen des Gesanges angesehen werden, und sie ist zugleich einer von den vier vorzüglichsten Theilen der Mathese*)" (sx hliÄtuoi- primariis Ulltbe8608 partibi8), indem sie darin die Arithmetik überflügelt, daß sie die Zahlen nicht nackt, sondern wohlklingend und harmonisch berücksichtigt; sie ist daher eine sich selbst zugehörige Materie" (huas proiüas L8t ipzi LuHsctn, m»tsri68).

Die ethisch-symbolische Art bei Betrachtung der Consonanzen und Dissonanzen tritt unter Anderem in Folgendein hervor.

Gassendi stellt das auch heute noch wichtige Problem auf: „Aber warum in aller Welt erscheint die Octave lieblicher als der Einklang?" (<H.t Huol8um <i2r)ll8oii viclLtur LUllvior uui8onl>ntill?) und giebt diese interessante, aber auch seltsame Antwort: „Natürlich aus dem Grunde, aus welchen: der heitere Himmel nach einem Sturmi angenehmer als die anhaltende Heiterkeit hervortritt; und ebenso das Aufhören der Krankheit oder des Schmerzes angenehmer als die Heftigkeit."(?) — „Daher fügen auch die Harmoniker bisweilen eine Dissonanz bei, welcher, damit sie unmittelbar vorangehe, sogleich eine vollkommene Consonanz folgt" — „Daraus siehst Du auch ein, daß die Consonanz die Dissonanz auf der Stelle aufsaugen soll, damit das Ohr gleichsam nicht zerstreut und der Süßigkeit der Harmonie beraubt werde."

Es darf nicht verschwiegen werden, daß die Latinität in diesen Gassendi'schen Darstellungen viel zu wünschen übrig läßt, namentlich leidet der hier unmittelbar darauffolgende Passus an großer Unklarheit.

*) Das Wort „Machest" (^s-?^ . üi-uK^i«) soll hier offenbar soviel wie Wissenschaft überhaupt bedeuten, nicht etwa die Mathematik allein, noch weniger in dem Sinne der Weissagung aus den Gestirnen (-^ Astrologie). Gassendi hatte ja eben hervorgehoben, daß die Musik zu den liberalen Künsten gehört. Bekanntlich gab es im Mittelalter deren sieben, von denen drei das untere Stadium der Gelehrtenbildung vertreten, das ^rivium, nämlich Grammatik, Dialektik und Rhetorik, deren vier vorzüglichere aber die obere Stufe im Cursus der Studenten bildeten, das (^kärivinm. welches Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie umfaßte. Darum spricht Gassendi von der Musik als von einem der vier vorzüglichsten Theile der „Machest" oder Wissenschaft überhaupt.

Des Weiteren bleibt uns nun aber Gassendi darum denkwürdig, weil er für seine Zeit, wie kein Anderer, die ethische Bedeutung der zwölf Tonarten festgesetzt hat. Die zwölf altkirchlichen Tonarten sind also in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts noch wichtig genug; Gassendi nimmt sie im Allgemeinen noch so an, wie sie des Glareanus*) „voclecs, edoräou“ entwickelt hat. Wir bekommen hiermit durch Gassendi eine höhere Potenz ähnlicher musikmoralischer Ideen, wie sie im frühesten Mittelalter Theodorich der Große und sein Geheimsecretär Lasiodorus aufgestellt hatten**).

Gassendi aber lehrt: (a. a. O. V. Pol. 598a): „Der erste Ton (8c. der dorische) eignet daher Reigentänzen und Tänzen überhaupt, wird demnach die üppige (neckende) Tonart genannt (mo6u8 Ia8civu8).“ Torisch etwa 6—ä': Mitte: ».

„Der zweite Ton (Ilvpuä'oi-nvz), an sich freudig genug, nimmt dennoch wegen seiner Verwandtschaft mit dem sechsten Tone dermaßen eine Richtung zum Ausdrucke verliebter Affecte, daß er deswegen der fch machende und weinerliche genannt wird <I«NFusn8 Iamenwdi1i8hU6).“ — Eine Tonreihe etwa von H.—n: Mitte: 6.

Der dritte Ton (I'brvssiu8) wird die würdevolle (gewichtige) Tonart genannt (Flavi8), weil diese vornehmlich geeignet ist, würdevolle und ernsthafte Tinge auszudrücken.“ — Eine iüctareihe etwa von s—ß"; Mitte: d.

„Der vierte Ton (H^pupbrvßil^), welcher zum Ausdrucke der Traurigkeit, des Elends, der Netummerniß geeignet erscheint, wird der thränenvolle und demüthig bittende genannt <Nebili,8 et 8upv1sx).“ — Eine Oetavgattung wie H—b; Mitte: 6.

„Der fünfte Ton <I^'6iu8), welcher kühnen, schwierigen und widerwärtigen Tingen eignet, wird der strenge, herbe und grausame genannt (86?ßru.8, au8wru8, immiti3).“ — Eine Tctavreihe wie t"—t"; Mitte: c".

„Der sechste Ton (Hv pol)'<iin8) wird der Schmeichler genannt (^,38entawr), weil er vorzüglich passend erscheint, um das Girren, Kosen, die Sehnsucht der Liebenden auszudrücken.“ — Eine 'Tctavegattung wie <:—c/; mit der Mitte: f.

„Der siebente Ton (Nixol>cliu8> heißt der heitere und muntere (Kitai-il, klacLi-'iuß), weil er den Geist von Sorgen und Kummer ablenkt

*) Glareanus, (cigentl, Heinrich Loritz, Loritus), der Humanist und Musiker, ist 1488 zu Mollis im Canton Glarus geboren: 1- zu Friburg 1503. — Enochemachend für die Musikwissenschaft sind seine „I^I^M in iuu.>,i<:, 'n" (151N) und besonders sein „Kolsoaolioiänn" (1547), worin er die Lehre von zwölf Tonarten gegenüber der herrschenden Theorie von den acht Kirchenlonarten nachwies,

**) Auf Grund der fünf antiken Tonarten: dorisch, phrygisch, äolisch, iastisch (ionisch) und Indisch. Vergl. des Verfassers bereits angeführte Schrift „Musik und Moral" (1888), >>. 35—36. Die Charakteristik der Tonarten ist dort — trotz der Namensgleichheit — eine wesentlich andere.

370 Alfr. Lhi, Ullischer in Verlin.

und zur Heiterkeit und Fröhlichkeit befähigt." — Eine Octavreihe wie ss^{\wedge} - ss' , mit der Mitte: ck' .

„Der achte Ton ($H^{\wedge}pomixol^{\wedge}äiu^{\wedge}$ ist der religiöse ($Le1iFw8U8$), weil er insgemein angewendet wird, um die Reue, die Thränen und andere Worte und Affecte der Frömmigkeit auszudrücken." — Eine Tetaureihe wie $6-ä$ mit der Mitte: F .

„Der neunte Ton ($Ilvrwraoi-inZ$, $^{\wedge}lonw8$) ist der hitzige, jäh-zornige ($irucunäuz$), weil er passend angewendet wird, um Drohungen, Emotionen des Gemüthes auszudrücken, weshalb er sogar auf übermüthige Dinge übertragen wird." — Eine Octavreihe wie $\ll -e'$, mit der Mitte: F^* .

„Der zehnte $Mvponvperäoi-iuz$ $^{\wedge}b^{\wedge}pHoniu8$) Ton ist der schamhafte ($pu<tin,i8$), weil er eine mit Schamhaftigkeit gemischte Lieblichkeit an sich trägt und eine Beruhigung und Mäßigung des Willenstriebes darthut." — Eine Octaureihe wie $ss^{\wedge}F^{\wedge}$, mit der Mitte: e'' . — Nach Glareanus ist dieses der $I^{\wedge}onu8 N^{\wedge}poeoliu$ », siehe hier unter 12.

„Der elfte Ton ($II^{\wedge}pLlpbrv\beta iu8 aLoliv.8$) ist der feine ($polirte$ oder $gescknmckle$, $politu8>$, weil er etwa» Geschmücktes, Gefeiltes und Kunstvolles an sich trägt; weshalb er sich denn auch lyrischen Dichtungen besonders gut anbequemt." — Eine octaureihe wie $^{\wedge}-a$, mit der Mitte: e . Bei Glareanus ist der elfte $lunu$ » der $^{\wedge}onicus$.

„Der zwölfte Ton ($Hvpoiivsisi-pbi$) $\beta iu.8$ » $c n^{\wedge}paeoliuz$) ist der traurvolle ($1uctuo8U8$), weil er, mit dem 4. und 6. Modus verwandt, zum Ausdruck schmerzlicher und jammervoller Dinge $pafseud$ ist." — Eine Octavreihe wie $e-e^{\wedge}$, mit der Mitte: \gg^{**} .

So weit Gassendi und seine $Nnnuckuetio$ in $tlisoriain mu8ioe8$.

Man wird über die hier vorgetragene $Lbarakterisil$ der $nnttelalter$ -lichen Tonarten, welche Psychologie und Moral gleicherweise berücksichtigt, weniger lächeln, wenn man sich vergegenwärtigt, daß auch moderne und allermodernste Aesthetiker des Tones nicht davon loskommen können, unsere 24 (genau genommen M Dur- und $Moll$ tonarten in ähnlicher Weise zu charakterisircn. — Kurz und gut: die Äestbetik der Tonarten ist noch heutzutage ein keineswegs abgethanes Problem; es beschäftigt ebenso noch die $Tonvhvstologen$ unserer Zeit, wie die reinen Ton-Aesthetiker.

Die Gassen d.i.'scke Charakteristik der älteren Tonarten kann aber darum nur historische Reliquie für uns sein, weil diese Tonarten überhaupt ganz anderen Tonarten der moderneu Mustk, besonders seit Nach und Händel, Platz gemacht babeu.

*) Nach Glareanus' $Noä,>e:\ll n\ddot{r}ä,,n$ ist der neunte Ton der $^{\wedge}s,,lni5$. etwa $^{\wedge}-,,$ mit der Mitte: c

**) Bei Glareanus ist der zwölfte $1V\gg n,5$ der $>lvi>>ioni<>i>5$. wie $5-3'$. mit der Mitte: $>^{\wedge}$ siehe oben unter: IN .

Philosophen und Astronomen des XVII. Jahrhunderts. 37^

Wir gelangen nunmehr zum eigentlichen Vater der modernen Philosophie, zu René Descartes, der gewöhnlich René Cartesius genannt wird; ein Mann, ebensoviel durch exacte Naturforschung, mathematische Kraft, wie durch tiefes philosophisches Denken ausgezeichnet. Die Kenner der Physik wissen es, daß sein Name unter Anderem in der Erscheinung des sogenannten „cartesischen Teufels“ verewigt ist.

In der Philosophie ist er der directe Vorläufer Spinozas; in der Mathematik Schöpfer der analytischen Geometrie. Cartesius ist 1596 zu La Haye in der Douraine geboren und 1659 zu Stockholm gestorben.

Es giebt, mit einer einzigen Ausnahme, keinen hervorragenden und hervorragendsten Denker, der das Grundwesen der Musik nicht entweder rein ästhetisch, oder rein wissenschaftlich, d. i. mathematisch-physikalisch zu ergründen unternommen hätte. Alle sind sie mehr oder weniger von der eigenartig superioren Macht und Gewalt der Musik durchdrungen. Cartesius nun, der Schöpfer des unsterblichen Wortes: „*musica*“, erhebt sich, hat die Musik gleich im ersten Stadium seines wissenschaftlichen Lebens zum Gegenstande der Forschung gemacht. Der 21jährige Cartesius, der — dank der Art und Weise, wie die Philosophie im Jesuiten-Collegium zu La Flèche gelehrt wurde — einen Ueberdruß gegen alle Wissenschaft empfand und sich demzufolge aller ritterlich-weltlichen Lust ergeben hatte, nahm Kriegsdienste, focht unter Moritz von Oranien und dem Feldherrn von Tilly in Holland und Deutschland; die ersten hervorragenden Schlachten des schrecklichen 30jährigen Krieges sehen unseren Cartesius mitten im Getümmel: so die Schlacht am weißen Berge (1620) unter Marston. Und mitten in jenem tollen Kriegsleben kam sein Forschergeist doch wieder zu sich. So entstand gerade damals, vor Vreda in Holland, seine erste wissenschaftliche Arbeit: „*De musica*“ (über die Musik), welche erst nach dem Tode des großen Denkers von einem seiner Schüler Herausgegeben wurde. Daß dieses „*Compendium Musicae*“ von René Cartesius überwiegend mathematischer Natur ist, begreift sich bei einem: so vorzüglichen mathematischen Kopfe von selbst: darum können sich vornehmlich die Musik-Mathematiker unserer eigenen Zeit an diesem nicht sehr umfangreichen, lateinisch geschriebenen Compendium erfreuen. — Ein Herausgeber wollte damit denn auch den Studierenden der Musik und der Mathematik zugleich ein Geschenk machen („*Ad usum scholarum*“); er empfiehlt des Cartesius Compendium über die Musik sowohl um seiner Klarheit willen, als auch besonders ob seiner Methode und Durchsichtigkeit.

Daß nun jedoch ein Mann wie Cartesius, der wie alle Großen im Reiche des Geistes das Cethische als die Quintessenz des Daseins anschaut, auch hier in seiner Musikhetrachtung die moralische Wirkung und Bedeutung

272 Alfr. Lhr. «alischei in Verlin,
des Musikalischen nicht unberührt läßt, wird man leicht einsehen: ja hierbei
ist dieser eracte Philosoph nicht selten von eigenartiger Mystik beherrscht.
So sagt Cartesius gleich zu Anfang, wo er vom Schall (Ton, tonu») spricht.
Folgendes: „Das scheint uns die menschliche Stimme besonders angenehm zu
»lachen, weil sie am ineisten unsere!« Gemüthsleben gleichförmig ist.
Darum mag uns eben diejenige eines sehr befreundeten Menschen angenehmer
vorkommen, als diejenige eines feindseligen Menschen: gemäß der Sympathie
und Tisvathie der Affecte, in demselben Veruunftsinne, in dem »um
behanptet, das; das auf eine Pauke gespannte Fell eines Schafes vor Entsetzen
gar verstumme, wenn es zu einer Zeit angeschlagen wird, wo ein Wolfsfell
auf einer anderen Pauke zum Erklingen gebracht ist" (nvi8 usllsin t«n8am
in tvmpano odm»tL8csre, 8i t'eriatur, llipin» in lliio t^mvauo r680U»Nt6).

In Betreff dieses Philosophen sollen nur noch die (bedanken mitgethcilt
werden, in denen er die moralische und psychologische Wirkung des Rhythmus
und des Tempus in der Musik zum Ausdrucke bringt. Cartesius lehrt (p. 4):
„Was nun die mannigfachen Gemüthsbeweguugen anbetrifft, welche die
Musik durch die verschiedenartige Mensur (Mensuralmusik) erwecken kann,
so sage ich ganz allgemein, daß das langsamere Zeitmaß auch in uus lang-
sanierere Affecte anfache, als da sind: Schwermuth, Traurigkeit, Furcht,
Stolz :c., daß das schnellere Maß auch schnellere Gcmüthsbewegungen er-
zeuge, wie die Fröhlichkeit und so weiter; und in ebenderselben Weise ist
auch von der doppelten Art des Tnctrhythmus (dnttütns, der Vattuta) zu
reden, daß nämlich die geeierte Vattuta (quaclrutam)^), oder diejenige,
welche beständig in gleichtheilige Maße zerfällt, langsamer ist, als die ge-
drittelte Vattuta (Atheilliger Tactrhythmus), oder der aus drei gleichen Theilen
besteht. Ter Grund liegt darin, daß die letztere mehr den Sinn beschäftigt,
da in derselben mehr zu betrachten ist, nämlich drei Glieder, wo in der
anderen nnr zwei sind: aber dieser Sache genauere Untersuchung hängt von
einer ausgesuchten Kenntniß der Seelenbewegungen (motuum »nimi) ab,
über welche es nichts Klares, Entschiedenes giebt. — ^ch will jedoch nicht
übergehen, daß die Macht des Rhythmus (wmvoris vim) in der Mnsit so
bedeutend ist, daß sie durch diesen allein eine gewisse Ergötzung für sich ge-
währen könne, wie es an der Pauke, einem kriegerischen Instrumente,
offenbar wird, an welcher nichts Anderes zum Vorscheine kommt, als der
Rhythmus <m«n8mn), welcher jedoch -?— wie ich meine — dort nicht ans-
schließlich aus 2 oder ^ Gliedern zn besleben braucht, sondern auch vielleicht
aus 5 oder ? und noch anderen <8oä «im» torto <<uin^u« aut 86pwm
alü,^»«). Ta nämlich bei eine»! solchen ^nslrumente der Sinn nichts Anderes
*) Etwa so viel wie die gerade Tactart oder im weiteren Sinne: rituw l» <zu»ttni
diUwt,', im l^cgensntze zum mheilige» Tllcte oder im weiteren C'inne: !'in»o!! tr«
b»tt»t>?.

Philosophen und Astronomen des XVII. Jahrhunderts. 273

als den Rhythmus (tempu«) wahrzunehmen hat, darum kann im Zeitwesen (Rhythmus, iu tsrupor«) die Verschiedenheit größer sein, damit sie den Sinn mehr beschäftige.

So weit Cartesius. Daraus ist manches recht Interessante festzuhalten.

Es ist gewiß einerseits ebenso antheilerweckend als lehrreich, daß Cartesius, ähnlich wie die hellenischen Philosophen Platon und Aristoteles, die sittliche Bedeutung des Rhythmus erkennt; aber Cartesius versucht es als Erster, den physiologischen Beweis dafür beizubringen. Ganz neu ist es, wie bereits Cartesius die Bedeutung des Rhythmus an sich betont, wie der Rhythmus schon ganz allein durch sich künstlerische und damit ethische Wirkungen hervorzubringen vermag.

In neuester Zeit ist die hohe Bedeutung des Rhythmus von Aesthetikern mannigfach betont worden, namentlich weil durch gewisse Partien der Beethouen'schen Musik ganz neue Offenbarungen für die Idee dargeboten wurden; man denke z. B. in der Omoll-Symphonie im Scherzo an dessen phänomenalen Uebergang zum triumphirenden Finale, wo in allererster Reihe der Rhythmus solche Wunder wirkt.

Auch der Umstand ist an jenen Cartesius'schen Gedankengänge als sehr geistreich hervorzuheben, daß er zuerst vom 5theiligen und 7 Heiligen Rhythmus spricht, der künstlerisch zu rechtfertigen ist. Und in Wahrheit kommt auch die heutige Musik nicht über 2-, 3-, 5- und 7theilige Tactarten hinaus. Damit würde schließlich auch die Erkenntnis; zusammenhängen, die unserer musikalischen Gegenwart noch immer ein Buch mit 7 Siegeln zu sein scheint, daß es sich im Einzelwerthe der Noten nur 2-, 3-, 5- und 7theilige als unter sich gleiche Rotengruppen geben kann, also neben den durch 2 zu theilenden Rotenwerthen nur noch Triolen (durch 3), Quintolen (durch 5) und Septolen (durch 7 theilbar) und nichts darüber hinaus. All' solche fruchtbaren Betrachtungen finden ihre Keime im Iudiciu-psuckium Nu.8ic«8 des Cartesius.

VI.

Zu den Männern, die uns in diesem Sinne beschäftigen müssen, gehört auch der als Mathematiker, Physiker und Astronom gleich ausgezeichnete Christian Huyghens (Hugenius), der zu Haag 1629 geboren ward und ebendasselbst im Jahre 1695 starb. Dieser unifassende Geist hat nicht nur fast jedes Gebiet der Mathematik, Physik und Astronomie schöpferisch bereichert, sondern auch der Musik weitgehende, nutzbringende Aufmerksamkeit gewidmet. Die Wissenschaft verdankt ihm unter Anderem die Grundlegung der Wahrscheinlichkeitsrechnung, eine Verbesserung des Teleskops, die Aufstellung der Wellentheorie des Lichtes (Undulation), die Entdeckung des größten der 7 Trabanten des Saturn, die Theorie der Centrifugaltraft, die Ausstattung des Uhren-Räderwerkes mit einem Pendel, und zahlreiches Andere. — N»lb und Lud, I^xx. 2U>. 25

37H Alfr. Chr. «alischer in Verlin.

In der Musik hat er sich naturgemäß besondere Verdienste um die mathematische Seite dieser Kunst erworben; hierher gehört sein berühmtes Werk „Novug O)clu8 Hai-mouicuL" (Neuer Harmonischer Cyclus), worin er ganz neue Tabellen zur Tempernturlehre aufstellte, ein Werk, das für die Einführung der außerordentlich bedeutungsvollen „gleichschwebenden Temperatur" sehr einflußreich geworden ist. Für unsere vorliegenden Zwecke kommt dieses Werk nicht in Betracht.

Es giebt aber eine andere, sogar populär gewordene Schrift dieses großen Mannes, worin die ethisch-kosmische Seite der Musik zwar nicht als Selbstzweck behandelt, aber doch nebenbei in diesem Sinne gewürdigt wird. Es ist dieses die Hunghens'sche Schrift „Ao8innlIleuro8" (Weltbetrachter, Weltbefchauer), oder „Muthmaßungen über die himmlischen Lande und deren Schmuck" (MXMWNil'OX, 8lvs cls Isrii« coe1s8tidu8 earumyue oruatu. eoHeeturae »6 Oonztnntium Unguim l'intrsiu" 6to.). Die Schrift kam 1699 heraus. Im Jahre 1703 erschien eine deutsche Übersetzung des lateinisch geschriebenen Kosmotheoros.

Diese Schrift stellt, um es kurz zu sagen, eine Art transcendentaler Astrosophie dar. Hunghens unternimmt darin als einer der Ersten und Berufensten den Versuch, nachzuweisen, daß alle Himmelskörper ebenso wie die Erde beschaffen und geartet sind. Dieselben vegetabilischen, animalischen Processe und Functionen sind auf den anderen Planeten und auf den Fixsternen, wie auf unserer Erde; ja, wie auf der Erde, so lebeu auch auf anderen Himmelskörpern menschliche Wesen, die ebenfalls alle Künste und Wissenfchlften pflegen, wie die Erdbewohner.

Es begreift sich leicht, daß eine derartige Schrift, von einem Manne wie Hunghens, das höchste Aufsehen machen mußte. Und in Wahrheit ist der Weltbeschauer (kosmotheoros) auch in fast alle lebenden Sprachen übersetzt worden.

Hunghens beginnt sein an seinen Bruder Constantin gerichtetes Wert also:") „Mum ist es möglich, bester Bruder, wenn irgend Jemand mit Kopernitus die Meinung hegt: die Erde, welche nur bewohnen, sei einer mls der Zahl der Planeten, die sich um die Sonne bewegen und von ihr alles Licht empfangen, daß ein Solcher nicht zuweilen denken sollte, es sei doch keineswegs vernunftwidrig, daß wie diese unsere Erdkugel (Globus), so auch jene übrigen (Planeten) nicht der Lultur und des Schmuckes, und vielleicht auch wohl nicht der Bewohner entbehren mögen."

Dieser Grundgedanke wird nun eingehend nachgewiesen. Hunghens lehrt darin mit Recht, daß eine derartige Betrachtung über sich hinausführen lehre, daß sie vom Egoismus befreie und zur Weisheit und Gottseligkeit anleite. Und darin liegt in Wahrheit das ethisch-religiöse Element *) Die hier dargebotenen lIebersetzungspiobcn weiden nach dem lateinischen Originale vorgeführt.

Philosophen und Astronomen des XVII, Jahrhunderts. 375

dieses Kosmotheoros. — Aus der Gleichartigkeit der Erde mit den anderen Planeten wird nun gefolgert, daß auf den Planeten Thiere und Gewächse sind, daß es den Planeten nicht an Gewässern, ebenso auch nicht an vernunftbegabten Bewohnern gebricht. Wesen giebt es dort wie bei uns mit denselben Tugenden, Lasten und Beschäftigungen, mit gleichen Sinnen, die nicht viel anders als die irdigen beschaffen sind; mit denselben Lüste und Empfindungen.

Es wird ferner dargelegt, daß die Bewohner der Planeten allerhand Künste, darunter auch die Astronomie ausüben, ebenso die dazu dienlichen Handwerkskünste, als Geometrie, Arithmetik, Schreibekunst, Optik u. s. w. Die Planetenbewohner sind nach Huyghens entweder gleich groß mit den Erdbewohnern oder größer, sie lieben Geselligkeit, finden Wohlgefallen an lieblichen Tönen und Gesprächen, ballen sich zum Schutz wider die Elemente Häuser; sie treiben dort überall auch Schifffahrt und demgemäß auch alle dazu gehörige Künste und Gewerbe.

Und nun ergeht sich Huyghens auch des Weiteren darüber, wie die Musik auf den Planeten und anderen Himmelskörpern gepflegt wird. „Uebrigens“ — so lehrt Huyghens in der I, p. 73 — „ist es gewiß, daß Dasjenige, was der geometrischen Wissenschaft als einheitlich und ewig innewohnt, ähnlicher Weise auch in Harmonie-Dingen (in Harmonien) gefunden werde; da alle Consonanzen durch feststehende Mäße und Proportion bestimmt werden, daß aber alle Ordnung der Klänge, daß jede Erquickung am Gefüge, sogar einer einzelnen Stimme, sich aus den Consonanzen gründet. Daher kommt es, daß bei allen Vollen dieselben Ton-Intervalle gesungen werden, sei es, daß die Stimme stufenweise oder sprungweise fortschreitet. Ja, glaubwürdige Autoren erzählen, daß in den Ländern Amerikas ein Thier gefunden werde, welches mit feiner Stimme die sechs musikalischen Töne“) nacheinander vernehmen lasse, so daß es den Anschein hat, die Natur schreibe dieselben in unveränderlicher Weise vor. Da nun alles Hierhergehörige sich aus einer bestimmten einzigen und notwendigen Weise verhält, ist es wahrscheinlich, daß die Freude an der Musik ebenso wie die an der Geometrie sich noch auf mehr Wesen, als auf uns allein erstreckt.“

Das ist bei allem Interessanten so eine Stelle, die den wunden Punkt aller derartigen Betrachtungen erkennen läßt. Alle Musikphilosophen, Aesthetiker, die ihre Speculation auf die jeweilige bestehende Grundlage der Musik begründen und zustützen, vergessen gemeinhin ebensowohl, daß die Musiklehre vor ihnen ein völlig anderes Ansehen gehabt hat, wie auch, daß die Musikform so entwicklungsfähig als möglich ist und bleibt, also daß auch nach ihnen eine ganz andere Theorie-Basis die Weihe einer pragmatischen Sechsstimmigkeit nach dem alten Heptachordsystem; bevor das jetzige Octavsystem Kraft gewonnen hatte.

376 Alfr. Lhi. «alischer in Verlin.

matischen Sanction in Anspruch nehmen wird. Es muß daher in Bezug auf die ganze Entwicklungsgeschichte derartiger Spekulationen als verfehlt angesehen werden, daß die höhere Ansicht vom Wesen der Musik auf eine bestimmte theoretische Grundlage hin eremplificirt wird. — Das Allgemeine darin muß viel mehr so gesucht und aufgestellt werden, daß es für alle Entwicklungsstadien der Musik in gleicher Weise zulänglich erscheint. — Wir kehren zum Kosmotheoros zurück.

Huyghens lehrt dann weiter (p. 74): „Wenn sie nun also (se. die Planetenbewohner) „durch harmonische Töne und durch Gesang ergötzt werden, kann es kaum anders sein, daß sie nicht auch gewisse musikalische Instrumente gefunden hätten, da es ja vorkommt, daß man auch zufällig auf Erfindungen folcher Art geräth. — Aber wie gewiß und bestimmt auch die Töne und Intervalle des Gesanges sind, so sehen wir dennoch bei den verschiedenen Völkern eine je andere Art und Norm des Singens, wie ehemals bei den Dorern, Phrygiern, Lüdern, in unsere»: Zeitalter bei den Franzosen, Italienern, Persern (!): so kann es geschehen, daß die Harmonik der Planetarier (Planetenbewohner) von derjenigen all' dieser Völker beträchtlich abweicht, obwohl sie für ihre Ohren höchst willkommen sein mag. Es ist kein Grund vorhanden, weshalb wir sie (die Planeten-Harmonik) für roher als die unserige halten sollten; auch keiner, weshalb sie sich dort nicht der chromatischen und gewisser enarmonischer Töne bedienen sollten?“ — (p. 75): „Ja sogar, damit sie nicht weniger als wir in diesen Dingen erreicht haben; so mag ihnen auch wohl der Zusammenklang (oouosntu.8) mehrerer Stimmen oder Saiten und deren kunstvolle Vermischung zugestanden werden; ferner der Gebrauch dissonirender Töne, des Tritonus und der verkleinerten Quinte*) (u8U8 6inp6iuo äimiuutaL). Ich weiß, daß dieses kaum irgend welche Wahrscheinlichkeit für Viele haben wird, noch weniger, wenn wir sagen, daß die Insassen auf dem Jupiter oder der Venus ebenso gelehrt sind, wie diejenigen, welche in Frankreich oder Italien in dieser Kunst excelliren . . .

„Ja, es ist wohl möglich, daß sie selbst erfahrener als jene sind, und vornehmlich mögen sie in der theoretischen Seite dieser Kunst derartige Einblicke gethan haben, wie sie just bei diesen unseren Landsleuten bislang noch zu wenig begriffen worden sind. Denn wenn man etwa unsere Musiker fragen wollte, weshalb die Eonfonanz der Quinte nach einer anderen ähnlichen in fehlerhafter Weise geseht wird (Quinten-Parallelen), werden Einige sagen, es solle die zu große Süßigkeit vermieden werden, welche aus der Wiederholung der angenehmsten Eonsonanz erwüchse; Andere *) Tritonus, wie etwa l—d, das Intervall der übermäßigen Quinte, aus drei Ganztönen bestehend: verkleinerte (kleine) Quinte, wie etwa K—?: ältere Theoretiker nennen sie die „verminderte“ Quinte; die meisten Theoretiker der Gegenwart nennen ein solches Intervall „kleine Quinte“, weil sie einen kleinen tzaibton kleiner ist als die große, früher: reine Quinte.

Philosophen und Astronomen des XVII. Jahrhunderts. 3??

werden sagen, man müffe in harmonischen Dingen der Zibwechselung huldigen (varwwwni in darmonioi» ssHULnäam S88S). Solcherlei tragen nämlich die vorzüglichsten Autoren der Kunst, unter ihnen selbst Cartesius, vor. Aber der Bewohner des Jupiter oder der Venus wird vielleicht folgenden wahrhaften Grund davon ausführen können, daß man beim unmittelbaren Fortschreiten von einer Diapente (Quinte) zur anderen Etwas vollführe, als wenn wir plötzlich den Bestand der Tonart stoni 8tatuiv.) verwandelten, weil die Quinte, zugleich mit dem dazwischen liegenden Terztone lMoni 8ono>, der — wo er fehlt — vom Geiste erzeugt wird, sicherlich das Bild der Tonart (toni 8r,ooieni) festsetze; eine derartige plötzliche Veränderung wird aber mit Recht als den Ohren unangenehm und unbegründet anerkannt, da auch im Ganzen genommen, diejenige (Fortschreitung) meistens als die härtere auffalle (außer im Durchgange), die von drei confonirenden Tönen zur Harmonie dreier anderer geschieht, wenn keiner der vorhandenen Töne dabei bleibt" (d. h. gemeinsam ist; (nullo priornni manLnw). —

Man muß hier billig anerkennen, daß Huvghens hiermit — soweit es möglich ist — die vorzüglichste Aufklärung über das Quintenverbot gegeben hat, die wir überhaupt bis heute besitzen. Noch unsere allerjüngste Zeit sendet immer neue Kämpfer pro und ooutr» das alte starre Quintengesetz in die Arena; gewiß hat von all' Diesen kaum Einer eine Ahnung, daß der Naturforscher und Mathematiker Huvghens so interessante Dinge darüber aufgestellt hat.

Huvghens schreitet nun in seinen Planeten-musikalischen Betrachtungen noch weiter fort und gelangt zu seinem Leib- und Magenstück, zur Temperatur der Intervalle, in welcher Beziehung er ebenfalls den Planeten weit höhere Erkenntnis; und Erleuchtung zuerkennt, als den unwissenden Erdbewohnern seiner Zeit. Und daran knüpft unser Autor wieder, indem er, wie er sagt, von seiner Traumwelt zur realen Erdenwelt zurückkehrt, einen tapferen Excurs über die damals durch ihn erst zu rechten« Leben erweckte wichtige Lehre von der gleichschwebenden Temperatur, die selbst heutzutage noch einige eingefleischte Musikmathematiker beseitigt sehen möchten. Und damit nehmen wir von Echristian Huyghens und seiner außerordentlich interessanten Schrift „Kosmotheoros" oder Weltbeschauer Abschied. VII.

Der Zeitfolge nach kommen jetzt noch zwei Denker ersten Ranges in Betrachtung, der eine freilich nur von der negativen Seite. Diese sind Spinoza und Leibniz.

Unter allen großen Philosophen dürfte Benedict von Spinoza (1632—1677) der Einzige sein, der die Musik nicht nur gänzlich vernachlässigt hat, sondern der auch gelegentlich zu verstehen giebt, daß er allen

378 Alfr. Chi. «alischei in Verlin.

überfchwänglichen Anschauungen vom Grundwesen der Musik durchaus abhold ist. Vielleicht liegt es mit daran, daß Spinoza die ästhetische Seite der Philosophie überhaupt unberücksichtigt gelassen hat. Mir sind in allen Hauptwerken des unsterblichen Weisen nur zwei Stellen aufgestoßen, welche die musikalische Kunst so sehr erwähnen; beide sind in Spinozas Fundamentallwerk, in seiner Ethik — nach geometrischer Weise demonstriert — enthalten. In, Anhang zum 1. Stücke der Ethik, welches von Gott handelt, spricht Spinoza ein wenig von den Sinnen und berührt dabei flüchtig die Aesthetik des Gesichtssinnes und des Gehörsinnes. Vom Gehör heißt es da: „Was endlich das Gehör erregt, von dem heißt es, es mache Geräusch, Schall, Harmonie: dieses Letztere hat die Menschen so sehr gehört, daß sie glaubten, auch Gott ergötze sich an der Harmonie. Es giebt auch Philosophen, welche sich einbildeten, daß die himmlischen Bewegungen eine Harmonie bilden. Alles Dies zeigt deutlich, daß Jeder nach Beschaffenheit seines Gehörs über die Dinge geurtheilt, oder vielmehr die Regungen seiner Einbildungskraft für die Dinge genommen hat. Deshalb ist es kein Wunder (um auch dies nebenbei zu bemerken), daß, wie wir erfahren, unter den Menschen so viel Streitigkeiten entstanden sind und endlich daraus der Skepticismus. Denn obgleich die menschlichen Körper in Vielem übereinstimmen, weichen sie doch in dem Meisten von einander ab“ u. s. w. Spinoza spricht hier in Wahrheit wie ein Aemilianer; in seiner Antipathie gegen die Musik hat er die einfache, unantastbare Wahrheit übersehen, daß nicht einzelne, sondern alle großen Geister, Propheten, Denker Dichter und Künstler — mit alleiniger Ausnahme seiner selbst — der Musik diese erhabene Stellung im Weltwesen eingeräumt haben; eine solche Ansicht muß demnach wohl in: Wesen der menschlichen Natur selbst begründet sein. Darum wird vom Verfasser dieser Studien der Beweis aus der ganzen Entwicklungsgeschichte der Musik und der Cultur überhaupt geführt. Noch einmal, im 4. Theile der Ethik, welcher „von der menschlichen Unfreiheit oder der Macht der Seelenbewegungen“ handelt, wird der Musik flüchtig Erwähnung gethan. Da will Spinoza seine paradoxe Erklärung von Gut und Böse erhärten und sagt dabei, in der Einleitung dieses Theiles: „Was das Gute und Böse betrifft, so bedeutet auch dieses nichts Positives in den Dingen, nämlich in den an sich betrachteten; es sind nur Daseinsweisen des Denkens, oder Begriffe, die wir daraus bilden, daß nur die Dinge mit einander vergleichen. Denn ein und dasselbe Ding kann zu derselben Zeit gut und böse und auch indifferent sein. Die Musik z. B., ist für die Mißmuthigen gut, für den Trauernden böse, für den Tauben aber weder gut noch böse.“

In diesem Gedanken ist Alles verkehrt: denn der Mißmuthige kann durch Musik noch mißmuthiger werden, der Trauernde aber erst recht durch die Musik erhoben und getröstet werden, — und auch für den Tauben ist solche Erhebung möglich. Freilich muß man eine Ahnung von der inneren

— Philosophen und Astronomen des XVII. Jahrhunderts, 37H

Musik haben, die dem großen Spinoza jedenfalls nicht verliehen war, denn sonst würde er anders darüber gesprochen haben. — Daß der Verfasser dieser Studien aber trotzdem zu den glühendsten Bewunderern und Verehrern des herrlichen Spinoza gehört, das hat er durch verschiedene im Laufe des letzten Decenniums veröffentlichte Schriften reichlich dargethan. —

Um so erfreulicher ist es nun für das vorliegende Thema, daß Spinozas großer Zeitgenosse, der umfassende Geist eines Leibniz (1646 bis 1716) uns so außerordentlich für diese so eben kundgewordene Geringschätzung und Vernachlässigung der Musik durch Spinoza entschädigen kann. Merkwürdigerweise weiß man in Sachen der Musik im Allgemeinen von Gottfr. Wilh. von Leibniz Nichts mehr, als daß er die Musik seltsam genug als unbewußtes Rechnen definiert habe. Dagegen nimmt ihn jedoch bereits Gottfried von Herder in seiner ästhetischen Schrift „Kalligone“ in Echtheit. Im 3. Theile dieser Aesthetik ist vom Schönen und Angenehmen der Umrisse, Farben und Töne die Rede. Und dabei spricht es Herder aus: „Auch der Unbegriff, daß unser Vergnügen an der Musik aus Zahlenschreiben entstehe, hat man Leibniz aufgebürdet, ihm, der für die Musik ein großes Gefühl hatte und sie würdig angewandt wünschte. Wenn er irgendwo sagt, daß die Seele bei der Musik ihr selbst unbewußt rechne, so zeigen eben diese Worte, ihr selbst unbewußt, daß er dabei etwas Höheres als ein trockenes, nichtssagendes Zahlenschreiben dachte.“

Daß dem so sei, geht aus Nichts klarer hervor, als aus der kleinen Skizze, die wir von Leibniz selbst über die moralische Macht der Musik besitzen. Herder hat diese Leibniz'sche Skizze als Abhandlung unter dem Titel „Ueber Macht und Anwendung der Musik“ in deutscher Uebersetzung in seiner „Kalligone“ mitgetheilt. — In der lateinischen Originalausgabe haben diese Leibniz'schen Gedanken keinen besonderen Titel erhalten. Man findet sie unter Anderem im 4. Bande der Leibniz-Nusgabe von Ludwig Du'tens (ttoäokrsäi Ouilsini I^sidnitii etc. Opsra omni» ste. <3ßn<;vas 1768). Dieser 6. Band der Leibniz'schen Werke (in Quartformat) enthält ein merkwürdiges Stück unter dem Collectiv-Titel: „I,oidnit2iana 8ivs NsäitutiouyZ, Nb86i-vlltions8 st Ori8S8 varins I^idnitiauas 6»I1ieo Bt I^tio 86linons sxnrs88as“ (n. 294—334).

Das ist das universellste und gelehrteste Collectaneum, das man sich denken kann; Gedankenspäne, sozusagen, für alle erdenklichen Gebiete des menschlichen Geistes. Jede Wissenschaft, jede Kunst ist hierin vertreten. Es sind dieses offenbar gelegentliche Aufzeichnungen, die Leibniz über alle ihn beschäftigenden Fragen psis-inZI« gemacht hat. Das Ganze ist in meist recht kleine Capitel (mit römischen Ziffern bezeichnet) abgegrenzt, deren es hierbei im Ganzen 189 giebt.

In musikalischer Beziehung amüsirt darunter Cap. OXXXVIII (p. 323), worin uns Leibniz eine artige Anekdote erzählt. Irgend ein curiöser Mensch

380 Alfi. Chi. «alischer in Veilin.

hatte folgende Anordnung getroffen. Da er ein großes Haus und mehrere Diener besaß, schaffte er sich eine Hirtenpfeife (Mtulain) an und vertheilte die Töne unter die Diener, damit er sich nicht, sobald er derselben bedurfte, durch Rufen aufriebe (r»nes8csrst, eigentlich: ranzig machte), dem Einen wies er das Ut (0) zu, dem Anderen rs (— 6), einem Dritten mi (-- V) und so weiter. So war ein Jeder an seinen Ton gewohnt und vernahm so den blasenden Herrn; fast ebenfo, wie nach der Erzählung des Verfassers vom „Fliegenden Reisenden" (volanti8 nsl-sssinnwi-i^) die Menschen auf dem Monde nicht mit deutlichen Worten, sondern nur in Tönen sprechen (tonig wutnm loqni).

Ein anderes Capitelchen (Ot^XX, p. 329) enthält folgende interessante Dinge über das Aeüßere und die Lebensführung Spinozas: „I^s lainsux suis Fpinosa avoit nn tsiut olivätrs, 6t c^usl^us eno8s ci'NgpgFnoI cl»N8 8on vi8a^s; »N83i swit-il ori^inairs äs es v»v8-1II. II stsit nliilo8<)vlw 6s nrks88icin st insnoit uns vis tinnC^uills st privss, vakant 8» vis II polir cis8 vsrry8, » k»irs 6s8 InnsttS8 6'»vrosns et 6s8 7nisro3c:uvs8. «Is Ini ecriviZ nns tsi8 uns Isttrs touenllnt l'Ootic>us, a.ns l'on n, in8sr6s 6nn8 8S8 osuvrs8." —

Noch eine dritte Probe theile ich mit, deren Kennenlernen gewiß jeden Politiker, besonders jeden Volkswirt!) unserer Zeit in das hellste Erstaunen setzen wird. Welche Bewegung heftet sich nicht nn das Schlagwort: „Kauf bricht Miethe." Nun, eines dieser Capitel bei Leibniz behandelt just diese jetzt so brennende Frage, nämlich Eap. 0VI1I (p. 317). Es beginnt also: „?6sollnt 83SNS ^uri8 son8nltl, (^uoä rs^ulll8 lasiunt, ndi nou 8unt, v. ^. „Kanff gehet vor Miethe", das heißt: Die Rechtskundigen fehlen oft darin, daß sie Regeln aufstellen, die es nicht sind, wie „Kaufs gehet vor Miethe." Leibniz fährt fort: „Daraus folgern sie, daß der Miether vom Verkäufer des Haufes ungestraft verjagt werden könne, was falsch ist, denn ihm ist Indemnität zu leisten." (Inas sollißunt. eonäuetorsin po88s ex-pslli imvuus a vsnciitors 6omn8, «inocl tal8uiu S8t, uain in«Isinnit»8 si vrns8tnnäa S8t.) Und so verficht hier Leibniz noch weiter mit vortrefflichen Gründen den Gedanken, daß der Kauf nicht die Miethe oder Pacht breche. Dabei will Leibniz dem Miether fogar das In8 rstontioni8 gewahrt fehen, auch wenn er sich kein derartiges Recht stipulirt habe. — Die Interessenten mögen das Weitere in diesem Abschnitte dort selbst nachlesen. —

Nach diesen Abschweifungen kehren wir zu unserem Thema zurück und berücksichtigen aus dieser Gedankensammlung des Leibniz nunmehr das Eap. I.XIX (v. 306—307), welches der Musik gewidmet ist. —

Leibniz geht von der Anschauung aus, daß die Macht der Schönheit und Harmonie die Menschen befähigt, das Allerübelste standhaft zu ertragen. „Es ist ausgemacht," — so beginnt jener Abschnitt — „daß Märtyrer die ausgesuchtesten Qualen aus keinem anderen Grunde, als durch die starke

Philosophen und Astronomen des XVII. Jahrhundert«. 28 ^

Einbildung auf zukünftiges Ergötzen ertragen haben; überhaupt ist es ja unmöglich, dem Schmerz; oder Freude zu widerstreben, wenn wir nicht ihre Gegenbilder vor Augen setzen (nißi eouti-alüz oppozitis). Es wird Sache des Weisen sein, sich überhaupt einmal die Schönheit des zukünftigen Lebens, — das ist Gottes, in welchem es beruht, und das ist die Liebe Gottes, oder die Harmonie der Dinge — fest einzuprägen. Wenn er sich diese (Schönheit) kräftig genug eingegraben haben wird, wenn er daraus ein beständiges Wohlgefallen schöpft, wenn sie sich immer wieder (in ihm) erneut, so wird Zweierlei daraus folgen: einmal, daß der Mensch in seinem Handeln immer das Ende bedenken wird, andererseits, daß er durch keinerlei Qualen von der Liebe zu Gott abwendig gemacht werden kann*).".

Leibniz sieht Dieses des Weiteren auseinander, belegt es durch Beispiele aus Bibel und Geschichte. Besonders aber sollen derartige Eindrücke, Vorstellungen den Menschen bereits von Kindheit an durch das Medium der Künste eingepflanzt werden; aller Kunstgattungen solle man sich hierzu bedienen. Indem nun Leibniz die Wichtigkeit derartiger Vorstellungen für das Heil und Gedeihen der Menschen weiter ausmalt, gelangt er dahin, unter den Künsten der Musik den obersten Rang in solchem Heilsplane anzuweisen. „Es entsteht aber," so werden wir belehrt, „eine starke Vorstellung (imassinktic») entweder durch Gemälde oder durch Töne: denn durch die übrigen etwas gröberen Sinne werden die Dinge nicht ebenso verständlich gemacht. Malereien sind faßlicher. Töne mächtiger, denn dort ist Ruhe, hier Bewegung. Die Worte des Tones sind es, welche vornehmlich die Erinnerung an Gemälde oder an geschehene Dinge erneuern. Darum haben Worte, die zu Liedern und Gesängen hinzugethan werden, weil sie zugleich Bilder erwecken und Töne erscheinen lassen, eine unglaubliche Newegungskraft (inersäidilkm linbent vim moveucki). Ich zweifle auch nicht, daß die Menschen durch Gesänge in Leidenschaft gebracht werden können, daß sie dadurch in Ohnmacht fallen, angeregt, gereizt werden, daß sie zu Lachen und Weinen, zu jeder Art von Affect getrieben werden können."

Leibniz ist auch sehr wohl des Umstandes eingedenk, daß die Macht der Musik zur Förderung des Reformationswerkes wesentlich beigetragen hat.

„Und ich sehe," sagt derselbe, „daß die letzten Nestauratoren der Religion diese Kunst benutzt haben, damit sie durch Gesänge das Volk in ganz Deutschland und Frankreich zu den wahren Heiligthümern hinlenkten.

Welche unglaubliche Gewalt die Musik gehabt hat, wissen Diejenigen sehr wohl, welche wahrnehmen, daß auch jetzt das Volk durch beständige Wiederholungen solcher (Gesänge) mit den: grössten Vergnügen erfüllt werde, und daß es kaum einen Handwerker giebt, kaum eine Nähterin, die sich

*) Die Uebcisehunn mußte auch hier auf's Neue nach dem Oriamaltezt übernommen werden, weil die tzcrder'sche Heils unvollständig, Heils zu frei, willkürlich und ungenau ist.

282 Alfr. Chr. Italischer in Verlin,
durch solche Annehmlichkeit nicht die Arbeit würzte und über den Ueberdruß
daran hinwegtäuschte. Darum halte ich dafür, daß sich die Poeten (d. h. Wort-
und Tondichter) nicht besser um den Staat verdient machen können, als
wenn sie bemüht wären, mit aller Kraft und aller Farbenpracht den
Gemüther» ewige Glückseligkeit zu schildern und einzuprägen. Freilich werden
auch Laster durch Gesänge und Dramen verherrlicht; schon ist es ein Vor-
urtheil des Volkes, daß Liebeslieder die geschmackvolleren zu sein pflegen.
Und darum würde es besser um das menschliche Geschlecht bestellt sein,
wenn die Komödien angewendet würden, um die Schönheit des ewigen
Lebens zu entwerfen und die schrecklichen Strafen der Verbrechen zu schildern.
Da nun einmal Gesänge in den Gemüthern die höchste Freude erwecken
können, da Soldaten durch Knegstrompeten zur Todesverachtung entstammt
werden können, da endlich alle Affecte dnrch die Donkunst in Bewegung
gesetzt werden können; so wird auch ein Jeder durch eine möglichst lebeudige
und deutliche Erinnerung an solche Musik sich alle beliebigen Affecte und
die Freude an solchen Affecten anthun können. Die Sybariten setzten Preise
für Den aus, der neue Arten des Genusses aussindig machte (czrü nov»
ßsnyin voluptn,<i8 rspoi-irst). Ich aber meine, daß die Christenheit
(roiupudüeam Odi-i8tian»iu) Demjenigen zu größten» Danke verpflichtet
wäre, der es bewirken konnte, daß man die größte Annehmlichkeit in der
Frömmigkeit fände" (ur Llinua 8it MLUnältas in pistats).
Damit beschließt Leibniz dieses Capitel der oben bezeichneten Gedanken-
sammlung heruorrageudster Art. Wir dürfen es mit Genugthuung erkennen,
daß dieser universelle Geist in so schöner nnd in so zutreffender Weise die
Ehrenrettung der Musik als einer seelenerziehenden Macht übernommen und
zu Stande gebracht hat.

Kurd von öchlözer als Geschichtsschreiber.

von

Vrunll Gebhardt.

— Veilin. —

I> in, Jahre 1882 Kurd von Schlüzer zum preußischen (Gesandten bei der Curie ernannt wurde, war eine alte und schöne Tradition wieder lebendig geworden: auf diesen Posten Männer zu berufen, die sich auch durch wissenschaftliche Thätigkeit Namen gemacht haben. Wilhelm von Humboldt, der erste bevollmächtigte Münster Preußens am römischen Hofe, Niebuhr und Vunsen — sie Alle waren aus der Wissenschaft in die Diplomatie übergegangen und walteten in Rom nicht bloß des politischen Amtes, sondern erschienen auch als die Vertreter und Beförderer deutscher Geistescultur auf dem altclassischen Boden, dem diese soviel Kraft verdankte, auf dem sie erwachsen. Vielleicht waren jene wissenschaftlichen Männer nicht immer die erfolgreichsten Diplomaten den schlauen Mousignori gegenüber, an ihrer Werthsckätzung auch seitens der Curialen hinderte das nicht, und daß sie würdige Vertreter ihres Staates waren, daran zweifelte auch Niemand.

Auch Kurd von Schlüzer hatte eine reiche, wissenschaftliche Thätigkeit hinter sich, als er in den diplomatischen Dienst Preußens trat, der ihn nach Rom, nach Mexico, nach Washington und wieder nach Rom führte. Durch die Familientradition war er geradezu zum Historiker bestimmt und in Sonderheit auf osteuropäische «beschichte gelenkt. An die russische Chronik des Mönchs Nestor, die sein Großvater herausgegeben und übersetzt hatte, knüpften seine eigenen ersten Arbeiten an.

Auch als Sohn der altcu Hansastadt Lübeck mit ihrer stolzen Vergangenheit gewann er geschichtliche Antriebe, und die meisten seiner Arbeiten berühren die Geschichte der Stadt in engerer oder weiterer Beziehung.

Seine Universitätsstudien waren allerdings in erster Reihe den: Arabischen

38H Vruno <3eb!,atdt in Veilin,
zugewandt: Wüstenfeld in Göttingen, Lassen, Freytag und Gildemeister in
Bonn nennt er seine Lehrer auf diesem Gebiete, aber hier wie dort hatte
er auch schon historischen Studien sein Augenmerk zugewandt, hörte Have-
mann und Schaumann und an der rheinischen Universität bei Dahlmann
englische Geschichte. Auf die Einwirkung Johannes Ellessens, seines Nectors
am Eatharineum zu Lübeck, führt er seine Vorliebe für die Geschichte zu-
rück, die in seiner letzten Studienzeit zu Berlin ihn fast ausschließlich in
Anspruch nahm. Ritter und Ranke erwähnt er in erster Reihe, und ihr
Einfluß ist in seinen eigenen Schriften auf das deutlichste wahrnehmbar.
Daneben hörte er noch Böckh, Rose, Trendelenburg und bei seinem älteren
Freunde und Landsmann Ernst Eurtius, der sich eben erst (1843) habilitirt
hatte, griechische Topographie und Kunstgeschichte.
Schlözers Doctorarbeit ist noch dem Kreis seiner arabischen Studien
entnommen: „*De Dolos Nivalis Lsn NoK»Ili»1 cko itmsrs »8iaticu*
eomiusntai'ius lautet der Titel. Er giebt nach einer belehrenden Einleitung
den arabischen Text der Reisebeschreibung, die lateinische Übersetzung und
textkritische und exegetische Anmerkungen dazu. Die gelehrte Erstlings-
arbeit erschien 1845, ist Karl Ritter gewidmet und als seine Opponenten
bei der Verteidigung der Thesen walteten Wilhelm Wattenbach, Hugo
Baron von Bülow und Reinhold Pauli ihres Amtes. So betrat Schlözer
an der Seite zweier jungen Leute, in denen später die Geschichtswissenschaft
hervorragende Meister verehrt, die wissenschaftliche Laufbahn.
Schon im folgenden Jahre, 1846, veröffentlichte Schlözer eine kleine
Arbeit „*De premiis-8 dsdit»nt8 clo l» liu88is: l'inuois, 8ave8, 8c^tb.e8*
et 6re<:8. Er nennt sie ein historisches und geographisches Essai; sie ist
ursprünglich in einer französischen Revue erschienen und im Separatabdruck
seinem Freunde Ernst Eurtius gewidmet. Was sie enthält, verräth schon
der Titel. Die damalige tonangebende historische Zeitschrift von Adolf Schmidt
begrüßte die kleine Arbeit sehr freundlich und charakterisirt sie folgendermaßen:
„Was durch die Forschungen von Schnffarik, F. H. Müller u. A. festgestellt
ist, verbindet der Verfasser mit den Resultaten, die er aus eigener sorg-
fältiger Prüfung aller, namentlich von Herodotus überlieferten Nachrichten
gewann, zu einer ungemein klaren und anschaulichen Darstellung. Herodotus
einerseits, andererseits die geographische Beschaffenheit des Landes, die
Nachrichten neuerer Reisenden und die dort entdeckten Reste der Vorzeit
nebst dem, was wir von der Eigenthümlichkeit dieses Volkes wissen, bildet
die Grundlage seiner Forschungen-, aber auch die Ergebnisse der vergleichenden
Grammatik finden nur vielfach benutzt und angewandt — nicht jenes früher
beliebte Spiel mit willkürlichen Etymologien, sondern die durch die Unter-
suchungen eines Kop und Lassen besonnen und sichtlich fortschreitende Wissen-
schaft.“ Karl Ritters Schule verräth der Verfasser auf's Deutlichste, wenn
schon das zweite Capitel sich mit der Geographie Rußlands beschäftigt und
den Satz an die Spitze stellt: „Die Beziehungen eines Volkes zu den

Kurt» von Schlözer als Geschichtsschreiber, 385

fremden Nationen, die Entwicklung seines Geistes, der Gang seiner Civilisation, kurz, seine ganze Geschichte hängt sehr vom Charakter und der geographischen Lage des Landes, das es bewohnt, ab." Die Schrift behandelt nacheinander, vor Allein auf Grund Herodots und Nestors, die Finnen, die Slaven, die Scythen, Kurier, Sarmaten und die griechischen Eolonien an den Küsten des schwarzen Meeres und weist den Ursprung einer Sage, die Herodot von den Scythen erzählt, bei den Slaven nach. In engstem Anschluß an diese Arbeit fügt sich die nächste, „Rußlands älteste Beziehungen zu Skandinavien und Constantinopel" (1847). Wiederum beginnt der Verfasser mit der geographischen Bildung, schildert die älteste Cultur des Landes auf Grund von Nestors Angaben und den Forschungen von Schaffaritz in seinen slavischen Alterthümern, geht den großen Umwälzungen, die das neunte Jahrhundert in den slavischen Ländern hervorrief, nach und weist dann an der Hand der geschichtlichen Thatfachen auf, wie von Constantinopel aus das Christenthum eindrang, von Skandinavien aus die kriegerische Unterjochung erfolgte. Auch in diesen Schriften sind Ritters Einflüsse wahrnehmbar, der Necensent in der Schmidt'schen Zeitschrift glaubt auch Nauke als Muster für die Darstellung erkennen zu können und warnt den Verfasser vor dem Streben nach pikanten Wendungen. In der That macht sich auch schon in dieser Arbeit eine Eigenthümlichkeit Schlözers geltend, die, wie wir sehen werden, den Tadel der gelehrten Kreise später hervorrief: es ist sein Wunsch und sein Bestreben nach eleganter Darstellung, wobei er gelegentlich vor Pikanterie und stärker zugespitzten Wendungen nicht zurücksteht. Den nächsten Jahren verdankt sein Hauptwerk, „Die Geschichte der deutschen Ostseeländer", seine Entstehung. Es erschien in 3 kleinen Bänden von 1850—53. Der erste, „Liuland und die Anfänge deutschen Lebens im baltischen Norden", setzt bei Karl dem Großen ein. Seine Versuche, auch im europäischen Norden das Christenthum zu verbreiten, führten zur Gründung einer Kirche in Hamburg. Sein Sohn Ludwig setzte die Bestrebungen fort, aber die Normanneneinfälle machten ihnen ein vorzeitiges Ende. Erst der Bremer Adalbert, erfüllt von den großartig gedachten Plänen eines nordischen Patriarchats, nahm sie wieder auf; er gewann großen Einfluß, und es gelang ihm, den ganzen skandinavischen Norden in Abhängigkeit von der Bremer Kirche zu bringen. Sein Tod, die veränderte Stellung des Papstthums seit der Erhebung Gregors VII. auf den Stuhl Petri, die Besorgnis; gerade, die in Rom vor einer Wiederaufnahme der selbstständigen Absichten Adalberts durch einen seiner Nachfolger herrschte, bewirkte die Loslösung Skandinaviens von jener Abhängigkeit. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, da diese Wendung eintrat, entdeckten Bremer Schiffer am Ausfluß der Tüna ein neues Land, Liuland. In Anknüpfung an beide früheren Schriften schildert Schlözer als Vorgeschichte den sinnischen Norden Europas: Eschen, Liven, Euren, Letten, das Verhältnis; dieser Völker nach West und Ost, zu Skandinavien und den slavischen

Stämmen, das Vordringen der Nüssen, alles Das wird in großen Zügen klar und belehrend angeführt. Ganz prächtig ist das Vild von dem Leben und den Sitten der Esthen, das Schlözer entwirft, und zu dem ihm ebenso die Nachrichten in der Chronik Heinrich des Letten wie Volkslieder und Volksfagen die belebenden Züge leihen. Mit Vorsicht braucht er diese nur zur Ergründung des Volkscharakters. „Trotz dieser äußeren Fehden und Kämpfe," heißt es, „waren aber die Esthen doch kein eigentliches Krieger-volk. Das erkennen wir besonders in dem Charakter ihrer Sagen, in denen sich keine nach Außen gerichtete Thätigkeit, sondern eine behagliche Gemüthlichkeit und ein harmloser Friede abspiegeln, während sich die Poesie der ihnen verwandten Finnen schon frühe zum Heldengedichte emporschwang und in einfacher, aber mächtiger Form die alten Volkerkämpfe zu verherrlichen strebte. Freilich ist uns, neben einer großen Menge lyrischer Poesien späterer Zeiten, aus der esthnischen Sagenwelt der früheren Jahrhunderte bis jetzt leider uur ein winziger Theil bekannt geworden, da erst die jüngste Vergangenheit demselben einige Achtung geschenkt hat; und wohl mag noch heute, wenn sich an langen nordischen Winterabenden die zahlreiche Familie in der räucherigen Hütte um den Herd versammelt, von Greisen und Matronen beim eintönigen Schalle der Kantetet gar manche schöne Sage über die Großthaten der alten Götter und Heroen den andächtig lauschenden Söhnen und Enkeln vorgetragen werden, die denen da draußen verborgen bleibt. Denn auch dem Esthen wurde einst von Wannemunne, dem nordischen Orpheus, nachdem er mit seinem Gesänge die Verge, Wälder, Menschen und Thiere bezaubert hatte, die Kantetet geschenkt und ihm zugleich die Gabe des Gesanges verliehen. Aber vor dem Fremden verstummt das Lied des Esthen. Mißtrauen und Verachtung haben sich tief in die Herzen des unterdrückten Volkes eingeschlichen, und nur da, wo er sich allein und unbelauscht unter den Seinen weiß, wagt er jene ihn: lieben Erinnerungen an die Vergangenheit aufzufrischen." Schlüzer giebt nur einige dieser reizenden Sagen wieder. „Kennst Du die Leuchte in Allvaters Hallen? Soeben ist sie zur Nuhe gegangen, und, da, wo sie erlischt, gläuzt noch der Widerschein am Himmel. Schon zieht sich der Lichtstreifen hinüber nach Osten, wo sie sogleich in voller Pracht wieder die ganze Schöpfung begrüßen foll. Kennst Du die Hand, welche die Sonne empfängt und zur Nuhe bringt, wenn sie ihren Lauf vollendet bat? Kennst Tu die Hand, welche die erloschene wieder anfacht und ihren neuen Lauf am Himmel beginnen läßt? Altvater hatte zwei treue Diener aus dein Geschlecht, dein ewige Jugend verliehen war; und als die Leuchte am ersten Abend ihren Lauf vollbracht hatte, sagte er zu Aemmarik: ‚Teiner Sorgfalt, mein Töchterchen, vertraue ich die sinkende Sonne an. Lösche sie aus und verbirg das Feuer, damit kein Schaden geschieht/ Und als am andern Morgen die Sonne wieder ihren neuen Lauf beginnen sollte, sagte Altuater zum Krit: ‚Dein Amt, Söhnchen, sei, die Leuchte anzuzünden und zum neuen Lauf vorzu-

Kurd von Schlüter als Geschichtsschreiber. 38?

bereiten/ Treulich übten Neide ihre Pflichten, und keinen Tag fehlte die Leuchte an: Himmelsbogen. Und wenn sie im Winter am Rande des Himmels hingeht, erlischt sie früher am Abend und beginnt später am Morgen ihren Lauf. Und wenn sie im Frühling die Blumen und den Gesang erweckt, und im Sommer mit ihren heißen Strahlen die Früchte zur Reife bringt, so ist ihr nur eine kurze Ruhezeit vergönnt, und Aemmarik übergiebt die erlöschende unmittelbar der Hand des Krit, der sie sogleich wieder zum neuen Leben anfaucht.

Jene schöne Zeit war nun gekommen, wo die Blumen erblühen und duften; und Vögel und Menschen erfüllten mit ihren Liedern den Raum unter Aemmariks Zelt. Da sahen Beide sich zu tief in die braunen Augen, und als die erlöschende Sonne aus ihrer Hand in die seinige ging, wurden die Hände auch gegenseitig gedrückt, und Neider Lippen berührten sich.

Aber ein Auge, das nimmer sich schließt, hatte bemerkt, was zur Zeit der stillen Mitternacht im Verborgenen vorgegangen war, und anderen Tages rief der Alte Neide vor sich und sagte: „Ich bin zufrieden mit der Verwaltung Eures Amts und wünsche, daß Ihr ganz glücklich werden möget. So habet denn einander und verwaltet Euer Amt hinfort als Mann und Weib/

Und Neide entgegnete aus einen: Munde: „Alter, störe unsere Freude nicht. Laß uns ewig Nmut und Vräutigam bleiben, denn im bräutlichen Stande, wo die Liebe immer jung und neu ist, haben wir unser Glück gefunden/

Und der Alte gewährte ihre Bitte und segnete ihren Entschluß. Nur einmal im Jahre, auf vier Wochen, kommen Beide zur Mitternachtszeit zusammen. Und wenn Aemmarik die erlöschende Sonne in die Hand des Geliebten legt, folgt ein Händedruck und Kuß. Und die Wange Aemmariks erröthet und spiegelt sich rosenroth am Himmel ab, bis Krit die Leuchte wieder anzündet und der gelbe Schein am Himmel die neu aufgehende Sonne ankündigt. Zur Feier der Zusammenkunft schmückt aber der Alte noch immer die Fluren mit den schönsten Blumen, und so oft dann Aemmarik zu lange am Busen Krits verweilt, rufen scherzend die Nachtigallen ihr zu-: locisk tüdruk, locisk tüdruk! öjik! säumiges Mädchen, säumiges Mädchen! Die Nacht wird zu lang!"

Doch aus dem uoesieuollen Kreis sagenhafter Schilderung führt uns die Darstellung wieder in den strengen Gang der geschichtlichen Ereignisse. In livischen Landen erscheinen die Deutschen, und damit beginnt eine neue Epoche der Entwicklung für jene. Der Augustinerpriester Meinhard gründet am Ufer der Düna eine Kirche, eine kleine Gemeinde sammelt sich um ihn, gegen die Einfälle der Litthauer, gegen die Feindschaft der Semgallen schützt er die Ansiedelung durch Wall und Graben, und der Erzbischof von Nremen nahm die neue, vielversprechende Kolonie unter seinen Krummstab. Nald aber trat der Rückschlag ein, die Neubekehrten sielen ab, die ganze Gründung schien verloren, als Albert von Nurhüuden, der Nremer Dom-

388 Viuno Gebhardt in Verlin.

Herr, ein Staatsmann und Feldherr von großer Begabung, das verlorene Werk aufnahm. Er und seine Thätigkeit bilden auf lange hinaus den Mittelpunkt der lituischen Geschichte. Eine nordische Kreuzfahrt kam zu Stande, an der Spitze der tapferen Schaar zieht er in das Land ein, bald erheben sich die Mauern und Zinnen Rigas, wo Albert seinen Sitz als Bischof nimmt, und zum dauernden Schutze des neu gewonnenen Gebiets stiftet er den Orden der Schwertbrüder. Und nothwendig war dieser kriegerrische Schutz, denn unaufhörlich drangen die wilden Reiterschwärme der Litthauer und die Schaaren der russischen Dünafürsten vor und bedrohten die christlich-deutschen Anpflanzungen. Gewaltig scholl der Kriegruf, mächtige Kämpfe spielten sich ab, ein wildbewegtes, aber kräftiges, thatenfrohes und erfolgreiches Leben war es, das sich hier entwickelt. Aber „das ist ja einmal das traurige Schicksal,“ sagt unser Geschichtsschreiber am Ausgange der 40 er Jahre, „welches den Deutschen bei allen seinen staatlichen Unternehmungen beglückt, daß in demselben Augenblicke, wo unter kräftiger und besonnener Hand des Einen ein großes, lebensfähiges Werk Gestalt und Einheit zu gewinnen scheint, auch schon von anderen Seiten, und zumeist gerade den einflußreichsten, eine solche Unzahl von kleinlichen und selbstsüchtigen Interessen sich Geltung zu verschaffen weiß, daß ein jedes Zusammenwirken in weiteren Kreisen dadurch unmöglich gemacht wird. So im Großen, so im Kleinen. In Livland waren es die Schwertritter, von denen der erste Anstoß zu inneren Spaltungen und Zwistigkeiten ausging.“ Je mehr der Orden an Zahl und Bedeutung wuchs, desto lebhafter war sein Streben nach Selbstständigkeit. Bis dahin unter der Herrschaft des Bischofs, entzog er sich derselben, bald artete die Trennung in offene Feindschaft aus, die das ganze große Werk auf's Schwerste schädigte. Schon aber richteten sich begehrliche Blicke auf das neu gewonnene Gebiet. Der Kampf gegen die Esthen bewirkt die Einmischung der Nowgoroder; gegen sie ruft Albert die Dänen zu Hilfe, die längst den Wunsch, sich einzumischen, hegten. Sie setzen sich im Norden Esthlands fest, wenden sich feindlich gegen die Deutschen, und alle Bemühungen Alberts bei Papst und Kaiser gegen sie scheitern an der gezwungenen Rücksichtnahme beider Häupter der Christenheit auf die großen europäischen Fragen. So verlassen, unterstellt er Livland und Esthland der dänischen Herrschaft, aber die Eingeborenen und Zugewanderten beider Länder widerstreben dieser Neuordnung, und die Esthen erheben, unterstützt von den Russen, die Fahne des Aufruhrs gegen Deutsche und Dänen. Drei Jahre dauert der Krieg. Glänzender Waffenthaten dürfen sich die Deutschen rühmen, sie erobern Dorpat — in vortrefflicher Schilderung wird die Belagerung von unserem Autor vorgeführt — die Esthen liegen am Boden, die Russen wünschen den Frieden, die Dänen sind ihres Führers beraubt, da König Waldemar von Graf Heinrich von Schwerin gefangen gehalten wird, ungehindert genießen die Deutschen die Früchte ihrer Siege. In Dorpat, zu Leal im Westen Esthlands, im Lande der Semgallen,

Ilud von schlözer als Geschichtsschreiber. 389

überall werden neue Bisthümer eingerichtet. Ein päpstlicher Legat, der zu dieser Zeit im Lande erscheint, nimmt die dänischen Besitzungen für die Curie in Anspruch, nur Reval, bleibt ihnen, bis Königs Waldeinars Stern in der Schlacht bei Nornhövede (1227) gänzlich erblich. Jetzt wird auch dieses letzte Bollwerk der dänischen Macht deutsch. Alberts gewaltiges Lebenswerk war zu Ende, Großes hatte er erreicht, und in der Geschichte der Germanisirung der Ostseeländer lebt sein Name glanzvoll fort. Was er nicht mehr erlebte, die Unabhängigkeit der livländischen Kirche von Bremen, wurde seinem zweiten Nachfolger mit dem erzbischöflichen Pallium zu Theil. Schon hatte aber auch der deutsche Ritterorden seinen Einzug in das Land Konrads von Masovien gehalten; zu gleicher Zeit gründete Ringold, der Litthauer, sein Reich, und im Streben nach nationaler Geschlossenheit bedrohte es das christlich-deutsche Livland. Da erging der Hilferuf nach Deutschland; was durch dänische Umtriebe bisher verhindert war, erfolgt nun: die Vereinigung der Schwertbrüder mit dem deutschen Ritterorden, Livland und der Süden von Esthland werden Ordensprovinzen, der Norden kommt an die Dänen, das Erzbisthum Riga behält nur die höchste Gerichtsbarkeit. In: Schlußcapitel erzählt uns der Verfasser die Schicksale der Insel Gothland; auch hier erscheinen die Deutschen, Wisby ist ihre erste Niederlassung und erhebt sich zum Mittelpunkt des Handels in ganz Nord-europa. Auch in Nowgorod gründete der deutsche Kaufmann seinen Kaufhof mit großem eigenen Recht der Selbstverwaltung. „So gediehen durch deutsche Betriebsamkeit in Nowgorod wie auf Gothland diese Handelsstiftungen, die, unter sich wie mit dem Mutterlande im engsten Verbände lebend, gar bald dem deutschen Wesen in allen nordischen Gebieten Ansehen und Einfluß zu verschaffen wußten, zur selben Zeit, da jene Nittercolonien am Embach, an der Dünn und im Grivatbale, durch festen Anschluß an den deutschen Orden neu gekräftigt, das Haus der deutschen Kirche hier zu schirmen und zu erweitern strebten. Und als nun mit dem Fall der Hohenftaufen der alte Geist der Zwietracht im Reiche wieder wach ward, die deutschen Nord- und Ostseestädte aber zum Schutze ihrer Freiheiten und ihres Handels die Hansa gründeten, die dnrrch weitverzweigte Verbindungen mit Nowgorod, Wisby, Riga, Renal, Dorpat zu rascher Vlütthe sich empor-schwang, da hob für dieses baltische Außen-Deutschland eine neue Zeit des Ruhmes an. Und an die Spitze des mächtigen Städtebundes trat jetzt das reichsfteie Lübeck, um während zwei Jahrhunderte dem deutschen Werk im Norden Kraft und inneren Halt zu geben.“ Die Glanzzeit der Hansa begann, die uns Schlözer ini zweiten Bande, „Die Hansa und der deutsche Ritterorden in den Ostseeländern“ (1851), schildert.

In die größten Zeiten unserer mittelalterlichen Geschichte führt uns die Gründung Lübecks, in das Zeitalter Barbarossas und seines gewaltigen Gegners, Heinrich des Löwen. Das wendische Lübeck ward von den see-räuberischen Rugiern zerstört, das schaumburgische sinkt in Flammen nieder, Nord und e»d. I.XX, 210. 26

390 Vlun« Gebhardt in Verlin.

das welsche erst steigt zu Ruhm und Glanz auf. Die Thatkraft Heinrich des Löwen führte in der günstig gelegenen Trauestadt einen starken Aufschwung herbei, eng verknüpft mit seinem Schicksal, macht sie die Kämpfe gegen die Hohenstanfen, gegen die Schaumburger mit, sie geräth in die Herrschaft der Dänen und kommt endlich zu Deutschland zurück, um seit 1226 dein Reiche als freie Reichsstadt anzugehören. Bald erringt sie im ganzen baltischen Norden eine führende Stelle, herzerhebend schreitet im 13. Jahrhundert das Deutschthum dort vorwärts. „Um das Jahr 1170, da Helmold schrieb, gedenkt er am Schlusse seiner Chronik der Erbauung Rostocks an der Warnow. Dreißig Jahre später gründet der große livische Kirchenfürst, Albert von Vurhövden, seinen Bischofssitz Riga an der Düna. Im Jahre 1201) legte Jaromar von Rügen an dem Meeresarme der Ostsee, der die Insel vom Festlande trennt, die Stadt Stralsund an, die bald wetteifernd neben dem alten Wolgast und Stettin emporblühte. Ein Decennium später übernimmt Waldemar der Däne seine Heerfahrt gegen Esthland, welcher die Burg und Stadt Renal ihr Entstehen verdanken. Dann zieht um das Jahr 1226 der deutsche Orden in das Polenland. Im Osten der Weichsel beginnt der Kampf mit den Preußen, und binnen Kurzem füllten sich nun die nördlichen Uferlande des Stromes, sowie die ihm benachbarten Gebiete mit den Nürnen, Waffenplätzen und geistlichen Stiftungen der mönchisch-kriegerischen Eroberer. Dort werden Kulm, Thorn, Marienwerder angelegt, und während das von Alters her hochwichtige Danzig im Westen des Weichseldeltas an neuer strategischer Bedeutung gewann, gründeten im Osten desselben betriebsame Colonisten aus Lübeck um das Jahr 1237 neben der festen Ordensburg Elbing die Handelsstadt gleichen Namens an der Nogat. Fast zur selben Zeit ward im Obotritenlande die Stadt Wismar, an der pommerschen Küste Greifswald erbaut. Mit den siegreichen Fortschritten des Ordens nach Nordosten gelangten dann die Deutschen bald auch in den ihnen so lange bestrittenen Besitz der Küstenlande zwischen Weichsel und Memel; im Jahre 1250 ward an der Mündung des letztgenannten Flusses die Burg und Stadt Memel angelegt, und fünf Jahre später, ungefähr zur selben Zeit, da am litauischen Gestade Pernau entstanden sein soll, gründete König Ottokar von Böhmen nach dem ruhmvollen Ausgange seines Kreuzzuges gegen die Preußen das feste Königsberg am Pregelstrome. So waren im Verlaufe von kaum hundert Jahren auf einem Küstengebiete von etwa 250 Meilen Ausdehnung vierzehn der größten Städte entstanden und zugleich den von früher her dort bestehenden neuen Bahnen geöffnet.“

Den Handel nach der baltischen Küste trieben vornehmlich die niedersächsischen Binnenstädte, die erfreuliche Colonisationsthätigkeit an der Nord- und Ostsee änderte aber den Zug des Verkehrs, und zwischen Jenen und Diesen trat nun eine Konkurrenz ein, die schließlich durch ein Hand in Hand Arbeiten am besten ans der Welt geschafft wurde. So entstanden

Kuid von schlözer als Geschichtsschreiber. 3)^

seit der Mitte des 13. Jahrhunderts die Städtebündnisse zur Sicherung und Hebung des deutschen Handels im europäischen Norden. Und während das Reich unter den Rümpfen der Kaiser und Päpste und in der kaiserlosen Zeit immer tiefer sank, erblühte an der Peripherie ein neues, kräftiges Teutthum. Aber je weniger Schutz die Städte von den officiellen Gewalten erhoffen durften, desto zahlreicher und enger wurden ihre Verbindungen. Man pflegt mit Recht das Jahr 1241 und das Bündniß zwischen Hamburg und Lübeck als Anfang der Hanse anzunehmen, stufenweise schritt es weiter, und wir sind jetzt auf Grund der Hansearcsse über die Entwickeln««, genauer unterrichtet, als es unser Autor vor mehr als 40 Jahren sein konnte. Der Kampf gegen König Erich von Norwegen 1283 macht Epoche in dieser Entwicklung, der Bund wurde ein politischer, erweiterte sich, auch durch Zutritt benachbarter Fürsten, und die Unterwerfung Norwegens verlieh ihm ein starkes Gefühl der Kraft und des Selbstbewußtseins. Unbestritten aber stand Lübeck als Haupt an der Spitze, zumal seitdem 1295 der Oberhof von Wisbn dorthin verlegt wurde, also dort in letzter Instanz alle Proesse für das Eomptoir des gemeinen Kaufmanns von Nowgorod entschieden wurden. Dort versammelten sich die Mitglieder zu den Dagfahrte«, unter den Augen des dortigen Nathes wurden alle Angelegenheiten des gemeinen Kaufmanns geordnet. Zeitlich gleich lief die Entwicklung des zweiten Factors, der die baltischen Lande dem Dentfchthum gewann: des deutschen Ordens. Reichlich unterstützt aus dem Innern Deutschlands, kämpfte er mit größtem Erfolge und befestigte schrittweise seine Herrschaft dnrcb Gründung von Nurgen und Waffenplätzen, um die Städte entstanden, wie in der obigen Schilderung bereits gedacht ist. Auch innere Kämpfe blieben ihm nicht erfpact, als Albert Suerbeer von Junocenz IV. zum Legaten und Erzbischof der baltischen Kirchenlande ernannt wurde. Aus den Streitigkeiten um die Wahl ging der Orden als Sieger hervor. Noch einmal kam ein kritischer Moment für seinen Bestand; zu derselben Zeit, da Elemens V. den Templerorden aushob, gelangten auch gegen den deutschen Orden von der baltischen Geistlichkeit klagen an ihn. 230 Anklagepunkte hatte der Erzbischof von Riga der dort tagenden päpstlichen Eommission vorgelegt, aber um dem Schicksal des Templerordens zu verfallen, dazu war er schon in seinen Besitzungen zu mächtig, dazu war er auch nicht mehr genug eine kirchliche Institution, sondern schon zu sehr eine national-deutsche. Der clericale Kampf gegen ihn verlief resultatlos, und in der goldenen Zeit des Ordens, als Winrich von Vniprode an seiner Spitze stand, mußte der Erzbischof auf alle bisher über den Orden behaupteten Rechte verzichten. Und nun stieg die Macht des Ordens mehr und mehr: ein langjähriger Krieg mit den Polen endete (1341) günstig für ihn; wenige Jahre darauf trat Waldemar IV. von Dänemark ihm Esthland ab, derselbe Waldemar IV., mit dem auch die Hanse schwere Kämpfe durchzufechten hatte. Sein Plan,

222 Vrnno Gebhardt in Verlin.

die Vorherrschaft im Norden zu erlangen, und die Ansprüche des durch eine straffe innere Organisation gefesteten Bundes auf die alleinige Herrschaft in der Ostsee mußten zum Zusammenstoß führen. Waldemar eroberte 1361 Gothland, der Krieg begann, die Hanseaten erobern Kopenhagen, die Unvorsichtigkeit des Lübecker Bürgermeisters Wittenborg, die er durch den Tod von Henkershand büßen mußte, führte den Verlust der Flotte herbei und zwang zu einem Waffenstillstand. Neue Uebergriffe des Königs drängten zur Abwehr, und hier trifft, was Schlüzer bei mangelhaftem Material nicht so deutlich sah, die Geschichte der Hansa und des deutschen Ordens zusammen. Der Hochmeister Winrich von Kniprode war es, der die zur Hansa gehörigen Städte zu scharfem Auftreten veranlaßte. Tagfahrten zu Cöln, zu Lübeck und Rostock faßten die Beschlüsse, der holsteinische Adel und der Schwedenkönig Albrecht von Mecklenburg traten bei, und der Krieg begann im Frühjahr 1368 und führte zur gänzlichen Unterwerfung Waldemars. Schon 1371 kam der Friede zu Stande, und mächtiger als je stand der Bund da. Wir Rückblickenden wissen, daß die Hansa ihren Höhepunkt erreicht hatte; wie ein äußerer Ausdruck dessen erscheint der Besuch Karl IV. in Lübeck (1375). Glänzend war der Empfang, und der Kaiser soll, wie der alte Chronist Detmar erzählt, gefagt haben: „Ihr seid Herren! Die alten kaiserlichen Register weisen aus, daß Lübeck eine der fünf Hauptstädte des Reiches ist, und daß die Rathsmänner Eurer Stadt zugleich kaiserliche Rätthe sind, welche überall in den Rath des Kaisers treten dürfen, ohne daß sie deshalb Erlaubnis nachsuchen.“ Die fünf Städte sind Rom, Venedig, Pisa, Florenz und Lübeck. Aus den Tagen des Glanzes wenden wir nur ungern den Blick zum „Perfall und Untergang der Hansa und des deutschen Ordens in den Ostseeländern“, die Schlözers dritter, 1853 erschienener Band schildert. Aber nicht beklagen und bedauern soll der Historiker, sondern verstehen lernen, und den Einblick in die Verhältnisse, die zum Untergang führten, gewinnen wir aus der Schrift. Wir sehen die Nachbarmächte erstarken, Polen mit Litthauen sich verbinden, den Orden in steten Kämpfen mit dieser erwachsenden Macht, bis endlich die unglückliche Schlacht bei Tannenberg seine Kraft an der Wurzel trifft. Alle Versuche, durch innere Reformen und Aufbietung aller Kräfte nach außen wieder zum alten Ansehen zu gelangen, waren vergeblich, der zweite Friede zu Thorn entriß dem Orden einen Theil seines Gebietes und seiner Selbstständigkeit. Und in analoger Weise rafft sich die Macht Skandinaviens in der Ealmarer Union zusammen, während innere Streitigkeiten die Kraft der Hansa schwächen. Der demokratische Aufruhr in Lübeck veranlaßt die Einmischung der Dänen, unaufhörliche, für die Hansa unglückliche Kriege füllen die Jahre, hemmen den Handel, der durch den merkwürdigen Zug der Häringe von der Ost- in die Nordsee ohnedies in die Hände der Niederländer übergeht. Diese aber fanden seit der Verbindung Hollands mit dem ncuburgundischen Reich an diesem einen stärkeren politischen

Kuid von Zchlözer als Geschichtsschreiber. 392

Rückhalt und schieden aus dem Hansabunde aus, auch die preußischen Städte und die des Binnenlandes lösten sich mehr und mehr ab, und in den noch treu Bleibenden hörte vielfach die Interessengemeinschaft, die Einheit auf, und besonders die Rivalität zwischen Lübeck und Cöln schädigte den ganzen Bund. Sollen wir diese rückläufige Bewegung noch weiter verfolgen? Mit dem Fall Nowgorods in die Hände des Großfürsten von Moskau, Iwans III., ging auch dieser wichtige Platz verloren, die Fahrten nach Schonen mußten aufgegeben werden, die Tage des Glanzes waren vorbei. Zwar uegetirt der Bund noch nahezu zwei Jahrhunderte, 1N69 fand die letzte Tagfahrt statt, aber seine Bedeutung war dahin.

Roch früher endet die Geschichte des deutschen Ordens. 7s» Jahre kämpfte er noch um feine Existenz, dann trat die Säcularisation und Reformation ein, neue Bahnen öffneten sich dein Lande für die Zukunft. Es ist ein eigenartiges und im Ganzen doch wundervolles Eapitel der deutfehen Geschichte, das Schlözer in seinein Werk uns vorführt. Bei der Beurtheilung desfelben vergesse man nicht, daß es zu einer Zeit geschrieben ist, da die Quellenforschung über diesen Gegenstand noch im Argen lag. Erst 1870 erschien der erst^ Band der Hanserecesse, erst 1857 Voigts grundlegende Geschichte des deutschen Ritterordens. Mit dem damaligen Material ist Schlözers Werk vortrefflich gearbeitet. Vorzüglich sind aber drei Punkte hervorzuheben, die dein Buche dauernden Werth geben und für den Verfasser charakteristisch sind: das gesunde nationale Urtheil, das die Thatsachen begleitet, der universale Blick auf die Weltverhältnisse, deren Einfluß auf den Sondergegenstand stets festgehalten ist, und die ungemein klare, anschauliche Darstellung selbst der verwickeltsten Dinge, die stellenweise in trefflichen Charakteristiken und getragenen Schilderungen ihren Höhepunkt findet. Liebe zur Heimat und Stolz auf ihre Vergangenheit haben fein Werk veranlaßt und ihm oft die Feder geführt, aber ohne Verblendung und Voreingenommenheit, und diefer Wärme des Gefühls, mit der der Autor bei feinem Gegenstände weilt, entzieht sich auch der Leser nicht.

Eine Art Gelegenheitsschrift, veranlaßt durch verwandtschaftliche Beziehungen, ist das Büchlein „Die Familie von Mepern in Hannover und am Markgräflichen Hofe zu Naireuth.“ Vis in das IN. Jahrhundert rückwärts verfolgt Schlözer die Familie, schildert einzelne hervorragende Mitglieder derselben, unter denen der Wichtigste und Interessanteste der Herausgeber der H.cta pnoiz ^VL8tr>d.alieke ist, über deren Entstehung manches Neue in der Schrift enthalten ist. Auch zu hübschen, graziösen Schilderungen Baireuther Hof- und Gesellschaftszustände des vorigen Jahrhunderts findet der Verfasser Gelegenheit, wie überhaupt das ganze Büchlein zierlich und nett ist. Es bildet sozusagen den Uebergang zum zweiten Kreis von Schlözers historischen Arbeiten, die der Geschichte des vorigen Jahrhunderts gewidmet sind, und in deren Mittelpunkt Friedrich der Große steht. Die erste der drei einschlägigen Arbeiten behandelt „Chasot" (1856). Auch zur Abfassuug dieses

39H Vruno Gebhardt in Verlin.

Buches ist wohl Schlözer durch die Beschäftigung mit der Vergangenheit seiner Vaterstadt angeregt worden. Verbrachte doch Chafot als Commandant von Lübeck die zweite Hälfte seines Lebens dort. Höchst elegant und fesselnd geschrieben, unter Verwendung von mancherlei Archivalie», unter denen auch Fragmente von Chasots verlorenen Memoiren*) sich befinden, schildert Schlözer den merkwürdigen Lebensgang des kühnen Mannes, der eines Duells halber die französischen Dienste verläßt, die Freundschaft des großen Königs genoß, als Militär und Diplomat Dienste leistete, mit dem König zerfiel, den preußischen Dienst verließ, dann wieder versöhnt, noch mancherlei freundschaftliche Beziehungen zum Hofe von Sanssouci aufrecht erhielt und feine Sühne in der preußischen Armee unterbrachte. Bon Schlözers Art der Geschichtschreibung giebt das Buch ein treffendes Beispiel. Er hält sich durchaus nicht immer eng an ein Thema, sondern ergeht sich bei mancherlei Gelegenheiten in mancherlei Excursen über Dinge, die enger oder loser mit seinem Gegenstand in Verbindung stehen. So finden wir eine ganz reizende Schilderung des Schlosses Nheinsberg und seiner Umgebung, des Lebens und Treibens im Kreise um den Kronprinzen, weiter eine solche einer Berliner Opernvorstellung. Die Erwähnung der Barbarina, zu deren Verehrern Chasot gehörte, giebt ihm Anlaß, ihre romantische Zwangsexpediton aus Benedit nach Berlin zu erzählen. Ein Fest bei Hofe im Jahre 1750, eine Schilderung Berlins und eines Zusammen-treffens mit dem König im Jahre 1776 nach dem Tagebuch eines Lübecker Kaufmanns läßt er sich nicht entgehen, wenn auch in beiden Fällen Chasot Nichts damit zu thun hat. Die ganze Schrift liest sich ganz reizend, zeigt uns Schlözer als einen vortrefflichen Stilisten, und wenn auch Chasot keine große geschichtliche Rolle spielte, so verdiente doch der Mann, den Friedrich den Matador seiner Jugend nannte, ein so zierliches Wiederaufleben in der Erinnerung der Nachwelt.

Derselben Zeit gehört das kleine Buch „Choiseul und seine Zeit“ an (1857). Auch bei ihm gilt vor Allem das uneingeschränkte Lob der äußeren Form. Mehr und mehr merkt man, wie Schlözer sich an Nanters Art gebildet hat: in der Gruppierung der Thatfachen, vor Allem aber in der Charakteristik der Persönlichkeiten. Man lese z. B. die Charakteristik Kaunitz': „Die Etiquette und das Ceremoniell, welches einst in schmüthiger Form vom ritterlichen Hofe Karls des Kühnen ausgehend, mit dem burgundischen Erbe den Habsburgischen Höfen zu Madrid und Wien überkommen war, hatte besonders hier durch das Aufkommen mit der Grandezza der Spanier und dem eckigen Wesen der Deutschen jene starre, verschrumpfte Gestalt angenommen, in welcher es sich, unberührt von den feinen Pariser Sitten, bis unter Karl VI. erhielt. Die Bildung der damaligen Wiener Hofwelt war aus einer peinlichen Pedanterie und gutmüthigen Leichtfertigkeit, steifen«

*) Neuerdings hat Gaedert die Handschrift einer Uebersetzung aufgefunden.

Kurd von Zhlözer als Geschichtsschreiber. 225

Kastengeist und biederer Derbheit nuf's Wunderlichste zusammengesetzt, übte aber auf Jeden, der sich diesen höheren Sphären der Gesellschaft näherte, unwiderstehlichen Einfluß aus. Auch Kaunitz blieb nicht unberührt von dem bizarren Wefen seiner Umgebung. Ein kleinlicher Eigensinn und ein eitles Wohlgefallen am äußerlichen Treiben waren die Grundzüge seines Privatlebens, das daher eine durchweg caritirte Gestalt annahm. Seinem Anzüge wandte er die größte Sorgfalt zu: die Auswahl eines Stoffes kostete ihm oft lange Stunden der Ueberlegung; mit dem Reinigen feiner Diamanten und Dofen konnte er ganze Morgen zubringen. Um feine Perrücke zu pudern, mußten vier Bediente mit Blasebälgen in einem Zimmer große Puderwolken unabläfsig in Bewegung fetzen, während welcher Zeit Kannitz auf- und niedergehend, den feinsten Puder mit feiuer Perrücke aufzufangen und zugleich eine richtige Nertheilung desselben zu erreichen suchte. Sein Frühstück mußte gewogen werden, Kaffee wie Zncker. Seine einzige Nahrung felbst bei den größten Tafeln bestand in einem Hühnchen mit Reis. Die Reitschule befuchte er täglich, ritt hier drei Pferde, jedes aber nnr eine gewisse Minutenzahl. Wie Richelieu auf feine Verse, fo war Kaunitz hauptsächlich stolz auf feine Reitkunst. Als der Fürst Ligne ihm daher einst einen vornehmen Russen vorstellte, fagte er demselben: Ich rathe Ihnen, sich mein Porträt zu kaufen, denn man wird in Ihrem Lande froh fein, das Abbild eines der berühmtesten Männer zu fehen, eines Mannes, der am besten zu Pferde sitzt, der als der beste Münster feit fünfzehn Jahren die Monarchie regiert, der Alles kennt, der Alles weiß, sich auf Alles versteht. Den höchsten Grad feiner Bewunderung wußte er nur durch die Worte auszudrücken: Mein Gott, das hätte ich felbst nicht besser machen können. In ihm, glaubte er, ruhe der ganze Schwerpunkt der Monarchie, und mit Schrecken dachte er an die künftigen Generationen. Dem Ausruf der Münster Ludwigs XV: ^prδ8 nuug Is clÄu^o lag daher, wenn Kaunitz ihn anwandte, weniger Verwegenheit, als die wunderlichste Selbstgefälligkeit zu Grunde. Um einen großen Geist zu fchaffen, der im Stande fei, ein Reich herzustellen, ineinte er, gebrauche die Vorsehung ein volles Jahrhundert; im nächstfolgenden ruhe sie dann aus von ihrer Arbeit. „Ich zittere daher, wenn ich an das Schicksal denke, welches der Monarchie nach meinem Tode droht.“ „Und unter diesem Weseu, das jeden Anfang von Natürlichkeit zu scheuen und sich in den ausschweifendsten Lächerlichkeiten zu gefallen fchien, lebte der fchärfte politische Verstand, der Alles mit der größten Gründlichkeit, Umsicht und Sicherheit durchdrang und fast immer feinen Zweck zu erreichen wußte. Es ist nicht anders, bemerkt Hormeyr, als ob jedesmal feine Seele aus sich herausgetreten wäre, nm die großen Geschäfte mit ganz anderen Mitteln, nach ganz anderen Grnndfätzen zu ordnen, und sich dann wieder zurückgezogen, nur an seiner Person und in seinem Hause gleichsam zu tändeln. Hier erschien er eigensinnig, kleinlich, dort war es immer für das Edlere und für das Größte. Vei einer äußeren, unver-

3H6 Vruno Gebhardt in Verlin.

hinderlichen Ruhe war sein Geist in voller Thätigkeit. Alles überlegte er behutsam, prüfte Fall für Fall, wog sorgsam das Für und Wider ab. Jede Uebereilung haßte er, und das Talleyrand'sche: *voit ut äs 201s* befolgte schon Kaunitz mit der größten Consequenz. Hatte er dann seinen Entschluß gebildet, so war Nichts vermögend, ihn von seiner Meinung abzubringen. Dann war ihm keine Zeit zu lang, keine Mühe zu groß, um seinen Plan auszuführen; dann ging er mit der vollen Sicherheit des Genies an's Werk. In der Politik erschien ihm Nichts unmöglich; ein geschickter Mensch, meint er, könne Alles wagen. Hierzu kam noch eine unbegrenzte Verschwiegenheit und Tauschungsgabe, die sich aber nicht in klebrigen Unwahrheiten verlor. Was er dachte, sagte er nicht; sagte aber selten Etwas, was er nicht dachte."

Ist das nicht ein Cabinetsstück von Charakterzeichnung?! Amüsant, und doch gerecht, pikant, und doch wahr!

Für das Büchlein über Ehoiseul hat Schlözer vor Allem französische Memoiren benutzt, und der leichte, oft leichtfertige Stil derselben und ihre Anekdoten, die man wohl auch Hof- und Gefellchaftsklatsch nennen darf, haben der Schrift einen gewissen Stempel verliehen. Es soll dies durchaus kein Vorwurf sein; im Gegentheil, er entnahm ihnen das Veiwerk zur bistorischen Gestaltung, die Kleinmalerei und die Einzelzüge für die Charakteristik der leitenden Persönlichkeiten. Wie amüsant ist das Erscheinen der Marquise Pompadour, wie geistvoll sind Pitt und Choiseul in ihrer Stellung und Haltung aus den englischen und französischen Zuständen heraus, wie fein die gesellschaftlichen und litterarischen Zustände Frankreichs geschildert, wie kraftvoll und von inneren« Interesse getragen die Geschichte Corsicas erzählt! Kurz, nicht als großes, neue Aufschlüsse bringendes und das historische Urtheil über Zeiten und Menschen bestimmendes Wert darf das Buch betrachtet werden, sondern als geistreiche und geschmackvolle Leistung eines gewandten Schriftstellers, dein es Freude macht, den Irrgängen der Diplomatie und den kleinen und großen Leidenschaften der Menschen nachzugehen. Und Aehnliches gilt anch von Schlözers letztem Werk: „Friedrich der Große und Katharina II.“ (1859), nur daß es auf werthvollen Archivalien beruht und seiner Zeit manches Neue brachte. Kein Geringerer als Georg Waitz bat dieses Buch zum Anlaß einer Kritik der Schlözer'schen Historiographie genommen.*) Er tadelt neuere Geschichtswerke in der Gesamtheit und findet, daß bei ihnen „die Kritik zur Paradorie, die Objectivität zur Gleichgiltigkeit, das Streben nach Aussassuug des wahren Zusammenhanges der Dinge zur Tendenz geworden sei“, er wirft einen etwas verächtlichen Blick auf die jüngsten Leistungen Schlözers, beobachtet dann, daß die Bücher dieses Autors zu denen gehören, „die sich recht eigentlich die Aufgabe gestellt haben, die Geschichte in die große Welt, d. h. hier besonders in die

*) Historische Zeitschl. v. Sybcl. Vd. III.

Kurd von Schlözer als Geschichtsschreiber. 39?

Kreise, welche auf elegante Form Gewicht legen, einzuführen; er hat ein schönes Talent, angenehme Erzählung, gute Gruppierung, klare Darstellung, er läßt es dabei auch an Fleiß nicht fehlen." Aber er macht insbesondere dem eben erwähnten Werke den Vorwurf: „Auf wenigen gedruckten Bogen schreiten die großen Persönlichkeiten, die gewaltigsten Ereignisse an Einem vorüber, ohne daß man nur das Gewicht ihrer Tritte hört oder erinnert wird an die Schwere der Geschehnisse, die sich durch sie vollziehen. Wenigstens gewiß Nichts von dem Geist, in dem wie der Historiker auch der wahre Dichter feine Gestalten zu zeigen versteht, ist hier wahrzunehmen." Es ist doch eigentlich ein recht schwerer Vorwurf, so vorsichtig auch die Worte gewählt sind; aber ich meine, der Gegensatz zwischen beiden Auffassungen ist ein tieferer, ein methodologischer. Mit Recht hat Waitz oben nach dem Publicum gesucht, für das Schlözer schreibt, denn schließlich das Ziel, das ein Schriftsteller sich steckt, der Kreis, für den er schafft, giebt seiner Schrift Richtung und Form. Und da sehen wir hier zwei Seiten auseinandertreten, die besonders scharf schon im vorigen Jahrhundert sich geschieden haben. Es ist der Gegensatz, etwa auf die kürzeste Formel gebracht, zwischen der damaligen deutschen Geschichtsschreibung in ihrer respektablen Schwerfälligkeit und der Voltaire'schen, etwas leichten Eleganz. Man denke an die großen Sammelwerke, an die Schaubühnen, Diarien wie Abelins I' b. Latrum miropksum, Wagners gleichbetitelter Werk, Ludolffs Allgemeine Schaubühne der Welt, Zieglers historischen Schauplatz der Zeit, an die hallische Weltgeschichte und selbst an Maskou und Nünau und den ehrwürdigen Schmidt, die immerhin schon einen Fortschritt bedeuten — und andererseits an Montesquieu und Voltaire. Den Charles X. nannte Schlosser nicht viel besser als einen Roman, Villemain ein Meisterstück der Erzählungskunst, und Strauß setzt hinzu: beide Urtheile sind richtig. Ohne Schlözers Thätigkeit mit der Waitz'schen gleichzustellen, ich meine, sie representiren zwei Richtungen, die allerdings in Ranke zusammentrafen und ihn eben zum größten Meister machten: die profunde und respectable, aber etwas langweilige Schwerfälligkeit, die von Fachgenossen nur für Fachgenossen schreiben läßt und an der Spitze der vielbändigen Werke ein oculi profun- vulbuß zu tragen scheint — und die graziöse Leichtigkeit der Diction, die Kühnheit der Auffassung, selbst auf die Gefahr, daß nicht jedes Wort in Anmerkungen zu belegen ist, und die Neigung, ein bischen amüsan, vielleicht auch ein bischen pikant die Sache darzustellen, im Helden mehr den Menschen von Fleisch und Blut als eben den Helden zu sehen. Muß denn das auf Kosten der Wahrheit geschehen? Im Gegentheil, es giebt Zeiten und Personen, bei deren Schilderung man der Wahrheit näher kommt, wenn man durch das Boudoir statt durch die Antichambre geht. Trifft die Schuld den Historiker oder nicht vielmehr feinen Gegenstand? Und wenn die Geschehnisse der Staaten und Völker von frivolen Häuptern geleitet wurden, wo soll man die sittlichen Gesichtspunkte des Urtheils hernehmen, ohne sie hineinzutragen?

3H8 Vruno Gebhaidt in Veilin.

Doch die Netrachtung führt uns zu weit und führt uns über den Vorwurf des Kritikers und das Werk des Historikers hinaus. Also das; dem Verfasser der deutschen Rechtsgeschichte das etwas nouellenhaft gehaltene Buch Schlözers nicht gefallen konnte, ist uns sehr erklärlich-, das darf aber nicht hindern, es in mancher Beziehung eine vortreffliche Leistung zu nennen. Die diplomatischen Vorzüge sind mit meisterhafter Klarheit entwickelt, die Charakteristiken wieder feinsinnig und liebenswürdig, die Schilderung des russischen Hofes ganz reizend. Man vergesse auch bei diesem Werke nicht, daß es geschrieben, ehe die Publication der politischen Lorrespondeuz Friedrichs und die zahlreicher anderer Quellen über diese Zeit begonnen hatte; wir wissen über manche Punkte heute mehr, urtheilen auf Grnd besserer Kenntnisse auch hie und da anders, aber ich finde beispielsweise, daß Schlözers Darstellung der ersten Theilnng Polens, mit der das Werk schließt, indem ich sie mit den neuesten Schilderungen bei Reimann und Brückner etwa vergleiche, durchaus das Nichtige getroffen hat. Und so scheidet man von den« Buche mit dem Bedauern, daß es die letzte historische Arbeit Schlözers blieb. Ob ein kleiner anregender Aufsatz „Katharina II. und ihre Denkwürdigkeiten“ im fünften Bande von Sybels historischer Zeitschrift aus seiner Feder stammt, ist wahrscheinlich, aber nicht sicher. Dort werden auf wenigen Seiten die Authenticität der Memoiren und ihre Abfassung Anfangs der 80 er Jahre des vorigen Jahrhunderts nachgewiesen und ihr Inhalt kurz, aber scharf charakterisirt.

Herr von Schlözer verließ das Feld der Geschichtschreibung, um selbst Geschichte zu machen und für den künftigen Historiker vielleicht felbst einmal der Gegenstand der Forschung und Darstellung zu werden. Wer sein Leben schildern wird, wird seiner wissenschaftlichen Thätigkeit einen breiten Raum auweifen müssen. Historische Werke veralten ja unendlich schnell, das Material wächst fortwährend, die Forschung dringt in die Tiefe und die Weite, und was noch vor wenigen Jahren als grundlegend oder abschließend galt, ist heute überholt. Aber wenn die Kunst der Darstellung sich mit der Reife des Urtheils verbindet, schafft sie Werke, die immer Genuß bereiten, wenn auch die Belehrung schon in jüngeren Arbeiten gesucht werden muß. Die deutsche Geschichtschreibnng war immer reicher an Forschern als an Darstellern, die Litteratur es immer an Untersuchungen als an lesbaren Werken. Und ein Drittes kommt hinzu: Die deutschen Geschichtschreibcr waren fast immer Männer des Katheders, selten des handelnden Lebens oder wenigstens im Besitz der dazu Notlügen Eigenschaften. Nach diesen drei Seiten ist Schlözers Stellung in der Geschichtswissenschaft zu charakterisiren: er verband mit reifem Urtheil die Kunst der Darstellung, auf diese mehr als auf die minutiöse Untersuchung führte ihu sein Talent, das ihn zur politischen Thätigkeit, zur Diplomatie befähigte.

^d^^
^
^^
"^^»^^^--^||^
> f^ ^_^

öei gelobt.

Eine indische Sage.

von

GenrM SienKiewicz").

— Warschau. —

In einer hellen Mondnacht, da wurde der weise und »nächtige Krischna nachdenklich und sagte:

„Ich dachte, der Mensch sei die schönste Schöpfung auf Erden, und täuschte mich. Da sehe ich die Lotosblume unter dem Hauche des nächtlichen Windes sich neigen. Wie überragt sie an Schönheit alle lebenden Wesen: ihre Blätter haben sich just im silbernen Mondlicht erschlossen . . . und ich kann meine Augen nicht von ihr wenden . . ."

„Ja, es giebt unter Menschen» Nichts, das ihr ähnlich wäre," wiederholte er seufzend.

Eine Weile später dachte er aber:

„Warum sollte ich, der ich ein Gott bin, durch die Macht des Wortes nicht ein Wesen schaffen können, welches das unter Menschen wäre, was die Lotosblume unter den Blumen ist? So sei es denn, den Menschen und der Erde zur Freude. Lotosblume, verwandle Dich in eine lebende Jungfrau und erscheine vor mir."

Die Woge erzitterte leise, als berühre sie der Schwalbe Flügelschlag, die Nacht wurde heller, der Mond erglänzte tiefer, der Drosseln Nachtlied ertönte lauter, um dann plötzlich zu ersterben. Und das Wunder geschah: in menschlicher Gestalt stand vor Krischna die Lotosblume.

Der Gott selbst wurde stutzig.

„Du warst des Sees, Blume," sagte er, „so sei fortan die Blume meiner Gedanken und sprich."

») Uebersetzung aus dem Polnischen von Viomsława Ncu Feld.

H<x> Henryk Lienliewicz in Warschau.

Und das Mädchen begann zu flüstern, so leise, wie das Murmeln der weißen Lotosblätter, von Sommerlüften geküßt: .

„Herr! Du Haft mich in ein lebendes Wesen verwandelt, wo wirst Du mich jetzt wohnen heißen? Gedenke, Herr, daß, als ich eine Vlume gewesen, da erzitterte ich und schloß meine Vlätter bei jedem Windeshauch. Mich erfaßte die Furcht, Herr, vor Regen und Gewitter, vor Donner und Blitz, sogar vor sengenden Sonnenstrahlen erfaßte mich die Furcht. Du gebotest mir, die einverlebte Lotosblume zu werden, da bewahrte ich also nieine frühere Natur, und jetzt wird mir bange, Herr, vor der Erde und vor Allem, was auf ihr besteht ... Wo wirst Du mir denn zu wohnen befehlen?“ Krifchna erhob seine klugen Augen zu den Sternen, dachte eine Weile nach und frug:

„Willst Du auf den Bergesgivfeln leben?“

„Dort ist Frost und Schnee; ich fürchte mich, Herr.“

„Nun ... so werde ich für Dich einen Palast aus Krvstall auf dem Seegrunde errichten.“

„In den Wasserstiefen schleichen Schlangen und andere Ungeheuer; ich fürchte mich, Herr.“

„Willst Du endlose Halden?“

„O, Herr! Die Haiden weiden von Gewitter und Sturm zerstampft wie von wilden Heerden.“

„Wie soll ich über Dich verfügen, fleischgewordene Blume? ... Ach! In den Hohlen Elloras leben heilige Einsiedler . . . Willst Du, ferne von der Welt, in einer Höhle wohnen?“

„Es herrscht dort Finsterniß, Herr, ich fürchte mich.“

Krifchna setzte sich auf einen Stein, feinen Kopf auf die Hand stützend. Das Mädchen stand vor ihm zitternd und bebend.

Indessen erstrahlte im Osten die Morgenröthe. Goldig schimmerten des Sees Wogen, die Palmen und Vambusbäume. Die rosigen Reiher, die blauen Kraniche und die weißen Schwäne auf den Gewässern, die Pfauen und Bengali in den Wäldern fchlugen im Chor an, und zugleich ertonten die Klänge von Saiten, auf einer Perlenmuschel aufgespannt, und die Worte eines menschlichen Liedes.

Da erwachte Krifchna aus feiner Träumerei und fagte:

„Der Dichter Walmiki begrüßt den Sonnenaufgang.“

Eine Weile fpäter rückten die Schleier der purpurnen, die Lianen bedeckenden Blumen auseinander, und am See erschien Walmiki.

Als er die lebende Lotosblume erblickte, hörte er auf zu spielen. Die Perlenmuschel entglitt leise seinen Fingern zur Erde, seine Hände sielen an den Seiten schlaff herab, und er stand sprachlos, als hätte ihn Krifchna in einen Baum verwandelt.

Und der Gott freute sich dieser Bewunderung seines eigenen Werkes und sagte:

Sei gelobt. HOI.

„Erwache, Walmiki, und sprich. —

Und Walmiki sprach:

„Ich liebe!“

Nur dieses einen Wortes erinnerte er sich, nur dieses eine Wort konnte er aussprechen.

Krischnas Antlitz erstrahlte plötzlich.

„Wundervolles Mädchen,“ sagte er, „ich habe einen Platz gefunden, der Deiner würdig ist auf Erden: wohne in des Dichters Herzen.“

Und Walmiki wiederholte zum zweiten Mal:

„Ich liebe!“

Der Wille des mächtigen Krischna, der Wille der Gottheit zog das Mädchen zu des Dichters Herzen. Der Gott bewirkte auch, daß das Herz Walmikis durchsichtig wurde wie Glas.

Heiter wie ein Sommertag, ruhig wie eine Welle des Ganges, schritt das Mädchen in die ihr beschiedene Stätte ein. Aber plötzlich, als sie tiefer in das Herz Walmikis hineinschaute, erblaßte ihr Antlitz, und die Furcht berührte sie mit eisigem Hauch. Krischna stutzte.

„Lebende Blume,“ fragte er, „fürchtest Du Dich auch vor dem Herzen des Dichters?“

„Herr,“ antwortete das Mädchen, „wo hast Du mir zu wohnen befohlen? In diesem einen Herzen erblicke ich schneeige Bergespitzen und der Gewässer Tiefen, von eigenthümlichen Geschöpfen bevölkert, und die Haide mit Sturm und Gewitter und die dunklen Höhlen Elloras; so fürchte ich mich denn wieder, o Herr!“

Aber der gute und weise Krischna sagte:

„Beruhige Dich, lebende Blume. Wenn im Herzen Walmikis einsame Schneefelder liegen, so sei Du der warme Frühlingsodem, unter welchem sie zerschmelzen; wenn dort tiefe Gewässer sich befinden, so sei Du die Perle dieser Tiefen; wenn dort die Tede der Haide herrscht, so säe in dieser Oede des Glückes Blumen; wenn Du dort die dunklen Höhlen Elloras findest, so sei in dieser Finsternis der Sonne Strahl —“

Und Walmiki, der indessen die Sprache wiedergewonnen hatte, fügte hinzu:

„Und sei gelobt!“

Ein Fest.

Skizze

X. Xindemann.

— München, —

Daheim wurde ei» Fest gefeiert, ich fuhr nach Hause, um dabei zu sein.

Von Morgens früh drängten sich die Gratulanten: die Stuben dufteten nach Wein, Kuchen und Blumen. Jeder war gerührt, Jeder war froh bewegt. Das war ein Händeschütteln, Küssen, Umarmen! Es kam sogar eine Deputation von Herren im Frack und in weißen Handschuhen — ein feierlicher Moment! Es war ein Tag, den man froh mit erlebt — und froh war, überstanden zu haben.

Am Spätnachmittage war eine Pause eingetreten; am Abend sollten die ganze Familie und alle Freunde zum festlichen Mahl versammelt sein.

Die Eltern schliefen; ich selbst saß im kleinen Salon auf dem Sopha, froh erregt — aber zufrieden damit, eine Weile nicht lächeln zu dürfen. Ich schloß die Augen, ich war wirklich müde. Hin und wieder sah ich blinzeln auf und freute mich an dem Farbeffect der Blumen am Fenster; die Sonne stand bereits tief, und die Blumen leuchteten auf in diesem letzten Strahlen

— Plötzlich ein Gefühl, als ob Jemand mein Herz zusammenpreßt — Hat denn Niemand an Dich gedacht? Wie warst Du noch im vorigen Jahre hier in diesen Räumen so glücklich mit uns. Und heute! Alles voll Liebe, voller Glück und Heiterkeit — und Du? — Fort! —

Nein, Du sollst Etwas haben von diesem Tag.

Schnell — ehe die Gäste kommen.

Ich raffe Blumen zusammen und gebe dem Kutscher die Weisung, so rasch als möglich zu fahren. Der Wagen poltert über das Steinpflaster; endlich hält er vor dem Friedhofsthor.

Ich trete ein. Wie still ist's hier! Es ist fast Dämmerung; das trockene Herbst-Ilub wird vom Wind gefegt. Kein Mensch weit und breit — nur die endlosen Hügeln. Alles still - so still.

Nur wenig Schritte noch, dann kann ich Dein Grab sehen. Dort ist es schon!

Gleich bin ich bei Dir o wie fürchterlich!

Zu täupfen ein tiefes, gähnendes Loch!

— Ist denn der Sarg eingebrochen und liegt die kalte, nasse Erde Dir auf Gesicht und Brust?

Lin Fest. H03

So feicist Du unser Fest mit?

Der Himmel fahl. Am Horizont ein greller rother und gelber Streif, von dem die Illhlcñ Väume sich tiefschwarz abheben.

Plötzlich ein schriller Ton — ich fahre zusammen. Der Tobtengräber zieht die Glocke zum Zeichen, daß der Friedhof geschlossen wird, und fein großer Hund setzt sich hin und heult — und heult!

Ich werfe mich über das Grab und weine fassungslos. Du hier so allein in diesem Grauen, in dieser Dunkelheit, Du, die alles Schöne so liebte und alle Wärme, alles Licht!

Und zu Hause das Fest — sind sie denn Alle wahnsinnig?

Ich schütte die Blumen auf das Grab — ach, es hilft Nichts, es hilft Nichts; hier leuchten sie nicht.

Und diese Glocke — dieses Heulen!

Noch wenige Minuten, und ich muh gehen. Mir graut, und doch möchte ich die ganze Nacht hier bleiben, damit Du nicht so allein bist. —

Ich muß fort zu den Lebenden. Leb' wohl.

Ich bin zurückgekehrt; Niemand weiß, wo ich gewesen. Ich kühle die Augen und Neide mich rasch festlich an; die ersten Gäste kommen bereits.

Lauter frohe Gesichter, Scherze, Lachen, Gläserklingen! Ich lache und scherze mit.

Toaste weiden gehalten, und der Eine spricht von dem Andenken an die Verstorbenen.

Manche sind ernst dabei. Manche sentimental; Ginige haben Thranen in den Augen — eine wohlthnende behagliche Traurigkeit, bei der das Gefühl überwiegt: „Es ist doch recht angenehm, daß ich lebe und daß es mir so gut schmeckt.“

— Das Fest ist vorüber; Alle schlafen. Endlich schlafe auch ich und träume —

daß sie noch lebt, und kann nicht begreifen, warum ich mich so um sie geängstigt habe.

Von der
Deutschen Verlags-Anstalt.
Die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, die sich durch
ihre illustrierten Klassiker-Ausgaben — wir erinnern an
den illustrierten Hauff, an die Grimmschen Märchen,
an die kürzlich erschienene Neuauflage des illustrierten
Schiller, dem eine solche der Goethe'schen Weile folgt
— eine würdige, künstlerische Fassung der besten
geistigen Schätze des deutschen Volkes bedeutende Ver-
dienste erworben, — hat neuerdings fast gleichzeitig
drei neue hervorragende Prachtwerke auf den Markt ge-
bracht, die allerdings einem andern Gebiete angehören: dem
der Reiselitteratur — das Wort weniger in seinem lehr-
haften, als im künstlerischen Sinne gefaßt. Es sind Werke,
die uns Landschaften oder Menschen vor die Augen zusammen
mit dem Auge des Künstlers sehen lassen wollen, die un-
serem ästhetischen Sinn, unserer Empfindung genug thun und
heiteres Wohlbehagen erregen wollen — keine umschriebenen,
recht nützlichen und recht praktischen, aber auch recht trockenen
Bücher.

Dem einen Reisenoch ist die Natur, dem andern der Mensch das interessantere Object.
Lediglich die letztere, wenigstens soweit es den bildlichen Theil des Wertes betrifft,
— führt uns Eduard Zetsche in seinen den Umgebungen Wiens gewidmeten Weile*)
vor. Eduard Zetsche erfreut sich des Vortheils, den Zeichenstift wie die Feder mit
gleicher Gewandtheit handhaben zu können. So vermag hier der Zeichner dem Schilder-
er und umgekehrt sich auf's Beste anzupassen, so vermag der Eine den Andern vortrefflich
zu ergänzen und abzulösen. Zetsche führt uns zuerst in die nächste Umgebung Wiens:
nach Schünbrunn, Leixenbourg, sodann in den Wienerwald, an die Donau, in die Vor-
alpen und den Semmering, schließlich in das südliche und westliche Hochgebirge: zum
*) Aus den Umgebungen Wiens. Schilderungen und Bilder von Eduard Zetsche.

Illustrierte Bibliographie.

^05

Waldbach.

Au: Eduard Zetsche, „Auch die Umgebung in Wien“. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt
Nord und Süd. I. XX. 1897. 27

H06

Nord und Süd.

Schnceberg, auf die Raxalvc, in das Oetschergebiet und das Gebiet des Dürrsteins
letsche weiß warm und anschaulich zu schildern und seine Beschreibung durch inter-
essante historische und kulturhistorische Details zu würzen. Die von ihm herrührenden.
90 Voll- und Teztbilder neben die großartigen und lieblichen Schönheiten der Land-
schaften stimmungsvoll wieder; die xylographische Ausführung ist vortrefflich wie die

Die Mmilche Nuine im P»il von Schimilunn,

llu»: Vdiillid Zell che, „Nu» den Umgebungen Wie»«". Ltutlglllt. Deutsche

!el!!lg«-Äi>No.It,

ganze Ausstattung des Weites, die dem Rufe der Deutschen Verlags'Anstalt vollauf
entspricht.

Ausschließlich der Menschenschilderung ist ein anderes Werl, das uns in die moderne
Großstadt versetzt, gewidmet; und zwar ist es der Mensch von besonders ausgcvrägter
Eigenart, der in seiner charakteristischen Erscheinung dem Stifte des satirisch-humoristischen
Künstlers ein so dankbares, willkommenes Objct bietet. „Münchner Or'ginale" sind es.
die uns eine Anzahl der begabtesten Münchner Künstler vorführen*). Wo sich Meister
*) „Münchner Or'ginale,"

Anstalt,

von Conrad Dreher. Stuttgart, Deutsche Verlags-

Zllusniite Niblioglaphe.

^0?

^^^

«

M v

der humoristischen Zeichnung wie Ed. Grützner, August Oberländer, Theodor Grätz, Franz Stuck, Adolf Hengeler und andere, als Illustratoren der „Münchner Fliegenden Blätter“ bekannte, Künstler vereinen, — da muh natürlich ein Werk entstehen, dessen siegreicher Humor, dessen lebensvolle Charakteristik nicht zu überbieten ist. Da finden wir alle jene Prachtgestalten Isar-Athens: den Packträger, das Rabiweib, den jüdischen Haustier, die Kaffee- und die Viertellnerin, die Zeitungsfrau, den „Wogelvrotzen“ und neben diesen und anderen Typen der Großstadt auch ein paar kraftvolle, gesunde Erscheinungen aus der nahen Gebirgswelt.

27*

«u»: Loniob Hlehe», »München« Oi'»>n»l«.' Etutt»<>it, Dlutsch« Neil»««-ilnst»It.

AuÂ«: Conrad Drther, â€Wlnchtilli OrdinalÂ«, " Stuttgart, Deutsche VerlaÂ«Â«-?!., stall.

^o

üoid und 2üd.

Ruine Ltahrembrig,

An,: Ednoid Zetsche, „Au« de» Umgebungen Wien»". Stuttgatt, Deutsche Veil«g«-Ansl»It.

Aul: Fti« Reiß, „Lustige« oui'm Schwarzwold." Slutlgait, Deulsche Verlagi-Lluftoll,

Vibliographische Notizen.

4<<

Conrad Dreher, der beliebte Münchner Komiker, der als Begründer des Schlicrseer Bauerntheaters auch weit außerhalb der Mauern Münchens bekannt geworden ist, hat zu den Bildern gutgemeinte, zum Theil auch wohlgelungene humoristische Verse, theils hochdeutsch, theils im Dialekt, geliefert.

An der Spitze der Münchner Originale steht Conrad Dreher selbst, dessen Portrait Meister Lenbach gezeichnet hat. —

Hat das eine der beiden Weck lediglich die Natur, das andere lediglich den Menschen bildlich verkörpert, so wird ein drittes Werk „Lustiges aus'm Schwarzwald"*) Beiden gerecht. Die durch leichte Färbung belebten Zeichnungen führen uns nicht nur anmuthende landschaftliche Scenerien, sondern auch die verschiedenen Gestalten des Schmarzwalbes in ihren originellen Trachten, Genrebilder, Szenen aus dem Volksleben u. s. w. in einer humorvollen, die Caiicltui aber vermeidenden Darstellung vor Augen. Die Aufgabe, die hübschen Bilder von F. Reih durch das Wort zu erläutern, haben I. I. Hoffmann und H. Tomsch in Versen und Prosavlaudercien, welche die Eigenart schwäbischen Vollsthum lebendig wiedergeben, mit Glück »gelöst.

Leider müssen wir mit Rücksicht auf das Format unserer Zeitschrift darauf verzichten, aus dem leytbcsprochenenWeile grötzeieBilder hier zu producircn, so daß unsere Leser nur einen unvollkommenen Gindruck von der Qualität der Reih'schen Illustrationen erhalten. —

Möge dm drei Werthen die Gunst des Publicums. die sie vollauf verdienen, in reichem Matze zu Theil weiden. ^ ! -

»u«: Flitz Reih, „Lustig«» Il»»'m Echwillizwold

Stuttgart. Deutliche Veilllgl-IInstolt,

*) Lustiges aus'm Schwillizwllld. Mit Illustrationen von Fritz Reiß. Text von I. I. Hoffmann und H. Tomsch.

X^H

'<-

,,,^'^

^^ „X ^^?

Nord und Süd».

Bibliographische Notizen.

Zeitschrift für Deutsche Philologie. Begründet von Julius Zacher. Herausgegeben von Hugo Gering und Oskar Erdmann. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

Vor andern germanistischen oder philologischen Zeitschriften zeichnet sich die Zeitschrift für deutsche Philologie bei wissenschaftlicher Gründlichkeit durch große Mannigfaltigkeit des Inhalts aus, so daß sie auch den nicht mit streng fachwissenschaftlichen Studien sich befassenden gebildeten Laien, die ein tieferes Interesse für ihre Muttersprache haben und sich einen Ueberblick über die verschiedenen Gebiete der germanistischen Wissenschaft zu verschaffen und zu erhalten wünschen, warm empfohlen werden kann».

Alte und neuere deutsche Literatur, alle Theile der Sprachwissenschaft, Verslehre, Mythologie, Alterthümer und Kulturgeschichte werden berücksichtigt; Personalnotizen und Zeitschriftenschnitt, auch aus dem Auslande (Dänemark und Schweden), weisen den Leser auf bemerkenswerthe Vorgänge in der wissenschaftlichen Welt und alle in das germanistische Fach schlagenden bedeutendsten Erscheinungen hin.

Nie uns vorliegenden eisten zwei Hefte des 27. Bandes enthalten folgende Abhandlungen: „Der große Waldgott der Germanen" von M. Roediger; „Naudouin de Sebourc in altniederländischer Bearbeitung" von W. Golther; „Sprachliche Bemerkungen zu der von Seemüller herausgegebenen österreichischen Reimchronik Otton III." von F. Bech. „Lieber das altdeutsche Badewesen" von E. Martin; „Zu Klaiber's „Lutherana" v. G. Ehrismann u. I. Meier; „Goethe's Gedichte „Nur Miedings Tod" und „Ilmenau" von H. Düntzer; „Festner, Lotte und Gotter" von R. Schlosser; „Johann Fritzner", Nekrolog von Konrad Maurer; „Zur Kaiserchronik" von F. Vogt; „Altdeutsche Predigten" von Ph. Strauch; „Zum Heliand" von H. Gering; „Zu Max v. Schenklendorf's Gedichten" v. R. Sprenger; „Von dem Reichtum des Priesters Johannis" von F. W. E. Roth; „Zu Tietrich's Flucht" von R. Sprenger; „Zum Till Eulenspiegel" von demselben; „Kleine Nachträge zum Deutsche Wörterbuche" von R. Reicher. —

Auch die literarischen Besprechungen und kleineren Beiträge bringen viel Werthvolles und Interessantes. Wir machen auf die beachtenswerthen Erörterungen aufmerksam, die der Herausgeber Oskar Erd-

mlInn — der, wie wir aus den Personal»
notizen ersehen, als Mitarbeiter am Deutschen
Wörterbuche für den von M, von Lezer
unvollendet hinterlassen«! Band (von wlr>
bis u?) eingetreten ist — im Anschluß an
I. Poeschels Abhandlung in dm Wissen-
schaftl. Beihefte zur Zeitschrift des allgem.
Dtsch. Sprachvereins über dieInversion
nach „und" giebt. Diese oft oberfläch-
lich discutirte Frage wird von O. Eidmann
mit gründlicher Darlegung des geschichtlich
entwickelten Sprachgebrauchs und zugleich
mit sorgfältiger Sondrung der verschiedenen
Stilarten behandelt. ^'.

Tic dramatische Kunst in Danzig von
1«15-18»3. Von Otto Rub. Danzig,
Theodor Bertling.

Dieser erste Versuch einer zusammen-
hängenden Geschichte der dramatisch«« Kunst
Danzigs darf auf mehr als locale Bedeutung
Anspruch machen; das Büchlein enthält
Manches, was für die Theatergeschichte
überhaupt, im weiteren Sinne für die
Kulturgeschichte von Werth ist. Der Kenner
der Danziger Theatrcruerhältnisse in den
letzten Jahrzehnten wird in dem tabellari-
schen Theil manche Irrthümer, Lücken und
Inconsequenzen finden, deren Beseitigung
in einer etwaigen späteren Auflage sehr
wünschenswerth ist. O. ^V.

Die Leistungen der deutschen Frau in
den letzten 4Ntt Jahren aus wissen-
schaftlichem (Gebiete. Von Elise
Oclsncr. Guhrau, Max Lemke,
Frau Elise Oelsner ist als Vor-
kämpferin für die Frauenfrage längst schon
weithin bekannt, und als eine der bedeutend-
sten unter ihren Mitstrebcnden ist sie zu
bezeichnen, nicht nur wegen ihres Talentes,
sondern weil sie sich nicht begnügt, zu be-
haupten, sondern sich auch bestrebt, zu be-
weisen, wofür sie in die Schranken tritt.

Nur iene Emancipation der Frau halten
wir für unbedingt gerechtfertigt, die das
Niederreißen aller Schranken, welche wider
die Erwerbsmöglichkeiten der Frauen auf-
gerichtet sind, anstrebt! Es ist nach
unserem Dafürhalten absolut zeitwidrig,
das Recht der Individualität so beein-
trächtigen zu wollen, baß die Möglichkeit,
auf jedem Arbeitswege das tägliche
Brot zu verdienen, gesetzlich gehindert

wild: und das Recht der Individualität den Frauen absprechen, das hieße den Er-rungenschaften unserer Cultur an die Krone greifen! Frau Elise Oelsner wirkt seit beinahe dreißig Jahren praktisch und theo-retisch, durch opferwilligste Vereinsthätig-leit und durch geschriebenes und gesprochenes Wort für die Forderung »er sittlichen und intellectuellen Fortbildung des weiblichen Geschlechts. Dieses Mal hat sie ihre scharfe und blanke Waffe erhoben, um wider jenes Verbot zu kämpfen, das den Frauen in Deutschland die meisten Hörsäle unserer Hochschulen, wo die Befähigung zur Aus-übung eines akademischen Berufes erworben wird, verschließt. Tief in die Jahrhunderte ist Elise Oelsner eingedrungen und hat durch fleißiges Forschen und unermüdliches Suchen ein beweiskräftiges Material für die geistige Befähigung der Frauen zu-sammengetragen, wider das selbst ein In-quisition-Richter mit seinen Argumenten nicht aufkommen sonnte. Das uns vor-liegende, sehr empfehlenswerthe Buch ist nur der erste Theil der Werkes, der uns die Leistungen der Frauen im Gebiete von Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft — der üblichen Zweitheilung —vorführt; in einem anderen Theile sollen wir er-fahren, welche Verdienste die deutsche Frau sich auf religiösem und philosophischem Gebiete erworben. Aber jetzt schon stimmen wir in vollster Uebcrzeugung ein in den Ruf Elise Oelsners: „Die gebildete Frau Deutschlands ist reif für jedes wissenschaft-liche Studium,“ und nur Voreingenommen-heit kann versuchen, sie daran zu hindern! ^ . U,

Wegweiser durch das Riesengebirge und die Grafschaft Olatz. Von D. Letzner. Leipzig, Bibliographi-sches Institut.

Der bewahrte Führer liegt nun in neunter, unter Mitwirkung des Riesen» gcbirgs-Vereins bearbeiteter Auflage vor, die ebensowohl hinsichtlich der Zuverlässig-keit der Angaben wie der Ausstattung alles Lob verdient. Die böhmische Seite des Niesengebirges ist eingehender als bisher berücksichtigt worden. Von dm karto-graphischen Beilagen seien erwähnt: Special-karte des Niesengebirges, desgleichen des Isergebirgcs, ein nach der Natur aufge-nommenes Panorama von der Schneckoppe aus der Vogelschau, Panorama vom Riesen-gebirgc (von Warmbrunn aus), Stadtvlan von Hirschberg, Karte der Grafschaft Glatz und vom Gesenke, ein Routennetz.

Von der in der Reiselitteratur immer mehr einreißenden Reclamemacherei, welche die Glaubwürdigkeit solcher Werte völlig in Frage stellt, halt sich das vorliegende Weil durchaus frei; sogar auszeichnende Steine bei Gasthöfen:c. sind weggelassen, ein Verfahren, das wir nur billigen können. Der Preis des Führers beträgt nur 2 Ml. Eine suchende Veele. Roman von ***. Leipzig, Carl Reißner.

In eine Mädchenseele sind die Zweifel an Gott eingezogen! Einst hatte das Mädchen inbrünstig beten können, und Gottes Allmacht und Güte warm ihr die Pole, zwischen denen die Welt sich bewegte — dann waren im Sturme und Drange des Lebens die Zweifel über sie gekommen! Und sie ringt und kämpft um der Wahrheit Licht: von überall her sucht sie Gründe, und von überall her kommen die Gegen- gründe ihr, bis — die Liebe ihr Herz er- füllt! In der Liebe sieht sie dann die Offenbarung des Göttlichen hier auf Erden; in ihr die Verkündung echter Gotteslehre, den Inbegriff der wahren Religion. — Die Gestaltung dieses Themas ist sicher eine wohlberechtigte und ausgiebige dichte- rische Aufgabe, die aber zu lösen dem Ver- fasser des obigen Buches nicht sonderlich gelungen ist. Seine Figuren sind nicht Gestalten von Fleisch und Blut; sie sind ungeschliffene und mit Sprache ausgestattete Avstractionen eben des dichterischen Themas. All' ihr Denken und Thun culminirt einzig in der großen Frage: Ist Gott? und in Discussionen hierüber. Man wird schier müde ob des unaufhörlichen „Für" und „Wider"; ein Herzens-Interesse an den Personen kann daneben kaum auf- kommen. Was nützen da eine Anzahl recht sinniger Aussprüche und reifer Gedanken, wenn nirgends das Leben selbst pulst und ruft! So schreibt man Abhandlungen, aber keine Geschichten. ^ . ^".

Neue Novellen von Alfred Friebmann. Mannheim, I. Nensheimer.

Das neueste Nouellm-Buch Alfred Friedmanns enthält nur zwei Er- zählungen: „Mädchenfreundschaft" und „Liebe und Pflicht" — Beides Dichtun- gen von hohem poetischen Werth. Auf die Lebenswahrheit hin darf man Alfred Friedmanns Gestalten selten prüfen und noch seltner die Totalität seiner Geschichten. Aber eines eigenartigen Zaubers ist er Meister; bis in das Herz hinein werden

q!4

Nord und Ziiio.

wir ergriffen von einzelnen Situationen;
wir glauben wirklich zu erleben, was doch
nur Phantasie-Gebilde sein tann! Alfred
Friedmann gebietet eben über reiche poetische
Kraft und echte poetische Feinfühligkeit für
des Herzens Regen, sowohl für dessen
glühendes Verlangen als für die Bitternis;
seines Verzichten« — das ist's, was uns
seine Dichtungen, trotz aller innerlichen
Unwahrscheinlichkeiten und logischen Wider-
sprüche, rein menschlich so nahe bringt!

Kleine Zchriften von Heinrich Natter.

Mit einem Vorworte von Ludwig
Speidel und dem Portrait Heinrich
Natters. Innsbruck, V d l i n g e? s V e r l a g.

Der zu früh verstorbene treffliche
Bildhauer zeigt sich in den vorliegenden
kleinen Skizzen und Märchen als origineller
Erzähler. Seinen vielen Freunden wird
diese Gabe aus seinem Nachlas; doppelt lieb
sein, denn aus den anspruchslosen Blättern
des Büchleins redet nicht nur der Künstler,
sondern vor Allem der gemüthstiefe, gute
Mensch. ^.

Einsiedler und Genosse. Sociale Gedichte
nebst einem Vorspiel von Bruno Wille.

Vorwort von Julius Hart. Berlin.

S. Fischer's Verlag.

Julius Hart und der Verfasser selbst
schrieben diesem Büchlein Geleitworte. Ist
das nicht des Guten zu viel? Lyrik, welche
einer Erklärung bedarf, wird felten dadurch
empfohlen. Bruno Wille denkt und dichtet
so klar und schön, daß der Leser auch ohne
Commentlli ihm leicht folgen kann. Ter
Inhalt zerfällt in zwei Theile: Der Ein-
siedler und der Genosse. Schon in den
Gedichten der ersten Abtheilung, die der Ver-
fasser als lugcndgedichte bezeichnet, findet
sich Treffliches, besonders manche eigenartige
Nlltuibetiachtung, jedoch das Beste bietet
die zweite Abtheilung. Hier erringt sich
W. als socialer Dichter durch seine edle
Begeisterung für das Höchste und Beste
Achtung. Oft nimmt feine Sprache, mehr
in kräftigen Rhythmen, als in melodischen
Versen austlingend, einen erhabenen, prophe-
tischen Ton an, der große Gemüthstiefe
und innige Ucbcrzeugung verräth, 5l.

Ter Regenbogen. Sieben Dichtungen

von Theo tzerrmlnn. Verlag von
OZklliTlmm. Dresden. N. Moskau.

Wollte der Dichter durch den Titel
seines Buches die regenbogenartige Schön-
heit des Ganzen andeuten, so ist ihm dieser
Vergleich mißglückt. Die einzelnen Dich-
tungen sind nur so verschieden, wie die
Farben des Regenbogen?. Theo Herrmcmn

besitzt Tiller, aber mehr zur Naturschilderung als zur poetischen Erzählung. Während seine Poesie in „Lenz im Blockland“, „An der Nordsee“ und vor Allem in „Haldezigemicr“ einen hohen künstlerischen Aufschwung nimmt, ermatten in den anderen Dichtungen mehr oder minder ihre Schwingen und sinken zuweilen tief in's Prosaische hinab. A.

Tanz und Andacht. Gedichte aus Tag und Traum von Gustav Falke.

München, Druck und Verlag von Ol.

E. Albert «5 Co.

Würde nicht heutigm Tages aller feineren Poesie und besonders der Lhii! so wenig Verständniß und Theilnahme entgegengebracht, so müßte ein Dichter wie Gustav Falke längst in aller Leute Mund sein. Kraft, Adel, Grazie, tiefe Empfindung, frischer Farbens Schmuck und gesunder Humor sind die hervorragendsten Merkmale seiner Dichtungen. Als ein feinfühler Künstler erwägt er sorgfältig Bild und Beleuchtung, Wort und Weise. Zur Erläuterung des eigenthümlichen Titels „Tanz und Andacht“ dient das Vorwort: „Ob mit Tanz wir über Beten hin vor unsere Gottheit treten, gestern Schelme, heut Propheten, immer fromm sind wir Poeten.“ In der That spricht aus allen Theilen des vorliegenden Buches die wahre Frömmigkeit des Poeten, die geistige, göttliche Erhebung. Der Leser empfindet nach, was der Dichter in dem kleinen Gedicht „Zwischen Tag und Abend“ stimmungsvoll schildert: „Und ich fühl' mich hingetragen, wo die reinen Flammen weh'n, singend um den Sonnenwagen selig heitere Schaaren geh'n. lieber Wollen, über Welten, Triumphatorschritt, ziehen sie den Neune« sellten, den Erhöhten, den Erhellten, ihre goldne Straße mit.“ Da« Buch bietet so viel Anmuthiges und Schönes, daß eine Auswahl schwer fällt. Sein Inhalt zerfällt in Phantasiestücke, Vermischte Gedichte und Gedichte in Prosa. Die Phantasiestücke und Gedichte in Prosa sind zuweilen wunderlich wie die Bilder Böcklin's (z. N. Die Regeninsel. Der Berg, Der Ueberfall), aber niemals unschön. Nicht nur an Zahl, sondern auch an geistigem Gehalt die reichste Abtheilung bilden die Vermischten Gedichte. Hier offenbart sich die weite Gedankenwelt des Dichters am vielseitigsten und gemüthvollsten. Hier schlägt er die herzgewinnendsten Töne an. Wie neckisch ist „Der Schutz-

engel", wie rührend „Mich friert so sehr"! Welche Zufriedenheit mit dem herbm Dichterlose spricht aus „Gewinn"! Ja, Fülle kann mit Recht sagen: „Weil ich denn ein Dichter bin, fühl' ich dopvelt Schmerz und Schmerzen, ober durch das Dunel hin Leuchten goldner Himmelskerzen." >'.

Neue Gedichte. Von Detlev von Liliencron. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Die Kritik hat sich bisher an Liliencron schwer versündigt. Seine Freunde schaden ihm durch blindes, unmäßiges Lob, seine Feinde durch Unverständnis und ungerechten, hämischen Tadel. Erst die Nachwelt wird ihm gerecht werden. Eins aber steht schon jetzt unbestritten fest und wird wiederum durch seine Neuen Gedichte bewiesen, das ist: sein bedeutendes, bahnbrechendes, urwüchsiges Talent. Nach der Erklärung Schillers, der den Genius daran erkennt, daß er in der Natur die Natur mehrt, dürfte sich Liliencron sogar ein Genie nennen. Die treffendste Charakteristik von sich giebt er selbst in der Strophe: „Zu« weilen schießt ein Sten herab, in eines Menschen Brust hinab: Ein Dichter, der der Zukunft zollt, ein mächtiger Künstler gräbt sein Gold, zahllos sind ihm die Feinde, Nein zählt ihn, die Gemeinde." Leider fragen die meisten Beurtheiler bei der Aufzählung der Fehler dieses Dichters nie danach, ob die Vorzüge der Art sind, daß man die Mängel darüber vergessen darf. Auch die Neuen Gedichte enthalten einige Kluftausdrücke und Lebensjuchzer, die ohne Schaden wegbleiben konnten. Aber was bedeutet jene leichte Spreu gegenüber dem schweren, goldenen Weizen, den der Poet auf der vollen Tenne seiner Gedanken würfelt! Wie oft beschäftigt er sich mit dem höchsten Ernst des Lebens, mit dem Tode, und gewinnt ihm immer neue ergreifende Gestalten ab, z. B. Stupor, Der Kranz, Der souveräne Herr, Die Pest, Der eine Tag im Jahre, Die heilige Flamme! — Welch' ein tiefes, wahres, echt deutsches Gemüth spricht aus den Gedichten: Der Maibaum, Heimkehr, Ein Erinnern, Einen Sommer lang, Schöne Iunitage, Das Kornfeld, Abschied, Die vergessene Hortensie, Pietä! Von lieblichen Liebesbildern sind hervorzuheben: Beppi, Zwiegespräch, Versteckte Jasminen, Das eine Kleid, Trotzköpfe, März, Frühlings» nacht und die herrlichen „Stammelvcrse nach durchsehnter Nacht". Dazu kommen noch färben- und gedankenvolle Schilderungen (Püddei Lüng, Ter schwermüthige König,

In Prngfred) und ein kerngesunder Humor
(Waldfcchrt, Ich und die Rose warten, Be-
trunken, Und so bleibt's Halter beim Alten,
Einmarsch in die Stadt Pfahlburg). Ist
das nicht des Schönen mehr als genug?

Vom stillen Leca«. Gedichte von

Richard Jordan. Halle a. b. S.

Druck und Verlag von Otto Hendel.

In dem Gedicht „Verglcichniß" sagt

Jordan bescheiden: „Graue Vöglein, halb
erst flügge, können ihre Lust nicht zügeln;
zwitchern leis nur, und doch zittern sie
vor Sehnsucht mit den Flügeln. Meinen

Liedern sind sie ähnlich" u. s. w. Den
vorliegenden Gedichten haftet wenig Un-

reifes an. Sie sind fem von der deutschen
Heimat in Guatemala entstanden; daher

herrscht in ihnen der Ton der Wchmuth.
der Sehnsucht, des Heimwehs vor. Ihre
Wirkung beruht nicht auf blendendem Bilder-
reichthum und neuen, kühnen Gedanken,
sondern auf froher, warmer Empfindung.

Besondere Erwähnung verdienen: „Himmels-
lundc," „Im Sturm," „Geistesgruß," „Sei
wieder gut," „Ter erste Brief von unsrem
Kind," „Tröstlich," „Nnnde," „Aus dem
Tagebuche eines Mönchs," „Bilder aus der
Wildnis;" X.

Di>iL«Mi,zen« Lieliel. LezprecliunL imcu Hu«««.b! äer KeMclion vnrbeiiillten.

Li!», ' Inventur, ü, .Vu», I^püix, <', I-'. ZUM«, '.

N»«!«i, ZV,, V»!«nte» In ^!<n>! ,l»m li«n I^r»»,

?e»t»t«i>cl>'<>»n!n«t«l »», » ,> ,>in l'on'ex

<Äm!>id>M ». 4«! 8tr»»»bi>-5, K. ,1,1°, ülmei-.

2ueli, .X,, IKi-lmteü». ünnmn. 2vel üiimi«.

Leiün. Md,»!,^', Lullüu,

2o?->^!H, I,, Nie »c! ,v?«t,>,n. Ilonmii. LwtlMit,

Nützciic' Ve, Inss« „ü!<w!t.

2IOWI>In«f, N., ,ll!,ss^»i>>, >I!> s!e,li<!nt^, I»>«!8.

von L. Iluole. Ijlem,<i. ZI, I!l>!„«u,z Xxclis,

0»,i^ie«<«, >,. Nie ?llieliten ,i?5 lleicdtmms.

X«ei ^niMt«?, Von, V<>!--s, »uwl!«. ,!e»t,<>'n«

Xuzß, I^if? .!^, ?. Ilob>>!»!5,

DI««!», s!,, >o!<i!><cli-ß>>iin»ni!!<'iu> UNtterzllss>>i>.

Dritt« V,,li, ««,!!„. 8, cr«n!„»en.

vildoi-l, I-',,, Die »nülcl!««!!«,'!,,! le!Ä>I. l'e!«!?

von ZI, ^!l>,!i«,, .V»t,,n», !!,ntzrke ^ul^.

.Xmgtl'^iam. X. NiocKumm,

vuln»», H., Nie cl^i Zlullletiew. üt Nii!«t>'.

von ZI, I^eioir. 8tuttzl>rt, Ne»t«cbe V^r!»ii^'

.^„>t»!t.